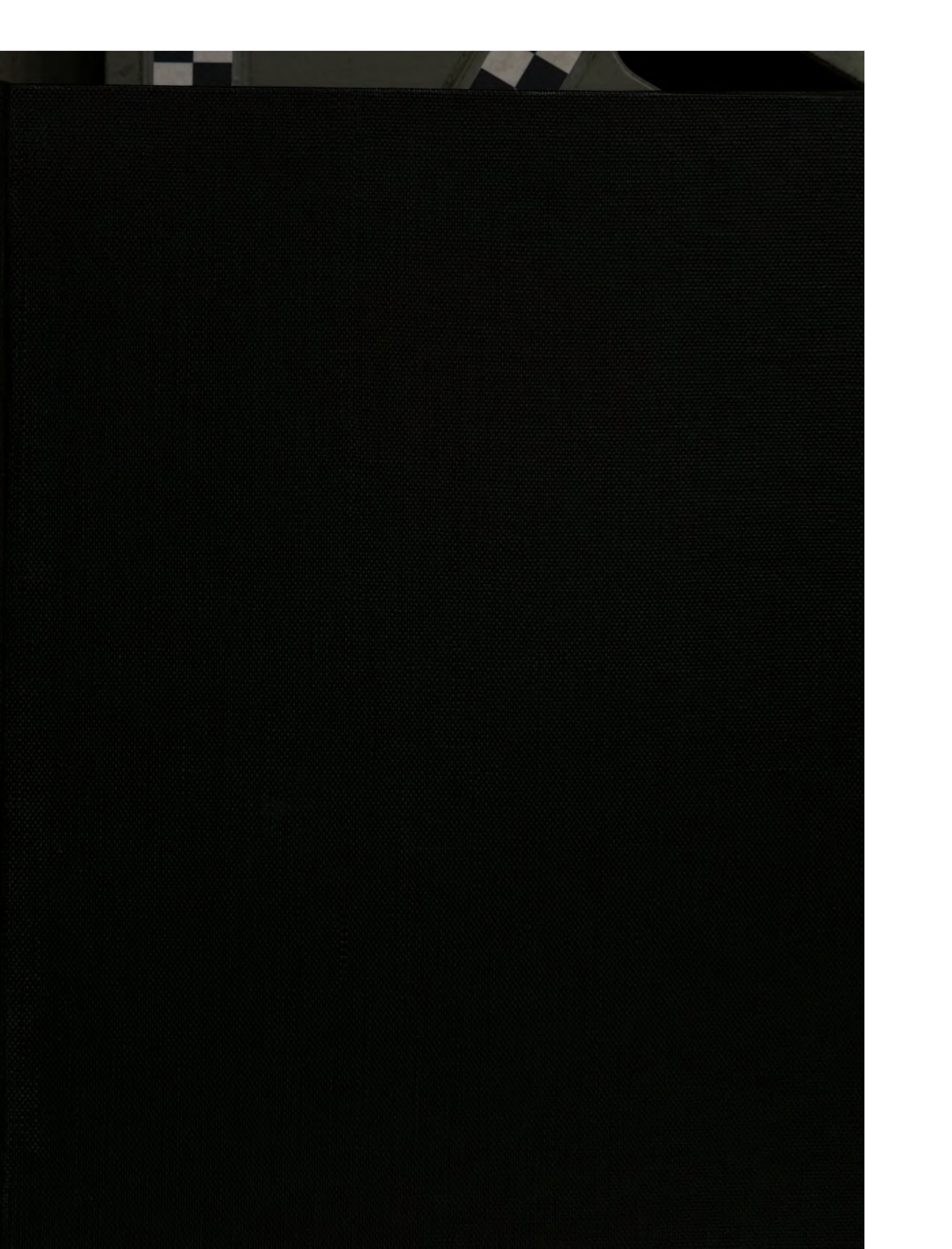
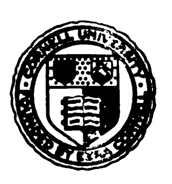
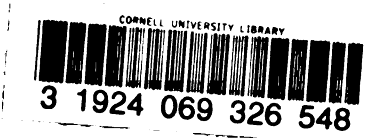
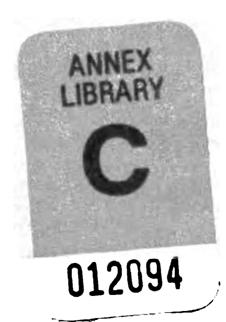
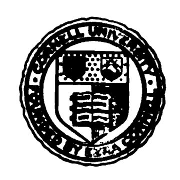







CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 326 548


ANNEX
LIBRARY
C
012094






CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 326 548

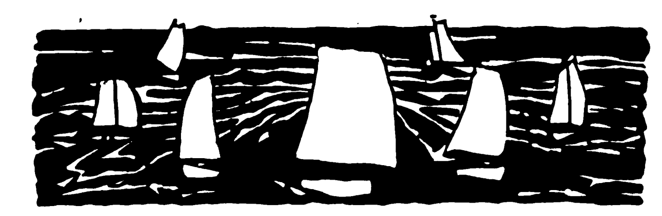
DIE·WOCHE.

Nummer 14. **Berlin, den 7. April 1900.** **2. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 14.

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und dessen Vororten bei der Geschäftsstelle Zimmerstraße 39—41, sowie bei allen Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und sämtlichen Buchhandlungen;
im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 8331);
im Ausland bei den Postanstalten folgender Staaten:
Belgien (4,04 fr.), Dänemark (2,83 Kron.), Italien (4,88 Lire), Luxemburg (4,20 fr.), Niederlande (2,10 fl.), Norwegen (3,05 Kron.), Oesterreich ([Postzeitungsliste Nr. 4239] 3,70 Kr.), Schweden (3,10 Kron.), Ungarn (4,01 Kr.).
(Der in Klammern gestellte Betrag ist der vierteljährliche Abonnementspreis.)
In der Schweiz nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten Abonnements entgegen.
Für Frankreich nimmt die Firma H. Le Soudier, 174/176 Boulevard St. Germain, Paris, Abonnements entgegen.



Die sieben Tage der Woche.

29. März.

Der Reichshaushaltetat wird vom Bundesrat nach den Beschlüssen des Reichstags angenommen.

Die Kommission im Preußischen Abgeordnetenhaus zur Beratung der Warenhaussteuer faßt Beschlüsse, die eine Verschärfung der Regierungsvorlage bedeuten.

Das Berner Schiedsgericht fällt sein Urteil in der Delagoabahnfrage, wonach Portugal zur Zahlung von etwa 23 Millionen Franken an England und die Vereinigten Staaten verurteilt wird.

In Pretoria findet die Leichenfeier für General Joubert (Portr. S. 586) statt, die sich zu der großartigsten Trauerkundgebung gestaltet, die die Hauptstadt Transvaals je gesehen hat.

30. März.

Das Preußische Abgeordnetenhaus vertagt sich gleich dem Reichstag bis zum 24. April.

In Wien und fast allen Provinzen Oesterreichs finden gewaltige Schneestürme statt, die den gesamten Straßen- und Eisenbahnverkehr erheblich beeinträchtigen.

Aus Algier trifft die Meldung ein, daß die Franzosen nach heftigem Kampf die Oase Inrhar erobert haben. Die Verluste der Araber betragen 600 Tote, 1000 Verwundete und 500 Gefangene.

31. März.

Der Kaiser empfängt in Gegenwart der Staatssekretäre Graf Bülow und Vizeadmiral Tirpitz den Bischof von Schantung, Dr. von Anzer (Portr. S. 581), in längerer Audienz.

Lord Roberts telegraphiert aus Bloemfontein über ein Gefecht mit den Buren nordwestlich von Brandfort, wobei zwei englische Offiziere und zehn Mann getötet, acht Offiziere und 159 Mann verwundet werden.

Infolge der stürmischen Scenen in der italienischen Kammer giebt der Präsident Colombo (Portr. S. 574) seine Demission.

Die Transvaalregierung teilt den fremden Konsuln amtlich mit, daß eine Zerstörung der Goldminen nicht in Aussicht genommen, geschweige denn ein derartiger Beschluß gefaßt worden sei.

1. April.

Der Kaiser verleiht dem deutschen Botschafter in Petersburg, Fürsten Radolin, das Kreuz der Großkomthure des königlichen Hausordens von Hohenzollern.

Mit dem heutigen Tag tritt das neue Postgesetz in Kraft.

Präsident Krüger ernennt den General Louis Botha (Portr. S. 573) anstelle des verstorbenen Generals Joubert zum Höchstkommandierenden der Burenarmee.

2. April.

Offiziös wird erklärt, daß die Preußische Regierung der Warenhaussteuervorlage in der von der Kommission beschlossenen Fassung ihre Zustimmung nicht geben könne.

Bei Bushmankop, südlich von Bloemfontein, erleiden die Engländer eine schwere Schlappe. Eine ganze Abteilung mit sechs Geschützen wird von den Buren überrumpelt und ohne Kampf gefangen genommen.

Die italienische Deputiertenkammer wählt mit 265 Stimmen aufs neue Colombo zum Präsidenten.

3. April.

Der Kaiser teilt dem Oberbürgermeister Becker von Köln mit, daß er in diesem Jahr eine Torpedobootsdivision den Rhein hinauffahren lasse, die Köln anlaufen werde.

Die italienische Kammer nimmt die neue Geschäftsordnung an und vertagt sich bis zum 15. Mai.

In der französischen Kammer wird der Antrag, die Eröffnung der Weltausstellung zu vertagen, mit 357 gegen 52 Stimmen abgelehnt.

4. April.

Der portugiesische Minister des Aeußern erklärt in der Kammer, daß Portugal auf Grund früherer Verträge mit England, den Transport englischer Truppen und Kriegsmaterials von Beira nach Rhodesien gestattet, und die Transvaalregierung davon verständigt habe.

Aus dem Haushalt des Volkes.

Von Professor Dr. Walther Lotz (München).

Gelegentlich der Veranlagung zur Einkommensteuer in Preußen 1899/1900 hat sich ergeben, daß die Haushaltungen und die Einzelsteuernden, die wegen Einkommens unter 900 Mark steuerfrei bleiben, nur mehr 64,28 Prozent der Bevölkerung umfassen, während 1895/96 diese Schicht 68,66 Prozent des preußischen Volkes darstellte. Der Anteil der Bevölkerung, die mit 900 bis 3000 Mark Einkommen veranlagt wird, hat sich von 25,58 auf 27,42 Prozent der Gesamtbevölkerung in der gleichen Zeit vermehrt. Gewiß ist diese Feststellung sehr erfreulich, weil sie auf ein Aufsteigen vieler bisher unter 900 Mark Einkommen beziehender Familien in bessere Verhältnisse schließen läßt. Immerhin darf aber nicht übersehen werden, daß auch noch 1899/1900

nicht ganz zwei Drittel der preußischen Bevölkerung als Einzelsteuernde oder im Verband einer Haushaltung nur unter 900 Mark, und 91,70 Prozent — also mehr als neun Zehntel der Bevölkerung — unter 3000 Mark Einkommen zu verzehren haben. Mögen auch hier und da Irrtümer vorkommen, indem selbst der preußischen sorgsamen Finanzverwaltung Einkommensbeträge entgehen, so ist es doch sicher, daß in den Haushaltungen, die bis zu 900 Mark zu verzehren haben, die Daseinsbedingungen der großen Mehrheit des preußischen und wohl auch des deutschen Volkes sich spiegeln, und daß diese breite Schicht der Bevölkerung durch die Art, wie sie lebt und wirtschaftet, wie sie ferner als Abnehmer landwirtschaftlicher und gewerblicher Produkte auftritt, einen sehr bedeutsamen Einfluß auf das Wirtschaftsleben ausübt.

Am anschaulichsten würde das Bild sein, wenn wir von allen Schichten der Bevölkerung nicht nur Beispiele der Einkommensverhältnisse, sondern auch Beispiele dafür hätten, wie sie ihr Geld verwenden, mit anderen Worten, wie ihr Haushaltungsbudget beschaffen ist. Stichproben hierfür liegen uns insbesondere aus der gewerblichen Arbeiterschaft und den Haushaltungen der kleinen Geschäftsleute und Beamten vor. Sie dürfen in einem Punkt nicht sofort verallgemeinert werden. Diejenigen Familien, die dem Forscher mühselige Einzelbuchungen ihrer Haushaltsangaben liefern, sind die ordentlichsten. Sie weisen regelmäßig recht geringen Verbrauch an Spirituosen und daher niedrige Ausgaben für einen Posten auf, dem leider viele andere, die uns kein Budget liefern, in ärmeren und reicheren Kreisen Deutschlands unverhältnismäßig mehr — regelmäßig zu viel — von ihrem Einkommen opfern.

Immerhin zeigen die Haushaltsrechnungen, die geliefert werden, sehr viel Lehrreiches. Es sollen zunächst einige Beispiele hier gegeben und dann einige Betrachtungen daran geknüpft werden.

Fangen wir bei einer besonders ärmlichen Schicht an. Frl. G. Dyhrenfurth zeigt, daß Heimarbeiterinnen in der Berliner Schürzenkonfektion, die es bei angestrengter zehnstündiger täglicher Arbeit zum geringeren Teil bis zu 7 Mark, zum kleineren Teil auf über 7 Mark Wochenverdienst bringen, wöchentlich folgende Ausgaben haben:

für die mit einer andern Person geteilte Wohnstube		1,50 Mk.
für Feuerung, Spiritus zum Kochen, Petroleum, Wäsche		0,95 „
für Mehl, Gemüse, Graupen u. dergl.		0,70 „
für Kartoffeln		0,15 „
für zwei Brote		1,00 „
für Milch	35 Pf.	
für Salz, Zündhölzer	10 „	
für Kaffee	40 „	
für Butter	50 „	
für Schmalz	38 „	
für Kassenbeitrag	22 „	1,95 „
	Summa	6,25 Mk.

Hier bleibt für Fleischkost, Anschaffung von Schuhen und Stiefeln wöchentlich so gut wie nichts übrig, wenn der Wochenlohn 7 Mk. nicht übersteigt.

Vergleichen wir hiermit wohlsituierte Arbeiterfamilien mit 800 bis 1200 Mk. Einkommen, so liefern für die Beurteilung von deren Lebensweise die Veröffentlichungen der Hirsch-Dunckerschen deutschen Gewerkvereine von 1897 ein reiches Material. Nach Rundfragen in ganz Deutschland ergiebt sich, daß diese Arbeiterfamilien für Wohnungen mit 1 bis 2 Zimmern und Küche im allgemeinen 150 bis 250 Mark Miete, je nach der Größe der Stadt, dem Stand des Marktes, den Ansprüchen u. s. w. zu entrichten hatten. Die Heizung und Beleuchtung machen jährlich 50 bis 90 Mark aus. Für Nahrungsmittel sind bei Familien mit 5 Köpfen zwischen 540 und 750 Mark aufzuwenden. Je nachdem noch Steuern und Kassenbeiträge viel oder wenig ausmachen (zusammen häufig 50 Mk.) und der Nahrungs- und Wohnungsbedarf billiger oder teurer befriedigt wird, bleibt vom Einkommen noch etwas mehr oder weniger für Schuhe, Kleider und Wäsche sowie Vergnügungen übrig (90 bis 200 Mk.). Hierbei sind Jahreseinkommen von 830 bis 1340 Mark vorausgesetzt.

Durchweg zeigen sich bei fast gleichem Lohn die Ausgaben für Fleisch, Milch, Butter u. s. w. um so geringer, je mehr hohe Mietpreise und hohe Brotpreise vorweg einen größeren oder geringeren Teil des Einkommens in Beschlag nehmen. Wie man mit 2,50 Mk. täglich eine Familie von 5 Köpfen in einer Provinzstadt ernähren kann, zeigt das Budget einer Maschinenbauerfamilie in Pasewalk in Pommern. Täglich wird 1/2 Pfund Fleisch zu 35 Pfennig, Brot für etwa 50 Pfennig, ein halb Pfund Butter zu 60 Pfennig, ein Liter Milch zu 12 Pfennig, Kaffee für 18 Pfennig, ein halb Pfund Zucker zu 15 Pfennig, Kartoffeln für 25 Pfennig verbraucht. Hierzu treten tägliche Ausgaben für Petroleum und Heizmaterial mit 35 Pfennig. Da die notwendigen Ausgaben für Nahrung und Heizung täglich 2,50 Mark betragen, für Miete und andere Ausgaben aber vom Lohn etwas übrig bleiben muß, so ist klar, daß der geringe Fleischverbrauch nicht auf Abneigung gegenüber diesem landwirtschaftlichen Produkt, sondern auf geringer Kaufkraft beruht.

Mit andern Worten, es bleibt für Fleisch, Zucker, Käse, Milch, Butter, Obst und andere landwirtschaftliche Produkte, ebenso aber auch für gewerbliche Erzeugnisse dem in knappen Verhältnissen Lebenden um so mehr Kaufkraft übrig, je weniger er für die unentbehrlichsten Dinge: Wohnung, Heizung, Brot, Kartoffeln auszugeben hat. In unsern Arbeitermassen schlummert noch ein Absatzmarkt, der gar nicht groß genug geschätzt werden kann, für diejenigen Betriebe der Landwirtschaft, die nicht gerade dem Getreidebau sich widmen, ferner für die gewerbliche Massenproduktion. Ein Beispiel möge dies veranschaulichen. Deutschland hat heute einen Zuckerverbrauch von 11 bis 12 kg. pro Kopf jährlich. Es ist bekannt, daß der jährliche Zuckerverbrauch, gerade wie der Fleischverbrauch, in Deutschland hinter England weit zurücksteht. Weniger bekannt ist, daß der Zuckerverbrauch Deutschlands, wenn wir nicht die Durchschnittsziffern, sondern die Haushaltungsbudgets von Reich und Arm vergleichen, riesige Verschiedenheiten aufweist. Ich stütze mich hier auf Untersuchungen des Tübinger Gelehrten Professor Neumann, die im Jahre 1895 veröffentlicht wurden und in weiteren Kreisen leider nicht so sehr, wie sie es verdient hätten, beachtet worden sind. Professor Neumann wollte zunächst an einer Zahl von Budgets von Familien mit unter 800 Mark bis über 10000 Mark Einkommen mit großer Akkuratesse Untersuchungen anstellen, um wieviel Prozent das Einkommen durch diejenige Verteuerung belastet werde, die die Zölle und Verbrauchssteuern des Reichs bewirken.*)

Sein Hauptergebnis war, daß die Zölle und Steuern des Reichs auf Salz, Zucker, Kaffee, Petroleum, Tabak, Spirituosen, Brot, Mehl, Getreide, Fett, Schmalz, Speck u. s. w. die Haushaltungen mit unter 800 Mark Einkommen mit 4,51—7,28 Prozent des Einkommens, die Haushaltungen mit 800—1200 Mark Einkommen mit 3,70—5,12 Prozent des Einkommens, dagegen die Haushaltungen mit über 10000 Mark Einkommen mit 1,13—1,26 Prozent des Einkommens belasteten. Speziell beim Zucker betrug damals (vor der letzten Erhöhung der Steuer) die Belastung durch die Steuer bei Haushaltungen über 10000 Mark 25,70 Mark = 0,11 Prozent des Einkommens, bei Haushaltungen unter 800 Mark 0,90 Mark = 0,17 Prozent des Einkommens. Nicht dies interessiert uns hier zunächst, sondern die Grundlage dieser Berechnung. Der absolute Verbrauch betrug in den Haushaltungen über 10000 Mark Einkommen jährlich 286 Pfund Zucker, dagegen in den Haushaltungen unter 800 Mark jährlich ganze 9 Pfund. Wir sehen die Hausfrauen dieser armen Familien vor uns, wie sie jedes Stück Zucker als Kostbarkeit abzählen. In dem reichen Haushalt mag man sagen: ich kann nicht mehr Zucker verbrauchen, auch wenn ich mehr dafür übrig hätte und den Zucker umsonst bekomme. In der armen Familie hören wir förmlich aus diesen Ziffern die Antwort: wir würden den deutschen Landwirten gern zehnmal soviel Zucker abkaufen, wenn unser Einkommen größer wäre, oder wenn uns bei gleichbleibendem Einkommen die Ausgaben für Brot und Wohnung mehr Kaufkraft für Zucker übrig ließen. Wer etwa noch hieran zweifeln mag,

*) Vgl. Fr. J. Neumann, Zur Gemeindesteuerreform in Deutschland mit besonderer Beziehung auf sächsische Verhältnisse. Tübingen 1895, S. 15—19. 256—262.



der betrachte bei Neumann die Budgets der Haushaltungen mit 800—1200 Mark Einkommen. Hier beträgt der durchschnittliche Jahresverbrauch an Zucker bereits 32 Pfund. Gegenüber diesen Typen muß der Verbrauch der Pasewalker Maschinenbauerfamilie, die oben erwähnt wurde, mit täglich 1/2 Pfund, also jährlich 91 1/4 Kilogramm, als ganz ausnahmsweise hoch bezeichnet werden, was mit der pommerschen Kochweise zusammenhängen dürfte. Vom Standpunkt der Landwirtschaft aus ist dieser pommersche Haushalt bereits ein idealer Konsument für Zucker, der Nachahmung verdient, während der Fleischverbrauch dort wie anderwärts noch um so unentwickelter bleibt, je teurer die unentbehrlichsten Unterhaltsmittel sind.

Jetzt soll zusammengefaßt werden, was diese Streifzüge in die Haushaltungsbudgets der Leute aus dem Volk lehren:

1) Wird durch Mißernte oder durch menschliche Bemühung bewirkt, daß für die zahlreiche Klasse der gewerblichen Arbeiter der Aufwand für unentbehrlichsten Bedarf (Getreide und Wohnung) sich verteuert, so ist zunächst nur einem Teil der Arbeitgeber es möglich, entsprechende Teuerungszulagen zu gewähren. Teuerungszulagen sind nicht denjenigen Lohnerhöhungen gleich zu erachten, bei denen vermehrte Arbeitsleistung eintritt. Hier kann nicht die Lebenshaltung und damit die Leistungsfähigkeit gesteigert werden. Es wird nur gerade die bisherige Lebenshaltung bei Teuerungszulagen fortgeführt. Arbeitgeber, die inmitten heftiger Konkurrenz stehen, können die Teuerungszulagen überhaupt nicht zugestehen, ehe die Preise ihrer Waren entsprechend steigen.

2) Soweit nicht Teuerungszulagen erlangt werden, und diese werden bei steigenden Preisen des notwendigen Bedarfs vielen Arbeitern immer versagt bleiben, wirkt eine Verteuerung des täglichen Aufwands in einer Arbeiterfamilie, z. B. für 4 Pfund Brot um täglich 7 Pfennig (gleich jährlich 25,55 Mk.*) notwendig zur Einschränkung des Verbrauchs in entbehrlicheren Dingen.

Entweder wird also der Absatz der Industrie im Inland durch geringern Verkauf von Wäsche, Kleidern, Schuhen u. s. w. geschädigt, oder diejenigen Bauern werden geschädigt, die Milch, Käse, Butter, Fleisch, Zucker, Gemüse, Obst u. s. w. liefern, oder endlich es wird an der Wohnung gespart, indem mehr Schlafburschen aufgenommen, die Wohnungen mehr überfüllt werden u. s. w. Im Fall schlechterer Ernährung und Behausung sinkt wieder die Leistungsfähigkeit der arbeitenden Bevölkerung als Gehilfe der Produktion. Ein Blick in die Haushaltverhältnisse der gewerblichen Arbeiterklasse zeigt also, daß keineswegs eitel Glück und Segen sich in allen Schichten des Wirtschaftslebens zu verbreiten braucht, wenn die Ernten oder die künftige Politik es verwirklichen würden, daß wir sehr viel höhere Preise der notwendigsten Lebensmittel als bisher beschert bekämen. Diese Dinge erschienen in früheren Zeiten sehr selbstverständlich. Heute dagegen blendet viele das Schlagwort, daß höhere Preise aller landwirtschaftlichen Produkte allgemeinen Segen bringen müßten. Es kann demgegenüber nur empfohlen werden, in den Haushaltungsbudgets nachzuprüfen, inwiefern bei den breiten Massen der Bevölkerung bei Getreideverteuerung die Kaufkraft für andere landwirtschaftliche und gewerbliche Produkte zurückgeht.

*) Dies bedeutet eine Mehrbelastung bei einem Einkommen von 900 Mark um jährlich 2,8%; hingegen bei einem Einkommen von 20000 Mark um jährlich 0,12% des Einkommens. Es ist danach menschlich sehr begreiflich, daß bei ärmeren Schichten der Gedanke teueren Brotes große Aufregung hervorruft.



General Louis Botha, der neue Oberbefehlshaber der Burenarmee.



Vom Kriegsschauplatz. Alle Meldungen von dem südafrikanischen Kriegsschauplatz treten vor der Nachricht vom plötzlichen Tod des Generals Joubert (Portr. S. 586) in den Hintergrund. Es liegt eine menschlich tiefergreifende Tragik in dem Schicksal dieses einfachen Mannes. Mehrmals führte er seine Mitbürger zum Sieg, die entscheidenden Schlachten, in denen die Unabhängigkeit des Freistaats begründet wurde, waren sein Werk — jetzt da sich der Stern der Republik zum Untergang neigt, erlischt auch plötzlich das Leben des Mannes, dessen einziger Gedanke die Freiheit seines Vaterlandes war. — Der unbefangene Beobachter kann sich aber der Thatsache nicht verschließen, daß General Joubert eigentlich zur rechten Zeit starb. Er war der Vertreter der alten Burentaktik, deren oberster Grundsatz war, so wenig Menschenleben wie möglich zu opfern. Die Resultate dieser Kriegführung sind bekannt; die Siege am Tugelafluß, am Modderfluß, sind durch diese kluge Defensive gewonnen worden. Ebenso klar ist es aber auch, daß es schließlich den Buren nicht gelang, die Frucht ihrer Siege zu pflücken, weil sie sich niemals zu dem Entschluß aufraffen konnten, ihrerseits zum Angriff überzugehn und dem wankenden Gegner den Todesstoß zu versetzen. Mit dieser Taktik scheint man jetzt im Burenlager endgiltig gebrochen zu haben. An die Stelle von Joubert ist General Louis Botha getreten, dessen ganze militärische Anschauungen mehr europäischen Verhältnissen angepaßt sind. Der neue Heerführer gehörte früher als Husarenoffizier der österreichisch-ungarischen Armee an, ehe er in Südafrika ein neues Feld für seine militärischen Talente fand. In den Gefechten in Natal zeichnete er sich wiederholt aus, und fast alle Stimmen waren einig, daß er der künftige Heerführer sei. In der That ist mit der Uebernahme des Oberbefehls durch General Louis Botha ein neuer Geist in die Kriegführung gekommen. Der Vormarsch des Lord Roberts ist jetzt plötzlich zum Stillstand gelangt, und die Buren haben nun von allen Seiten die Offensive ergriffen und sind bis in die unmittelbare Nähe der vom Feind besetzten Stadt vorgedrungen. Hier glückte ihnen ein kühner Handstreich. In einem Flußbett schnitten sie den Nachtrab der auf Bloemfontein zurückgehenden englischen Truppen ab und eroberten 7 Geschütze. Noch bedeutsamer ist die Nachricht, daß sie die Wasserwerke, die die Stadt Bloemfontein versorgen, eroberten und zerstörten. Dadurch wird die Stellung des Lord Roberts sehr schwierig, zumal da in jenen Gegenden der Winter anbricht und jeder Erfolg der Buren auch die in seinem Rücken stehenden holländischen Farmer wieder unter die Waffen ruft.

Die Obstruktion in der italienischen Kammer ist von der festzusammenhaltenden Mehrheit endgiltig besiegt worden, die Majorität konnte den Erfolg erringen, weil sie auf dem Posten war. Ob nunmehr die Stellung des Ministeriums Pelloux befestigt ist, ob es auf die dauernde Unterstützung der jetzigen Mehrheit rechnen darf, darüber mögen sich die Italiener selbst die Köpfe zerbrechen. Mehr oder minder gewaltsame Aenderungen der parlamentarischen Geschäftsordnung, durch die für den Moment eine Minderheit geschlagen wird, können hinterher verschiedene Wirkung haben. In England ist dadurch seiner Zeit der regelmäßige Gang der Verhandlungen gesichert worden, in Oesterreich kam die parlamentarische Maschine zu völligem Stillstand. Wir haben jüngst im Deutschen Reichstag auch eine Obstruktion erlebt, aber wie verschieden spielten sich diesseits und jenseits der Alpen die Dinge ab; bei uns voll-

zog sich alles innerhalb der Bestimmungen der bestehenden Geschäftsordnung, und das Aeußerste, womit die streitenden Parteien sich befehdeten, waren starke Ausdrücke. In Rom setzte man sich hüben und drüben über das, was Rechtens war, hinweg, und die Leidenschaft verstieg sich bis zu Prügeleien und andern Gewaltthätigkeiten. Es muß anerkannt werden, daß inmitten der wüsten Scenen der Präsident Colombo eine vornehme Ruhe bewahrte, er machte sich zum Vollstrecker des Mehrheitswillens, aber nicht einen Augenblick ließ er sich zu einer parlamentarisch anstößigen Haltung verleiten. Wenn es vielleicht auch ein bißchen Komödie war, daß er das Präsidium niederlegte, um sich gleich darauf wieder wählen zu lassen, so machte er doch einen ernsthafteren Eindruck als der Dichter Gabriele d'Annunzio (Portr. S. 581), der italienische „Uebermensch", der sich plötzlich der Obstruktion anschloß. Wenn er jetzt dem Beispiel Colombos folgt und sein Mandat niederlegt, so wird die Neuwahl vielleicht einen Fingerzeig geben, ob die Niederlage der Obstruktion bei den Wählern Eindruck gemacht hat, oder ob alles beim alten bleiben soll.

Die Pariser Weltausstellung. Als kurz nach der Weltausstellung zur Verherrlichung der Jahrhundertfeier der Großen Revolution im Jahr 1889 bereits wieder der Gedanke im französischen Volk auftauchte, den Beginn des neuen Jahrhunderts durch einen großen Weltjahrmarkt zu feiern, da war man vor allen Dingen in Verlegenheit, einen „Clou" für das neue Unternehmen zu finden. Tausende von Erfindern waren an der Arbeit, etwas Ungeheures zu ersinnen, das in dem bunten Wirrwarr der Ausstellungsobjekte, die aus aller Herren Ländern in der Seinestadt zusammenströmen würden, das wirklich Neue, das „Nochnichtdagewesene" sein sollte. Aber vergebens! Es war nicht mehr möglich, den Eiffelturm an Höhe zu überbieten. So begnügte man sich schließlich damit, durch die imposante Größe der ganzen Anlage das Fehlen eines alles beherrschenden Mittelpunktes wieder gut zu machen. Das Ausstellungsterrain wurde bis ins Ungeheure erweitert, ein ganzer Stadtteil mit in den Bereich hineingezogen. Ueberall war man darauf bedacht, die pittoresken Bauten, die leider nur ein kurzes Sommerdasein führen werden, der umgebenden Oertlichkeit anzupassen, und so hat man in der That ein Landschaftsbild von märchenhafter Schönheit geschaffen. Der nebenstehende Plan giebt ein anschauliches Bild dieses elfmalhunderttausend Quadratmeter großen Ausstellungsterrains wieder, von dem ungefähr 460 000 Quadratmeter teilweise mit Gebäuden von riesigen Dimensionen bebaut sind. Wie ein verbindendes Band all dieser Baulichkeiten, deren Ausdehnung fast den zehnten Teil der Stadt Paris beträgt, schlingt sich die Seine in ihrer prachtvollen Schönheit wie ein Teil der Anlagen glänzend und malerisch um das Marsfeld, den Quai d'Orsay, den Trocadero, den Cours de la Reine und bildet die Achse des gesamten Gebäudekörpers, dessen malerischen Hintergrund die andern Teile der Ausstellung und das Invalidenviertel bilden. Von der Terrasse des Trocadero aus, das mit dem Marsfeld ein geschlossenes Ganzes bildet, erblickt man zu beiden Seiten die Panoramen, die Häuser der verschiedenen französischen Kolonien, das Gebäude für Jagd- und Fischereiausstellung, die Paläste für das Ingenieurwesen, die Gewerbeindustrie u. s. w. Ein Prachtthor von riesenhafter Dimension, dessen phantastische Bogen in allen Farben des Orients erstrahlen, ist der Haupteingang. Von seiner Höhe grüßt Frau Lutetia, die der Bildhauer als vornehme Weltdame im modernen Kostüm dargestellt hat, die Besucher, die aus allen Ländern der Welt herbeiströmen werden, um in flüchtigen Augenblicksbildern die Kultur eines ganzen Jahrhunderts und einer ganzen Welt an sich vorüberrauschen zu lassen.


Italienischer Kammerpräsident Colombo.



Welche Wertschätzung deutsche Musik und deutsche Musiker im Ausland genießen, dafür haben gerade die letzten Tage wieder höchst erfreuliche Beweise geliefert. In London fand das fünfzehnhundertste der populären Konzerte in der St. James Hall statt, die im Musikleben Englands eine ganz hervorragende Stellung einnehmen. Das Programm enthielt ausschließlich deutsche Kompositionen. In Paris dirigierte Felix Weingartner mit glänzendem Erfolg. In der französischen Hauptstadt wurde aber auch Siegfried Wagner in einer Weise geehrt, wie nirgends in der Heimat. Es liegt auf der Hand, daß man auf diese Weise in der Person Siegfrieds, von dessen eigenem Können man noch wenig kannte, Richard Wagner feiern wollte, der zur Zeit vielleicht der populärste Komponist in Frankreich ist.

In Deutschland ist inzwischen ein Oesterreicher ganz entschieden in den Vordergrund getreten: Hans Richter, der bisherige Kapellmeister der Wiener Hofoper. In Bayreuth hat er als musikalischer Leiter der Festspiele allerdings längst künstlerisches Bürgerrecht erworben, aber als Konzertdirigent wollte es ihm bisher nicht so glücken, wie in andern Ländern. Das hat sich mit einem Schlag geändert, seit er anstelle des durch Krankheit verhinderten Nikisch die Leitung des Pensionskonzerts des philharmonischen Orchesters in Berlin übernahm. Das Publikum feierte ihn mit einer Begeisterung, wie sonst kaum seine verwöhntesten Lieblinge, und die Kritik gab dem Publikum mit seltener Einstimmigkeit Recht.

Dem Berliner Publikum wurden in der letzten Woche nicht weniger als drei musikalische Novitäten beschert, von denen leider keine einen größeren Erfolg verzeichnen konnte. Die erste war allerdings nur für Berlin neu; der unter Leitung des Professors Alexis Hollaender stehende Cäcilienverein veranstaltete eine Aufführung des aus dem Jahr 1873 stammenden geistlichen Dramas Maria Magdalena von Massenet. Die Begabung des geistreichen Franzosen tritt wohl auch in diesem Werk an verschiedenen Stellen zutage, aber es krankt wie alle übrigen seiner Gattung daran, daß es nicht ganz Oratorium und nicht ganz Drama ist. Im Zentraltheater wurde eine von Erik Meyer-Helmund gedichtete und komponierte Operette „Die Heiratslustigen" gegeben, die in ihrer ersten Hälfte musikalisch recht hübsch ausgestattet ist, dann aber aus dem Rahmen des Vaudevilles plötzlich herausfällt und einen Anlauf zum ernsthaften Drama nimmt, zu dessen musikalischer Illustration der Komponist die nötige schöpferische Kraft nicht besitzt. Das königliche Opernhaus brachte das Ballet „Die roten Schuhe" von Regel und Haßreiter heraus, dessen mögliche günstige Wirkungen durch die etwas eintönige Musik, die Raoul Mader dazu geschrieben hat, beeinträchtigt wurden.

In Lübeck ging eine fünfaktige Oper „Die letzten Tage von Pompeji" von Reinhold von Montowt zum erstenmal in Scene. Die Kritik rühmt dem Dichterkomponisten Talent nach, das jedoch noch nicht ganz ausgereift sei. Die Oper währt 4½ Stunden, sie ist zu lang und wirkt daher trotz mancher ansprechender Einzelheiten schließlich ermüdend.

Heinrich Neumann.



Durch Erstlingswerke geht oft ein tendenziöser Zug. Mit der Feder in der Hand ziehen die jungen Himmelstürmer gegen alles Unrecht auf der besten dieser Welten zu Felde. Der Ankläger, der Richter ist noch stärker als der Dichter — zum Schaden des Kunstwerks. Alle Menschen erscheinen wie geteilt in zwei Lager — hier die Guten, dort die Bösen; hier die Engel, dort die Teufel. Früher spielten gewöhnlich gefürstete Tyrannen die Rolle der Theaterbösewichter, heute sind meist die Kapitalisten die Sündenböcke.

Erich Schlaikjers bürgerliches Schauspiel „Hinrich Lornsen", das jüngst im **Berliner** Schillertheater aufmunternden Beifall fand, macht keine Ausnahme. Der junge Verfasser ist ausgesprochener Parteimann, und sein erstes Stück ist im wesentlichen ein Parteistück. Dem Weltverbesserer Hinrich Lornsen haben die reichen Leute allerdings böse mitgespielt. Seine Mutter verfiel einem großen Rheder, und sein Vater suchte und fand den Tod in den Wellen, als er die Schande seines Hauses erfuhr. Um den jungen Rächer mundtot zu machen, bietet man ihm eine einträgliche Stellung an. Aber der Held bleibt sich getreu. Nachdem er seine Mutter durch den Tod verloren hat, läßt er seine Braut daheim und geht in die Welt hinaus, um für seine Ueberzeugung zu kämpfen. Die Darsteller thaten, was sie konnten. Des unglücklichen Helden nahm sich Ferdinand Gregori liebevoll an, und Marianne Wulf fand warme Töne für die arme Braut.

Ein neues Verdienst um die Belebung griechischen Geistes erwarb sich der Akademische Verein für Kunst und Litteratur durch eine Aufführung der „Antigone" von Sophokles im Lessingtheater, die wieder von Hans Oberländers Einrichtungskunst Zeugnis ablegte. Die Darsteller setzten sich wie bei der Vorstellung des „Oedipus" aus Berufsschauspielern und Liebhabern zusammen. Mit Marie Holgers (Ismene), Albert Heine (Kreon) ist vor allem Luise Dumont vom Deutschen Theater zu nennen, die eine Antigone von marmorner Schönheit schuf.

Die letzten Tage der Woche standen unter dem Zeichen zweier Gastspiele. Im Berliner Theater erschien Adele Sandrock, die den Berlinern bereits bekannt ist, und im Lessingtheater versammelte Agnes Sorma ihre treue Gemeinde. Schon die Stücke, in denen die beiden Sterne glänzen, sind bezeichnend für die verschiedenen Richtungen ihrer Kunst. Während die frühere Wiener Hofburgschauspielerin gern sogenannte große Rollen giebt, welche Wucht und Leidenschaft verlangen, wie Maria Stuart, Medea, Deborah, schildert die gefeierte Berliner Schauspielerin mit lebendigen Farben moderne Frauen wie Nora, Cyprienne oder die Christine in Schnitzlers „Liebelei". Dort die „große" Heroine alten Stils mit lautem äußerem Erfolg, hier die schlichte Menschendarstellerin mit tiefer innerer Wirkung.

Plan der grossen Pariser Weltausstellung.
Gezeichnet für die „Woche" von Kartograph H. Amend.

Draußen im Reich wird es noch zu Ende der Spielzeit hinter den Kulissen lebendig. Kurz vor Thoresschluß haben auswärtige Bühnen mehrere neue Stücke zur Aufführung gebracht. Im **Münchener** Residenztheater fand das Lustspiel „Seine Gestrengen" des beliebten Hofschauspielers Alois Wohlmuth, der selbst die Hauptrolle gab, freundlichen Beifall, und in **Dresden** belachte man den neuesten Schwank von Moser und Trotha „Der wilde Reutlingen", mit dem der frühere Hofschauspieler Paul ein längeres Gastspiel eröffnete.

Die neuen Stücke, die auf **Wiener** Bühnen aufgeführt wurden, werden kaum den Weg zu uns finden. Das quälende Schauspiel „Grethel" des Zionisten Th. Herzl, das den traurigen Fall einer ungetreuen Frau behandelt, wollte die Zuschauer im Raimundtheater nicht recht erwärmen. In demselben Haus veranstaltete Philipp von Haas zu wohlthätigen Zwecken eine Aufführung seiner Komödie „Andreas Gerhard", die von einer unglücklichen Ehe handeln soll. Der Verfasser ist Großkaufmann und schreibt in seinen freien Stunden Stücke. Er kann sich's leisten.

Otto Krack.

Die Börsenwoche.

Der Tanz ums goldene Kalb hat sein Tempo im Lauf der Woche zwar manchmal verlangsamt, aber er dauert fort, ungeachtet der offenen Gegnerschaft maßgebender Kreditinstitute, die bekanntlich die in diesem Umfang noch nicht dagewesene Anschwellung der Verpflichtungen ihrer Kundschaft mit Besorgnis betrachten. Daß wir uns in einer ganz exceptionellen Geschäftsperiode befinden, davon legte auch der Reichsbankausweis für die letzte Märzwoche Zeugnis ab. Das Zentralinstitut verzeichnete beim Quartalwechsel eine Anspannung, wie sie in der gleichen Zeit seit seinem Bestehen noch nicht dagewesen ist. Die Wechsel- und Lombardeinreichungen erfuhren in der letzten Märzwoche eine Anschwellung von 282 Millionen Mark, und sie erreichten damit die Höhe von 1118 Millionen Mark gegen 984 Millionen Mark in der gleichen Zeit des Vorjahrs. Der Metallbestand ging um 116 Millionen zurück gegen 94½ Millionen in der Vorjahrswoche, und der Goldvorrat stellte sich Ende März auf nur rund 500 Millionen Mark. Die Bank kam mit nicht weniger als 238 Millionen Mark in die Notensteuer, während sie in der dritten Märzwoche noch über eine steuerfreie Notenreserve von 154 Millionen verfügt hatte. Daß die Reichsbank im Monat April, in dem ja bedeutende Rückflüsse zu erwarten sind, aus der Notensteuer kommen werde, erscheint äußerst unwahrscheinlich. Im Vorjahr hatte die Bank Ende April wieder über eine steuerfreie Notenreserve von 43½ Millionen Mark verfügt bei einem Bankdiskont, der am 4. Mai auf 4% herabgesetzt wurde. Vorläufig beträgt der Bankdiskont noch 5½ Prozent, und der Satz von 4 Prozent wird so bald nicht in Kraft gesetzt werden können.

Diese Daten sprechen für sich selber. Sie zeigen auch, daß die Leiter der Reichsbank sehr klug gehandelt haben, als sie in keine übereilte Diskontermäßigung willigten, wie sie von gewisser, der Börsenspekulation Vorschub leistender Seite gefordert war. Wer sich heute noch die Augen dagegen verschließt, daß die Börsenlage, hauptsächlich infolge der überaus gespannten Geldverhältnisse, zur Vorsicht mahnt, der verfügt über eine nicht gerade beneidenswert Leichtherzigkeit Es wäre aber verfehlt, die Lage darum grau in Grau zu malen und den „Krach“ zu prophezeien. Man darf nicht vergessen, daß die Geldanspannung auf einen gesunden Ursprung, den großen industriellen und wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands, zurückzuführen ist und daß die Börse nur zu einem verhältnismäßig geringen Teil Geldmittel festgelegt hat. Außerdem ist in Betracht zu nehmen, daß unser potentes Kapitalistenpublikum es ist, nicht aber die eigentliche Börsenspekulation, das Industriepapiere ankauft und festhält. Daß diese Käufe nur zum Teil mit eigenem Geld bezahlt sind, ist mehrfach an dieser Stelle betont worden, und hierin liegt das Hauptmoment, das zur Vorsicht mahnt, nämlich vom börsentechnischen Standpunkt aus betrachtet. Ein jäher Umschlag der industriellen Konjunktur, und dies ist doch wohl das ausschlaggebende Moment, dürfte nicht zu befürchten sein.

Dieser Gedankengang ist es auch, der die „an der Quelle“ sitzenden Kreise, nämlich die so enorm prosperierenden rheinisch-westfälischen und oberschlesischen Industriellen zum Zukaufen ermuntert und die Kurse der Industriepapiere immer wieder in steigende Bewegung versetzt. Es vollzieht sich bei der gegenwärtigen Höhe des Preisstandes darin allerdings ein häufigerer Besitzwechsel als noch vor einiger Zeit. Gegenwärtig erfreuen sich die Kohlenwerte in höherem Maß der Gunst als Eisenaktien. Die vor kurzem noch an dieser Stelle angezweifelte Einführung der Harpener Bergwerksaktien an der Pariser Börse ist inzwischen erfolgt, und zwar am Komptantmarkt der Kulisse, und hat insofern die Phantasie der Spekulation befruchtet, als man auch von einer angeblich beabsichtigten Pariser Einführung anderer Montanwerte sprach. Weit mehr angeregt haben die Spekulation aber die neuen Kohlenpreiserhöhungen, die am 1. April in Kraft getreten sind.

Das Bankengebiet tritt noch immer hinter diesen Favoritobjekten der Börse zurück und zwar mit Unrecht. Nachdem die Dividenden für 1899 von unsern Bankaktien getrennt sind und die Kurse einen entsprechenden Abschlag erfahren haben, sollte man sich doch erinnern, daß unsere großen Bankinstitute in hervorragendem Maß an der Gunst der geschäftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse auch im Jahr 1900 teilnehmen. Junius.



Freiherr von Akerhjelm, ehemaliger schwedischer Minister, † in Stockholm (Portr. S. 584).

Graf Benedetti, ehemaliger französischer Botschafter am preußischen Hof, † in Paris im Alter von 83 Jahren (Portr. S. 584).

Joseph Bertrand, ständiger Sekretär der Pariser Akademie der Wissenschaften und Mitglied der „Académie française“, † am 3. April in Paris.

Assistenzarzt Dr. Dittmer, † auf einer Expedition im Hinterland von Kamerun (Portr. S. 584).

Kammerherr Graf Konrad von Finckenstein, Mitglied des Herrenhauses, † auf Schönberg (Westpr.) im Alter von 79 Jahren.

Hofrat Prof. Dr. H. Th. Flathe, namhafter Historiker, † am 27. März in Loschwitz bei Dresden.

Archibald Forbes, der erfolgreichste Kriegskorrespondent der englischen Presse, † am 30. März im Alter von 64 Jahren.

Geheimer Ministerialrat August von Ganghofer, der Reorganisator des bayrischen Forstwesens, † am 29. März in München.

Weihbischof Dr. Hermann Gleich, päpstlicher Hausprälat, † am 2. April in Breslau.

Professor Dr. Gruber, bekannter Ohrenarzt, † in Wien im Alter von 73 Jahren.

Stadtschultheiß Haug, Mitglied des württembergischen Landtags, † in Langenau im Alter von 73 Jahren.

General Joubert, Oberbefehlshaber der Burenarmee, Sieger von Majubahill und in den Kämpfen des jetzigen Krieges um Ladysmith, † am 27. März in Pretoria (Abb. S. 586)

Abgeordneter Kolisch, freisinniges Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, † in Berlin am 29. März.

Geheimer Kirchenrat Dr. Julius Loebe, bekannter Ulfilasforscher, † am 29. März in Rasephas bei Altenburg.

Verlagsbuchhändler Dr. Paul Parey, † am 31. März in Berlin.

Baron Reinelt, Mitglied des österreichischen Herrenhauses und Präsident der Triester Handelskammer, † in Triest am 1. April.

Generalin Bernhardine von Salmuth, bekannt durch wohlthätige Veranstaltungen, † in Berlin (Portr. S. 580).



Dr. Paul Parey † Archibald Forbes †

Kultusminister von Sarwey, † am 1. April in Stuttgart.

Prof. Wilhelm Schulz, Dozent der Bergwissenschaften an der Technischen Hochschule in Aachen, † im Alter von 58 Jahren.

Vicomte Vajiro Syinagave, früher japanischer Gesandter am Berliner Hof, später Minister des Innern, † in Tokio.

Baron Florian von Ziemialkowsky, ehemaliger österreichischer Minister, † am 27. März in Wien (Portr. S. 584).

Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 579—586.

Der Kaiser und Prinz Heinrich auf der „Deutschland" (Abb. S. 579). Der alte Kreuzer „Deutschland", der die Kriegsflagge wohl kaum mehr in fernen Gewässern zeigen wird, hat wenigstens ruhmvoll seine Thätigkeit beschlossen. Er war das erste deutsche Schiff, auf dem ein preußischer Fürstensohn als deutscher Admiral nach dem fernen Osten fuhr. Obwohl die Mannschaft dort keine Gelegenheit fand, ihre Tüchtigkeit im blutigen Ernst zu zeigen, so haben doch die deutschen Blaujacken durch ihre Strammheit überall im Reich der Mitte Aufsehen erregt, und die mächtigen Formen des Kasemattschiffs, das trotz seines Alters noch immer sehr imposant aussieht, erregten nicht minder den Respekt der Chinesen. Als das Schiff jetzt nach mehrjährigem Aufenthalt wieder in den heimatlichen Hafen einlief, wollte sich der Prinz nicht von den Leuten, mit denen er so lange Zeit zusammen gewesen, trennen, ohne ihnen ein dauerndes Andenken zu hinterlassen. Der Kaiser fuhr selbst nach Kiel und ließ sich und seinen Bruder zusammen mit der Mannschaft photographieren. Das Bild ist ein schönes Zeichen des innigen Bandes, das den Kaiser und den Prinzen Heinrich an unsere junge Marine knüpft.

Gefangenenquartier Cronjes in Simonstown bei Kapstadt.

Neue Brückenbauten. Zwei neue Brücken, die nicht nur reine Nützlichkeitsbauten, sondern auch künstlerische Zierden deutscher Ströme bilden, sind in diesen Tagen unter freudiger Teilnahme der Stettiner und Wormser Bevölkerung dem Verkehr übergeben worden und zwar die dritte Oderbrücke in Stettin und die Straßenbrücke über den Rhein bei Worms (Abbild. S. 582), von denen besonders die Einweihung der letzteren durch die Gegenwart des Großherzogs von Hessen an festlichem Glanz gewann. Die Bauausführung der Wormser Brücke, an deren Gelingen das Hauptverdienst dem Architekten Geh. Baurat Prof. Hofmann (Porträt S. 582) und dem Baurat Riepel zusteht, begann im März 1897 und währte bis zum 26. März dieses Jahres. Als besonders wichtiger Vorzug beider Bauwerke muß ihre künstlerische Ausgestaltung hervorgehoben werden, ein Standpunkt, der bis vor wenigen Jahrzehnten noch als nebensächlich beim Bau von Brücken gegolten hatte.

Die neue Rheinbrücke bei Worms.

Bilder vom Krieg in Südafrika. Einer der Hauptfehler in der Kriegführung der Buren gegen Lord Roberts war die mangelnde Aufklärung und der nachlässige Wachdienst. Die Vorposten (Abb. S. 585) bemerkten meist erst die Bewegung des Feindes, wenn er bereits in voller Stärke heranmarschierte und an einen geordneten Widerstand nicht mehr zu denken war. So gelang es Lord Roberts, die Armee unter General Cronje schließlich ganz zu umstellen. Die Lage der Buren unter dem vernichtenden Artilleriefeuer des Feindes war verzweifelt. Schließlich flüchteten sie sich vor den Lydditbomben in schnell ausgehobene Höhlungen am Modderfluß (Abbildung S. 585), aber auch diese füllten sich bald mit Leichen, so daß die Ueberlebenden das Gewehr strecken mußten. Unter den Gefangenen befand sich auch ein ehemaliger deutscher Offizier, Leutnant von Haister (Portr. S. 586), der nun auch das schwere Los der Gefangenschaft mit den neuen Waffenbrüdern teilt. Schwer genug muß es für manchen Buren gewesen sein, von denen viele das Meer noch niemals gesehen hatten, als sie als Gefangene auf die Transportschiffe bei Kapstadt gebracht wurden (Abb. S. 585). Auch den Engländern haben die letzten Kämpfe noch viele Opfer gekostet (Abb. S. 586). Um die Wunden des Krieges zu heilen, regen sich aber die Hände in der ganzen Welt. Das deutsche Rote Kreuz hat vor kurzem bereits die dritte Hilfsexpedition (Abb. S. 586) entsandt. Die Truppe führt ganz bedeutende Vorräte von Verbandstoffen aller Art mit sich.

König Humbert in der Offiziersreitschule von Tor di Quinto (Abbildungen S. 584). Was für die preußische Armee die Reitschule von Hannover, das ist für das italienische Heer die Reitschule von Tor di Quinto. Hier erhalten die Offiziere der berittenen Truppen die letzte Ausbildung in der höheren Reitkunst. Fast alljährlich besucht König Humbert die Anstalt, und in einem Cyklus von sportlichen Veranstaltungen legen dann die Offiziere Proben ihres Könnens ab. Der Italiener liebt etwas das Exzentrische. Und so will es dem nüchternen Beobachter manchmal scheinen, als ob hier in Tor di Quinto Uebungen betrieben werden, die zwar sehr geeignet sind, das Publikum in ein angenehmes

Gruseln zu versetzen, deren praktische Verwendbarkeit im Feld aber einigermaßen bezweifelt werden muß.

Prinz Heinrich in der Schiffsmodellversuchsstation des Norddeutschen Lloyd (Abb. S. 580). Die deutsche Schiffsbaukunst hat sich in kurzer Zeit eine geachtete Stellung in der Welt erobert. Um so mehr muß es wunder nehmen, daß bis vor kurzem in Deutschland keine Station existierte, wo man an kleinen Modellen die Schnelligkeit und Stabilität der künftigen Meeresriesen erproben konnte. Selbst die Modelle des Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm der Große", der durch seine Schnelligkeit alle andern Schiffe der Welt übertrifft, wurden noch in dem italienischen Kriegshafen Spezzia probiert. Erst im Anfang dieses Jahres hat sich der Norddeutsche Lloyd entschlossen, eine derartige Versuchsstation auf eigene Kosten erbauen zu lassen. In diesen Stationen werden Modelle von Schiffskörpern aus Paraffin oder Holz durchs Wasser geschleppt. Die Kraft, die erforderlich ist, das Modell mit einer der wahren Schiffsgeschwindigkeit korrespondierenden Geschwindigkeit zu ziehen, wird mittels eines Dynamometers gemessen und für das Schiff umgerechnet. Indem man verschiedene Modelle auf diese Weise erprobt, findet man das heraus, das sich zum Bau des Schiffes nach seinem jeweiligen Zweck am besten eignet. In der Versuchsstation des Norddeutschen Lloyd macht auch die deutsche Kriegsmarine die ersten Versuche mit ihren Modellen. Prinz Heinrich besichtigte die Station, als er kürzlich nach seiner Rückkehr aus Ostasien der alten Hansastadt Bremen einen kurzen Besuch abstattete.

Münchener Feste. Unter der Aegide des kunstsinnigen Prinzregenten Luitpold von Bayern (Portr. S. 581), des greisen Herrschers, der sich trotz seiner am 12. März vollendeten 78 Jahre die geistige Elastizität und Frische der Jugend bewahrt hat, hat in der vergangenen Woche die Eröffnung des Künstlerhauses (Abb. S. 581) stattgefunden. Der stolze Bau im Renaissancestil, ein Meisterwerk Gabriel Seidls, der eine Hauptzierde der bayrischen Residenz ist, eignet sich wie kein anderer zu prunkvollen Festlichkeiten. Im Innern des von stolzen Zypressen überragten Portals der Hofmauer des Künstlerhauses hielten Pagen in Prunkkostümen, in Allongeperücken und Spitzenkragen, faltigen Wämmsen und Spitzenjabots die Ehrenwache, und durch dieses Spalier, dem Lorbeerhaine und blühendes Buschwerk wirkungsvolle Folie boten, schritt der greise Fürst, umgeben von den Prinzen des königlichen Hauses, um der neuen Heimstätte der Kunst in München, deren wärmster Förderer er ist, den weihenden Eröffnungsgruß zu bieten. Fünf Tage vorher, am 24. März, fand anläßlich des hundertjährigen Jubiläums der Königl. Bayr. Artilleriewerkstätten ein feierlicher Akt statt, dem ebenfalls der greise Regent in Begleitung seines ältesten Sohnes, des voraussichtlichen Thronerben Prinzen Ludwig, beiwohnte. Unser Bild (S. 580) stellt den Augenblick dar, in dem der Prinzregent die Festtribüne verläßt, um die in einer Halle zur Schau gestellte Ausstellung alter und neuer Armeegeräte zu besichtigen. Die königl. bayr. Artilleriewerkstätten gingen aus der im Jahr 1800 gegründeten Ouvrierskompagnie hervor, die bis 1878 bestand. Aus kleinen handwerksmäßigen Anfängen (zu Anfang des Jahrhunderts standen ungefähr 50 „Ouvriers" in den spärlichen Werkstätten vor Ambos und Hobelbank) hat sich im Lauf der Jahre das Musterinstitut entwickelt, in dessen riesigen Räumen jetzt an 1200 Arbeiter walten und in denen Dampf und Elektrizität bei Herstellung von Geschützlafetten, Armeefahrzeugen und dem größten Teil der Ausstattungsstücke aller Waffengattungen des bayrischen Heers thätig sind.

Das Begräbnis des Geheimrats Nikolaus Dumba (Abb. S. 584), dessen Tod wir in der vorigen Nummer gemeldet haben, gestaltete sich zu einer imposanten Trauerfeier, an dem die ganze Wiener Bevölkerung teilnahm. Der Verstorbene nahm seit vier Jahrzehnten in der Gesellschaft und in den Kunstkreisen Wiens eine hervorragende Stellung ein. Er war ein wirklicher Mäcen. Nicht eitle Prunksucht, sondern wahre Liebe und Begeisterung zur Kunst waren die Triebfedern seiner Handlungen. Die Summen, die er zur Förderung der bildenden Künste und der Musik aufwandte, repräsentieren ein ganzes Vermögen. Er begründete Makarts Stellung in Wien, indem er ihm große Deckengemälde in seinem Palais in Auftrag gab, und führte den Bildhauer Tilgner als Porträtisten ein. Der Wiener Künstlergenossenschaft schenkte er große Mittel zum Bau ihres Hauses, an dem vorbei nun sein Trauerzug ging. Die Musik dankt ihm eine Sammlung Beethovenscher und Schubertscher Manuskripte, die ohne ihn vermutlich in alle Winde zerstreut worden wären. Kaiser Franz Josef berief ihn ins österreichische Herrenhaus, wo er sich zu den Deutschliberalen hielt, und die Stadt Wien machte ihn zum Ehrenbürger.

Bilder von der Pariser Weltausstellung. Im Augenblick, wo Paris sich zur Eröffnung seiner Ausstellung rüstet, dieser großen Kundgebung der Kunst und des Gewerbefleißes der ganzen Welt, ist es von aktuellstem Interesse einen Ueberblick auf diese ganze riesenhafte Schöpfung zu werfen, die sich am 15. d. M. ungezählten Tausenden erschließen wird. Von unsern Abbildungen (S. 583) ist die eine von der Höhe des Eiffelturmes, die andere vom Trocadero aus aufgenommen. Die zahllosen Paläste, Gebäude, Maschinenhallen nehmen sich wie Riesenspielzeuge um das blinkende Silberband der Seine gruppiert aus.

Personalien. Mit dem Grafen Lerchenfeld-Köfering (Portr. S. 581), dem bayrischen Bundesratsbevollmächtigten und Gesandten, hat sich neuerdings die öffentliche Meinung viel beschäftigt. Es wurde behauptet, seine Stellung sei erschüttert, weil er im Reichstag für den Kunstparagraphen der lex Heinze eingetreten ist, während seine Regierung dazu eine ablehnende Haltung einnehme. Indessen wird offiziös von München aus versichert, daß dieser Vorgang keineswegs den Anlaß bieten werde, den verdienten Staatsmann von seinem Posten abzurufen. — Der Bischof Dr. von Anzer (Portr. S. 581) aus Schantung, der in letzter Zeit wieder in Deutschland weilte, ist hier vom Kaiser im Beisein der Staatssekretäre Graf Bülow und Admiral von Tirpitz in längerer Audienz empfangen worden. Er äußerte sich bei dieser, wie bei andern Gelegenheiten dahin, daß ein recht kräftiger diplomatischer Druck das beste Mittel sei, um den Christenverfolgungen in China zu steuern. — Der zum kommandierenden General des XII. (ersten sächsischen) Armeekorps ernannte Freiherr Max Klemens Lothar von Hausen (Portr. S. 581) war bisher Kommandeur der dritten sächsischen Division. Er entstammt einem alten Geschlecht, das früher besonders in Lothringen ansässig war; er selbst ist in Dresden am 17. Dezember 1846 als Sohn des Generalleutnants von Hausen geboren. — Der Kammersänger Franz Nachbaur (Portr. S. 581), der erste „Walter Stolzing" der deutschen Bühne, feierte kürzlich seinen 70. Geburtstag. Es verlautet zwar, der berühmte Tenorist, dem noch „braun die Locke glänzt", habe garnichts von seinem Ehrentag wissen wollen, aber schließlich hat er doch die Ehrungen über sich ergehen lassen. — In Frau Dr. Maria Wilhelmy (Porträt S. 580) konnte das Berliner Publikum jüngst eine neue tüchtige Konzertsängerin (Sopranistin) kennen lernen.

Unglücksfälle. (Abbildungen S. 582). Mit der Riesenausdehnung, die unsere modernen gewerblichen Betriebe angenommen haben, ist zugleich die Feuersgefahr gewachsen, zumal wenn Dampf und Elektrizität als Kraftquellen benutzt werden, und die umfassendste Vorsorge kann einzelne Katastrophen nicht verhindern. Nachdem vor kurzem erst in Rixdorf bei Berlin ein großes Warenhaus ein Opfer der Flammen geworden, zerstörte neuerdings wiederum ein großes Schadenfeuer das Gebäude der Gebrüder Alsberg in Oberhausen im Rheinland. Die Feuergefährlichkeit der großen Kaufläden, in denen Waren der verschiedensten Gattungen lagern, trat bei dieser Gelegenheit wieder mit erschrecklicher Deutlichkeit zu Tage; denn, obwohl in verhältnismäßig kurzer Zeit sechs Feuerwehrkompagnien zur Stelle waren, gelang es nicht, den Flammen innerhalb des Hauses Einhalt zu gebieten, man mußte sich vielmehr darauf beschränken, die anliegenden Gebäude zu schützen. Aber selbst dies gelang nicht einmal vollständig, da die große Hitze und der sprühende Funkenregen noch mehrere Häuser in Brand setzten, die schweren Schaden litten, wenn auch nicht ganz vernichtet wurden. Die vollständig massive Bauausführung konnte das Warenhaus nicht vor der Zerstörung retten, zwar die riesigen Steinpfeiler stehen noch, aber die Eisenträger haben nachgegeben, so daß die Stockwerke und das Dach in sich zusammenstürzten. — Noch beklagenswerter ist ein Unfall, der sich auf der Henrichshütte zu Hattingen in Westfalen ereignete. Dort stürzte ein Hochofen ein, und in den glühenden Eisenmassen, die sich aus seinem Innern ergossen, fanden fünf Arbeiter, die sich nicht rechtzeitig retten konnten, einen qualvollen Tod.



Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.



Korvettenkapitän von Koppelow. Vizeadmiral von Senden-Bibran. Der Kaiser. Fregattenkapt. v. Müller, Kommandant der „Deutschland“. Prinz Heinrich.

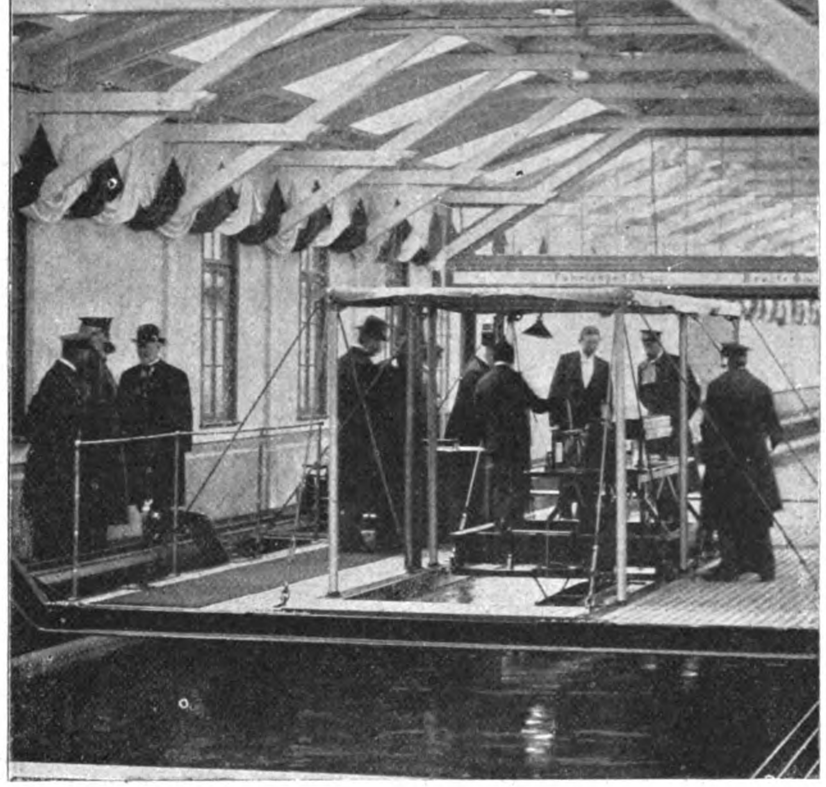
Der Kaiser und Prinz Heinrich im Kreise der Offiziere und Mannschaften der „Deutschland“ nach ihrer Rückkehr aus Ostasien.

Photographische Momentaufnahme von Arthur Renard, Kiel.



Adele Sandrock,
ehem. k. k. Hofburgschauspielerin.

Frau Dr. Maria Wilhelmy,
bekannte Konzertsängerin.



Prinz Heinrich in der Schiffsmodellversuchsstation des Nordd. Lloyd (Bremerhaven).
Photographische Momentaufnahme von W. Sander u. Sohn, Geestemünde.



Bianka Bobertag (Breslau) †,
namhafte deutsche Schriftstellerin.



Generalin B. von Salmuth †
(Berlin).

Thronfolger Prinz Ludwig. Prinzregent Luitpold.

Die Feier des hundertjährigen Jubiläums der Königl. Bayrischen Artilleriewerkstätten in München am 24. März.
Photographische Momentaufnahme von Hofphot. M. Obergaßner, München.



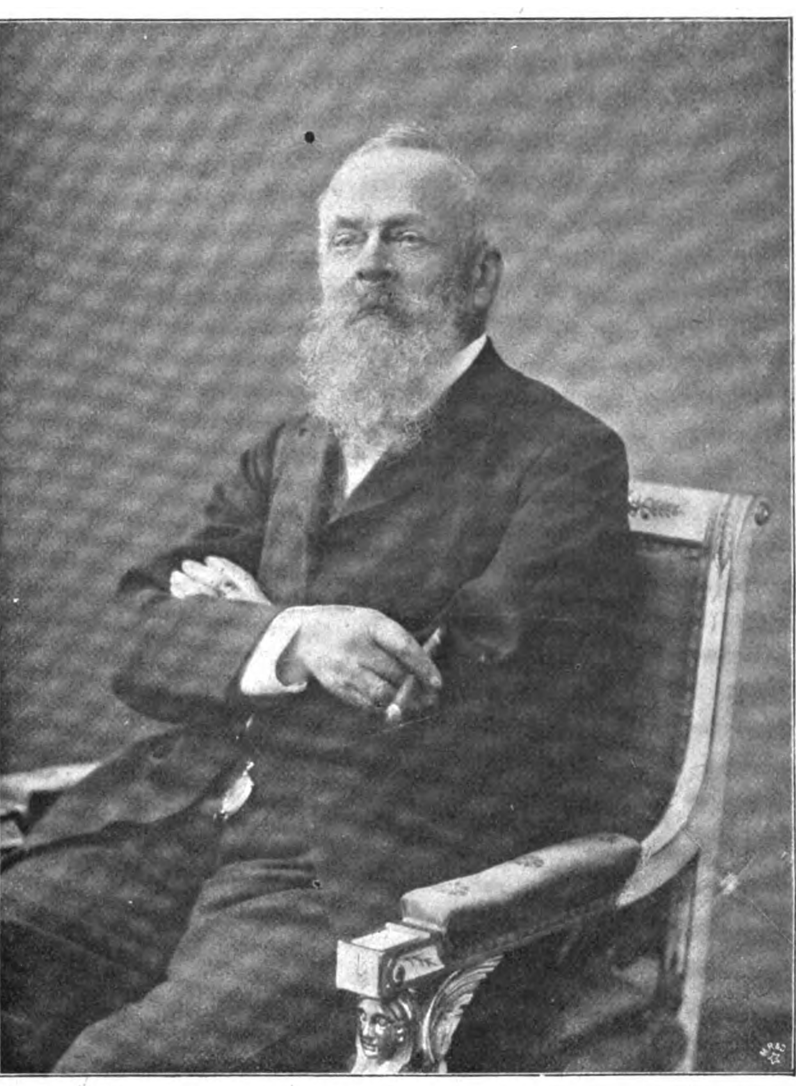
Graf von Lerchenfeld, bayrischer Gesandter in Berlin.



General Frhr. von Hausen, Kommandeur des XII. Armeekorps.



Major von François, ehem. Landeshauptmann von Südwestafrika (vgl. S. 587).



Prinzregent Luitpold von Bayern.
Neuste Aufnahme von Hofphotograph Bernhard Dittmar, München.



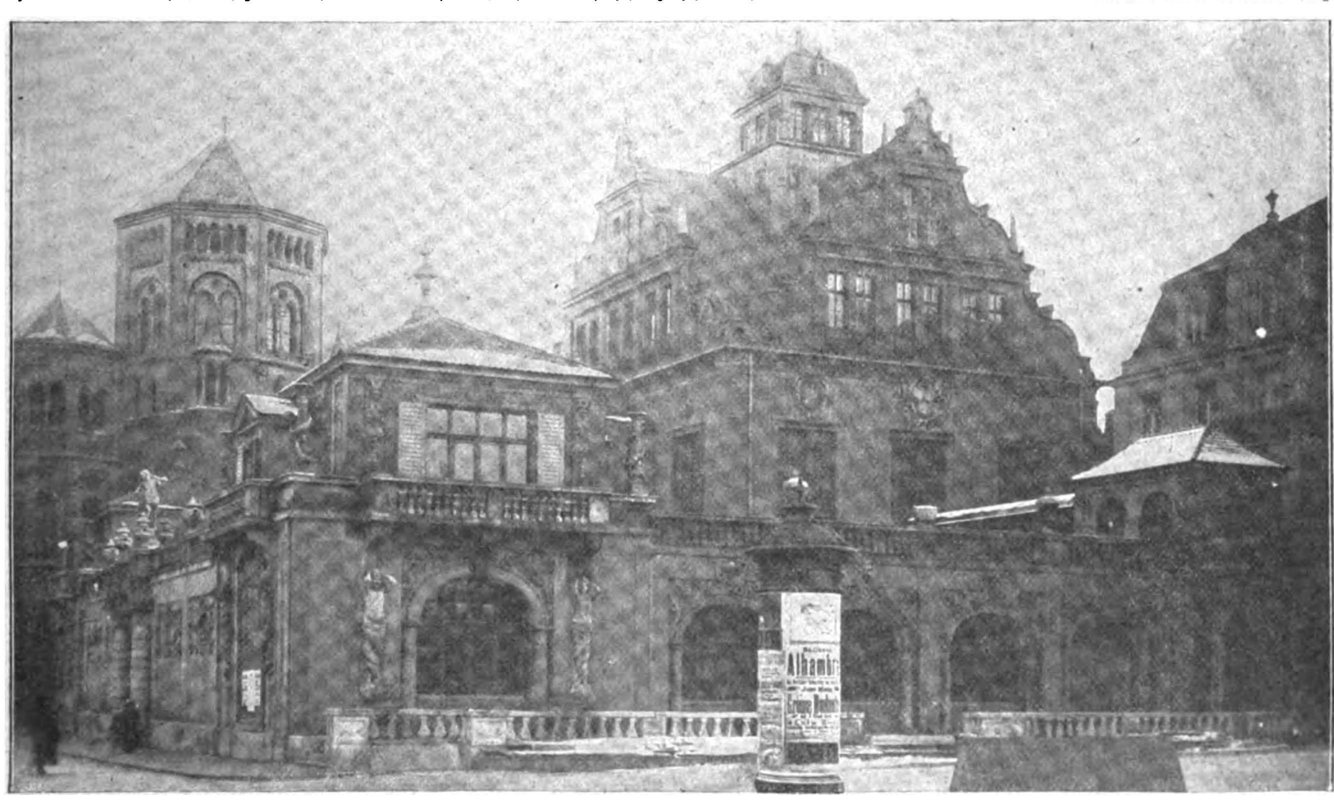
Bischof v. Anzer (Schantung), wurde vom Kaiser in Audienz empfangen.



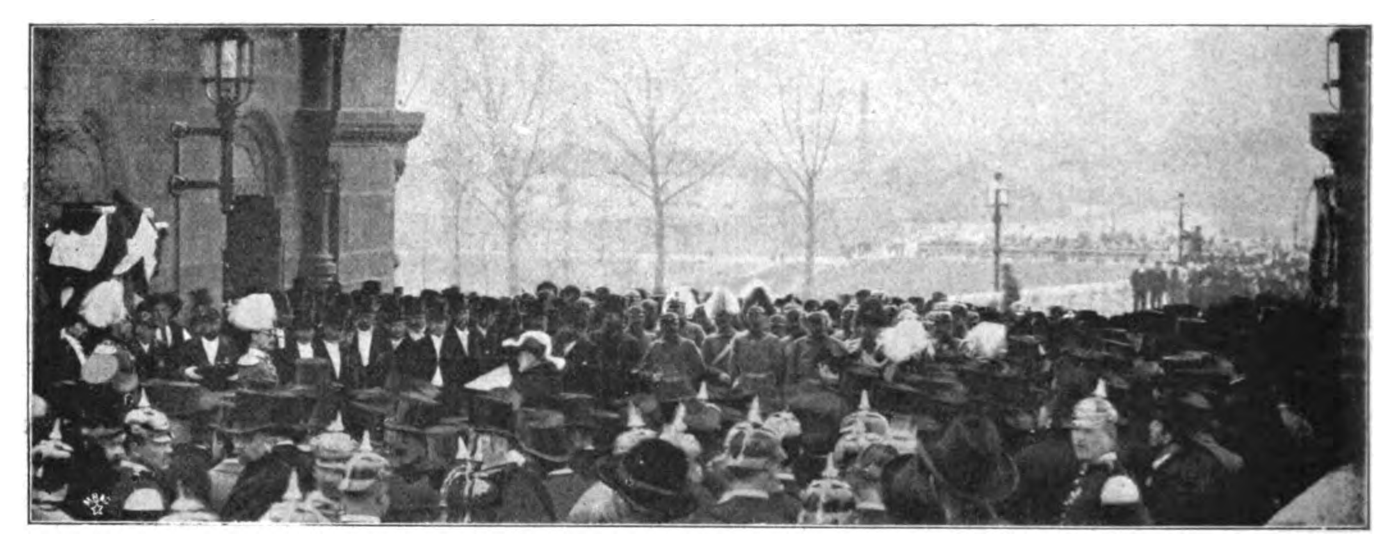
Ital. Dichter Gabriele d'Annunzio, Mitglied der italienischen Kammer.



Kammers. F. Nachbaur (München), feierte seinen 70. Geburtstag.



Das neue Künstlerhaus am Maximiliansplatz in München, das am 29. März in Gegenwart des Prinzregenten eingeweiht wurde.
Photographische Momentaufnahme von Max Stuffler, München.



Großherzog von Hessen.

Einweihung der neuerbauten Strassenbrücke über den Rhein bei Worms durch den Grossherzog von Hessen am 26. März.

Photographische Momentaufnahme von Robert Franck, Worms.



Geh. Oberbaurat K. Hofmann, Erbauer der neuen Rheinbrücke bei Worms.

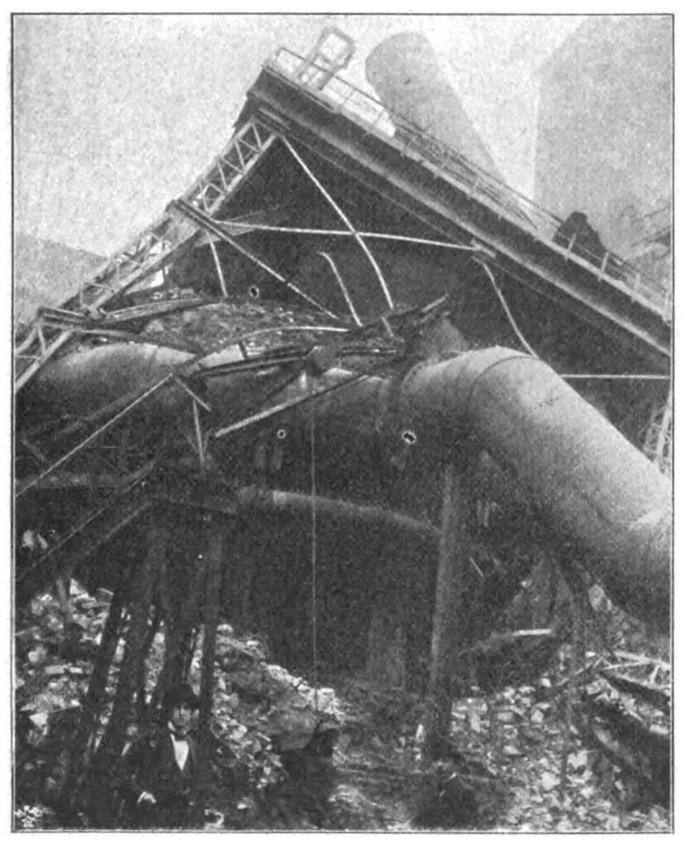


Die neueröffnete dritte Oderbrücke in Stettin.

Photographische Momentaufnahme von Fr. Peischkowsky, Stettin.

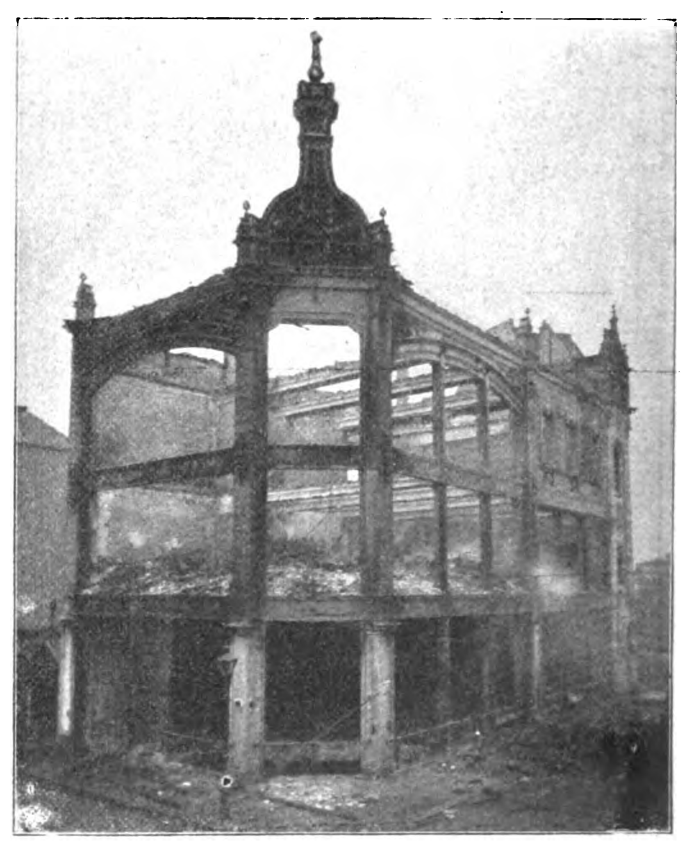


Ferdinand Klay, Schornsteinfegermeister in Krefeld, feierte sein 50jähriges Jubiläum.



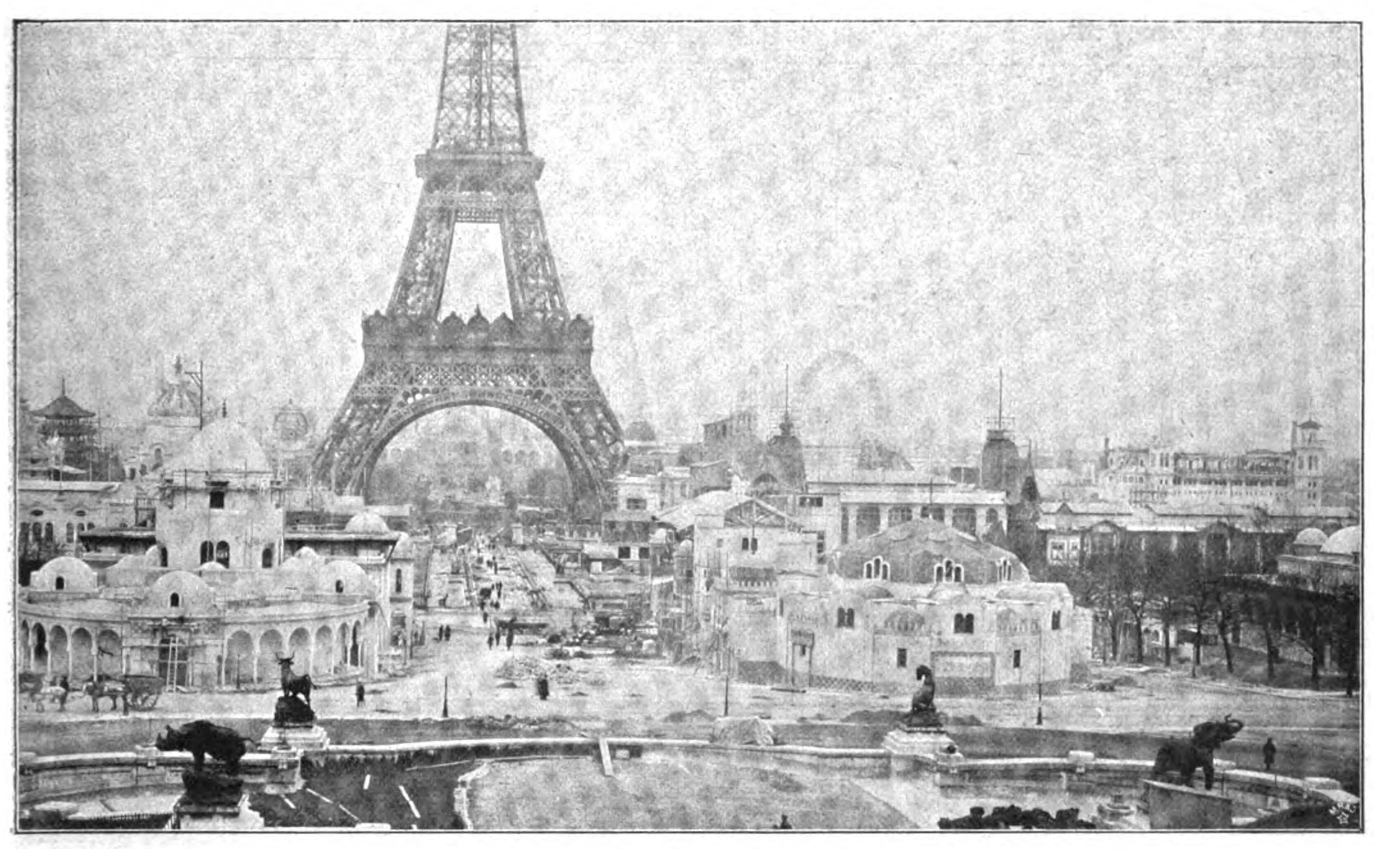
Der eingestürzte Hochofen auf der Henrichshütte in Hattingen (Westf.).

Photographische Aufnahme von Fr. Bühring, Linden.



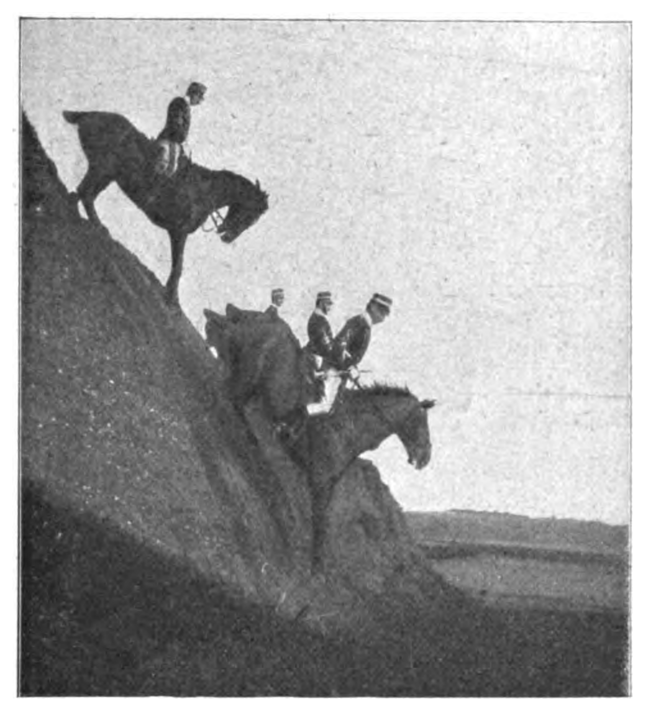
Ein ausgebranntes grosses Warenhaus in Oberhausen (Rheinland).

Photographische Aufnahme von Otto Koch, Oberhausen.



Bilder von der Pariser Weltausstellung: Ansichten der Baulichkeiten vom Trocaderopalast aus.
Photographische Momentaufnahme von Juven u. Co., Paris.

Bilder von der Pariser Weltausstellung: Panorama, von der ersten Plattform des Eiffelturms aus gesehen.
Im Vordergrund die Jenabrücke, im Hintergrund der Trocaderopalast.
Photographische Momentaufnahme von Juven u. Co., Paris.



Uebungen italienischer Offiziere in Tor di Quinto vor König Humbert.
Photographische Momentaufnahme von Pietro Sbisa, Rom.



Besuch des Königs Humbert in der Offizierreitschule von Tor di Quinto.
Photographische Momentaufnahme von Pietro Sbisa, Rom.



Baron F. von Ziemialkowsky †,
ehem. österr. Minister.



Graf Benedetti †,
ehem. franz. Gesandter in Berlin.



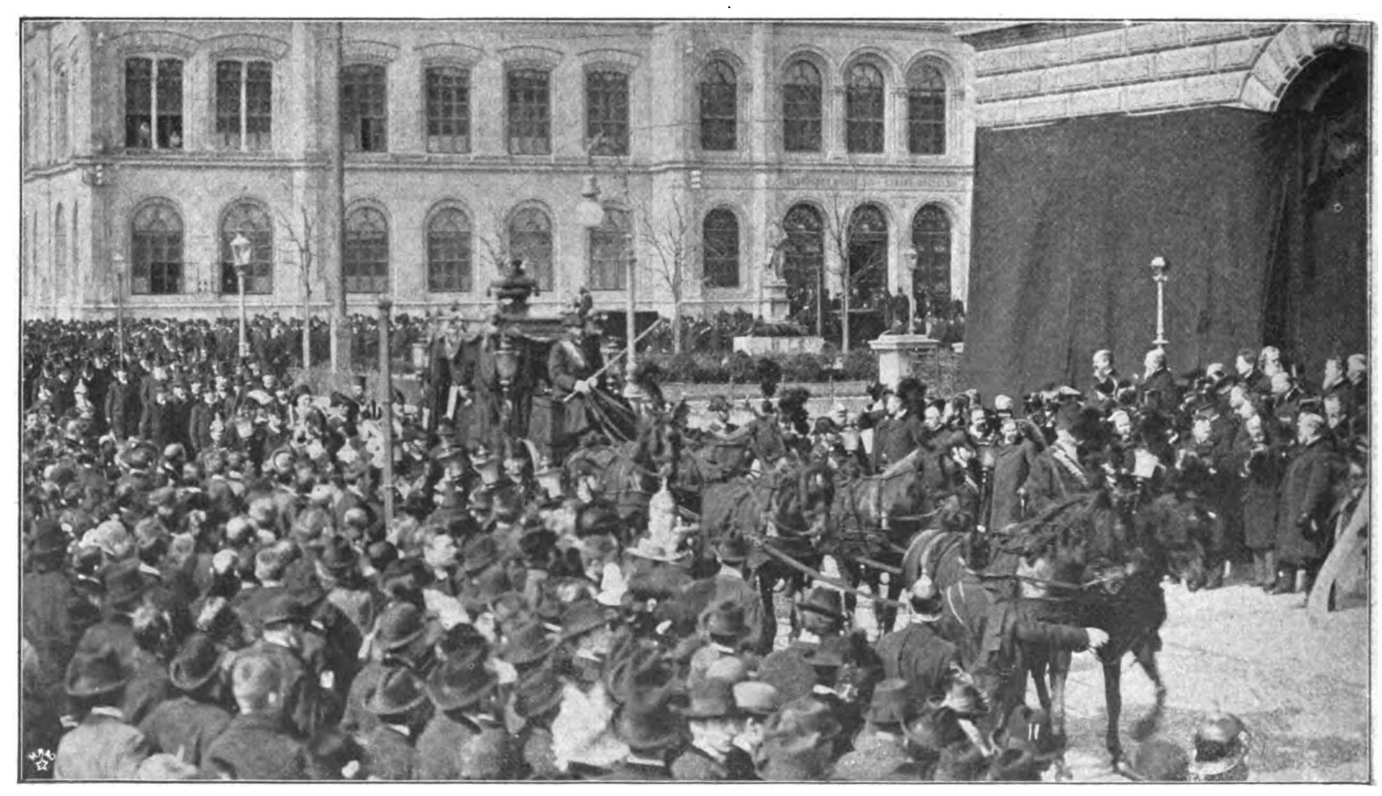
Assistenzarzt Dr. Dittmer †,
auf einer Expedition in Kamerun.



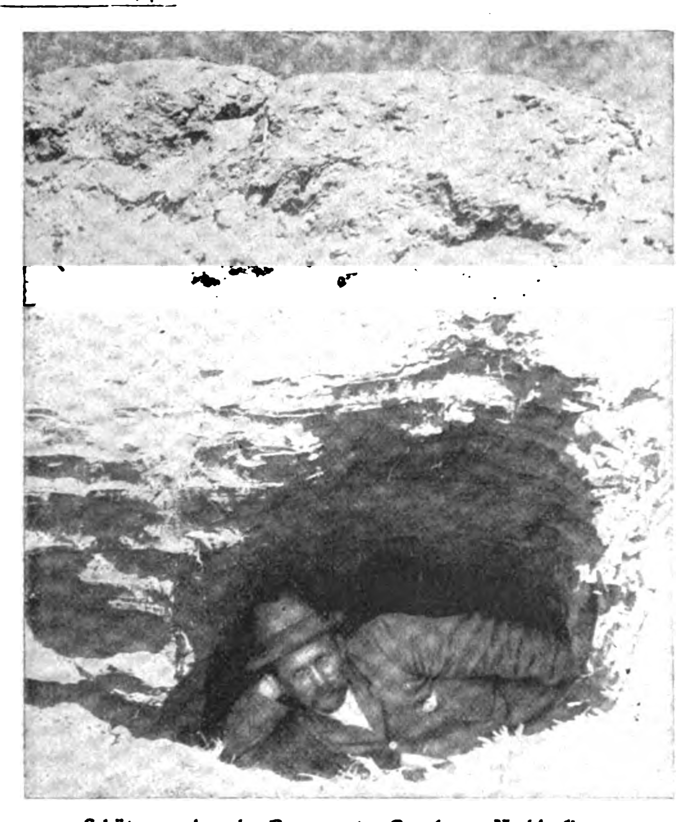
Kardinal Mazella †
Bischof von Palestrina.



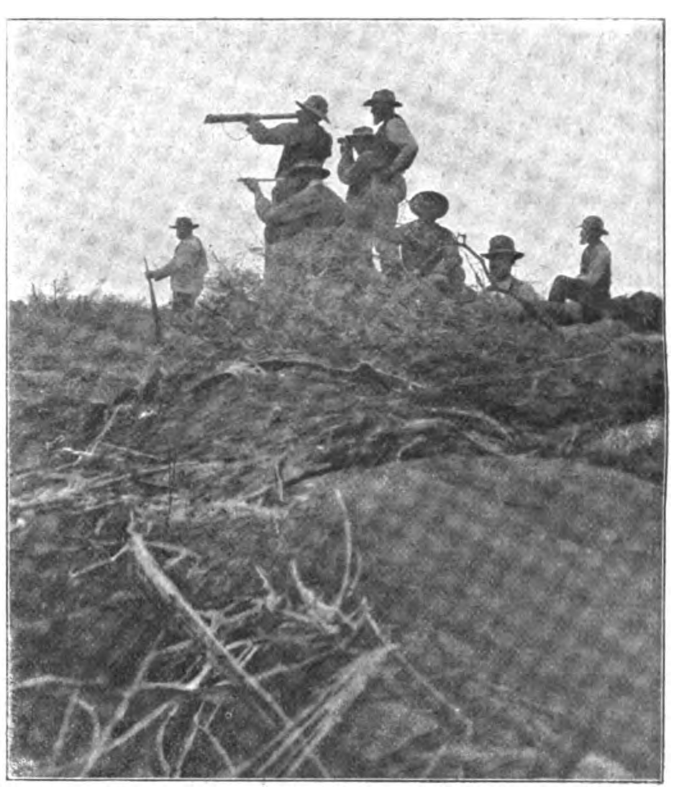
Frhr. von Akerhjelm †
ehemaliger schwedischer Minister.



Begräbnis des bekannten Kunstmäcens Geheimrat Nikolaus Dumba in Wien: Der Zug passiert das Künstlerhaus.
Photographische Momentaufnahme von Hofphot. R. Lechner (Wilhelm Müller) Wien.

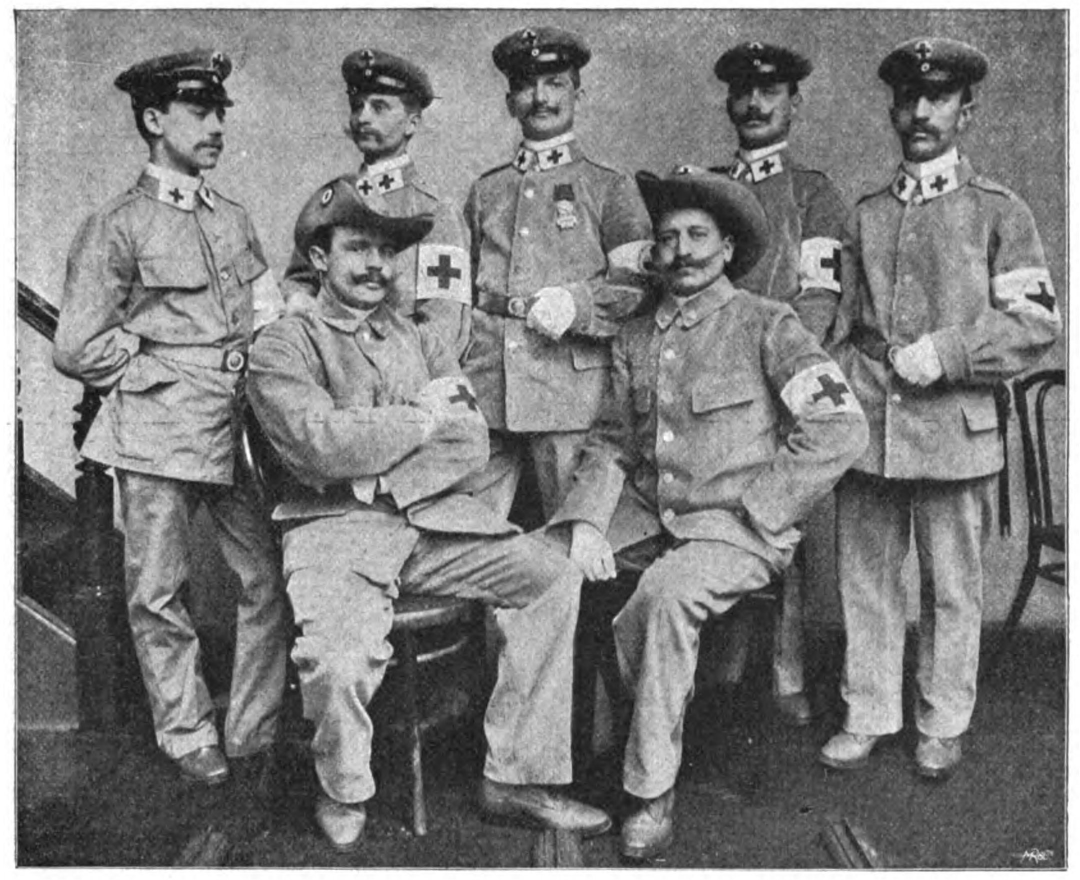


Schützengraben der Buren unter Cronje am Modderfluss.
In der Aushöhlung des Walles suchten die Buren vor dem englischen Granatfeuer Schutz.
Photographische Momentaufnahme.



Vorgeschobener Posten der Buren,
das Anrücken der englischen Armee unter Lord Roberts beobachtend.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von J. Barnett u. Co., Johannesburg.

Einschiffung der gefangenen Buren von der Armee General Cronjes auf die englischen Transportschiffe in Kapstadt.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen Alf. F. Hosking, Brutons Studio, Kapstadt.



1. Krankenpfleger Spieß. 2. Assistenzarzt Dr. Stahmer. 3. Krankenpfleger Dietz. 4. Sanitätssergeant Gudian. 5. Assistenzarzt Dr. Strehl. 6. Krankenpfleger Stabenow. 7. Krankenpfleger Jaecks.

Die dritte Hilfsexpedition des deutschen Roten Kreuzes für Transvaal.

Spezialaufnahme für die „Woche“.



General Piet Joubert †, Höchstkommandierender der Armee des Transvaalfreistaats und Sieger in den Kämpfen bei Ladysmith.



Leutnant von Haister, wurde mit General Cronje bei der Kapitulation von Pardeberg gefangen.



Bilder vom Transvaalkrieg: Die Opfer der letzten Kämpfe bei Ladysmith.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von J. Barnen u. Co. (Johannesburg).

Burenauswanderungen nach Deutsch-Südwestafrika?

Von Major K. von François, früher Landeshauptmann in Deutsch-Südwestafrika.

Die Niederlage des Burengenerals Cronje und seine Gefangennahme bedeutete einen Wendepunkt im Kriegsglück der Buren. Auf die siegesfrohe Stimmung folgten Verzagtheit und Hoffnungslosigkeit und schließlich auch die begreifliche Sorge für das heimatliche Hab und Gut. Stärker als durch die Gefangennahme der dreitausend Cronjeburen werden hierdurch die moralische Widerstandskraft der Buren vermindert und die Reihen ihres Heeres gelichtet. Zwar ist es wohl nicht zweifelhaft, daß die Fortsetzung des Krieges noch ein Wiederaufleben der nationalen Volkskraft, namentlich bei den Transvaalburen, bringen wird, ein letztes verzweifeltes Ringen vaterlandstreuer Helden um Freiheit und Existenz. Wer aber das bedeutende Kraftaufgebot sieht, das England ins Feld führt, und die unerschöpflichen Mittel, durch die es immer wieder von neuem die Lücken seiner Heere ausfüllt, der muß unwillkürlich an die 300 Spartaner im Engpaß von Thermopylae denken, über deren Leichen hinweg sich die erdrückende Uebermacht der Perser erbarmungslos ihren Weg bahnte.

Der Sieg Englands bedeutet für die Burenrepubliken das Ende ihrer Unabhängkeit, und die englische Regierungskunst sorgt dafür, daß für die unterjochten Völker niemals wieder der Tag der Freiheit anbricht.

Werden die Buren das englische Joch tragen, oder werden sie auswandern? Das ist die Frage, die für uns Deutsche von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Herrenlose Gebietsteile besitzt Südafrika nicht mehr, sonst würde der Bur, wie es die Geschichte seines Volkes lehrt, Weib, Kind und Habe auf die schweren Trekwagen laden und den siebzigjährigen Eroberungszug fortsetzen. Jetzt aber ist die Frage: wohin?

Im Norden, Westen und Süden seiner Heimat weht das englische Banner, und im Osten sind die portugiesischen Farben unter den lüsternen Blicken Englands bereits bedenklich erblaßt. Das nächstliegende Ziel ist Deutsch-Südwestafrika, das nach seiner Beschaffenheit ganz geeignet ist, dem Viehzucht liebenden Buren Befriedigung zu gewähren. Zwar liegen die Kalahari und die unwirtliche Gegend von Britisch-Beschuanaland trennend zwischen Buren- und deutschem Gebiet, aber das öde Zwischenland ist keine Sperre, denn Burenfamilien haben schon vor Jahren den Weg nicht gescheut, um Heimatsrechte in Namaland und Deutsch-Südwestafrika zu erwerben. Unabhängigkeit findet der Bur bei uns freilich nicht; er muß sich dem Willen der deutschen Regierung in gleicher Weise beugen wie daheim dem der englischen. Ob ihm dann die deutsche Regierungsform mehr zusagt als die englische, ob sein Hausstand gedeiht und ob er den Gewinn findet, den er sucht — das bleiben unbeantwortete Fragen, bis die Erfahrung in ihre Rechte tritt. Bei kluger Abwägung wird deshalb der größere Teil der Buren zu dem Entschluß kommen, im Land zu bleiben und sich in die neuen Verhältnisse zu schicken. Niedergeschlagen und murrend werden die Buren nach dem Krieg in ihre heimatlichen Farmen zurückkehren und die Arbeit wieder aufnehmen. So mancher Stadtbur, dem das unruhige, geschäftige Treiben, das mit den Engländern seinen Einzug hält, mißfällt, wird sich ebenfalls auf das Land zurückziehen. Dort aber giebt es vollauf zu thun, denn den Menschenzuwachs in den Städten muß das Land ernähren. Viehzucht und der zur Zeit sehr vernachlässigte Ackerbau müssen unter diesen Umständen aufblühen, die Absatzstellen werden zahlreicher und die Einnahmen größer. „In Geldangelegenheiten hört die Gemütlichkeit auf," pflegen wir zu sagen. Der Bur denkt genau so, und schon jetzt rechnen viele mit den Erwerbsquellen, die nach Abschluß des Friedens das frisch pulsierende Leben erschließen wird. Je mehr der Geldbeutel sich dann füllt, desto wohler wird sich der Bur fühlen. Der Drang nach Selbständigkeit, der ihn über den Oranje- und später über den Vaalfluß getrieben hat, wird allmählich erkalten und sein Herrensinn im Nebel der Vergessenheit untergehen. Wenn die englische Regierung diesem Faktor Rechnung trägt und die landwirtschaftliche Thätigkeit der Buren unterstützt und fördert, so schafft sie sich eine gesunde, leistungsfähige Landbevölkerung. Man weiß in England sehr wohl, daß die Buren bis jetzt wenigstens in Südafrika nicht zu entbehren sind. Man wird seine Maßnahmen danach treffen, und dann können wir mit Sicherheit annehmen, daß Massenauswanderungen der Buren nicht stattfinden werden. Selbstverständlich können nicht alle Buren der Segnungen der Landwirtschaft teilhaftig werden; es wird wie überall so auch unter ihnen Unzufriedene geben und solche, die im fremden Land ihr Glück zu finden hoffen. Zu ihnen gesellen sich dann vor allem die Schlauen, die ihr Land veräußern, sobald — was nach dem Friedensschluß nicht ausbleiben wird — der Wert von Grund und Boden in die Höhe schnellt. Das sind dann die Leute, die sich vielleicht an die deutsche Regierung in Deutsch-Südwestafrika mit Gesuchen um Landüberlassung wenden werden. Die Zahl derartiger Anliegen wird nicht gering sein, und unsere Regierung muß schon jetzt klar erwägen, ob es im Interesse der Kolonie liegt, diesen zu entsprechen.

In meiner früheren Stellung als Landeshauptmann in Deutsch-Südwestafrika bin ich schon einmal in der Lage gewesen, amtlich zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Der Bevollmächtigte der deutschen Siedlungsgesellschaft, Graf Pfeil, der im Auftrag der Gesellschaft 1892 im Schutzgebiet erschien, trat im Oktober 1892 mit dem Antrag an mich heran, die Ansiedlung von 40 Familien wohlhabender Trekburen im Siedlungsgebiet bei der Reichsregierung zu befürworten. Trekburen nennt man zum Unterschied von seßhaften Buren solche, die bald hier, bald dort Weideplätze mieten und so als Nomaden mit Wagen und Vieh von Ort zu Ort ziehen. Graf Pfeil hatte sich den Bestimmungen der Gesellschaft gemäß bemüht, deutsche Südafrikaner für die Ansiedlung zu interessieren; es war ihm jedoch nicht gelungen. Dagegen hatte sich eine Anzahl Buren in Groß-Namaland zur Uebersiedlung geneigt gezeigt, und zwei von ihnen befanden sich bereits in Begleitung des Grafen Pfeil, um die Gegend zu besichtigen. Den Leuten gefielen die Weideplätze gut, noch mehr die günstigen Ankaufsbedingungen der Siedlungsgesellschaft, so daß sie sich gern verpflichten wollten, innerhalb eines Jahres vierzig Burenfamilien ins Land zu bringen. Ich mußte mich nach gewissenhafter Erwägung aller Verhältnisse diesem Burenzuzug gegenüber ablehnend verhalten, obwohl ich die Tüchtigkeit der Buren als Ansiedler vollauf schätze und überhaupt viel Sympathien für den Volksstamm hege. Im südlichen Teil unseres Schutzgebiets — dem Namaland — befanden sich damals etwa zweihundert Buren. Auf meinen Reisen hatte ich dort Gelegenheit, viele Burenfamilien in ihrem Leben und Treiben auf den Farmen beobachten zu können und ihren Charakter zu studieren. Später, zuletzt im Jahr 1898, lernte ich auf Streifzügen durch Transvaal und den Oranjefreistaat auch die dortigen Burenelemente kennen und fand dabei das Urteil, das ich schon 1892 gewonnen hatte, bestätigt. Das patriarchalische, fromme Familienleben der Buren und ihr bescheidenes Wesen haben etwas, was zum Herzen spricht. Die Ausdauer, mit der sie in zum Teil trostloser Einöde gegen Entbehrungen und nachbarliche Unbilden an-

kämpfen, muß Bewunderung einflößen. Der Bur ist friedliebend und genügsam, er ist zuverlässig und fleißig. Das sind alles Eigenschaften, die ihn als Ansiedler begehrenswert erscheinen lassen. Es unterlag daher für mich keinem Zweifel, daß er der geeignete Mann sei, wenn es darauf ankäme, eine schnelle wirtschaftliche Entwicklung Südwestafrikas zu erzielen. Ich muß sogar offen gestehen, daß mir die Buren lieber gewesen wären als ein großer Teil der deutschen Ansiedler, die mit kleinlichen Klagen und Nörgeleien allzu häufig die Regierungshilfe und in weiterer Folge die Preßunterstützung in Anspruch nahmen. Demgegenüber war aber in Berücksichtigung zu ziehen, daß der Bur nur geringe Kenntnis von Bodenbewirtschaftung besitzt, daß er auf tiefer Kulturstufe steht und wenig Streben zeigt, sich zu vervollkommnen. In letzter Hinsicht möge als Kommentar die Thatsache dienen, daß sich im Namaland unter den Bastards mehr Leute befinden, die lesen und schreiben können, als unter den Buren. Der Bur besitzt ferner einen ausgesprochenen Rassedünkel, der dahin führt, daß er die Existenzberechtigung der Eingebornen nicht anerkennt und, wo er kann, schroff und hart gegen sie auftritt. Hieraus entspringt der große Haß der Eingeborenen gegen die Buren, der auch 1892 zum Ausdruck kam, sobald das Gerücht um sich griff, die deutsche Regierung wolle Buren ins Land holen. Die Beunruhigung war so groß, daß Witbois und Hereros, die zur Zeit in Fehde standen, angesichts der Burengefahr die Kriegsaxt begruben und Frieden schlossen. Diese Mängel im Burencharakter würden nun allerdings keine ausschlaggebende Bedeutung haben, man könnte sich damit abfinden und auf Veredlung der Burenschwächen hinwirken. Der Grund, der meine Ablehnung damals veranlaßte, lag auf einem andern und zwar vorwiegend auf nationalem Gebiet. Er ist heute noch der gleiche wie 1892 und wird auch in Zukunft dieselbe Bedeutung behalten. Wir gebrauchen eine deutsche Kolonie mit deutscher Sprache und Kultur. Deutsch-Südwestafrika bietet etwa 10 000 Farmern und ebensoviel Kaufleuten und Handwerkern eine Heimstätte. Lassen wir Bureneinwanderungen zu, so zieht gar bald der eine dem andern nach und der bekannte Kindersegen der Buren thut ein weiteres, um das Burenelement zu mehren. Kommt dann in späteren Jahren dem Deutschen mehr und mehr zum Bewußtsein, daß Südwestafrika mancherlei Reize und Vorteile in sich birgt, so findet der deutsche Ansiedler keinen Platz mehr, denn die Ländereien sind zu billigem Einsatz an Fremde vergeben. Wo deutsche Flaggen wehen, herrscht alsdann holländische Sprache, denn der Bur hält mit Zähigkeit an seiner Sprache fest. Eine der ersten Bedingungen, die 1892 die beiden Deputierten der Buren stellten, war die Einführung holländischer Schulen. Die Sprache aber drückt dem Land den nationalen Stempel auf.

Halten wir also unsere junge Kolonie rein, nicht nur von Buren, sondern überhaupt von fremden Elementen und sorgen wir für eine kräftige deutsche Ansiedlung! Deutsch-Südwestafrika muß auf viele Jahre hinaus dem Mutterland als Abfluß- und Absatzgebiet dienen, wenn es seinen Zweck als deutsches Kolonialland erfüllen soll. Deutsche Sprache und deutsches Nationalbewußtsein müssen die Vorherrschaft behalten, wenn Südwestafrika dem deutschen Ansiedler eine Heimat sein soll.



Dichtung von Ludwig Fulda.

Der Sold wird karg uns bemessen
Von dieser geizigen Welt;
Wir müssen erbetteln, erpressen,
Was fest in den Händen sie hält.

Vor jeder verwunschenen Truhe
In ihrem Zauberberg
Kauert mit boshafter Ruhe
Ein unerbittlicher Zwerg.

Und vor die lieblichsten Sachen,
Vor jegliche Süßigkeit
Hat sie gesetzt einen Drachen,
Der warnendes Feuer speit.

Sie schichtet aus Steinen und Brettern
Ein finsteres Bollwerk auf;
Es steht mit gespenstigen Lettern
„Verbotener Eingang“ drauf.

Im Innern die köstlichen Gaben,
Die gönnt sie keinem zu schaun;
Wir blinzeln wie lüsterne Knaben
Nur durch die Lücken im Zaun.

Und fällt vom Harren und Hocken
Uns mählich das Herz in die Schuh,
Dann wirft sie magere Brocken
Uns über das Gitter zu.

Ihr armen, frischen Gesellen,
Hört meinen verwegenen Rat:
Solch knausernde Hexe zu prellen,
Ist eine verdienstliche That.

Wer Schätze, die nicht versiegen,
Jemals dem Boden entgrub,
Ist über den Zaun gestiegen
Recht als ein böser Bub.

Und hat dort, Gott befohlen,
Mit kecklichem Wagestück
Die geizige Welt bestohlen
Um eine Handvoll Glück.

Die thörichte Jungfrau.

8. Fortsetzung.

Roman von Rudolf Stratz.

5.

„Guten Tag!" Der eisgraue Berggänger hatte beide Hände an den Mund gelegt, um den Schall seiner Stimme zu verstärken. „Wie geht's Ihnen?"

Meister Josefus setzte nervös seinen Zwicker auf und hob sich auf die Fußspitzen. „Helfen Sie uns heraus!" befahl er mit seiner donnernden Löwenstimme aus der Dämmerung. „Ich mag hier unten nicht mehr bleiben, ich will in mein Atelier!"

„Ist jemand von Ihnen verletzt? Nein? Sie haben mehr Glück gehabt als Verstand. Schön! Also einen Augenblick!" Der Kopf des grämlichen Magisters verschwand. Es regte sich eine Weile dort oben nichts.

Der Siegfried wurde ungeduldig. Er hatte Mühe, sein Zittern zu beherrschen. „Der Mensch läuft uns doch nicht am Ende wieder weg!" stöhnte er zu seiner Begleiterin und strengte dann seine Kehle an, wie er nur konnte. „Herr! Wo bleiben Sie? Wir erfrieren ja in diesem Eiskeller!"

„Gleich! gleich! Nur Geduld!" Wieder schob sich der Kopf des Wüstenpredigers über den Spaltenrand und zwinkerte mephistophelisch heiter herab. „Ich hab nur den Schnee um meinen Pickel festgetreten! Vorsicht thut immer gut, wenn man allein auf dem Gletscher herumzieht!"

„Ja — sind Sie denn allein?" schrie Lotte verzweifelt.

„Jawohl, mein Lämmchen!" Der Alte oben schmunzelte neckisch. „Ich brauche keine Begleitung. Ich bin zu Haus in meinen vier Gletscherwänden!"

„Dann können Sie uns auch nicht helfen!" Meister Josefus setzte sich schwer nieder und trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirn. „Selbst wenn Sie ein Seil mithaben! Ein Mann allein kann uns nicht aus einer solchen Tiefe herausziehen! Und dabei lachen Sie auch noch!" tobte er mit geballten Fäusten zu dem bebrillten alten Herrn hinauf, der mit kopfschüttelndem Interesse zu ihnen niederlugte, wie man etwa die Bären im Zwinger betrachtet. „Wir sind hier mit unserm Latein zu Ende und —"

„Was liegt denn an Ihrer Weisheit?" sagte der oben vergnügt und mit heller Stimme, um das Brausen des unterirdischen Stromes zu übertönen. „Auf die Weisheit hier oben kommt's an. Also aufgepaßt — da kommt die Brücke zum Leben!"

Ein feines Maschenwerk surrte herab, eine Strickleiter aus roher Seide, und baumelte lässig an der Eiswand hin und her. „Bitte einsteigen!" rief der Alte von oben. „Und keine Furcht. Das Ding ist oben gut verwahrt. An meinem Pickel, den ich fest in den Schnee gerammt habe, und dann noch einmal um einen Eisblock geschlungen. Ja, sehen Sie, mein Gutester — derlei führt man mit sich, wenn man ein einsamer Wanderer und Bergsteiger ist, und hilft damit seinem Nächsten und lieber noch seinem Fernsten! Erst soll die Dame herauf! Aber vorsichtig, damit sie nicht schwindlig wird und ausrutscht. Nur das Seil fest anpacken. Es macht nichts, wenn es hin- und herschaukelt. Nicht die Augen zukneifen! Da greift man fehl. Nur Mut! Immer vorwärts — gleich sind Sie oben! So! Nicht loslassen, Kind! Ich packe Sie unter den Armen und helfe Ihnen ans Tageslicht!"

Der Gedanke, gleich seiner katzenartig behende und behutsam kletternden Gefährtin dem eisigen Kerker zu entrinnen, gab auch Meister Josefus unten alle Spannkraft wieder. In wenigen Minuten erreichte auch er auf der luftigen Leiter das Reich des Nebels und schob sich, von seinem immer noch im Schnee liegenden Retter mit beiden Händen unterstützt, über die Kante des Gletscherrisses hinüber.

„Aha — jetzt taucht ja auch dies Löwenhaupt aus der Tiefe!" sagte der befriedigt. „Gut! Wie ich da oben die Fußspuren und den Rutsch im Schnee sah, da kriegte ich einen Schrecken. Nicht, daß Menschen verunglückt seien — daran liegt nicht so viel, als man glaubt! Aber ich dachte mir: was wirst du nun da unten in dem Käfig finden? Ein Häuflein zerschundenen Alltag, ein Vierteldutzend der Vielzuvielen und Allermeisten — betend, auf den Knien rutschend, weinend und ihre Sünden bereuend, kurz, das Bild, das ich nicht liebe. Es geht mir gegen den Geschmack. Und statt dessen finde ich einen Löwen im Käfig und ein schönes Mädchen! Und beide in Zank und Zorn, daß man's bis obenhin durch das Rauschen dieser stygischen Gewässer hört. So ist's gut! Ich freu mich, daß ich euch herausgeholt hab. Es wäre schade um euch."

Die andern sahen ihn unschlüssig an. Sie wußten nicht, war es noch ihre eigene Verwirrung und Verstörtheit oder entsprang es der Wirklichkeit, daß ihnen ihr Befreier so unheimlich erschien, nicht wie ein Mensch von unten aus den Thälern, sondern eher wie ein Wesen, das plötzlich schattenhaft und unvermittelt aus den ringsum milchig flutenden Nebelmassen entstanden und hervorgetreten war und ihres leisen Grauens lachte.

Sie fröstelten beide. Seltsam war's, sie vermochten ihrer Erlösung noch gar nicht froh zu werden. Es kam alles so unerwartet, so geheimnisvoll. Sie fühlten sich wie von einem Traum umfangen in dieser totenstillen, nebelweißen Oede, das Stöhnen des leichenfarbenen Eises unter ihrem Schuh, dicht über sich den feinen, milchigen Rauch, alles wie eine körperlose Luftspiegelung, durch die man mit den Händen hindurchgreifen kann und doch geängstigt und gequält die Wirklichkeit nicht erreicht.

Lotte überwand sich und streckte, ein dankbares Lächeln auf dem blassen Gesicht, ihrem Retter die Hand hin. „Gott sei Dank! Aber wo ist denn meine Schwester? Haben Sie sie denn nicht getroffen? Sie sollte vom Lawinenthor herunterkommen. Mit einem Begleiter!"

Der Alte nickte. „Gesehen habe ich die beiden. Sie haben mich aus meiner Ruhe aufgestört. Und dann hörte ich sie rufen, wie um Hilfe. Da machte ich mich auf — ich lag ganz hinten im Thal auf der Schleppe der Jungfrau und dachte mir dies und jenes — und fing an, mein Gebiet abzusuchen. Es war nicht leicht, im Nebel euren Fußspuren zu folgen! Wie die Unsinnigen seid ihr gerannt — immer im Kreis über Spalten und papierdünne Schneebrücken. Es ist ein Wunder, daß derlei noch lebt!"

„Ja, aber meine Schwester —" fing Lotte wieder an.

„Die ist mit dem andern hinunter ins Thal, um Hilfe zu holen. Das einzige, was sie thun konnten, da sie kein Seil mithatten und den Gletscher nicht so kennen wie ich. Ich hab sie laufen sehen, fern durch den Nebel, und ihnen nachgeschrien. Aber die Lawinen schreien stärker und tiefer. Sie haben mich nicht gehört!"

Jetzt drückte ihm auch Meister Josefus, wie aus einem Traum erwachend, die Hand. „Da hätten wir noch lange da drinnen stecken können. Welch ein Segen, daß Sie gekommen sind!"

„Ich wollt' heute früh auf die Jungfrau!" sagte der Alte trocken, „Aber es ging nicht, die Jungfrau ist böse. Ich hab's gemerkt beim Aufstieg über den Rotthalgrat. Sie faucht und wehrt sich um ihr Kränzlein wie eine große Katze. An solchen Tagen verliert sie alle mädchenhafte Schüchternheit. Da ballt sie die nächsten besten paar Gewitterwolken zusammen und wirft sie ihren Freiern an den Kopf, daß es blitzt und kracht, und holt aus ihrem Nadelkissen ein paar Millionen Eissplitter und bläst aus beiden Backen kalt hinein, daß es im Sturm umeinander fliegt!"

Aus der Ferne rollte und grollte es erschütternd durch den Schwadendunst und erstarb allmählich wieder.

Der Alte warf einen grämlichen Blick nach oben. „Da haben wir's! Die Jungfrau schilt mich aus!" sagte er. „Sie ärgert sich über eure Befreiung! Ich will lieber gehen!" Er stieg, mit nachtwandlerischer Sicherheit im Nebel den Weg findend, ihnen voraus, bahnte sich hier einen Pfad zwischen Eisblöcken hindurch, umging dort eine Gletscherspalte und führte sie schnurgerade zum Ausgang aus dem graudampfenden, unterhöhlten Irrgarten.

„Es sind nur hundert Schritte bis zum Steig!" murmelte er dabei. „Dicht am gebahnten Steig sind sie in die Gletscherspalte gefallen wie die kleinen Kinder in den Mühlgraben. Nun noch über die Felsblöcke hinauf — dann haben wir wieder feste Erde unter den Füßen!"

Meister Josefus und Lotte standen stumm und verdutzt auf dem zur Rotthalhütte aus dem Thal herraufführenden Fußsteig. Jetzt erschien es ihnen ganz unerklärlich, wie sie diesen selbstverständlichen Weg nicht hatten finden können!

„Wollen Sie zur Hütte?" fragte ihr Retter, seine Brille abwischend. „Dann müssen wir zurück! Sie sind im Nebel den halben Gletscher hinuntergelaufen!"

Der Bildhauer verneinte energisch. „Keine zehn Pferde bringen mich mehr in das fade Rotthal zurück!"

„Aber unsere Sachen in der Hütte —"

„Unsere Sachen, Lotte, mögen die Mäuse fressen. Ich will nichts mehr von den Bergen wissen. Ich wünsche nicht, daß man mit mir noch von der Schweiz spricht. Ich hab genug!" Und mit großen Schritten trabte er, die Fäuste in den Taschen seiner Zillerthaler Joppe vergrabend, den Hut mit der Spielhahnfeder schief auf dem Kopf und leise wie ein mißvergnügter Tiroler Holzknecht mit sich selber brummelnd, den steilen Fußpfad hinab.

Die andern folgten. Hart neben ihnen starrten links aus dem grauen Dunst die ungeheuren Zacken und Eistürme des Gletscherabsturzes aus haustiefen Schlünden und zerschmetterten Kesseln empor. Es war, als beschirme eine Mauer weißer Giganten feierlich und stumm wie Graswächter den Eingang zum Höhenreich der Jungfrau.

„Sehen Sie nur die weiße Riesin da!" sagte der alte Magister grämlich lächelnd zu Lotte. „Die Eisnadel da drüben mein ich! Steht sie nicht stolz da wie die Germania auf dem Niederwald? Die kennt mich schon. Aber sie lebt nicht mehr lange. Die Sonne thut ihr zu weh! Sie schmilzt von unten. In ein paar Tagen stürzt sie sich plötzlich kopfvor von der Wand herunter, recht wie eine Selbstmörderin! Schade — schade um die weiße Germania!"

Wieder fröstelte Lotte leicht. „Sie sind wohl viel in den Bergen?" fragte sie beklommen.

„Einen Monat im Jahr!"

„Nur einen Monat?"

„Im Juli oder August. Zur Ferienzeit. Wie jetzt. Den Rest des Jahres hindurch soll, wie mir schon von vielen Seiten glaubhaft versichert wurde, ein langweiliger Philister meinen Namen und mein Aeußeres führen — irgendwer da draußen! Ich weiß es selber nicht. Ich vergesse es immer wieder. Jedenfalls sitzt dort dieser Hämorrhoidarius in seinem Bureau und röchelt über den Akten und funkelt das Publikum durch seine Brillengläser an. Ein unausstehlicher Kerl! Ein Glück, daß ich das nicht bin. Jetzt wenigstens nicht. Freilich — heute in drei Wochen — da klopft mein Doppelgänger wieder an, und ich kann ihn nicht gut vor die Thüre setzen. Denn ehe ich mich versehe, bin ich's selber. Traurig — traurig! Aber wenn die alle wüßten, wie ich hier oben zur Sommerzeit in den Gletschern lache, daß mir der Zopf wackelt —"

Lotte machte lange Schritte. Ihr war nicht wohl bei den Reden des hageren alten Herrn. Ohne weiter ein Wort zu wechseln, eilten sie die Matten hinab, überstiegen die Platten der Stufensteinalpe und kamen zu Thal.

Jetzt, wo sie sich immer mehr bewohnten Stätten näherten, ging eine merkwürdige Wandlung mit dem Meister Josefus vor. Es war, als würde er nun erst sich seiner Rettung voll bewußt. Ein jungenhafter Uebermut kam über ihn. Er pfiff laut vor sich hin, strählte sich im Abwärtsschreiten den mächtigen goldenen Vollbart und warf zuweilen einen Blick voll listigen Triumphes hinter sich nach den Bergen zurück. „Ein zuwideres Lokal — so eine Gletscherspalte!" sagte er dann. „Man verliert förmlich seinen Humor in der Kälte und Nässe!"

„Ach ja, Meister Josefus!" Das junge Mädchen nickte melancholisch. „Es war wirklich keine Spur von Grazie mehr in Ihnen! Wenn ich daran denke, wie Sie gleich einem Eisbär darin herumliefen! Offenbar war ich nur so tapfer, weil ich Sie so schwach sah. Da entlud sich mein Herz. Aber nun seien Sie gut und vergessen Sie's!"

„Fällt mir nicht ein!" Er warf mit einem vergnügten Kopfschütteln die Eisaxt auf die andere Schulter. „Das passiert mir zu selten, daß man mich armen stillen Steinmetzen für solch ein Scheusal hält! Das bin ich doch in Ihren Augen? Nicht wahr? Sie schauen mich doch durch und durch! Nach Ihrer Meinung war ich in der Gletscherspalte gerade am rechten Ort? Was liegt auch an so einem Steinklopfer mehr oder weniger?"

„Das hab ich nicht gesagt!"

„Doch, Kind — doch! Und es hat mir wirklich weh gethan!" Er neigte den Kopf zu ihr herab, und seine Stimme klang warm und schmeichelnd tief. „Ich hab's so gern, wenn mich die Menschen lieb haben! Jeder soll mich lieb haben. Sonst freut michs Leben nicht! Aber Sie können mich nicht ausstehn!"

Sie nickte kurz und entschieden. Er schritt, trübe den Kopf hängen lassend, neben ihr her. Auf einmal lachte er laut vor sich hin.

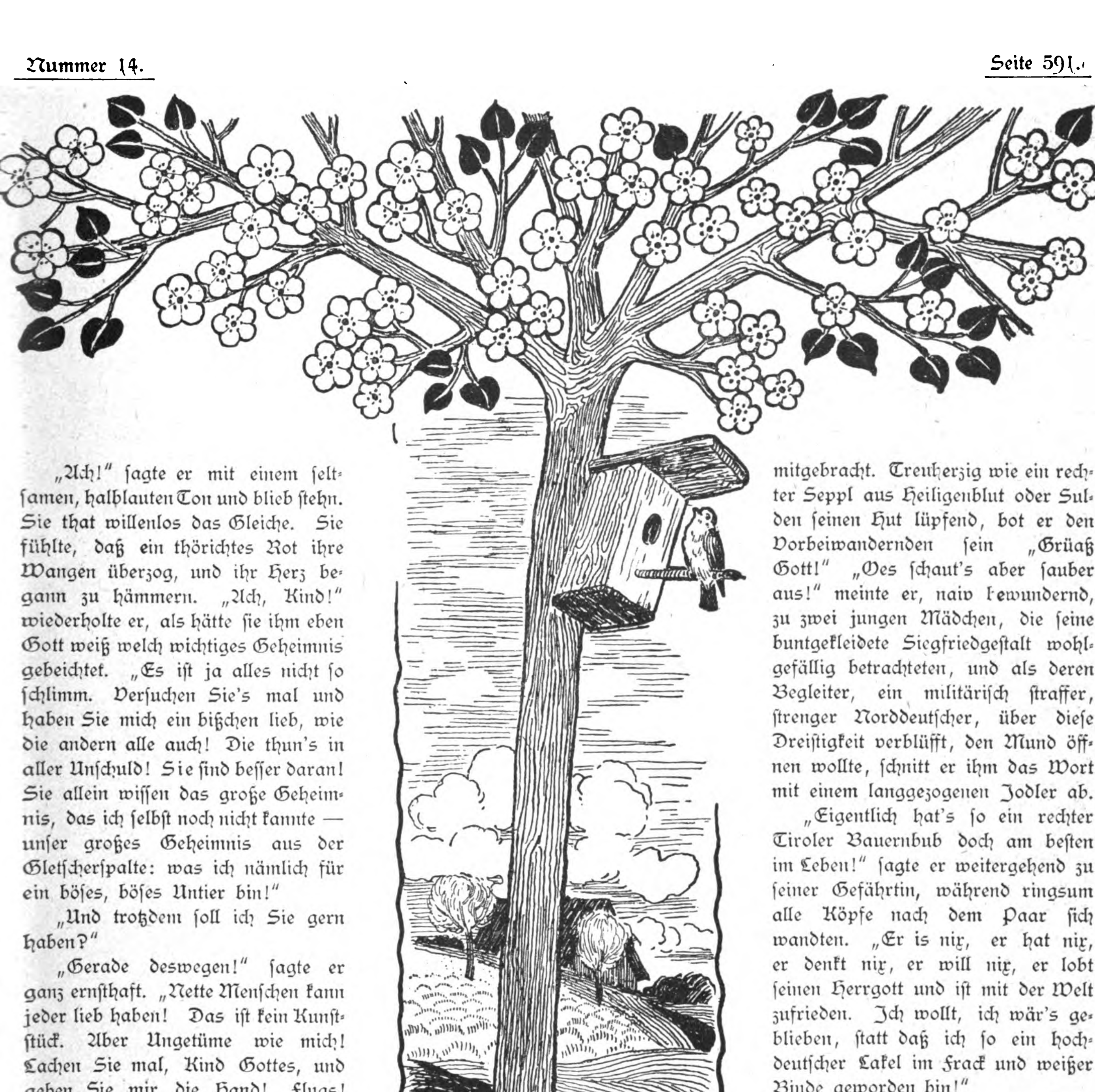
„Was haben Sie denn, Herr Professor?"

„O nichts!" Er hob seine Löwenmähne, und seine Augen funkelten. „Es ist mir nur was eingefallen!"

„Das wird wieder etwas Rares sein!"

„Ja freilich! Daß man seine Feinde lieben soll! Gottlob, daß zwischen uns Feindschaft ist!"

„Feindschaft auch nicht! Nichts! Gar nichts ist zwischen uns! Meinerseits wenigstens!"



„Ach!“ sagte er mit einem seltsamen, halblauten Ton und blieb stehn. Sie that willenlos das Gleiche. Sie fühlte, daß ein thörichtes Rot ihre Wangen überzog, und ihr Herz begann zu hämmern. „Ach, Kind!“ wiederholte er, als hätte sie ihm eben Gott weiß welch wichtiges Geheimnis gebeichtet. „Es ist ja alles nicht so schlimm. Versuchen Sie's mal und haben Sie mich ein bißchen lieb, wie die andern alle auch! Die thun's in aller Unschuld! Sie sind besser daran! Sie allein wissen das große Geheimnis, das ich selbst noch nicht kannte — unser großes Geheimnis aus der Gletscherspalte: was ich nämlich für ein böses, böses Untier bin!“

„Und trotzdem soll ich Sie gern haben?“

„Gerade deswegen!“ sagte er ganz ernsthaft. „Nette Menschen kann jeder lieb haben! Das ist kein Kunststück. Aber Ungetüme wie mich! Lachen Sie mal, Kind Gottes, und geben Sie mir die Hand! Flugs! So! Ein fester Händedruck, ob Sie wollen oder nicht! So! Sehen Sie wohl! Jetzt bin ich erst recht Ihr Freund!“

Sie lachte befangen und ballte unwillkürlich die Hand, während sie sie wieder zurückzog. Aber er schien es gar nicht zu merken. „So ist's recht!“ lobte er. „Immer vergnügt! Pfeifen und bei der Arbeit stehen und vergnügt sein — das ist die Hauptsache im Leben!“

Er war in rosigster Stimmung. Es amüsierte ihn, daß ihn die Touristen, die, mit Bergstock und Bädecker bewehrt, scharenweise ihren Weg kreuzten, für einen Tiroler Führer hielten, für einen Renommierzillerthaler, den sich die reizende junge Dame und ihr Vater da vorn, der allein gehende grämliche alte Herr, aus dem österreichischen Kaiserreich mitgebracht. Treuherzig wie ein rechter Seppl aus Heiligenblut oder Sulden seinen Hut lüpfend, bot er den Vorbeiwandernden sein „Grüaß Gott!“ „Oes schaut's aber sauber aus!“ meinte er, naiv bewundernd, zu zwei jungen Mädchen, die seine buntgekleidete Siegfriedgestalt wohlgefällig betrachteten, und als deren Begleiter, ein militärisch straffer, strenger Norddeutscher, über diese Dreistigkeit verblüfft, den Mund öffnen wollte, schnitt er ihm das Wort mit einem langgezogenen Jodler ab.

„Eigentlich hat's so ein rechter Tiroler Bauernbub doch am besten im Leben!“ sagte er weitergehend zu seiner Gefährtin, während ringsum alle Köpfe nach dem Paar sich wandten. „Er is nix, er hat nix, er denkt nix, er will nix, er lobt seinen Herrgott und ist mit der Welt zufrieden. Ich wollt, ich wär's geblieben, statt daß ich so ein hochdeutscher Lakel im Frack und weißer Binde geworden bin!“

„Eben sind Sie's ja! Vollkommen Tiroler, weil Sie gerade das grüne Zillerthaler Wams und die gestickten Kniestutzen anhaben. Ich glaube, Sie würden sogar unorthographisch schreiben in diesem Augenblick! Und wenn jemand dem armen Seppl eine Zigarre oder ein Trinkgeld in die Hand drückte — wahrhaftig, er nähm's!“

„Und ob ich's nähme!“ sagte der Meister Josefus nachdrücklich. „Man muß alles in der Welt mitnehmen. Ich kann die feierlichen Leute nicht ausstehn! Die Steifleinenen, die immer auf *einen* Ton gestimmt sind. Regen und Sonnenschein, das muß wie Schatten über die Gesichter kommen und gehen. Darum habe ich die Weiber so gern. Bei denen ist alles Welle, Bewegung, Leben. Aber die Männer — die meisten

wenigstens — die sind fad! Sehen Sie sich nur unsern Erretter an, Kind, wie er da kopfhängerisch zehn Schritt vor uns herläuft! Aber kommen Sie, daß wir ihn nicht verlieren! Der muß einen schlechten Magen haben, sonst sähe er nicht so sauertöpfisch aus!"

In der That hatten sich die gefurchten Züge des Alten seit dem Eintritt in das Thal immer mehr verdüstert. Rings um ihn wimmelte und wirrte die Menschheit. Die Fremdenindustrie stand in voller Blüte. Ein Alphornbläser entlockte seinem Schallrohr Töne, die an die Klagen einer liebeskranken Kuh erinnerten. Nicht weit von ihm hatten sich drei kleine Mädchen an der Hand gefaßt und sangen mit dünnen, falschen Kinderstimmchen ein gefühlvolles Bettellied, halbwüchsige Jungen schwenkten Edelweiß und Alpenrosen, junge Burschen boten sich als Träger, ein hübsches, in seiner Berner Tracht vor Frost mit den Zähnen klapperndes Mädchen aus einer Holzbude heraus als Verkäuferin von Bier und Milch an. Andere Kinder klöppelten vor den Hausthüren Spitzen oder hielten Schnitzwerk und Ansichtspostkarten feil, die Kutscher knallten aufmunternd mit den Peitschen, und hoch von oben klang ein echoweckender Pistolenschuß in die allgemeine große Symphonie: „Fremdling, öffne deinen Beutel!"

„Entsetzlich!" sagte der alte Herr und ließ stehenbleibend die beiden andern herankommen. „Es ist, als ob die Welt ihren ganzen Sonntagnachmittag auf Wanderschaft geschickt hätte, um diesen herrlichen Fleck Erde zu entweihen. Sehen Sie nur diesen dickbäuchigen Menschen mit aufgekrempelten Hosen dort drüben, wie er das Bier gierig in sich hineinschüttet. Sollte man solche Gesichter nicht polizeilich unterdrücken?"

„Warum denn?" Der blonde Meister lächelte gutmütig. „Die Leute wollen auch leben! Kommen Sie nur! Sonst fährt die Zahnradbahn ohne uns ab!"

„Die Zahnradbahn!" Das verhaßte Wort schien dem andern nur schwer von der Zunge zu gehen. „In diese Brutstätte des Philisteriums wollen Sie? Unter diese Herde? Sehen Sie nur, wie es unten an der Station Lauterbrunnen von diesen Gründlingen wimmelt und strömt. Da wollen Sie sich hineinpferchen? Als Zwölfter im Dutzend! Ein Mann, der eben noch beinahe von der Jungfrau umgebracht worden ist?"

„Nun gerade!" Meister Josefus lachte, verstohlen nach den verschleierten Höhen blickend. „Wir wollen sie ärgern, die weiße Dame. Wie du mir, so ich dir! Erst hat sie uns aus lauter Bosheit in ein Kellerloch gesteckt wie die unartigen Kinder — jetzt sind wir noch tückischer und machen ihr in der Zahnradbahn eine Fensterpromenade und drehen ihr aus dem Kupeefenster eine lange Nase. ‚Etsch, Majestät! Fangen Sie uns doch! Da sind wir wieder!' Wenn man zuvor in einer Gletscherspalte war — dann gehört man an die Table d'hôte oder in die Eisenbahn! Abwechslung ist der Witz des Lebens!"

Sein Retter blieb stumm. Mit einem gewissen grämlichen, aus Neugier und Abscheu gemischten Interesse, wie etwa ein Forscher, der endlich ein lange gesuchtes Reptil in seinem Sumpfwinkel gefunden hat, beobachtete er, während sie einstiegen, den Sturm der Ausflügler auf die Zahnradbahn, das Schreien, Lachen und Streiten in allen Sprachen, den wilden Kampf um die Eckplätze rechts, die verzweifelten Versuche, die langen Bergstöcke irgendwie unterzubringen, die Manöver der Engländer, ihre Hunde listig ins Kupee zu schmuggeln, ohne daß der Schaffner es merkte.

Endlich hatte alles seinen Platz gefunden, die Misses hielten die Foxterriers auf dem Schoß, ihre Begleiter die Alpenstöcke zwischen den Beinen der Mitreisenden, die Pfeife schrillte, die Rundreisehefte, die Bädeckers, Meyers und Murrays entblätterten sich, und die Fahrt begann. Der Meister Josefus war in die Betrachtung einer bildhübschen Britin versunken. Er war jetzt plötzlich ganz Künstler — tiefernst, sachlich, beinahe andächtig. „Diese schmalen, sommersprossigen Madonnengesichter," murmelte er zu seiner Begleiterin. „Es ist, als ob sie dafür einen Stempel in England hätten und sie der Reihe nach ausprägten, gleich hundert oder tausend Stück hintereinander. Es ist ja ganz recht, diese Kälte und weiße Unschuld, aber gerade darum raffiniert. Das lockt wie frischgefallener Schnee. Ach, so was mit dem Meißel festzuhalten!" Wieder musterte er die hübsche Miß und schüttelte den Kopf. „Kinder Gottes, wie könnt ihr nur so temperamentlos sein?"

„Wenn man eben blond ist —" sagte Lotte.

Da lachte Meister Josefus herzlich. „Bin ich es nicht auch? Und Sie selber, kleine Heilige? Und trotzdem! Warum sehen Sie mich denn so entrüstet an? Ist's denn ein Fehler, heißes Blut zu haben? Sie haben's, Gott sei Dank! Sie sagen, Sie durchschauen mich in meiner schwarzen Niedertracht. Ich Sie aber auch, Kind meiner Seele. Wissen Sie, was Sie sind?" Er dämpfte seine Stimme und neigte, um von den Umsitzenden nicht gehört zu werden, seine Lippen zu ihrem Ohr, daß sein Vollbart ihre Wange umfächelte. „Sie sind ein sanfter, kleiner Vulkan, der still vor sich hinglimmt und seiner Zeit wartet. Vorhin — der Ausbruch in der Gletscherspalte — das war so eine Probe!"

Jetzt lachte auch Lotte und warf ihm unter den halbgesenkten Wimpern einen eigentümlich glänzenden, feindseligen Blick zu. „Und wann kommt die Zeit?"

„Wenn Sie erkannt haben, daß ich Ihr Freund bin!"

„Da können Sie lange warten!"

„O, Kind, Kind," sagte der blonde Bildhauer eindringlich. „Sehen Sie, Freundschaft kann man nur für jemand fühlen, den man durch und durch versteht. Sie sagen, Sie seien der einzige Mensch, der mich durchschaut, und zwar gründlich. Nun also!"

„Also müssen wir Freunde werden?"

„Ja. Wenigstens durch ein äußerliches Zeichen vorläufig. In Erinnerung an unsere Kameradschaft in der Gletscherspalte. So viel ich weiß, sagt man in solchen Orten überhaupt ohne weiteres ‚du' zu einander. Ja, das wird so etwas Väterliches in unsere Beziehungen bringen! Das Kind und der Meister! Herrlich! Ergreifend! Nicht wahr?" Er sah ihr sanft und offen ins Gesicht. „Vertrauen um Vertrauen! Jetzt sagen wir ‚du' zueinander!"

Sie lachte. Ihre Lippen waren dicht vor den seinen, und die blauen Augenpaare sprühten ineinander. „Du fängst mich nicht, Meister Josefus!" sagte sie, während es mutwillig um ihre Mundwinkel zuckte und die Zähne feindlich aufblitzten: „Geh nur umher wie ein Löwe und sieh, wen du verschlingst! Ich entwisch dir!"

„O!" Er bog sich anscheinend gleichgiltig zurück. „Aber immerhin, sie hat ‚du' gesagt!"

Und nach kurzem Nachdenken setzte er, tiefsinnig vor sich niederblickend, hinzu: „Und außerdem, wie kann man fangen, was man schon hat?"

Jetzt wurde sie aber ernstlich böse. Ihre Wangen färbten sich, und auf ihrer schmalen weißen Stirn erschien eine

drohende Furche. „Wirklich, ihr Männer seid doch zu komisch. „Von einem Dünkel! Ich möchte nur wissen, für was ihr uns eigentlich haltet! Daß Sie sich wirklich —"

„Daß du dir wirklich —"

„Also gut, daß du, Meister Josefus, dir in allem Ernst einbildest, du könntest mit mir spielen, wie die Katze mit der Maus! Ganz im Gegenteil! Wenn du das noch nicht gemerkt hast, daß ich mich über dich lustig mache —"

„Natürlich hab ich's gemerkt!" Der Siegfried lehnte sich philosophisch in das Polster und blinzelte nur von der Seite zu seiner schönen Begleiterin herüber. „Also gut! Aus ist's! Ich bin ein Simpel! Der Vetter vom Land! Ein armer geplagter Steinklopfer, dem die kleinen Mädchen auf der Nase herumtanzen! Still! Jetzt bin ich bös auf dich!"

„Ich auch!" sagte das junge Mädchen, und beide wurden stumm und sahen sich nicht mehr an.

Weder ihr abseits sitzender Gefährte noch die Mitreisenden hatten sich um das Paar gekümmert. Sie drängten sich an die Fenster wie die Fliegen an die Zuckerschüssel und starrten, aus dem Reisehandbuch die Berge kontrollierend, hinaus nach dem Absturz des Mönches und der Jungfrau. Die feingepanzerten, von schuppigen Gletschern durchkrochenen, blendend überschneiten Riesenwände waren nur zum Teil sichtbar. Ein Gewimmel kleiner milchfarbener Wolkenballen stand vor ihren weißen Flächen und ging nach oben hin in undurchsichtigen Flor über. An einzelnen Stellen lugte noch aus unwahrscheinlicher Höhe der hellere Glanz eines weltenfernen Eisfelds durch die fahlen Schwaden. Die eigentlichen Gipfel der Gigantin und ihrer beiden Genossen blieben verhüllt. Aber trotzdem war der Anblick ergreifend in seiner bleichen Pracht.

„Etsch!" sagte Meister Josefus plötzlich. „Brrr! Wenn wir jetzt noch in der Gletscherspalte säßen. Da strecke ich doch lieber hier die Beine lang aus, pfeife mir eins und betrachte die Jungfrau aus sicherer Entfernung vor einer neuen Ohrfeige. Freilich, unser Befreier glaubt das nicht. Der lächelt schon wieder in sich hinein, als hätte er ein paar Spinnen gefrühstückt!" Er erhob seine Stimme: „Was haben Sie denn? Ist's nicht wundervoll hier?"

Auf der dritten Bank von ihnen erhob sich, während der Zug stillstand und alles zum Ausgang drängte, der alte Berggänger und deutete mit verzweifeltem Lächeln auf ein paar nebenan haltende Eisenbahnwagen. „Können Sie lesen?" fragte er. „Da steht's geschrieben: ‚Jungfraubahn!' Ganz frank und frei! Pfui, mir wird übel bei dem Gedanken! Wie lange dauert es noch, so sind sie oben auf der Spitze. Der Alltag, der Landregen, das Plattland in ganzen Waggonladungen und im Dutzend billiger. Krüppel, Greise, Kinder, Defraudanten, Flitterwöchner, Alphornbläser, alles trampelt dort oben auf dem weißen Brautkranz unserer lieben Jungfrau umher und gröhlt und jodelt in die heilige Luft. Die Krankheit der Erde — der heutige Mensch! Was soll ich hier noch?" Der Alte warf in bitterem Zorn seinen Rucksack um. „Warum haben Sie mich hier heraufgeschleppt unter die Philister! Da sitzen sie und schreiben Ansichtspostkarten — nicht eine, nein, ein Dutzend — sie hadern mit dem Wirt, weil sein Plakat verbietet, mitgebrachtes Frühstück an seinen Tischen zu verzehren — sie schlürfen und schmatzen — und dort — prägen Sie sich den Greuel ein — dort sitzen drei bierbäuchige, kurzsichtige, junge Männer und spielen Skat! Skat beim Lawinendonner der Jungfrau! Im Angesicht des Trümmlotonthals! Warum schafft man derlei mit Dampfmaschinen hier herauf! Skat! Und sie wiehern vor Wonne über ihre vier Wenzel! Adieu, Berner Oberland! Ich geh und kehre nicht mehr wieder. Du gehörst dem Alltag! Du bist entweiht und verwüstet!" Er bot den andern die Hand zum Abschied. „Im Engadin giebt's noch keine Eisenbahn! Ich will wieder einmal eine Wallfahrt thun — nach Sils-Maria! Zum Felsen von Surlei, wo der Zarathustra entstand! Adieu! Danken Sie mir nicht! Begegnen Sie mir lieber wieder da oben, in der Höhe — wo wir unter uns sind!"

Meister Josefus schüttelte energisch, ablehnend, den Kopf, und der Alte verschwand, grau und unansehnlich wie eine Motte, in der ringsum drängenden und schwatzenden Menge.

6.

Lotte sah ihm nach. „Eigentlich ist's unschön, daß wir ihn so laufen lassen — unsern Lebensretter — aber sonst ist's mir ganz lieb — er hat so etwas Seltsames!"

Der Meister lächelte sonnig. „Er hat sicher Magenbeschwerden. Solche Leute sind traurig. Aber ich hab keine! Ich hab Hunger. Ich will essen."

„Jetzt? In der Verfassung, in der wir sind?" Sie erschrak plötzlich. „Und vor allem — wir haben wirklich zwei schöne Brummschädel von der Jungfrau mitgebracht, lieber Meister — das zu vergessen —"

Ihr Begleiter hatte sich an einem Tisch vor ihrem Hotel niedergelassen und studierte die Speisekarte. „Was denn?" fragte er stirnrunzelnd.

„Ellinor und ihr Freund suchen uns doch! Die glauben wir sind verunglückt. Die alarmieren jetzt alle Führer in Lauterbrunnen. Das ganze Thal kommt in Aufregung."

„Hoffentlich!" sagte Meister Josefus.

„Es werden Expeditionen ausgeschickt." Sie war ganz verwirrt bei dem Gedanken. „Und eine Menge Touristen laufen nach dem Rotthal, und die Hoteliers telegraphieren —"

Er nickte. „Das möchte ich den Kerls auch raten!"

„Und schließlich kommt es gar in die Zeitungen!"

Der Tiroler Siegfried sah sie mitleidig an, wie man ein thöricht plapperndes Kind betrachtet. „Ja, wozu sind denn die Zeitungen sonst da? So eine Reklame giebt's ja gar nicht wieder! Depeschen nach allen Windrichtungen: ‚Professor Josef Ranggetiner mit einer bildschönen, fremden jungen Dame an der Jungfrau verunglückt.' Zweite Depesche: ‚Er lebt, sitzt aber in einer Gletscherspalte und schimpft!' Dritte: ‚Er ist draußen, aber wenig Hoffnung auf Rettung! Begleiterin tot.' Vierte: ‚Er hat bloß den Schnupfen, Begleiterin bloß ohnmächtig gewesen.' Fünfte: ‚Der Herzog von Siebenwalden erkundigt sich telegraphisch nach seinem Befinden und verleiht ihm seinen Hausorden vom grünen Hänfling um den Hals.' Es laufen ein Dutzend neuer Bestellungen ein. Verfrühte Nachrufe in allen Zeitungen. Mein Händler hat die Gelegenheit benutzt, um die letzten Werke des verewigten Meisters um horrende Summen nach Amerika zu verkaufen!"

Sie prüfte mit Neugier und Unbehagen von der Seite die schöne, blondbärtige, listiglächelnde Bauerngestalt. „Wer je aus Ihnen klug würde!" sagte sie. „Und daß Ellinor sich inzwischen um uns zu Tode ängstigt —"

„Dafür freut sie sich doppelt, wenn sie uns wohl und munter wiedersieht!"

„Ich werde telephonieren!" Sie wandte sich entschlossen ab. „Hinunter ins Thal. Damit sie's wissen, daß —"

Ein böses grünes Leuchten schoß aus seinen Augen. „Du bleibst hier! Verstanden! Das fehlte noch, daß die

kleinen Mädchen mir meine Geschäfte ruinieren! Ich will in den Zeitungen genannt sein! Ich will Geld verdienen — viel — viel — und noch mehr!"

„Ich weiß ja, wie habgierig Sie sind!" Sie blieb trotzig stehen. „Und nachher geben Sie es wieder mit vollen Händen aus. Aber ich mache das nicht mit!"

„Du wirst dich dahin setzen!" sagte er sanft. „Hier neben mich — und ganz artig sein. So ist's recht! Ellinor findet uns schon noch. Dann lese ich euch, wenn ihr brav seid, meine Nekrologe vor, das wird zum Todlachen! Und jetzt hab ich Hunger. Heute möchte ich zu der Table d'hôte!"

„Da wollt ich schon lieber mit einem ungezogenen kleinen Kind zur Table d'hôte kommen als mit Ihnen!" Lotte schüttelte energisch den Kopf. „Sie wissen doch, daß Sie bei Tisch unmöglich sind! Sie langen schon vor der Suppe nach den Weintrauben, Sie essen das Dessert vor dem Braten, Sie rauchen dazwischen eine Zigarette, greifen blindlings nach jeder beliebigen Schüssel, die vor Ihnen steht! Man würde glauben, ich hätte mir meinen Tiroler Führer Seppl auf Wein und Braten eingeladen!"

„Alsdann schaffen wir uns da heraußen was an, euer Gnaden," sagte der Siegfriedseppl gemütlich. „He, Kellnerin! Wir haben Hunger! Meine Schwester und ich!"

„Ihre Schwester?"

„Deine Schwester heißt's! Für meine Tochter bist du zu jung. Du neunzehn, ich fünfunddreißig, das stimmt nicht. Mann und Frau — ach, wenn ich ans Heiraten denke!"

„Dich sollte man mal photographieren, wenn du ans Heiraten denkst," lachte sie. „Da machst du ein Gesicht, als hättest du dir auf einen hohlen Zahn gebissen!"

„Ja, ist's denn nicht auch schrecklich? Ewig ein anderer Mensch da, bei Tag und bei Nacht. Und immer derselbe! Manchmal, wenn ich Alpdrücken hab, träume ich, ich sei verheiratet und wache verstört auf und mache Licht und sage: Gott sei Dank, nein!"

„Aber wenn man sich einmal wirklich verliebt?"

„Kann man einer Frau denn seine Liebe besser beweisen, als indem man sie nicht heiratet? Ein Kerl wie ich wenigstens? Das ist der höchste Ausdruck meiner Hochachtung! Du hast mir vorhin die Zähne gewiesen und gehöhnt: ‚Meister Josefus, du fängst mich nicht!' Jetzt dreh ich aber den Spieß um und sage: ihr fangt mich nicht, ihr kleinen, langhaarigen Philister. Ihr dürft um mich herumtanzen wie die Mücken am Sommerabend, aber sonst —" Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ich hab Hunger. Ich will essen."

Sie machte ihm spöttisch nach, indem sie mit den Händen auf der Tischplatte trommelte. „Ich will aus der Gletscherspalte heraus!" sagte sie weinerlich. „Kinder, was soll ich denn hier? Ich hab zu thun. Laßt mich in mein Atelier!"

Dann dehnte sie sich behaglich. Ein bleicher Sonnenstreifen flimmerte auf die weißen Wolkenballen und ließ den Schnee dazwischen silbern aufblitzen. Er goß ihr Wein ein. Sie stießen an und tranken. „Du, Lotte, was soll denn nur eigentlich das ewige Gezüngel und Gezischel zwischen dir und mir! Du machst mich nervös! Ich will meine Ruhe! Ich sperr mich jetzt in mein Atelier ein und laß dich draußen! Und dann los! Arbeiten! Mein Schuhputzer macht mir meine Jungfraustatue nicht fertig!"

„Ist es denn überhaupt schon angefangen, das Kunstwerk der Zukunft?"

„Nein! Ich hab's im Kopf und weiß nicht was! Natürlich — sich auf zehn Uhr vormittags ein Modell bestellen und in Lehm nachkneten und es 'Jungfrau' nennen, das kann jeder Esel. Aber ich will das große Rätsel lösen: euer großes Geheimnis für uns, euer unergründliches. Denn sowie wir euch Jungfrauen ergründen und erkennen, ist's ja verschwunden." Er war plötzlich ganz ernst und schaute träumerisch in die Weite. „Ja, wenn du mein Urbild wärst, mein Vorbild, mit all deiner Schönheit und mit all der süßen, dummen Unschuld, die du als kleines Mädchen nun einmal hast — trotzdem du eigentlich solch ein blondes Teufelchen bist. Ach ja, mein armes, gutes Lottchen! Zwölf Teufelchen hast du im Leib!"

„Woher weißt du denn das eigentlich, Meister Josefus?"

„Das will ich dir verraten!" Er dämpfte seine Stimme zu geheimnisvollem Flüstern. „Manchmal hab ich einen geradezu schauderhaften Einfall — das Greulichste, was man sich denken kann! Da denk ich mir nämlich: wie wär's, wenn du jetzt ein Frauenzimmer wärst? Schrecklich, was?"

„Ja," sagte seine Freundin einfach. „Das wäre auch schrecklich! In jeder Hinsicht!"

„Und weißt du, wie ich mich selber mir dann denke? Genau wie dich! Von innen und außen! Wie du leibst und lebst! Du bist mein weiblicher Doppelgänger!"

„Ich danke bestens!" Sie legte vor Empörung Messer und Gabel hin. „Du wirst tolldreist, Professor! Es giebt wirklich noch Zank zwischen uns!"

„Eben! Weil wir Zwillinge sind. Siamesen. Kein Mensch lebt mit sich selber in Frieden, außer wenn er Zigarrenspitzen abschneidet und Ansichtspostkarten sammelt. Aber ein verderbter Zwilling, wie wir beide —" Er brach bekümmert ab, strich sich den langen blonden Bart und schaute hinüber nach der Jungfrau, von deren Schneegewand in fernem Donner eine Lawine stäubte.

„Sich mit mir zu vergleichen!" fing sie noch ganz entrüstet an. „Dieser Mann mit diesem Lebenswandel, diesem Ruf, diesen Grundsätzen oder vielmehr diesem bodenlosen Nichts an deren Stelle, mit mir, einer jungen Dame von tadelloser Vergangenheit und Benehmen und —"

„Ach, das ist ja nur äußerlich," sagte er sanft und traurig. „Und, ich dachte, du würdest sehr geschmeichelt sein durch den Vergleich. Denn siehst du, in meiner Kunst bin ich ein Gott, du kleines Kind!"

Sie zündete sich eine Papyros aus dem Etui an, das er ihr reichte. Beide schwiegen und stießen große Rauchringel in die Luft. Sie waren plötzlich sehr traurig, daß sie einander so ähnlich sein sollten —

„Ja, das Urbild für meine Jungfrau!" hub er wieder an. „Lottchen, lieber Freund, wenn du nur einmal —"

„Nein!" sagte sie kurz und herb.

„Lottchen — kleiner Kamerad — du verstehst das nicht. Glaubst du denn nicht, daß andere Künstler — daß da sogar die eigenen Frauen —"

„Ja, wenn man verheiratet ist —"

Wieder schwieg er, einen lauernden Zug um den Mund. „Am Ende bist du doch nicht so dumm! Was ich immer zu dir sage, von den sieben thörichten Jungfrauen, das ist nicht wahr! Du bist klug! Viel zu klug!"

„Das weiß ich, Meister Siegfried!" sagte das junge Mädchen gelassen, und sie lächelten einander vertraut und feindselig in die blauen Augen.

Fortsetzung folgt.



Die Redaktricen und Mitarbeiterinnen der französischen Frauenzeitung „La Fronde“.
Photographische Momentaufnahme.

Die einzige Frauenzeitung der Welt.

Von Dr. Käthe Schirmacher, Agrégée de l'Université (Paris).

Hierzu 2 Porträts und 4 photographische Momentaufnahmen.

Sie war strahlend hell erleuchtet, die Festhalle der jungen „Fronde“, der einzigen Tageszeitung der Welt, die ganz von Frauen hergestellt wird, als kürzlich dort der zweite Jahrestag des tapferen Blattes gefeiert wurde (Abb. S. 596). An den grün bekleideten Wänden, unter die mattpolierten Glasscheiben des Lichthofs zogen sich Gewinde von Mistelzweigen und mattrosa Rosen hin, in denen die hellen Mistelbeeren wie kleine Perlen glänzten. Die Halle war elektrisch erhellt, in dem klaren Glanz breiteten sich schimmernde Toiletten aus, zeigten sich künstliche Haarfrisuren, schöne Arme, liebliche, feine und geistreiche Gesichter, eine große Eleganz und viele bekannte Namen.



Phot. Otto, Paris.

Mme. Marguerite Durand, Gründerin und Besitzerin der „Fronde“.

Die „Fronde“ ist eins der jüngsten unter den Pariser Tagesblättern, und sie ist sicher von allen das eigenartigste: eine politische Tageszeitung, an der ausschließlich Frauen arbeiten. Wohl kennt jedes Land heute Wochen- und Monatschriften, die von Frauen geleitet und geschrieben werden, doch beschäftigen diese sich ausschließlich mit Erziehungsfragen oder der Frauenbewegung. Bis vor zwei Jahren war eine nur von Frauen verwaltete, geleitete, geschriebene und gesetzte politische Tageszeitung für die Welt noch nicht dagewesen.

Daß diese so recht eigentliche Frauenzeitung in Frankreich entstehen konnte, in dem Land, dessen Frauenbewegung, was die Anhängerzahl betrifft, von Amerika, England und sogar Deutschland bei weitem übertroffen wird, dürfte manchem rätselhaft und widerspruchsvoll erscheinen. Während in den genannten Ländern die Frauenvereine ihre Mitglieder nach Hunderten und Tausenden, die Frauenverbände ihre Anhänger nach Zehntausenden zählen, besitzt der größte französische Frauenrechtsverein, der sich „Ligue française du droit des femmes“ nennt, nicht mehr als dreihundert Mitglieder.

Diese haben also ein Unternehmen wie die „Fronde“ nicht aus ihren Spargroschen allein begründen, nicht mit ihren Privatmitteln halten können.

Madame Marguerite Durand, die Gründerin und Besitzerin der Zeitung stellte daher ihren Kompaß nach einer andern Richtung, und ihre Magnetnadel führte sie gut. Die schöne, elegante und welterfahrene Frau, die in ihrer ersten Jugend die Bühne betreten, später als Gattin des Abgeordneten Laguerre in parlamentarischen Kreisen gelebt, den Journalismus und die Politik aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, wußte mit unfehlbarer Sicherheit, daß es nur einen Weg gab, wollte sie ihr Ziel erreichen: den Weg mitten ins Herz der haute finance. Die Fronde mußte von An-



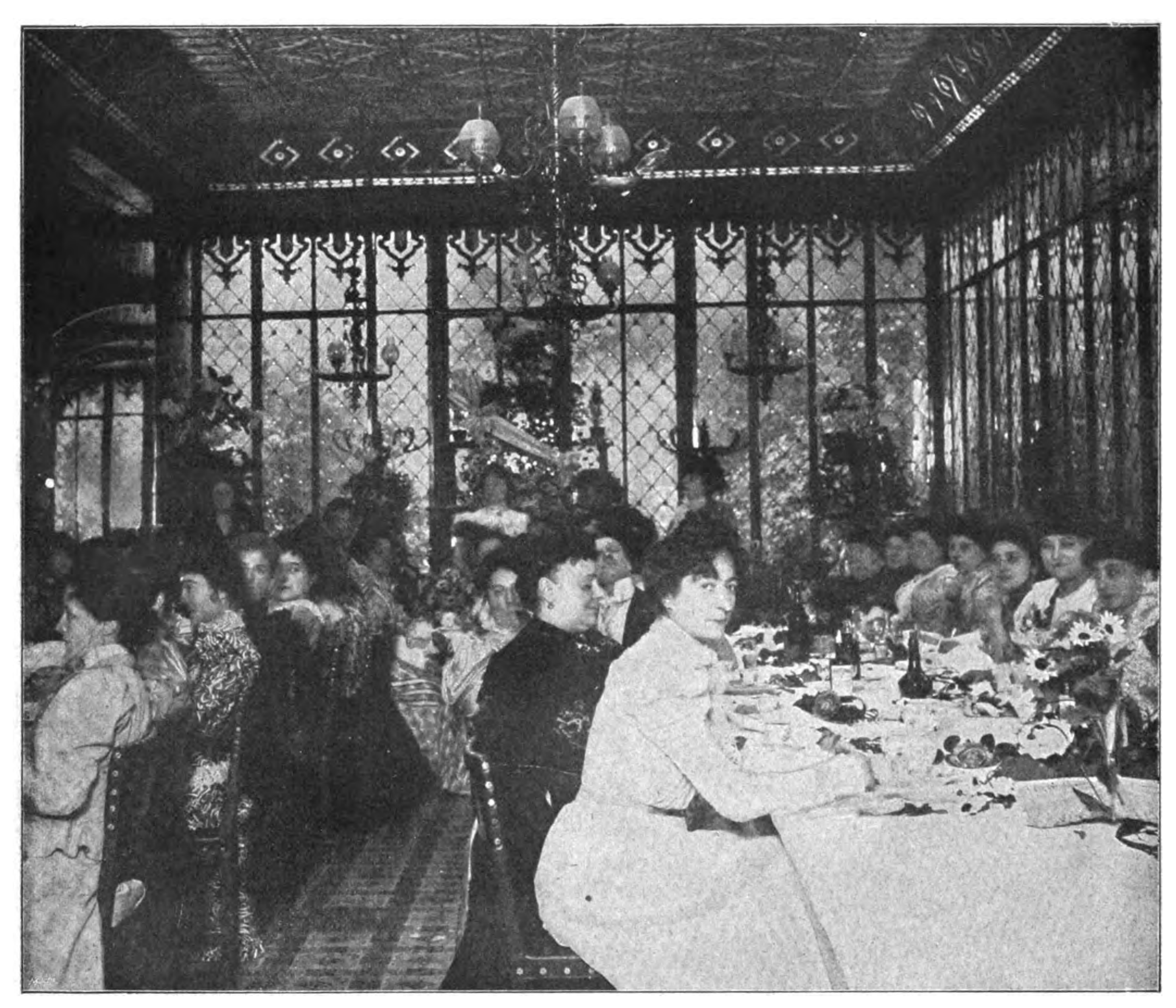
Phot. Cautin u. Berger, Paris.

Mme. Serveille, Geschäftsführerin der „Fronde“.

fang an gut fundiert sein, mußte auf goldenem Boden ruhen. Hier hieß es sofort mit fliegenden Fahnen, mit klingendem Spiel, sozusagen im Parademarsch auf dem Pariser Pflaster erscheinen, hieß es imponieren, blenden, glänzen! Diesem genialen Geschäftsblick Madame Durands kam, wie dem Boot, das mit der Flut geht, die Dreyfusaffäre hilfreich entgegen. In dieser Not der schweren Zeit waren alle willigen Kämpen gern gesehen. Warum nicht auch die Frauen in die Freischaren aufnehmen? Das Amazonenheer war etwas Neues, etwas Pikantes, es drang in mancherlei Kreise, die der männliche Journalist schwerer erreichte.

Im ersten Stock liegt Madame Durands Zimmer und im zweiten Stock das Privatzimmer der Chefredaktrice (Abb. S. 597), der anmutigen Madame Fournier. Weit geschäftsmäßiger sieht es hingegen in dem allgemeinen Redaktionssaal (Abb. S. 597) aus. Da liegen Stöße von Zeitungen; die Leimflasche, der Rotstift, die Papierschere machen sich breit, und eifrige Federn fliegen über das Papier.

Auch in Hinsicht auf die Mitarbeiterinnen war vielleicht Paris der einzige Ort der Welt, der jetzt bereits die genügende Anzahl geschulter und litterarisch ausgebildeter Journalisten weiblichen Geschlechts bot. Die Französin ist



Festmahl der Redaktricen und Mitarbeiterinnen zur Feier des zweijährigen Bestehens der „Fronde".
Photographische Momentaufnahme.

So ward denn die Gründung der „Fronde" im Prinzip entschieden, und mit allem Eifer ging man an die Arbeit.

Für Madame Durand begann nun eine Zeit fieberhafter Thätigkeit: ein eigenes Haus mußte gekauft, umgebaut, eingerichtet werden. In Schutt und Staub, zwischen Maurern und Tischlern, Tapezierern und Dekorateuren bewegte sich die elegante Gestalt der Besitzerin und Leiterin, bis nach langem Wählen und Probieren die wohnlichen Räume im modernsten Stil hergerichtet waren. Im Erdgeschoß die große Halle mit dem wohlversehenen Büffett und den zierlichen Tischchen, an denen jeder, der Lust hat, nachmittags sich einen Imbiß bestellen kann; mit dem Bureau der Buchhalterinnen und Kassiererinnen; mit dem Heiligtum der schönen Geschäftsführerin Mme. Serveille (Porträt S. 595) und der Pförtnerloge.

ja von je her in der Kunst der Feder groß gewesen, und um ein Blatt wie die „Fronde" im Wettbewerb mit den großen Pariser Blättern zu halten, mußten die Mitarbeiterinnen bereits ihre Lehrzeit im Journalismus durchgemacht haben. So hat Mme. Durand die verschiedensten Kräfte in ihrer Redaktion vereinen können. Clémence Royer erörtert philosophische und wirtschaftliche Fragen, Hélène Sée ist die Parlamentsberichterstatterin, Mme. Séverine behandelt die Tagespolitik u. s. w.

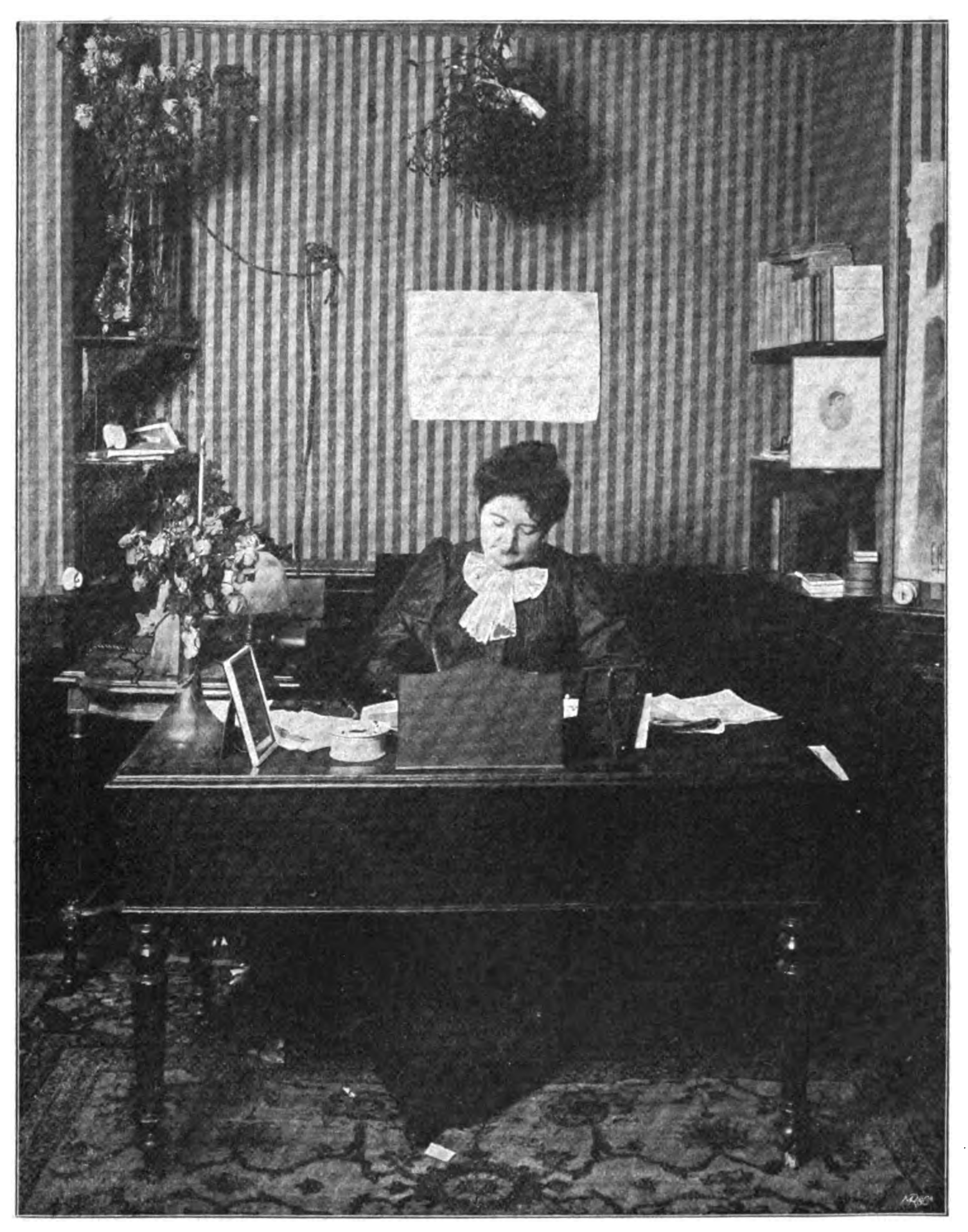
Die Begründerin der „Fronde" that einen letzten Schritt auf dem Weg der Frauenbestrebungen, indem sie in der Druckerei nicht Setzer, sondern Setzerinnen anstellte. Die Schriftsetzerei ist eine ziemlich anstrengende Arbeit, die aber verhältnismäßig sehr gut bezahlt wird.



In der Pariser Frauenzeitung „La Fronde“: Eine Redaktionssitzung.
Photographische Momentaufnahme von H. d.Osmond, Paris.

In Frankreich wurden Schulen für Setzerinnen geschaffen, und Madame Durand fand für die Setzerei der Fronde tüchtige Kräfte. Die Setzerinnen arbeiten dort 10 Stunden, von 4 Uhr nachmittags bis 2 Uhr nachts, und verdienen 8 Franken täglich.

Nun giebt es in Frankreich ein Gesetz, das die Nachtarbeit für Frauen nur 60 Mal im Jahr gestattet. Als Madame Durand ihre Setzerinnen anstellte, wußte sie, daß sie dadurch in unvermeidlichen Konflikt mit diesem wirtschaftlichen „Schutzgesetz“ geriet. Bei der Gewerbeinspektion wurde deshalb auch wegen der ständigen Zuwiderhandlung gegen das Gesetz von 1892 Protokoll gegen die Besitzerin der „Fronde“ aufgenommen. Aber „La dame Durand“, wie es im Gerichtsstil heißt, wußte sich gut zu verteidigen.



Mme. Fournier, Chefredaktrice der „Fronde“, in ihrem Arbeitzimmer.
Photographische Momentaufnahme.

Der Gerichtshof erster Instanz hat der „dame Durand“ denn auch recht gegeben, augenblicklich steht die Sache im Appell. „La dame Durand“ scheint sich über den endlichen Ausgang jedoch keine Sorge zu machen. „Ich werde die verwickeltsten Prozesse nicht scheuen, ich werde mich unermüdlich an die öffentliche Meinung wenden, bis ich meinen Setzerinnen ihr Recht erstritten habe,“ so sprach sie noch jüngst in Paris ihren festen Entschluß aus.

Die Fronde ist also eine „feste Burg“ der gesamten Frauenwelt. Mögen die Frauen ihrerseits nun auch ihre eifrigen Wächter sein!

Das Württembergische Königspaar in seinem Heim.

Hierzu 2 photographische Originalaufnahmen.

Die Bürger Stuttgarts, die des Abends an dem kleinen Prinzessin Marie-Palais, gegenüber dem Königsschloß, vorbeigehn, finden oft zwei Fenster des Erdgeschosses erleuchtet. Hinter diesen Fenstern sitzt König Wilhelm II von Württemberg an seinem Schreibtisch und arbeitet. Der fleißigste und gewissenhafteste Mann in seinem Land ist der König; seinen überaus einfachen Lebensgewohnheiten widerstrebt es, in der herrlichen, weiten Königsburg, einer der stolzesten Residenzen Deutschlands, zu wohnen; nur in dem kleinen Palais findet er sein Behagen; in den Parterreräumen hat er sein Arbeitzimmer, das auch für Audienzen bestimmt ist, eingerichtet.

Eine schwere und ernste Aufgabe hat an König Wilhelm II den geduldigen, gütigen Mann gefunden, der sie beherrscht. Als er nach dem am 6. Oktober 1891 erfolgten Tod seines Onkels und Vorfahren Königs Karl I die Regierung antrat, fand er die innigen Bande zwischen dem Schwabenvolk und seinen Herrschern bedenklich gelockert. Nicht bloß die politischen Krisen, die die süddeutschen Staaten schließlich in das Lager des hohenzollernschen Kaiserhauses hinüberführten, auch mancherlei persönliche Verhältnisse hatten tief und störend gewirkt. Was Einsicht, Güte und Pflichttreue eines Monarchen vermag, hat König Wilhelm, der in seinem Land alle Verehrung genießt, vollauf gethan, sich die vertrauensvolle Freundschaft des Deutschen Kaisers zu gewinnen.

Aber die größte Freude und Genugthuung hat ihm das Schicksal versagt. Der Sohn, den ihm die Königin Marie, geborene Prinzessin von Waldeck, seine erste Gemahlin, schenkte, starb in jungem Alter, und die ihm seit 1886 vermählte Königin Charlotte, geborene Prinzessin von Schaumburg-Lippe, ist ohne Kinder geblieben. Seine einzige Herzensfreude ist seine Tochter Pauline aus erster Ehe, die mit dem Erbprinzen von Wied vermählt ist.



Königin Charlotte von Württemberg in ihrem Boudoir.
Mit Allerhöchster Genehmigung der „Woche" zur Reproduktion übergeben.

Obwohl selbst nach Neigung und Erziehung nicht Soldat, hat der König stets alles gethan, um sein württembergisches Armeekorps auf der Höhe der Ausbildung des preußischen Heeres zu erhalten. In seiner volksfreundlichen Politik steht der Reichsgedanke in erster Reihe. Seine stets rege Kunstliebe hat er neuerdings durch Berufung namhafter Künstler nach Stuttgart und durch die Förderung der Elitekunstausstellungen in der Neckarstadt bethätigt.

Gleich Kaiser Wilhelm I wendet er der Pferdezucht alle Aufmerksamkeit zu und nimmt regen Anteil an den Rennen in Weil. König Wilhelm II ist passionierter Jäger, sein liebstes Jagdrevier ist in Schönbuch. Dort und in dem herrlich restaurierten früheren Kloster Ebenhausen hat der König oft schon Kaiser Wilhelm II und den König von Sachsen als Jagdgäste bewirtet.

Königin Charlotte, noch heute eine sehr schöne Frau, hat sich, wie ihre Vorgängerin, an die Spitze der Wohlthätigkeitsanstalten des Landes gestellt und kommt ihren Pflichten der Nächstenliebe mit allem Eifer nach. Die Königin, eine genaue Kennerin der Litteratur, wendet auch dem Schauspiel reges Interesse zu, sie ist die Schützerin der Stuttgarter Hofbühne.



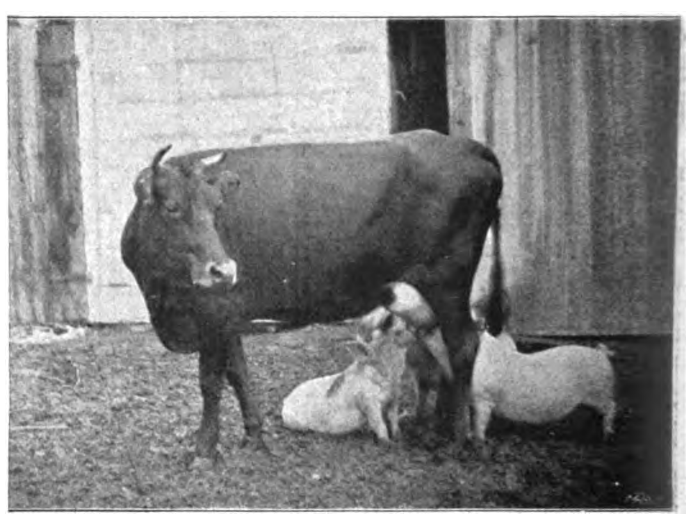
König Wilhelm II von Württemberg in seinem Arbeitzimmer.

Mit Allerhöchster Genehmigung der „Woche“ zur Reproduktion übergeben.





Phot. A. J. Johnson.
Katzenmutter und junge Kaninchen.



Phot. J. A. Horn, Wayne, Nebraska.
Die Kuh als Pflegemutter von Ferkeln.

Freundschaften unter Tieren.

Plauderei von Dr. O. Heinroth.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Fast für einen Aprilscherz möchte man die merkwürdige Zusammenstellung auf unsern Tierbildern halten: Katze und Küken, Hahn und Hund, Känguruh und Meute muten uns in dieser friedlichen Vereinigung ganz eigentümlich an. Doch der photographischen Platte müssen wir schon glauben, und der Tierkenner zweifelt auch ohne die Beweise der Kamera keinen Augenblick an der Wahrheit der heterogensten Tierfreundschaften; sind die Gründe für die Sympathien unter den Tieren doch in vielen Fällen leicht zu durchschauen.

In den meisten Menschen, namentlich weiblichen Geschlechts, liegt die Neigung, sich kleiner, hilfloser, verwaister Wesen anzunehmen. Sehr viele nicht kultivierte Völker sind darin genau so wie der Europäer: die Indianer sammeln sich durch die Aufzucht kleiner Säugetiere oft einen ansehnlichen Tierbestand zusammen, und ihre Frauen verschmähen es nicht, selbst Ammendienste bei den Pflegebefohlenen zu übernehmen. Sicher liegt diesem Trieb das durch die Aufzucht der eigenen Nachkommenschaft bedingte Bemutterungsgefühl zu Grunde, und damit wird es erklärlich, daß wir die Neigung, fremde Junge zu pflegen, auch bei den höheren Tieren wiederfinden. Ein großer Teil der Tierfreundschaften erklärt sich auf diese Weise, und namentlich die Katze spielt in diesem Fall eine große Rolle. Von Haus aus meist schon eine gute Mutter, schleppt sie sich bisweilen noch zur eigenen Kinderschar fremde Kinder: selbst junge Ratten werden liebreich gepflegt. Greift nun vollends, was so häufig geschieht, der grausame Mensch durch Wegnahme der für ihn unnützen Katzenkinder mit rauher Faust störend in das Mutterglück, dann sucht sich die Betrogene Ersatz in allem möglichen; selbst junge Hühnchen und Entenküken werden dann von ihr geführt und gewärmt. Oft wird diese Neigung zur Adoption praktisch ausgenutzt: zur Aufzucht junger Eichhörnchen und Kaninchen, kleiner verlassener Hündchen u. s. w. eignet sich die Katzenmutter. Auch später hält das zarte Verhältnis: die aneinander gewöhnten Tiere halten meist zeitlebens zusammen. Zärtlich hat sich auf unserm Bild Mama Mieze der mutterlosen Kaninchen angenommen, sie gewärmt und behütet (vgl. obenst. Abb.). Eine andere konnte es nicht untätig mit ansehen, wie die verwaisten Hühnchen, die, um ihnen Schutz zu gewähren, in die warme Küche gebracht waren, mutterlos umherirrten. Nach wenigen Tagen waren Katze und Küken einig (vgl. nebenst. Abb.), und stolz führte sie ihre Schutzbefohlenen umher.

Katze als Gluckhenne. Phot. W. Perkins, Wickwar.

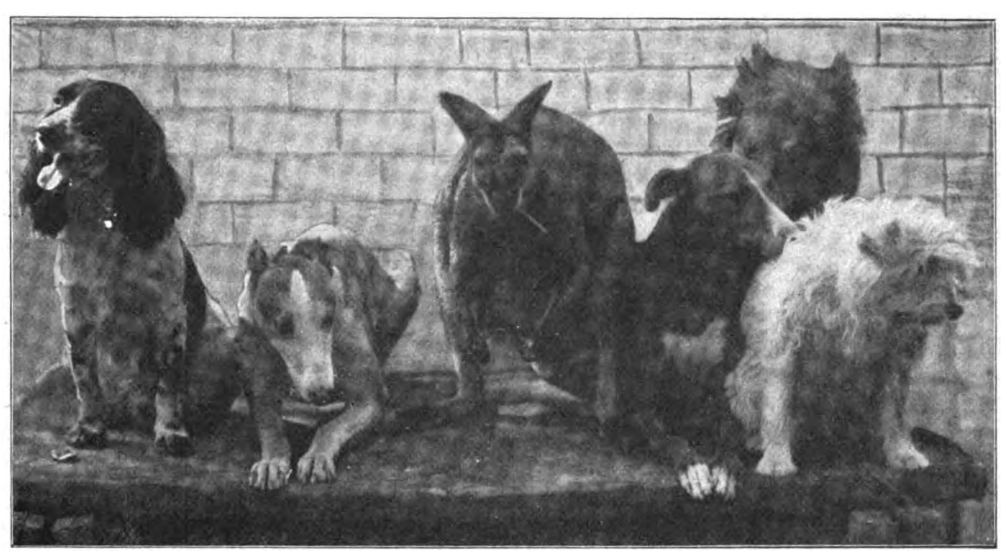
Merkwürdig ist das umgekehrte Verhältnis von Gluckhenne und Kätzchen (Abb. S. 601). Das brütende Huhn hatte die Eier vorzeitig verlassen und ließ seine verfrühte Neigung, Junge zu führen, an vier jungen Miezen aus, nachdem es ihre rechtmäßige Mutter vertrieben hatte — man sieht, die Mutterliebe kann bisweilen recht bedenkliche Formen annehmen!

Während in den erwähnten Fällen die Stiefmutter der aktive Teil bei der Adoption war, sehen wir das Umgekehrte auf den Bildern „Eselin und Lamm" (Abb. S. 602) sowie „Kuh und Ferkel" (vgl. obenst. Abb.). Geschickt haben die hungrigen Milchschweinchen mit ihrem überall tastenden und schnuppernden Rüssel das milchspendende Euter einer gutmütigen Kuh ausfindig gemacht, und noch gewohnt, an allem zu saugen, haben sie bald den nahrhaften

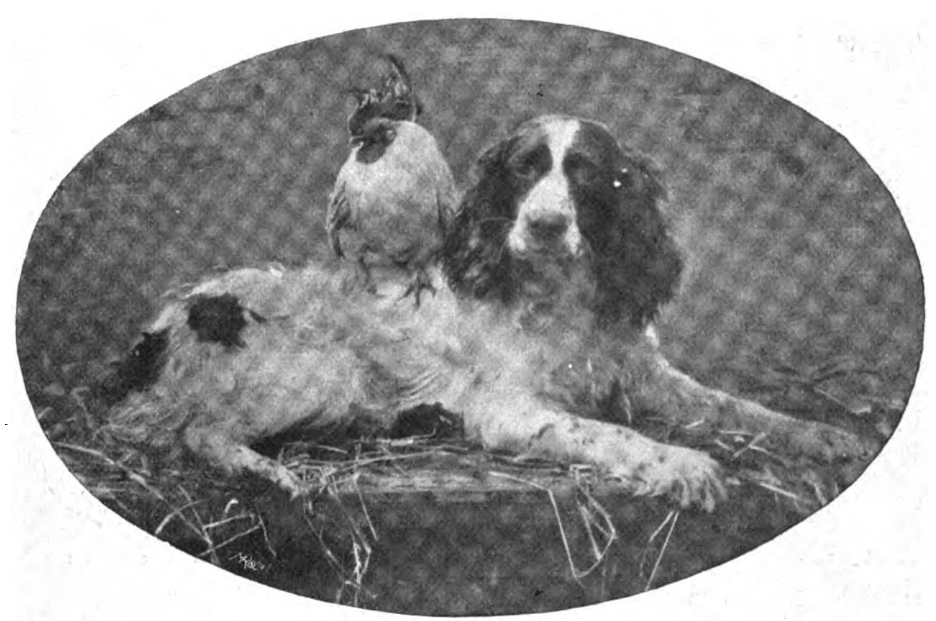
Quell erschlossen. Nunmehr lassen sie die prächtige Amme nicht mehr aus den Augen, und auch diese faßt allmählich Zuneigung zu der quiekenden Gesellschaft. Ganz ebenso ergeht es der biederen Eselin: ein verwaistes Lamm entschädigt sich bei ihr für die fehlende mütterliche Nahrung, und sie läßt es geduldig zu, ist doch das eigene Füllen kräftig und schon recht selbständig, so daß ihm deshalb wohl nichts abgehen wird.

Nicht immer sind es nur weibliche Tiere, die Pflegemutterdienste leisten; unter manchen Tiergruppen eignen sich die Männchen in noch höherem Grad zur Führung verwaister Kinder. Es ist dabei charakteristisch, daß es sich in diesem Fall fast immer um Vögel handelt, die in Einehe leben; hier beteiligt sich der Vater ebenfalls an der Aufzucht der Nachkommenschaft, hier wohnt ihm also ebenso wie der Mutter die Neigung inne, sich junger hilfloser Wesen anzunehmen. Vielfach ist dies beim Bevölkern eines Reviers mit Rebhühnern benutzt worden. Läßt man nämlich gesammelte Eier künstlich oder durch eine Haushenne ausbrüten und würde man die Neugeborenen einem gefangenen weiblichen Rebhuhn anvertrauen, so wären sie in kurzem durch den alten Vogel umgebracht. Sperrt man jedoch die piepende Gesellschaft abends in einen Kasten zu einem Rebhahn, so kann man sie getrost den nächsten Tag ins Feld hinaus lassen; er führt sie getreulich und warnt und schützt sie nach Kräften vor Gefahren. Dies Verhalten begründet sich wohl sicher darauf, daß bei der Rebhenne erst durch längeres Bebrüten der Eier der Bemutterungstrieb erzeugt wird, was beim Hahn nicht erst nötig ist.

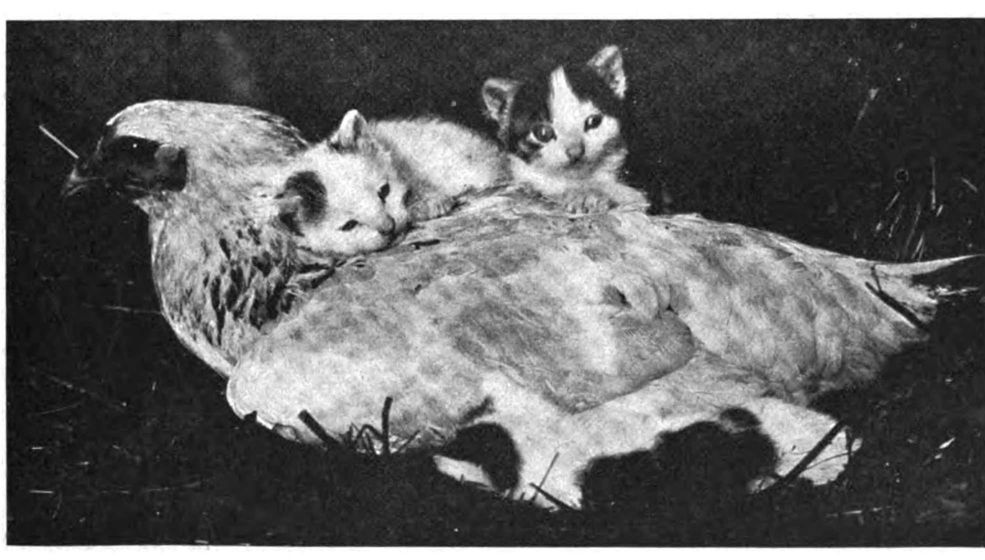
Doch nicht alle Tierfreundschaften gründen sich auf Mutter- und Kindesliebe; auch praktische Vorteile können die verschiedensten Geschöpfe zusammenführen. So sehen wir einen japanischen Zwerghahn auf zwei Bildern als Gefährten von Hund und Katzen (Abb. nebenstehend u. S. 602). Er sitzt gern warm und weich, und der Stöberhund ist ein guter Kerl und Allerweltsfreund, sein Rücken eignet sich trefflich zum natürlichen Sofa für den gespornten Ritter. Auch eine



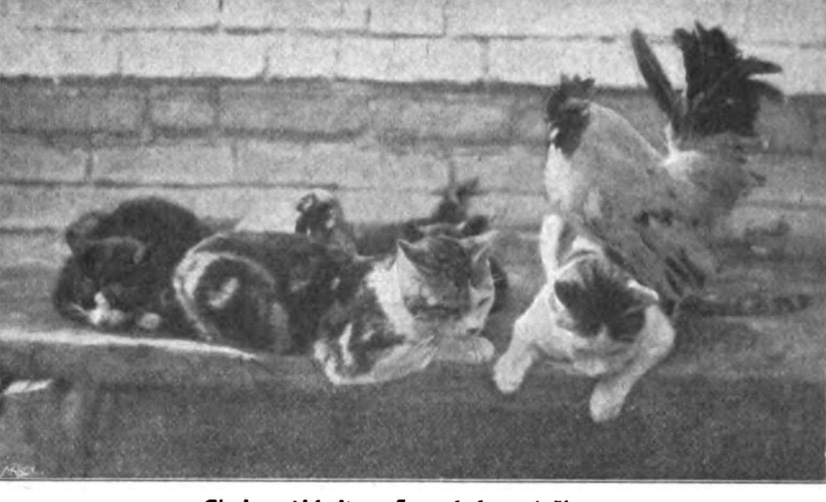
Tierfreundschaften: Känguruh und Meute.
Photographische Momentaufnahme von A. J. Johnson.



Tierfreundschaften: Zwerghahn und Jagdhund.
Photographische Momentaufnahme von A. J. Johnson.



Tierfreundschaften: Glucke als Katzenmutter.
Photographische Momentaufnahme von W. J. Cone, Covington, Ill.

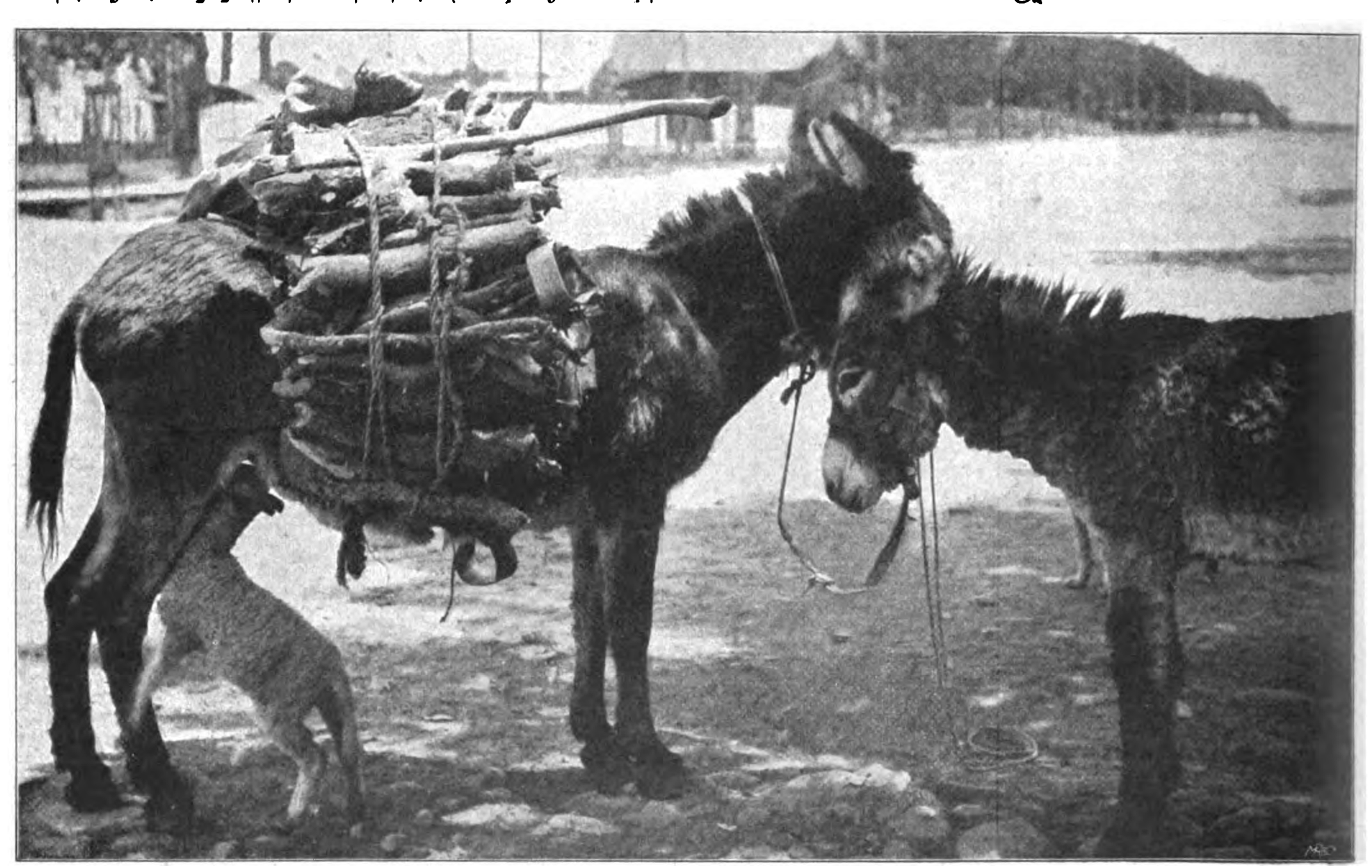


Tierfreundschaften: Zwerghahn und Katzen.
Photographische Momentaufnahme von A. J. Johnson.

Mieze hat er aus gleichem Grund zur Freundin, auch sie mag es ihrerseits behaglich finden, die Wärme der molligen Federbrust ihres Genossen zu empfangen.

Auch in der freien Natur giebt es viele solche auf gegenseitige Nützlichkeit gegründete Verhältnisse. Eifrig sind in Afrika und Indien kleine, weiße Reiher bemüht, ihre in Insekten und Würmern bestehende Nahrung von dem Rücken und den Seiten der großen und größten Huftiere abzusuchen, und diese haben allen Grund, den prächtigen Vögeln dafür dankbar zu sein. Nicht nur das blutsaugende Ungeziefer lesen die gefiederten Freunde ihren riesigen Wohn- und Nährtieren ab, sondern durch ihr scharfes Auge und ihre Aufmerksamkeit werden sie ihnen auch noch häufig zum rechtzeitigen Warner vor nahender Gefahr. Auch bei niederen Tieren sind solche Verhältnisse gegenseitiger Nützlichkeit häufig und werden von den Zoologen meist als Symbiose bezeichnet.

Zum Schluß wollen wir die sich aus längerer Gewöhnung herausbildenden Zuneigungen oft recht verschiedenartiger Tiere erwähnen. Jeder Tierzüchter weiß es sehr wohl, wie schwierig und oft gefährlich es ist, einem vorhandenen zusammenlebenden Tierbestand ein neues Stück einzuverleiben. Von allen Seiten wird das frischbeschaffte Huhn, die neue Kuh zunächst von den Genossen beschaut und schließlich angegriffen, bis sie sich ihren Platz erkämpft und die andern sich an ihren Anblick gewöhnt haben. Dann aber fühlen sie sich auch eins mit den andern und schließen sich so leicht keiner fremden Herde, keinem andern Hühnervolk an. Traulich sitzt das Känguruh mitten unter den ihm bekannten Hunden (Abb. S. 601), und diese sind viel zu sehr an seine Gegenwart gewöhnt, als daß sie ihm auch nur die geringste Beachtung schenken. Aber selbst unter dem Freundschaftsband „zusammengehüteter" Herden können engere Beziehungen sich entwickeln. Dann sind es häufig einzelne Stücke verschiedener Arten, die, des standesgemäßen „Anschlusses" entbehrend, sich besonders zusammenthun. So geschah es bei einem leidenschaftlichen Tierzüchter in Südrußland, der Strauße und Antilopen, Emus und Zebras, Bisons und Hirsche auf der Steppe weiden läßt, daß zwei unbeweibte Emus sich innig je an eine einzelne Bisonkuh und eine Zebrastute anschlossen, so daß sie sofort zu fressen aufhörten, wenn man die Freundespaare trennte! Diese Verhältnisse sind es, die man wohl als die idealsten und eigentlichsten Tierfreundschaften auffassen muß; denn hier handelt es sich nicht um eine Bemutterungssucht oder ein auf gegenseitigen Vorteil begründetes Verhältnis, sondern um eine innige uneigennützige Sympathie, eine Freundschaft, wie sie selbst bei Menschen nur recht selten vorkommt.



Tierfreundschaften: Lamm und Eselin.
Photographische Momentaufnahme von Bunker, Walsenburg, Colorado.

Der Holzhändler.

Roman von Max Kretzer.

Schluß.

Kurz vor seiner Abreise nach Eichennest, als Dulters gerade die Nachricht erhalten hatte, daß sein Gebot für Luxfelde ausschlaggebend gewesen sei, empfing er von Lux folgendes Schreiben:

„Verehrtester!

Mein linkes Ohr hat mir in der letzten Zeit wiederholt geklungen, und so habe ich — wohl nicht mit Unrecht — angenommen, daß Sie überaus lebhaft an mich dachten. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß ich genau weiß, was Sie gedacht haben. Ich kenne Dulters, doch Dulters kennt den Grafen Lux nicht.

Wie ich Sie mir vorstelle, mein Bester, saßen Sie manche Stunde erwartungsvoll in Ihrem behaglichen Kontorsessel, den Blick vielleicht mitunter auf die schöne Lithographie an der Wand gerichtet, die für uns beide so peinliche Erinnerungen enthält, und sahen mit Sehnsucht dem bekannten glänzenden Zylinder entgegen, den Sie schon durch die Fenstervorsetzer erblicken konnten, wenn er der bekannten ersten Klasse entstieg. Es thut mir leid, daß Sie meine Person für so wichtig hielten, ihretwegen unangenehme Stunden zu erleben, aber der Gedanke tröstet mich, daß diese kleinen Leiden jedenfalls unbedeutend waren im Verhältnis zu den großen, die Sie um eines andern Geschöpfes willen jahrelang im stillen Kämmerlein erlitten haben. Ja, Dulters, ich weiß es! Das Inventarium Ihrer Seele hat während der ganzen Zeit, wo ich das große Vergnügen Ihres persönlichen Verkehrs genoß, offen und durchsichtig wie Krystall vor meinem tieferen Blick gelegen. Und weil ich die große Aermlichkeit dieses Inventars stets empfunden habe, ist mein Herz frei von Neid gegen Sie geblieben. Und so blieb der stete Refrain meines inneren Bedauerns immer derselbe: „Armer König der Wälder!" Und so sage ich auch heute noch: „Armer König der Wälder! Dein Königtum war nur von deinen Gnaden, und deshalb war deine Großmut nur Talmi, deine Herrschsucht Sklavenmut und dein Inneres ein irdenes Gefäß, das niemals einen Klang von sich gab; denn es ist ein Riß in ihm vorhanden, den all deine Wohlthätigkeit, der Not des Gewissens gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, all deine Reue, und flösse sie in heißen Strömen zum Ozean des Schmerzes, nicht mehr heilen wird." Und wenn Sie nun erfahren, mein Bester, daß mir als dem Ihrem Herzen (bitte, nicht wörtlich zu nehmen) so nahestehenden Mann die Berechtigung zu Ihrer That niemals ganz klar geworden ist — so wird, ich befürchte es fast, dieser unheilbare Riß sich noch klaffender zeigen.

Nehmen wir an, Ihre That wäre die Folge ganz bestimmter Voraussetzungen gewesen, so fehlt doch, wie es mir scheint, immer noch das bindende Glied in dieser Gedankenkette, das ich lakonisch mit „Schuldbeweis" bezeichnen möchte. Es thut mir leid, Verehrtester, Ihnen vielleicht noch mehr unruhige Nächte verschaffen zu müssen, als Sie wohl bisher schon gehabt haben, aber der Kern der Gerechtigkeit verlangt das offene Wort. Und so frage ich Sie hiermit, mein Bester, ohne die Erwartung und den Wunsch zu hegen, jemals von Ihnen eine Antwort darauf zu erhalten: hatten Sie Beweise für die Schuld Ihrer Frau? Ich werde mich hüten, Ihnen nach diesen Andeutungen noch den Schluß des Ringes zu geben; denn ob ihm halbe oder ganze Gunst ein Weib geschenkt hatte — Graf Lux ehrte immer die jeweiligen Farben seiner Liebe. Nehmen wir aber an, Ihre Frau wäre an jenem Abend absolut unschuldig gewesen, ich hätte aus alter Anhänglichkeit Olga Radowska nur einen harmlosen Besuch gemacht, oder sie hätte sündigen wollen, wenn auch später erst! Wo bliebe Ihre Kombinationsgabe, noch ärmerer König der Wälder! Ich will diese Frage offen lassen, weil ich Ihren stets regen Geist kenne, der sich gern mit neuen Problemen befaßt. Wenn Dulters dem Grafen „Ahasverus Lux" auf seinem Wanderpfad begegnet, wird er ihm sicher gern mitteilen, ob er des Rätsels Lösung gefunden habe oder nicht.

Und nun leben Sie wohl, Verehrtester. Der alte Herr zieht aus, und der neue Herr wird einziehen, soll heißen: der Edelmann geht, und der Mann — nennen wir ihn, mit der eisernen Stirn und der Furcht vor den Kindern — zieht ein. Neues Leben wird aus der alten Scholle sprießen. Ob Gutes oder Böses, wer kann es wissen? Der Dünger auf den Feldern wird derselbe bleiben.

Ohne Groll

Ihr stets wohlgesinnter

Graf Lux.

P. S. Ich höre übrigens, daß Eichennest nächstens von Ihnen bewohnt wird. Ich werde in Gedanken stets bei Ihnen sein.

D. O."

Verhaltene Wut erfaßte Dulters, so daß seine Hand sich krampfhaft um den Brief ballte. Niemals hatte er seine Ohnmacht dem Grafen gegenüber so sehr empfunden, als jetzt, wo er ihn nicht einmal sah. Statt der Genugthuung war ihm die Antwort eines lachenden Philosophen geworden. Mehr aber als der versteckte Hohn regte ihn der Hinweis des Grafen auf, daß Olga schuldlos gewesen sein könnte. Er hätte schallend auflachen mögen, wenn er nicht gerade hieraus den beißenden Spott seines Feindes verspürt hätte. Sofort witterte er das Richtige: Lux wollte sich auf seine Art rächen, indem er ihm auch noch diese Gewissensfrage auferlegte. Plötzlich aber empfand er brennende Unruhe. Langsam dämmerte etwas in ihm, das ihn mit neuen Schauern erfüllte. Er entfaltete den Brief wieder und las ihn aufs neue, diesmal mit andern Empfindungen. Und je öfter seine Augen über die Zeilen glitten, je mehr wuchs der Zweifel in ihm empor, jenes furchtbare Gefühl, über das sich der Mensch so gern mit allen Vernunftgründen hinwegtäuschen möchte, das aber immer wieder zurückkehrt, um ihn still zu peinigen. Wenn der Graf ihn nicht nur hatte höhnen wollen, wenn Olga Radowska wirklich schuldlos gewesen wäre? „Furchtbar, furchtbar!" stöhnte es in ihm auf. Dann begönne erst jetzt sich der wahre Abgrund seiner Marter zu öffnen. Aber nein, nein, es durfte nicht sein! Er wurde wieder ruhiger, schalt sich einen Narren, der sich grundlos neue Pein bereite, aber langsam drängte sich wieder der Zweifel in seine Gedankenwelt. Er fraß an ihm wie ein unheilvoller Wurm, der zeitweise seine Arbeit einstellt, um sie dann um so fühlbarer wieder zu beginnen. Er wollte den Grafen aufsuchen, um in ihn zu dringen, ihm wenigstens über diesen

Punkt die wahre Aufklärung zu geben. Aber die Willenskraft sank ebenso schnell, wie sie gekommen war. Er fühlte sich morsch in seiner Seele, wurde noch schweigsamer als bisher und kam sich wie ein müder, gebrochener Mann vor, der das Leben als eine Last empfindet und mit Sehnsucht darauf wartet, unter ihr zusammenzubrechen.

Drei Monate saß er bereits auf Eichennest, als der Tag herannahte, wo seine Einsamkeit durch den Besuch seines Schwiegersohnes mit Familie unterbrochen werden sollte. Während dieser ganzen Zeit hatte er das Leben eines wortkargen Einsiedlers geführt, der die Stunden kommen und gehen sieht und die Nacht als Trösterin des Tages begrüßt. Er schlief merkwürdig ruhig, so daß er sich selbst darüber wunderte. Er las viel, und zwar waren es hauptsächlich Kindergeschichten, die ihn besonders stark interessierten. Die Märchenwelt zog ihn in ihren Zauberbereich, und um seiner Enkelin eine Freude zu bereiten, hatte er sich eine kleine Bibliothek davon zugelegt, mit der er sie überraschen wollte. Daneben trieb er die Rosenzucht, die alte Erinnerungen an seinen seligen Vater erweckte. Er war gut zu seinen Leuten, suchte die Armen seiner Umgebung auf, denen er bald als Menschenfreund galt. Fast jeden Tag machte er den Weg zu der alten Eiche, wobei er Cäsar mit sich führte. Trotzdem der Kirchhof, wo seine Frau begraben lag, nicht gar so weit war, hatte er nicht dieselbe Sehnsucht nach dort, wie nach der Stelle, wo sie den letzten Atemzug gethan hatte. Es war ihm, als läge sie hier unter der Erde, denn die körperliche Vorstellung von ihr tauchte lebhafter in ihm auf, als dort. Voll tiefer Reue stand er stets an dieser Stelle, und wenn seine Lippen sich dabei leise bewegten, so flüsterte er etwas wie ein Gebet, das nicht leere Worte enthielt, sondern der Ausdruck seines nie verlöschenden Schmerzes war. So glaubte er tagtäglich ein winziges Teilchen seiner entsetzlich großen Schuld abzutragen. Er kam sich besser vor und ging mit dem Gedanken von dannen, sich für diese stille Buße wieder eine schlafreiche Nacht erkauft zu haben.

Diese Sanftmut, die nun sein ganzes Wesen erfüllte, hatte er auch schon längst seinem Feind, dem Grafen Lux, gezeigt. Arthur hatte sich vor kurzem verlobt, und so war Dulters durch den zukünftigen Schwiegervater, einen reichen Industriellen, der Wunsch geäußert worden, das Stammgut wieder zu erwerben. Sofort sagte er zu. Ein mildes Lächeln umspielte seine Lippen, als er daran dachte, daß er nun mit großem Verlust etwas zurückgab, was er mit rasender Gier erworben hatte, um Menschen rachsüchtig zu verderben.

Er hatte die Zimmer im Haus neu herrichten und ausstatten lassen, um, wenn seine Tochter hier wohnte, nicht irgendwelche aufdringlichen Anknüpfungspunkte an die Vergangenheit zu haben.

Nun wohnten sie bereits acht Tage friedlich bei einander. Passen, der den körperlichen Verfall Dulters' seit langem beobachtet hatte, vermied es absichtlich, irgendein Gespräch mit ihm zu führen, das die alte Wunde hätte aufreißen können. Er hatte sich auch mit Otti, die noch fest an den Selbstmord glaubte, darüber verständigt.

Dulters bekümmerte sich auch nicht viel um beide. Seine Tageszeit wurde nun zum Teil mit der kleinen Olga ausgefüllt, die ihre Schulferien hatte und ihm kaum von der Seite wich. Er machte mit ihr allein Spaziergänge und verkürzte ihr die Zeit durch das Erzählen der Märchen, die er gelesen hatte, fuhr mit ihr tief ins Land hinein und erfüllte alle ihre kleinen Wünsche. Dabei versäumte er nicht, ihren Lehrplan zu verfolgen und ihre Schularbeiten zu beaufsichtigen.

Eines Abends nahm er sie wieder bei der Hand und schritt mit ihr durch die Gärten dem Wald zu. Das lustige Geplauder des Kindes erfrischte ihn, und so war er heiter und guter Dinge. Es war im Juli, während der allmählichen Abkühlung eines heißen Tages. Die Dämmerung wob bereits ihre ersten Schleier, und am dunstigen Horizont stieg allmählich die blasse Scheibe des Vollmonds empor. Feierabendstille ruhte auf Feld und Flur. Auf dem Wiesenplan hinten dengelte noch ein Bauer seine Sense, und hell und scharf drang das Klingen des Stahls herüber. Der Duft des Heus lag in der Luft, und vom Wald her erschallte noch der späte Ruf eines Kuckucks.

„Weshalb sind wir hier noch niemals gegangen, Großväterchen?" fragte Olga, die an seinem Arm hing. Sie war nun acht Jahr alt, groß und schlank, aber immer noch von zarter Blässe.

Er antwortete nicht gleich. In der That hatte er es bisher vermieden, sowohl mit Passen und Otti, als auch mit der Kleinen diesen Wiesenpfad zu nehmen, den er für sich den Armesünderweg getauft hatte.

„Das Schönste kommt immer zuletzt, mein Kindchen," sagte er dann.

„Geht's hier nach der alten Eiche?"

„Wie kommst du darauf?"

„Das soll ja ein heiliger Baum sein," fuhr sie fort.

„Woher weißt du denn das?"

„Die Gärtnersfrau hat es mir gesagt. Gestern früh fütterte ich die Hühner, und da fragte ich nach der alten Eiche. Und da hat sie's mir gesagt."

„Sonst noch etwas?"

„Ich fragte, ob Großmütterchen darunter begraben läge, weil Papa mir's erzählt hat, und da hat sie mich ausgelacht."

„So."

„Ja, es ist wirklich wahr, Großväterchen. Sie meinte, daß Großmütterchen wie alle wirklichen Toten richtig auf dem Kirchhof begraben sei."

„Da hat sie auch ganz recht gehabt."

„Ich will auch einmal Großmütterchens Grab sehen, das darf ich doch? Bartz muß mir dann Blumen geben, die ich darauf pflanzen kann. Weißt du, wenn sie noch lebte, ich würde sie gewiß so lieb haben wie dich. Sieh mal — so lieb."

Sie blieb stehen, stellte sich auf die Zehen, umschlang ihn mit ihren dünnen Aermchen, die bis zu den Ellbogen entblößt unter den bauschigen Halbärmeln sich zeigten, und versuchte seinen Kopf herabzuziehen. Er bückte sich und ließ sich geduldig küssen, von tiefer Rührung ergriffen. Die Worte fehlten ihm, und so ließ er sie ruhig weiterplaudern, während sie wieder dahinschritten.

„Sie war doch eben so lieb und gut wie du?"

„Ja, das war sie," log er tapfer.

„Hat sie auch Mama ebenso lieb gehabt, wie sie mich? Mama war doch auch einmal klein."

„Ja, das hat sie — unendlich lieb." Diesmal blickte er nicht weg, denn was er sagte, war die Wahrheit. Nun konnte er nicht mehr an sich halten, er verspürte eigentümliche Zuckungen in seinem Gesicht, die der aufquellende Schmerz ihm bereitete.

„Aber, Großväterchen, du weinst ja wieder."

„Ich? Was du nicht alles siehst."

„Gewiß, du weinst. Wie damals in der Kirche, weißt du noch? Wir saßen ganz oben in der Ecke, und da weintest du."

Trotzdem ihm große Thränen über die Wangen liefen, machte er den schwachen Versuch zu lächeln. Mit Gewalt bezwang er sich dann, um diesem Kinde gegenüber, das seinen letzten Lebensmut ins Wanken brachte, stark zu bleiben.

Sie waren im Wald, wo das hohe Farrenkraut, durch das sie sich lachend wie eine Schwimmende Bahn brach, Olga auf andere Gedanken brachte. Sie tummelte sich nach Herzenslust, warf ihren Strohhut hoch in die Luft und drehte sich im Kreis, so daß ihr hellblaues Kleidchen ein bauschiges Rad um sie schlug.

„O, ist das ein dicker Baum!" rief sie dann aus.

Er hatte seine Schritte der Lichtung zugelenkt, wie er es vordem träumerisch alltäglich gethan hatte.

„Großväterchen, das ist wohl die heilige Eiche?" fuhr sie fort. Und als er nur nickte, ging sie staunend um den Baum herum. Den Blick nach oben gerichtet, klatschte sie nach Kinderart vor Freude in die Hände. Und er stand ruhig dabei wie im Banne von etwas Unbegreiflichem, ohne ihre Freude teilen zu können. Plötzlich, als sie, ohne es zu wissen, dem Baum immer näher gekommen war, stolperte sie über eine der Wurzeln und fiel lang zur Erde. Todesschreck durchfuhr ihn, und zitternd sprang er auf sie zu.

„Komm, wir wollen gehn," sagte er, während ihn seltsame Gedanken bewegten. Mit lautem Lachen stand sie wieder auf den Füßen.

Er wollte sich die trübe Stimmung verscheuchen, und so ging er mit ihr weiter in den Wald hinein. Eine sonderbare Unruhe befiel ihn, die er nicht mehr los wurde.

„Wir wollen umkehren," sagte er plötzlich, als die breiten Schatten der Dämmerung den Wald immer dunkler machten. Um sein Angstgefühl zu verscheuchen, das ihm geheimnisvoll dünkte, wie die ganze Neugierde des Kindes vorhin, begann er, sich laut mit ihr etwas zu erzählen. Nach einer halben Stunde waren sie wieder auf der Lichtung. Von drüben her durch die Stämme drang noch das letzte Licht des hellen Horizonts, und über ihnen rundete sich der blaue und klare Himmel. Sie setzten sich am Rand der Lichtung ins Gras, weil Olga es hier „himmlisch schön" fand und er ihr diesen Glauben nicht rauben wollte. Er hatte die Empfindung, auf einem stillen Friedhof zu sitzen, wo die Trauernden im Insichgehen verharren. Und während er so lautlos dasaß, haschte die Kleine nach Blumen, die sie zu einem Kranz für ihren Hut wand. Dabei plauderte sie alles mögliche durcheinander.

„Ist es wahr, Großväterchen, daß die Toten wieder zurückkehren?" fragte sie munter. „Papachen hat es neulich gesagt, aber ich glaube es nicht. Er wollte mich gewiß nur erschrecken. Ich meinte nämlich, ich könnte ganz allein abends hier in den Wald gehen."

Er wußte, daß sich unter den Worten seines Schwiegersohnes Tieferes barg, als sie ahnte, und so schwieg er, um sich erst zu sammeln.

„Weißt du," fuhr sie fort, „ich kann es dir ja sagen, ich wollte gar zu gern schon die große Eiche sehen. Heilige sind doch fromme Leute, die uns nur beschützen, also hätte mir die heilige Eiche auch nichts gethan, nicht wahr?" Sie lachte lustig auf.

Er wollte sie abermals auf andere Gedanken bringen, und so fragte er sie, wie weit sie schon in der Religion in ihrer Klasse sei. Sie klatschte vergnügt in die Hände, schüttelte ihren Lockenkopf und meinte, daß sie im Hersagen immer die Beste sei. „Kennst du auch die Geschichte vom Jüngling zu Nain? Das haben wir zuletzt gehabt, paß auf." Und während er im Augenblick seine ganze Erinnerung aus der Schulzeit zusammenkramte, um sein Gedächtnis aufzufrischen, begann sie mit ihrer dünnen Kinderstimme, laut und ohne jede besondere Betonung:

„Es begab sich, daß Jesus in eine Stadt mit Namen Nain ging, und seiner Jünger gingen viele mit ihm und viel Volks. Als er aber nahe an das Stadtthor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, der der einzige Sohn war seiner Mutter; und sie war eine Witwe. Und viel Volks aus der Stadt ging mit ihr. Und da sie der Herr sahe, jammerte ihn derselben, und er sprach zu ihr: ‚Weine nicht!' Und er trat hinzu und rührte den Sarg an, und die Träger standen. Und er sprach: ‚Jüngling, ich sage dir, stehe auf.' Und der Tote richtete sich auf und fing an zu reden —"

Sie brach ab, veranlaßt durch eine Bewegung Dulters'. Er sagte nichts, aber er hatte nach ihrer Hand gegriffen, die er krampfhaft drückte. Sein starrer Blick war auf die Eiche gerichtet, die dunkel aus der Lichtung hervorragte. Das erste schwache Licht des Mondes mischte sich mit der sinkenden Dämmerung und schuf die nebelhafte Beleuchtung der beginnenden Nacht. Dulters' Sinne litten unter der Einwirkung der kindlichen Geschichte. Er sah plötzlich Olga Radowska im weißen Gewande, die Augen weit aufgerissen, hoch aufgerichtet an der Eiche stehen, wie auferstanden von den Toten. All sein Blut stockte, und ein mächtiges Zittern ging durch seine Glieder. Erregt erhob er sich, mit dem Rest seiner Kräfte. „Geh, mein Kind," brachte er keuchend hervor.

„Weshalb denn, Großväterchen?"

Es war ihm, als hörte er aus der Ferne den Namen Olga. „Geh, Mama ruft," sagte er wieder, fast heiser, immer den Blick auf den Baum gerichtet. „Lauf, immer geradeaus, ich komme nach. Hier, nimm gleich den Gutenachtkuß." Er nahm ihren zarten Kopf zwischen seine Hände, küßte sie auf Mund und Augen und trieb sie aufs neue zur Eile. Das Kind verstand ihn nicht, bat ihn aber, nicht lange zu bleiben und eilte davon.

Noch immer stand er an derselben Stelle, noch immer sah er sein totes Weib. Und plötzlich war es ihm, als löste sich die weiße Erscheinung vom dunklen Stamm und käme auf ihn zu. Grauen, wie nie zuvor, machte ihn schaudern, der dunkle Wahn packte ihn und trieb ihn tief in den Wald hinein. Unaufhörlich schritt er weiter, ziellos, wie ein vom Tode gehetzter Mann. Aber auch jetzt noch siegte die Riesenkraft seines Willens über die Vorstellungen seines kranken Gemüts. Er blieb stehen, und als er sah, daß niemand ihm folgte, sank die Aufregung seiner Nerven. Er kehrte um, wie magisch gezogen von dem Spuk. Das Mondlicht spielte zwischen den Stämmen und schuf den Geisterwald der stillen Nacht. Langsam kehrten die Visionen zurück, die er nicht mehr bannen konnte. Er sah das glotzende Einhorn mit dem nackten Jüngling zwischen den Bäumen einhertappen, dann, wie schweigend zu seiner Seite das Ungeheuer ihn begleitete. Plötzlich sah er den Grafen oben reiten und ihn anblinzeln, als wollte er ihn verhöhnen; eine Schar Kinder zog mit ihm, und allen voran die alte Wahrsagerin aus dem Grunewald. Und er taumelte weiter, wie gezogen von einer unsichtbaren Kraft, die stärker war, als sein bißchen letzter Wille. Und immer

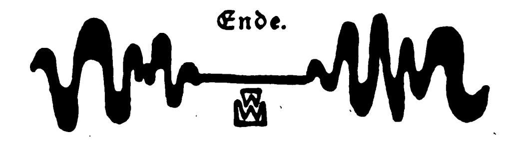
heller spielte das Mondlicht durch die Bäume, und immer geisterhafter erschien ihm seine Umgebung. Die Bäume schienen zu tanzen, dann gleichen Schritt mit ihm zu halten wie ein großes, unheimliches Heer. Er hörte Stimmen, die wie ein Riesenchor ihm etwas zuriefen, was er nicht verstand. Dann ertönte Gesang, der ihn mit schauriger Wonne erfüllte. Immer noch tappte er weiter, das Fieber des Kranken im Gehirn.

Er befand sich wieder auf der Lichtung, zu der er unbewußt zurückgekehrt war. Der Vollmond stand nun hoch am Himmel, und weiß erschien die Nacht, durchwirkt vom blauen Schimmer der Luft. Und an der Eiche stand noch immer sein Weib, nun unbeweglich, die Arme nach unten geschlagen, den Kopf gesenkt, wie ein Engel des Friedens. Er schrie auf und beim letzten Rest seiner Vernunft dämmerte ihm die Nacht vor fünfundzwanzig Jahren. Und plötzlich kam der ganze Wald auf ihn zu, all die tausend Stämme, die seine starke Hand zum Fallen gebracht hatte. Sie beugten sich alle tief zur Erde, und er sah nur eine große, ungeheure Ebene, überflutet vom weißen Licht des Mondes. Nur er stand, und die Eiche stand, an der sein totes Weib lehnte. Er wollte schreien, sprechen, aber er fand kein Wort in seiner trockenen Kehle. Er warf sich zur Erde und rutschte auf den Knien langsam zur mächtigen Eiche hin, das Haupt tief gesenkt, als scheute er sich, noch einmal das zu sehen, was überirdische Sehnsucht nach dem Tod in ihm erweckte.

Ein Schuß knallte, und dumpf rollend verhallte der Schall in der Nacht.

Nach einer Stunde fand man ihn zwischen den beiden Wurzeln, an der gleichen Stelle, wo einst sein Opfer von ihm gebettet war.

Er hatte sich mit demselben Revolver getötet, mit dem er seine Frau erschossen hatte.



Der erste Schulgang.

Betrachtungen einer Mutter.

Von **Marie zur Megede.**

Der kleine Ranzen unter dem Weihnachtsbaum, die Fibel und die Tafel mit dem pendelnden Schwämmchen auf einem Geburtstagstisch — sie sind für Eltern- und besonders für Mutteraugen immer ein etwas wehmütiger Anblick. Der erste Schulweg ist der erste eigene Weg, die Schulthür schließt das Paradies der kleinen Kindheit, und mit der Schulglocke wird eingeläutet, was sowohl den Knaben wie das Mädchen nicht wieder losläßt und loslassen soll bis zum Lebensende: der Zwang und die Pflicht!

Aber zur Wehmut tritt, besonders wenn es sich um einen Sohn handelt, noch ein anderes banges Gefühl, das Gefühl der Sorge und des Zweifels, ob Fähigkeiten und guter Wille die Probe einer langen Lernzeit auch siegreich bestehen werden, die etwas düstere Perspektive auf schlechte Zensuren, vergeblich erhoffte Versetzungen und nicht bestandene Examina, auf väterlichen Zorn und heiße, heimliche Mutterthränen.

Leider trügen diese Ahnungen trotz all der Wunderkinder, die unsere Kinderstuben alljährlich in Schule und Welt entlassen, verhältnismäßig selten.

Aus dem Jungen, der mit seiner dreisten Originalität Großmütter und Tanten entzückte, wird ein mehr als mäßiger Gymnasiast, und das Töchterchen, das so hübsch Verse auffagen und ihren Willen Mädchen und Bonne gegenüber in so treffende Worte kleiden konnte, entpuppt sich als eine Schülerin, der man das „Fräulein Doktor" doch nicht so ohne weiteres aus den Blättern ihres Zeugnisbuchs zu prophezeien wagt.

Vom ersten Schulgang kehren Freude, Vertrauen und Hoffnung sehr oft nur als flüchtige Gäste ins Elternhaus zurück. Muß das so sein? Liegt der Fehler wirklich in dem „Zuviel", was unsere Schulen fordern? Oder liegt es an einer Stelle, die von den meisten nicht gefunden und beachtet wird, weil sie zu weit in die Jugend des Kindes und die vier Pfähle der Kinderstube zurückführt?

Nach meiner Ansicht ist diese letzte Frage mit einem ganz entschiedenen „Ja!" zu beantworten. Was an der Erziehung unserer Kinder vom ersten Tage an versäumt wird, rächt sich für jeden erkennbar, sobald ein Kind seinen ersten Schulgang thut. Und naturgemäß trifft die Strafe am schwersten das Herz derjenigen, die wissentlich oder unwissentlich am meisten gesündigt hat: das Herz der Mutter.

Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß die erfolgreiche Erziehung eines Kindes erst dann beginnen kann, wenn es „zur Vernunft" gekommen ist, und daß die Schule nicht nur die Aufgabe, sondern auch die Kraft besitzt, diese Erziehung in die Hand zu nehmen.

Wie kleine Fohlen im Roßgarten wachsen unsere Kinder auf bis zu dem ominösen sechsten Jahr, mit dem, nach dem Gesetz, ihre Dressur zur Bildung beginnt. Sie haben keine Pflichten, keine Arbeit, keine Verantwortung. Sie hören nicht, sie sehen nicht, sie besitzen weder Urteil noch Gedächtnis. Niemand braucht sich in ihrer Gegenwart Zwang aufzuerlegen. Sie sind zu klein, zu dumm, um vernünftig belehrt und vernünftig bestraft zu werden. Nur wenn ihre Wildheit die Nerven ihrer Umgebung belästigt, geht man von dem Grundsatz einer lächelnden Duldung und zärtlichen Beschönigung ab und spart weder mit übellaunigem Tadel noch mit planlosen Züchtigungen.

Ich meine aber: bis zum sechsten Jahr muß ein Kind in gewissem Sinn erzogen sein. Wenigstens dürfen Schläge, soweit sie überhaupt nötig waren, nicht mehr zu seinem täglichen Brot gehören. Das Kind jenseits dieser Altersgrenze muß gelernt haben, zu gehorchen und sich zu schämen.

Den Gehorsam wird die zielbewußte Mutter von langer Hand vorbereiten. Er beginnt mit der strengen Gewöhnung zur Regelmäßigkeit im Schlafen und Trinken, mit der konsequentesten Erziehung zur Anspruchslosigkeit, die weder ein Fahren noch ein Tragen noch ein Beruhigen des Säuglings gestattet, der den Beweis seines Daseins liefert, indem er grundlos schreit. Und er wird weiter ausgebildet durch ein unerbittliches Anhalten zur Erfüllung kleiner Pflichten, zur Leistung kleiner Dienste, mit andern Worten,



durch eine Erziehung Schritt für Schritt, ohne Strafe und ohne Zorn, durch die Erziehung zur Verantwortung und zum Opfer.

Der Aufgabe der Mutter als Erzieherin kleiner und kleinster Kinder gebührt ein eigenes Kapitel. Dahin gehört auch die Beantwortung der Fragen über Ernährung und Körperpflege, die einem nervösen und rhachitischen Geschlecht zur Gesundheit und Leistungsfähigkeit auch in der Schule helfen sollen.

Eins aber ist sicher, die Stellung einer Mutter ist keine Sinekure. Nicht diejenige hat Ursache auf ihre That stolz zu sein, die einem Kind das Leben gegeben hat, sondern der es gelang, ein Kind zur körperlichen und geistigen Gesundheit zu erziehen. Doch ihre Weisheit kommt keinesfalls über Nacht, und der liebe Gott giebt nach dieser Richtung recht oft das Amt, nur selten leider aber den Verstand. Die moderne Mutter entschuldigt sich damit, daß ihr zu einer Kinderpflege und Kindererziehung in meinem Sinn sowohl Mittel wie Zeit fehlen. Sie mangeln ihr aber nicht, wo es gilt, die kleinen Kissen mit Einsätzen und die kleinen Jäckchen mit Spitzen zu verzieren. Und wenn sie das Kind, bebändert und beschleift, unter seidener Decke in seinem eleganten Wagen sieht, dann erfaßt sie die Hochachtung vor sich selbst und sie dünkt sich das Ideal einer guten und pflichttreuen Mutter!

Ihre Liebe aber, die alles gestattet, alles duldet, alles glaubt und verzeiht, ist bei Licht besehen nichts weiter als Egoismus und Bequemlichkeit! Als ob es nicht leichter wäre, ein Kind bei kaltem Wetter ganz im Zimmer zu lassen, als sich eingehend um seine Kleidung und seine kalten Füßchen zu kümmern? Nicht einfacher, ihm zu essen zu geben, was die Großen essen, sauer oder süß, gepfeffert oder gesalzen, als extra zu kochen, was für seinen Kindermagen paßt? Nicht angenehmer, einen dienstbaren Geist zum Wiegen, Fahren, Singen und Schaukeln anzustellen, als sein Ohr dem Geschrei auszusetzen, mit dem ein kleiner Wille sich dem großen gegenüberstellt?

Kinder sind aber doch etwas anderes als lebendige Dekorationsstücke, sie sind auch etwas anderes als Puppen, die eine kindische Mutter zärtlich ans Herz drückt, um sie, sobald neue und sehr oft nur eingebildete Pflichten rufen, einfach sich selbst zu überlassen!

Für ein Kindermädchen reicht's im Anfang wohl noch. Es wird behalten, bis das Kind laufen kann, vielleicht auch noch etwas länger. In einer Zeit aber, wo es der strengsten Beaufsichtigung, der verständigsten Leitung und einer steten Beschäftigung unbedingt bedarf, wird es zum fünften Rad am Wagen, zu einem kleinen Ueberlästigen, den man von der Küche in die Stube, von einer Ecke in die andere schiebt, dessen Kummer bestraft und dessen Ungezogenheiten belacht werden und dessen Prügel in den meisten Fällen nicht er, sondern die Erwachsenen seiner Umgebung verdient haben!

In jedem Jahr bilden die Kindergärten der verschiedenen Städte Zöglinge in Menge aus. Wer aber bedient sich ihrer, um seinen Kindern die Wohlthat einer verständigen, zielbewußten Erziehung in der Kinderstube zu teil werden zu lassen? Die Zahl der Familien ist im Verhältnis außerordentlich klein, und der gute Mittelstand ist nur selten vertreten. Man hat kein Geld dazu, denn man lebt in der Gesellschaft, man giebt Diners und braucht Toiletten! Ein geringeres Kleid, ein einfacheres Menü, ein billigerer Wein, eine Tafel ohne Blumen aber sind Flecken auf der Ehre eines Gesellschaftsmenschen. Man hat auch keinen Raum. Man braucht seine Salons und kann keinen davon zur Kinderstube herabwürdigen!

Eine Kindergärtnerin im Haus ist auch lästig! Muß man sie nicht bei Tisch essen lassen? Muß man nicht darauf Rücksicht nehmen, daß sie Augen und Ohren besitzt? Muß man sich nicht genieren, in ihrer Gegenwart die eigene, schmutzige Wäsche und die fremder Leute zu waschen, wie man es bisher ganz unbedenklich in der Gegenwart der Kinder that, meist Kinder, die so genau aufpassen, so fein empfinden, so scharf und gut behalten, daß ihnen oft noch nach Jahren das Verständnis über das aufgeht, was einst in ihrer Gegenwart gesprochen und gethan wurde?

Nun ist aber die Kinderstube die direkte Vorklasse der Schule. Spielend soll das Kind lernen, sich zu interessieren, zu konzentrieren, Ausdauer zu gewinnen und Ordnung zu halten. Wirklich lernen soll es niemals. Statt kleiner, auf Kosten ihres Gehirns und ihrer Nerven dressierter Affen, sollte die vernünftige Mutter stolz darauf sein, im wissenschaftlichen Sinn „dumme" Kinder in die Schule zu schicken. Von erzählten und vorgelesenen Geschichten bleibt genug Stoff in dem kleinen Köpfchen haften, um die lebhafte Phantasie zu beschäftigen. Viel wichtiger scheint mir, daß das Kind lange vor seiner ersten Schulgrenze gelernt hat, eine Arbeit ohne Unlust und Thränen fertig zu machen, daß es sich vollkommen selbständig anzieht, daß es gewöhnt ist, seine Sachen fortzupacken, ehe es schlafen geht, und daß es vor allen Dingen zu spielen weiß.

Die meisten Kinder haben keine Ahnung von dieser Kunst. Die schönsten Geschenke verlieren ihren Reiz für sie, noch ehe die Lichter am Weihnachtsbaum und auf der Geburtstagstorte ausgebrannt sind. Und von neuem wird die aufregende und ermattende Frage an die gereizte Mutter gestellt: „Was soll ich thun? Was soll ich anfangen?" Wo liegt hier der Fehler? Wie kommt es, daß das arme Kind in der Kellerwohnung sich stundenlang mit einem kopflosen Puppenrumpf amüsieren, ihn in eine Wiege betten kann, die in Wahrheit nichts ist als eine umgedrehte Fußbank, während das kleine Fräulein in der Beletage seine Balldame trotz seidener Kleider und wirklicher Haare bald verächtlich in den Winkel wirft? Ich meine, es kommt daher, weil große Leute die Spielsachen nach dem Geschmack der Großen und nicht nach dem der

Kinder aussuchen, und weil seit Jahrzehnten schon ein höchst verderblicher, immer mehr übertriebener Luxus seinen Eingang in die Kinderstube gefunden hat.

Das unverwöhnte Kind aber wird im zwanzigsten Jahrhundert genau dieselben Spielsachen lieben, die seine Eltern, Großeltern und Urgroßeltern im neunzehnten geliebt haben; die Puppe, die es aus- und anzieht, den Herd, an dem es kocht, den Baukasten, aus dem es Burgen und Schlösser errichtet, den Schild und das Holzschwert, mit denen es den Kampf mit Riesen und Zwergen, Indianern und wilden Tieren besteht! Und kein noch so vorschriftsmäßig uniformierter Leutnant wird je die Schreipuppe aus dem Herzen der echten Puppenmutter verdrängen, gerade so wie ich noch kein Buch kenne, das imstande wäre, den Märchen von Rotkäppchen, Schneewittchen und Aschenbrödel, dem ewig jungen, alten Struwwelpeter und dem unvergleichlichen „Lederstrumpf“ den Rang streitig zu machen.

Ein bekannter Schulmann stellt die Behauptung auf, daß elegantes, „fertiges“ Spielzeug die zerstreuten, unlustigen, gedankenlosen Kinder, mit andern Worten, die schlechten Schüler mache. Er verlangt absolute Einfachheit, er verlangt, daß kein anderes Spielzeug in der Kinderstube gelitten werde, als das, aus dem sich etwas „schaffen“ lasse, das der Erfindungsgabe und der Geschicklichkeit des Kindes Gelegenheit giebt, sich zu finden und zu entfalten, das zur freiwilligen Arbeit anleitet und zu nicht erzwungener Geduld!

Ich glaube, er hat mehr als recht. Woher kommt es denn, daß kein kleines Mädchen eine fest angezogene Puppe leiden kann, und daß Geschenke, die jeden Erwachsenen entzücken, auf das Kind oft auch nicht den leisesten Eindruck machen? Woher kommt es, daß der Sandberg vom ersten Frühling- bis zum letzten Herbsttag unvermindert seinen Reiz und seine Anziehungskraft behält? Fort also mit allen überflüssigen Gaben zu Weihnachten und zu Geburtstagen! Das fröhliche Fest des Gebens ist längst zu einem Fest unbescheidenen Verlangens geworden. Schützen wir wenigstens unsere Kinder, daß ihnen der Segen nicht zum Unsegen wird, und versagen wir aus verständiger Liebe, wo wir aus unverständiger so oft zuviel gegeben haben.

Der erste Schulgang ist der Weg zur Quelle jener Weisheit, aus der unsere moderne Bildung fließt. Er sollte ein glatter, heller Weg sein, auf dem Stationen und Ziel sich wohl übersehen lassen. Statt dessen ist er meist der Aufgang zu einem Kalvarienberg, und die Leidensstationen darauf sind die Versetzungstage.

Die Schule mag daran ihren Teil von Schuld tragen. Nicht alle Lehrer sind Lehrer von Gottes Gnaden. Sie verstehen ihr Fach, aber sie verstehen das Kind nicht, das von ihnen lernen soll. Sie stehen oft einer abschweifenden Eigenart fremd gegenüber, auf die aber auch beim besten Willen in einer großen Schar nicht die gebührende Rücksicht genommen werden kann.

Jedenfalls aber ist es nicht die unvernünftige Höhe der Klassenziele, auf die enttäuschte Eltern ihren Kummer und ihren Zorn abladen dürfen. Diese Klassenziele können von der mittelmäßigen Begabung sehr wohl erreicht werden, wenn drei Dinge vorhanden sind: eine vollkommene körperliche Gesundheit, eine systematische Vorerziehung durch die Kinderstube und ein lückenloser erster Unterricht.

In Bezug auf diesen ersten Unterricht begeht die Unkenntnis der Eltern oft verhängnisvolle Sünden. Man ist der Meinung, daß nicht viel dazu gehört, solch einen kleinen A-B-C-Schützen einzudrillen, und daß eigentlich nur Geduld und guter Wille nötig sei. Das ist ein großer Irrtum! Das Lehren der Anfanggründe im Lesen, Schreiben und Rechnen bedingt ein ganz spezielles Studium. Wirklich guten, ernsten Unterricht giebt hier nach meinen Erfahrungen nur der seminaristisch gebildete Lehrer, gleichviel ob er sich Volks- oder Landschullehrer nennt. Dieser erste Unterricht aber ist das Fundament, auf dem die ganze spätere Schulweisheit sich aufbauen soll. Es darf auch nicht die kleinsten Lücken aufweisen, oder die Gefahr liegt nahe, daß der stolze Turm früher oder später in ein bedenkliches Wanken gerät.

Mir ist mehr als ein Fall bekannt, in dem sich die äußerst mangelhaften Fortschritte durchaus normal begabter Knaben und Mädchen dahin aufklärten, daß die Kinder weder fließend lesen noch von eins bis zehn wirklich rechnen konnten! Zum Nachholen aber läßt die Schule nirgends Zeit. Aus einem ewigen Lückenausfüllenmüssen folgt die Ueberbürdung mit häuslichen Arbeiten, kommen die geopferten Spielstunden, die halb und ganz durchwachten Nächte. Man versichere sich also eines sicheren Erfolges, ehe man ein Kind vom Privatlehrer in eine höhere Schulklasse bringt. Eine bestandene Prüfung ist sehr oft nur Glückssache. In der Schule selbst aber trete man eher für eine Nichtversetzung des A-B-C-Schülers als für das Gegenteil ein.

Ich rede überhaupt dem Privatunterricht in den Elementarfächern das Wort, wo es sich um anscheinend nicht begabte Kinder oder um jene kleinen Träumer und Schwärmer handelt, die nur zu gern nach den blühenden Gefilden ihrer Phantasie abschwenken, wenn der Lehrer sich nicht unmittelbar mit ihnen beschäftigt.

Die meisten Eltern machen sich von den Schattenseiten des Einzelunterrichts übertriebene Vorstellungen. Wie viele, arme, kleine Landkinder werden nicht alljährlich in Pensionen verbannt und somit für immer dem Elternhaus und dem Mutterherzen entfremdet, während ihre wissenschaftliche Ausbildung noch sehr wohl hätte daheim fortgesetzt werden können. Mir sind nicht einzelne, sondern viele Beispiele bekannt, wo durch Gouvernante und Hauslehrer die ausgezeichnetsten Resultate bis zur Obertertia erreicht wurden und wo bis zum Abiturientenexamen und darüber hinaus niemals die leiseste Stockung eintrat.

Ich gebe zu, daß das Lernen in Gemeinschaft, daß der Verkehr mit fremden Kindern seine Vorteile hat. Aber man sollte doch nicht gedankenlos nachbeten, daß ein Kind und zumal ein Sohn der fremden Strenge und des fremden Einflusses bedarf, um sich gedeihlich und zum Mann entwickeln zu können. Ein Kind ist allemal am besten unter der Hand seines Vaters und den Augen seiner Mutter aufgehoben, wenn diese Augen und diese Hände ihre Mission richtig auffassen.

Fürs Leben mag die Pension besser erziehen. Sie lehrt das Kind, zu berechnen, sich zu wehren, zu schmiegen und zu biegen. Was aber wird aus all den kleinen Blüten seines Gemüts, was wird aus den Fehlern, die auch nur Knospen waren, als das viel zu junge Menschenkind sich blutenden Herzens von seiner Heimat losriß? Kann man verlangen, daß auch die beste Pensionsmutter das fremde Kind kennt, versteht und richtig leitet? Dazu fehlt ihr zum mindesten die Zeit; denn Pensionäre nehmen ist kein Vergnügen, es ist immer eine Notwendigkeit und meist ein Geschäft!

Und dann — kennen wir unsere eigenen Kinder denn auf jeden Fall? Ist es nicht ein neues Leben, das sich vor uns entwickelt, ein fremdes, kompliziertes Dasein, zu dem die Eltern nicht gleich den Schlüssel mitbekommen, sondern ihn sich erst mit viel Mühe, Liebe und Verständnis suchen müssen?

Ich glaube, alle Eltern haben die Kinder, die sie verdienen. Und die Mutter ist durchaus im Recht, die sich nicht vorzeitig durch den ersten Schulgang nehmen lassen will, was nicht wieder zurückzugeben ist: den Blick in eine kleine Seele und den Weg zum Herzen ihres Kindes!



Die Frau Kammergerichtsrat.

Skizze von Maria Janitschek.

„Ich heiße Frieda Köttl und war zuletzt bei der Frau Kammergerichtsrat von Gernheim bedienstet. Hier mein Buch." Mit diesen Worten reichte mir eine gutgekleidete Vierzigerin ihr Dienstbuch hin. Das Zeugnis der Frau Kammergerichtsrat war gut; denn daß sie sich wegen Meinungsverschiedenheiten getrennt hatten, war kein Vorwurf für die Köchin. Also frisch drauf los gemietet!

Sie hatte sehr langsame Gebärden und eine äußerst vornehme, kühle Art zu sprechen. Gleich am ersten Tag gebot sie dem Fleischerjungen, wenn Ochsenfleisch bestellt würde, nur vom Filet zu bringen.

Auf meine Einwendung, daß das doch nur in selteneren Fällen nötig wäre, schnitt sie mir kurz die Rede ab. Die Frau Kammergerichtsrat sei eine ausgezeichnete Hausfrau. Und die Frau Kammergerichtsrat habe immer nur vom „Filet" gehabt, sogar zum Suppenfleisch. Meine Achtung vor der Frau Kammergerichtsrat stieg mächtig.

Während des Mittagessens blieb Frieda hinter meinem Stuhl stehen, nachdem sie das Servierbrett herumgereicht hatte. Ich dankte ihr und sagte, das wäre nicht nötig. Ich würde schon klingeln, wenn ich ihrer bedürfe. Sie schüttelte mit sanfter Entschiedenheit den Kopf. Sie sei das von der Frau Kammergerichtsrat her so gewohnt!

Mein Mann und ich fühlten uns ganz klein solcher Vornehmheit gegenüber, ließen sie stehen und unterhielten uns französisch.

Ich begann mich langsam in ein Lamm zu verwandeln; denn — sie kochte sehr gut, diese vornehme Frieda.

Am Ende des ersten Monats, als ich meine Rechnungen erhielt, sah ich zwanzig Pfund Butter notiert; dabei hatten wir keine Gäste gehabt. Frieda kochte nur mit frischer Butter. „Die Frau Kammergerichtsrat —"

„Ach ja," seufzte ich. Es war nicht zu leugnen, die Frau Kammergerichtsrat besaß Geschmack, aber —

Ich hatte mich bisher mit guter einfacher Milch zum Kaffee begnügt. Frieda machte kühl verwunderte Augen, daß eine „Dame" Milch zum Kaffee nahm, und wußte mich durch die verschiedensten Gründe zu bestimmen, Sahne zu bestellen.

„Die Frau Kammergerichtsrat —"

„Jawohl!" rief ich melancholisch, „ich weiß, was Sie sagen wollen."

Frieda selbst trank nie Kaffee, nur Thee, und diesen ohne Zuthat. Sie war also nur um meinen guten Ruf beim Milchmann besorgt.

Eines Tages brachte sie es wirklich so weit, daß ich ein bewunderndes „Ah!" ausstieß.

„Wir hatten nämlich," sagte sie leichthin, mit einem Lächeln in den Mundwinkeln meine Küchengeräte überblickend, „bei Frau Kammergerichtsrat silberne Kochlöffel. Denn Frau Kammergerichtsrat liebte und verstand, feine Saucen zu bereiten. Man soll diese jedoch nur mit silbernen Löffeln anrühren, ebenso wie Kompotte. Ich würde der gnädigen Frau vorschlagen —"

Mich überlief's. „Silberne Kochlöffel anzuschaffen? Nein, Frieda, dazu werden Sie meinen Mann nie bewegen!"

„Das bedaure ich," sagte sie gelassen.

Kurz darauf fand ich eine nicht unbedeutende Summe im Haushaltungsbuch vermerkt, die sie ausgelegt hatte. Darunter stand: „Beitrag für den Verein zur Erbauung der Blindenanstalt in St. Blasien."

„Wie kommen Sie dazu?" fragte ich. „Ich trete neuen Wohlthätigkeitsvereinen nicht bei. Ich bin schon Mitglied einer ganzen Anzahl solcher Vereine."

„Es ist für Blinde!"

„Ich gebe bereits einer Anstalt für verkrüppelte arme Kinder, einer für Taubstumme, einem Wöchnerinnenheim und ähnlichen Instituten monatliche Beiträge."

„Es ist für Blinde!" wiederholte sie mit einem niederschmetternden Blick auf mich.

„Zum mindesten hätten Sie mich fragen sollen."

Und nun kam es mit sittlicher Entrüstung: „Die Frau Kammergerichtsrat —"

Ich legte schnell ein Goldstück hin. Sie strich es stillschweigend ein.

In kurzen Zwischenräumen fand ich verschiedene ähnliche Posten notiert: „Für den verunglückten Pferdebahnkutscher. — Wandernder Handwerksbursche. — Alte Frau mit Stelzfuß. — Der Familie mit den neun unversorgten Kindern." Und so fort, und so fort. Darunter standen Summen verzeichnet, die an sich nicht groß waren, zusammengerechnet jedoch eine nicht unbedeutende Ziffer ergaben.

Ich untersagte ihr, auf eigene Hand Geldspenden zu machen, da ich mir Arme, die der Hilfe bedurften, lieber selbst auswählte. Sie zuckte die Schultern. „Frau Kammergerichtsrat hatte Vertrauen zu mir. Sie überließ mir die Verteilung des für die Armen bestimmten Geldes. Wir aus dem Volk verstehen besser, würdige Bedürftige zu finden, als die Damen selbst. Frau Kammergerichtsrat —"

Ich wandte mich kurz um. Diese Frau Kammergerichtsrat, die plötzlich so eingreifend in mein Leben getreten war, ohne daß ich sie kannte, wurde mir zum Schreckgespenst.

Eines Nachmittags entdeckte ich unter der Küchenwäsche ein Gläsertuch, in das der Zahn der Zeit oder besser die Bürste der Wäscherin ein Löchlein gebracht hatte. Ich reichte es Frieda hin. „Wenn Sie Zeit haben, bessern Sie den kleinen Schaden aus."

Drei Tage später klingelt es in der Frühe. Eine Frau steht draußen. Auf meine Frage nach ihrem Begehren sagt sie verlegen: „Ich bin von der Köchin herbestellt. Ich bin die Flickerin."

Mir stieg der Aerger auf. Ich ging nach der Küche. „Wann habe ich eine Näherin bestellt?"

„Gnädige Frau haben neulich doch ein beschädigtes Wäschestück erwähnt. Aehnliche befinden sich mehrere unter der Küchenwäsche. Diese Flickerin hat auch bei der Frau Kammergerichtsrat —"

Andern Tags erwarteten wir zwei gute Freunde zum Abendessen. Es war alles einfach und ohne Umstände hergerichtet, wie die beiden, die uns oft besuchten, es am liebsten hatten. Kurz bevor wir uns zu Tisch setzen, fällt mir ein, daß sich nicht das kleinste Stückchen Obst im Haus befindet. Ich klingelte Frieda. „Eilen Sie doch zur Obstfrau hinüber und holen Sie ein wenig Obst. Nur ein wenig. Ich besorge mir selbst in diesen Tagen mehr davon."

Eine halbe Stunde später sah ich eine mächtige Ananas auf unserm Tisch prangen.

„Es ist die Lieblingsfrucht der Frau Kammergerichtsrat. Frau Kammergerichtsrat" —

Ich sah ein Ende mit Schrecken kommen. Meine Geduld war auf dem Gefrierpunkt angelangt. Noch einmal nahm ich mich zusammen, um vielleicht den „Krach" zu vermeiden. Mit sanfter Stimme, so gelassen wie möglich, sagte ich: „Liebe Frieda, nicht wahr, Sie sind mit Ihrem Zimmer recht zufrieden. Es ist ein hübsches Zimmer, ein luftiges Zimmer, das Fenster geht in einen Garten, Sie haben gesunde Luft, Sonnenschein u. s. w."

„Das kann ich nicht leugnen," antwortete sie, ohne zu ahnen, wohinaus ich wollte.

„Auch die Kost wird Ihnen keine Klagen entlocken, denn erstens essen Sie ja, was Sie selbst zubereiten, sodann ist alles, was wir genießen, der Gesundheit zuträglich, und Mangel herrscht auch nicht. Ihr Lohn ist der von Ihnen selbst gewünschte. Arbeit ist nicht zuviel, denn es sind nur zwei Menschen zu bedienen. Also, Sie sind sonst zufrieden, nicht wahr? Wenn dem so ist und Sie weiter hier bleiben wollen, so müssen Sie anfangen, besser zu sparen. Ich habe nicht so viel auszugeben wie — die Frau Kammergerichtsrat! Kleine Schadhaftigkeiten in der Küchenwäsche hat meine Köchin stets selbst ausgebessert. An Arme habe ich jährlich nicht hunderte von Mark auszugeben. Ananas reichen wir nur bei ganz besonders festlichen Gelegenheiten zum Dessert. Silberne Kochlöffel erlauben meine Mittel nicht zu kaufen. Richten Sie sich demgemäß ein. Man braucht auch nicht zu allen Gemüsen frische Tafelbutter zu nehmen."

Ihre Lider senkten sich immer tiefer über die Augen, zuletzt sahen die letzteren wie geschlossen aus. „Frau Kammergerichtsrat hielt darauf, daß —"

Ich trat an meinen Schrank, kleidete mich rasch um, und ehe ich mir klar bewußt war, was ich that, eilte ich ihrer Wohnung zu und klingelte an.

Eine Minute später stand sie mir gegenüber. Sie war eine hohe, hagere, alte Dame, in schwarze Seide gekleidet, mit harten, aber intelligenten Zügen und einer goldenen Brille auf der Nase.

„Frau Kammergerichtsrat," sagte ich und merkte dabei, wie geläufig mir die zwei Worte geworden waren, „Sie sind Gebieterin, tonangebende Herrscherin in meinem Hause geworden. Sie haben mich von meinem Posten verdrängt, ich komme, um von Ihnen gegen Sie selbst ein Mittel zu erbitten."

Wir setzten uns, und ich erzählte ihr alles. Sie lachte herzlich. Dann nahm sie meine Hand.

„Sie sind eine unpraktische junge Frau. Kommen Sie mal mit mir."

Sie führte mich in ein enges Kämmerchen, das so schmal war, daß nur ein Bett darin Platz fand. „Sehen Sie, das war Friedas Zimmer. Ich habe kein besseres. Die fünf Stuben vorn heraus brauch ich für mich allein. Lohn erhielt sie genau die Hälfte weniger, als bei Ihnen."

Wir gingen wieder nach vorn und ließen uns nieder.

„Sie hatte täglich die Wohnung aufzuräumen, fast jeden Tag für ein paar Gäste zu kochen. Dabei — das betone ich besonders — werden in meinem Hause keine Trinkgelder gegeben. Ich weiß es ganz gut, daß ein Mädchen kein rosiges Leben bei mir führt."

„Aber meine Gnädige, wie kommt es dann —"

Sie unterbrach mich. „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Es giebt Mädchen, die größeren Wert als auf alles andere darauf legen, daß ihnen imponiert wird. Was imponiert ihnen aber mehr an ihrer Herrschaft, als vermeintlicher Reichtum? Man erzählt sich von mir, daß ich sehr vermögend sei. Das ist Unsinn. Ich habe mein gutes Einkommen, habe manch wertvolles Silbergerät von meiner Familie geerbt. Zu Ihrer Beruhigung verrate ich Ihnen jedoch, daß die Kochlöffel in meiner Küche — und nicht einmal alle — nur vernickelt sind. Die alte Geschichte! Eine für reich geltende Frau kann Similibrillanten tragen, keiner wird's bei ihr voraussetzen. Die Mädchen meinen, daß jeder metallene Gegenstand meines Haushalts zum mindesten Silber oder Gold sein müsse."

Ich wurde nachdenklich. „Was soll ich nun thun, um Frieda zu imponieren?"

Die alte Dame lachte. „Sie werden doch diesen Schrullen nicht Vorschub leisten. Wenn sie Ihnen wieder mit der Frau Kammergerichtsrat kommt, so sagen Sie kurz: ‚Und ich bin die Frau Müller! Und bei mir ist's so, Punktum!'"

Wir schüttelten uns die Hände. Ich ging guter Vorsätze voll nach Haus. In der Folge wurde Friedas Benehmen immer kühler und herablassender mir gegenüber.

Eines Tags gab sie mir bei irgendeiner Gelegenheit protzig zur Antwort: „Das bin ich nicht gewöhnt."

In diesem Augenblick hauchte meine langlebige Geduld ihre Seele aus.

Ich holte Friedas Dienstbuch und legte es ruhig in ihre Hände. „Wenn ich es einmal zu silbernen Kochlöffeln bringen sollte, sprechen wir uns wieder . . ."

Was die Richter sagen.

Scheidung und Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft.

Bekanntlich endigt eine Ehe durch den Tod oder durch rechtskräftiges Scheidungsurteil. Das neue Bürgerliche Gesetzbuch hat aber mit Rücksicht auf die Auffassung der katholischen Kirche, wonach die Ehe bei ihrer Sakramentsnatur nicht dem Bande nach geschieden werden könne, gestattet, daß der Ehegatte, der auf Scheidung zu klagen berechtigt ist, statt dessen auf Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft klagt. Wird demgemäß die eheliche Gemeinschaft aufgehoben, so treten nach dem Wortlaut des Gesetzes die mit der Scheidung verbundenen Wirkungen ein. Insbesondere hören alle aus der Ehe sich ergebenden persönlichen Rechte und Pflichten der Gatten gegeneinander auf; die Frau kann ihren Mädchennamen wieder annehmen und muß dies, falls sie für allein schuldig erklärt ist und der Mann es verlangt. Hinsichtlich des Vermögens findet eine Auseinandersetzung statt; die während des Brautstandes oder während der Ehe gemachten Schenkungen können widerrufen werden; der Ueberlebende hat kein Erbrecht am Nachlaß des Erstverstorbenen.

Aber die wichtigste Wirkung der Scheidung tritt mit Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft **nicht** ein: keiner der Gatten darf sich nämlich bei Lebzeiten des andern wiederverheiraten, und ferner: wollen die Gatten die aufgehobene Gemeinschaft miteinander wiederherstellen, so können sie das thun, ohne etwa von neuem vor dem Standesbeamten sich als Eheleute erklären, ja ohne irgendwelche Förmlichkeit beachten zu müssen.

Was Wunder, daß schon jetzt bedeutende Juristen darüber streiten, ob nach dem Gesetz die Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft als Auflösung der Ehe zu erachten ist. Wer dies verneint, muß annehmen, daß ein während Aufhebung der Gemeinschaft, sei es vom Mann, sei es von der Frau mit Dritten eingegangenes intimes Verhältnis ehebrecherisch ist und daß ein von der Frau, wenn auch Jahre nach der Gemeinschaftsaufhebung geborenes Kind als ehelich und von dem Mann abstammend zu erachten ist. Das sind gewiß wunderliche Folgerungen.



Stiftungsfest des Offizier-Fecht- und Reitvereins zu Berlin: Quadrille von Herren und Damen in der Uniform der Seydlitzkürassiere.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Franz Kühn, Berlin.

Berliner Reiterfeste. Wenn die Zeiten auch vorüber sind, da jeder Mann das Schwert an der Seite trug und das Roß das alleinige Beförderungsmittel war, so ist doch noch immer der Reitsport eine der schönsten Vergnügungen, und die Freude am Waffenspiel steckt besonders dem deutschen Volk tief im Blut. Manche moderne Sportarten haben diese ritterlichsten aller Leibesübungen jetzt vielfach in den Hintergrund gedrängt, das Stahlroß macht dem Vollblutrenner bedenkliche Konkurrenz, und manche Hand weiß den Tennisschläger besser zu führen als den Degen. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß gerade in Offiziers-kreisen, wo ja schon der Dienst die Aussicht bietet, das Gelernte einmal in blutigem Ernst zu verwenden, diese alten Neigungen weiterblühen und das Bestreben waltet, das Waffenhandwerk zur Kunst auszubilden.

Durch ein vorzüglich gelungenes Sportfest feierte der Offizier-Fecht- und Reitverein zu Berlin am 23. März sein zehnjähriges Stiftungsfest. Der Verein hat sich aus Reserve- und Landwehr-offizieren gebildet, um der Pflege des Fechtens und Reitens in dem Berliner Landwehroffizierkorps eine gemeinsame Stätte zu schaffen. Auch Schieß-, sowie Radfahr- und Kriegspielübungen sind in den Kreis seiner Thätigkeit aufgenommen. Ein glänzender Kreis von Zuschauern folgte den Darbietungen des reichhaltigen Programms. Unser Bild veranschaulicht die prächtig gelungene Quadrille, die von acht Damen und acht Herren des Vereins in der Uniform der Seydlitzkürassiere geritten wurde.

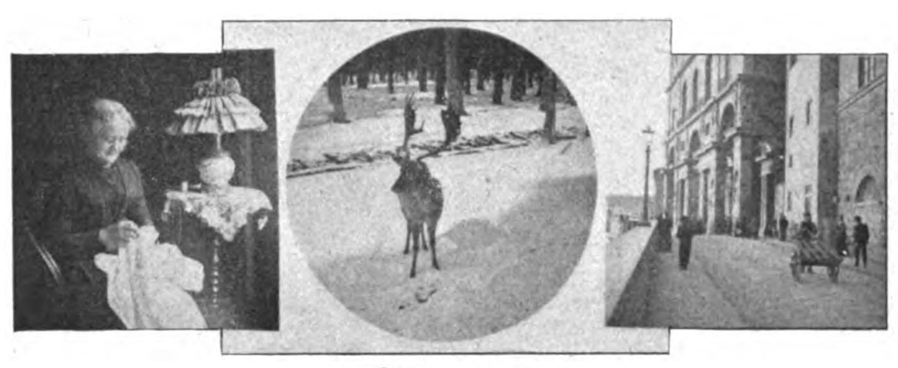
An demselben Tag fand im Luisen-Tattersall zu Berlin das Preisreiten des Berlin-Potsdamer-Reitervereins statt, zu dem sich ein großer Teil der Hofgesellschaft von Berlin und Potsdam eingefunden hatte. Auch der Kaiser war mit einem glänzenden Gefolge erschienen. Unsere Abbildung giebt den Augenblick wieder, da die Sieger ihre Preise aus den Händen des Monarchen empfangen.



Preisreiten des Berlin-Potsdamer-Reitervereins: Der Kaiser verteilt die Preise an die Sieger
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Franz Kühn, Berlin.

Was die Technik bringt.

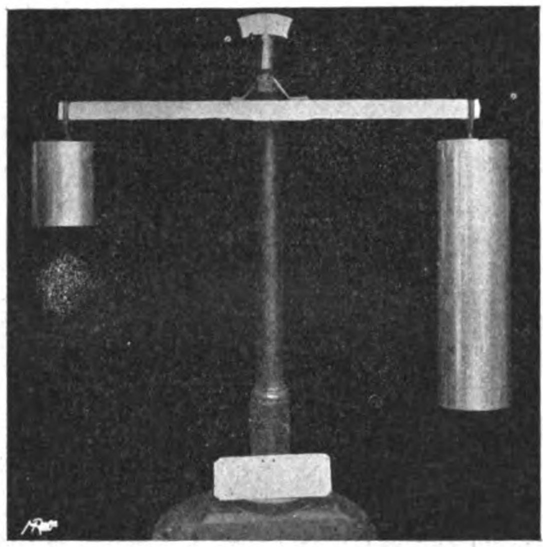
Krimstecher mit photographischer Kamera. Das Streben, der photographischen Kamera unauffällige Formen zu geben, hat seinen Hauptgrund darin, daß man unbemerkt photographieren will. Diese Anforderung kann natürlich nur bei Handkameras und kleinen Formaten erfüllt werden. Das kleine Format schreckt heute keinen Wissenden mehr ab; die modernen Objektive bester Konstruktion geben sehr scharfe Bilder, die eine bedeutende Vergrößerung vertragen. Der photographische Apparat muß ferner schnell zur Hand sein, also leicht überall mitgeführt werden können. Jedes Gramm weniger bedeutet auf langen Fußtouren eine Erleichterung. Meist führt der Reisende neben seiner Kamera noch einen Feldstecher mit, und oft ist der Wunsch laut geworden: wenn man doch beides vereinigen könnte! Erst vor wenigen Monaten ist es gelungen, einen Apparat herzustellen, der allen obenerwähnten Ansprüchen genügt, bei dem die Umwandlung zu seinen verschiedenen Zwecken schnell zu bewirken ist, ohne daß irgendwelche Teile an- und abgeschraubt werden brauchen. Der Apparat des Photo-Stereo-Binocle, von C. F. Goerz, Berlin, konstruiert, ist ein Opernglas mit $2^{1}/_{2}$facher Vergrößerung oder ein Feldstecher mit $3^{1}/_{2}$facher Vergrößerung und eine photographische Kamera für einfache und stereoskopische Aufnahmen. Die Handhabung des Apparats ist sehr einfach, und man kann Zeit- und Momentaufnahmen damit herstellen. Unsere drei Abbildungen zeigen, was der kleine Apparat zu leisten vermag.





Krimstecher mit photogr. Kamera und 3 Aufnahmen in Originalgröße.

Das Magnalium. In der Praxis scheint sich das neue, von Dr. Mach durch Legierung von Aluminium und Magnesium erfundene Metall, das Magnalium, besser zu bewähren als das Aluminium. Wie ein Gewichtsvergleich ergiebt, ist das Magnalium dreimal leichter als das Messing, und die Belastungsprobe zeigt, welche Tragfähigkeit es bei seiner Leichtigkeit besitzt. An einer Magnaliumstange mit 2047 qmm Querschnitt tritt bei einer Belastung von 6010 kg nur eine Federung von 1,8 qmm ein; erst ein Gewicht von 7020 kg erzeugt eine Biegung, wie sie unsere nachstehende Abbildung veranschaulicht.

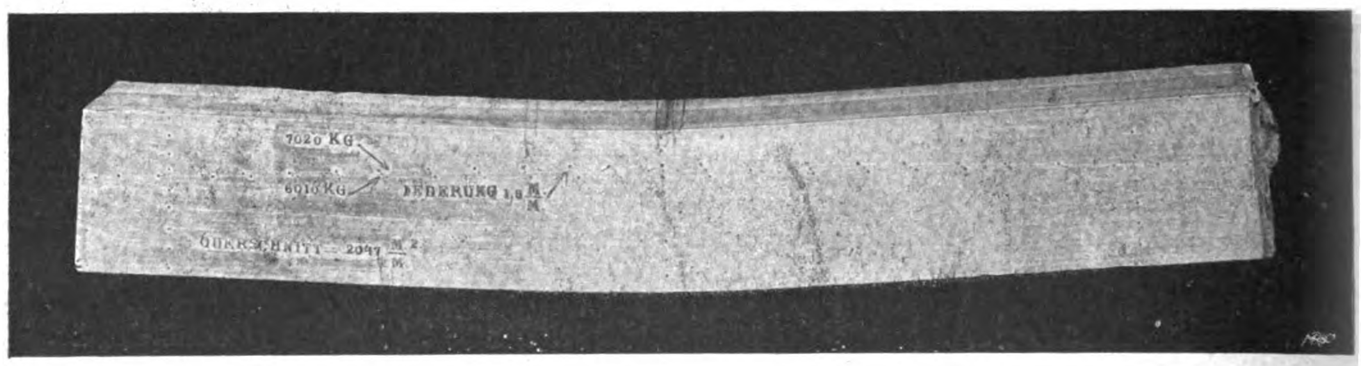


Messing. Magnalium.
Gewichtsvergleich von Magnalium und Messing.

Was die Aerzte sagen.

Das schulpflichtige Alter.

Ganze Scharen junger Menschenkinder beginnen alljährlich, kurz nach dem Osterfest, einen wichtigen, vielleicht den wichtigsten Abschnitt ihres Lebens: die Schule. die große Lehrmeisterin des Lebens, nimmt sie in ihre Arme auf, um sie auf Jahre hinaus an Geist und Körper zu bilden und für den großen Kampf ums Dasein zu rüsten. Es ist bekannt, daß mit Beginn des Schulunterrichts zahlreiche Gesundheitsstörungen anheben, die mit der Schule im Zusammenhang stehen. Schwächliche Kinder erliegen ihnen um so leichter, je jünger sie sind. Aus diesem Grund erscheint es häufig ratsam, den Eintritt des Kindes in die Schule nicht unnötig zu beschleunigen. Der Schulgang beginnt bei uns mit vollendetem sechsten Lebensjahr. Doch wird vernünftigerweise von jedem Zwang abgesehen, wenn das Kind zu schwächlich ist, um den Anforderungen des Unterrichts gewachsen zu sein. Es giebt freilich Eltern, die bei aller Zärtlichkeit von einer besonderen Form der Eitelkeit geplagt werden, so daß sie ihren Buben nicht früh genug auf der Schulbank sehen können. Soviel ist sicher, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der kleinen Erdenbürger viel zu früh eingeschult wird, viel zu früh für eine gedeihliche Fortentwicklung des zarten Körpers! Was will es schließlich sagen, wenn so ein schwächliches, gebrechliches Menschenkind ein oder anderthalb Jahre später in die Schule eintritt und sie entsprechend später verläßt? Ein gesunder Geist kann nach einem alten Wort nur in einem gesunden Körper gedeihen. Ist das Kind noch zu mangelhaft entwickelt und bedarf es aus irgendeinem Grund der Schonung, so warte man getrost, bis seine Gesundheit sich gefestigt hat. Die Schulverwaltung läßt auf ein ärztliches Gutachten hin einen kürzeren oder längeren Dispens zu. Gerade in dieser Beziehung wird z. B. in Berlin die Thätigkeit der Schulärzte ungemein segensreich sein; liegt es ihnen doch, soweit vorderhand die Gemeindeschulen in Betracht kommen, unter anderem ob die für den ersten Eintritt in die Schule angemeldeten Zöglinge, Knaben sowohl wie Mädchen auf ihre „körperliche Schulfähigkeit“ zu prüfen.



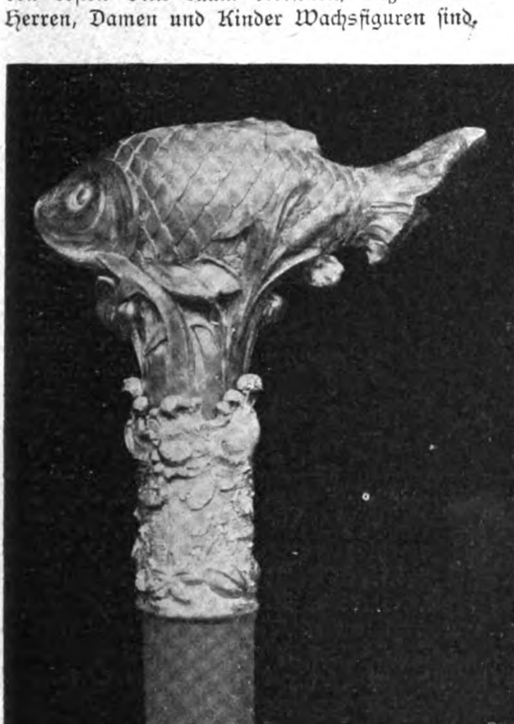
Ergebnis der Belastungsprobe einer Magnaliumstange mit einem Gewicht von 7020 kg.
Spezialaufnahmen für die „Woche“.



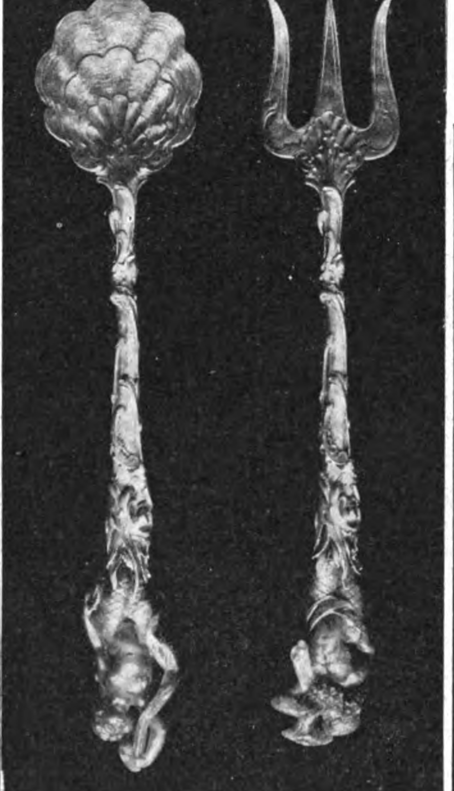
Puppengruppe von der Wiener Modeausstellung: Hochzeitszug vor der Karlskirche in Wien.
Photographische Aufnahme von Hofphot. R. Lechner (Wilhelm Müller), Wien.

Mode und Kunstgewerbe. Besondere Anziehungskraft auf der Wiener Modeausstellung, die kürzlich in den Sälen der k. k. Gartenbaugesellschaft eröffnet wurde, übt ein ganzer Hochzeitszug, der soeben aus der Kirche tritt. Im Hintergrund eine getreue Nachbildung der berühmten Karlskirche, auf den Stufen und dem Vorplatz das Brautpaar mit den Hochzeitsgästen. Wie schon aus unserer Abb. ersichtlich, kann man auf den ersten Blick kaum erkennen, daß alle die Herren, Damen und Kinder Wachsfiguren sind.

Zu den neusten Erscheinungen auf kunstgewerblichem Gebiet gehören verschiedene Gebrauchsgegenstände (vgl. die untenstehenden Abb.), die eine Verbindung von Bernstein mit Edelmetall zeigen. Die silbernen Teile und Fassungen sind meist leicht getönt oder vergoldet gehalten, damit die gelbliche Farbe des Bernsteins besser mit dem Metall zusammenstimmt. Das Material zu den neuen Geräten ist den staatlichen Bernsteingruben entnommen.



Handgriff für Spazierstöcke.



Salatbesteck.



Papiermesser.



Briefpetschaft.

Aus dem Kunstgewerbe: Neue Gebrauchsgegenstände aus Silber und Bernstein.
Entwurf von Ernst Rosenstiel. Ausführung der Bernsteinarbeit von F. Rosenstiel, der Silberarbeit von Gebr. Friedländer, Berlin.



Die Zukunft unserer Kinder.

Wie wird man Offizier?

Junge Leute, die als Offizieraspiranten in die Armee eintreten, bedürfen, wenn sie nicht Kadetten sind, entweder eines vollgiltigen Abiturientenzeugnisses eines deutschen Gymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung, oder sie haben vor der Obermilitärexaminationskommission die Portepeefähnrichprüfung abzulegen, nachdem sie das Zeugnis der Reife für die Prima eines Gymnasiums oder Realschule erster Ordnung oder das Entlassungszeugnis bestimmter Progymnasien, Realschulen zweiter Ordnung oder höherer Bürgerschulen erworben haben. Wegen Annahme des Sohnes sollte sich der Vater beizeiten an den Kommandeur eines Truppenteils wenden, da der Offizierbedarf vieler Regimenter stets reichlich gedeckt ist. Ist der Sohn nach der militärärztlichen Untersuchung angenommen und hat er das Abiturientenzeugnis, so wird er als Einjährig-freiwilliger mit Aussicht auf Beförderung eingestellt. Besitzt der junge Mann nur das Zeugnis der Reife für die Prima, so meldet ihn der Truppenteil zur Portepeefähnrichsprüfung bei der Obermilitärexaminationskommission an und stellt ihn als Zweijährigfreiwilligen erst ein, nachdem er die Prüfung bestanden hat. In der Portepeefähnrichprüfung werden im allgemeinen die Kenntnisse gefordert, die ein junger Mann sich erworben haben muß, wenn er mit Erfolg die Obersekunda einer Realschule erster Ordnung durchgemacht hat. Eingestellt, wird der Offizieraspirant zunächst 5 Monate militärisch ausgebildet und kann in dieser Zeit Gefreiter und Unteroffizier werden. Hat er sich dann die nötige Dienstkenntnis erworben, so wird er durch seinen Truppenteil zur Beförderung zum Portepeefähnrich allerhöchsten Orts in Vorschlag gebracht, vorausgesetzt, daß er mindestens 17½ Jahr alt ist und das 23. Lebensjahr noch nicht vollendet hat. Danach ergiebt sich als äußerste Grenze des Eintrittsalters 22½ Jahre. Falls ein junger Mann vor dem 17. Lebensjahr eintritt, wird ihm die Dienstzeit bis zu diesem Zeitpunkt nicht angerechnet. Nach einer Dienstzeit von mindestens 6 Monaten wird der Offizieraspirant einer Kriegsschule überwiesen. Ihr Kursus dauert etwa 35 Wochen. Zum Schluß findet die Offizierprüfung statt, und der Offizieraspirant kehrt zu seinem Truppenteil zurück. Hier erhält er, falls er die Prüfung bestanden, das Offizierseitengewehr und wird von seinem Truppenteil allerhöchsten Orts zur Beförderung zum Offizier in Vorschlag gebracht, nachdem das Offizierkorps in einem eigenen Protokoll erklärt hat, daß es den Vorzuschlagenden für würdig erachtet, in seine Mitte zu treten. In dem auf die Wahl folgenden Monat findet dann gewöhnlich die Beförderung zum Offizier statt, etwa 1½ Jahre nach seinem Eintritt in die Armee. — Die elterliche Zulage, die die jungen Leute sowohl als Offizieraspirant wie später als Offizier brauchen, ist natürlich ganz nach den Garnison- und Dienstverhältnissen verschieden; berittene Waffen erfordern meist mehr als Fußtruppen, größere Garnisonen mehr als kleinere Orte. Der Kommandeur teilt dem Vater das Nötige mit. Als Offizieraspirant nimmt der junge Mann an dem täglichen Mittagstisch der Offiziere teil; ob er in der Kaserne oder außerhalb wohnt, ist je nach den Garnisonverhältnissen verschieden. Zum Dienst werden ihm Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke geliefert; außer Dienst, zum Kasino und auf der Straße, ist es üblich, in eigenen Sachen zu erscheinen. Die notwendigste Ausrüstung für den Offizieraspiranten kostet 500—600 Mark, bei der späteren Beförderung zum Offizier noch einmal mindestens die gleiche Summe. An Löhnung erhalten die Offizieraspiranten als Gemeine und Unteroffiziere das Gehalt ihres Dienstgrads, als Fähnriche 23 Mk. monatlich. Der junge Offizier bekommt an Gehalt 75 Mark, bei Fußartillerie, Eisenbahntruppen, Ingenieuren und Pionieren 99 Mark, Garde du Korps 97 Mark, Kavallerie, Feldartillerie, 1. Garderegiment z. F. 84 Mark; ferner Servis, das je nach der Garnison schwankt, zwischen 20,1 und 37,5 Mark monatlich im Sommerhalbjahr und 27,9 und 52,5 Mark im Winterhalbjahr sowie Wohnungszuschuß, der je nach der Garnison jährlich zwischen 216 und 420 Mark beträgt.

Karikaturen der „Woche": Der neue Löwenritt.

„Wüstenkönig ist der Löwe . . ." (Ferdinand Freiligrath).

Druck und Verlag von August Scherl, Berlin SW., Zimmerstr. 39/41. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, Berlin.

DIE·WOCHE.

Nummer 15. Berlin, den 14. April 1900. 2. Jahrgang.

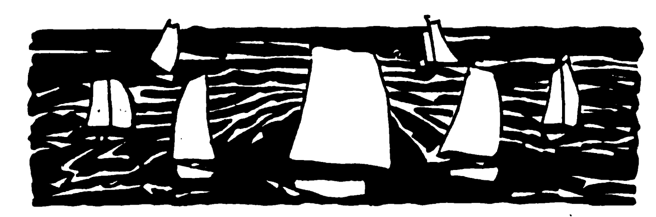
Inhalt der Nummer 15.

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und dessen Vororten bei der Geschäftsstelle Zimmerstraße 39—41. sowie bei allen Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und sämtlichen Buchhandlungen;
im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 8331);
im Ausland bei den Postanstalten folgender Staaten:
Belgien (4,04 fr.), Dänemark (2,83 Kron.), Italien (4,88 Lire), Luxemburg (4,20 fr.), Niederlande (2,10 fl.), Norwegen (3,05 Kron.), Oesterreich ([Postzeitungsliste Nr. 4239] 3,70 Kr.), Schweden (3,10 Kron.), Ungarn (4,01 Kr.).
(Der in Klammern gestellte Betrag ist der vierteljährliche Abonnementspreis.)

In der Schweiz nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten Abonnements entgegen.

Für Frankreich nimmt die Firma H. Le Soudier, 174/176 Boulevard St. Germain, Paris, Abonnements entgegen.



Die sieben Tage der Woche.

5. April.

Der Kaiser stattet dem englischen Botschafter einen längeren Besuch ab, um ihm anläßlich des mißglückten Attentats auf den Prinzen von Wales (Portr. S. 623) in Brüssel seine Glückwünsche auszusprechen.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung wählt mit 69 Stimmen den bisherigen Zweiten Bürgermeister von Königsberg i. P. Brinckmann (Portr. S. 624) zum Zweiten Bürgermeister von Berlin. Auf seinen Gegenkandidaten, den Stadtsyndikus Meubrink fallen 66 Stimmen.

Im böhmischen Landtag wird ein Antrag auf obligatorische Einführung des russischen Sprachunterrichts in den böhmischen Mittelschulen eingebracht und einer Kommission überwiesen.

6. April.

In Berlin tritt der deutsche Handelstag zusammen. In der Eröffnungsrede führt der Staatssekretär des Innern Graf von Posadowsky aus, daß der Handel gleichwertig mit den eigentlichen Produktionszweigen, Industrie und Landwirtschaft, sei und alle drei Faktoren auf gedeihliche Zusammenarbeit angewiesen wären.

Anton v. Werner feiert unter lebhaften Ovationen seitens der deutschen Künstlerschaft sein 25jähriges Jubiläum als Direktor der Akademie der Künste.

Die Engländer erleiden eine neue schwere Schlappe bei Reddersburg. Fünf Kompagnien Infanterie werden von den Buren gefangen genommen. Dagegen fällt ein Gefecht bei Boshof ungünstig für die Buren aus. Einer ihrer tüchtigsten Führer, der französische Oberst Villebois-Mareuil (Portr. S. 620), wird dabei erschossen.

7. April.

Der engere Vorstand des Bundes der Landwirte erläßt eine Erklärung, in der die Stellungnahme der Reichsregierung in Sachen der Fleischschau einer scharfen Kritik unterzogen wird.

Der Prozeß Gönczi endet mit der Verurteilung des Angeklagten zum Tode. Frau Gönczi wird freigesprochen.

Die Großmächte überreichen der chinesischen Regierung identische Noten, worin unter Androhung bewaffneter Intervention die Unterdrückung der Boxersekte binnen zwei Monaten verlangt wird.

8. April.

Aus dem Oranjefreistaat kommt die Meldung, daß infolge der letzten Erfolge der Buren ein Theil der Freistaatler, die bereits den Engländern den Treueid geleistet hatten, sich wieder erhoben und den Buren angeschlossen haben.

Die gemeinsamen Ministerkonferenzen in Oesterreich werden beendet. Die Neubewaffnung der österreichischen Artillerie sowie die Vermehrung des Friedenspräsenzstandes wird wieder hinausgeschoben und das Budget auf 174 Millionen Gulden, also um nur 3 Millionen mehr als im Vorjahr festgesetzt.

9. April.

In Wien wird amtlich mitgeteilt, daß Kaiser Franz Josef anläßlich der Großjährigkeitserklärung des deutschen Kronprinzen am 4. Mai zu mehrtägigem Besuch nach Berlin kommt. Der Erzherzog Franz Ferdinand begleitet den Kaiser, in dessen Gefolge sich auch Graf Goluchowski befinden wird.

Der amerikanische General Otis wird auf eigenen Wunsch vom Oberkommando auf den Philippinen enthoben und General Mac Arthur zu seinem Nachfolger ernannt.

10. April.

Bei einem Galadiner teilt der russische Minister des Aeußern Graf Murawiew mit, daß Zar Nikolaus mit seiner ganzen Familie sich zu längerem Aufenthalt nach Moskau begiebt.

Das englische Oberhaus vertagt sich bis zum 30. April.

11. April.

Die Sozialdemokraten stellen den früheren Privatdozenten Dr. Leo Arons als Kandidaten für die Reichstagswahl in Nürnberg auf.

Zur Eröffnung der Pariser Weltausstellung.

Als die letzte im neunzehnten oder die erste im zwanzigsten Jahrhundert eröffnet heute die Pariser Weltausstellung ihre Pforten. Das alte stolze Palais d'Industrie an den Champs Elysées, das die erste Pariser Weltausstellung von 1855 beherbergt hatte, mußte diesmal vom Erdboden verschwinden, um den Neubauten der Kunstpaläste Raum zu geben. Der größte Teil des Uferterrains der Seine unterhalb des Konkordiaplatzes bis über die Almabrücke hinaus ist — soweit es möglich war — in den Ausstellungsbezirk hineingezogen worden, da die ins Riesenhafte angewachsene Veranstaltung auf den Gründen des Marsfeldes, der Invaliden-Esplanade und des Trocaderoparkes nicht Raum genug zur Entfaltung hatte. Deutschland wird diesmal auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, geistigen und materiellen Schaffens vollwertig vertreten sein. Mag man das große Völkerfest an der Seine als Abschluß einer alten oder als Anhub einer neuen Epoche betrachten, so haben wir Deutsche im Rückblick und Ausblick den historisch begründeten Anspruch, mit als die Urheber der Weltausstellungen anerkannt zu werden.

Das Institut der Weltausstellungen ist eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts. Man hat mit Unrecht die Weltausstellungen in Parallele bringen wollen mit den Messen, von denen sich im großen Stil in Europa nur mehr die jährliche Messe in Nischni-Nowgorod behauptet hat. Die Messen brachten Waren und Käufer zusammen, sie waren Märkte und Regulatoren der Preise. Die Ausstellungen aber bringen Proben der Neuerzeugnisse vor das Urteil sachkundiger Männer, die nicht als Käufer, sondern als vergleichende Richter die besten Leistungen auszeichnen; sie sind also ein Wettbewerb um Ehre und Ruhm, und erst die ideellen Erfolge machen sich dann auf dem Weltmarkt auch praktisch geltend.

Nach zahlreichen auf den Ort der Ausstellung oder die nächsten Bezirke beschränkten kleinen Versuchen war es im Jahr 1844 Berlin, das mit einer „allgemeinen deutschen“ Industrie-Ausstellung zum erstenmal den Gedanken einer überschauenden und vergleichenden Zusammenstellung der gesamten gewerblichen Thätigkeit, zur That werden ließ. Bescheiden wie die ersten schüchternen Anfänge der deutschen Industrie war auch diese ganze Veranstaltung; sie fand genügenden Raum im Zeughause, ohne daß die Waffen und Trophäen entfernt zu werden brauchten. Auf dieser Ausstellung und unter ihrem Eindruck faßte der Gemahl der Königin Viktoria, Prinz Albert, die Idee zu einer Weltausstellung.

Im Sommer des Jahres 1851 wurde die erste Weltausstellung in London im neuen Wunderbau des Krystallpalastes eröffnet. Und schon hier machte sich die deutsche Industrie auf einem Gebiet siegreich bemerklich: ein bis dahin noch wenig bekannter Stahlschmied aus Westfalen, Alfred Krupp, hatte auf einer Geschäftsreise einen fünf Zentner schweren „Monstre Bloc“ aus Gußstahl gesehen, den die größte Gußstahlfabrik Englands für die Ausstellung bestimmt hatte. Als Gegenstück sandte Alfred Krupp einen Block von hundert Zentnern nach London und nannte ihn scherzhaft „Little bloc“. Es war die Klaue deutscher Löwenkraft, die sich da zum erstenmal der staunenden Welt offenbarte. Napoleon III begriff schnell den politischen und den Kulturwert der Sache, und vier Jahre später, 1855, wurde in dem nunmehr demolierten Palais d'Industrie in Paris die zweite Weltausstellung veranstaltet. Dieser folgten 1862 die dritte Weltausstellung in London, 1867 Paris und 1873, durch Börsenkrach und Cholera in ihren Wirkungen geschädigt, die Wiener Weltausstellung. Hier gab das Beispiel der Wiener Kunstindustrie und der ungeheure Erfolg der kunstgewerblichen Arbeit Japans, das sich zum erstenmal am Wettbewerb beteiligte, die Anregung zur Einführung des modernen Kunstgeschmacks in das deutsche Gewerbe. Trotzdem sah sich aber Geheimrat Reuleaux, der deutsche Kommissar auf der Weltausstellung in Philadelphia, noch im Jahr 1876 veranlaßt, seinen Landsleuten das berühmt gewordene, seitdem aber wohlbeherzigte Mahnwort zuzurufen: „Billig und schlecht“. Wer heute Umschau hält über das deutsche Gewerbe und seine Stellung auf dem Weltmarkt, der mag bewundernd des Mannes denken, der mit ernster Mahnung die rechten Wege wies, und stolz sich zu der Nation zählen, die in 24 Jahren aus arger Rückständigkeit sich in die vorderste Reihe und vielfach in führende Stellung auf dem Gebiet der Industrie und des Kunstgewerbes emporgearbeitet hat. Schon auf den folgenden überseeischen Ausstellungen in Sydney und Melbourne 1879—80 und 1880—81 fand deutscher Gewerbefleiß mehrfache Erfolge. An der 1878 in Paris veranstalteten Ausstellung war Deutschland nur mit einer Kunstsammlung beteiligt. Eine Neuerung brachte im Jahr 1889 die Pariser Weltausstellung mit ihrem „Clou“, dem alle Bauwerke der Welt hoch überragenden 300 Meter hohen Eiffelturm, dem in diesem Jahr das gigantische Riesenfernrohr folgt.

An diese zehn großen Weltausstellungen dürfen wir mit gutem Recht die auf dem Treptower Gelände im Jahr 1896 veranstaltete Landesausstellung reihen, die die herrlichen Früchte deutscher Arbeit überzeugend und verheißungsvoll offenbarte.

Im Laufe dieser mächtigen Entwicklung des Weltausstellungswesens hatte sich auch das ursprünglich auf die Gewerbe beschränkte Gebiet der Ausstellungsobjekte ins Großartige erweitert. Kunst, Kunstgewerbe, Landwirtschaft, alle Disziplinen geistigen Schaffens, öffentliche Verwaltung, soziale Einrichtungen und nicht zum mindesten die raffiniertesten Anstalten geselligen Vergnügens kamen hinzu. Der reiche Ertrag dieser Völkerfeste gestattete die Aufrichtung vergänglicher Phantasiebauten reizvollster Art. Turin hatte 1884 den Besuchern der Landesausstellung eine alte Ritterburg mit ihrem Burgdorf gezeigt. Dieser Baukonstruktion folgte 1886 ein Alt-London, 1894 ein Alt-Antwerpen, 1895 in Chicago ein Alt-Wien, 1896 Alt-Berlin und folgt jetzt auf Pfeilern vom Trocaderopark in die Seine hineingebaut das liebreizende Alt-Paris.

Mit der Schaustellung seines ganzen nationalen Schaffens und Könnens nimmt Deutschland diesmal an der Pariser Weltausstellung teil und wird in diesem friedlichen Wettbewerb zweifellos mit Ehren bestehen. So wird die deutsche Textilindustrie neben den einfachsten und solidesten die weitaus kunstvollsten Gewebe zur Schau stellen. Die Offiziers- und Marinetuche nicht bloß der deutschen, sondern auch der russischen, italienischen und vieler anderer Armeen und Marinen Europas werden in deutschen Fabriken angefertigt, und nur das längst veraltete Vorurteil zu Gunsten der „englischen Stoffe“ bedingt es, daß wir noch jährlich für $8^1/_2$ Millionen Luxustuche aus England einführen und so $3^1/_2$ Millionen Mark Arbeitslohn dem deutschen Arbeiter vorenthalten. Tausende von Ballen Tuch wandern überdies jährlich von deutschen Textilfabriken nach London, um von dort wieder als „englische Stoffe“ die Fahrt nach der Heimat anzutreten. Hoffen wir, daß neben andern erfreulichen Ergebnissen für Deutschland die Pariser Weltausstellung dieses Jahres dazu beitragen wird, nicht bloß die Ehren deutscher Arbeit nach außen hin zu mehren, sondern auch uns Deutschen selbst die leider vielfach noch fehlende Achtung vor dem eigenen Fabrikat beizubringen!

***

Deutsche Handelskammern im Ausland.

Von Dr. Hermann Schumacher, Prof. der Staatswissenschaften.

Zu den Aufgaben, die aus der Verflechtung unseres heimischen Wirtschaftslebens in die Weltwirtschaft erwachsen, gehört auch die, die Deutschen im Auslande, die bisher meist als Kulturdünger zur Stärkung unserer Rivalen gedient haben, dem Vaterlande zu erhalten. Im Ringen um die Existenz im Ausland wird das Festhalten an der Nationalität im allgemeinen zu einer Frage der Zweckmäßigkeit, für deren Entscheidung ausschlaggebend zu sein pflegt, ob unser deutsches Bürgerrecht dieselbe Garantie dauernden wirksamen Schutzes bietet, wie ein fremdes, etwa das englische. Eines und nicht eines der unwichtigsten Ziele der in Angriff genommenen Verstärkung unserer Flotte ist, diese bisher vielfach noch recht unzureichende Garantie zu verstärken.

Als ein weiteres Mittel zur Erlangung desselben Zieles wird in weiten Kreisen die Errichtung deutscher Handelskammern im Ausland betrachtet. Im Jahr 1888 wurde zuerst diese Forderung von der Mannheimer Handelskammer nachdrücklich aufgestellt. Im folgenden Jahr beschäftigte sich mit ihr auch der Deutsche Handelstag in wohlwollender, doch etwas zurückhaltender Weise. Zahlreiche binnenländische Interessentenvereinigungen haben sich im gleichen Sinn ausgesprochen. Die deutsche Reichsregierung verhielt sich jedoch abwartend, und die Angelegenheit schien fast eingeschlafen zu sein. Da wurde sie in jüngster Zeit wieder aufgegriffen; eine lebhafte Agitation wurde für sie von neuem betrieben. Die mannigfachen Bemühungen haben sich schließlich zu dem Antrag des nationalliberalen Abgeordneten Münch-Färber auf Errichtung von deutschen Handelskammern im Ausland verdichtet, der dem Deutschen Reichstag gegenwärtig vorliegt.

Zur Begründung des verbreiteten Wunsches, der in diesem Antrag zum Ausdruck kommt, pflegt man in erster Linie auf das Ausland zu verweisen. Zuerst begründete Oesterreich-Ungarn im Jahr 1870 eine auswärtige Handelskammer in Konstantinopel.

Nach langer Pause unternahm es weitere Schritte auf der eingeschlagenen Bahn. Heute werden etwa ein Dutzend österreichisch-ungarische Handelskammern im Ausland existieren. Das von dieser Seite zuerst gegebene Beispiel ist am systematischten von Frankreich nachgebildet worden. Es hat in den letzten beiden Jahrzehnten im Bezirk fast eines jeden seiner Generalkonsuln amtlich eine Handelskammer ins Leben gerufen und besitzt heute etwa 30 derartige Organisationen. An Oesterreich-Ungarn und Frankreich schließt sich Italien an, das insbesondere an den Küsten des Mittelmeers einige Auslandskammern begründet hat. Andere Länder kommen nur mit vereinzelten Versuchen meist neuesten Datums in Betracht, wie seit dem Jahr 1894 in Brüssel auch eine aus privater Initiative entstandene deutsche Handelskammer besteht.

In der Agitation pflegt man jedoch mit besonderem Nachdruck noch auf England zu verweisen. Nun ist es zwar richtig, daß außerhalb der großbritannischen Inseln eine große Menge englischer Handelskammern existiert. Sie befinden sich aber fast alle in den englischen Kolonien. Niemand wird bestreiten können, daß das nicht ganz vergleichbar ist mit Handelskammern im Ausland, wie sie für Deutschland angestrebt werden. Die englischen Handelskammern, die nicht auf das Mutterland und seine Kolonien entfallen, gehören zu jenen sogleich zu besprechenden Organisationen, die einen internationalen Charakter tragen, oder sind besondere Ausnahmebildungen, die auf ganz bestimmte lokale Gründe zurückgehen, wie z. B. die kurz nach dem deutsch-französischen Krieg gegründete englische Handelskammer in Paris.

Es müßte daher England aus der Reihe der allgemeinen Vorbilder ausgeschieden werden. Als solche bleiben im Grunde nur Oesterreich-Ungarn, Frankreich und Italien. Diese Länder haben das gemeinsam, daß sie nur einen geringen Aufschwung, zum Teil einen Rückgang ihres Handels erlebt und vor allem keinen zahlreichen, angesehenen und einflußreichen Kaufmannstand im Ausland aufzuweisen haben. Ihr Außenhandel beruht zum großen Teil auf der Vermittelung fremder Kaufleute. Insbesondere diesem letzten Umstand sollten die Auslandshandelskammern abhelfen. Sie sollten die Landsleute im Ausland durch Zusammenschluß stärken und ihnen den Einfluß verleihen, den sie einzeln zu erringen nicht vermochten; sie sollten den Geist der eigenen Kaufmannschaft in der Fremde von der Heimat aus befruchten und dadurch die Anziehungskraft des Auslands für bessere Kräfte in der Heimat erhöhen. In bescheidenem Maß ist das auch erreicht worden.

Ganz anders die deutschen Verhältnisse! Deutschland hat bekanntlich einen Handelsaufschwung erlebt, wie kein anderes Volk und besitzt in allen Ländern eine Kaufmannschaft, die nicht nur den Handelsverkehr mit dem Vaterland, sondern auch einen beträchtlichen Teil des Verkehrs zwischen fremden Ländern vermittelt. Die Verflechtung mit fremden Interessen hat wesentlich mitgewirkt, unsere Kaufmannschaft auf ihre heutige vielbeneidete Höhe zu heben, und gerade der Umstand, daß das Geschäft unseres deutschen Kaufmanns im Ausland noch nicht mit deutschen Waren gesättigt ist, wie das des englischen Kaufmanns mit englischen Waren, begründet auch für unsere aufblühende einheimische Industrie im letzten Grunde eine Vorzugschance vor der englischen, vor jeder andern Industrie.

Der deutsche Kaufmann im Ausland hat es meist auch verstanden, seine aus eigener Kraft errungene Stellung durch korporative Organisation zu festigen und zu heben und seiner Stimme dadurch die ihr gebührende Geltung zu verschaffen. Wie er das gethan hat, ist bisher in der Diskussion ganz übersehen worden. Es soll hier an zwei Beispielen dargelegt werden, von denen das eine jenen Auslandsgebieten angehört, wo der deutsche Kaufmann regelmäßig seine deutsche Nationalität auch rechtlich sich erhält, das andere jenen Auslandsgebieten, wo das nicht der Fall ist.

Unter den Auslandsgebieten, wo der Deutsche nicht in fremder Nationalität aufzugehen pflegt, steht vielleicht an der Spitze Ostasien. Das hängt hauptsächlich damit zusammen, daß bisher für den Deutschen, der nach dem fernen Osten zog, stets die uns Vaterland kettende Hoffnung bestand, nach kürzerer oder längerer Zeit nach Hause zurückzukehren. Aber obwohl die Deutschen in Ostasien, wie auch jüngst Prinz Heinrich bei seiner Rückkehr nachdrucksvoll hervorhob, einen lebhaften deutschen Nationalsinn sich bewahrt haben, dürften sie doch dem Gedanken der Errichtung von deutschen Handelskammern in Ostasien nicht geneigt sein, weil eben schon andere Organisationen bestehen, in denen sie ihre Stimme zur Geltung zu bringen wissen. Die in Ostasien bereits vorhandenen Handelskammern tragen nämlich einen internationalen Charakter, heißen deshalb auch regelmäßig General Chambers of Commerce. In Schanghai spielt das deutsche Element in der allgemeinen Handelskammer eine nicht unbedeutende Rolle. In Hankau, dem zukunftsreichen Binnenhandelsplatz am Yangtse, ist selbst der dauernde Sekretär der Handelskammer ein Deutscher, der zugleich deutscher Vizekonsul ist. In Kanton, der Riesenstadt Südchinas, waren im Jahr 1898 unter den fünf Vorstandsmitgliedern der dortigen Handelskammer nicht weniger als drei Deutsche. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Japan. Ja, in den englischen Kolonien Hongkong und Singapore ist es nicht anders; im Jahr 1898 waren in der allgemeinen Handelskammer in Hongkong unter neun Vorstandsmitgliedern zwei, in Singapore unter sieben Vorstandsmitgliedern drei Deutsche.

Wollte man in Ostasien neben diesen bestehenden Organisationen besondere deutsche Handelskammern ins Leben rufen, so könnte das nur, da aus vielerlei Gründen eine dauernde Beteiligung derselben Persönlichkeiten an beiden Handelskammern ausgeschlossen ist, zu folgender Alternative führen. Entweder: die Beteiligung der Deutschen an den allgemeinen Handelskammern hört auf; dann bleiben natürlich diese älteren Institutionen trotzdem die berufenen eigentlichen Vertreter der wirtschaftlichen Interessen des Platzes, und nur die Deutschen verlieren jeden Einfluß auf ihre Entscheidungen, verlieren ein höchst wichtiges Bindeglied mit den öffentlichen Angelegenheiten, verlieren eine nicht zu ersetzende Quelle an Anregung und Belehrung. Oder: die Deutschen vermögen ihre so viele Vorteile bietende Stellung in den bestehenden internationalen Organisationen doch zu behalten; dann werden von vornherein die besten Kräfte den neu zu gründenden deutschen Handelskammern entzogen und diese fast bedingungslos „unbedeutenderen Kräften aus dem Kreis des Strebertums" ausgeliefert. Das eine Mal wird eine errungene wichtige Position ohne Möglichkeit annähernden Ersatzes aufgegeben; das andere Mal wird eine Institution geschaffen, die unter der Firma einer allseitigen Vertretung deutscher Interessen in Wirklichkeit nur einen Teil der deutschen Kaufmannschaft und voraussichtlich nicht einmal ihren besseren Teil umfaßt und die dadurch geeignet erscheint, eher eine scharfe Spaltung der Deutschen herbeizuführen, als ihre Einigung zu fördern und zu sichern. Ist doch nicht zu übersehen, daß der Konkurrenzneid vielleicht nie eine solche persönliche Schärfe erreicht, wie zwischen Landsleuten, und daß in besonderem Maß die Deutschen in kleinen Gemeinwesen im Ausland die altererbte Gabe des Streits und Haders untereinander gar wundersam noch immer zu bethätigen wissen.

Aehnlich, wenn auch nicht ganz gleich liegen die Verhältnisse in Auslandsgebieten, in denen der Deutsche rechtlich nicht seine Nationalität sich zu bewahren pflegt, wie in den Vereinigten Staaten. Wenn dort die weitüberwiegende Mehrzahl der Deutschen das amerikanische Bürgerrecht sich erwirbt, so ist damit nicht gesagt, daß sie alle dem Deutschtum sich ganz entfremden; sie bleiben vielmehr zum großen Teil die wichtigsten Träger der so vielfachen Beziehungen zwischen beiden Ländern und spielen die bedeutendste Rolle unter allen Deutschen Amerikas. Mit dem Erwerb des amerikanischen Bürgerrechts erhalten sie natürlich auch den Zutritt zu den Organisationen der Berufsgenossen ihrer neuen Heimat. Es sind daher Deutsche nicht nur in den Handelskammern, die jede größere nordamerikanische Stadt aufweist, sondern auch in andern, an praktischem Einfluß sie oft übertreffenden Organisationen, wie insbesondere den Börsen, und nicht selten nehmen sie in ihnen leitende Stellungen ein. Auf alle diese erfahrungs- und einflußreichen Persönlichkeiten müßten deutsche Handelskammern

in den Vereinigten Staaten schon darum verzichten, weil sie, wie in der Agitation auch regelmäßig gefordert wird, nur deutsche Reichsangehörige umfassen sollen und können. Die Möglichkeit der Beteiligung an einer deutschen Handelskammer wird nur wenige vom Erwerb der amerikanischen Bürgerrechte abhalten, niemand veranlassen, den Erwerb rückgängig zu machen. So würde es hier geradezu ausgeschlossen sein, daß eine deutsche Handelskammer eine vollgiltige Vertreterin der deutschen Handelsinteressen des betreffenden Platzes würde. Mit einer solchen Stückwerkorganisation ist aber dem Ansehen des deutschen Kaufmannstandes und der Handelsentwicklung unseres Volkes wenig genützt, und gewiß liegt es auch nicht im deutschen Interesse, Männer an der Thür gleichsam abzuweisen, die zwar nicht mehr Reichsdeutsche, aber noch immer Deutsche sind, die dem alten Vaterland viel nützen und vielleicht noch mehr nützen könnten, die wir Deutsche daheim nicht entbehren wollen, noch weniger in der Zukunft als in der Vergangenheit.

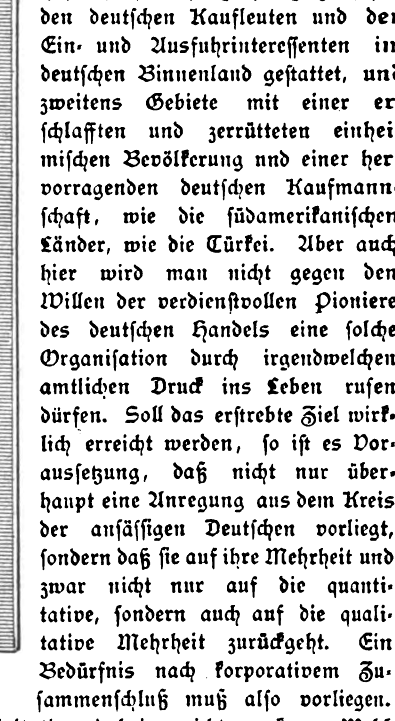
Wenn es aber nicht einmal aussichtsreich ist, den überwiegenden und wichtigsten Teil der deutschen Kaufmannschaft in einer deutschen Handelskammer zusammenzufassen, dann steigt die Gefahr, daß die erstrebten neuen Organisationen zu Stätten geistiger Inzucht werden, die belebende Kräfte nicht zu entwickeln vermögen und einer zunehmenden Degeneration verfallen. Das ist anscheinend bei den meisten nationalen Handelskammern im Ausland der Fall. Mir ist es besonders bei der französischen Handelskammer in Schanghai vor die Augen getreten, die keineswegs zu den unbedeutenderen französischen Auslandskammern gehört; ihre Bedeutung hat sich eigentlich auf das negative Moment beschränkt, daß sie die Franzosen des Anspruchs beraubte, an der einflußreichen allgemeinen Handelskammer teilzunehmen. Was sie nützt, läßt sich auch ohne solche Organisationsform erreichen. Vielfach ist sogar in gelegentlichen und loseren Vereinigungen ein nachdrucksvollerer Erfolg zu erzielen als in Organisationen, die den anspruchsvollen und verantwortungsreichen Namen einer Handelskammer führen, thatsächlich aber nur unvollkommen ihm entsprechen. Das ist oft in Ostasien, vereinzelt auch in Nordamerika der Fall gewesen.



Rhodesia und der portugiesische Hafen Beira.

Auf Grund dieser leicht zu erweiternden Ausführungen wird man behaupten dürfen, daß die lebhaft angefachte Agitation für die Errichtung von deutschen Handelskammern im Ausland ihr Ziel nicht ganz richtig gesteckt hat. Nicht darum handelt es sich, ob eine deutsche Handelskammer im Ausland, die wirklich die ansässige deutsche Kaufmannschaft vollgiltig repräsentiert und sie keiner bisher genossenen Vorteile beraubt, nützlich wirken kann. Darüber brauchen allgemeine Redensarten nicht mehr verschwendet zu werden. Ueber diese abstrakte Möglichkeit besteht kaum eine Meinungsverschiedenheit. Es handelt sich nur darum, ob dieses wünschenswerte allgemeine Ziel im Einzelfall sich erreichen läßt und zwar erreichen läßt ohne Schädigung wichtiger deutscher Interessen, ohne Schädigung insbesondere derjenigen Persönlichkeiten, die als Hauptträger der deutschen Handelsbeziehungen im Ausland wirken. Nur dadurch wird die Frage der Sphäre des Dilettantismus entrückt. Dazu ist es aber nötig, aus den luftigen Höhen der grauen Theorie, in denen sich um so besser streiten läßt, je geringer das Schwergewicht der Sachkenntnis ist, herabzusteigen in die Wirklichkeit, in der hart im Raum sich die Sachen stoßen. Käme es nur auf den Mut an, etwas Neues zu schaffen und allenfalls das Risiko zu laufen, ob das Neugeschaffene den gehegten Erwartungen voll entsprechen wird, dann läge die Sache allerdings einfach. Es gilt aber in jedem Fall zu prüfen, ob nicht Geschaffenes von Wert in Frage gestellt wird durch die neuen Experimente. Wo internationale Organisationen des Handels, an denen Deutsche beteiligt sind, existieren, wird man mit der Gründung einer Handelskammer sehr vorsichtig sein müssen, um nicht mehr Unheil, als Segen zu stiften. Wo derartige internationale Organisationen noch nicht bestehen, sich aber unter angemessener deutscher Beteiligung ins Leben rufen lassen, verdient das in der Regel den Vorzug vor einer bloßen nationalen Organisation.

Die Frage der Errichtung von deutschen Auslandshandelskammern ist daher nicht eine prinzipielle Frage, sondern eine bloße lokale Zweckmäßigkeitsfrage, die nur gründliche Sachkenntnis im Einzelfall entscheiden kann. Für den deutschen Handel sehr wichtige Gebiete haben wir kennen gelernt, wo es äußerst zweifelhaft ist, ob dort die Errichtung deutscher Handelskammern im deutschen Interesse liegt. Sicher giebt es auch Gebiete, wo das der Fall ist. Man möchte insbesondere an zwei Gebietsgruppen denken: erstens die Nachbargebiete Deutschlands, deren Nähe eine lebhafte persönliche Fühlung zwischen den deutschen Kaufleuten und den Ein- und Ausfuhrinteressenten im deutschen Binnenland gestattet, und zweitens Gebiete mit einer erschlafften und zerrütteten einheimischen Bevölkerung und einer hervorragenden deutschen Kaufmannschaft, wie die südamerikanischen Länder, wie die Türkei. Aber auch hier wird man nicht gegen den Willen der verdienstvollen Pioniere des deutschen Handels eine solche Organisation durch irgendwelchen amtlichen Druck ins Leben rufen dürfen. Soll das erstrebte Ziel wirklich erreicht werden, so ist es Voraussetzung, daß nicht nur überhaupt eine Anregung aus dem Kreis der ansässigen Deutschen vorliegt, sondern daß sie auf ihre Mehrheit und zwar nicht nur auf die quantitative, sondern auch auf die qualitative Mehrheit zurückgeht. Ein Bedürfnis nach korporativem Zusammenschluß muß also vorliegen.



Ein solches kann eine Agitation daheim nicht wecken. Wohl aber bringt sie die Gefahr mit sich, daß es dort, wo es besteht, sich nicht äußert, weil der Verdacht naheliegt, daß die Agitation mit den nur vereinzelt aussichtsreichen, vielfach so kurzsichtigen Bestrebungen dem Weltmarkt fremder binnenländischer Kreise in Verbindung steht, sich von der Vermittlungsthätigkeit des deutschen Kaufmanns im Ein- und Ausfuhrhandel frei zu machen. Sogar wo ein Bedürfnis besteht und sich äußert, dürfte eine Agitation, wie die bisherige, seine Befriedigung nicht erleichtern.

Dem allgemeinen Verlangen wird die Regierung stets ablehnend und abwartend gegenübertreten müssen, wie es Graf von Bülow in der Sitzung der Budgetkommission des Reichstags vom 28. Februar d. J. gethan hat. Die so provozierte prinzipiell ablehnende Haltung erschwert es der Regierung, dem Einzelfall gerecht zu werden. Wo es auf sachkundige Entscheidung von Einzelfragen ankommt, hat noch nie eine in Polemik aufgehende allgemeine Agitation genützt.



Osterbräuche. Das Auferstehungsfest des christlichen Glaubens ist zugleich das Auferstehungsfest der Natur. Seine Anfänge reichen weit zurück in die sagenumwobenen Zeiten, da der Mensch sich noch enger mit der großen Mutter Erde verwandt fühlte und nur der wechselnde Lauf der Jahreszeiten sein Denken und Fühlen beherrschte. Eine jubelnde Festfreude zog schon durch die Herzen unserer Vorväter, wenn sie von dem lastenden Bann des Winters befreit hinaustreten konnten in den Zauber der keimenden Frühlingsnatur. Als dann das Christentum seinen Siegeszug durch die Welt hielt und sich die trotzigen Recken vor dem Gott der Liebe beugten, da flossen die Festfreuden der alten heidnischen Zeit mit dem Kultus des neuen Glaubens harmonisch in eins zusammen. Schon der Name „Ostern" knüpft an Ostara, die heidnische Frühlingsgöttin der Germanen, an, ihr galten zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleichen die Frühlingsfeuer auf den Bergen, die heute noch als Osterfeuer von Thüringen bis Holland und Dänemark in Uebung sind; ihr waren die ersten frischen Ostereier geweiht, wie ihrer Schwester Freya, der Schönheitsgöttin, der Osterhase. Zum Fest der Ostara versammelten sich die alten germanischen Stämme wieder auf der Wiese um die Eiche, und da erzählten die Sänger ihre Ostermärchen, fröhliche Geschichten, und zugleich mit dem minniglichen Gezwitscher der Spatzen klang das helle Ostergelächter in die neu durchwärmten Lüfte. Die wichtigsten Osterspeisen sind von den Juden überkommen, der Osterkuchen vom ungesäuerten Osterbrot und das Osterlamm von dem einjährigen, männlichen Lamm, das am Vorabend des Osterfestes den rituellen Braten abgiebt. Aus ihm hat christliche Sitte das vom treuen Hirten behütete Osterlamm gemacht. Das deutsche Volk in seiner innigen Liebe zur Natur hat das Osterfest zu einem Fest der Freude gestaltet, dessen Zauber sich niemand entziehen kann. So hat auch das Osterfest in der größten deutschen Dichtung seine Verherrlichung erhalten. Der Klang der Osterglocken, der Gesang „Christ ist erstanden", hält Faust vor dem letzten schweren Schritt zurück, und in der Osterwanderung durch die lachende Frühlingswelt, die er in den wunderbaren Versen schildert: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche . . .", findet er Kraft zu neuem Leben.

Vom Transvaalkrieg. Die untenstehende Karte giebt einen Ueberblick über den Schauplatz der letzten kriegerischen Ereignisse. Nachdem durch die Uebernahme des Oberbefehls durch General Louis Botha wieder mehr Thatkraft in die Bewegungen der Burenarmee gekommen ist, hat sich die Lage des Lord Roberts in Bloemfontein bedenklich gewandelt. Die Strategie des englischen Oberbefehlshabers, dessen energischer Marsch mitten in das Herz des feindlichen Landes allgemeine Bewunderung erregte, beginnt in Mißkredit zu geraten. Thatsächlich ist seine Stellung in Bloemfontein sehr gefährdet. Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, so ähnelt sie der Lage der großen Armee unter Napoleon nach der Einnahme von Moskau. Auch in jenen Gegenden bricht jetzt der Winter an, da die Flüsse und Quellen versiegen und der Graswuchs der Steppe verdorrt. Die Buren aber schieben in systematischem Aufmarsch ihre Streitkräfte vor und haben bereits die rechte Flanke der englischen Armee vollständig umklammert. Ihre Vorposten stehen bei den zerstörten Wasserwerken nur 30 km von Bloemfontein entfernt. Bei Reddersburg mußten sich nicht weniger als fünf Kompagnien englischer Infanterie dem Feinde ergeben. Gelingt es den Buren, die Bahnlinie Springfontein—Bloemfontein zu durchbrechen, so wäre die Stellung der englischen Hauptarmee einfach unhaltbar geworden. Lord Roberts müßte sich zum Durchbruch oder Rückmarsch entschließen. Ein kleiner Erfolg der Engländer bei Boshof nordwestlich von Bloemfontein kann darin nichts ändern. Empfindlicher als der Verlust von 50 Mann ist aber für die Buren

Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes bei Bloemfontein.

der Tod eines ihrer fähigsten Offiziere, des französischen Oberst a. D. Villebois-Mareuil, der lange Zeit der Hauptleiter ihrer Defensivtaktik war. Je jämmerlicher die Leistungen der Engländer im Krieg sind, desto lebhaftere Thätigkeit entfalten sie in der Politik. Und ihrer rücksichtslosen Brutalität ist jetzt wieder ein prächtiger Streich gelungen. Aus alten Verträgen bewies man plötzlich dem kleinen Portugal, daß England das Recht habe, durch portugiesisches Gebiet Truppen nach Rhodesia zu senden. Diese Truppen unter General Carrington (Portr. S. 624) sind nach Beira bereits unterwegs. Sie werden zunächst mit der sogenannten Beirabahn ins Innere des Landes geschafft. Danach müssen sie einen beträchtlichen Marsch zurücklegen, bis sie die Rhodesiabahn treffen, die sie bis hart an die Grenze Transvaals befördert (vergl. die Karte S. 618). Es scheint, als ob England auch keinen Akt der rücksichtslosesten Willkür dem geduldigen Europa ersparen will.

Die Theaterwoche.

Große Worte thun es nicht mehr. Wir sind mißtrauisch geworden gegen tönende Reden und klingenden Wortschwall, die allzu oft Gedankenarmut und leere Empfindung verdecken müssen. Was nützt die schöne Schale, wenn wir vergeblich nach dem Kern suchen?

Auch Eberhard König, dessen allegorisches Schaustück kürzlich von der Berliner Hofbühne gegeben wurde, ist in schönen Reden stecken geblieben. Welcher tiefere Sinn verbirgt sich in dieser Märchengeschichte des armen Bauernsohns, den Gevatter Tod über alle Höhen und Tiefen dieses Lebens bis ans Ende begleitet? Wollte der Verfasser die neue Wahrheit verkünden, daß alle Menschen sterben müssen? Oder daß Freund Hein manchmal ein ganz erbarmungsloser Geselle ist? Der junge König weiß wohl selbst nicht recht was er sagen wollte. Wie sollen wir es denn wissen? Die Darstellung suchte sich an Kraftleistungen zu überbieten, aber es half nicht viel. Schade um die schöne Einrichtung, die man an eine verlorene Sache gewendet hatte.

Max Dreyers Schauspiel „Winterschlaf", das im Deutschen Theater seine Auferstehung feierte, ist bereits vor mehreren Jahren im Neuen Thater gegeben, ohne daß die Darstellung dem damals noch ziemlich unbekannten Dichter und seinem Werk gerecht wurde. Erst in der abgetönten Aufführung des Deutschen Theaters mit Nissen, Lotti Sarow, Rittner und Sauer übte die stille Leidensgeschichte der einsamen Försterstochter eine tiefe Wirkung aus.

Eine sehr warme Aufnahme fand ein Landsmann Max Dreyers, der Mecklenburger Paul Remer, im Neuen Thater mit seiner liebenswürdigen, feinen Plauderei „Frau Sonne". Eine junge Frau bekehrt einen verliebten Jüngling, der gar weltschmerzlich heimkehrt aus der Ferne, zur Freundschaft und heilt zugleich ihren geliebten Gatten von seiner gefährlichen Eifersucht. Das Ehepaar wurde von Frau Nuscha Butze und Willy Peters ganz meisterhaft gespielt.

♣

Die Bühnen im Reich sind recht fleißig bei der Arbeit. In mehreren Städten sind noch zu Ende der Spielzeit neue Stücke zur Aufführung gekommen. Im Münchener Schauspielhaus hatte der Schwank „Die Goldgrube" von Laufs und Jacobi einen Lacherfolg, der wohl zum Teil unserm Georg Engels, dem Gast der Bühne, zu danken ist, und in dem fürstlichen Theater in Rudolstadt bestand ein Versspiel „Der Faun" von Franz Neubaur die Feuerprobe. Das Altonaer Stadttheater brachte mit lebhaftem Erfolg das bereits als Buch erschienene Lustspiel Walter Harlans „Im April", in dem der junge Bismarck die Hauptrolle spielt.

♥

Auch aus Wien wird von einigen Aufführungen neuer Werke berichtet. Zwei wirksame Volksstücke, „A heuriger Haas" von Freiherrn von Drechsler und Josef Wach, und „Fürs Kind" von Hermann Heiter, wurden im Jubiläumstheater und am Josefstädter Theater freundlich aufgenommen. Dagegen wurde das Volksstück „Der letzte Knopf" von Julius von Gans-Ludassy im Deutschen Volkstheater abgelehnt, weil es eine allzu offene Sprache führt. Einige Leute gingen, nach den Berichten Wiener Blätter, sogar mitten im Spiel hinaus. Ja, die Wahrheit muß sich schöne Kleider anziehn, wenn sie gefallen will.

Otto Krack.



Theaterdirektor Severin Abrahams, auch als Schauspieler hervorragend, † in Kopenhagen im Alter von 57 Jahren.

Verlagsbuchhändler Hermann Böhlau, der Vater der bekannten Schriftstellerin Helene Böhlau, † in Jena.

Ingenieur Carlo Crivelli, der Erbauer der Axenstraße am Vierwaldstättersee, † in Lugano im Alter von 76 Jahren.

Georg Christian Freund, hervorragender dänischer Bildhauer, † am 6. April in Kopenhagen im Alter von 79 Jahren.

Fräulein Dr. Ellen Fries, schwedische Schriftstellerin auf historischem Gebiet, † in Stockholm im Alter von 55 Jahren.

Kardinal Haller, Fürsterzbischof von Salzburg, † am 5. April.

Professor Robert König, populärer Litterarhistoriker, † am 9. April in Potsdam im Alter von 72 Jahren.

Professor Henry Kohn, einer der eifrigsten Förderer des Deutschtums in Amerika, † in Evanston (Illinois) im Alter von 53 Jahren.

Albert Laurin, Generalleutnant z. D., † am 9. April in Berlin im Alter von 84 Jahren.

Franz Paul Massau, ausgezeichneter Kupferstecher, † in Düsseldorf im Alter von 82 Jahren.

Hubert von Meyerinck, Generalleutnant z. D., † am 6. April in Potsdam im Alter von 71 Jahren.

Dr. St. Georg Mivart, hervorragender englischer Gelehrter, † in London im Alter von 73 Jahren.

Karl Nissel, bekannter schlesischer Dichter, † am 6. April in Liegnitz im Alter von 83 Jahren.

Karl Oertel, sozialdemokratisches Mitglied des Deutschen Reichstags und des bayrischen Landtags, † am 4. April in Nürnberg im Alter von 34 Jahren.

Osman Ghazi Pascha, der heldenmütige Verteidiger von Plewna gegen die Russen im Kriege von 1877, später langjähriger Kriegsminister der Pforte, † am 4. April in Konstantinopel (Portr. S. 624).

Präsident Dr. Max Plank, hervorragender Philologe, früherer Direktor im württembergischen Kultusministerium, † am 9. April in Stuttgart.



Oberst Villebois-Mareuil †.

Landesadvokat Dr. Prokop Podlipsky, jungtschechischer Landtagsabgeordneter, † in Prag im Alter von 40 Jahren.

Geheimer Regierungsrat Dr. Ernst Robert Schneider, Professor der Chemie an der Universität Berlin, † am 4. April im Alter von 75 Jahren.

Kapitän Scott, der letzte Ueberlebende der antarktischen James-Roß-Expedition vom Jahre 1843, † in London im Alter von 84 Jahren.

Emanuel Tonner, Direktor der tschechischen Handelskammer und ehemaliger Reichsratsabgeordneter, † in Prag am 4. April im Alter von 71 Jahren.

Oberst Villebois-Mareuil, ehemaliger französischer Offizier, zuletzt einer der fähigsten Führer der Burenarmee, † am 5. April im Gefecht von Boshof im Alter von 53 Jahren.

Dr. G. H. von Wyß, Privatdozent der Physik an der Züricher Hochschule † in Davos.

Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 623—630.

Attentat auf den Prinzen v. Wales (Portr. S. 625). Auf den englischen Thronfolger hat in Brüssel, das er auf der Durchreise nach Kopenhagen berührte, ein fünfzehnjähriger Bursche namens Sipido aus einem alten Revolver mehrere Schüsse abgegeben, glücklicherweise ohne den Prinzen zu treffen. Ganz unbestimmte Vorstellungen von einem Etwas, das Anarchismus heißt, die Sucht seinen „Mut" zu beweisen und nicht zuletzt der in der Luft liegende Haß gegen England wegen der Vergewaltigung Transvaals scheinen die Triebfedern des unreifen Burschen gewesen zu sein, der ja seiner Strafe nicht entgehen wird. Der ganze Widersinn dieser That kommt so recht zum Ausdruck, wenn man bedenkt, daß gerade der Prinz von Wales sich niemals aktiv an der Politik beteiligt hat. Er lebt mehr seinen Vergnügungen, besonders liebt er den Sport und heitere Geselligkeit. Unser Bild auf S. 628 zeigt ihn im Kreise seiner Familie, zu der sich auch häufig das russische Zarenpaar gesellt.

Zum Besuch der englischen Königin in Irland: Das Dubliner Schloß.

Das Dubliner Schloß, in dem die Königin Viktoria von England während ihres Aufenthalts in Irland wohnt, ist ein altes einstöckiges Gebäude ohne großen architektonischen Schmuck. Die „Loge des Vizekönigs", wie das im Phönixpark gelegene niedrige Haus heißt, ist im Jahr 1751 erbaut und erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts von der englischen Regierung als Landsitz für den Vizekönig gekauft worden. Die Königin hat jetzt dieselben Zimmer für sich einrichten lassen, in denen sie vor fünfzig Jahren mit ihrem Gemahl gewohnt hat.

Der Papst erteilt um die Osterzeit immer zahlreichen Pilgerscharen, die sich aus der katholischen Welt in Rom zusammenfinden, den apostolischen Segen. Zu denen, die in diesem Jahr der Auszeichnung teilhaftig wurden, befand sich unter anderm auch der Präsident des Deutschen Reichstags Graf Ballestrem. Unser Bild auf Seite 628 zeigt Leo XIII als Segensspender in der Sixtinischen Kapelle, umgeben von einer Anzahl von Kardinälen.

Aus München meldet man die Verlobung des **Prinzen Rupprecht von Bayern** (Portr. S. 628), ältesten Enkels des Prinzregenten, mit **Herzogin Marie Gabriele** (Portr. S. 628), der jüngsten Tochter des berühmten Augenarztes Herzog Karl Theodor in Bayern. Prinz Rupprecht, der Sohn des präsumtiven bayrischen Thronfolgers Prinz Ludwig und als solcher der zweitnächste Thronanwärter, vollendet am 18. Mai sein 31. Lebensjahr, steht als Oberst und Kommandeur des 2. Infanterieregiments à la suite dieses und des 1. preußischen Leib-Kürassierregiments. In wenigen Wochen findet die Vermählung seiner Schwester Prinzessin Mathilde mit dem Prinzen Ludwig von Sachsen-Koburg-Gotha statt, und dann wird wohl diese zweite Verlobung im bayrischen Königshaus offiziell verkündet werden.

Der Dampfer „Mexikan" von der englischen Union Castle Linie ist achtzig Seemeilen von Kapstadt infolge eines Zusammenstoßes mit dem Frachtdampfer „Wingfield" untergegangen. Der „Mexikan" hatte 107 Passagiere, darunter zum großen Teil verwundete englische Soldaten, an Bord, die indessen ebenso wie die Mannschaft des Schiffes sämtlich gerettet wurden. Der Zusammenstoß ereignete sich nachts bei starkem Nebel; zum Glück blieb der „Mexikan" noch etwa eine Stunde flott, so daß alle darauf befindlichen Personen an Bord des „Wingfield" in Sicherheit gebracht werden konnten.

Der bei Kapstadt untergegangene Dampfer „Mexikan".

Bürgermeisterwahl in Berlin. Die Stadtverordneten von Berlin haben den bisherigen zweiten Bürgermeister von Königsberg i. Pr. Brinckmann (Portr. S. 624) zum zweiten Bürgermeister der Reichshauptstadt erwählt. Dieser erhielt 69, sein Gegenkandidat, der Berliner Stadtsyndikus Meubrink (Portr. S. 624), 66 Stimmen. Die Ziffern lehren, daß die Entscheidung an einem Haar hing; sie lassen den Schluß zu, daß beide Männer wohl geeignet wären, den Posten auszufüllen. Der Wahl gingen in diesem Fall ungewöhnlich erregte Erörterungen vorauf; hoffentlich schlägt sie zum Wohl der Stadt aus.

„Neutralität" im südafrikanischen Krieg. Die Lieferung eines deutschen Sattels an die Buren ist in den Augen der Engländer ein Verbrechen, gegen die Verschiffung von Tausenden von Pferden für die britische Armee in Südafrika aus Oesterreich-Ungarn haben sie natürlich nichts einzuwenden. Der Besitz einer Flotte giebt ihnen in dieser Beziehung einen bedeutenden Vorsprung vor ihren Feinden, denn diese können gegen solchen Bruch der Neutralität nur auf dem Papier Widerspruch erheben. Die österreichische Bevölkerung hat auch dagegen protestiert, aber ohne Erfolg; es sind eben Privat-

leute, die die Tiere liefern — auf ihre eigene Gefahr. Unsere Bilder (S. 629) zeigen die Verladung der Pferde auf den englischen Dampfer „Dunmore" im Hafen von Fiume, die in Eisenbahnwagen bis unmittelbar an das Schiff gefahren und dann auf schmalen leinwandüberzogenen Gängen an Bord gebracht werden. Hier werden nun die armen Tiere nichts weniger als freundlich behandelt. denn die für sie hergerichteten Stände sind nur je 75 Zentimeter breit, so daß an ein Niederlegen während der 40 Tage dauernden Reise gar nicht zu denken ist! Es geht daher auch ein großer Teil der Pferde zu Grunde, bevor sie ihren Bestimmungsort erreichen, aber einige tausend bleiben doch immerhin am Leben. Da es gerade der Mangel an Pferden ist, der angeblich Lord Roberts zur Unthätigkeit zwingt, so können gerade diese Nachschübe frischen Pferdematerials entscheidend für die Weiterführung des ganzen Krieges werden.

Auf dem Terrain der Pariser Weltausstellung herrscht eine fieberhafte Thätigkeit, das sich bei der offiziellen Eröffnung, am 14. d. Mts. entsprechend den Gewohnheiten aller Ausstellungen, keinesfalls in fertigem Zustand präsentieren dürfte. Eine Ausnahme von dieser Regel wird wohl, so weit dies technisch möglich ist, das unter der Organisation der Reichskommissare Geh. Oberregierungsrat Dr. Richter und Geh. Regierungsrat Lewald (Porträts S. 623) erbaute deutsche Ausstellungsgebäude machen. Besonders ersterem, der sich als kaiserlicher Reichskommissar bei der Weltausstellung in Chicago glänzend bewährte, verdanken die deutschen Aussteller ihre außerordentlichen Vorteile bei der Plätzeverteilung. Als zweiter Reichskommissar fungiert Geh. Regierungsrat Lewald. Die französischen Ausstellungsbehörden sind den deutschen Kommissaren mit ausgesuchtester Liebenswürdigkeit entgegengekommen und haben so ihr Teil an dem Gelingen beigetragen. An der Spitze des ganzen Riesenunternehmens steht der Generalkommissar Alfred Picard (Portr. S. 623), eines der größten organisatorischen Talente der dritten Republik. Ihm zur Seite steht der Generaldirektor M. Delaunay-Belleville (Portr. S. 623), während M. Bouvard (Portr. S. 623) die architektonische Ausgestaltung des Ausstellungsplatzes glänzend geleitet hat. Der Generalsekretär Henri Chardon (Portr. S. 623), der Vorsteher des großen Bureaus, erledigt die Verträge mit den Ausstellern und den Eisenbahn- und Zollbehörden. Von besonderem Interesse dürften gegenwärtig die Abbildungen S. 627 der kleinen alten Burenfarm sein, die sich seltsam genug inmitten der sie umgebenden Paläste ausnimmt. Dagegen legt das stolze Haus der Transvaalrepublik Zeugnis ab von dem Kulturfortschritt der südafrikanischen Freistaaten, in die jetzt die englischen Soldaten wahre Zivilisation hineintragen werden.

Die spanische Gesandtschaft beim Prinzregenten von Braunschweig. Der Herzog von Veragua hat auf der Rückreise nach Spanien auch dem Prinzregenten Albrecht, der im vorigen Jahr dem jungen König von Spanien die Insignien des preußischen Schwarzen Adlerordens überbracht hatte, in Braunschweig seine Aufwartung gemacht. Unser Bild S. 624 zeigt den Prinzen mit seinen spanischen Gästen auf der Burg Dankwarderode.

Neue Bismarckdenkmäler. Die nie verlöschende Erinnerung an Bismarck, den Heros des vergangenen Jahrhunderts, läßt im deutschen Land zum Zeichen unvergänglicher Treue Denkmäler entstehn, Feuertürme, Standbilder aus Erz und Stein, die künftigen Geschlechtern eine Mahnung sein sollen, der großen Tage, die sein Name verkörpert, eingedenk zu sein. Vor wenigen Tagen ist in Mannheim die Hülle von einem neuen Bismarckdenkmal (Abb. S. 630) gefallen, das, von Professor Hundrieser-Charlottenburg modelliert, in seiner wuchtigen, markigen Kraft ein würdiges Abbild der Reckengestalt des verewigten Reichskanzlers bietet. Eine zweite Einweihung (Abb. S. 630), die des neuen Bismarckturms bei Salzwedel in der Altmark, deren Zeremonie der Schlüsselübergabe wir illustrieren, hat ebenfalls vor einigen Tagen stattgefunden. Der zum Andenken an den Mitbegründer des deutschen Vaterlandes errichtete Turm erhebt sich 15 Meter hoch auf dem schwarzen Berg, von dem aus man eine prachtvolle Fernsicht über die Altmark genießt. Landrat v. d. Schulenburg nahm im Namen des Kaisers Besitz von dem Turm, der der erste der Altmark ist.

Theater und Musik. Während im Lessing- und Berliner Theater die innige und reiche Individualität der Sorma und die ungezügelte Leidenschaft der Sandrock die Bewunderer dieser beiden großen, heterogenen Talente immer wieder aufs neue fesseln, ist im Berliner Opernhaus eine Tanzlegende eingezogen, ein flimmernder, funkelnder Märchentraum von berauschendem Glanz, „Die roten Schuhe". Als Darinka hat Fräulein dell'Era Poesie und Empfindung in diese reizend erdachte russische Legende hineingetragen, in dieses Märchen der wunderthätigen kleinen roten Schuhe aus der Wallfahrtskapelle, die die kleine Diebin, die sie stahl, zur Strafe hinwegtanzen aus dem bescheidenen Wirtshaus ihres Vaters zum stolzen Schloß des reichen Iwan empor, aus der Tugend ins Verderben, immer weiter und weiter, bis schließlich der Himmel ein Einsehen hat, seine Schuhe und seinen Fluch zurücknimmt. Der Komponist Raoul Mader, dessen Bild wir mit denen der Librettisten Regel und Haßreiter auf Seite 626 wiedergeben, wird der ausgezeichneten Primaballerina Dank wissen für ihre glänzende Interpretation der Hauptrolle. — Im Residenztheater zu Hannover, das sich immer mehr als ein „Theater der Lebenden" erweist, erzielte vor kurzem ein vaterländisches Schauspiel von Divisionspfarrer Kurt Delbrück (Portr. S. 626) großen Beifall. Das effektvolle Volksschauspiel spielt in den Tagen der Freiheitskämpfe und bietet Gelegenheit zu stimmungsvollen, patriotischen Scenen. — Ein ehemaliger Schüler der Hochschule für Musik zu Berlin, der gegenwärtige Musikdirektor der Kapelle des 106. Regiments in Leipzig, Herr Matthey (Portr. S. 626), hat eine Symphonie h-moll in vier Sätzen komponiert, die bei ihrer kürzlichen Aufführung in Leipzig rauschenden Erfolg errang.

Dr. Kübler, der Direktor des königl. Wilhelmsgymnasiums in Berlin, ist vom Kaiser dazu ausersehen worden, die jüngeren kaiserlichen Prinzen in den alten Sprachen zu unterrichten. Dr. Kübler (Portr. S. 624) genießt in weiten Kreisen einen ausgezeichneten Ruf als Pädagoge.

Sport. In Deutschland hat nun auch der Rennsport begonnen, in Hannover und in Karlshorst bei Berlin sind Hindernisrennen abgehalten worden, und der Zufall hat es gewollt, daß hier wie dort im ersten Herrenreiten Offiziere den Sieg errangen, die am Schluß der vorigen Saison verunglückt waren. Der Erfolg hat erfreulicherweise gezeigt, daß beiden (vergl. Abb. S. 630) ihr „Accident", wie es in der Sportsprache heißt, keinen dauernden Schaden gebracht hat. — In England hat das erste große Rennen ein Pferd des Prinzen von Wales gewonnen. Sein brauner Wallach Ambush (Porträt S. 631), ging bei der mit 40000 Mark dotierten Grand National Steeplechase in Liverpool als Erster durchs Ziel. — Zum erstenmal wird jetzt in Berlin eine internationale Katzenausstellung abgehalten, zu der als edelster Teilnehmer auch „Dodo" (Porträt S. 630), erschienen ist, ein Angorakater, der im vorigen Jahr in Paris im grand prix Sieger blieb. „Dodo" ist vom ältesten Katzenadel, sein Stammbaum reicht bis ins Jahr 1794 zurück; damals brachte ein französischer Generalarzt seinen Urahn mit nach Frankreich, wo sich das Geschlecht bis auf den heutigen Tag erhalten hat. — Zu den beliebtesten sportlichen Veranstaltungen gehört in England das alljährlich im Frühling auf der Themse zwischen den Universitäten Oxford und Cambridge ausgefochtene Rudermatch. Nachdem Oxford eine längere Reihe von Siegen ohne Unterbrechung davongetragen, gelang es im vorigen Jahr endlich Cambridge wieder, den Preis zu erringen. (Portr. S. 623). Das Glück blieb ihm in diesem Jahr treu, seine Mannschaft gewann unter dem Jubel eines zahlreichen Publikums mit überlegener Leichtigkeit.

Vereinsleben. Eine Deutschlandfahrt unternimmt in den nächsten Wochen der deutsche Kriegerbund in Newyork. Hundert ehemalige deutsche Soldaten werden am 5. Mai die Reise antreten, um dem alten Vaterland einen Besuch abzustatten und den Kameraden zu zeigen, daß sie stolz darauf sind, den deutschen Waffenrock getragen zu haben. Auf S. 628 finden unsere Leser die Porträts des Präsidenten des Newyorker Bundes und seines Führers auf der Deutschlandfahrt. — Der deutsche Keglerbund hält vom 14. bis 19. Juli in Chemnitz sein neuntes Bundeskegelfest ab; aus diesem Anlaß bringen wir die Porträts hervorragender Mitglieder des Bundes (S. 630), unter denen sich ebenfalls eines aus Newyork befindet.

Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.



A. Picard,
Generalkommissar der Pariser Weltausstellung.



M. Bouvard,
Architekt der Pariser Weltausstellung.



Henri Chardon,
Generalsekretär der Pariser Weltausstellung.



Zum Attentat in Brüssel am 4. April: Der Prinz von Wales auf Reisen.
Photographische Aufnahme von Debenham & Sons.



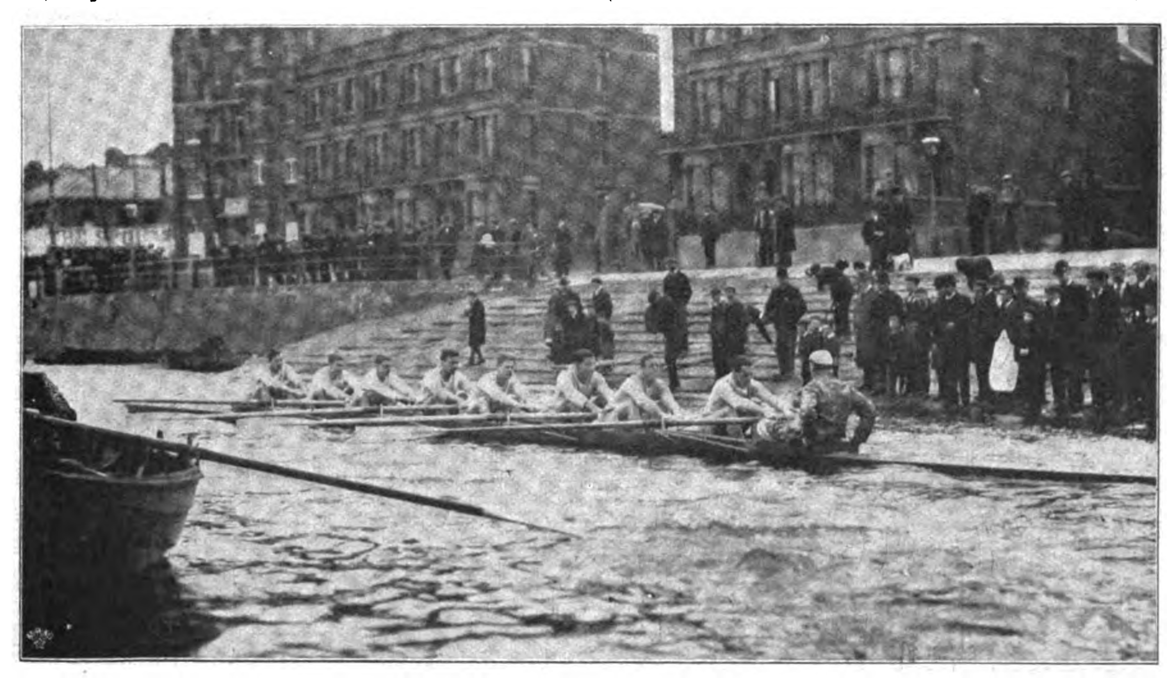
Geheimrat Dr. Richter,
deutscher Generalkommissar für die Weltausstellung.



Regierungsrat Th. Lewald,
deutscher Kommissar für die Weltausstellung.



M. Delaunay-Belleville,
Generaldirektor der Pariser Weltausstellung.



Wettrudern der Universitäten Cambridge und Oxford auf der Themse am 31. März: Start des siegreichen Bootes von Cambridge.
Momentaufnahme der Standard Photo Company.



General Carrington, Führer der englischen Truppen die in Beira landen werden.



Gruppenbild aus der Oper „Die letzten Tage von Pompeji",
die im Stadttheater von Lübeck zum erstenmal aufgeführt wurde.
Photographische Momentaufnahme von Julius Rogall Lübeck.



Bürgermeister Brinckmann (Königsberg), wurde zum Zweiten Bürgermeister von Berlin gewählt.

Gymnasialdirektor Dr. O. Kübler, der neue Lehrer der jüngeren kaiserlichen Prinzen.



Syndikus Meubrink, kandidierte bei der Bürgermeisterwahl in Berlin.



Osman Ghazi Pascha †, der Verteidiger von Plewna gegen die Russen im Kriege von 1877.



Dr. Hermann Gleich †, Weihbischof von Breslau.



Landrat K. B. Bohtz †, Geh. Regierungsrat.



Dr. Eugen Dreher †, Professor an der Universität Berlin.



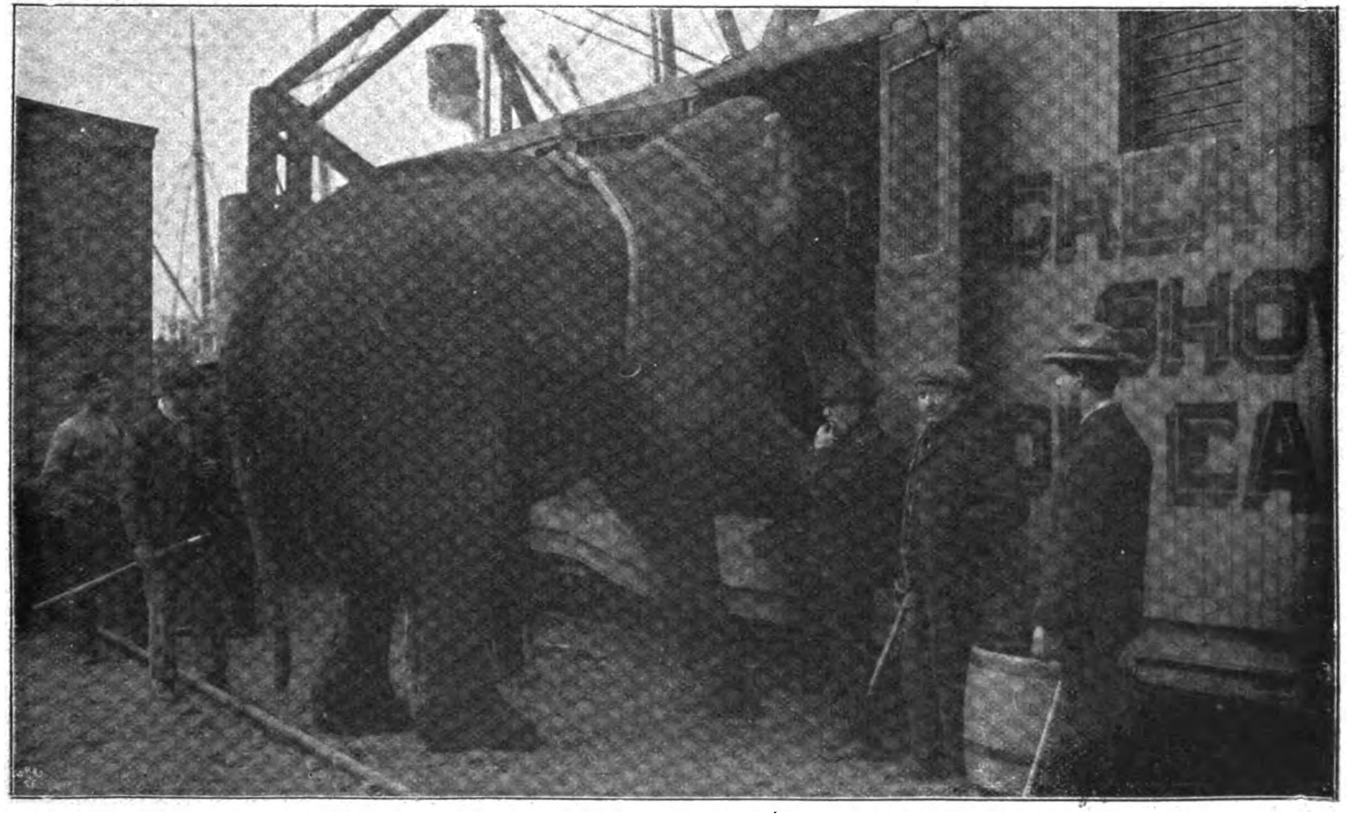
Dr. von Sarwey †, Minister für Kirchen- und Schulwesen des Königreichs Württemberg.



Prinz Albrecht. Herzog von Veragua.

Besuch der spanischen Gesandtschaft in Braunschweig: Prinzregent Albrecht mit seinen Gästen auf der Burg Dankwarderode.
Photographische Momentaufnahme von W. van Delden, Braunschweig.

Ankunft des amerikanischen Riesenzirkus von Barnum u. Bailey in Hamburg: Ausladen der Zirkuswagen durch den Dampfkrahn.
Photographische Momentaufnahme von Strumper u. Co., Hamburg.



Ankunft des amerikanischen Riesenzirkus von Barnum u. Bailey in Hamburg: Ueberführung der Elefanten in die Eisenbahnwagen.
Photographische Momentaufnahme von Strumper u. Co., Hamburg.



Raoul Mader. J. Haßreiter. Fräulein dell'Era. H. Regel.

Zur Erstaufführung des Balletts „Die roten Schuhe" von H. Regel u. J. Hassreiter, Musik von R. Mader, im Kgl. Opernhaus.
Spezialaufnahme für die „Woche".

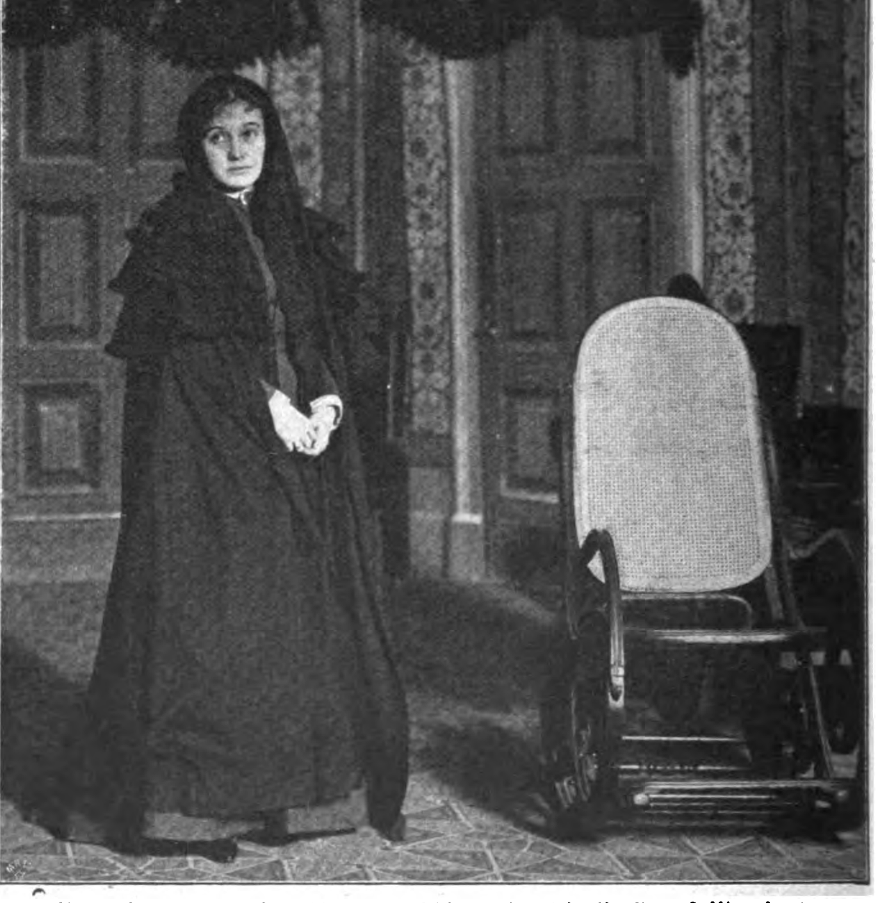
Divisionspfarrer Kurt Delbrück, dessen Volksschauspiel „Um hohen Preis" im Residenztheater in Hannover großen Beifall fand.



Militärmusikdirigent J. H. Matthey, Komponist einer Symphonie, die in Leipzig mit Erfolg aufgeführt wurde.



Agnes Sorma als Nora, die Tarantella tanzend.
Aufnahme von Hofphotograph E. Bieber, Berlin.



Agnes Sorma in der Schlußscene von Ibsens „Nora" im Berliner Lessingtheater.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander und Labisch, Berlin.

Bilder vom Gastspiel von Agnes Sorma am Lessingtheater in Berlin.



Bilder von der Pariser Weltausstellung: Nachbildung einer alten Burenfarm aus Transvaal.
Photographische Momentaufnahme von Juven u. Comp., Paris.



Bilder von der Pariser Weltausstellung: Das Gebäude der Transvaalrepublik.
Photographische Momentaufnahme von Juven u. Comp., Paris.



Herzogin Marie Gabriele in Bayern, verlobte sich mit Prinz Rupprecht.



Richard Müller, Präsident des deutschen Kriegerbundes in Newyork.



Papst Leo XIII erteilt einer Pilgerschaar in der Sixt. Kapelle den apostolischen Segen.
Momentaufnahme vom päpstl. Hofphotographen J. de Federicis, Rom.



Prinz Rupprecht von Bayern, verlobte sich mit Herzogin Marie Gabriele.

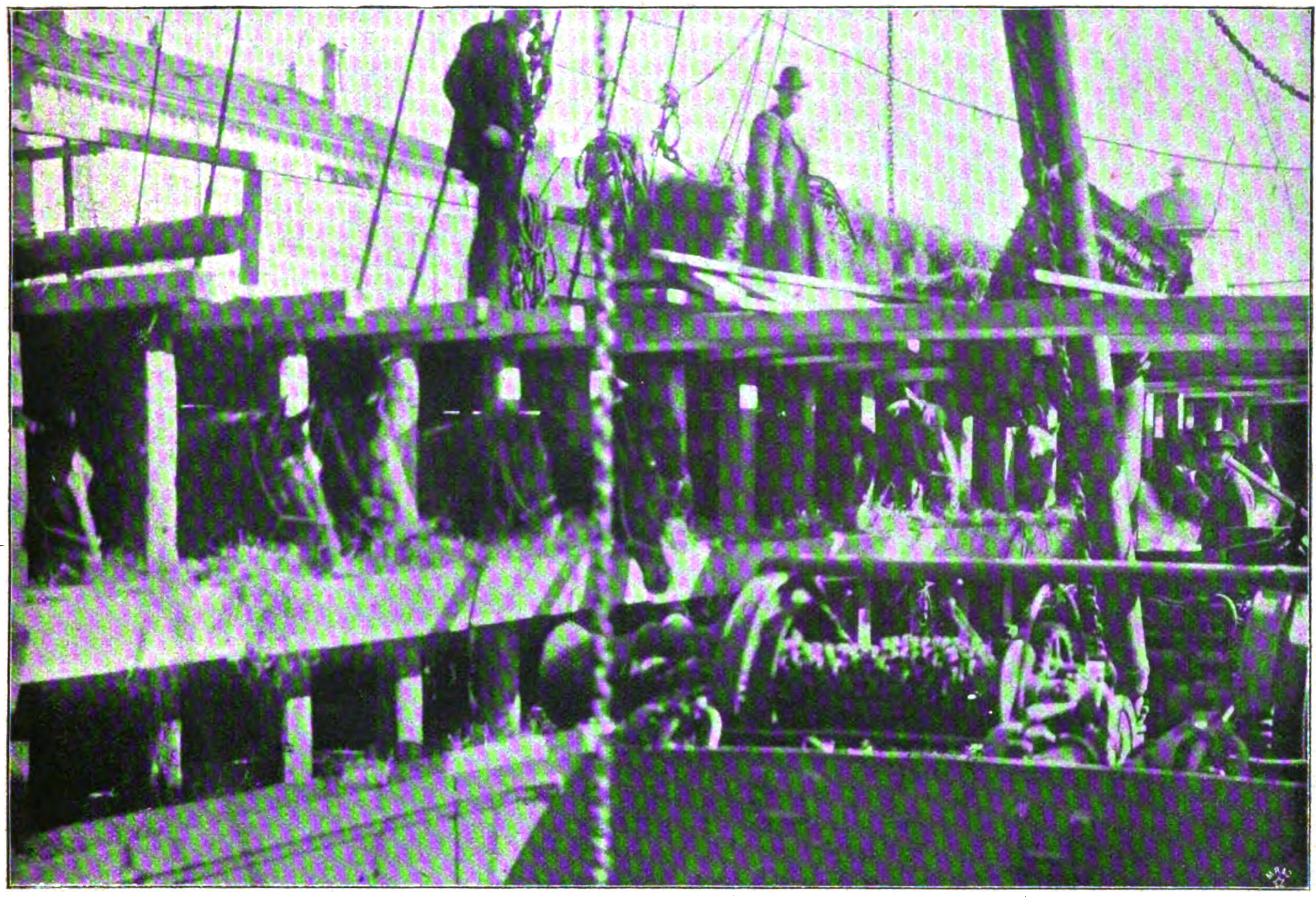


S. Steinberg (Hamburg), Führer bei der Deutschlandfahrt des Newyorker Kriegerbundes.

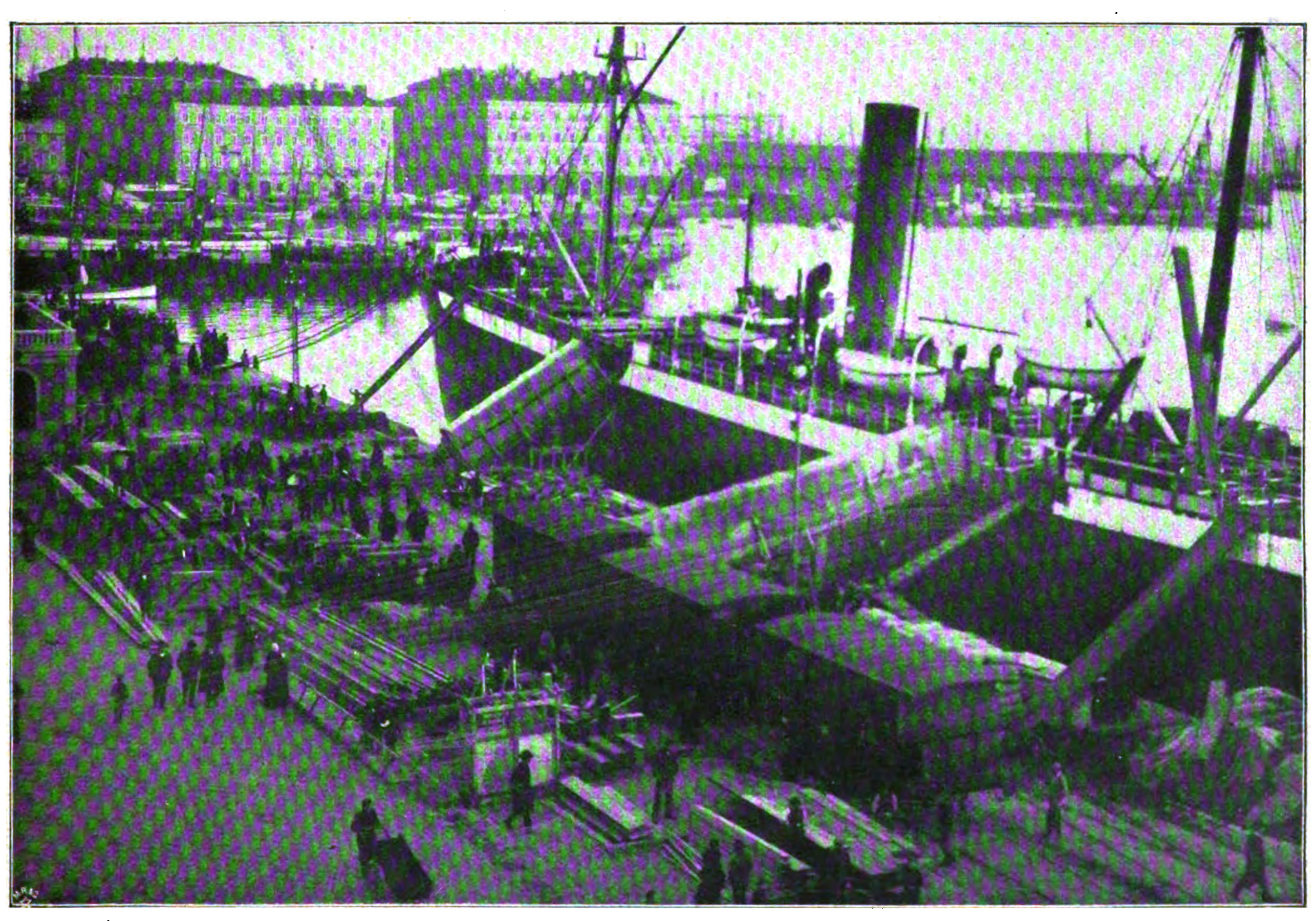
5 1 7 4 6 2 3

1. Prinz von Wales. 2. Prinzessin von Wales. 3. Der Zar. 4. Die Zarin. 5. Herzog von Connaught. 6. Herzogin von Connaught. 7. Prinz Karl von Dänemark.

Der Prinz von Wales im Kreise seiner Familie und der nächsten Verwandten des englischen Königshauses.
Photographische Aufnahme von R. Milne, Ballater, Schottland.



Transport ungarischer Pferde von Fiume nach dem südafrikanischen Kriegsschauplatz:
Die verladenen Pferde in ihren engen Ständen an Bord des englischen Dampfers „Dunmore".



Transport ungarischer Pferde von Fiume nach dem südafrikanischen Kriegsschauplatz:
Die Pferde werden durch leinwandüberzogene Gänge an Bord des englischen Dampfers „Dunmore" gebracht.



Das neue Bismarckdenkmal in Mannheim.
Photograph. Aufn. von Tillmann-Matter, Mannheim.

Einweihung des neuen Bismarckturms bei Salzwedel (Altmark): Die Schlüsselübergabe.
Photographische Momentaufnahme von K. Fettback, Salzwedel.



Otto Illing (Chemnitz).



Osmar Thomas (Dresden).



Louis Wustrau (Berlin).



Hermann Müller (Hannover).



Henry Feldmann (Newyork).



K. H. Reichert (Leipzig).

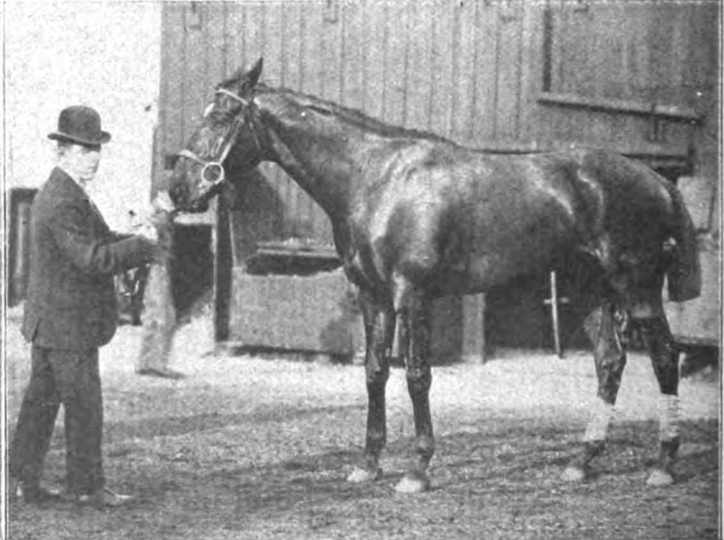
Vorstand des deutschen Kegelbundes für den Bundestag in Chemnitz.



Angorakater „Dodo“ auf der Berliner Katzenausstellung,
erhielt 1899 in Paris den großen Preis
Spezialaufnahme für die „Woche“



Graf Lehndorff und Graf Königsmarck,
die ersten siegreichen Herrenreiter der Saison.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Franz Kühn, Berlin.



Rennpferd „Ambush“, Eigentum des Prinzen von Wales,
gewann das große englische Nationalrennen.
Aufnahme der Standard Photo Company.



Wie sich der deutsche Seehandel entwickelt hat.

Eine Fahrt durch den Hafen von Hamburg gehört zu den interessantesten und lehrreichsten Ausflügen in das weite Gebiet von Handel und Verkehr. Nur in London, Liverpool, Newyork und Antwerpen erhält man ähnliche Einblicke und Eindrücke. Weit öffnen sich dem erstaunten Auge die Pforten der Welt, unermeßliche Perspektiven thun sich dem Blick auf; an der Lebensader Hamburgs, dem mächtigen Elbstrom, merken wir den starken Pulsschlag eines den Erdball umspannenden Verkehrs. Man hat oft beklagt, die malerischen Reize, die Poesie der Schiffahrt habe der Dampf vertrieben. Nun, in diesem Drama, das sich tagtäglich im Hamburger Hafen abspielt, liegen auch Reiz und Poesie: der Kampf ums Leben, die weitausschauende Thatkraft, die rastlose Energie, die Findigkeit und Zähigkeit, die alle Nerven und Muskeln strafft, die vom Kaufherrn und Rheder bis zum rußigen Kohlenträger alle Personen dieses bewegten Schauspiels beseelt — das ist ein gewaltiges Stück deutscher Arbeit, das jeden mit höchster Bewunderung erfüllen muß. Längst reicht der offene Strom nicht mehr aus, die Schiffe zu fassen. Von Jahr zu Jahr werden neue, weite Becken gegraben; die Quaistrecken sind Meilen und Meilen lang; dicht drängen sich an ihnen die Ozeandampfer, die vier- und fünfmastigen Segler.

An dieser Wirklichkeit gewinnen die Zahlen über die deutsche Schiffahrt und deutsche Rhederei erst Leben. Die der Novelle zum Flottengesetz beigegebene Denkschrift über das Wachstum der deutschen Seeinteressen enthält hierüber ein reiches Material; auch das soeben erschienene erste Vierteljahrsheft der Reichsstatistik für 1900 bietet wertvolle Angaben. Auf 7 Milliarden Wert wird der Seehandel in Ein- und Ausfuhr gegenwärtig veranschlagt; davon geht mindestens die Hälfte allein durch den Hafen von Hamburg. In der Hamburg-Amerikalinie und im Norddeutschen Lloyd besitzt Deutschland die größten Schiffahrtsgesellschaften der Welt; alle englischen und französischen Unternehmungen stehen weit hinter ihnen zurück, und in dem friedlichen Wettkampf der beiden deutschen Linien hat gegenwärtig die Hamburger Gesellschaft die Spitze.

Gerade in den letzten Jahren hat sich diese Entwicklung des Seehandels und der Seeschiffahrt mit reißender Schnelligkeit vollzogen. Noch im Jahr 1894 machte der deutsche Seehandel nur 4,9 Milliarden aus, ins neue Säkulum tritt das Reich mit einem Seehandel von 7 Milliarden ein; er hat in fünf Jahren eine Steigerung von 2100 Millionen, in den letzten drei ein Wachstum von 1300 Millionen zu verzeichnen. „Der Seehandel", so sagt die oben erwähnte Denkschrift, „ist seit 1894 um 36, der Landhandel um 16 Prozent gestiegen, und in stetig sich steigerndem Tempo wird er zu einem unentbehrlichen Lieferanten von Rohmaterialien für die deutsche Volksernährung und Industrie, zum Abnehmer derjenigen fertigen Industrieprodukte, die die deutsche Volkswirtschaft zur Bezahlung ihres Bedarfs vom Weltmarkt her an das Ausland absetzen muß." Diese Hauptaufgabe unseres Handels, die Einfuhr von Rohstoffen und die Ausfuhr von Fabrikaten, hat sich in den letzten Jahren immer schärfer ausgeprägt. Betrug 1894 die Einfuhr von Rohstoffen 2888 Millionen Mark, so war sie 1898 bereits um 32 Prozent, auf 3808 Millionen gestiegen, während sich die Einfuhr von Fabrikaten nur von 1099 auf 1272 Millionen steigerte. Umgekehrt war die Ausfuhr von Fabrikaten in der gleichen Zeit um rund 560 Millionen höher geworden, die von Rohstoffen aber nur um 236. Wieweit hierbei der Seeverkehr in Frage kommt, darüber können wir für die Einfuhr aus folgender Gruppenbildung eine summarische Uebersicht erhalten:

1. Waren, die in Deutschland überhaupt nicht erzeugt werden; dazu gehören die sog. Kolonialwaren (Kaffee, Thee, Reis, Gewürze u. s. w.), das Petroleum, ferner die wichtigsten Rohstoffe mancher Industrien, so der Textilindustrie (Baumwolle, Seide, Jute), der chemischen Industrie (Indigo, Chilisalpeter, Ammoniak, Jod, Farbhölzer u. s. w.), der Lederindustrie (Häute, Felle, Gerbstoffe), der Kautschukindustrie, der Industrie der Oele, der Holz- und Schnitzindustrie (Elfenbein, Perlmutter, fremde Hölzer), der Metallindustrie (Zinn); für die Landwirtschaft gewisse Düngemittel. Zum mindesten 9/10 aller dieser Waren, die ein Drittel der gesamten Rohstoffeinfuhr ausmachen, kommen auf dem Seeweg zu uns.

2. Waren, bei denen die Einfuhr die nur den kleineren Teil des Gesamtbedarfs deckende inländische Industrie weitaus übersteigt. Hierher sind zu rechnen die übrigen Rohstoffe der Textilindustrie (Wolle, Flachs, Hanf), ein Teil der Materialien für die Lederindustrie (Rindshäute), die Metallindustrie (Kupfer), die Oelindustrie (Leinsaat, Oelkuchen), an Genußmitteln Tabak, an Nahrungsmitteln Fische, für die Landwirtschaft Viehfutter, Düngemittel. Auch von diesen Waren gehören etwa 9/10 dem Seehandel an.

3. Eine Mittelstellung nehmen einige Rohstoffe und Halbfabrikate, wie Braunkohlen, Erze, Garne, ein, die zur Ergänzung der heimischen Produktion dienen, im Inland aber annähernd in gleichen Mengen erzeugt werden. Hiervon darf man rund 2/3 auf den Seeverkehr rechnen.

4. Waren, die lediglich zur Ergänzung der den weitaus größten Teil des Gesamtbedarfs deckenden Inlandsproduktion eingeführt werden. Das sind vor allem Nahrungs- und Genußmittel (Getreide, Fleisch, Eier, Schmalz, Obst), dann lebendes Vieh und Holz. Von dieser ganzen Gruppe wird kaum ein Drittel auf dem Seeweg eingeführt, mehr als zwei Drittel stammen aus den europäischen Nachbarländern und kommen über Land zu uns.

Was nun die Ausfuhr betrifft, so tritt auch hier die ungemein große Bedeutung des Seeverkehrs hervor:

1. Die Ausfuhr von Rohstoffen und Fabrikaten der Landwirtschaft und ihrer Nebengewerbe, die einen Wert von über 500 Millionen ausmacht, geht zu 9/10 über See.

2. Unbedeutend dagegen ist die Ausfuhr über See von Rohstoffen des Bergbaus und der Industrie.

3. Von größter Wichtigkeit ist der Seehandel für den Absatz der Fabrikate. Daran sind z. B. beteiligt die Textilindustrie mit 3/4, die Metallindustrie mit über 2/3, die chemische Industrie mit 4/5, die Leder- und Kautschukindustrie mit 2/3, Glas- und Steinsowie Papierindustrie mit je 3/4, Holzindustrie mit fast 9/10 ihres Werts u. s. w. Abgesehen vom Baugewerbe giebt es keine deutsche Industrie, die nicht in sehr erheblichem Umfang auf den Export ihrer Fabrikate über See angewiesen wäre. Wenn man berücksichtigt, daß allein die Textilgewerbe im Jahr 1898 Waren im Wert von 763 Millionen Mark, die Metallindustrie für 672 Millionen, die Lederindustrie über 185, die chemische Industrie für 339 Millionen, die Stein-, Thon- und Glasindustrie für 110, Litteratur und bildende Kunst Erzeugnisse im Betrage von 136 Millionen, die Papierindustrie 81 und die Holzindustrie für 80 Millionen ausgeführt haben, kann man so ungefähr beurteilen, wie notwendig für unser ganzes Gewerbeleben die ungehinderte Ausfuhr zur See ist, ebenso wie der Bezug von Rohstoffen aus fernen Ländern auf demselben Weg nicht entbehrt werden kann.

Um diesen gewaltigen, stetig steigenden Seehandel zu bewältigen, hat auch der Schiffsverkehr in deutschen Häfen erheblich zugenommen; die deutsche Rhederei hat einen beispiellosen Aufschwung erlebt, der seinerseits wieder dem Schiffbau zu gute gekommen ist. Während 1894 die Gesamtzahl der in unsern Häfen ein- oder auslaufenden Schiffe 143418 betrug mit einer Tonnage von 29 1/3 Millionen Tons, war sie 1898 auf 174251 mit 35 1/2 Millionen Tons angewachsen. Der Zahl nach sind die Dampfschiffe hier den Seglern nur wenig voraus, im Raumgehalt aber übertreffen sie diese um das Sechsfache. Zwischen deutschen und fremden Häfen verkehrten im genannten Jahr 66000 Schiffe; der Umfang der Schiffsleistungen zwischen deutschen und überseeischen Häfen ist jetzt allein dreimal so groß als die des gesamten deutschen Seeverkehrs vor 25 Jahren. Und was be-

sonders erfreulich ist: die deutsche Flagge nimmt an dieser Steigerung den bedeutendsten, seit 1896 besonders stark wachsenden Anteil. Am Gesamtverkehr in unsern Häfen ist sie der Zahl der Schiffe nach mit mehr als dreiviertel, nach der Tonnage mit mehr als der Hälfte beteiligt, im europäischen Verkehr überwiegt freilich noch die fremde Flagge ein wenig, aber die Küstenschiffahrt ist fast ganz in deutschen Händen, und den überseeischen Verkehr beherrscht ebenfalls die deutsche Rhederei mit der größeren Hälfte der Schiffszahl und mehr als vier Fünfteln der Tonnage. Der Bestand der deutschen Handelsflotte, der im Jahr 1873 noch 4311 Segelschiffe mit 826 155 Tons Nettoraumgehalt, aber nur 216 Dampfer mit 110 093 Tons betrug, wies am 1. Januar 1899 2318 Segler mit 556 205 Tons, also eine beträchtliche Verminderung der Segelschiffe, aber 1223 Dampfer mit 1 038 391 Tons, demnach eine sechs- bezw. neunfache Vermehrung der Dampfschiffe und ihres Raumgehalts auf. Und im Lauf des Jahres 1899 bis jetzt hat diese Entwicklung sich noch in steigendem Maß beschleunigt. Da aber eine Dampfschifftonne an Transportleistungsfähigkeit mindestens gleich 3 Segelschifftonnen ist, so belief sich Ende des Jahres 1899 die gesamte Transportleistungsfähigkeit der deutschen Handelsflotte auf rund 4 Millionen Registertons. Ihr Neuanschaffungswert wird auf rund 700 Millionen angegeben.

In diese Angaben kommt erst Farbe, wenn wir uns an einem bestimmten Beispiel den Gang der Entwicklung vergegenwärtigen, den die deutsche Rhederei genommen hat. Wir wählen dazu, da wir in dieser Schilderung von Hamburg ausgegangen sind, auch eine Hamburger Rhederei, die Hamburg-Amerikalinie. Ganz klein und bescheiden waren die Anfänge dieses Riesenbetriebs, und sie reichen in eine Zeit zurück, wo noch kaum ein Ahnen von Deutschlands Zukunft durch die Lande ging. Es war im Frühjahr 1847, als in Hamburg einige angesehene Männer, vor allem Joh. Aug. Bolten, Ernst Merck, Ferd. Laeisz, Adolf Godeffroy, Karl Woermann — Träger auch heute klangvoller Namen — zusammentraten, um mit der Gründung einer ständigen Schiffahrtsverbindung zwischen Hamburg und Newyork in den damals aufstrebenden Verkehr mit Nordamerika einzutreten. So bescheiden das Unternehmen geplant war, so hatte man doch Mühe, das Aktienkapital von 300 000 Mark Banko, das rund 450 000 Reichsmark gleichkommt, aufzubringen. Obwohl damals Dampfschiffe schon vielfach verkehrten, bestellte die am 27. Mai 1847 ins Leben getretene „Hamburg Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft" nur Segelschiffe. Im Oktober 1848 waren die zwei ersten, „Deutschland" und „Amerika" genannt, fertig; sie galten dem wenig verwöhnten Geschmack damaliger Zeit als ein Wunder behaglicher Einrichtung; hatte doch sogar, wie der Jahresbericht der Gesellschaft rühmend hervorhob, jeder der Kajütpassagiere sein eigenes Bett! Nur zwei Rundreisen wurden im Jahr 1848 gemacht und damit 168 Passagiere befördert. Bis 1854 war die Flotte auf 6 Segler angewachsen, die in 16 Rundreisen von 9063 Personen benutzt waren.

Und nun der Stand von Ende März 1900, den uns der 53. Jahresbericht der Hamburg-Amerikalinie, wie der Name nun kürzer und treffender lautet, vorführt! Jetzt verfügt die Gesellschaft über ein Aktienkapital von 80 Millionen Mark; ihre Flotte zählt 70 Ozeandampfer in der Fahrt, 25 im Bau, dazu noch 107 Flußdampfer, Leichter u. s. w. Der Raumgehalt aller dieser Schiffe beträgt 541083 Brutto Registertons: das ist fast die Hälfte der Gesamttonnage der Hamburger Handelsflotte, nahezu ein Viertel des Raumgehalts der ganzen deutschen Kauffahrteischiffahrt. Zieht man nur die Ozeandampfer von mindestens 1800 Tons in Betracht, so übertrifft diese eine deutsche Gesellschaft weitaus den gesamten Raumgehalt gleichartiger Dampfer in Schweden und Norwegen, Italien, Spanien, Oesterreich, Japan, Holland, Rußland und Belgien. Einer von den großen Doppelschraubendampfern von 13600 Tons vermag in einer Reise ebensoviel Ladung zu befördern als vor fünfzig Jahren die ganze Seglerflotte der Gesellschaft in einem ganzen Jahr. Und von solchen Riesenschiffen besitzt die Hamburg-Amerikalinie nicht weniger als 10.

Im Dienst der Gesellschaft sind am Lande jetzt über 8000 Personen thätig, die Besatzung an Bord erfordert nahezu 7000 Mann. Ihr Routennetz erstreckt sich über alle Meere. Von Hamburg, Genua und Stettin aus werden die großen Häfen der Vereinigten Staaten, Kanadas, Mexikos, Zentralamerikas und des westindischen Archipels angelaufen. Mit dem Norddeutschen Lloyd zusammen wird die Route nach Ostasien und Australien betrieben. Von Newyork aus gehen Linien nach Ostasien und Brasilien. Von Genua wird eine regelmäßige Verbindung mit den La Plata-Staaten unterhalten. Jetzt richtet die Gesellschaft noch eine Route von Hamburg nach den Häfen Nordbrasiliens ein. Durch das Anlaufen von Antwerpen, Cherbourg, Southampton kommt auch ein großer Teil des belgischen, französischen und englischen Verkehrs in deutsche Hände. Dabei stellt die Hamburg-Amerikalinie sich nicht nur in den Dienst des Verkehrsgeschäfts, sondern sie pflegt auch das Reisevergnügen. Nicht nur, daß ihre modernen großen Dampfer schwimmende Hotels sind, ausgestattet mit aller Bequemlichkeit und Vornehmheit, die ein erfinderischer Geist nur ersinnen kann — sie veranstaltet auch eigene Vergnügungsreisen nach Norwegen, dem Nordkap und Spitzbergen, ins Mittelmeer bis Aegypten und Palästina, nach Westindien und Venezuela und neuerdings sogar um die Welt, wozu ein eigener Dampfer, ein wahres Wunder eleganter Behaglichkeit, erbaut worden ist. Im ganzen wurden im Jahr 1899 von der Flotte der Gesellschaft 395 Rundreisen ausgeführt, 101 973 Passagiere und 3 044 887 Kubikmeter Güter befördert. Das Ausgabebudget übertrifft das manchen deutschen Mittelstaats; für Proviant, Kohlen, Oel werden allein 12—14 Millionen Mark jährlich verwendet, die Gehälter und Löhne werden nicht weniger betragen. Ein Unternehmen von diesem Umfang geht in seiner Wirksamkeit weit über den Rahmen einer rein privaten Erwerbsgesellschaft hinaus; unser ganzes wirtschaftliches und nationales Leben ist mit ihm durch tausend Fäden verknüpft.

Und neben die Hamburg-Amerikalinie, die größte Schiffahrtsgesellschaft der Welt, stellen sich andere Riesenbetriebe für den Seehandelsverkehr. So vor allem der Norddeutsche Lloyd in Bremen, der mit ihr um die Palme ringt, dann aber die Ostafrikalinie, die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, die Woermannlinie, die Kosmoslinie, die „Hansa", die Levantelinie, viele Privatrhedereien. Sie alle sind im Aufblühen und tragen ihrerseits dazu bei, daß der deutsche Seehandel trotz seines schnellen Wachstums immer mehr durch deutsche Schiffe betrieben werden kann; die früher sehr umfangreiche Vermittlung der Engländer ist erheblich beschränkt worden. Aber die nationale Aufgabe der deutschen Rhederei ist damit nicht begrenzt: sie hält die Verbindung mit all den deutschen Siedlungen in der ganzen Welt aufrecht, ihre schönen und schnellen Schiffe sind eine weithin sichtbare Empfehlung unserer Schiffsbauindustrie und des heimischen Gewerbefleißes, die Tüchtigkeit unserer Seeoffiziere und Mannschaften — man denke nur an die Beispiele der „Elbe", der „Bulgaria", der „Patria"! — führt dem Ausland vor, was unser Volk in der Arbeit zu leisten vermag, ebenso wie unsere Kaufleute und Fabrikanten durch ihre Geschicklichkeit und Redlichkeit sich Schritt für Schritt den Weltmarkt erobern. „Unser Feld ist die Welt!" sagt ein alter Hanseatenspruch. Der deutsche Seehandel und die deutsche Rhederei, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch die Kontinentalsperre vernichtet waren und nur ganz allmählich in langen Jahrzehnten sich wieder aufrichteten, haben ihn unter der schwarzweißroten Flagge des Deutschen Reichs wieder zu Ehren gebracht. Heute kann man das vielgenannte Wort am Haus Schiffahrt in Bremen: „Navigare necesse est, vivere non est necesse" auch umkehren: Will Deutschland leben, so muß es seefahren! Hinter den Pionieren des Handels und der Industrie aber, hinter unsern Rhedern und Seeleuten, die deutsche Weltpolitik treiben, muß auch der Schutz des Reichs stehen. Und wenn man sagt, der deutsche Seehandel sei ohne Flotte groß geworden, so erwidern wir: in seiner Größe und Bedeutung für die Nation liegt die dringende Mahnung, ihn auch unter allen Umständen gegen Not und Gefahr, wenn sie am Horizont aufsteigen, zu schützen. Und das kann nur durch eine starke Kriegsflotte geschehen.

Navalis.



Die thörichte Jungfrau.

4. Fortsetzung. Roman von Rudolf Stratz.

Die Sonne war jetzt, kurz vor ihrem Scheiden, siegreich durchgebrochen.

Vereinzelte azurne Himmelslücken lugten aus dem rötlich durchstrahlten Wolkengespinst hervor. Die Jungfrau selber hatte ihre grauen Schleier abgeworfen. In weißer Schönheit stand sie still im Abendgold, auf den neben ihr kauernden schwarzen Mönch gelehnt, der verstohlen zu ihrer eisumpanzerten linken Brust, dem Silberhorn, emporblickte. Das grüne Thal zu ihren Füßen erfüllte sich von einem letzten lärmenden Leben. In schwerfälligem Puffen und Keuchen krochen die Zahnradbahnen längs der Lütschine herauf, über den Maulwurfhügel der Scheidegg und empor nach Mürren, und aus ihren Käfigen quoll, wo sie stehenbleibend Atem holten, immer wieder derselbe dreisprachige Fremdenstrom, mit den in der Luft durcheinander starrenden Spießen und Stangen der Bergstöcke und, wie die Matten oben von Alpenrosen, von den roten Flecken der Bädeckerbücher durchsternt.

„Da kommen sie!" sagte Lotte phlegmatisch.

„Ellinor?" Der Tiroler Siegfried setzte eilig seinen Zwicker auf.

„Ja. Mit ihrem Freund! Der bleibt jetzt zurück. Sie hat uns gesehen! Sie geht gerade auf uns zu. Aber sie sieht gar nicht erschrocken aus. Eigentlich müßte sie uns doch für Gespenster halten!"

„Ach wo! Sie hat einfach schon alles von unserm alten Lebensretter gehört. Der ist ja nach Lauterbrunnen zurück und erzählt dort, daß man uns nicht zu suchen braucht, sondern daß wir hier sitzen! Jetzt nur keine Rührscenen!" sagte Meister Josefus verdrießlich ob der entgangenen Reklame. „Zünde dir eine neue Zigarette an! So! Fassung, Lottchen! Den Hut mehr ins Genick! Ellinor darf uns nichts thun! Wir wollen ihr ganz frech entgegenpromenieren!"

Lotte aber lief lachend auf ihre Schwester zu, umschlang sie und gab ihr einen herzhaften Kuß. „Arme Lore! Wie blaß sie aussieht! Hast du Angst um uns gehabt? Na, diesmal ging's noch so ab! Mit mir und dem Herrn Hofrat Josefus! Ein Held, sag ich dir, Lore! Wie ein Löwe saß er in der Gletscherspalte und grollte!" Und halblaut fügte sie in dem Ton eines weinerlichen Kindes hinzu: „Jetzt will ich aber endlich heraus aus dem Eiskasten! In mein Atelier! Ich hab zu thun!"

Der andere furchte die Stirn. „Wir wollen jetzt nicht weiter von dem Abenteuer reden! Sie sind ja viel zu verstört, liebe Freundin Ellinor! Ihr Gesicht ist wie aus Wachs! Morgen ist auch noch ein Tag. Da erzählen wir uns alles! Ich bin ja gottlob unverletzt und die Kleine auch! Nicht einmal auf die Zunge hat sie sich gebissen, was doch wirklich ein Glück gewesen wäre."

„Aber Sie stützen sich so auf den Stock?"

„Eine kleine Muskelzerrung am Knie, die sich nachträglich meldet. Das hat nichts zu bedeuten!"

„Nein. Es kommt bloß der Pferdefuß bei ihm heraus!" sagte Lotte. „Seit ich dem Meister Josefus in der Gletscherspalte meine Meinung gesagt hab — die richtige Gardinenpredigt zwischen zwei haushohen Eiswänden — seitdem kann er sich vor sich und der Menschheit nicht mehr verstellen und hinkt wie ein richtiger Mephisto."

„Ich sage Ihnen, liebe Freundin!" Der Bildhauer seufzte. „Was diese thörichte Jungfrau in den letzten sechs Stunden für einen Unsinn zusammengeredet hat — und unaufhörlich, wie ein Wasserfall — mir klingen schon meine Ohren!"

„Nämlich, weißt du, Lore!" Seine Begleiterin lachte und schlug dem Zillerthaler Siegfried kameradschaftlich auf die Schulter. „Ich hab's doch immer behauptet: es ist unbegreiflich, wie man den Teufel mit Hörnern und Klauen malen kann! Seht euch doch nur um, Kinder: der Teufel ist ein schöner, sanfter, blondbärtiger Mann zu Ende der Dreißig, wenn er sich auch gern ein paar Jahre jünger macht, und schmuck angezogen wie ein Tiroler Theaterbauer. Und er fletscht auch keineswegs die Zähne — so ein grauslicher Kerl würde doch zu schlechte Geschäfte auf der Welt machen — sondern er ist sehr nett und lieb und väterlichernst zu den Frauen. Reizend kann er sein, in seiner Hilflosigkeit wie ein großes Kind. Jede muß den Menschen gern haben. Einzig, einen Charakter hat er nicht! Der arme Kerl! Bloß die Esel haben Charakter, sagt er!"

„Und ich weiß, daß der Teufel Zöpfe trägt!" Meister Josefus zündete sich verdrießlich eine neue Zigarette an. „Aber das ist eine alte Geschichte. Das haben schon die Kamele, die Säulenheiligen und solches Wüstenvolk gewußt. Die sind in der Verzweiflung schon vor dir auf die Bäume gekrochen, meine Tochter — aber umsonst — du kommst doch immer hinterdrein!"

Sie lachte herzlich. „Armer Meister Seppl!" sagte sie mit vor Heiterkeit feuchtglänzenden Augen. „Armer Meister Tugendreich, den die bösen Frauen nicht in Ruhe lassen. Ich seh dich förmlich vor mir, wie du auf einem Baum hockst und dich mit aufgespanntem Regenschirm gegen die Eva mit dem Apfel verteidigst! Du, das Süjet ist neu! Ein steinerner Regenschirm, und du dahinter als taufrischer Josef — das macht Furore!"

Ihre Schwester sah sie erstaunt an. „Seit wann sagt ihr euch denn du, Lotte?"

„O, schon lange! Innerlich! Aber nach außen waren wir zu schüchtern. Bis wir in die Gletscherspalte fielen. Dort haben Meister Josefus und ich unsere Herzen entdeckt und miteinander unverbrüchliche Feindschaft fürs Leben geschlossen! Er hat mir mit erhobener Hand ewige Untreue gelobt! Ich bin stolz darauf!"

„Also — auf alles, was wir hassen!" Der Bildhauer nickte ihr träumerisch zu und streckte ihr seine breite Hand entgegen.

Sie nahm sie und fuhr zusammen. „Au! Du thust mir ja weh!"

Er schien das nicht zu hören und gab ihr die Rechte nicht frei. „Auf gute Feindschaft!" wiederholte er und wandte sich an die ältere Schwester. „Ich habe vorhin falsch gezählt! Dies Kind hat nicht zwölf — es hat hundert Teufelchen im Leib!"

„Du sollst mich loslassen!" Sie riß wütend an seiner Faust. „Was fällt dir denn ein!"

„Ach so! Verzeihung!" Wie aus tiefer Zerstreutheit erwachend, öffnete er seine Finger.

Sie zog die Hand zurück und blies auf die geröteten Stellen. „Garstiger Seppl!" murmelte sie zornig vor sich hin. „Garstiger Seppl!"

Ihre Schwester sah finster auf sie nieder. „Ich weiß wirklich nicht, was in euch gefahren ist! Es ist ja kindisch! Wie Sie, Herr Professor, der Lotte auf einmal einen solchen Ton erlauben und angewöhnen können."

„Ja — was soll ich denn machen?" Der Siegfried lächelte hilflos. „Das kam so von selber in unserm Tete-a-tete unter der Erde!"

„Ich bin überhaupt sein Doppelgänger, hat er gesagt!" schaltete das junge Mädchen ein, immer noch auf ihre schmale, magere Hand hauchend. „Dieselbe Couleur in Schwarz, und das hält er unglaublicherweise auch noch für eine Schmeichelei."

„Du bist vor Nervosität außer Rand und Band!" sagte ihre Schwester. „Wenn man in solch furchtbarer Gefahr war —"

„Das ist doch vorbei!" Der schöne Meister reckte ungezwungen die Arme aus. „Und wenn wir tot wären, thäte uns jetzt erst recht nichts mehr wehe! Schade wäre es ja um mich! Und um das Kind schließlich auch! Soll ich deswegen traurig sein? Da kauf ich mich lieber los! Ich werde den Armen hier Geld schenken aus Anlaß unserer glücklichen Errettung! Heda — Sie!" Er winkte einen an der Straße stehenden Bergführer heran. „Giebt es hier nicht eine arme Witwe mit dreizehn Kindern — oder ein goldenes Hochzeitspaar, das nichts zu beißen hat — oder eine reine Jungfrau auszusteuern? Ich will ausnahmsweise ein gutes Werk thun!"

Der Mann begriff und überlegte. Am besten wäre es, meinte er dann, man wende das dem unglücklichen Bergführer drüben zu.

„Welchem Bergführer?"

Der an der Jungfrau in eine Gletscherspalte geraten sei, berichtete der Berner, und dabei beide Beine erfroren habe. Die seien ihm am Knie abgenommen. Viele Hochtouristen, die glücklich von der Jungfrau herunterkämen, schenkten ihm etwas und ließen sich wohl auch von ihm das böse Abenteuer erzählen.

„Brrr!" sagte Meister Josefus düster. „Das ist ja ein greulicher Gedanke! Zum Krüppel zu werden!"

Lotte wurde plötzlich totenbleich. „Meister Seppl! Wenn wir jetzt auf einmal keine Beine mehr hätten! Was machten wir dann! O weh! O weh! Daran hab ich gar nicht gedacht, daß uns das auch hätte passieren können!"

„Ich auch nicht!" murmelte der Siegfried, und beide sahen unwillkürlich auf ihre Fußspitzen hernieder. Dann schickte er den Bergführer mit kurzem Dank seiner Wege. Er werde sich des Verunglückten erinnern.

„Du vergißt ihn ja doch bis morgen!" Lotte begann nervös zu gähnen und hielt die Hand vor die Lippen. „Aber für heute verdirbt's die Stimmung!"

„Ja!" brummte er ärgerlich.

„Bloß der Gedanke an die kaputten Beine." Sie zitterte nervös. „Ich will mich schlafen legen und die Läden recht fest zumachen, daß ich nur nichts mehr von der Jungfrau schau! Ich bekomme auf einmal so Herzklopfen, wenn ich hinaufsehe!"

„So seid ihr nun!" sagte ihre Schwester. „Ueber den To macht ihr euch beinah lustig. Aber der Gedanke, daß man ein Bein verlieren könnte —"

Der blondbärtige Meister stand auf. „Das ist auch viel schlimmer. In den Augen eines Künstlers wenigstens. Der will Harmonie des Ganzen oder nichts. Und das Kind zu meiner Linken sieht natürlich die Welt auch mit meinen Augen. In Schönheit! Weil sie selber ja leidlich wohlgeraten ist!"

Sie nickte ernsthaft und erhob sich ebenfalls. „Jetzt geht das schöne Kind mit den Hühnern schlafen. Jetzt kommt auf einmal der Rückschlag. Ein gräßlicher Schrecken, was uns alles hätte passieren können! Wenn ich nun eine erfrorene Nasenspitze hätte oder der Meister die rechte Hand erfroren — was würde dann aus uns?"

„Jetzt komm!" Ellinor nahm sie am Arm. „Wir brauchen alle drei Ruhe! Es war zuviel für unsere Nerven!"

Sie ließ sich wie ein Kind an der Hand von ihrer Schwester wegführen. „Gute Nacht, Meister!" rief sie. „Aber noch eins: morgen sagen wir uns wieder ‚Sie'! Es schickt sich nicht!"

„Wie du willst, meine Tochter! Schlaf gut!"

„Danke! Gleichfalls!"

Zehn Minuten darauf lag Lotte schon zu Bett.

„Weißt du, wie mir jetzt zu Mut ist?" Ihr schönes Gesicht blinzelte aus den Kissen, in die sie sich tief eingewühlt hatte, zu der neben dem Lager stehenden älteren Schwester empor. „Wie dem Mann, der, ohne es zu wissen, über den gefrorenen Bodensee geritten und nachträglich vor Schrecken gestorben ist. Eine Todesangst hab ich — geh, sei lieb und ziehe den Spalt im Vorhang zu. Da schaut immer noch von oben etwas Rosiges herein. Das ist die Jungfrau im Abendrot! Wenn ich die bloß seh, wird mir ganz übel vor Angst! Komisch in der Gletscherspalte hab ich keine Angst gehabt, weil ich überzeugt war, du kämst. Und nachher, wie wir draußen waren, da kam eine Art Fieber über uns — eine verrückte Lustigkeit. Wie die kleinen Kinder waren wir! Sogar über unsern Befreier haben wir uns lustig gemacht — das gute, alte Gletschergespenst mit der seidenen Leiter, an der wir wieder heraufgekrabbelt sind. Nun, morgen werden wir wieder gesetzte Leute, der Professor und ich. Der arme, gute Professor!"

Der Lockenkopf in den Kissen bewegte sich lachend hin und her. „Ihr seid alle in ihn verliebt — du selber an der Spitze — ach setze nur nicht gleich deine versteinerte Miene auf — schon gut! Es war nur Freundschaft — weiter nichts — all die Jahre — siehst du — da heb ich den kleinen Finger auf und schwöre dir, daß es nur Freundschaft war zwischen euch, und wer's glaubt, selig wird — also so seid ihr andern — so bist du! Aber ich nicht! Für euch ist der Seppl etwas unendlich Feierliches — der Meister — der herrlichste von allen im Kreis seiner Jüngerinnen. Und für mich ist er so furchtbar komisch, wie ein kleines Kind! Ich muß oft geradezu lachen vor Mitleid über ihn und seinen schönen träumerischen Vollbart — und seinen Zorn, daß er auch noch einen Charakter haben soll, der arme Geißbub außer Diensten!"

„Und dabei wirst du blaß, wenn er dich nur ansieht!" sagte Ellinor.

„Ja — Angst hab ich auch vor ihm! Das geb ich zu! Das ist die andere Seite der Sache! Er ist so stark und so schlecht. Und so unbefangen dabei, als könne das gar nicht anders sein, als wäre er die Krone der Schöpfung. Das gefällt mir! Aber dagegen wehre ich mich. Mit Kratzen und Beißen, wenn es sein muß! Er soll mich nicht unterkriegen! Und Gottseidank, er hat auch gehörig Angst vor mir! Ich hab's gemerkt! Ich bin offenbar der einzige Mensch, der je auf die Idee gekommen ist, ihn ganz vergnügt ins Gesicht hinein auszulachen. Das macht ihn ganz ratlos und verstört, unsern Meister Goliath! Auf alles ist

er gefaßt, aber auf solch eine Majestätsbeleidigung nicht. Dadurch wird er unsicher, schaut herum und kämmt seinen Vollbart. O, ich kenn ihn!"

Sie lächelte zufrieden und feindselig und trommelte mit den Fingern auf der Bettdecke.

„Ein Einverständnis ist zwischen uns, wie zwischen zwei Spitzbuben! Wir verabscheuen uns grimmig. Drum helfen wir uns im Leben! Der Meister hält was von mir. Ich glaube, wenn er mal heiratet, frägt er mich auch zuvor um meinen Rat!"

Meister Josefus im Frack vor dem Standesbeamten — sie schüttelte sich förmlich vor Heiterkeit bei dem Gedanken.

„Du! Das ist eine himmlische Idee! Er hat heute vom Heiraten gesprochen! Aber er thut's nicht! Er hat die Frauen zu lieb, meint er! Er will keine kränken!"

Sie bezwang ihren Uebermut, da sie sah, daß ihre Schwester ernst blieb, und streckte die schmächtigen weißen Mädchenarme spielerisch wie eine Katze nach ihr aus, um sie am Kleid beim Bett festzuhalten. „Pscht! Das heißt — ich glaube — er thut's doch einmal! Bald! Er ist reif! Er wird alt. Und wenn er dann vertraulich vorher meinen Rat wissen will — weißt du, was ich ihm dann antworte?"

„Ach — schlafe jetzt, Lotte!"

„Du mußt mir aber dein großes Ehrenwort geben, nicht böse zu werden!"

Ihre Schwester suchte sich ungeduldig loszumachen. „Du sollst schlafen!"

Lotte wand sich wohlig in den Kissen. „Also ich würde mich auf die Fußspitzen stellen, den Meister am Ohrläppchen zupfen und ihm ins Ohr tuscheln: ‚Machen Sie ein Ende mit Schrecken, Meister! Heiratet euch! Dreizehn Jahre überlegt ihr es euch jetzt, und jünger wird kein Mensch! Ihr kennt euch, ihr habt euch gern, und eine treuere Seele finden Sie nicht, lieber Seppl — eine Seele, die nur für Sie lebt und einen Kultus mit Ihnen treibt und Ihnen Ihre ganze Zukunft geopfert hat, was ich freilich nicht begreife. Sie nennt das vorderhand Freundschaft. Aber wenn Sie ihr das richtige Wort dafür sagen, sagt sie auch nicht nein! Also los!" Sie schloß tief aufatmend und befriedigt. „Warum weinst du denn? Das ist doch nichts Trauriges! Das wissen wir alle doch seit einer Ewigkeit, daß du ihn so lieb hast! Er verdient's ja gar nicht! Aber ich! Komm her und gieb mir einen Kuß!"

Sie schlang, sich aufrichtend, ihre schlangenkühlen bloßen Arme um den Hals der andern, die blaß und verstört zu ihr getreten war, und zog sie mit dem Ungestüm ihrer Liebkosung zu sich herab und verschloß ihr, sowie sie reden wollte, den Mund mit ihren Lippen.

„Gut ist's!" erklärte sie endlich und lächelte listig und katzenweich über die vereinzelten Silberfäden hinweg, die im Haar der andern schimmerten. „Ich bin doch eigentlich ein lieber Kerl? Nicht? Ihr verkennt mich alle. Besonders unser guter Meister Josefus! Der hält mich für ein nachtschwarzes Scheusal! Schade, daß ich nie seine Frau werden kann! Dem gönnte ich mich! Da könnt er was erleben! Aber lieber nicht!"

Sie lachte herzlich und ausgelassen wie ein Kind. „Zu komisch! Mir ist er ungefährlich! Ich glaub, ich hab überhaupt kein rechtes Talent, mich zu verlieben. Ich bin nie über die ersten Ansätze herausgekommen. Eigentlich hab ich ja die Männer furchtbar gern. Aber sowie sie verliebt sind und düster und gefühlvoll werden, muß ich lachen. Ich weiß selbst nicht, warum. Vielleicht nur aus Uebermut, weil ich mir dann so stolz vorkomme."

Die andere hob ihren blassen Kopf in die Höhe. „Du bist ein sonderbares Ding!" sagte sie. „Gott weiß, wie das beisammen

sein kann — soviel Temperament und dabei so eiskalt. Ich kenne dich doch besser als irgendwer, aber ganz klug werd ich auch nicht aus dir!"

„Ich mag mich auch nicht kennen lernen!" Das junge Mädchen legte sich schläfrig zur Seite und schloß die Augen. „Das — das wäre am Ende dann eine höchst lästige Bekanntschaft. Die wird man dann nicht wieder los! Wozu denn auch? Es geht ja auch so! Man lebt so hin. Ganz nett! Gute Nacht! Jetzt werd ich schlafen und von der Jungfrau träumen, und du vom Meister Josefus. 's ist ein — ein — zu — komischer Kerl."

Und damit glitten schon die Vorboten des nahenden Schlummers wie Schatten über die müden, schönen Züge. Sie ballte noch einmal seufzend die Faust, als wollte sie den Bergen oben gute Nacht wünschen, und ihre Brust hob und senkte sich langsam.

Ihre Schwester ging auf den Fußspitzen aus dem Gemach und schloß behutsam mit einem letzten mütterlichsorgenden Blick nach der Schlafenden die Thür.

7.

Unten im Gastzimmer lag Meister Josefus finster und majestätisch wie ein grollender Löwe auf zwei Stühlen hingestreckt.

Der eine diente ihm als Sitz, der zweite als Stützpunkt für das geprellte Knie, das kokett in seinem Zillerthaler unschuldweißen Leinenunterkleid zwischen der gestickten Hose und dem Wadenstutzen herauslugte. Der Verwundete selbst rauchte eine Zigarette, trommelte, gedankenvoll zur Decke aufblickend, mit den Fingern auf der Wand und warf zuweilen über den goldenen Zwicker hinweg einen ruhigen Olympierblick auf die Engländerinnen und Amerikanerinnen, die den Mann aus der Gletscherspalte im Halbkreis und mit offenem Mund umgaben.

Ellinor trat lächelnd zu ihm. „Lassen Sie doch die Komödie, lieber Freund! Sie sind ja gar nicht so schlimm verletzt!"

Er sah düster zu ihr empor. „Und ob! Mein Knie schmerzt mich infam!"

„Weil Sie immer gleich so wehleidig sind! Wie ein Kind, das sich gestoßen hat. Versuchen Sie nur einmal zu gehen. Dann wird es gleich besser. Der Abend ist prachtvoll!"

Er brummte etwas in seinen Siegfriedsbart, erhob sich aber fügsam und humpelte, auf sie gestützt, hinaus. Schon auf dem Flur verlor sich das Hinken, und als sie vor das Hotel traten in die sternenhelle, herbe Höhennacht des Hochsommers, hatte er es selbst vergessen und atmete mit tiefen Zügen die dünne, kalte Luft ein.

„Lotte schläft!" sagte seine Begleiterin.

Er machte eine ungeduldige Bewegung plötzlich aufsteigenden Zornes. „Lotte! Wenn ich nur nichts mehr von Lotte hören müßte — wenn ich sie nur nicht mehr zu sehen brauchte — die thörichte Jungfrau! Sie macht mich dumm! Sie macht mich klein! Ich mag das nicht mehr!"

Sie sah ihn erstaunt und ungläubig an.

„Ich mag das nicht mehr!" wiederholte er hartnäckig. „Wohin führt denn die Lotte und all das Treiben? Man wird ein Zwerg, ein Schneidergeselle, ein herzoglicher Hofrat unter all den Weibern und Männern. Das sind alles Affen! Lotte an der Spitze! Die sollen mich gefälligst in Ruhe lassen!"

„Aber, lieber Meister —"

„Ach was, Meister! Lieber Stümper, müssen Sie sagen — lieber Thonkneter — lieber Esel! Wo ist denn mein Meisterwerk — he? Ja, im Kopf hab ich's — und in der Faust fühl ich die Kraft — die Zuversicht, wie ich sie schon als Geißbub gefühlt hab, eh ich eine Ahnung gehabt hab, was Meißel und Marmor sind — die Zuversicht, mein ich, daß man's zu etwas bringt! Aber rühr ich denn den Finger dazu, um es auszuführen? Nein, ich vertrödele meine Tage — als ein Komödiant, ein Schürzenjäger, eine Hoffchranze — o pfui über mich! Pfui! Pfui!"

Er war nahe daran, bitterlich zu weinen. Sie legte ihm die Hand auf die mächtige Schulter, derb und fest, wie ein guter Kamerad, und nickte ihm halb ungläubig zu, als wollte sie sagen: „Recht so! Fahr nur so fort!"

„Pfui über mich!" erklärte er noch einmal verstört und entschieden. „Haben Sie im Zirkus gesehen, liebe Ellinor, wenn ein Kunstreiter auf einem ungezäumten Pferd sitzt? In Wirklichkeit hat das Pferd doch einen Zaum — aus ganz, ganz dünner, dunkler Seide — die sieht niemand im Publikum. An solch einer unsichtbaren Seidenschnur werden wir im Leben auch gelenkt. Heut hab ich's bemerkt. Da hat es mich hinausgetrieben auf den Gletscher und in die Spalte hinein, bloß damit ich einmal Gelegenheit hatte, zerknirscht in solch einem Käfig über mich selber nachzudenken — solang die thörichte Lotte nicht plapperte."

„Nun lassen Sie doch endlich einmal das Kind."

Er zog erstaunt die Stirn hoch. „Ein Kind? Die Lotte ist viele tausend Jahr alt! Ich kenne sie! Seit Anbeginn der Welt! Aber einerlei! Da hab ich mich gefragt: wenn dich nun wirklich der Teufel holt — unter uns gesagt, liebe Ellinor, wenn's schon sein muß, zieh ich die Hölle vor — also wenn du unter allgemeinem Beifall eingescharrt bist, was hast du dann hinterlassen? Nichts — nichts — nichts, was deiner würdig wäre! Stümperkram — bestellte Arbeit — Ateliereinfälle — aber das Große fehlt — du selbst — du bist nicht darunter! Du hast deinen Marmor gegen Bankeffekten und Orden in Tausch gegeben. Aber Geld kann jeder Damenschneider hinterlassen. Dazu bin ich nicht auf der Welt."

„Nein, Meister!" Ellinor setzte sich neben ihm auf eine Bank. „Das hab ich Ihnen alles schon oft gesagt!"

Er stützte reumütig das blonde Löwenhaupt in beide Hände. „Freilich! Aber hab' ichs geglaubt? Nein — oder vielmehr geglaubt und nach fünf Minuten wieder vergessen, was noch viel schlimmer ist. Aber jetzt wird es anders! Sehn Sie, Ellinor, daß ich heute noch einmal die Sterne über mir schauen darf und Ihr liebes Gesicht — das ist doch das reine Geschenk vom Himmel! Ebenso gut könnte ich doch in der Eisfalle vermodern, in die mich die thörichte Jungfrau hineingelockt hat. Die Lotte! Das Schaf! Heute hab ich mein Leben zum zweitenmal geschenkt bekommen, und diesmal will ich es besser nutzen, das schwöre ich Ihnen!"

Er faßte mit kräftigem Druck ihre Hand und schüttelte sie, ohne sie anzusehen, zwei-, dreimal, wie um seiner inneren Bewegung Herr zu werden. Dann wurde er ganz geschäftsmäßig und brannte sich, während noch die hellen Thränen in seinen blauen Augen standen, eine neue Zigarette an.

„Also — aus is!" sagte er energisch. „Der Meister Seppl ist tot und begraben. Der Kerl hat lang genug gelebt. Der liegt oben im Rotthalgletscher. Und an seiner

Stelle giebt es jetzt den stillen, fleißigen Josef Ranggetiner, der es auf seine alten Tage noch zu etwas Großem bringen will. Und bringt es auch! Jetzt geht es erst nach Griechenland. Das ist wie ein Bad im warmen, durchsonnten Meer. Da spült man sich den Philisterstaub ab — ah, wird das wohlthun! Aber die Lotte nehmen wir nicht mit — die schicken wir nach Haus — irgendwohin zu Verwandten — jetzt gleich — ich will sie gar nicht mehr sehn, das kleine Scheusal!"

Ellinor verneinte. „Das geht nicht! Allein kann ich doch nicht mit Ihnen reisen. Es ist schon für zwei Schwestern auffallend genug, wenn wir auch immer in getrennten Hotels absteigen und alles vermeiden, was —"

„Philister über dir!" sagte er melancholisch. „Ewig die Philister. Na einerlei — also die Lotte kommt mit. Abers Mäulchen soll sie halten! Und während wir in Griechenland sind, löse ich brieflich alles in Deutschland auf — meinen Hausstand, mein Atelier — meine Klasse — wer will, kann den Krempel übernehmen. Ich bin ein freier Mann!"

Sie sah ihn mit ungläubigem, freudigem Schrecken ins Gesicht. „Und dann, Meister?"

„Dann muß ich noch einmal in den ekelhaften Norden zurück. Sie wissen, der Herzog von Siebenwalden hat mir sechs Wochen Bedenkzeit gegeben, ob ich nicht doch sein Anerbieten annehmen und seine Zopfresidenz mit den vierundzwanzig Statuen seiner Vorfahren schmücken will. Ein schöner Auftrag — zehn von den besten Lebensjahren nach einem fremden Willen schaffen und solche mittelalterlichen Mumien aushauen, und wenn man fertig ist und wieder frei, fällt einem selber nichts mehr ein. Man hat das Können verlernt. Ich will gar nichts gegen einen Herzog sagen. Aber ich bin ein König in meiner Kunst! Da soll mir keiner dreinreden!"

„Nein, Meister!"

„Also, ich hab ihm versprochen, ihm persönlich im Engadin die Antwort zu bringen. Sie wissen, was ein bißchen was Besseres unter den Potentaten ist, versammelt sich um die Zeit in St. Moritz. Ich werde ausnahmsweise mein Wort halten, hinkommen und sagen, kurz und bündig: „Hoheit! Nein! Der lustige Meister Seppl, der Ihnen die Langeweile vertreiben soll, im roten Frack mit Ihnen zur Fuchsjagd reiten, im schwarzen Frack Ihnen und Ihren Lords und Landgräfinnen nach der Tafel Schnadahüpferln vorsingen und die Zither schlagen und mit den alten Baroninnen Whist spielen und mit den jungen Komtessen vortanzen wie ein höherer Hofnarr und je nach Wunsch witzig oder bescheiden oder blödsinnig sein soll und in letzterem Zustand nebenbei Ihre zwei Dutzend Ahnen aushauen — bedaure, Hoheit, dieser Seppl ist tot! Leer und öde wie eine Sektflasche bei Morgengrauen. Er nutzt Ihnen nichts mehr! Lassen Sie ihn in Frieden fahren Hoheit!"

„Aber wohin denn?"

Seine Augen leuchteten in einem schwärmerischen, tiefen Glanz, den sie noch nie an ihm gesehen. „Kennen Sie Florenz? Mein Florenz! Wo ich als Akademieschüler auf der Stipendienreise in den Uffizien geweint und gelacht hab und nachts in meinem Stübchen gekniet und zu der lieben Frau von Medici gebetet, daß ich ein Künstler werden möge? Das ist ja nun lange her, und ich bin mit einem Bein schon Hofrat des Herzogs von Siebenwalden. Aber ich zieh das Bein zurück! Ich entfliehe. In Toskana bau ich mir mein Nest. Was giebt es für herrliche Villen rings um Florenz — schwarze Cypressen herum und der Blick über die lachenden Rebhügel — alles feierlich und lieblich zugleich wie unsere Kunst. Dort werd ich Künstler! Dorthin folgt mir keiner, der mich wieder zum Tiroler Seppl macht, zum Zillerthaler, zum Possenreißer. Dort bin ich, wenn ich will, ganz allein. Das heißt, wenn ich sag allein, dann mein ich die andern, die Bekannten, die Frauenzimmer, all das Affenpack, das sich ewig an mich hängt. Aber meine Freunde mein ich damit nicht! Freilich, wie viel Freunde hab ich denn eigentlich? Einen! Da sitzt er neben mir! Wenn ich nach Florenz gehe, liebe Ellinor, ziehen Sie dann auch dorthin?"

Sie nickte nur, langsam und ergeben, als wollte sie sagen: du weißt ja, ich hab keinen Willen neben dir!

„Sie sind gut!" sprach er weich und zärtlich. „Immer. Der einzige, gute Mensch, den ich in meinem ganzen Leben getroffen habe — der es wirklich von Herzen redlich mit mir meint!"

„Ja, Meister!"

„Vielleicht sind Sie überhaupt der einzige anständige Mensch auf der Welt! In Ihnen ist kein Falsch! Ihnen vertrau ich! Wir wollen recht miteinander und füreinander leben! Sie sollen mein mahnendes Gewissen sein, noch mehr als bisher in den dreizehn Jahren, seit wir uns kennen, und wo sich immer wieder fremde Menschen zwischen uns gedrängt haben. Und Sie haben so rührend an dem gottlosen, dummen Seppl festgehalten in der langen Zeit, so rührend treu! Sie haben so große, gute Augen! Die schauen mir bis ins Herz! Das thut so wohl. Wenn ich Sie nicht hätte, Ellinor, was wär ich für ein Kerl —"

Sie wandte den Kopf ab. Er sollte nicht sehen, daß sie bleich wurde vor Angst, einer unruhigen, seligen, quälenden Angst, wie sie ein Kind wohl am Weihnachtsabend empfindet.

„Was für ein greulicher Kerl!" wiederholte er träumerisch, „Ohne meinen guten Geist! Sie sollen mich auf dem rechten Weg halten, Sie sollen in mein Atelier kommen, und wenn Sie sehen, daß ich wieder etwas leichtsinnig zusammengeknetet hab, wie der Münchner Seppl von einst, dann geben Sie einfach dem Diener einen Wink, und er wirft den ganzen Thon in den Arno, wo er am tiefsten ist! Wollen Sie das, Ellinor?"

Sie lachte leise. „So, wie Sie's eigentlich meinen — daß ich in Ihrer Kunst und Ihren Schöpfungen leben soll, wie bisher die dreizehn Jahre — das gern!"

„Dreizehn Jahre!" Er schaute zu dem Sternenhimmel auf. „Wenn ich dreizehn Jahre an etwas festhalten könnt! Ich komme mir so klein neben Ihnen vor, Liebe — ich hab so ein schlechtes Gewissen!"

„Gegen mich! Dazu haben Sie mir gegenüber wirklich keinen Grund!"

„Nein!" Er seufzte. „Dank Ihnen! Denn ein Kerl wie ich — ich bin ja nun einmal so niederträchtig veranlagt. Ich geh mit mir selber durch, wenn's über mich kommt. Da giebt's kein Halten! Und unter uns gesagt: die Weiber machen es einem nicht gerade schwer! Aber dank Ihnen ist es bei der Freundschaft zwischen uns geblieben. Darüber bin ich jetzt so froh."

„Ich auch!" sagte sie kurz und heiter.

„Es ist so was Reines! So was Nettes! Etwas angenehm Rätselhaftes für mich! Aber was haben Sie, Ellinor, in all der Zeit geopfert!"

„Ich wüßte nicht, was!"

„Sie hätten zum Beispiel doch heiraten können?"

„O gewiß. Ein paarmal!"

„Und haben's nicht gethan!"

„Nein, ich hab nicht gewollt!"

„Warum denn nicht?"

Sie schwieg. Er sah sie sanft, beinah ängstlich von der Seite an und dann wieder in die Höhe, zum Sternenhimmel hinauf. „Es war Ihre beste Lebenszeit!" murmelte er endlich. „Die beste Zeit für eine Frau! Von zwanzig bis dreißig!"

Sie lachte mit pochendem Herzen. „Ach — sorgen Sie sich nicht um mich! Ich werde eine ganz vergnügte alte Jungfer!"

„Ja — das sagen Sie wohl, um mich zu trösten!"

„Was hab ich denn zu verlieren? Meine Jugend? Es kommt doch darauf an, wie alt man sich fühlt. Und ich fühle mich, trotzdem meine Haare vor der Zeit grau werden, so jung und rüstig wie je! Eine Bergsteigerin wie ich! Was war das heute wieder für eine Tour am Lawinenthor! Und mein Geld? Nun ja — das bißchen Vermögen, das ich hatte, das hab ich in den dreizehn Jahren so ziemlich aufgebraucht — am meisten für Lottes Erziehung. Denn deren Erbteil ist unberührt. Sie muß doch ein bißchen Mitgift haben. Und endlich meine Schönheit? Lieber Gott, ich bin ja nie schön und nie häßlich gewesen! Ich seh jetzt besser aus als mit zwanzig Jahren. Ja, wenn ich schön gewesen wäre wie Lotte!"

„Lotte!" Er sprang zornig auf. „Lotte! Ewig Lotte! Wenn ich nur nichts mehr von dieser unnützen Lotte hören müßte! Ich werd ein alter Mann, und ewig kommt man mir mit solchen Puppen, mit solchem Spielzeug, mit solchen thörichten Lottchen — die sind ja gerade mein Unglück im Leben! Das sage ich Ihnen gleich, liebste Freundin: die Lotte kann ich in Florenz nicht brauchen. Verheiraten Sie sie inzwischen oder stecken Sie sie ins Kloster oder werfen Sie sie in einen Brunnen — mir ganz egal — nur bringen Sie sie nicht mit! Sonst werd ich böse!"

„Ja aber —" Sie suchte mühsam nach den Worten. „Denken Sie doch nur — so ganz allein — in der fremden Stadt."

Er sah unwirsch weg, in die Nacht hinaus. „Nun ja — allein!" brummte er in den Bart. „Das freilich —"

„Ich muß doch in einer Pension wohnen," fuhr sie stockend fort. „Und nun die langen Abende, wo Sie in der Künstlerkneipe sind — oder eingeladen — wir können doch nicht immer beisammen sein?"

Er trat rasch auf sie zu. „Warum denn nicht?" sagte er mit einem beinahe barschen, unsicheren Klang in der Stimme. „Es giebt doch ein sehr einfaches Mittel — ein allgemein bekanntes, daß zwei Menschen zusammenleben — ein Mann und eine Frau, mein ich! O Gott — o Gott — nun fängt sie an zu weinen — unaufhaltsam — aber liebste Freundin — es ist doch nichts so Schreckliches — es wäre doch das einzig Richtige — das einzig Vernünftige — — so weinen Sie doch nicht fortwährend!"

Er verstummte ratlos. Sie schluchzte, auf der dunklen Bank vor ihm kauernd, leise vor sich hin.

„Ueberlegen Sie sich's!" sagte er sanft und tröstend wie zu einem Kind. „Es ist ja ein bißchen spät — nachdem wir uns dreizehn Jahr kennen! Aber ich bin eben jetzt ein anderer Mensch. Oder ich werd es — in Griechenland! Und mit dir —" Er legte ihr seine beiden breiten Hände auf die Schultern und küßte sie auf die Wange. „Und sagen thun wir's vorderhand niemand! Das ist unser Geheimnis zwischen dir und mir! Das geht die andern gar nicht an — nicht wahr, du?"

Sie nickte nur, willenlos unter seinen Händen, während er stark und sanft wie ein großes, gutgelauntes Raubtier mit seinem heißen Atem ihr blasses, thränenüberströmtes Gesicht streifte.

Da klangen Schritte auf dem Kies. Vom Hotel her kam eine dunkle Gestalt, sich suchend umblickend, langsam auf die beiden zu.

Meister Josefus brummte einen bayrischen Kernfluch in seinen Bart. Er erkannte an der etwas verwachsenen Schulter Ellinors Genossen auf ihrer heutigen Bergfahrt. Mit zornigen Augen und lautlos wie eine Katze schlich er in das Dunkel hinein.

„Verzeihen Sie!" hörte er die Stimme des Fremden. „Ich möchte mich nur von Ihnen verabschieden, mein Fräulein. Ich will heute noch von Lauterbrunnen mit dem Wagen bis Interlaken. Und morgen nach Baden-Baden!"

„O!" Sie sammelte mühsam ihre Gedanken. „Hat das solche Eile?"

„Wie man's nimmt! Es sind jetzt dort die Rennen. Die berühmte große ‚Woche'. Und morgen wird der große Preis gelaufen. Also auf Wiedersehn bis zu unserer nächsten Bergtour."

„Ich glaube, ich werde keine mehr machen!"

„Nicht? Mein Gott, was haben Sie denn? Sie haben ja die Augen voll Thränen! Es ist doch nichts Schlimmes —"

Sie stand auf. „Im Gegenteil! Oder vielmehr gar nichts Besonderes. Ich dachte nur noch einmal an heute — wenn ich meine Schwester und meinen Freund verloren hätte —"

„Und deswegen wollen Sie nicht mehr auf unsere Berge?"

„Nein! Höchstens bei der Rückkehr von Griechenland noch einmal! Zum Abschied."

„Dann versprechen Sie mir wenigstens, daß wir die letzte Tour zusammen machen! Wir sind doch Kameraden geworden, in diesen Jahren, oben auf den Höhen! Wollen Sie es mir versprechen — ja? Sie wollten doch auch noch ins Engadin! Ich bin dort. Bei dem Herzog von Siebenwalden!"

„Woher kommen Sie denn zu so hohen Bekanntschaften?" fragte sie erstaunt.

„Mein Gott, er ist mein Freund!" Der unscheinbare Fremde lachte. „Oder vielleicht bin ich's selber!"

Sie schüttelte den Kopf. „Das sind Sie nicht! Den Herzog kenn ich vom Ansehn wohl! Aber nach dem Engadin kommen wir! Freilich mit einer Absage! Professor Ranggetiner scheint entschlossen, den Auftrag abzulehnen!"

„Schade! Also auf Wiedersehn!" Er schüttelte ihr die Hand zum Abschied. „Adieu, mein liebes Fräulein! Oder darf ich sagen, Kamerad!"

„Adieu, Kamerad!" erwiderte sie lachend, und der Fremde verschwand im Dunklen.

Fortsetzung folgt.





Im Trappistenkloster: Aufbruch der Ordensbrüder zur täglichen Feldarbeit.
Photographische Momentaufnahme.

Das Haus des ewigen Schweigens.

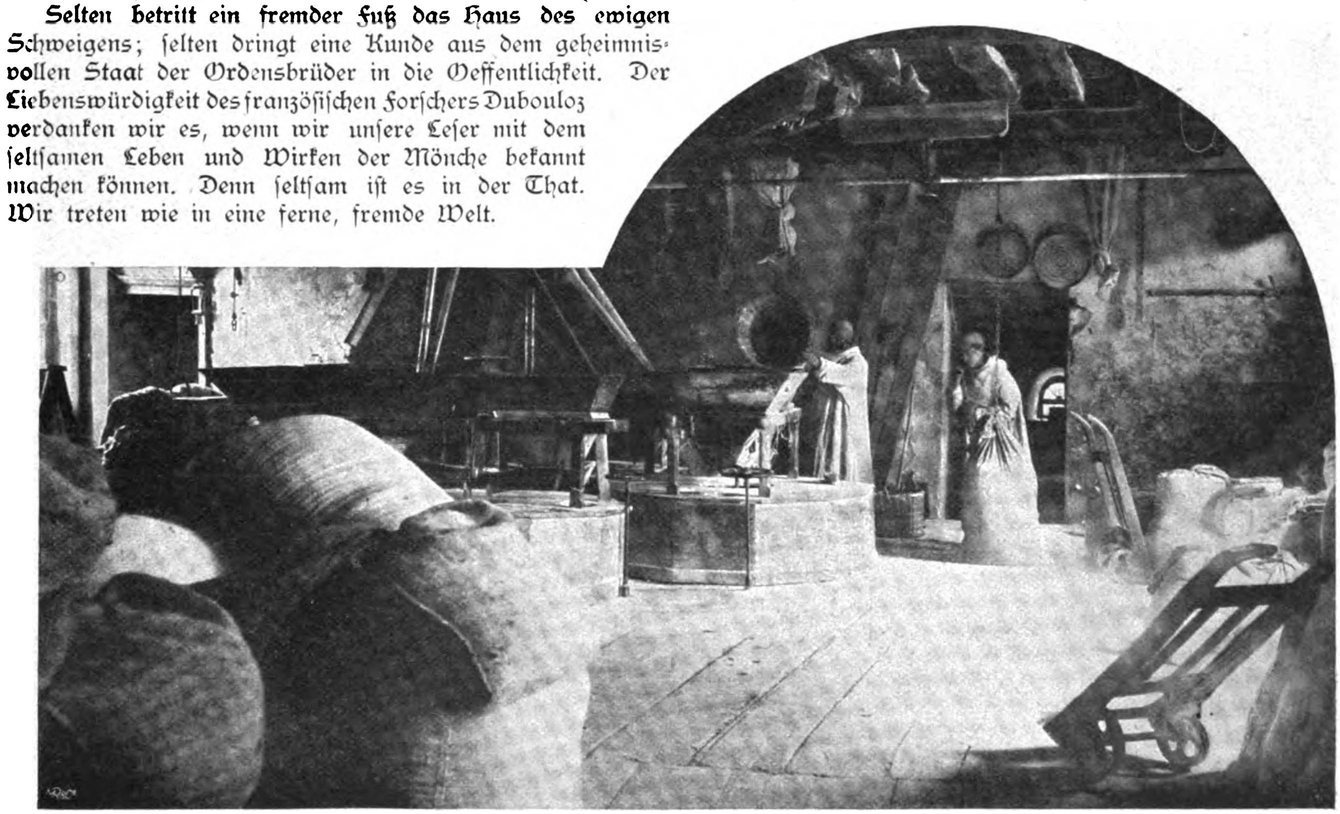
Hierzu 6 photographische Aufnahmen von Mr. Dubouloz.

Inmitten der blühenden Fluren des Departements Orne, jenes Teils der Normandie, der an Fruchtbarkeit der Touraine, dem „Garten Frankreichs", kaum nachsteht, erhebt sich starr und einsam ein düsteres Gebäude. Der massige, langgestreckte Bau erscheint mit seinen vielen Fenstern fast wie eine Stätte, wo unruhige Arbeit rastlos für den Erwerb wirkt und schafft; aber der hochragende Kirchturm, der sich weithin sichtbar in die Lüfte reckt, ist ein Zeichen, daß die Gäste des Hauses eine andere Sorge haben als die Jagd nach irdischen Gütern. Ringsum in der weiten Ebene herrscht tiefes Schweigen. Nur das dumpfe Brüllen weidender Rinder oder der schwermütige Ton ferner Kirchenglocken unterbrechen die bange Stille. Hier ist das Reich der Trappistenmönche und das einsame Gebäude ihr Kloster.

Selten betritt ein fremder Fuß das Haus des ewigen Schweigens; selten dringt eine Kunde aus dem geheimnisvollen Staat der Ordensbrüder in die Oeffentlichkeit. Der Liebenswürdigkeit des französischen Forschers Dubouloz verdanken wir es, wenn wir unsere Leser mit dem seltsamen Leben und Wirken der Mönche bekannt machen können. Denn seltsam ist es in der That. Wir treten wie in eine ferne, fremde Welt.

Die Errichtung des Trappistenordens geht weit in die Vergangenheit zurück. Ein Zweig des Cistercienserordens, der von der im 12. Jahrhundert begründeten Abtei La Trappe seinen Ausgang nahm, wurde er von Armand Jean le Bouthillier de Rancé gestiftet, der nach dem ausschweifenden Leben eines Pariser Lebemanns 60 Cisterciensermönche der strengsten Richtung nach La Trappe führte.

Seitdem hat sich der normannische Mönchsorden entwickelt und erweitert und Tochterhäuser in aller Herren Länder begründet. In Frankreich allein giebt es noch zwanzig andere Trappistenklöster; England, Oesterreich, Italien, Holland und Deutschland haben je drei, Spanien zwei, und die vierzehn anderen Klöster verteilen sich über die ganze Welt. Augenblicklich zählt man über 3400 Trappistenmönche, die weitverstreut in 75 verschiedenen Häusern untergebracht sind.



Im Trappistenkloster: Arbeit der Ordensbrüder in der Klostermühle.
Photographische Momentaufnahme.

Auf drei eisernen Grundpfeilern ruht das ganze Gebäude dieses strengsten aller Mönchsorden. Es sind die Gesetze gemeinschaftlichen Lebens, gemeinschaftlicher Arbeit und das unerbittliche Gebot ewigen Schweigens.

Hart und schwer scheint das Leben des Trappisten. Morgens um 2 Uhr beginnt das Tagewerk. Wenn die dumpfe Glocke ruft, erheben sich die Brüder und eilen lautlos in ihren braunen und weißen Kutten durch die langen Gänge nach der Kapelle. Ist die tägliche Andacht verrichtet, so geht jeder an die Arbeit, die ihm zugeteilt ist. Denn die Trappisten führen kein beschauliches Dasein; sie sind thätige Arbeiter, die ihre Arme, ihre körperlichen Kräfte gebrauchen. Ganz auf sich selbst angewiesen, müssen sie alles selbst schaffen, was sie zu ihrem bescheidenen Unterhalt bedürfen. Die Klosterkirche ist rings mit neuen Gebäuden umgeben, die mit allem modernen Handwerkzeug versehen sind. Die Mönche haben ihre eigene Mühle (S. 639), ihre Druckerei, eine große Schokoladenfabrik u. s. w.



Der Abt des Trappistenklosters im Ordensgewand.

Aber niemand hat eine bestimmte Beschäftigung. Die Arbeit ist für die Ordensbrüder nicht bloß eine Quelle des Erwerbs, sondern zugleich ein Zuchtmittel, eine ewige Uebung in der schweren Kunst der Entsagung.

Der Trappist darf seine Arbeit nicht wählen, er muß zu jeder Beschäftigung bereit sein. Der Abt befiehlt, und schweigend hat der Mönch zu gehorchen. Wer heute ein schönes Buch kopierte, muß morgen Korn mahlen in der Mühle; wer in der Frühe die Kirchenväter las, muß später den Garten bestellen oder draußen im Wald Holz fällen...

Gemeinsam werden auch die kargen Mahlzeiten eingenommen. Jeder Mönch setzt sich an seinen kleinen Tisch in dem großen Speisesaal. Ein Stück Brot, ein Tropfen Apfelwein, eine Suppe, ein Gemüse das ist alles, was der Trappist zu sich nimmt. Nur die Kranken dürfen eine Ausnahme machen und Fleisch genießen.

Abends um 7 Uhr ist das Tagewerk beendet.

In langen Reihen schreiten die stummen Mönche dem gemeinsamen Schlafsaal zu. Der Raum ist groß und kahl. Keine Thür verschließt die einzelnen Verschläge der Brüder. Als Lager dient ein Feldbett, ein Kopfkissen, mit Stroh gefüllt, und eine einfache Decke. Sieben Stunden sind dem Trappisten zugemessen. Angekleidet muß er auf seinem harten Lager ruhen. Und wenn die Glocke ihn ruft, mitten in der Nacht, so erhebt er sich still und schweigend, um von neuem sein langes, schweres Tagewerk zu beginnen.

So ist der Trappist niemals allein und doch immer allein. Denn er kann sich nicht mitteilen, seine Zunge ist gebunden, ewiges Schweigen hat er gelobt. Wie fürchterlich muß dies Schweigen sein, denn die Brüder sind stets beisammen, von morgens bis abends, bei der Andacht, beim Gebet, in den Werkstätten und draußen bei der Arbeit, in Feld und Wald; niemals sind die Trappisten sich selbst überlassen, immer sind sie bei einander. In einzelnen Gruppen gehen sie an die ihnen zugeteilte Arbeit. Wenn die Morgenandacht vollendet ist, treten die stummen Gestalten aus dem Kloster und begeben sich schweigend an ihr Tagewerk. Seite an Seite, Schulter an Schulter schaffen sie, jahraus, jahrein, einen Tag und alle Tage, Sommer und Winter, in Wetter und Wind, in Regen und Sonnenschein; sie leben zusammen von morgens bis abends; wie Brüder arbeiten sie an einem gemeinsamen Werk, von demselben Gedanken beseelt, atmen dieselbe Luft, bewohnen dieselbe Räume, teilen dieselben Freuden und Leiden — und keiner kennt den andern, keiner weiß, was den andern bewegt, keiner kann fühlen mit seinem Nächsten.

Das Innenleben des Einzelnen bleibt ein ewiges Geheimnis allen andern. Wer weiß, was diese Menschen trieb, sich aus der Welt zu flüchten in diesen stillen Hafen, den des Lebens Wogen nicht mehr berühren, wo alle Stürme schweigen! Wer weiß, woher sie kamen, warum sie kamen, den Frieden zu suchen, den ewigen Frieden . . .!

Nie kommt ein Wort über ihre Lippen. Man hört keine Stimme, keine Unterhaltung. Wenn es den Menschen drängt, sich mitzuteilen in Freud und Leid — der Trappist muß schweigen; wenn der Mund sich aufthun möchte vor der Schönheit der Welt, vor den



Ansicht des grossen Trappistenklosters im Departement Orne (Nord-Frankreich).
Photographische Aufnahme.

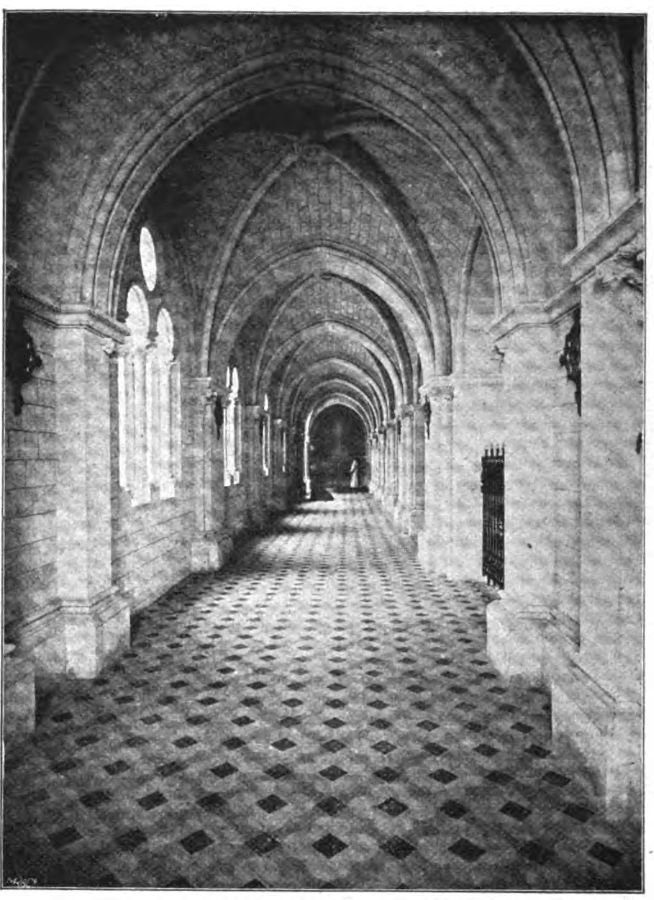
Wundern der Natur, vor Licht und Sonne — der Trappist muß schweigen; wenn das Herz sich zusammenkrampfen will in Weh und Leid — der Trappist muß schweigen.

Nur seinem Abt und seinem Prior gegenüber darf er das Schweigen brechen; will er mit einem Bruder sprechen, muß er um Erlaubnis bitten, und diese wird so selten gewährt, daß sie fast niemals erbeten wird.

Und wie das Leben, so das Sterben. Auch im Tod legt der Trappist sein Gewand nicht ab. Wenn die letzte Stunde eines Ordensbruders schlägt, streut man Asche auf Stroh und bettet den Sterbenden darauf: das ist das Totenbett des Trappisten.

So führt man den Brüdern das Ende vor Augen, und sie ertragen schweigend den Tod, wie sie das Leben ertrugen. Alle Mönche sind um den sterbenden Bruder versammelt, immer schweigend, immer im Gebet.

Und wenn die schwere Stunde vorüber ist, so senkt man den Toten in die Erde, das Gesicht unbedeckt, in den Kleidern, die der Lebende tagtäglich trug. Kein Sarg nimmt die Leiche auf. Nur kleine weiße Kreuze bezeichnen die ewige Ruhestätte der schweigenden Mönche.



Gruft der Aebte im Trappistenkloster.
Photographische Momentaufnahme.

Wahrlich, für diese Menschen muß der Tod seine Schrecken verloren haben! In dem Augenblick, da sie den Fuß über die Schwelle des grabesstillen Hauses setzten, versank das Leben hinter ihnen mit allen seinen Freuden und Reizen, und der Tod breitete seine dunklen Schatten über ihren Weg. Für das Leben starben sie, lange bevor sie den letzten Atemzug thaten, als das erlösende Wort, in das der Mensch sein ganzes Fühlen und Denken, seine Leiden und Freuden kleidet, für ewig von ihren Lippen wich. Wie grausam muß das Schicksal in viele dieser Menschenleben eingegriffen haben, daß sie sich vor der Zeit lebendig begruben in ewiges Schweigen!



Aufbahrung der Leiche eines Trappistenbruders in der Klosterkapelle.
Photographische Momentaufnahme.

Beim österreichisch-ungarischen Botschafter in Berlin.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Seit dem Jahr 1892 weilt Excellenz Ladislaus von Szögyény-Marich als Botschafter Oesterreich-Ungarns in Berlin und hat das Botschaftspalais in der Moltkestraße zum gern besuchten Stelldichein der vornehmen Gesellschaft und der zahlreichen Kolonie der Oesterreicher und Ungarn in Berlin gemacht.

Am 12. November 1842 in Wien geboren, absolvierte er in Wien auch seine juridischen Studien und trat 1861 in die ungarische Verwaltung. 1869 in den ungarischen Reichstag gewählt, schloß er sich bald der liberalen Partei an. Im Jahr 1882 wurde er als zweiter Sektionschef in das Wiener Auswärtige Amt berufen und rückte schon im nächsten Jahr in die Stelle eines ersten Sektionschefs vor. In dieser Zeit gewann Herr von Szögyény-Marich Vertrauen und Freundschaft des Kronprinzen Rudolf und wurde auch nach dem Tod des unglücklichen Prinzen mit der Sichtung seines handschriftlichen Nachlasses betraut.



Legationssekretär von Somssich und Gemahlin,
älteste Tochter des österr.-ungarischen Botschafters.

Im Dezember 1890 übernahm Herr von Szögyény-Marich das ungarische Ministerium am Königlichen Hoflager, und als Vertrauter seines Monarchen kam er im Jahr 1892 als k. und k. Botschafter nach Berlin. Wie sehr es der Botschafter hier verstanden hat, in innigem und stetem Verkehr mit dem Deutschen Kaiser und den deutschen Staatsmännern das zwischen Deutschland und der österreichisch-ungarischen Monarchie bestehende Allianzverhältnis zu erhalten und zu vertiefen, ist bekannt.

Unsere Bilder zeigen den Botschafter und seine Familie in seinem Heim. Im Hochparterre des Palais befinden sich außer dem Speisesaal und den Salons auch das Empfangzimmer und das Arbeitzimmer des Botschafters, im ersten Stockwerk die Salons der Frau von Szögyény-Marich und die Wohnräume der Familie. Ein anmutiges

Der österreichisch-ungarische Botschafter von Szögyény-Marich im Kreise seiner Familie.
Photographische Momentaufnahme.

Bild zeigt den Botschafter mit seiner Familie im Garten sitzend. Die älteste Tochter Kamilla vermählte sich bekanntlich im vorigen Jahr mit dem Legationssekretär an der hiesigen Botschaft Grafen Somssich. Unmittelbar hinter dem Vater steht auf unserm Bild Fräulein Mariska (Marie) und neben der Mutter die jüngste Tochter, Fräulein Cilli von Szögyény-Marich.

1

2

1. **Empfangssalon in der österreichisch-ungarischen Botschaft.** 2. **Der Botschafter in seinem Arbeitzimmer.**

Spezialaufnahmen für die „Woche" von Hofphot. W. Höffert, Berlin.

Der Vogel und sein Nest.

Hierzu 8 photographische Momentaufnahmen von R. B. Lodge, Enfield.



Durchaus verschieden, wie das Heer der Gefiederten selbst, sind auch ihre Nester. Wäre hier nicht der Umstand maßgebend, daß sie der Ort sind, an dem der Vogel seine Eier ablegt, so würden wir sie kaum für gleiche Gebilde halten. Immer aber dient das Nest zur Brutpflege und zwar ausschließlich dazu, ohne zugleich die dauernde Wohnung des Besitzers und Verfertigers darzustellen. Wohl giebt es Vögel, die die Nacht in Höhlungen und Löchern verbringen; auch kommt es vor, daß zu diesem Zweck sogenannte Schlafnester gebaut werden, niemals aber wird dann in diesen gebrütet.

Werfen wir zunächst einen Blick auf den Standpunkt der Vogelnester. Wo kann ein solches sein? Ungefähr überall, wo es überhaupt möglich ist; bisweilen auch da, wo es unmöglich scheint. Ein großer Teil unserer Singvögel, Amseln, Grasmücken, Hänflinge und viele andere brüten im Gebüsch, die einen tief unten, andere höher oben. Zunächst könnte man sich wundern, daß viele Nester so tief, dicht über dem Boden stehen — „wie unvorsichtig!" möchte man ausrufen. Doch da haben wir die Rechnung ohne die geflügelten Eierdiebe, die Krähen, Häher und Elstern gemacht, die schlimmsten Feinde des Kleingeflügels, die gefährlicher sein können als die von unten drohenden Wiesel, Ratten und Katzen. Wieder andere wählen Höhlungen in Bäumen und im Gestein zur Anlage ihrer Kinderwiege; Sperlinge, Stare, Meisen, Rotschwänze, alle sogenannten „Höhlenbrüter", deren durch Abschlagen der alten Bäume hervorgerufenen Wohnungsnot wir ja durch Aufhängen von Nistkästen abzuhelfen bestrebt sind, gehören hierher.

Viele Vögel verfertigen sich die Nesthöhlen selbst: der Specht zimmert sie sich in den Baumstamm, der Eisvogel und die Uferschwalbe graben mühsam meterlange Röhren in senkrechte, lehmige Erdwände. Groß ist die Zahl derer, die mehr oder weniger offen auf hohen Bäumen nisten; die Horste vieler Raubvögel, Stelzvögel und Raben zählen dazu. Auch der ebene Erdboden trägt manches Nest: die meisten Bodenvögel, wie Lerchen, Hühner, viele Schwimmvögel, die Schnepfenvögel legen auf ihm ihre Eier ab und erbrüten sie hier. Schwimmende Nester schichten viele Taucher zusammen, ja es giebt selbst Vögel, die überhaupt kein Nest haben: Kuckucke und einige tropische Vogelarten legen ihre Eier in fremde Nester, lassen die Eier hier erbrüten und die Jungen großziehen.

Woraus besteht ein Vogelnest? Durchaus nicht immer aus feinen Grashalmen mit warmer, weicher Ausfütterung, wie es unserm Geschmack so gut entspricht. Viele Vögel legen ihre Eier ohne jeden Unterbau auf den nackten Felsen, z. B. der Uhu, manche Geier und nordischen Seevögel. Aus mächtigen Knüppeln türmt sich der Bau eines Kuttengeierhorstes und vieler anderer großer Raubvögel, innen mit feinerem Geäst belegt. Viele Seglerarten, die unserer sogenannten Mauerschwalbe ähneln, verfertigen ihr Nest aus — Speichel. Die eßbaren Vogelnester, zur Bereitung von Suppen verwendet, werden aufgebaut, indem ein kleiner Segler — Salangane wird er genannt — in meerumbrausten Grotten Hinterindiens aus der erhärtenden Absonderung seiner zur Brutzeit riesig entwickelten Speicheldrüsen ein kleines Näpfchen an die Felswand klebt, dem er seine Eier anvertraut. Die Lehmnester unserer Schwalben sind bekannt; viele andere Vögel der Tropen sind ebensolche Maurer. Enten und Gänse entnehmen das Baumaterial dem eigenen Kleid: ein dichter Daunenkranz umgiebt das Gelege, den wir in Gestalt von Eiderdaunen, wenn er dem Nest der nordischen Eiderente entnommen, in den Bettfederhandlungen wiederfinden.

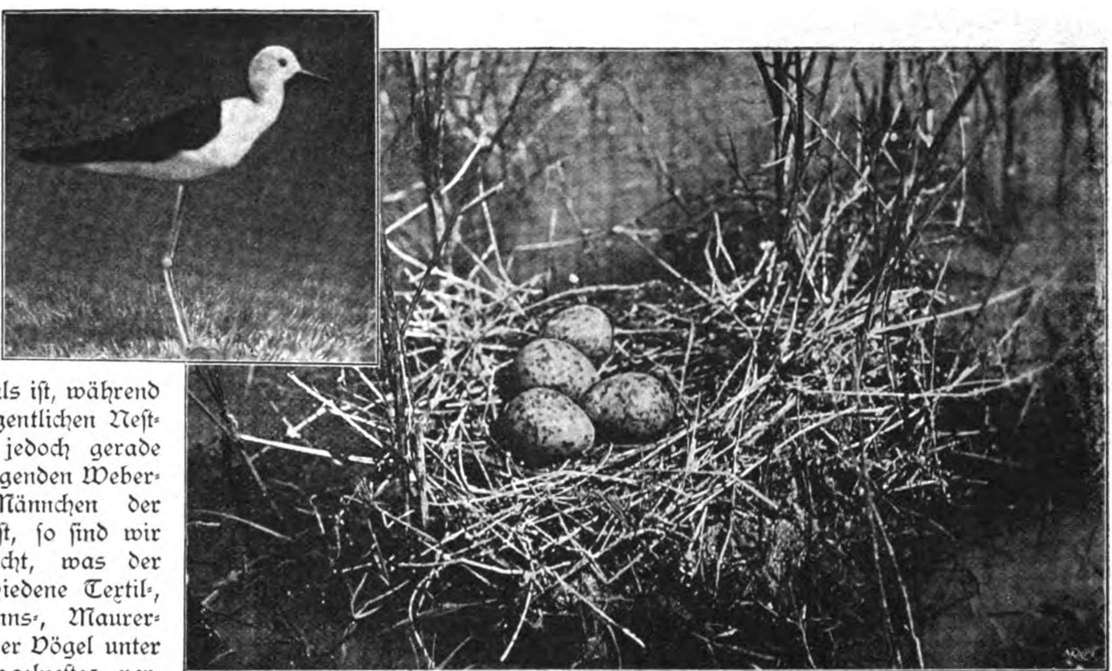
1. Junger Löffler im Nest.

Die meisten Vögel lieben es, ungestört von ihren Artgenossen sich ein Brutgebiet abzugrenzen und still für sich den Elternfreuden zu leben. Doch auch hier giebt es zahlreiche Ausnahmen: Reiher, Kormorane, Saatkrähen u. a. nisten in großen Kolonien, wo jeder Baum gewöhnlich mehrere Nester trägt; Möwen brüten gemeinsam auf entlegenen Inseln, zu Tausenden von Paaren auf wenigen Morgen Landes vereint. Ein afrikanischer Fink, der Siedelsperling, bethätigt wohl den meisten Gemeinsinn: viele Pärchen



2. Nest des Löfflers auf der Erde.





5. Strandreiter und sein Nest.

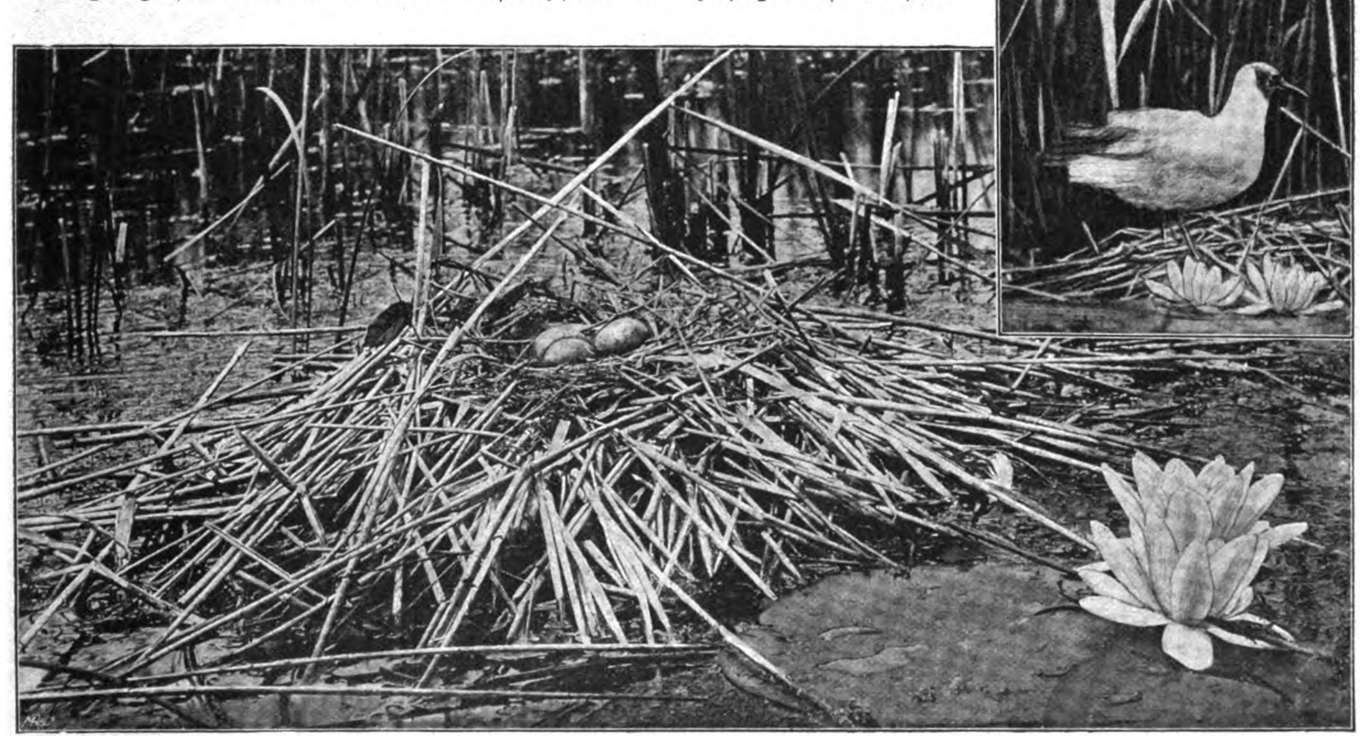
bauen mit vereinten Kräften auf einer Mimose ein riesiges Strohdach, unter dem dann erst die einzelnen Nester angebracht werden.

Fügen wir diesem ganz kurzen Ueberblick über die Nistweisen einiger Vögel noch hinzu, daß im allgemeinen das Vogelmännchen der Zuträger des Baumaterials ist, während das Weibchen den eigentlichen Nestbau übernimmt, daß jedoch gerade bei den kunstvollen hängenden Webervogelnestern das Männchen der alleinige Baumeister ist, so sind wir damit vertraut gemacht, was der Vogelkenner für verschiedene Textil-, Tiefbau-, Zimmermanns-, Maurer- und andere Arbeiten der Vögel unter den Begriff des Vogelnestes vereinigen muß.

Unsere Bilder führen uns zunächst auf schwankendem Sumpfboden ins dichte Röhricht; der Photograph hat es verstanden, in lebenswahrer Form das Beobachtete auf die Platte zu zaubern. Gewöhnlich baut der Löffler (Abb. 1), auch Löffelreiher genannt, sein Nest nach Art der verwandten Ibisse auf Bäumen; doch der Vogel versteht es als intelligentes Geschöpf, sich in die Verhältnisse zu schicken, nistet in den Steppen Sibiriens doch selbst der stolze Adler auf ebener Erde. Mißtrauisch hat sich der junge Vogel, dem der Löffelschnabel erst später wächst und der deshalb mit seinen Eltern erst wenig Aehnlichkeit besitzt, aus seiner hockenden Stellung — er ist Nesthocker — erhoben, um die Eindringlinge näher zu betrachten; entfliehen kann er noch nicht, Flügel und Beine sind zur Fortbewegung des Körpers noch ungeeignet.

Doch unser Vogel wächst sehr rasch; drei bis vier Wochen genügen, um aus dem eben dem Ei entschlüpften einen flugfähigen und damit auch fast erwachsenen Löffler zu machen. Abb. 2 zeigt uns das Nest mit Eiern desselben Vogels in einem Rohrwald auf ebener Erde.

Mehr auf dem Trockenen im Gras steht das Nest des überaus hochbeinigen Strandreiters (Abb. 3), eines etwa schnepfengroßen Vogels, der uns bei unserm Nähertreten in weiten Kreisen ängstlich rufend umschwärmt. Lange müssen wir suchen, um das Nest zu finden, ja es kann vorkommen, daß wir hineintreten, ohne es zu merken. Nicht etwa weil es so versteckt angelegt ist, keineswegs, ganz offen liegen die Eier auf der Erde, aber ihre Farbe, die etwa an die der Kiebitzeier erinnert, geht so in das Muster der Umgebung über, daß viele Uebung dazu gehört, um sie aufzufinden. Nach etwa dreiwöchentlicher Bebrütung entschlüpfen die Jungen, die ihren Eltern sofort auf der Erde zu folgen imstande sind.



4. Nest der Lachmöwe im Schilfrohr.



5. Nest der Saatkrähe.

Weiter drinnen im Wasser, von einer flachen Insel tönt uns das zehntausendstimmige Geschrei der fluggewandten Lachmöwen (Abb. 4) entgegen. Hier finden wir Nest an Nest, jedes nur liederlich aus alten Rohrstengeln aufgeschichtet, über uns eine Wolke weißer schwarzköpfiger Vögel, die wütend bis dicht an unsere Köpfe stoßen, solange wir uns auf ihrer Brutinsel zu schaffen machen. Unzählige dieser Möweneier wandern als Delikatesse in die großen Städte; die Eiernutzung der Möwenkolonien ist meist verpachtet.

Auf dem Heimweg treffen wir noch eine ähnliche Scenerie an wie die Möweninsel, nur ist alles vertauscht. Die Vögel sind nicht wie vorhin weiß, sondern schwarz, und die Nester stehen nicht unter, sondern über uns. Schon von weitem durch den dichten Saatkrähenschwarm mit seinem tausendstimmigen „Kia" und „Krah" angezogen, gelangen wir in einen hochstämmigen Buchenwald, bei dessen Betreten sich über uns ein ungeheurer Aufruhr erhebt, der sich verdoppelt, als wir es wagen, mit den angeschnallten Steigeisen einen Stamm zu erklimmen und das Innere eines Nestes zu besichtigen. (Abb. 5, 6 und 7.) Auch hier steht Nest an Nest, auf einem Baum oft über ein Dutzend; auch hier benutzt der Mensch die Eier, freilich meist unter falscher Flagge: sie werden häufig als Kiebitzeier verkauft, denen sie entfernt ähneln.



6. Besuch einer Saatkrähenkolonie.

Auch die jungen, fast flüggen Krähen finden häufig ihren Weg in die Küche, meist, nachdem sie gerupft und geköpft sind, als „junge Tauben". Nach Versicherung Kundiger sollen sie gar nicht schlecht schmecken und einen saftigen, zarten Braten abgeben. Versuch macht klug. So erleben wir es vielleicht noch, daß dieser „Singvogel" eine Zierde unserer Tafel wird.

Dr. O. Heinroth.

7. Inneres eines Krähennestes.

Der Fund.

Skizze von Georg Freiherrn von Ompteda.

Seit einigen Tagen herrschte bittere Kälte. Es war kein Schnee gefallen, und beim schneidenden Nordost sah die Landschaft mit ihrem braunen, hartgefrorenen Boden und den kahlen Uferweiden, die ihre dunklen Aeste struppig gleich riesigen Reisigbündeln in den gelben Wintertag streckten, doppelt trostlos aus.

Alle Lebenskraft, alle Lebenslust und Freude schien aus der öden Natur gewichen. Ich ging am Strom hin, lässig, traurig, wie dieses Wetter alle lebenden Wesen zu stimmen schien; denn wem ich auch begegnete, jeder machte ein mißmutiges Gesicht, jeder eilte nach Haus, keiner wollte sich länger aufhalten, als nötig schien.

Nur eine Kinderschar unterhielt sich auf der Eisdecke, die schon stark genug war, Menschen zu tragen. Die Knaben und Mädchen steckten die Köpfe zusammen, beugten sich nieder, besprachen sich lebhaft; ein älteres Mädchen zog die beiden kleinen Geschwister davon, sie weinten, wollten bleiben und mochten der Schwester nicht gehorchen.

Als ich ganz nahe kam, richteten sich die Kinder auf und thaten ganz unbefangen, als spielten sie, so daß ich sofort vermutete, hier gäbe es etwas zu verbergen.

Ich trat näher und fragte in unbewußtem Gefühl, sie hätten irgendeine Dummheit gemacht und scheuten die Dazwischenkunft eines Erwachsenen: „Kinder, was habt ihr denn da?"

Keines antwortete. Einige der Kleinen wendeten sich zum Gehen. Ich betrachtete die Stelle, wo sie standen: das Eis war glatt und blank, nichts Außergewöhnliches zu entdecken. Zwei Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren hatten Schlittschuhe an den Füßen. Ich warnte sie noch, da ich nichts bemerkte und die Kinder nichts sagten, sie sollten sich ja beim Schlittschuhlaufen nicht zu weit hinauswagen aufs Eis; dann wollte ich weitergehen, als der eine Knabe, der die Hände in den Taschen, ein rotwollenes, gestricktes Tuch um den Hals, mit blauangelaufenem Gesicht sich frierend die Beine vertrat, sagte: „Das Eis ist schon kolossal dick."

„Das könnt ihr nicht wissen, das kann täuschen."

Doch der Junge rief, als freute er sich, etwas besser zu wissen als ein Großer: „Aber man kann's ja sehen, s'is doch wie Glas und mindestens eenen Fuß dicke."

Und als wollten die Kinder die Richtigkeit seiner Worte bezeugen, beugten sie sich nieder zur spiegelnden, blitzblanken Fläche und starrten durch die Eisdecke in die Tiefe hinab, indem sie sich verstohlen anstießen, drängten, und einer oder der andere rief: „Na, sieh mal, da!"

Ich hatte das Gefühl, dort unten müsse irgendetwas Außergewöhnliches sein, das die Neugierde so fesselte. Schnell drängte ich die Kleinen beiseite und beugte mich nieder über das klare, grünlich schimmernde Eis.

Auf den ersten Blick konnte ich nichts erkennen, doch es war mir, als hätte ich dort unten einen Schatten wahrgenommen. Es mochte eine dunkle Stelle auf dem Flußgrund gewesen sein, ein Stein, ein Fels oder gar nur das Spiegelbild der Menschengruppe über der geheimnisvollen Tiefe auf der tragenden Eisdecke, die uns von den Rätseln des unten leise in gelinder Strömung hinziehenden Stromes trennte.

Ich richtete mich auf, unwillkürlich die Kinder auch; nur der große Knabe, der den Wortführer gemacht, blieb in seiner Stellung. Er hatte sich aufs Eis gelegt, die Augen dicht an der spiegelnden Fläche, die Hände mit auseinandergespreizten Fingern wie ein Frosch auf das Eis gestemmt.

Plötzlich fuhr er auf. Er war ganz erschrocken und rief: „Sie hat rufgesehn!"

Kreischend flohen die Kinder ein Stück davon, einige ganz ans Land; die beherzteren blieben ein paar Schritte entfernt stehen. Ich begriff dies Wesen nicht, ließ mich kurz entschlossen auf das Eis nieder, schützte rechts und links die Augen gegen die Blendung und suchte die glasartige Schicht mit den Blicken zu durchdringen.

Ich sah zunächst nur das Eis, das einzelne matte Flecken, Luftblasen, dann ein paar Sprünge hier und da undurchsichtig machten. Doch als sich meine Blicke an die Finsternis unten gewöhnt, erkannte ich einen dunklen Gegenstand unmittelbar unter mir, etwas Langgestrecktes, das aus dem Boden zu wachsen schien und heraufreichte bis dicht unter das Eis. Und es bewegte sich, wahrhaftig, bewegte sich, doch nur ganz leise, und nun stand es wieder still. Es war gekrümmt, dicht unter der gefrorenen Decke; offenbar ein Ast, ein Baumstumpf, der angeschwemmt hier durch einen Stein festgehalten wurde, an dem seine Wurzeln hängen geblieben, denn unten lag offenbar ein großer Stein, halb in den Schlammgrund eingewühlt.

Doch die Wurzeln mußten oben sein, denn oben unter dem Eis flatterte in der Strömung etwas hin und her wie Wurzelwerk, wie dünne Aeste und Aermchen, die die Gegenströmung an dieser tieferen Stelle dicht am Ufer, wo das Wasser wirbelte und sich staute, zitternd, flatternd hin- und hertrieb.

Und doch, Wurzeln waren es nicht, aber was sonst? Wie lange Fäden, gleich einem breiten Pinsel, wischte es jetzt unter der Eisdecke hin.

Es rollte sich zusammen wie ein eingezogener Rüssel, schwankte hin und her, dann löste sich der Knäuel, ward breit und ging in die Länge, wuchs wieder in einzelnen Spitzen heraus wie die Fühler, die eine Schnecke langsam ausstreckt. Dann kräuselte es sich zusammen, neigte sich zur Seite, und in einem Augenblick hatte ich es plötzlich erfaßt: das war Haar, Menschenhaar, das lange aufgelöste Haar einer Frau.

Und in diesem Augenblick mußte unten eine starke Flutwelle gekommen sein, denn der große dunkle Gegenstand neigte sich tiefer, daß der dichte Haarbüschel in einem geraden Strich mitschwamm. Im nächsten Augenblick trieb es eine gelinde Strömung wieder zurück. Das Dunkle, der Körper, richtete sich auf, sank, von gurgelnder Gegenströmung gezogen, die das Bild einen Augenblick durch große Luftblasen verwischte, zurück und neigte sich langsam. Und nun sah ich einen Frauenleib, deutlich zu erkennen, gerade, starr, wie es schien, nur mit Fetzen bekleidet, der mit steif nach unten gestreckten Armen, wie eine Ohnmächtige, langsam hintenüber sank, sich niederneigte auf den schlammigen Grund, mit den Füßen am Boden festgehalten.

Und das Haar ging mit und formte um den Kopf etwas wie eine große Krone, rieselte auseinander gleich Schlangen, bettete, glättete, ebnete sich, sank nieder rings

um den Kopf, aus dem mich nun ein paar große Augen anzustarren schienen.

Ich war so erschrocken, als ich klar geworden, was dort unten lag, daß ich mich mit einem Sprung vom Eis erhob und die vielleicht durch das angestrengte Sehen angespannten Nerven mich zwangen, einen Satz rückwärts zu thun unter dem Gekreisch der auseinanderstiebenden Kinder.

Ich blieb einen Augenblick stehen. Ich kämpfte mit mir, mit meiner Schwachheit und Feigheit. Der Anblick war mir so überraschend, so entsetzlich gewesen, daß ich nicht wußte, was thun.

Ich dachte: du mußt dich vergewissern, noch einmal hinsehen, und hatte doch das Gefühl, als wäre ich im Entsetzen festgebannt, angefroren an den Boden, auf dem ich stand, und keine Macht der Erde hätte mich bewegt, wieder hinunterzublicken durch das Eisfenster auf den Flußgrund. Aber mir war es immer, als sähe ich die dort unten mit erloschenen Augen an der Decke tasten, die sie von Luft und Leben schied.

Endlich raffte ich mich auf und trieb die Kinder fort. Sie sollten nicht hinuntersehen, sollten ihre junge Seele nicht mit Grausen erfüllen und sollten kein Spiel treiben mit dem Ernst des Todes, mit diesem Mädchen, dieser Frau, oder was sie war, die dort unten, den Stein an den Füßen, an den sie gebunden war — wie ich mir nun erklärte — ihr entsetzensvolles Wesen im Spiel der Wasser trieb.

Da ich sah, daß es mir nicht gelang, die Kinder ganz zu verscheuchen, griff ich zu einem Mittel: ich machte den ältesten Jungen zum Vertrauten, stellte ihn sozusagen über die andern und sagte, er solle hier bleiben, die übrigen zu verscheuchen, ich mache ihn dafür verantwortlich, daß niemand sich der Stelle nähere, denn ich würde gleich mit dem Landgendarm oder dem Amtsvorsteher wiederkehren.

Mit der Pflicht entschuldigte ich mein Grausen, nicht wieder hinunterblicken zu können, und stürmte davon, um die Obrigkeit zu benachrichtigen.

Während des Ganges blieb mir immer das entsetzliche Bild vor Augen. Ich fragte mich, wer die Tote sei, wie das geschehen; ich schloß auf ein Verbrechen, denn um einen unglücklichen Zufall konnte es sich wohl nicht handeln. Nein, eine Gewaltthat mußte es sein: das unglückliche Weib war ertränkt worden, die in die Tiefe ziehende Last an den Füßen.

Der Amtsvorsteher, ein alter, ruhiger, gesetzter Mann mit glattrasiertem, braunem Bauerngesicht, hörte meiner Erzählung zu, ohne eine Miene zu verziehen, und schien meine Aufregung nicht im mindesten zu teilen.

Er bot mir einen Stuhl an, ließ sich meine Wahrnehmungen ein zweites Mal von Anfang bis zu Ende erzählen, worauf er mit der größten Ruhe sagte: „Nun, wir werden sehen."

Ich meinte, es müßte sofort etwas geschehen und machte eine Bemerkung, die darauf zielte; denn der Eindruck des Erlebnisses hatte sich so tief in meine Seele gegraben, daß ich es nicht verstehen konnte, wie er sich nicht im selben Maß auf einen andern übertrüge.

Und ich rief erregt: „Aber es liegt doch zweifellos ein Mord vor! Da muß doch was geschehen — es muß gleich etwas geschehen — ich bin erbötig, sofort mitzukommen."

Doch der alte Mann lächelte. „Warum soll es ein Mord sein? Man muß nicht immer gleich das Schlimmste annehmen!"

„Aber was denn sonst?"

„Was, sage ich nicht; ehe die Untersuchung stattgefunden hat, kann man kein Urteil fällen."

Ich wurde ungeduldig über diese juristisch vorsichtige Antwort und hätte ihm am liebsten zugerufen: „Kommen Sie doch lieber mit, statt zu reden!"

Doch der alte Mann meinte, indem er bedächtig nach der Uhr sah: „Ich habe um zwölf jemand herbestellt und esse um halb eins; vielleicht gehen wir um ein Viertel zwei mal hinaus? Wenn's Ihnen nicht paßt, kann's auch später sein."

Unter dem frischen Eindruck, der eben alle Fibern in mir erregt, daß sich mir das Haar auf dem Kopf sträubte, machte ich mir nicht klar, wie im Leben dieses Mannes Tod und Geburt, Mord, Diebstahl, Streit und Zank so und so oft wiedergekehrt waren, wie die Jahre, die er seinem Amt vorgestanden, den Eifer in ihm gekühlt, Dinge, die einem andern von ungeheuerer Wichtigkeit erschienen, ihm das tägliche Brot seines Berufs bedeuteten, wie er sich um etwas, das nun doch nicht mehr zu ändern war, nicht im ruhigen Gleichmaß seiner Bureaustunden, nicht in seiner behäbigen Verdauung stören ließ.

Und ich hatte den Alten in meiner ersten Erregung auch zu scharf beurteilt. Er hatte alles gethan, was sich thun ließ, und sofort den Gendarmeriewachtmeister hinausgeschickt, der dort warten sollte, bis wir erschienen.

Was war auch zu ändern. Zum Leben wurde die Tote nicht mehr gerufen, Spuren eines Verbrechens konnten nicht verwischt werden, wenn es solche Spuren gab, wenn es ein Verbrechen war.

Die Tote mußte dort unten schon tagelang, konnte wochenlang gelegen haben, oder aufrecht im Wasser gestanden, an den Füßen festgehalten gleich einem Kork an der Schnur, wie ein seltsames Denkmal auf dem Felsengrund, mit den mantelgleich um sie herumfließenden Haaren, die, das einzige Bewegliche an dem erstarrten Leibe, sich ausbreiteten gleich einer Krone, den Kopf umwebten wie ein Flammenschein, auseinanderflatterten in einzelnen Strähnen fast wie ein Haupt der Erinnyen.

Die Kunde von dem Fund hatte sich schnell verbreitet. Als wir ankamen mit ein paar Leuten und den nötigen Werkzeugen, um die Eisdecke zu öffnen, war bereits eine große Menschenmenge, Bauern aus den Häusern am Ufer und dem benachbarten größeren Ort versammelt. Und während nun das Eis vorsichtig aufgehackt wurde, hatte der Wachtmeister alle Mühe, die neugierigen Mädchen und Frauen abzuhalten, näher an das Loch, das im Eis entstand, heranzutreten, so daß vielleicht die Decke unter der Last gebrochen wäre und der Fluß neue Opfer gefordert hätte.

Endlich war das Loch groß genug, und ein paar Fischer versuchten mit ihren Bootshaken den Stein, an dem die Tote hing, zu bewegen. Sie wühlten im Wasser herum, es spritzte auf, und bald überzogen sich die benäßten Stangen mit einer dünnen, glasähnlichen Eiskruste.

Der Ortsvorsteher stand ruhig dabei, befahl nichts, ordnete nichts an, er schien zu frieren, denn es war bitter kalt. Er mochte wohl an seine warme Amtsstube denken.

Da übernahm ich einfach ohne Einspruch von ihm die Leitung der Bergungsarbeiten und befahl, sie sollten erst einmal das Wasser sich glätten lassen.

Nun standen die drei kräftigen Männer in hohen Wasserstiefeln, über die dicken Wollhemden die Jacken gezogen und alle drei noch dazu ein Tuch um den Hals, regungslos da,

die langen Bootshaken in der Hand hinter sich auf dem Eis ruhend.

Alles starrte auf die Oeffnung. Das Wasser beruhigte sich schnell, aber Schlamm und Schmutz, vom Grund aufgewühlt, trübten es. Endlich klärte es sich etwas, und ich glaubte, einen dunklen Schatten zu erkennen.

Wie wir so hinunterstarrten, tauchte plötzlich etwas auf.

Und im selben Moment fuhren die mit angespannter Neugierde nach dem Loch schauenden Weiber kreischend zurück, und eine rief: „Sie will raus!"

Es war das lange Haar, das ein Strudel nach oben getrieben.

Nun schlug ich vor, mit dem schärfsten Haken den Versuch zu machen, unten den Strick zu durchschneiden. Doch alle Bemühungen waren vergebens.

Sie wollten die Tote einfach mit Gewalt herausziehen. Der Amtsvorsteher schwieg.

Doch ich weiß nicht, was mich dabei störte, ob die Verletzungen, die diesem armen, doch schon halb zerstörten Menschenleib dabei beigebracht werden würden, ob der Gedanke, die etwaigen Spuren einer Gewaltthat könnten dadurch verwischt werden, ob vielleicht die Idee, die sich in meiner Phantasie festgesetzt, ein junger, schöner Mädchenleib hänge dort unten an dem todbringenden Stein, und es sei ein Verbrechen, ihn zu verstümmeln, kurz, ich erhob Einspruch, und wie immer beruhigte sich der energie- und thatenlos dastehende Amtsvorsteher dabei.

Da kam ein junger Mann aus einem der nächsten Gehöfte, der bisher unter den Neugierigen gestanden, auf einen guten Gedanken: er wollte eine Stange holen, an der, wie er erklärte, zum Abschneiden von dünnen Aesten ein sichelförmiges Messer saß.

Sofort lief er davon und kam sehr bald mit dem Instrument wieder. Er versenkte es in die Tiefe, und der Bursche erklärte, etwas wie einen Strick zu fühlen.

Er zog an, riß, und am nachgebenden Widerstand sahen wir, daß er wohl etwas durchschnitten haben mußte. Aber durch die Bemühung war das Wasser so getrübt, daß man nun gar nichts mehr erkannte, bis mit einemmal in der Mitte des Lochs etwas aufstieg, von der nachhelfenden Stange unterstützt, ein runder schwarzer Fleck, um den plötzlich strahlenförmig das Haar sich ausbreitete, vom Wirbel ausgehend, so daß es beinah aussah wie ein mächtiges dunkles Chrysanthemum: es war der Kopf mit den Haaren.

Wieder ging eine Bewegung durch die Leute. Der Bursche verdoppelte seine Bemühungen, fuhr mit aller Kraft im Wasser herum, das hemmende Seil zu durchschneiden, so daß ich ihm in den Arm fiel, denn das Wasser spritzte jetzt von allen Seiten, und ein Mädchen, bis zu dem vielleicht ein Tropfen geflogen, kreischte laut auf, so daß sich die Bewegung wie ein Entsetzen unter den andern fortpflanzte.

Da plötzlich verschwand wieder der Kopf bei einer Bewegung der Stange, es war, als schlösse sich die große dunkle Blume im Wasser, gurgelnd zog in der Mitte der Scheitel hinab, die einzelnen Strähnenblüten nach sich ziehend. Doch im nächsten Augenblick tauchte, von der Stange unterstützt, langsam, die ganze Länge des Lochs ausfüllend, ein Körper auf, der zwei Flutwellen rechts und links zur Seite trieb.

Langsam erschien, wie eine in die Höhe wachsende Insel, die Brust. Dann kamen die Schultern zum Vorschein und schließlich der ganze Körper, fast unbekleidet; nur ein paar Fetzen des Hemdes hingen noch daran. Die Füße waren mit einem Strick zusammengebunden, dessen Ende der Haken durchschnitten. Das Gesicht war nicht zu erkennen: das dichte, wie eine Qualle sich schwer hin- und herwälzende Haar hatte es bedeckt.

Als der Leib erschien, ging ein Laut durch die Menge, ein „Sieh doch!" ein „Ah!" ein „O!" Die Mädchen und Frauen drängten sich enger aneinander und wichen in halber Scham vor dem unbekleideten Körper zurück. Die Männer blieben ruhig stehen, und scharf und deutlich sagte eine Stimme: „Ach, ist das schrecklich!"

Der Bursche aber meinte nur: „Die ist schön!"

Man hob den Körper auf das Eis. Es machte Schwierigkeiten, er rutschte ein paarmal ab. Niemand mochte zugreifen. Doch der Bursche, der jetzt die Hauptthätigkeit entwickelte, packte kurz entschlossen die Tote beim Haar und hielt sie nun fest. Dabei glitt das reiche schwarze Haar vom Gesicht, und wir sahen ein verstümmeltes Antlitz, dessen Züge, mit einem Stein oder stumpfen Gegenstand zertrümmert, von Verletzungen entstellt, auch den Angehörigen keinen Anhalt zum Erkennen gegeben hätten.

Einen Augenblick waren alle aufs höchste gespannt; jetzt war man sichtlich enttäuscht, und wieder ging ein Murmeln durch die Umstehenden. Ein paar Weiber bedeckten das Gesicht mit der Schürze, ein altes Mütterchen fing an zu weinen, und die Kinder, die vorhin auf dem Eis gestanden, drängten sich plötzlich hinter den Erwachsenen vor, auch sie wollten ihren Teil am Schauspiel haben.

Das gab dem Wachtmeister Gelegenheit zum Einschreiten. Für Kinderaugen war das nicht berechnet, und er drängte nun die ganze Menge zurück, wurde plötzlich grob und rief: „Was giebt's denn hier zu sehen! Macht, daß ihr nach Haus kommt. Ich habe überhaupt gesagt, nicht so nahe ran, und ich muß mir ausbitten, daß hier gehorcht wird!"

Die Männer leisteten passiven Widerstand, ein Teil der Mädchen wich zurück, ein paar Mütter nahmen ihre Kinder bei der Hand, zogen sie fort, und einen Augenblick später waren die Zuschauer verstreut. Nur noch wenige blieben stehen.

Die Tote wurde schnell mit ein paar Zweigen zugedeckt, die der junge Bursche, der thätigste von allen, der eine fabelhafte Geschäftigkeit entwickelte, aus einem niedrigen Tannengebüsch am Ufer geholt hatte.

Der Amtsvorsteher stand noch immer gleichgiltig in seiner gewöhnlichen Ruhe dabei. Er hatte keine Miene verzogen und hörte auch nun unbeweglich zu, wie die Männer, die noch zusammengeblieben waren, ihre Gedanken austauschten, wer wohl die Tote sein könnte.

Kein Mensch wußte es. Vielleicht war sie von weit her gekommen, aus einer andern Gegend. Aber allerdings hätte sie bei dem entstellten Gesicht, und da kein Ring einen Anhalt gab, kein Mal, kein Fleck, doch niemand erkennen können.

Die Männer sprachen über den Strick, wo der her sei, welcher Art, welches Gewebe — aber niemand wollte ihn anfassen, alle scheuten sich vor der Berührung.

Da sagte der Amtsvorsteher: „Wir müssen aber als Beweismittel den Strick haben."

Es klang wie eine Aufforderung, und ich wendete mich unwillkürlich zum Wachtmeister, der jedoch noch ein paar Neugierige zu bereden suchte, fortzugehen. Niemand rührte sich.

Da trat plötzlich der Bursche auf die Tote zu mit den Worten: „Da is doch nischt dabei!" packte die Füße und bemühte sich, den Strick zu lösen.

Er zog unausgesetzt an einer Schlinge, die nicht gleich nachgeben wollte.

Einer der andern Leute meinte: „Nee, so wird's doch immer fester."

Die übrigen stimmten ihm bei.

Doch der Bursche wollte es besser wissen und sagte, während er mit einem Ruck die Schlinge anzog: „Die geht gerade auf, wenn man dran zieht."

Da erwachte mit einem Mal der Amtsvorsteher aus seiner scheinbaren Gleichgiltigkeit, trat an den Burschen heran, blickte ihn groß an und fragte: „Woher wissen Sie denn das?"

Der Bursche, der fest angezogen hatte, so daß sich die Füße der Toten hoben und dann, als er den gelösten Strick in der Hand behielt, dumpf auf das Eis zurückschnellten, wurde plötzlich verwirrt und stammelte: „Das denke ich mir bloß so!"

Doch der Amtsvorsteher fragte noch einmal, indem er ihm einen Schritt nähertrat: „Woher wissen Sie denn das? Sollten etwa Sie den Knoten gemacht haben?"

Und in diesem Augenblick kam Leben und Bewegung in den alten Mann. Er richtete sich straff auf, packte den Burschen beim Aermel, und der andere, der bis dahin unbefangen gewesen, der einzige, der den Mut gehabt, die Tote anzufassen, ward mit einenmal verwirrt und rief laut: „Ich bin's nicht gewesen. Wer sagt das? Ich bin's nicht gewesen!"

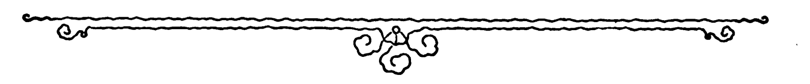
Der Amtsvorsteher rief den Wachtmeister: „Nehmen Sie den mal sofort auf die Amtsstube mit; ich komme gleich nach." Dabei zog er dem Burschen den nassen Strick aus der Hand, den jener nur unwillig herzugeben schien, als wolle er ihn nun keinem fremden Auge überlassen.

Alles hatte sich mit solcher Schnelligkeit abgewickelt, daß wir kaum wußten, wie uns geschah. Mit einem Achselzucken und einem gebrummten: „Ich habe nischt zu verbergen," ging der Bursche mit dem Wachtmeister davon. Ein paar Männer folgten, als wollten sie ein Entweichen verhüten.

Bei der Toten, die unter der grünen Reisigdecke so verborgen lag, daß niemand hätte ahnen können, was darunter steckte, blieb ich mit dem Amtsvorsteher stehen.

Der alte Mann war jetzt wieder zusammengesunken, lässig, behäbig und bequem geworden wie vorhin, als ginge ihn die Sache nichts an, als wäre solch ein Fall für ihn nach dreißigjähriger Praxis kaum mehr von Interesse, und er sagte nur: „Er hatte einer die Ehe versprochen, aber sie hatte nichts, und 'ne Reiche konnte er jetzt kriegen. Es hieß, sie wäre nach Posen in Stelle gegangen. Wir werden ja sehen, ob sie hingekommen ist."

Und bei dem „sie" deutete er mit dem Strick, der sich schon in der bitteren Kälte mit einer Eiskruste überzog, auf die Tote am Boden.



Das Hauptfest der Russen.

Plauderei von Anna von Aurich (Petersburg).

Das Nahen des Hauptfestes der russischen Kirche — des Auferstehungsfestes — macht sich bei Hoch und Niedrig schon wochenlang vorher bemerkbar. Die siebenwöchentliche Fastenzeit verordnet allgemeine Enthaltsamkeit geistiger wie leiblicher Genüsse. Tanz und Spiel sollen verbannt sein und ein frommer Wandel auf das Osterfest vorbereiten.

In alten Zeiten hielt man strenge darauf, daß nur Fastenspeisen auf die Tafel von Reich und Arm kamen und die Kirchen morgens und abends fleißig besucht wurden. Heute ist das wesentlich anders geworden, man amüsiert sich während der großen Fasten genau so andauernd wie zur andern Zeit der „Saison". Fastenspeisen werden von den meisten nur die erste und letzte Woche genossen und zwar in so geschmackvoller Zubereitung und Zusammenstellung, daß sie auch dem Andersgläubigen einen kulinarischen Genuß gewähren.

Im Innern des Zarenreichs hat sich noch manches von den alten Ueberlieferungen erhalten. Der Tanz ist dort durchaus verpönt, ebenso geräuschvolle Vergnügen während der großen Fasten; doch die Hauptstädte haben sich von jener Sitte vollkommen freigemacht. Die Geistlichkeit möchte es gern durchsetzen, daß auch die Theater für jene Zeit ihre Pforten schließen; doch ist ihr das nur bezüglich der kaiserlichen Bühnen gelungen, Privattheater spielen allenthalben.

Mit dem Palmsonntag tritt eine wohlthuende Ruhe und Stille ein.

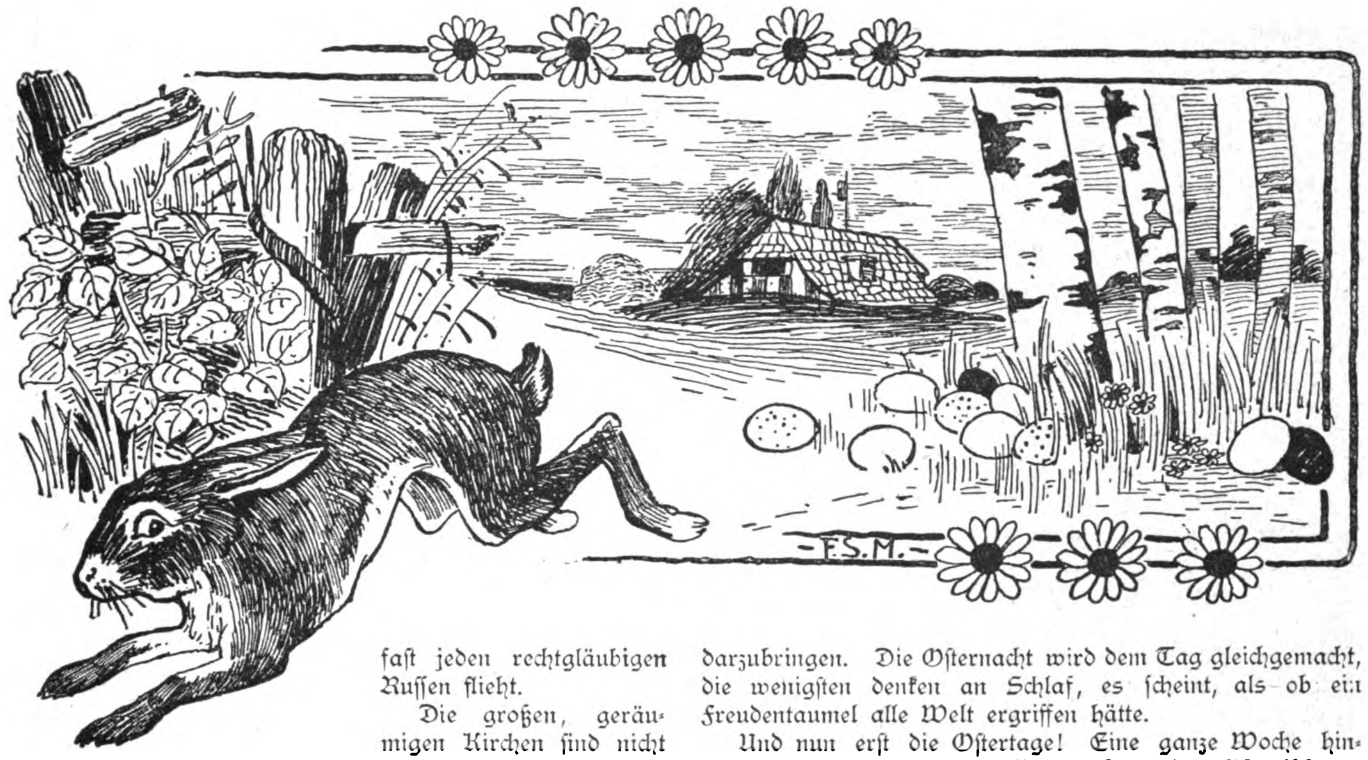
Mit einem Schlage ist „die Musik verstummt". Wer in den sechs Fastenwochen keine Zeit zur Einkehr gefunden hat, beeilt sich noch schnell, das Versäumte nachzuholen. In hellen Scharen strömt das Volk in die Gotteshäuser, wo während der ganzen Woche zweimal täglich Gottesdienst stattfindet und die Popen am Ende der Woche sich kaum noch aufrecht erhalten können — so groß sind die Anforderungen an ihre physischen Kräfte.

Besonders feierlich ist der Gründonnerstag, vornehmlich in Petersburg und Moskau. In den Hauptkathedralen wird die Zeremonie des Fußwaschens bis in die kleinsten Details vor einer Kopf an Kopf gedrängten Menge von „Zuschauern" — denn von einer Andacht kann in diesem Menschenknäuel keine Rede sein, der außerdem nach orthodoxem Ritus die ganze Zeit stehend verharren muß — ausgeführt.

Mitten im Schiff der Kirche erhebt sich eine Estrade, auf der zwölf Bischöfe Platz genommen haben, die in ihren langen wallenden Bärten und bis auf die Schultern herabhängenden weißen Locken wie ein Bild aus der ersten Christenzeit erscheinen. Unter dem ergreifenden Gesang der Domsänger betritt der Metropolit, der höchste aus der Mönchskaste hervorgegangene Geistliche, das Podium und vollzieht an jedem der zwölf Archimandriten die Fußwaschung in silbernen Becken. Jeder Kirchenbesucher hält eine brennende Kerze in den Händen, die er nach Beendigung des Gottesdienstes nicht verlöscht, sondern brennend nach Hause zu tragen bestrebt ist. Auf allen Straßen sieht man Groß und Klein mit brennenden Lichtlein langsam dahinschreiten, behutsam die Flamme bewachend.

Es knüpft sich daran ein alter Volksglaube: wer sein Heim mit brennender Kerze erreicht, kann sicher sein, das nächste Jahr zu erleben.

Doch der Gründonnerstag sowie die Zeremonie der darauffolgenden Tage sind nichts im Vergleich zu der wahrhaft überwältigenden Feier der Osternacht, in der der Schlaf



fast jeden rechtgläubigen Russen flieht.

Die großen, geräumigen Kirchen sind nicht imstande, die Riesenmenge der Andächtigen aufzunehmen. Vor allem eine Osternacht in der Isaakskathedrale in Petersburg bleibt wohl jedem, der sie erlebt, bis an sein Lebensende im Gedächtnis.

Das elegante Publikum versieht sich schon Tage vorher mit Eintrittskarten, die einen Stuhl in der Nähe des Altars sichern. Von der anwesenden Menschenflut kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Während hier der wunderbarste Sängerchor den weiten Raum mit seinen Stimmen erfüllt, hört man dort markerschütternde Hilferufe aus der festgekeilten Menge. Jedes Osterfest fordert einige Menschenopfer durch Ersticken. Und immer mächtiger erhebt sich der Gesang, und immer erschütternder ertönt der phänomenale Baß des Diakons gleich den Posaunen des letzten Gerichts. Nur einen Augenblick noch, und das bis dahin ziemlich schwach erleuchtete Gotteshaus erstrahlt in feenhafter Helle bis hinauf in die große Kuppel.

Zwölf Uhr! „Christos woskreß" (Christus ist auferstanden!) ruft der greise Metropolit. Sämtliche Glocken ertönen, die Erde erdröhnt im weiten Umkreis. Die Peter-Paulsfestung feuert 101 Schüsse ab, der Domchor stimmt den Lobgesang an, und um uns herum, vom Palast bis in die Hütte, hört man nichts anderes als „Christos woskreß!", worauf die gläubige Antwort „Woïstinje woskreß" (er ist gewißlich auferstanden) erschallt, die durch dreimaligen Kußwechsel besiegelt wird.

Die Feststimmung läßt alle Rangunterschiede fallen, der Fürst tauscht den Osterkuß mit seinem Diener, die elegante Dame mit ihrer Zofe aus.

Ein wunderbar religiös-poetisches Bild bietet das Aeußere der russischen Kirchen dem Auge dar. In wohlgeordneter Reihenfolge kniet das Volk, Männlein und Weiblein, auf den Stufen, vor sich den Kulitsch (Osterbrot), die Pascha (eine schmackhafte Käsepyramide) und eine Anzahl gefärbter Eier gleich einem Palmenstrauß ausgebreitet. Brennende kleine Kerzen erhellen das festliche Bild, aus dessen Mitte sich der Geistliche in weißem, silberbrokatenem Gewand wie eine Erscheinung aus alten, alten Zeiten wirkungsvoll abhebt. Rechts und links segnet und weiht er die genannten Speisen für den Ostertisch, der bei Hoch und Gering mit gleicher Sorgfalt aufgebaut wird.

Der greise Metropolit begiebt sich noch nach zwölf Uhr nachts ins Palais zum Zaren, um seine Ostergratulation darzubringen. Die Osternacht wird dem Tag gleichgemacht, die wenigsten denken an Schlaf, es scheint, als ob ein Freudentaumel alle Welt ergriffen hätte.

Und nun erst die Ostertage! Eine ganze Woche hindurch steht in einem echt russischen Haus der Ostertisch gedeckt mit all seinen Genüssen. Man besucht sich vom Morgen bis in die Nacht hinein. Je mehr der Gast dem Gebotenen zuspricht, desto glücklicher ist die Hausfrau — hat sie doch meist eigenhändig all jene leiblichen Genüsse ausgesucht und zubereitet.

Ostern ohne Geld zu sein — „so was giebt's ja überhaupt nicht!" Behörden und Kontors sorgen schon beizeiten dafür, daß die Gratifikation nicht versäumt wird. Nachmittags strömt das Volk auf den „Balagan" (Volksbelustigungen), wo Karussells und Kletterstangen, Schaukeln, montagnes russes und Volkstheater für billiges Entree unmenschlich viel bieten.

Kind und Kegel wird dorthin mitgenommen, unter freiem Himmel an langen Tischen Thee und Gefrorenes verzehrt.

Auf dem Dorf ist die Osterfreude nicht geringer als in den Städten.

Die Dorfschönen in ihren grellen Sarafanen, buntem Kopfputz ziehen mit den Burschen singend die große Straße entlang. Vor jeder Hütte wird Halt gemacht, um mit deren Einwohnern das übliche „Christos woskreß" auszutauschen. Der „Lawotschnik" hat aus der nächsten Stadt seltene Eier mitgebracht, die jeder für den andern zu erstehen bestrebt ist.

Hier haben sich auch die alten Volksgebräuche, von denen die großen Städte nichts mehr wissen wollen, meist treu erhalten.

Frühmorgens sich mit geweihtem Wasser das Gesicht einzureiben, schützt gegen Hautkrankheiten, einen Schluck davon zu trinken, bewahrt Leib und Seele vor bösen Werken. Am Ostertisch darf niemand sitzen, alle Speisen und Getränke müssen stehend eingenommen werden. Essen und Trinken bildet überhaupt das Hauptvergnügen der Ostertage, man glaubt sich gleichsam für die lange Fastenzeit entschädigen zu müssen. Daß Arzt und Apotheker dabei ihre Rechnung finden, geschieht wohl unbewußt.

„Christos woskreß!" tönt es überall durch die Fluren. Die Natur feiert das Auferstehungsfest mit gleicher Liebe und Freudigkeit als die Menschheit.



Spargelanlage und Spargelpflege.

Während alle andern Pflanzen am besten in der Zeit ihrer Ruhe gepflanzt werden, liebt der Spargel eine Pflanzung in dem Augenblick, wo er zu treiben beginnt — also im April und Mai. Ja, man kann ihn sogar noch pflanzen, wenn die Triebe 20 bis 30 Zentimeter lang geworden sind und die Zeit bis zum Juni vorgerückt ist. Doch möchte ich letztere Pflanzzeit nicht gerade empfehlen. Sie ist mit zuviel Gefahren verknüpft und schlägt sicher fehl, wenn andauernde Trockenheit Luft und Boden wasserarm macht.

Die Pflanzung des Spargels selbst wird auf verschiedene Weise durchgeführt. Hauptsache aber ist immer, daß der Boden vorher gut zubereitet wird, vor allem viel Dünger erhält, damit ein tüchtiger Grundstock von Nahrung im Boden vorhanden ist, der nun dauernd durch weitere kräftige Düngungen erhalten werden muß.

Nur wo dies geschieht, erhält man jenen üppigen Wuchs der Spargelpflanzen, der nötig ist, um starke, zarte und wohlschmeckende Pfeifen zu liefern.

Um den Boden mit Nahrung anzufüllen, rigolen die einen den Boden 60—70 Zentimeter tief und bringen dabei viel Kloake, viel Stalldung, tüchtige Mengen von Kainit, Thomasmehl und Kalk unter.

Die andern machen 70 Zentimeter breite Gräben, füllen deren Sohle 20 Zentimeter hoch mit Kuh- und Pferdedung, bringen auf diese Schicht Erdhügel aus Kompost und pflanzen dann auf diese Hügel, deren Zwischenräume wieder mit Dünger ausgefüllt werden.

Das letztere Verfahren ist das ältere und immerhin noch am vorteilhaftesten für diejenigen, die im kleinen Garten einige Spargelbeete anlegen wollen, während das Rigolen des ganzen Landes sich besser für größere Anlagen empfiehlt.

Da der Spargel Sandboden, wenn darin die nötigen Düngermengen untergebracht werden, am meisten liebt, so ist er bei der großen Menge von Sandboden im Deutschen Reich eine auch für landwirtschaftliche Ausnutzung passende Nutzpflanze.

In früheren Jahren zog man mehrjährige Spargelpflanzen zur Pflanzung heran. Die Erfahrung hat aber inzwischen gelehrt, daß es weit vorteilhafter ist, einjährige Pflanzen zu verwenden, weil diese auf den Saatbeeten noch keinen Mangel gelitten haben und deshalb viel befähigter sind, einen ausgesprochenen kräftigen Wuchs zu entwickeln, als die älteren Pflanzen, die durch engen Stand, mangelhafte Ernährung an ihrer Wachstumsfreudigkeit wesentlich einbüßten.

Man verwendet deshalb jetzt ausschließlich einjährige Pflanzen, die kräftige Wurzeln und gut ausgeprägte Knospen haben müssen. Es wird allerdings darin auch schon wieder ein Unterschied gemacht, und zwar nach den Ergebnissen bei der Ernte. Hier geben dicke Pfeifen den doppelten und dreifachen Geldertrag der dünnen. Der Züchter sieht es daher lieber, wenn er wenige, aber sehr dicke Pfeifen als viele und nur mittelmäßige bekommt.

Aus diesem Grund wählt der gewiegte Züchter unter seinen Pflänzlingen die aus, die nur 1—3 dicke Knospen haben, und läßt solche mit mehr Knospen unberücksichtigt, weil sich die Eigenschaft der Pflanzen schon in der Zahl der Knospen ausdrückt, d. h. die mit vielen Knospen treiben später auch viele Pfeifen, die natürlich nicht so dick sein können wie bei den Stauden, die weniger bringen.

Die Pflanzweite ist bei den meisten Spargelzüchtern verschieden. Man findet viele Pflanzungen, in denen die Spargel unter sich 1,20 Meter entfernt stehen und die Reihen 1 Meter Entfernung haben; auf andern ist die Entfernung von 1 Meter in der Reihe und 1 Meter Rechenentfernung festgehalten; wieder andere zeigen 60 Zentimeter Einzelentfernung und 1 Meter Rechen- und Beetentfernung. Diese gehören sparsamen Leuten; sie können aber nur dann mit den andern in der Güte der Pfeifen wetteifern, wenn sie ungemein stark gedüngt und gewässert werden.

Es bricht sich immer mehr die Anschauung Bahn, daß man die weite Pflanzweise annehmen soll, und sie wird immer allgemeiner werden, je mehr große Spargelanlagen entstehen und je mehr infolgedessen vom Konsumenten größere Ansprüche an die Güte der Pfeifen gestellt werden.

Für eine jede junge Spargelanlage, die sich gut entwickeln soll, ist es dringend notwendig, daß man der jungen Pflanzung die allergrößte Sorgfalt widmet. Was man im ersten Jahr versäumt, kann man später nie oder im günstigsten Fall nur in unverhältnismäßig langer Zeit wieder einholen. Zur notwendigen Pflege gehört das Begießen der Pflanzen bei Trockenheit und das Anbinden der jungen Triebe an Stäbchen, damit der Wind sie nicht abbrechen kann.

Wo das Anbinden versäumt wird und der Wind starken Bruch hervorruft, ist das Wachstum auf viele Wochen geschädigt, weil die grünen Blätter dringend notwendig sind, um die von den Wurzeln aufgenommenen Stoffe in wirkliche Pflanzennahrung zu verarbeiten, und bei ihrem Fortfall jede kräftige Ernährung der Pflanzen aufhören muß.

Im ersten Jahr stehen die Pflanzen in einer Grube, im zweiten Jahr wird diese vollgefüllt, und im dritten macht man Hügel, um die nun stechbaren Pflanzen zu zwingen, recht lange weiße Pfeifen zu machen. Spargelpfeifen sollen, gestochen, eine Länge von 25 Zentimetern haben.

Die Pflege der Spargelbeete im zweiten Jahr besteht in kräftigem Düngen von dem Augenblick an, wo die ersten Schosse 1 Meter Höhe erreicht haben. Man kann zur Not im zweiten Jahr einige Probepfeifen stechen, wenn die Pflanzen außerordentlich kräftig sind.

Beim Stechen der Spargel vom dritten Jahr ab sollen alle, auch die dünnen Pfeifen, solange die Stechzeit dauert, gestochen werden.

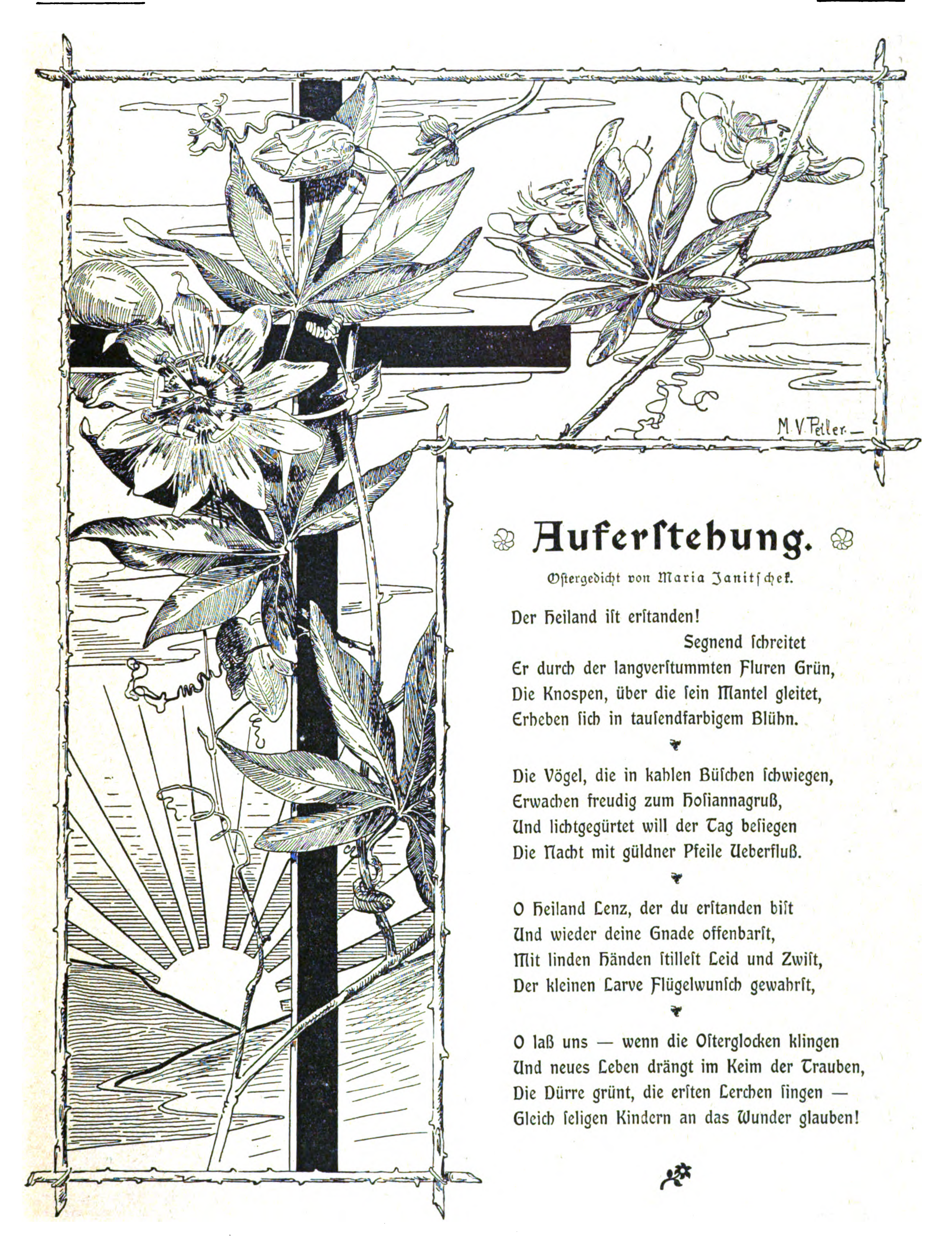
Es ist falsch, die dünnen Pfeifen stehen zu lassen. Die offizielle Spargelstechzeit dauert vom Beginn des Triebes bis Johanni. Ein vorsorglicher Züchter wird sie aber nicht so lange ausdehnen, wenn die Anlage jung oder nicht ganz kräftig ist. Er hilft ihr wesentlich durch eine Verkürzung auf die Beine, und zwar nach dem Grundsatz, daß die Ernährung der Pflanzen von dem Zeitpunkt an beginnt, wo die jungen Schosse Blätter bekommen. Nach der Stechzeit werden immer die Hügel entfernt.

Der Spargel leidet von manchem Ungeziefer, das aber ängstlich ferngehalten werden muß. Der Spargelkäfer und das Spargelhähnchen sind die bekanntesten Schädlinge. Wo die Anlagen mit Schweinfurter Grün — 3 Gramm auf 100 Liter Wasser — öfters durchgespritzt werden, haben beide ihre Macht verloren.

Die Spargelfliege schädigt besonders junge Anlagen. Ihr ist schlecht beizukommen. Zur Abwehr sind alle krummwachsenden Triebe herauszureißen und zu verbrennen. In ihnen befinden sich die Maden und Puppen der Fliege. Die Fliege selbst fängt sich hin und wieder, wenn man weiße Stäbe, die mit Fliegenleim bestrichen sind, auf die Beete steckt. Der schlimmste Feind aber ist der Spargelrost. Gegen ihn nutzt nur häufiges Spritzen mit Kupferkalkbrühe und Verbrennen allen Laubes im Herbst, sowie starkes Kalken des Bodens.

A. Betten.





Auferstehung.

Ostergedicht von Maria Janitschek.

Der Heiland ist erstanden!
Segnend schreitet
Er durch der langverstummten Fluren Grün,
Die Knospen, über die sein Mantel gleitet,
Erheben sich in tausendfarbigem Blühn.

Die Vögel, die in kahlen Büschen schwiegen,
Erwachen freudig zum Hosiannagruß,
Und lichtgegürtet will der Tag besiegen
Die Nacht mit güldner Pfeile Ueberfluß.

O Heiland Lenz, der du erstanden bist
Und wieder deine Gnade offenbarst,
Mit linden Händen stillest Leid und Zwist,
Der kleinen Larve Flügelwunsch gewahrst,

O laß uns — wenn die Osterglocken klingen
Und neues Leben drängt im Keim der Trauben,
Die Dürre grünt, die ersten Lerchen singen —
Gleich seligen Kindern an das Wunder glauben!



Trinkeier.

Eier bilden bekanntlich eins der hervorragendsten Nahrungsmittel für Gesunde und Kranke, und gerade jetzt, wo das liebe Federvieh sich mit besonderem Eifer dem Geschäft des „Legens“ hingiebt, fehlt dieses schmackhafte Gericht auf keiner Tafel. Zu keiner andern Jahreszeit sind aber auch die Eier so billig und zugleich so schmackhaft wie jetzt zu Ostern. Nicht ohne Grund mag daher das Ei zu einer Art Symbol für dies Fest geworden sein.

Frischgelegte Eier, die man allenthalben als „Trinkeier“ bezeichnet, sind wegen ihres besonderen Wohlgeschmacks hoch geschätzt. Und mit Recht! Man braucht durchaus keinen übertrieben feinen Gaumen zu haben, um im Geschmack ein altes Ei von einem frischen zu unterscheiden. Um im voraus zu erkennen, ob ein Ei frisch ist, hält man es nach einer alten Vorschrift gegen das Licht. Frischgelegte Eier sind hell durchscheinend und zeigen nur eine sehr kleine Luftblase an der Spitze. Je größer die Blase ist und je trüber die Eier erscheinen, um so älter sind sie. Ganz undurchsichtige Eier sind sicherlich ungeeignet zur Nahrung.

Bisweilen verbergen sich unter der Marke „Trinkeier“ auch minderwertige Produkte, und es giebt Händler, die kein Bedenken tragen, alte ausländische Eier als „Trinkeier“ zu verkaufen. Nach einem vor wenigen Jahren abgegebenen Gutachten der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin werden in Berlin über 95 Prozent ausländische Eier gehandelt, die aus Steiermark, Galizien, Rußland oder aus andern ferngelegenen Gegenden importiert sind. Selbst sogenannte Kalkeier werden als frische Ware angepriesen. Viele von diesen minderwertigen Produkten zeigen zudem noch ein unreinliches Aussehen. Die Eier bleiben wochenlang in dem Unrat eines schlecht gehaltenen Hühnerhofs liegen, und so kommt es, daß der Inhalt des Eis durch die mit feinen Luftporen versehene Kalkschale hindurch beeinflußt wird. Selbst schon ein schlechtes Verpackungsmaterial beim Versand, ebenso die Aufbewahrung in einer mangelhaft gelüfteten Vorratskammer wirkt auf den Geschmack des Eis ungünstig ein.

Ist es denn aber wirklich empfehlenswert, so viele rohe Eier „auszutrinken“? Unsere moderne, von hygienischen Vorstellungen beeinflußte Geschmacksrichtung weist uns im allgemeinen gerade darauf hin, die Speisen in besonderer Weise zuzubereiten, sie zu kochen, zu braten. Insbesondere das Eiweiß gerinnt beim Kochen und wird dadurch leichter verdaulich. Trotzdem findet man die Sitte, Eier roh zu genießen, allenthalben verbreitet. Vielleicht hat hier der Geschmack, über den man bekanntlich nicht streiten soll, ein Wörtchen mitgesprochen. Andrerseits giebt es auch viele Menschen, die vor einem ungekochten Ei einen wahren Widerwillen empfinden. In solchen Fällen empfiehlt es sich, das Ei mit Zucker und etwas Wein, Kognak oder irgendeinem Likör zu versetzen — eine Mischung, die der Volksmund etwas mystisch als „Knickebein“ bezeichnet. Dabei ist zu beachten, daß das Ei tüchtig geschlagen und gerührt wird. Denn das Eiweiß des ungekochten, nicht geschlagenen Eis ballt sich im Magen zu einem Klumpen zusammen, der nur langsam vom Magensaft durchdrungen wird.

Mancher liebt es, das dünngallenartige Eiweiß des rohen Eis abzugießen und nur das Eigelb zu schlürfen. Das bedeutet immerhin einen Verlust an Nährstoffen, obschon der Dotter an sich reicher an solchen Nährstoffen ist. Vor allem überwiegt beim Eigelb der Gehalt an Fett und fettähnlichen Stoffen; das Eiweiß enthält nur Spuren davon. Jedenfalls ist das ganze Ei als Nahrungsmittel wertvoller als Eiweiß oder Eigelb allein, gradeso wie volle Milch einen höheren Nährwert hat als abgerahmte.

Wer aus irgendwelchen Gründen rohe Eier, mögen es auch die besten „Trinkeier“ sein, nicht verträgt, soll sie unter allen Umständen gekocht genießen. Weich gekocht, sind sie jedenfalls leicht verdaulich. Magenkranke pflegen Eier, die etwa drei Minuten gekocht worden sind, am besten zu vertragen. Harte Eier sind weniger bekömmlich, wenn sie nicht in dünne Scheiben geschnitten oder zerkleinert genossen werden. In diesem Fall werden sie vom Magensaft noch schneller gelöst als weiche und rohe.

So nahrhaft aber Eier auch sind, so werden sie doch immer langsamer verdaut als manche Fleischarten. Damit im Einklang steht die Thatsache, daß Eier, schon in mäßiger Menge genossen, ein Gefühl der Sättigung hervorrufen, während dies bei einer Fleisch- oder Milchquantität, die die gleiche Menge von Eiweiß und Fetten enthält, durchaus nicht der Fall ist. Vergleicht man unsere wichtigen Nahrungsmittel in Bezug auf ihren Nährwert miteinander, so enthält ein Ei an Eiweiß und Fett etwa so viel wie 40 Gramm Fleisch oder wie 150 Gramm Milch. Dieser hohe Gehalt an Nährstoffen rechtfertigt es, wenn wir jetzt, in der Saison der „Trinkeier“, den Genuß von Eierspeisen bevorzugen.

Was die Richter sagen.

Dienst- und Lohnverhältnisse.

Die Existenz der großen Mehrheit der Nation gründet sich auf Dienst- und Lohnverhältnisse, auf den Abschluß von Verträgen über Leistung von Diensten irgendwelcher Art, seien sie körperliche oder geistige oder eine Verbindung von beiden. Das Bürgerliche Gesetzbuch unterstellt nun alle die unzähligen Fälle und Gattungen von Dienstverhältnissen, ohne im wesentlichen zwischen geistigen und körperlichen Arbeiten zu unterscheiden, den Vorschriften des Dienstvertrags. Der Vertrag des Handarbeiters und Handwerkers nicht minder als der Vertrag des Rechtsanwalts oder Arztes, des Künstlers oder Privatlehrers, des Schriftstellers oder Redakteurs u. s. w. ist Dienstvertrag und regelt sich nach dessen im Bürgerlichen Gesetzbuch aufgestellten Normen.

Als Sonderrecht bleiben allerdings daneben die Vorschriften des Handelsgesetzbuchs und der Gewerbeordnung über die Handels- und gewerberechtlichen Dienstverhältnisse der Handlungsgehilfen und -Lehrlinge, der Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge und Fabrikarbeiter, ferner die Vorschriften der Seemannsordnung und des Binnenschiffahrtsverkehrs für Schiffer und Bemannung von Fahrzeugen bestehen. Ebenso sind die landesgesetzlichen Vorschriften über das Gesinderecht von der neuen Reichsgesetzgebung nur in wenigen Punkten berührt.

Aber das ändert nichts an der Thatsache, daß jetzt in Deutschland eine einheitliche, auf denselben Grundgedanken beruhende Ordnung der Verträge über die persönliche Arbeit besteht; denn die angeführten Reichs- und Landesgesetze unterscheiden sich in der sozialen und rechtlichen Auffassung der durch sie besonders geregelten Gattungen des Dienstvertrags nicht von dem Dienstvertrag des Bürgerlichen Gesetzbuchs.

Dies stellt nun den humanen Grundsatz auf, daß derjenige, der gegen Entgelt sich einem andern zu persönlichen Dienstleistungen verpflichtet, möglichst geschützt werden soll gegen Gefährdung oder Verlust seiner kostbarsten persönlichen Güter: Leben, Gesundheit, Arbeitskraft, Ehre und Sittlichkeit. Demgemäß legt es dem Dienstberechtigten die Fürsorge für den Dienstpflichtigen auf.

Zunächst sind die Räume, Vorrichtungen oder Gerätschaften, die der Dienstberechtigte zur Verrichtung der Dienste zu beschaffen hat, so einzurichten und zu unterhalten und die Dienstleistungen, die unter seiner Anordnung oder Leitung vorzunehmen sind, so zu regeln, wie es der Zweck thunlichster Sicherung des Dienstpflichtigen erheischt. Ist dieser in der häuslichen Gemeinschaft aufgenommen, so hat der Dienstberechtigte die Pflicht, in Ansehung des Wohn- und Schlafraums, der Verpflegung sowie der Arbeits- und Erholungszeit diejenigen Einrichtungen und Anordnungen zu treffen, die mit Rücksicht auf die Gesundheit, die Sittlichkeit und die Religion des Verpflichteten erforderlich sind.

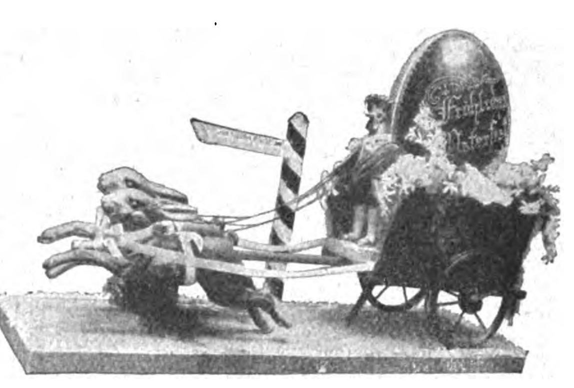
Sodann hat der Dienstberechtigte bei jedem dauernden, die Erwerbsthätigkeit des Dienstpflichtigen vollständig oder hauptsächlich in Anspruch nehmenden Dienstverhältnis, sofern der Verpflichtete in die häusliche Gemeinschaft aufgenommen ist, bei dessen Erkrankung die erforderliche Verpflegung und ärztliche Behandlung im Haus oder in einem Krankenhaus bis zur Dauer von sechs Wochen zu gewähren, jedoch nicht über die Dauer des Dienstverhältnisses hinaus, falls dies schon früher aufhört. Kündigt aber der Dienstberechtigte wegen der erfolgten Erkrankung, so bleibt trotzdem seine Kur- und Pflegepflicht bestehen. Die Kosten können auf den während der Krankheit zu zahlenden Lohn verrechnet werden. Hat der Dienstberechtigte für die Verpflegung und ärztliche Behandlung durch eine Versicherung oder durch eine Einrichtung der öffentlichen Krankenkasse Vorsorge getroffen, so fällt seine Verpflichtung fort.

Ostereier.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen



Blumenwagen mit Osterei.
Ausgeführt von Gebr. Stollwerck, Berlin.

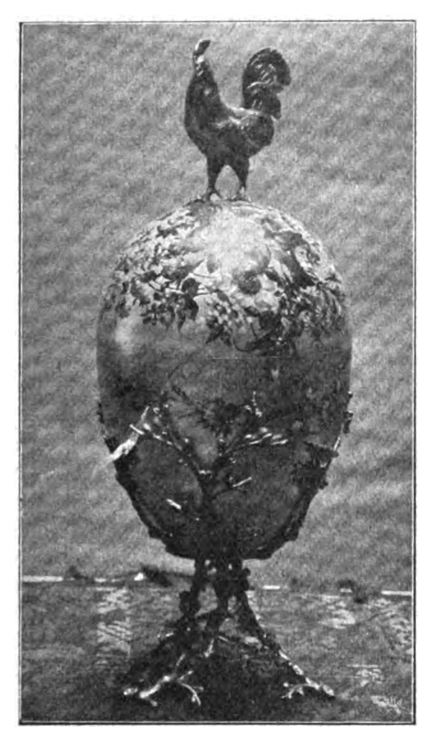


Schokoladenwagen, von Kaninchen gezogen.
Ausgeführt von Gebr. Stollwerck, Berlin.

Der liebe, gute Osterhase! Nun hat auch er sich der „modernen Richtung“ angeschlossen! Tapfer erfüllt er seine schweren Pflichten im Sezessionsstil und à l'empire, nichts Künstlerisches bleibt ihm fremd! Er arbeitet in den Porzellanmanufakturen mit farbenprächtigen neuen Lasuren; er hantiert in der Werkstätte des Goldschmieds mit leuchtenden Emaillen und blitzenden Edelsteinen; er begeistert den Maler, leichte und weiche Gouachebildchen auf mattfarbige Seide hinzuzaubern; er führt die Nadel der Stickerin, die mit seidenen Fäden viele zarte Ostergrüße in Sammet und Spitzen verwebt; er schlägt den größten Nutzen aus den technischen Fortschritten der Papierindustrie, die für ihn die schönsten und lustigsten Attrappen formt — aber er hockt auch noch ganz altmodisch beim Zuckerbäcker, läßt sich mit Schokolade und Kandis behandeln und seine Eier mit den buntesten Schnörkeln verzieren oder ihnen ein kleines Monocle einsetzen, durch das man üppig blühende Landschaften bewundern kann. Er schafft für die Verwöhnten wie für die Anspruchslosen; für solche, die zum „gnadenbringenden Fest“ eine kostbare Gabe spenden wollen, und für all die fröhlichen Kinderherzen und kleinen Leckermäuler, die in den verborgensten Schlupfwinkeln emsig forschen, ob auch das Häschen bei ihnen Station gemacht und seine Visitenkarte abgegeben.

„Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel!“ Dies häufig angeführte Wort könnte wohl über der ganzen Ostereierfabrikation als Devise stehen. Was einst in heidnischer Zeit als Symbol des Frühlings, des neuerwachenden Lebens geweiht wurde, das hat sich durch Jahrhunderte immer bestimmter zu einem lieben Brauch herangebildet. Wieviel Hände und wieviel Maschinen beschäftigt jetzt der Betrieb großer Fabriken Deutschlands, die jahraus, jahrein nichts anderes als Milliarden von Ostereiern herstellen, die dann in aller Herren Länder wandern, um alte und junge Herzen zu erfreuen.

C. D.



Osterei mit Hahn.
Ausgeführt von Hartwig u. Vogel, Berlin.



Hühnerhof mit Brunnen.
Ausgeführt von Gebr. Stollwerck, Berlin.



Osterhase mit Zuckertüte.
Ausgeführt von Hartwig u. Vogel, Berlin.

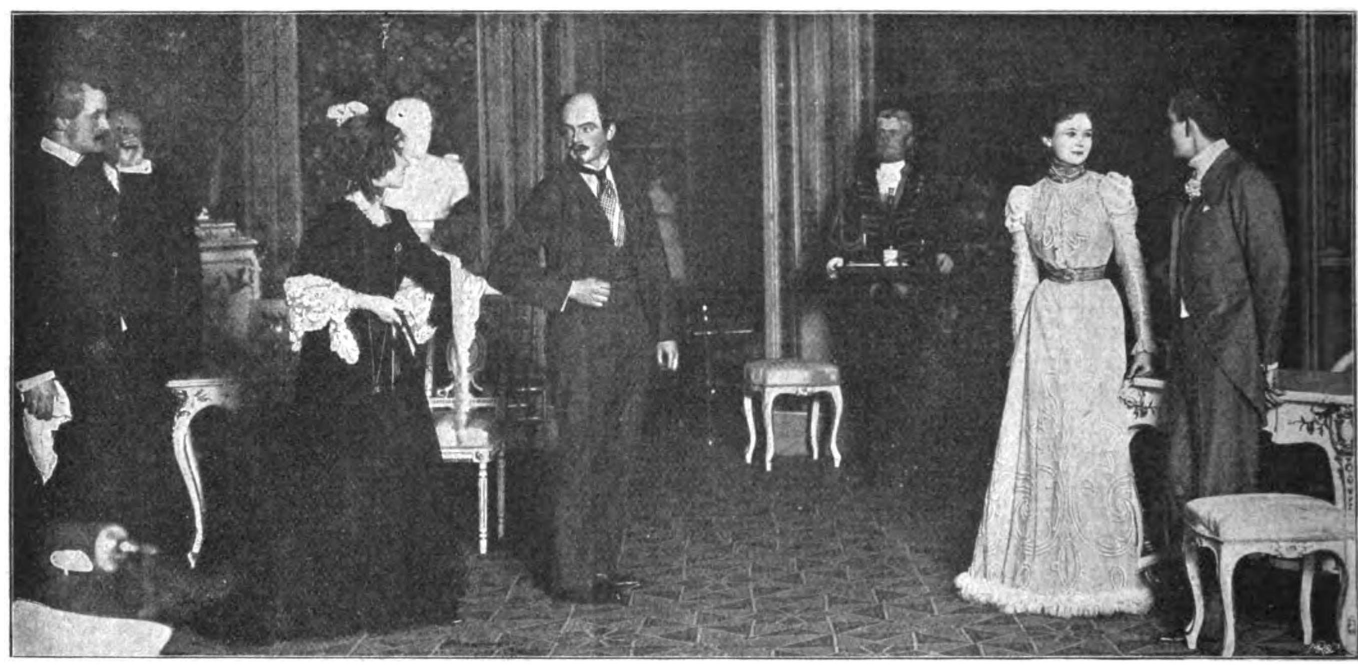


Marzipankind mit Eierschale.
Ausgeführt von Hartwig u. Vogel, Berlin.



Osterhase als Bonbonniere.
Ausgeführt von Hartwig u. Vogel, Berlin.



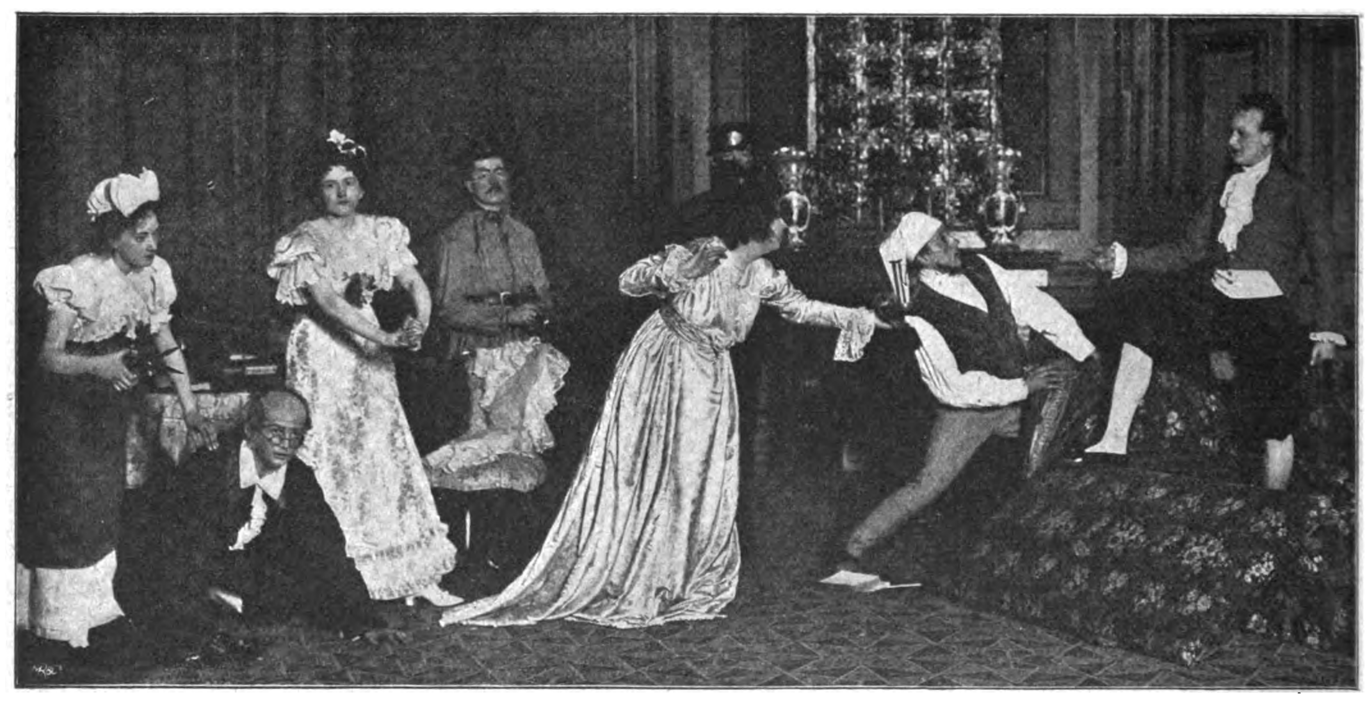


Legat.-Sekr. Schwabe. Friedr. Haase, als Regisseur. Frl. Bertha von Jagemann. Prinz Johann Georg von Schönaich-Carolath. Leutnant von Dewitz. Freiin Sibylle von Zedtwitz. Graf Egon Perponcher.

Wohlthätigkeitsfest der Berliner Hofgesellschaft im Lessingtheater: Schlussbild des Schwanks „Wie denken Sie über Russland?“

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Zander und Labisch, Berlin.

Wohlthätigkeitsfeste der Berliner Hofgesellschaft. Noch hat man in Berlin nicht recht die Brücken und Wege gefunden, die, wie in London, Paris und auch in Wien, die Kreise des Hochadels mit dem bürgerlichen Patriziertum gesellschaftlich zusammenführen. Wohl aber hat unser Hochadel längst die Parole „Noblesse oblige“ dahin verstanden, sich mit aller Bereitwilligkeit und liebenswürdigstem Kunsteifer in den Dienst der Wohlthätigkeit zu stellen. Eines der reizvollsten Feste dieser Art war die kürzlich im Lessingtheater veranstaltete Theatervorstellung, in der ausschließlich Damen und Herren der Hofgesellschaft als Mitwirkende auf der Bühne und die vornehmste Gesellschaft Berlins als Zuschauer im Saal erschienen. Das Unternehmen stand unter dem Protektorat der Prinzessin Karl Anton von Hohenzollern. Als Vorsitzende des Komitees waltete die Tochter des Reichskanzlers, Prinzessin Elisabeth zu Hohenlohe-Schillingsfürst, ihres Amtes. Als Patronessen der einzelnen Aufführungen hatten die Damen Frau von Jagemann, Fürstin zu Stolberg-Wernigerode, Gräfin Wachtmeister und Frau Minister von Wedel dem Unternehmen ihre Mitwirkung geliehen. Prinz Joachim Albrecht von Preußen hatte gestattet, daß sowohl im Rahmen des Programms als auch von der im Foyer konzertierenden Kapelle Vörös-Miska einige seiner reizvollen Kompositionen aufgeführt wurden. Alle Piecen wurden mit Schwung und Humor zur Darstellung gebracht. Wir bringen hier das Schlußbild aus dem Eröffnungsstück: „Wie denken Sie über Rußland?“, das von Friedrich Haase einstudiert wurde, und eine Scene aus der Operette „Guten Morgen Herr Fischer!“ Die Vorstellungen wurden von dem lebhaftesten Beifall der Zuschauer begleitet.



Komteß Elis. Wachtmeister. Leutnant von Behr. Gräfin Tomasine von Schmettow. Freiherr von Maltzahn. Leutnant v. d. Marwitz. Frau Professor Eberlein. Leutnant von Brandenstein II. Leutnant von Pawelsz.

Wohlthätigkeitsfest der Berliner Hofgesellschaft im Lessingtheater: Scene aus dem Schwank „Guten Morgen, Herr Fischer!“

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Zander und Labisch, Berlin.

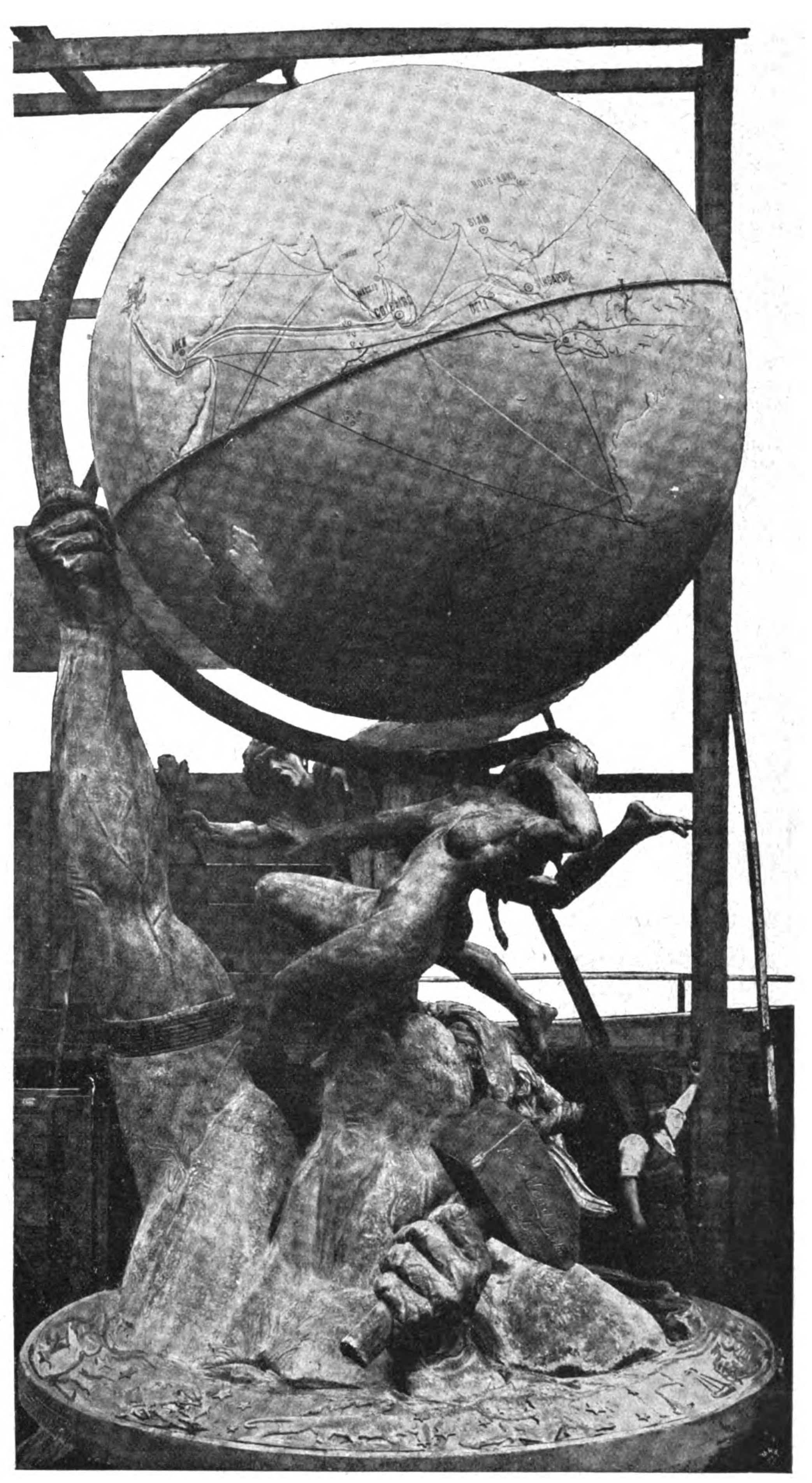
Von der Pariser Weltausstellung.

Hierzu eine photographische Aufnahme von Otto Kemnitz, Wilmersdorf.

„Die Welt steht im Zeichen des Verkehrs." Für dies Wort des Deutschen Kaisers ist gewissermaßen die ganze Pariser Weltausstellung ein lautredendes Zeugnis und insbesondere die deutsche Schiffahrtausstellung, die von den großen Rhedereien der deutschen Seestädte veranstaltet wird. Den künstlerischen Mittelpunkt des großen Gebäudes der Schiffahrtausstellung wird das monumentale Werk in nebenstehender Abbildung bilden, das dem Beschauer nicht nur von dem deutschen Verkehrswesen, sondern auch von deutscher Kunst und deutschem Kunsthandwerk einen Begriff verschaffen soll. Das Werk ist im Auftrag der Schiffahrtausstellung, deren Leiter der Hamburger Architekt Georg Thielen ist, von dem Berliner Bildhauer Ernst Wenck geschaffen worden, von dem auch die bekannte Atlasgruppe auf dem neuen Postgebäude in Berlin herrührt.

Das Werk ruht auf einem niedrigen zwölfeckigen Sockel, auf dem die Namen der ausstellenden Gesellschaften verzeichnet sind; ein kreisrunder metallener Gürtel, der auf blauem Grund die vergoldeten zwölf Zeichen des Tierkreises trägt, umschlingt die mächtigen Schultern des nordischen Donnergotts Thor, der mit Haupt und Brust aus dem Grund hervorragt. Seine linke Hand hält den kurzen, ungefügen Hammer, während der hochemporgereckte rechte Arm die Midgardschlange packt, die, als ein Symbol des länderumschließenden Weltmeers, mit ihrem Rachen den Nordpol, mit dem Schwanz den Südpol berührt. Das ungeheure Haupt des Donnerers ist hintenübergebeugt, und der Hauch seines Mundes bewegt die Erde, auf der sämtliche deutsche Schiffahrtslinien in verschiedenfarbiger Darstellung die Länder und Erdteile verbinden. Zwei edelgestaltete Figuren umschweben den unteren Teil der Erdkugel: der Tag, ein geflügelter Jüngling mit der Fackel, scheint die Nacht, eine zurückgelehnte weibliche Gestalt, ergreifen zu wollen, ein Symbol der sich ewig fliehenden Tageszeiten. Die ganze Gruppe hat eine Höhe von 10 Metern.

Die Gruppe wird auch insofern das Interesse der Ausstellungsbesucher erregen, als sich die Weltkugel in einer ununterbrochenen Rotation befindet, die durch einen 1/4 P. S. Schuckert-Elektromotor bewirkt wird, der



Riesenglobus für die deutsche Abteilung der Pariser Weltausstellung.

Modelliert von E. Wenck. In Erz getrieben von O. Bommer.

im Innern der Kugel angebracht wird. Den hohen Ansprüchen der Ausführung ist Otto Bommer in jeder Weise gerecht geworden. Er hat hier ein vortreffliches Werk der Kupfertreibtechnik geschaffen, das um so anerkennenswerter ist, als zur Herstellung des geschilderten Riesenwerks, das mit seinen dünnen Kupferplatten ein Gewicht von nahezu 4000 Kilogramm erreicht, nur eine Zeit von drei Monaten zur Verfügung stand.

Paul Holthaus.

Was die Mode bringt.

Der Frühling erregt wieder die alte Radfahrerlust, und alle Anhänger des Sports werden mit Freude einen neuen Anzug begrüßen, der ebenso schick wie praktisch, ebenso leicht wie warm ist. Es sind dies komplette **Sportkostüme**, sowohl für Herren wie für Damen, aus waschbarer, gestreifter Seide, mit Trikot à la Jäger gefüttert. Nach jeder größeren Tour kann man bequem die Anzüge waschen, ohne daß die Seide an Schönheit und Glanz einbüßt.

Immer seltener erblickt man an der Frauenhand den früher unvermeidlichen **Siegelring**. Er würde sich in der That auch nicht besonders eignen, mit den kostbaren modernen Edelsteinreifen zusammengetragen zu werden. Statt am Finger werden die in Türkisen, Topasen, Karneol oder rötlichem Chalcedon geschnittenen Wappen oder Monogramme in ein Kettenarmband als Schloß eingefügt und sind somit bei Bedarf zur Stelle, ohne mit der großen Fläche — wie bisher an der Hand — aufdringlich und plump zu wirken.



Karikaturen der Woche: Cronje grüßt den Schatten Napoleons auf St. Helena.

Immer extravaganter werden die **Herrenwesten**. Sammet und Brokat genügt nicht mehr, wenigstens dem Pariser nicht. Der Gipfel aller Eleganz sind jetzt Westen aus Spitzen, zart wie ein Hauch, die auf blaugrünem Atlasgrund aufgelegt sind. Für alle Diners und das Theater herrschen die mit Edelsteinen ausgenähten Gilets vor, und wer nicht gerade Vanderbilt ist, der begnügt sich mit unechten Steinen, die noch immerhin teuer genug sind, das Muster der Damastweste aber vorzüglich zur Geltung kommen lassen. Einfacher ist schon ein Exemplar aus bräunlichem Atlas, mit winzigen Goldpailletten in regelmäßigen Abständen benäht.





Karikaturen der Woche: David und Goliath in Südafrika.

Hurra! Der erste Faustschlag sitzt,
Das Blut aus Mund und Nase spritzt.
Klein-David hat es gut gemacht,
Und ganz Europa drüber lacht,
Weil alle Welt John Bull dem dicken
Möcht gerne was am Zeuge flicken.

Doch endlich siegt die Uebermacht,
Und alles, das vorher gelacht,
Jetzt, da es ans Bezahlen geht,
Dem Kleinen flugs den Rücken dreht.
Der Russ', die Knute in der Hand,
Denkt: Ah verflucht, wir sind verwandt!

Und Michel kraut sich hinterm Ohr,
Ihm kommt die Sache brenzlich vor.
Der Franzmann aber eilt nach Haus,
Sonst bleiben ihm die Gäste aus!
Auch Jonathan drückt sich diskret:
Das nennt man dann — Neutralität.

Druck und Verlag von August Scherl, Berlin SW., Zimmerstr. 39/41. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, Berlin.

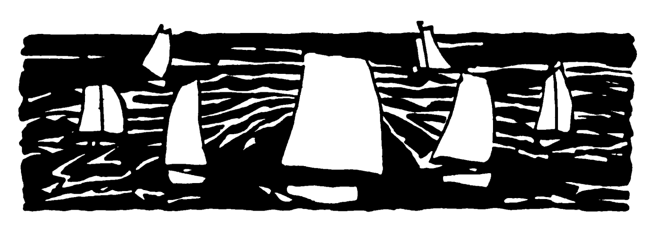
DIE WOCHE.

Nummer 16. | Berlin, den 21. April 1900. | 2. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 16.

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und dessen Vororten bei der Geschäftsstelle Zimmerstraße 39—41, sowie bei allen Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und sämtlichen Buchhandlungen;
im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 8331);
im Ausland bei den Postanstalten folgender Staaten:
Belgien (4,04 fr.), Dänemark (2,83 Kron.), Italien (4,88 Lire), Luxemburg (4,20 fr.), Niederlande (2,10 fl.), Norwegen (3,05 Kron.), Oesterreich (Postzeitungsliste Nr. 4239) 3,70 Kr.), Schweden (3,10 Kron.), Ungarn (4,01 Kr.).
(Der in Klammern gestellte Betrag ist der vierteljährliche Abonnementspreis.)
in der Schweiz und in Rußland nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten Abonnements entgegen;
für Frankreich nimmt die Firma H. Le Soudier, 174/176 Boulevard St. Germain, Paris, Abonnements entgegen.



Die sieben Tage der Woche.

12. April.

Der Berliner Magistrat beschließt, bei der Stadtverordnetenversammlung einen Kredit von 50000 Mark zur Ausschmückung der Feststraße beim Besuch Kaiser Franz Josefs zu beantragen.

Die Regierungen der beiden Transvaalrepubliken teilen Portugal amtlich mit, daß sie die Zulassung des Durchmarsches britischer Truppen von Beira aus als einen feindseligen Akt betrachten.

Ueber London kommt die unbestätigte Meldung, daß den Engländern vom General de Wet bei Merkatsfontein eine schwere Niederlage beigebracht wurde, wobei sie 600 Tote und Verwundete und 900 Gefangene verloren.

Im belgischen Abgeordnetenhaus verliest Ministerpräsident de Smet de Nayer eine Botschaft des Königs Leopold, wonach dieser aus Anlaß seines 65. Geburtstags alle seine unbeweglichen Güter dem Land zum Geschenk macht.

In Oesterreich-Ungarn richten Ueberschwemmungen große Verheerungen an; in verschiedenen Bezirken kommen massenhafte Häusereinstürze infolge von Erdrutschen vor (vergl. die Abbildungen S. 668 und 669).

13. April.

General Cronje kommt mit seiner Frau und den Offizieren seines Stabes auf St. Helena an.

In Indien bricht ein Aufstand aus. In Kamphur zündet der Pöbel das Lagerhaus und eine Baumwollenmühle an. Es kommt zum Kampf mit dem aufgebotenen Militär; 10 Zivilisten und 5 Polizeibeamte werden getötet.

14. April.

Die Weltausstellung in Paris wird vom Präsidenten Loubet und dem Handelsminister Millerand (Porträts S. 667) mit großer Feierlichkeit eröffnet.

Das russische Kaiserpaar trifft in Moskau ein.

Die außerordentliche Burenabordnung unter Wolmarans (Portr. S. 667) reist von Mailand, wo sie eine Begegnung mit dem deutschen Staatssekretär Graf Bülow hatte, nach dem Haag ab.

Der in Barcelona mit 650 Personen aus Manila eingetroffene Dampfer „Montevideo" wird nach dem Seuchenlazarett Mahon beordert, da unterwegs an Bord vier Personen, von denen zwei gestorben sind, unter pestverdächtigen Erscheinungen erkrankten.

15. April.

Der Prinz von Wales erhält ein vom General Roberts im Namen der englischen Truppen in Südafrika abgesandtes Glückwunschtelegramm aus Anlaß des mißlungenen Brüsseler Attentats.

Die Verlobung des Prinzen Rupprecht von Bayern mit der Herzogin Marie Gabriele wird in München amtlich bekannt gemacht.

Mitglieder der amerikanischen Regierung teilen mit, daß die Verhandlungen wegen des spanischen Anspruchs auf die Inseln Sibutu und Cagayan-Sulu noch nicht zum Abschluß gekommen sind.

16. April.

Oberst Schiel macht mit zwei andern Gefangenen auf St. Helena einen vergeblichen Fluchtversuch.

Die außerordentliche Burengesandtschaft wird im Haag vom niederländischen Minister des Aeußern de Beaufort empfangen, ihr Mitglied Fischer stattet mit Dr. Leyds (Portr. S. 673)) dem Ministerpräsidenten Pierson einen Besuch ab.

17. April.

In Rom wird im römischen Seminar der internationale Kongreß für christliche Archäologie eröffnet. Kardinal Parocchi begrüßt die Versammlung im Namen des Papstes.

Der Unterstaatssekretär im Kultusministerium, Dr. v. Bartsch, wird zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat „Excellenz" ernannt.

18. April.

Major von Reitzenstein und Oberleutnant Tiehsen treffen vom Kriegsschauplatz wieder in Deutschland ein.



England als „Beschützer" Hollands.

Von Prof. Dr. Ernst von Halle.

In jüngster Zeit ist mehrfach die in steigendem Maß zu Tage tretende Neigung der Holländer angesichts ihrer wirtschaftlich und politisch bedrohten Lage einen engeren Anschluß an ihr altes Stamm- und Hinterland zu suchen, erörtert worden. Es ist ein ganz natürlicher Vorgang, daß einst beim fortschreitenden Verfall des alten Deutschen Reichs die kraftvollen nordwestlichen Niederdeutschen sich zielbewußt selbständig machten, um nicht in den allgemeinen Ruin mit hineingezogen zu werden, daß heute dagegen angesichts des wiedererstarkten Stammesvolks die zentripetalen Kräfte in Holland an Stärke gewinnen; und er hat in Deutschland eine wohlwollende, aber keineswegs enthusiastische Würdigung gefunden. Man erkennt das symptomatisch Bedeutungsrolle der Entwicklung, ist sich aber wohlbewußt, daß beim Abschluß eines sei es Zoll-, sei es politischen Bündnisses das Deutsche Reich auf alle Fälle weit mehr Geber als Empfänger sein würde; wie

sich denn im Lauf der letzten Jahre die Handelsbilanz erheblich zu Gunsten Hollands verschoben hat, für dessen heimische und Kolonialprodukte Deutschland bei weitem der größte Abnehmer ist, und wie auch die bestehenden Fluß- und Kanalschiffahrtsverträge wesentlich zur Förderung der holländischen kleineren Schiffahrt beigetragen haben. Der Wohlstand von Rotterdam und Amsterdam, das wirtschaftliche Gedeihen der holländischen Kolonien hängt heute größtenteils von den Beziehungen zum Deutschen Reich ab. Eine Spannung dieser Beziehungen, eine zielbewußte Begünstigung etwa des belgischen Verkehrs und Antwerpens gegenüber den holländischen Plätzen würde eine tiefgehende Kalamität für das kleine Holland heraufbeschwören.

Die Stellungnahme einer Anzahl von Mächten in kolonialen Fragen, das gewaltsame Vorgehen Rußlands und Japans im Osten, das rücksichtslose Zugreifen der Vereinigten Staaten in Amerika und in nächster Nachbarschaft der holländischen Kolonien in Ostasien, dann die so bald durch Thaten in der Heraufbeschwörung des Transvaalkriegs interpretierte Aeußerung Salisburys, daß die Großen größer und die Kleinen kleiner werden müssen — alles dies hat bei den sonst so ruhigen Kaufleuten da drunten an der Rheinmündung das Bedenken auftauchen lassen: „Sollte sich vielleicht der Tag nahen, wo Bruder Jonathan von den Philippinen oder John Bull von den Straits Settlements aus einmal durch den bekannten angelsächsischen Bildungs- und Wissensdrang getrieben werden könnten, sich praktische Kenntnisse über die Einträglichkeit unserer durch die Jahrhunderte hindurch so ertragreichen Kolonien zu verschaffen?“

Es wäre begreiflich, wenn ein verantwortungsbewußter holländischer Staatsmann, der abends in der Geschichte seines Landes gelesen und sich zur Fortsetzung der Lektüre das Buch unter das Kopfkissen legt, ein recht arges Alpdrücken infolge nächtlicher Zukunftsträume verspüren würde. Angesichts der Sachlage wirkt es aber für den Freund des Humors recht drastisch, wenn nunmehr englische Stimmen laut werden, um die besorgten Gemüter der Holländer zu „beruhigen“.

Die „Times“ hat jüngst mit der ganzen ihr eigenen Würde darauf hingewiesen, daß Holland unbesorgt sein könnte; sofern sich irgendwelche Gelüste äußern sollten, es in seiner Selbständigkeit anzutasten, so würde England ohne weiteres als jener „bewährte Beschützer“ (!) holländischer Unabhängigkeit auftreten, als den es sich ihr von jeher in den entscheidenden Augenblicken erwiesen hätte.

Ob Holland gerade in dem Moment, wo England einen ausgesprochenermaßen auf die Vernichtung des niederländischen Elements in seinen einstigen Kolonien gerichteten Krieg führt, für dieses Schutzanerbieten sehr viel übrig haben wird, mag dahingestellt bleiben. Es ist doch immer recht mißlich, auf denjenigen als demnächstigen Lebensretter rechnen zu müssen, der augenblicklich gerade einem nahen Verwandten den Hals umdreht. Es ist aber weiterhin vielleicht nicht ohne Interesse, auf die Grundlagen ein wenig näher einzugehen, darauf die „Times“ ihre mannhaft im Namen des englischen Volks abgegebenen Versprechungen stützt: auf den in früheren Zeiten den Holländern gewährten Schutz. Kennt man seine bisherigen Wirkungen, so ist man vielleicht auch in der Lage, sich über dessen zukünftigen Charakter ein entsprechendes Bild zu machen.

Wie hat England bisher Holland geschützt? Von älteren Zeiten und Kämpfen mag dabei abgesehen, aus den letzten drei Jahrhunderten allein sollen einige springende Punkte hervorgehoben werden. Bis ins 16. Jahrhundert konnte von einem Schutz Hollands durch England füglich nicht die Rede sein. Nach dem Tod Karls V gehörten die Niederlande der Krone Spanien, dem mächtigsten Reich jener Zeit, und in den nachherigen Unabhängigkeitskämpfen stand England keineswegs stets auf der holländischen Seite um Hollands willen, sondern beide hatten ein gemeinsames Interesse gegen Spanien. An Macht und Handelsblüte waren die Niederlande England weit überlegen, und es gelang in ihrem Ringen mit Spanien den Holländern alsbald sich aus eigener Kraft eine führende Stellung in wirtschaftlicher und politischer Beziehung zu sichern. Sie erschienen zuerst seit 1594 als Konkurrenten Portugals, das seit 1580 mit Spanien vereinigt war, in den indischen Meeren und erwarben sich dort wichtige Ausbeutungsgebiete, wie sie andererseits auch im europäischen Handel der Ostsee bei weitem die führende Rolle spielten. Sie setzten sich in Afrika, Nordamerika und Westindien fest, sie dehnten ihren Handel nach Japan und China aus, ihre Handelskompagnien in Ost- und Westindien florierten, die Niederländisch-Ostindische Kompagnie war die größte und einträglichste Handelsunternehmung der Welt.

Sie waren den Engländern so entschieden überlegen, daß sie, als diese den Versuch gemacht hatten, sich in ihrem hinterindischen Kolonialgebiet ansässig zu machen, nach mehrjährigem Kampf im Jahr 1621 alle auf Amboina befindlichen Engländer massakrieren konnten, ohne hierfür zur Rechenschaft gezogen zu werden; und dies wenige Jahre, nachdem es dem geschickten Diplomaten Oldenbarneveldt gelungen war, die seit den Zeiten der Königin Elisabeth in Holland anwesenden englischen Schutzgarnisonen wieder aus dem Land zu entfernen. 1635 eroberte eine Expedition unter Johann Moritz von Nassau-Siegen große Teile von Brasilien und begründete damit eine aussichtsreiche Ansiedelung in Südamerika, alles in einer Zeit, da die englische See- und Handelsmacht noch in den Kinderschuhen steckte. Vier Fünftel der ganzen europäischen Handelsmarine gehörte nach Colbert um die Mitte des 17. Jahrhunderts den Niederlanden, deren Handel sich zum englischen wie fünf zu eins verhielt und aus dem 30jährigen Krieg in ungeschwächter Blüte hervorging.

Dann aber änderte sich die Lage. In England wurden 1651 und 1660 die Navigationsakten erlassen, deren ausgesprochener Zweck es war, den holländischen Zwischenhandel zu vernichten und den englischen an seine Stelle zu setzen. Aller Zwischenhandel im Verkehr mit England und seinen Kolonien wurde verboten, das heimische Seewesen auf jede Weise begünstigt. In den drei Kriegen von 1652—54, 1665—67 und 1672—74 fand ein gewaltiges Ringen der beiden Seemächte statt. Das Ergebnis war, daß Holland seine Kolonie Neu-Niederland mit der Hauptstadt Neu-Amsterdam, das heutige Newyork, in Nordamerika verlor, daß Englands Recht, durch Streichen der Flagge jederzeit zuerst gegrüßt und damit als überlegen anerkannt zu werden, Bestätigung erhielt, die Navigationsakten mit dem Verbot des Zwischenhandels bestehen blieben außer für die Durchfuhr von deutschen Waren durch Holland und rheinwärts. Damit beginnt ein dauernder Rückgang für Holland. Nie wieder hat es vermocht, sich eine der englischen ebenbürtige Flotte zu schaffen, da es im Verlauf der Kriege immer nur den notwendigsten Bedürfnissen seiner maritimen Existenz Rechnung getragen, nicht aber bereits in Friedenszeiten auf Kriegsfälle sich durch Rüstungen genügend vorbereitet hatte. Brasilien hatte man durch eine kurzsichtige und kleinliche Krämerpolitik, durch den Mangel an Geneigtheit, für die Anfänge seiner Kolonien Opfer zu bringen, wieder verloren, und in Ceylon, das man 1658 den Portugiesen abnahm, nur eine ungenügende Entschädigung gewonnen, insofern hier zwar reiche Schätze, aber keine Gebiete für holländische Niederlassung vorhanden waren.

Im Kölner Frieden hatten übrigens die beiden Mächte das Recht der Zuführung auch von Schiffsbauholz und Lebensmitteln in das Gebiet des andern Landes, während dieses mit einer dritten Macht im Kriege war, gegenseitig als berechtigt anerkannt; damals war nämlich Holland mit Frankreich im Krieg, und England konnte von der Begünstigung Gebrauch machen. Im nächsten Jahrhundert dagegen, als die Verhältnisse umgekehrt lagen, bestritt England Holland eine derartige Berechtigung.

Die Zeit der Personalunion zwischen Holland und England seit 1689 besiegelt den maritimen Niedergang des Landes, da die englische Politik nunmehr mit besonderem Nachdruck eine Vernachlässigung des holländischen Seewesens erzielen konnte, und auch nach Wiederauflösung der Vereinigung blieb Holland im Schlepptau der größeren Macht. Es folgt nunmehr eine lange Periode anscheinend überaus guter Beziehungen zwischen den beiden Ländern, in denen England in der Regel die Vertretung der Interessen Hollands dritten Mächten gegenüber übernimmt. Auf welcher Grundlage dies allerdings geschieht, davon legen Aeußerungen der Staats-

dokumente und die Thatsachen häufig genug Zeugnis ab: es ist das Gefühl einer gewissen Suzeränität und Vormundschaft, aus der heraus das große England für das kleine Holland mitagiert; gefährlich war letzteres nicht mehr. Wie der Schutz wirtschaftlich wirkte, ergiebt sich daraus, daß sich hundert Jahre nach 1650 der holländische Handel zum englischen nicht mehr verhielt wie 5 : 1, sondern wie 6 : 7, 1792 aber wie 2 : 5.

Es handelte sich im 18. Jahrhundert um die Entfaltung größerer wirtschaftlicher und politischer Kraft, als Holland allein zu entfalten vermochte. So zehrte es im Innern vom alten Fett und früherer Größe, und nach außen mußte es sich gefallen lassen, daß England mit seinen Rechten beliebig schaltete oder ihm seine Politik vorschrieb. Dafür einige Beispiele: 1704 eroberten Holländer und Engländer gemeinsam Gibraltar. Die Königin Anna erklärte, über den gemeinsamen Besitz oder Entschädigung nach der Räumung mit den Generalstaaten verhandeln zu wollen; es geschah aber nie etwas, deren berechtigten Ansprüchen Genüge zu thun. 1718 schloß England mit Oesterreich und Frankreich eine Allianz gegen Spanien, die es ohne weiteres Quadrupelallianz nannte, weil es erklärte, Holland müsse auf alle Fälle mitthun. Holland war hierzu nicht geneigt, aber England betonte, es müsse mitgehen, wenn es auch nur ein Schiff mit ins Mittelmeer sende; andernfalls konnte ja Holland in den Kriegszeiten den Versuch machen, den von England betriebenen gewinnbringenden Handel mit Spanien an sich zu reißen.

Diese selbe Gefahr, daß die Holländer wieder ihren Handel erheblich ausdehnen könnten, gemeinsam mit der diesmal für England voraussichtlich ungünstigen Wirkung des neutralen Handels überhaupt, bot später im siebenjährigen Krieg den Engländern die Veranlassung, unter Nichtachtung der bestehenden Traktate ihre Kapereien holländischer Handelsschiffe erheblich über das ihnen auf Grundlage des Rechts zustehende Maß auszudehnen. Die ausdrücklich erlaubte Beförderung von Schiffbauholz wurde vielfach zum Grund der Wegnahme gemacht, und auch sonst der Handel mit Frankreich und seinen Kolonien willkürlich gesperrt, so daß Holland beinahe mit Gewalt in die Arme des Gegners getrieben wurde. Gleichzeitig wurden die Holländer durch die Intriguen Lord Clives aus Bengalen verdrängt und gegen ihre Herrschaft auf Ceylon Ränke geschmiedet, die sie zu gleicher Zeit mit einem rücksichtslosen Eindringen in ihre hinterindischen Kolonien durch langjährigen Krieg abzuwehren hatten.

Zu einem wirklichen Bruch mit England kam es allerdings erst 1780, als im Krieg gegen Nordamerika und Frankreich England Grund hatte, sich über unberechtigte Begünstigung der Gegner durch den Handel Hollands zu beklagen, zunächst sämtliche bestehenden Traktate kündigte und nunmehr Holland als „eine neutrale Macht, die mit England in Frieden lebe, aber der englischen Seemacht unterworfen sei“ bezeichnete. Als die Generalstaaten sich dann der bewaffneten Neutralität der Kaiserin Katharina II mit den nordischen Staaten Dänemark und Schweden anschließen wollten, trieben die Engländer zum Bruch, ehe der Vertrag abgeschlossen war. Ein äußerer Grund, ein seitens einiger Amsterdamer Kaufleute privatim abgeschlossener, bedingter Vertrag mit den noch im Krieg befindlichen nordamerikanischen Staaten, gab die erwünschte Veranlassung. Das Ergebnis des Kriegs war neben den großen Verlusten in seinem Verlauf die dauernde Einbuße eines großen Teils des holländischen Handels, der auf Belgien überging, und der Koromandelküste. Nur mit Hilfe Frankreichs rettete das zur See ohnmächtige Holland den westindischen Teil seiner Kolonien.

Nunmehr war die dritte Periode der holländisch-englischen Beziehungen zu Ende. Der Vorteil, den die Generalstaaten von der Freundschaft mit dem mächtigen England gehabt hatten, war weit aufgewogen durch die großen Nachteile der dauernden Machtbeschränkung, durch den Verlust des Gefühls der Selbstverantwortlichkeit und des Kraftbewußtseins sowie durch die schweren materiellen Schädigungen, die Einbuße an Handelsgröße und Kolonialbesitz.

Doch war das nichts im Vergleich mit dem, was sich dann ereignete, als infolge der französischen Okkupation der Niederlande 1795 England die Gelegenheit ergriff, sich aller Kolonien der Batavischen Republik zu bemächtigen. Beim Einrücken der Franzosen war der Statthalter nach England geflohen und hatte, wie van Kampen (Geschichte der Niederlande) berichtet, den Befehlshabern in den ost- und westindischen Kolonien befohlen, „die Engländer als Freunde und Beschützer gegen Frankreichs Raubsystem aufzunehmen. Diese Beschützer fingen jedoch, gleich auf die Nachricht des Einzugs der Franzosen in Holland, damit an, daß sie 4 Kriegsschiffe, 6 reichbeladene Ostindienfahrer und 110 andere Kauffahrteischiffe mit Embargo belegten und bald darauf sich zueigneten.“ Bis zum Jahr 1796 steckten sie ferner die holländischen Kolonien am Kap der Guten Hoffnung, Malakka, Ceylon, Cochin und die Molukken, sowie Demerary, Berbice und Essequibo ein. Dann wurde eine große holländische Handelsflotte im Wert von 10 Millionen genommen, und die holländische Flagge verschwand thatsächlich aus allen Meeren.

Im Frieden von Amiens 1802 wurde Holland die Rückgabe seiner Kolonien mit Ausnahme von Ceylon zugesichert, und ein neuer Wohlstand schien aufzublühn. Schon im nächsten Jahr aber brachte der wieder ausbrechende Krieg den furchtbarsten Schlag, den der holländische Handel je erleiden konnte, indem die Engländer alle rückkehrenden holländischen Flotten schonungslos aufbrachten. 1806 nahmen die Engländer abermals das Kap sowie Surinam und 1811, als Holland ein Teil des französischen Reichs geworden war, bemächtigten sie sich der letzten holländischen Kolonie, des reichen Javas mit der Hauptstadt Batavia.

Im Jahr 1815 wurde dann beim Friedensschluß Belgien Holland einverleibt; als Preis für diese Vereinigung und sonstige Zahlungen sollten die endgiltige Abtretung von Demerary, Essequibo, Berbire und der Kapkolonie an England dienen, die übrigen Kolonien zurückgegeben werden; hinsichtlich Ceylons hat es England indes stillschweigend bei dem einst mit Frankreich geschlossenen Frieden von Amiens bewenden lassen und es nie wieder herausgegeben. Während aber England diesen Preis für Belgien in die Tasche steckte, wie von Hogendorp berichtet, sagte gleichzeitig der englische Minister Castlereagh: „Belgien ist nicht so sehr mit Holland, als dieses mit jenem vereinigt.“ Und 16 Jahr später, bei der Lostrennung Belgiens von den Niederlanden, hat England sich nicht durch diese Erinnerung in seiner belgienfreundlichen Stellung erschüttern lassen, vielmehr gehörte es zu den Mächten, die zuerst die Unabhängigkeit und Neutralität Belgiens gelegentlich des Friedenstraktats garantierten; denn naturgemäß mußten zwei kleine vis-à-vis an der Nordseeküste ihm lieber sein, als ein großes niederländisches Reich, das ja eines Tages aus alten Erinnerungen einmal wieder hätte anfangen können, die Ambitionen einer Seemacht hervorzukehren.

So zeigt sich in der vierten Periode die Art und Weise des englischen Schutzes für die Niederlande, wenn man von einem solchen reden kann, am deutlichsten. Aengstlich besorgt, daß Holland großen Reichtum oder großen Handel, großen Kolonialbesitz oder große Seemacht als eine lästige Verantwortlichkeit empfinden könnte, ist England erfolgreich bestrebt gewesen, es allen diesen Besitzes zu entkleiden und aus der einstigen Königin der Meere, der Nachfolgerin der Hansa, dasjenige zu machen, was Holland heute ist, ein wehrloses, offenes Land, ein kleiner Händlerstaat und eine kleine Kolonialmacht an der Mündung des Rheins und der Nordseeküste, ungefährlich für den großen Nachbarn jenseits des Wassers, ein geeigneter Gegenstand für die Versicherung eines platonischen Wohlwollens. Ob letzteres gegebenenfalls ein Grund sein würde, die Engländer von der Hissung des Union Jack in den reichen hinterindischen Kolonien abzuhalten, oder im Fall geeigneter Kompensationen diese oder Curaçao und Holländisch-Guyana nicht an Nordamerika fallen zu lassen? Das ist zur Zeit eine Doktorfrage. Wünschen wir den Holländern, daß es ihnen erspart bleibt, über eine Ausdehnung des direkten englischen Schutzes auf diese Gebiete im Verlauf des 20. Jahrhunderts praktische Studien zu machen!

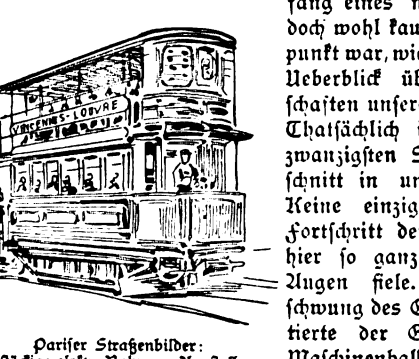




Wovon man spricht.

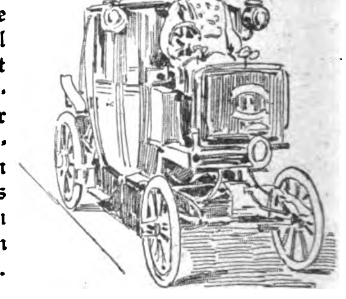
Die Eröffnung der Pariser Weltausstellung. Kaum haben sich die schimmernden Prachtthore dem Völkergewimmel aus allen Gegenden der Erde geöffnet, und schon beschleicht ein gewisses Unbehagen, ein Gefühl der Enttäuschung die französische Nation. Es war zwar ein herrlicher strahlender Frühlingstag, als das Haupt der französischen Republik, Präsident Loubet (Abb. S. 667), den feierlichen Akt der Eröffnung vollzog. Ueber das farbenprächtige Bild an den Ufern der Seine goß die Sonne ihr helles Licht, bald verklärte sie die kurzlebigen Sommerbauten mit ihrem Schein zu schönerem Dasein, bald ließ sie aber auch das Unfertige, Hohle dieser Stuckarchitektur um so greller hervortreten. Der sozialistische Handelsminister Millerand (Portr. S. 667) hielt die Weiherede. Die ganze Nation hing an seinem Munde. Denn überängstliche Gemüter hatten doch von seinen Worten das Erscheinen der europäischen Fürstlichkeiten abhängig gemacht. Aber weder Umsturz noch Tyrannenhaß waren das Leitmotiv seiner Rede. Im kräftigen Pathos, das die französische Sprache so schön kleidet, pries er die Arbeit, die die Völker adelt und alle Nationen immer fester vereint. In warmen Worten gedachte er derer, die ihr ganzes Können in den Dienst dieses Unternehmens gestellt, und der vielen, vielen Namenlosen, die unablässig, ein jeder an seinem Teil, zur Vollendung beigetragen haben. Dann antwortete Loubet. Seine Rede war so recht der Ausdruck seines Wesens: freundlich, aber ohne große Wärme, korrekt, aber kühl. — Und dann fluteten die Massen in die so schnell aus dem Boden gewachsene Wunderstadt. Das Gefühl, das den Beschauer ergreift, ist zuerst eine allgemeine Verwirrung. Man weiß nicht, wohin; was soll man zuerst bewundern, was soll man beiseite lassen? Ueberall ein Vielerlei der mannigfachsten Sachen, nirgends ein dominierendes, überraschendes Meisterwerk, in allem zeigt sich die Höhe der Allgemeinheit, nirgends sieht man die Aeußerung eines alles überragenden Menschengeistes, der die Mitwelt fortreißt und zum Folgen zwingt. Und allmählich wird es dann klar, daß der Anfang eines neuen Jahrhunderts doch wohl kaum der passende Zeitpunkt war, wiederum einen großen Ueberblick über die Errungenschaften unserer Kultur zu bieten. Thatsächlich ist der Anfang des zwanzigsten Säkulums kein Abschnitt in unserer Entwicklung. Keine einzige Erfindung, kein Fortschritt der Technik, der uns hier so ganz besonders in die Augen fiele. Den Riesenaufschwung des Eisenbaus dokumentierte der Eiffelturm und die Maschinenhalle von 1889. So hoch war thatsächlich noch kein Bauwerk von Menschenhand in die Lüfte gedrungen. Dagegen muten die neuen Gebäude wie Popularisierungen eines großen, schöpferischen Gedankens an, sie zehren bereits vom Erbteil einer früheren Epoche. Wo hat man nicht etwas Aehnliches wie Alt-Paris gesehen? In Turin! In Antwerpen! In Chicago! In Stockholm! In Wien! In Berlin! Und so schön die Ufer der Seine sind, was bedeuten sie gegen den landschaftlichen Zauber der „weißen Stadt“ am Michigansee? Aber das Volk von Paris ist glücklich. Der Präsident hatte gestattet, daß an dem Eröffnungstag auf den öffentlichen Plätzen getanzt wurde. Und so drehte sich denn beim Schein der elektrischen Lampen die Pariser Jugend auf allen Boulevards im Kreis. Die Aktien der Ausstellung werden auf den Straßen feilgehalten und stehen vorläufig tief unter pari. Solange die Fremden aber noch viel Geld in die Stadt tragen, so lange es noch etwas zu sehen giebt, so lange haben wir von unserm unruhigen Nachbar nichts zu fürchten. Der französische Genius scheint sich auch auf dem Gebiet des Ausstellungswesens erschöpft zu haben. Wäre man um eine Aufschrift für das Prachtthor verlegen, das auf seiner Höhe die elegante Pariserin trägt, man müßte in großen Lettern die Worte der Pompadour darauf setzen: „Nach uns die Sintflut!“

Eröffnung der Pariser Weltausstellung am 14. April: Präsident Loubet besichtigt das Marsfeld.
Nach einer Momentaufnahme von Frères Geniaux, Paris.



Pariser Straßenbilder:
Zweistöckige elektr. Bahn zur Ausstellung.

Der Krieg in Südafrika. Die augenblickliche Situation im Oranjefreistaat ähnelt insofern sehr dem Beginn des Krieges, als wieder niemand etwas Genaues von dem eigentlichen Gang der Operationen weiß. Das englische Kriegsamt schweigt sich wieder vollständig aus, und man ist sehr geneigt, dieses Schweigen in ungünstiger Weise auszulegen. Zwar hat sich die Nachricht von dem großen Sieg der Buren bei Merkatsfontein, wo die Engländer nicht weniger als 600 Tote und 900 Gefangene verloren haben sollten, bis jetzt nicht bestätigt. Es hat vielmehr den Anschein, als ob der Sieg der Buren bei Reddersburg in dieser Depesche eine vermehrte und verbesserte Auflage erlebt habe. Aber das kann man doch aus den spärlichen Nachrichten ersehn, daß die Buren eine ganz andere kriegerische Thätigkeit entfalten als in der letzten Zeit des Oberbefehls von Joubert. Um die Stadt Wepener, südöstlich von Bloemfontein, wird heftig gekämpft, und obwohl Lord Roberts in der Hauptstadt des Feindes steht, sind nicht die Engländer, sondern die Buren die Angreifer. Das ist eine Situation, die immerhin zu denken giebt. Auch in Natal sind die Burenkommandos wieder zum Angriff übergegangen, auf den alten Schlachtfeldern von Glencoe und Elandslaagte ist wieder gekämpft worden, und die Buren setzen alles daran, die englischen Streitkräfte in Natal festzuhalten. Lord Roberts wirft bereits Verschanzungen um Bloemfontein auf und rüstet sich zur Defensive. Indessen ist die außerordentliche Burengesandtschaft in Europa angekommen, und das schwergeprüfte Volk erwartet nun von der Diplomatie, was ihm das Kriegsglück bis jetzt versagte.

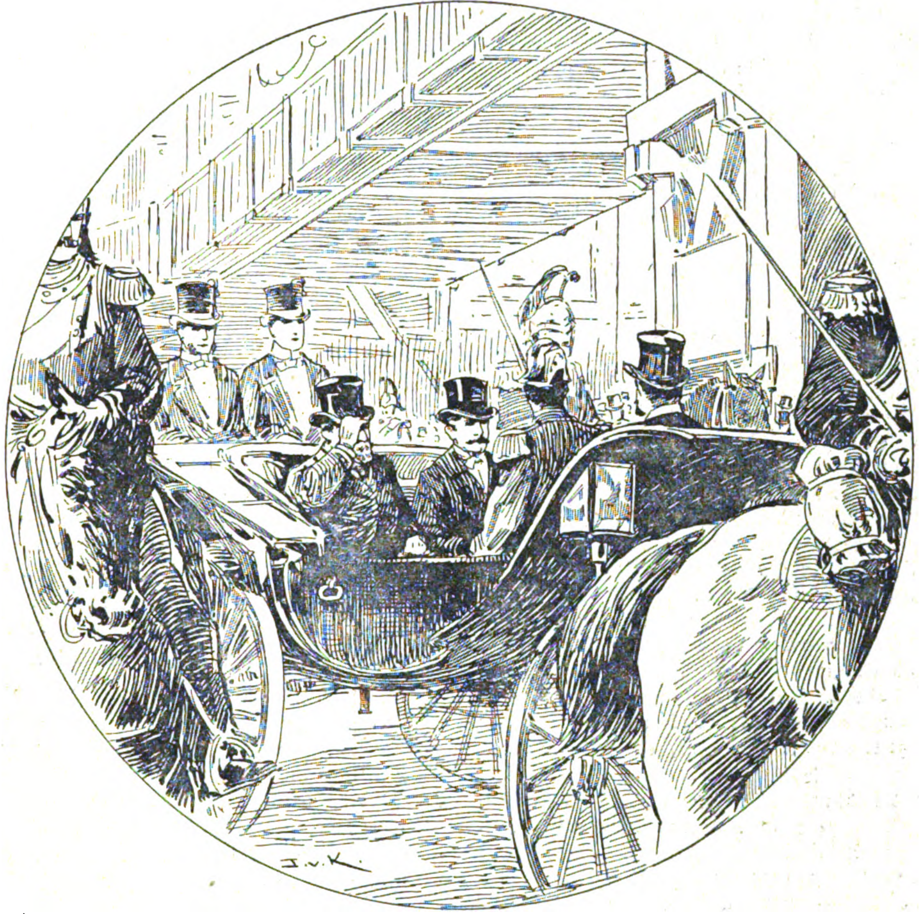


Pariser Straßenbilder:
Automobildroschke zur Ausstellung.



Die Theaterwoche.

Im Königlichen Opernhaus in **Berlin** wurde eine neue einaktige Oper „Die Beichte", zu der Ferdinand Hummel die Musik und Axel Delmar den Text geschrieben hat, mit der Freundlichkeit aufgenommen, die das Publikum an dieser Stelle regelmäßig neuen Werken entgegenbringt. Die Autoren der „Beichte" durften darauf von vornherein umso sicherer rechnen, als sie noch von ihrer „Mara" her einen Stein im Brett haben. Delmar ist seine Arbeit diesmal nicht so gut gelungen. Er stellte einen Eremiten auf die Bühne, der sich in seiner Jugend mit der Frau seines Freundes vergangen hat. Der Versuch, ihn die Beichte nicht in der Form einer Erzählung ablegen, sondern ihn die Vergangenheit noch einmal vor den Augen des Publikums durchleben zu lassen, ist nicht geglückt, weil es der Scene an Klarheit mangelt. Die Hummelsche Musik bewegt sich in den gleichen Bahnen, wie in der Mara; die Begabung des Komponisten, der sich bemüht, natürlich und melodisch zu spielen, tritt in den lyrischen Partien am deutlichsten hervor.



Eröffnung der Pariser Weltausstellung am 14. April: Präsident Loubet, begleitet vom Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau, dem General Baillard und Herrn Demagny, vor dem Haupteingang.
Nach einer Momentaufnahme von Frères Geniaux, Paris.

❧

Berlin steht wieder im Zeichen der Gastspiele. Das Lessingtheater beherrscht noch immer unsere Agnes Sorma, und im Berliner Theater ist der Wiener Heroine Adele Sandrock, die die Reihe ihrer Vorstellungen wegen Krankheit abbrechen mußte, die Italienerin Eleonora Duse gefolgt. Neben der Fedora in Sardous gleichnamigem Effektstück spielte die große Frauendarstellerin, die keine Heimstätte für ihre Kunst finden kann, in Gabriele d'Annunzios „Gioconda". In der Silvia giebt sie ihr eigenstes Leben, hat der italienische Dichter, Redner und Volksvertreter sein feuriges Bekenntniswerk doch der „Frau mit den schönen Händen" gewidmet.

Pariser Boulevardbilder: Ankauf von Ausstellungskarten (Preis 3. Zt. 37 ctms.)

❧

Während es in Berlin sonst still war, brachten auswärtige Bühnen mehrere neue Stücke zur Aufführung. In **Bremen** hatte das neue Schauspiel „Brandmal" des Spaniers Echegaray, der bei uns in Deutschland namentlich durch seinen vielgespielten „Galeotto" bekannt geworden ist, in der Bearbeitung von Gustav Burchard starken Erfolg; im **Münchener** Hoftheater wurde das Lustspiel „Welke Blätter", das den Oberregisseur des Berliner Theaters Alfred Halm zum Verfasser hat, freundlich aufgenommen, und im Residenztheater in **Hannover** belachte man den Schwank „Hinter Papas Rücken" von Richard Keßler und Arthur Lippschitz. Im großherzoglichen Hoftheater von **Weimar** kam ein sogenanntes Wartburgdrama „Die letzte Hohenstaufin" von Marie Witilo zur Aufführung. Hinter dem harmlosen Dichternamen verbirgt sich die Gattin des Oberhofmarschalls von Wedel, die den Ertrag ihrer Kunst dem Bau einer neuen Kaiserin Augustakirche widmen will. Aber selbst der gute Zweck konnte die Begeisterung für das wohllautende Jambenstück nicht necken. Die Zuschauer blieben kühl bis ans Herz hinan.

❧

Die **Wiener** Bühnengeschichte ist um ein ergötzliches Kapitel reicher. Nachdem das Maskenspiel „König Harlekin" von Rudolf Lothar ein gutes Vierteljahr bei der Zensur gelegen hatte, wurde die vom Deutschen Volkstheater geplante Aufführung kurz vor Thoresschluß untersagt. Jetzt ist das Verbot plötzlich zurückgenommen. Und warum? Für das bevorstehende Gastspiel der Wiener Bühne in Berlin hat die preußische Schwesterbehörde das staatsgefährliche Märchenspiel freigegeben. Oesterreich ist doch ein höflicher Verbündeter.

❧

Daß das Verständnis für die deutsche Musik im Ausland sich immer mehr ausbreitet, dafür bringt beinahe jede Woche neue Beweise. In erster Reihe faßt Richard Wagner immer mehr Boden. So weckte in Rom sein „Tannhäuser" ein begeistertes Echo. Noch bezeichnender aber ist die Aufnahme, die neuerdings „Die Meistersinger von Nürnberg" in Stockholm gefunden haben. Vor dreizehn Jahren wurde das Werk dort zum erstenmal aufgeführt mit so geringem Erfolg, daß es bereits nach wenigen Wiederholungen völlig vom Spielplan verschwand. Jetzt hat man auch in der schwedischen Hauptstadt seinen hohen Wert erkannt, Publikum und Presse bereiteten ihm eine gleich glänzende Aufnahme.

❧

In verschiedenen Städten der Schweiz ist eine neue Oper „Die Nacht", die der Berliner Komponist Dr. Bogumil Zepler und der Barytonist Fumagalli geschrieben haben, mit großem Erfolg in Scene gegangen.



Pariser Boulevardbilder: Verkauf von Ausstellungskarten (Preis 3. Zt. 48 ctms.)

Die Börsenwoche.

Auch nach dem Osterfest hat das Aussehen der Börse keine wesentliche Aenderung erfahren. Es bleibt nach wie vor öde und uninteressant auf fast sämtlichen Marktgebieten, und lediglich die verschiedenen Zweige des Industrieaktienmarktes unter steter Führung der Eisen- und Kohlenpapiere zeigen Leben und Bewegung. Freilich war aber auch hier in den letzten Tagen eine gewisse Abnahme der Thätigkeit nicht zu verkennen, und dabei hat sich die schon seit einiger Zeit zu beobachtende Erscheinung weiter ausgeprägt, daß die Hüttenaktien in den Hintergrund treten und zwar zu Gunsten der Kohlenwerte. Man weiß ja, daß die Berliner Spekulanten und namentlich die Maklerkreise unter der Gefolgschaft der kleinen Tagesspekulation von jeher einer jeden Aufwärtsbewegung der Eisenaktien den lebhaftesten Widerstand entgegensetzen. Die früher gegenüber den Aktien der Kohlenzechen an den Tag gelegte gleiche Abneigung hat mehr und mehr nachgelassen, aber nicht etwa aus freier sachlicher Ueberzeugung, sondern infolge der fortgesetzten Fehlschläge die der Baissespekulation auf diesem Feld ganz enorme Verluste zufügten. Heute konzentriert sich nun die ganze Potenz dieser Kreise auf die Bekämpfung des Preisstandes der Eisenwerte, und da die Matadore der einheimischen Großspekulation und diejenigen des Rheinlands und Oberschlesiens augenblicklich ihre Hauptaufmerksamkeit den Kohlenpapieren zuwenden, so erzielte die Eisenaktienkontremine zur Zeit einige Erfolge.

*

Ob sich aber bereits eine anhaltende und intensive Abwärtsbewegung in diesen Werten einstellen wird, erscheint ziemlich zweifelhaft. Wohl zieht die Kohlenindustrie bedeutendere materielle Vorteile aus der Konjunktur als das Schwestergewerbe, die Eisenindustrie. Auch ist letztere in höherem Maße abhängig von den Schwankungen und Konjunkturen des Weltmarktes. Zur Zeit ist bekanntlich die amerikanische Spekulation auf diesem Gebiet eifrig thätig, und ihre oft nicht sehr reinlichen Manipulationen verdunkeln zeitweilig das Gesamtbild und erschweren das Urteil über die Lage des Industriezweigs. Aber es scheint in dem Eisengewerbe der in Betracht kommenden Staaten noch keineswegs eine Wendung eingetreten zu sein, wenn auch zeitweilig ein Kulminationspunkt der Kurve erreicht worden ist. Wer kann voraussagen, wie sich die Zickzackbewegung derselben weiter gestaltet? Bisher stellte sich auch die Entwicklung der betreffenden Börsenkurse als eine Art von Echternacher Springprozession dar: zwei Schritte vorwärts, ein Schritt zurück.

*

Die Newyorker und die durch sie in hohem Grad beeinflußte Londoner Börse üben auch gegenwärtig eine erkennbare Einwirkung auf die deutschen Märkte. Die elementar ausgreifende Hausse der amerikanischen Eisenbahnpapiere ist aller Wahrscheinlichkeit nach an ihrem Ende noch nicht angelangt, und die zeitweiligen Rückschläge erhöhen vorläufig nur die Spannkraft des Haussetriebs. Solange die Einnahmen der amerikanischen Eisenbahnen solche phänomenalen, stetig wachsenden Ueberschüsse aufweisen, ist die dortige Geschäftslage als eine gesunde und weiter prosperierende anzusehen, denn die Verkehrsziffern bilden das Spiegelbild des wirtschaftlichen Zustandes eines Kulturstaats. Während in früheren Jahren gewissenlose Eisenbahnmagnaten jenseits des großen Wassers die europäischen Börsen mit gefälschten Ausweisen und unehrlichen Machenschaften aller Art in der raffiniertesten Weise irreführten, hat sich seit geraumer Zeit im amerikanischen Eisenbahnwesen eine anständigere Geschäftspraxis Bahn gebrochen, und ehrenhafte Elemente haben nach und nach die Oberhand gewonnen. Zwar sind auch heute noch Enttäuschungen drüben keineswegs ausgeschlossen, aber die Freibeuterei von ehedem ist in der Hauptsache beseitigt.

*

Die Börse durfte in diesen Tagen die Verhältnisse des Geldmarktes etwas mehr aus den Augen lassen als noch vor kurzem, denn das naturgemäße Rückströmen der Umlaufsmittel in der ersten Aprilhälfte hat manche aus den Geldverhältnissen entspringenden Sorgen vertagt, wenn auch nicht weggetilgt. Augenblicklich zeigt sich wieder eine leichte Zunahme der Geldnachfrage, die teilweise mit den fälliggewordenen Rückzahlungen der zum letzten Ultimo von der Reichsbank entnommenen Lombarddarlehen teilweise mit der Konstellation am Londoner Markt zusammenhängt.

Junius.



Sir Alonzo Money, englischer Delegierter zur ägyptischen Staatsschuldenkommission, † am 9. April in Kairo.

Johann Bresch, elsässischer Volksdichter, Verfasser des Werkes „Vogesenklänge“, † in Straßburg i. E. im Alter von 84 Jahren.

Kammerherr Adolf von Engel, mecklenburgischer Landrat und Rechtsritter des Johanniterordens, † auf Breesen im Alter von 67 Jahren.

Karoline von Hackländer, geb. Opitz, Witwe des bekannten Romanschriftstellers Wilhelm von Hackländer, † in Stuttgart im Alter von 82 Jahren.

Johann Henry, einer der eifrigsten Förderer des Deutschtums in den Vereinigten Staaten von Amerika und Vorsitzender vieler deutscher Vereine, † in Toledo (Ohio).

Otto Jordan, verdienstvoller Altertumsforscher und Intendant des städtischen Musikinstituts in Koblenz, † am 10. April in San Remo.

Oberlandesgerichtspräsident a. D. Klemm, ehemaliger sächsischer Bundesratsbevollmächtigter, beteiligte sich an der sächsischen Landesgesetzgebung, † am 10. April in Dresden im Alter von 84 Jahren.

Graf Ferdinand zur Lippe, das Haupt der Weißenfelder Linie des Lippeschen Gesamthauses, † am 11. April in Baruth im Alter von 55 Jahren.

Dr. Friedrich Maaßen, ehemaliger Lehrer des Kirchenrechts an der Universität Wien und Mitglied des österreichischen Herrenhauses, † am 9. April in Innsbruck im Alter von 77 Jahren.

Rechtsanwalt Dr. jur. Marquier, erfolgreicher Jugend- und Reiseschriftsteller, † in St. Johann im Alter von 82 Jahren.

Wilhelm Mettker, Begründer der Gesellschaft der „Getreuen von Jever“, † am 10. April im Alter von 74 Jahren.

Professor Dr. August Müller, erster Oberlehrer am Friedrich-Werderschen Gymnasium in Berlin, † im Alter von 62 Jahren.

Präsident Dr. Gustav von Rockshammer, langjähriger Leiter des höheren Schulwesens in Württemberg, † in Stuttgart.

Joseph Rudrich, hervorragender Wiener Bildhauer, der sich auch an der Ausschmückung der Hofmuseen beteiligte, † durch Selbstmord.

Hofrat Dr. Friedrich Rulf, ehemaliger Professor des Staatsrechts an der deutschen Universität in Prag, † am 11. April im Alter von 80 Jahren.

Dr. jur. Hermann Sauer, bekannter Berliner Rechtsanwalt und Notar, † am 10. April in Neapel.

Julius Schad, Oberamtspfleger und ehem. Stadtschultheiß von Tuttlingen, † im Alter von 76 Jahren (Portr. S. 668).

Oberst z. D. H. Th. von Schön, Herausgeber der vielgenannten Memoiren seines Vaters, des preußischen Ministers von Schön, † in Berlin im Alter von 79 Jahren.

Regierungsrat Dr. med. Ernst Schwartz, langjähriger Medizinalrat bei der Regierung in Trier, †.

Dr. Theodor Vatke, Verfasser von ansprechenden Schilderungen aus den Feldzügen von 1866 und 1871, † in Groß-Lichterfelde im Alter von 60 Jahren.

Königl. Amtsrat Franz Weydemann, langjähriger Vorsitzender der landwirtschaftlichen Vereine des Fürstentums Halberstadt und der Grafschaft Wernigerode, † in Halberstadt im Alter von 74 Jahren (Portr. S. 669).

Geheimer Oberpostrat W. Wiebe, ehemaliger Direktor im Reichspostamt, † in Berlin im Alter von 81 Jahren (Portr. S. 669).

Otto Wuelfing, bekannter Bimetallist und ehemaliges Mitglied der Reichswährungskommission, † am 17. April in München-Gladbach.

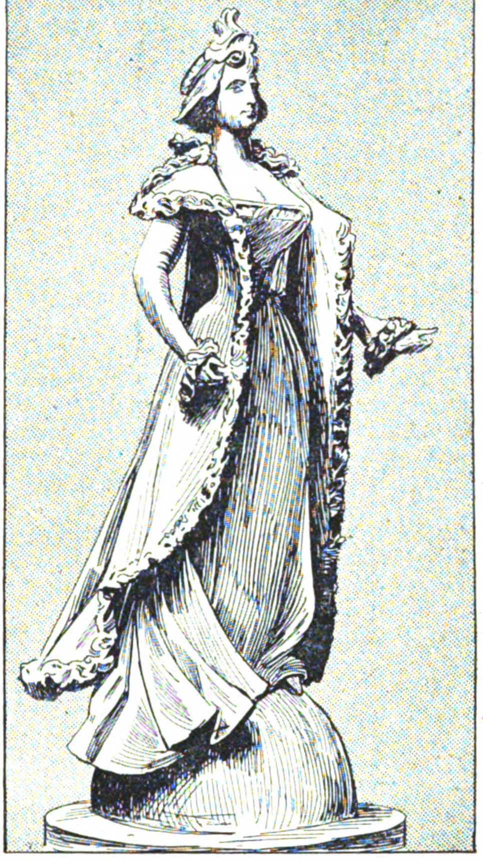


Bilder vom Tage.

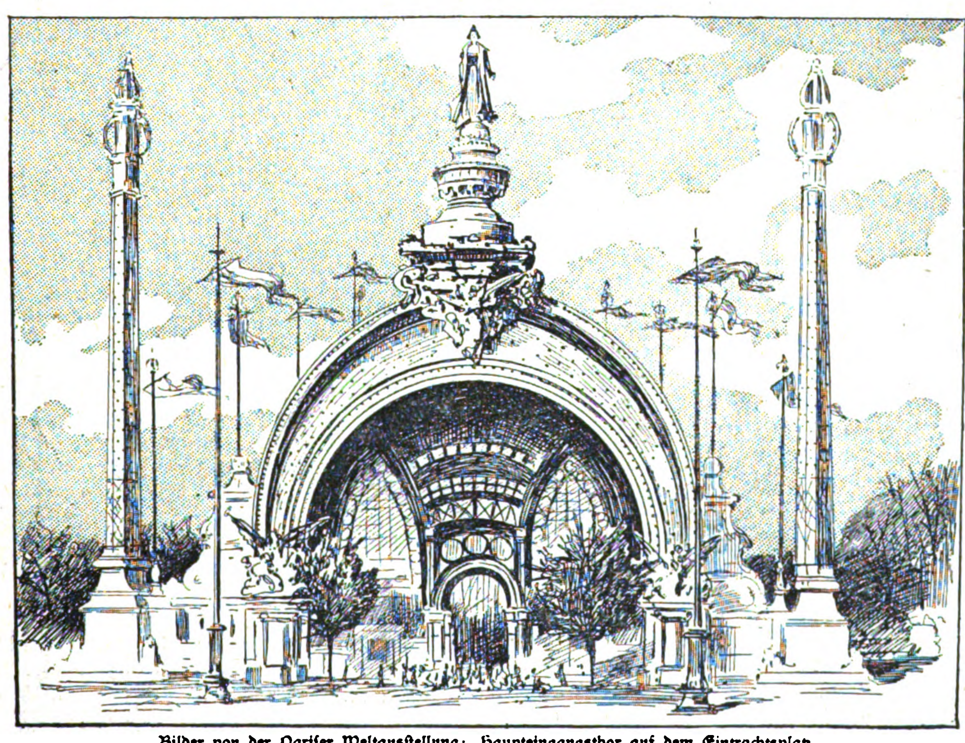
Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 667—674.

Bilder von der Pariser Weltausstellung. Der große Weltjahrmarkt an der Seine hat seinen Anfang genommen. Aber diese Weltausstellung leidet in noch viel höherem Grad als ihre Vorgängerinnen an dem alten Uebel: sie ist nicht fertig. So kam es denn auch, daß das große Prachtthor, das Wunderwerk eines jungen Pariser Architekten, noch nicht die Scharen der Ehrengäste einließ, gleichsam um die Gäste auf die kommenden Eindrücke schonend vorzubereiten. Dieser Haupteingang verspricht aber eine Hauptzierde der Ausstellung zu werden; in ihm hat der Architekt wenigstens einen neuen Gedanken auszudrücken versucht, und gerade neue Ideen findet man in der ganzen Architektur der Ausstellung sonst selten. Mit großem Geschick sind hier die weiten Spannungen des modernen Eisenmaterials mit der altmaurischen Architektur verbunden, der Künstler hat die Farbe in reichstem Maß verwendet, und auch des Nachts werden diese kühnen Wölbungen im Glanz tausender farbiger Glühlichter prangen. Die Statue, die dies Thor krönt, die Verkörperung der Stadt Paris, wäre beinahe dem Ansturm kunstfeindlicher Philister zum Opfer gefallen. Der Künstler M. Moreau-Vauthier hat nämlich die Kühnheit gehabt, von dem breitgetretenen Weg etwas abzuweichen. Statt einer langweiligen Allegorie bietet er uns eine stolze Dame im Gewand unserer eigenen Zeit, die gerade die Züge, die uns immer wieder nach dieser einzigen Stadt ziehen, verkörpert: raffinierte Eleganz und unersättliche Lebenslust. Konnte er das anders ausdrücken, als dadurch, daß er seiner Figur nicht nur die Züge, sondern auch das Gewand unserer Zeit lieh? — Von den übrigen Baulichkeiten, die einigermaßen fertig geworden sind, geben wir auf S. 671 einige Abbildungen wieder. Die Kolonien Frankreichs werden besonders reich vertreten sein. Die dritte Republik will hier aller Welt die Lebensfähigkeit ihres großen Kolonialreichs, das zur Ablenkung des Revanchebedürfnisses von ihr ins Leben gerufen wurde, beweisen. Rußland hat seine Plätze nicht neben den übrigen Nationen erhalten. Gleichsam, um die Sonderstellung der russischen zur französischen Nation zu dokumentieren, hat Rußland ein abgesondertes Gebiet bebaut im Park des Trocaderopalastes. Vorläufig ist damit aber nur das eine erreicht, daß die Gebäude, die an und für sich sehr gefällig aussehen, weniger Beachtung finden. Eine der Hauptanziehungen werden natürlich wieder die Vertreter der fremden Nationen sein, die sich dort zusammenfinden. Die japanischen Theemädchen (Abb. S. 671), die in den japanischen Pavillons bedienen, werden in ihrer eigenartigen Grazie gewiß das Herz manches Europäers entzücken.



Bilder von der Pariser Weltausstellung: Die Stadt Paris. Sechs Meter hohe Statue auf dem Haupteingangsthor, modelliert von M. Moreau-Vauthier.



Bilder von der Pariser Weltausstellung: Haupteingangsthor auf dem Eintrachtsplatz.

Die **außerordentliche Gesandtschaft der südafrikanischen Burenrepubliken**, die die europäischen Mächte aufsuchen soll, um womöglich eine friedliche Intervention zu Gunsten der Freistaaten herbeizuführen, ist in Begleitung des ständigen Vertreters Transvaals, Dr. Leyds, der seinen Wohnsitz in Brüssel hat, zuerst nach dem Haag gereist, wo im vorigen Jahr die Friedenskonferenz tagte. Die Buren gehn wohl nicht fehl, wenn sie annehmen, daß die Königin Wilhelmine, die in den Buren die Stammesbrüder ihres niederländischen Volks erblickt, noch am ehesten geneigt sein würde, eine Friedensvermittelung bei den europäischen Regierungen, in erster Reihe aber beim Zaren anzuregen. Die Gesandtschaft wird natürlich bestimmte Vorschläge mitgebracht haben, auf Grund deren eine Beilegung des Krieges möglich wäre, allein vorläufig zeigen die Engländer noch nicht die mindeste Neigung, sich auf irgendeinen Friedensschluß einzulassen, der den Buren ihre Selbständigkeit auch nur in geringem Umfang ließe. Unsere Leser finden auf S. 667 den Führer der Gesandtschaft Wolmarans und auf S. 673 Dr. Leyds mit seinem Sekretär Jonkheer van der Hoeven.

Bilder vom Transvaalkrieg (S. 672 u. 674). Die heldenhafte Einmütigkeit, mit der sich das ganze Burenvolk gegen ihre Bedränger erhoben hat, erinnert an die großen Vorbilder der Geschichte. Nicht nur Männer, Jünglinge und Knaben stehen mit dem Gewehr in der Front, wie unsere Abb. auf S. 672 zeigt, auch die Frauen sind mit ins Feld gezogen, um alle Leiden und Strapazen mit den ihrigen zu teilen. Das Bild der betagten Frau des verstorbenen Generals Joubert (S. 674), in deren Gesicht die reichen Erfahrungen eines langen Lebens tiefe Runzeln ge-

graben, im Lager vor Ladysmith wirkt tiefergreifend. Das letzte Bild ihres verstorbenen Gemahls (S. 674) zeigt ihn auch noch mitten in seinen strategischen Entwürfen vor der belagerten Stadt Die Zähigkeit des Burenvolks auch im Unglück ist geradezu bewunderungswert. Auch der Präsident des Oranjefreistaats, Steijn, den Lord Roberts aus seiner Residenz vertrieben hat, ist in Pretoria angekommen (Abb. S. 674) und wirkt nun an der Seite des Präsidenten Krüger unablässig zum Heil seines Vaterlandes. Die Abbildung der Geschütze auf S. 674, die die Kapitulation Cronjes in die Hände der Engländer lieferte, ist eine traurige Erinnerung an den heldenmütigen Widerstand des tapferen Burengenerals, der jetzt auf St. Helena das Brot der Gefangenschaft ißt. Die Geschütze sind meist deutschen Ursprungs und ähneln im ganzen den früheren Feldgeschützen der deutschen Armee. Vor Kimberley thaten sie ihre Schuldigkeit vollauf. Der Aufenthalt in den Straßen der belagerten Stadt war unmöglich geworden, und die Bewohner mußten sich in die Keller flüchten, die durch Sandsäcke möglichst gegen die Granaten der Buren geschützt wurden (Abb. S. 672). Trotz der wiederholten Ableugnung von englischer Seite ist es noch immer nicht klar, ob die berüchtigten Dum-Dum-Geschosse nicht vielfach in diesem Kriege verwandt wurden, jedenfalls sind die Verpackungen dieser mörderischen Kugel auf den Schlachtfeldern gefunden worden. Unser Bild auf S. 672 giebt einen Ueberblick über die Wirkungen der verschiedenen in diesem Krieg verwandten Geschosse. Das Mantelgeschoß des kleinkalibrigen Mausergewehrs mit seiner großen Anfangsgeschwindigkeit macht die kleinste Oeffnung, deren Ränder keine bedeutenden Splitterungen aufweisen. So furchtbar die Wirkung dieser Waffe auch ist, so kann sie doch im gewissen Sinn als human bezeichnet werden, da die Verwundungen des Mausergewehrs ziemlich schnell heilen eine Thatsache, die auch durch die deutschen Aerzte bestätigt wird. Das schwere Geschoß des englischen Armeegewehrs nach dem System Lee-Metford, das der Waffe der Buren zwar an Tragfähigkeit und Rasanz weit unterlegen ist, verursacht doch Verwundungen, die ungleich gefährlicher sind. Von der verheerenden Wirkung des eigentlichen Dum-Dum-Geschosses aber giebt unser Bild eine deutliche Vorstellung. Die Schußöffnung ist nicht nur ungemein groß, der Schädel ist auch nach allen Seiten zersplittert und aufgerissen. Es ist ein Geschoß, das der englischen Nation, die sich mit Vorliebe die Trägerin der Zivilisation nennt, durchaus würdig ist.

Der Festkommers zu Ehren Anton v. Werners im Verein Berliner Künstler nahm einen überaus glänzenden Verlauf. Alle, deren Namen in der Kunstwelt hellen Klang haben, Junge und Alte, waren erschienen, um dem Direktor der Berliner Kunsthochschule, der auf eine 25jährige Thätigkeit zurückblickt, ihre feierliche Huldigung darzubringen. Auf unserm Bild (Abb. S. 668) vereinigen sich Altmeister Menzel, Minister v. Bötticher, Thumann, Meyerheim, Geh. Rat Ende, Geh. Rat Müller, Max Fritz, Bombach, Schencker (Dresden), junge und alte Akademiker und eine reiche Schar von Ehrengästen um den Jubilar, der in Reden, lebenden Bildern, Liedern und Worten gefeiert wurde.

Hochwasser (vergl. die Abb. S. 669). Der Frühling naht mit Brausen! Die Menschen freuen sich, wenn der Winter Abschied nimmt und dem Lenz das Feld räumt, wenn alles in der Natur sprießt und keimt. Aber der Frühling bringt manchen Gegenden schwere Gefahren. Das Tauwetter in den Gebirgen läßt die Bäche und Flüsse anschwellen, daß sie Wassermassen mit sich führen müssen, die ihre Betten nicht aufzunehmen imstande sind. Dann hören wir aus allen Ecken und Enden der Welt von Hochwasser, von Ueberschwemmungen, die viele Güter verheeren und nur zu häufig auch Menschenleben bedrohen und vernichten. Ganz besonders ist in diesem Jahr das Gebiet der Elbe mit ihren Nebenflüssen heimgesucht worden, zumal in ihrem Quellgebiet sind die Fluten so hoch gestiegen, daß an einzelnen Orten der Verkehr nur mit Kähnen aufrecht erhalten werden kann, wie es unsere Bilder veranschaulichen.

Von verheerenden Erdrutschungen ist der böhmische Ort Klappai (Abb. S. 668), heimgesucht worden, über den bereits vor zwei Jahren ein ähnliches Unglück hereingebrochen ist. Damals hat man einen Schutzkanal errichtet, dem es zu danken ist, daß jetzt wenigstens Kirche und Schule erhalten blieben, aber im übrigen ist wieder großer Schaden entstanden. Unter donnerähnlichem Getöse setzten sich die Bergmassen in Bewegung und brachten über fünfzig Gebäude zum Einsturz, deren Bewohner vielfach außer dem nackten Leben höchstens noch ihre Haustiere retten konnten. An einen Wiederaufbau der Wohnungen an den Stellen, wo sie gestanden, ist nicht zu denken. Dabei ist es nicht einmal ausgeschlossen, daß die einstweilen zum Stillstand gekommenen Rutschungen sich erneuern, falls das nasse Wetter anhält. Sechzig Pioniere halten Tag und Nacht Wache, um sofort helfend eingreifen zu können.

Personalien. In Wien feierte der berühmte Theaterkritiker Ludwig Speidel (Portr. S. 667) unter Teilnahme hervorragender Gelehrter, Schriftsteller und Künstler seinen siebzigsten Geburtstag. Nur einmal in seinem Leben hat er zusammen mit H. Wittmann ein größeres Werk herausgegeben, sonst widmete er sich ganz der Tageskritik; aber der Wert des Inhalts und die Vollendung der Form, die seine Feuilletons auszeichnen, erheben ihn zu einem Schriftsteller ersten Ranges. — Der englische Generalpostmeister Herzog von Norfolk (Portr. S. 667), der Chef des ältesten englischen Herzogshauses, der bereits 52 Jahr alt ist, hat seinen Amtsgeschäften in der Heimat den Rücken gekehrt und sich nach Südafrika begeben, um dort als einfacher Leutnant Kriegsdienste zu thun, obwohl er eigentlich einen weit höheren Rang in der englischen Armee bekleidet. — Der Geheime Oberregierungsrat Wermuth (Portr. S. 667) ist zum Direktor im Deutschen Reichsamt des Innern ernannt worden; er wird die neugebildete 3. Abteilung leiten, der die Bearbeitung der Handelspolitik und somit auch die Vorbereitung der neuen Handelsverträge in erster Reihe obliegt. — Der wegen seiner Grausamkeit berüchtigte frühere belgische Major Lothaire (Portr. S. 667) hat neuerdings wieder unmenschliche Greuel im Gebiet der Bundjas verübt, die schließlich einen Aufstand dieses Eingeborenenstammes hervorgerufen haben. Es sind, wenn auch nicht von seiner Hand, so doch unter seiner Aufsicht, zahlreiche Personen förmlich geschlachtet worden. Hoffentlich wird die Kongoregierung es nicht unterlassen, den sauberen Herrn diesmal zur Verantwortung zu ziehen. — Dem Herzog von Koburg und Gotha ist sein Hoftheater zu teuer geworden, er hat deshalb in dem Personenbestand durchgreifende Aenderungen vorgenommen und zum Direktor Herrn Oskar Benda (Portr. S. 667) berufen. — Der Berliner Komponist Philipp Scharwenka (Portr. S. 667) hat für eine „Dramatische Orchesterphantasie" den vom Allgemeinen Deutschen Musikverein ausgeschriebenen Preis im Betrag von 1000 Mark erhalten. — Generalleutnant von Strantz (Portr. S. 667) in Bad Kösen feierte sein fünfzigjähriges Militärjubiläum. Er war der letzte Kommandant des kaiserlichen Schlosses St. Cloud bei Paris, bis dieses von den Franzosen in Brand geschossen wurde. — Seit Ostern 1875 besteht in Dresden das Körnermuseum, dessen Begründer und Direktor Dr. Peschel (Portr. S. 668) somit in diesen Tagen sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum in dieser Eigenschaft begehen konnte. — Ihren achtzigsten Geburtstag feierten der Maler Karl Haag (Portr. S. 668) und der Komponist Georg Schmitt (Portr. S. 668), der Schöpfer des bekannten Liedes „Dort wo der Rhein, mit seinen grünen Wellen". Schmitt, der auf dem Konservatorium in Paris seine Studien gemacht hat, lebt noch jetzt dort in voller Rüstigkeit. — Das fünfundsiebzigste Lebensjahr vollendete der Professor der Jurisprudenz an der Berliner Universität Dr. Aegidi (Portr. S. 667), der im Jahr 1871 nach dem französischen Krieg, in dem er sich das Eiserne Kreuz holte, von Bismarck aus Bonn nach Berlin gezogen wurde, um im Auswärtigen Amt das Preßwesen zu bearbeiten. Auch während er diese Stellung ausfüllte, übte er dauernd seine akademische Lehrthätigkeit aus. — Zu den Zierden der Berliner Universität gehört der Geheime Regierungsrat Dr. Wilhelm Foerster (Portr. S. 667), der Direktor der Berliner Sternwarte, der in der vergangenen Woche sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als ordentlicher Professor feierte. Foerster genießt nicht nur als Astronom und akademischer Lehrer einen ausgezeichneten Ruhm, sondern ist auch wegen seiner umfangreichen gemeinnützigen Wirksamkeit bekannt. — Der Oberbaudirektor Franzius in Bremen (Portr. S. 667), der Schöpfer der Unterweserkorrektion, wurde gelegentlich seines fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläums vom Kaiser durch ein Glückwunschtelegramm geehrt. — Den achtzigsten Geburtstag feiert heute in München der Hofbildhauer Joh. Hautmann (Portr. S. 667) in München, der sich bis ins hohe Alter so große geistige und körperliche Frische erhalten hat, daß er noch heute künstlerisch thätig sein kann; jetzt hat er gerade wieder eine Büste des Prinzregenten Luitpold vollendet.











Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.







Emile Loubet, Präsident der französ. Republik, Millerand, französischer Handelsminister, eröffneten die Pariser Weltausstellung am 14. April.

J. M. A. Wolmarans, Führer der nach Europa entsandten Burenabordnung.

Herzog von Norfolk, ging als engl. Freiwilliger nach dem südafrik. Kriegsschauplatz.



Ludwig Speidel, erster Theaterkritiker Wiens, vollendete sein 70. Lebensjahr.



Geh. Reg.-Rat Wermuth, wurde zum Direktor im Reichsamt des Innern ernannt.



Kommandant Lothaire, Urheber der Metzeleien im Innern des Kongostaats.



Oskar Benda, der neue Hoftheaterdirektor von Koburg.



Komponist Philipp Scharwenka, erhielt den Preis des Allgemeinen Deutschen Musikvereins.



Gh. Rt. Foerster, Dir. d. Berl. Sternwarte, feierte sein 25jähr. Professorenjubil.



Prof. Aegidi (Berlin), feierte seinen 75. Geburtstag.



Generallmt. von Strantz (Berlin), feierte sein 50jähr. Militärjubiläum.



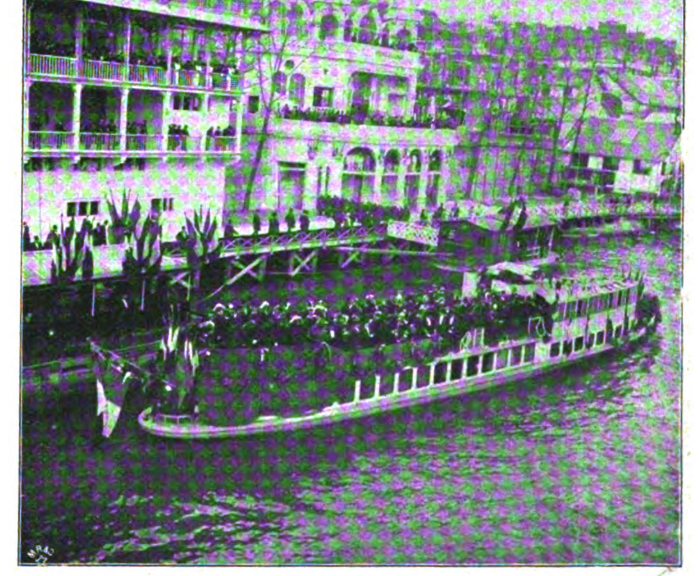
Oberbaudir. Franzius (Bremen), feierte sein 25jähr. Beamtenjubiläum.



Hofbildh. Joh. Hautmann (München), feiert heute seinen 80. Geburtstag.



Auffahrt des Präsidenten Loubet und des Ministers Millerand.



Der Präsident passiert auf der Dampferrundfahrt die „Straße der Nationen“.

Bilder von der Eröffnung der Pariser Weltausstellung am 14. April.

Photographische Momentaufnahmen von Frères Géniaux, Paris.



Festkommers zu Ehren des Akademiedirektors Anton v. Werner im Verein Berliner Künstler.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Franz Kühn, Berlin.



Dr. Peschel, Dir. d. Körnermuseums (Dresden), feierte sein 25jähr. Jubil.



Maler Karl Haag (Erlangen), feierte seinen 80. Geburtstag.



Komponist Georg Schmitt (Paris), feierte seinen 80. Geburtstag.



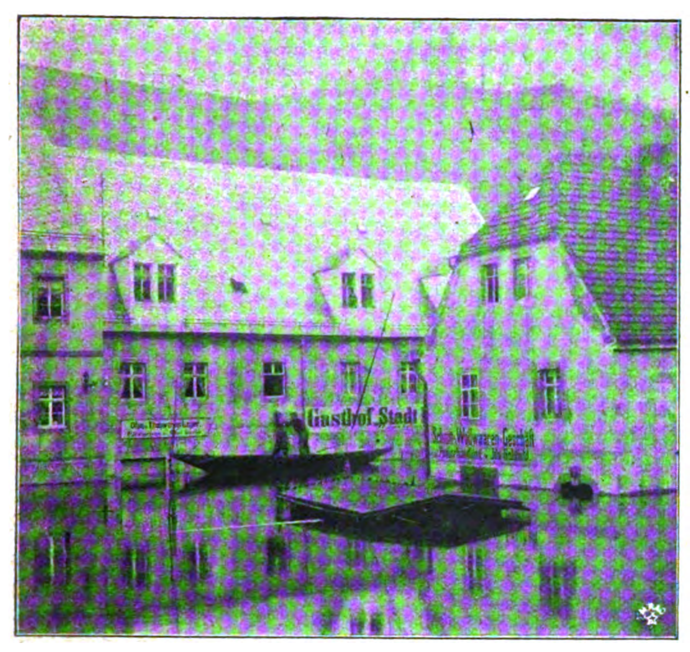
Jul. Schad †. Stadtschultheiß in Tuttlingen.

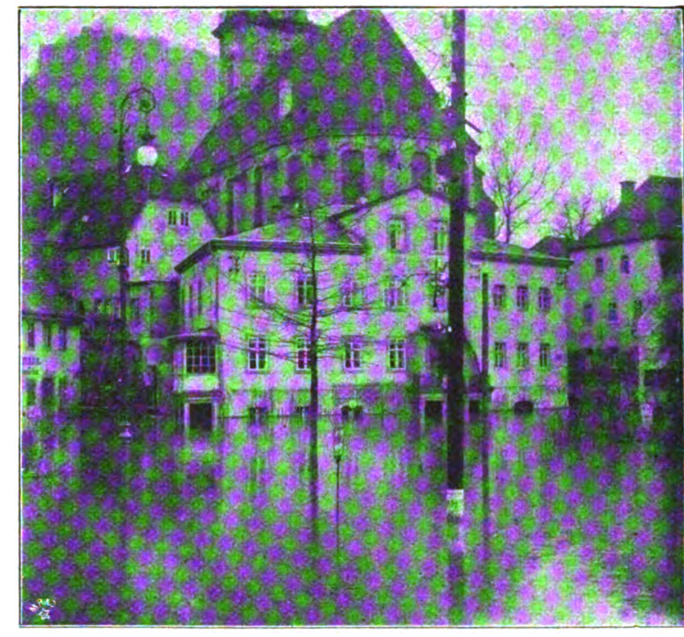


Franz Paul Massau †. Kupferstecher in Düsseldorf.



Ansicht der durch einen Bergrutsch zerstörten Häuser in Klappai bei Teplitz-Schönau in Böhmen.
Photographische Momentaufnahme von Ruda Bruner-Dvorak, Prag.





Bilder vom Hochwasser in Sachsen: Strasse in Königstein an der Elbe. Bilder vom Hochwasser in Sachsen: Kirchplatz in Königstein am 11. April.



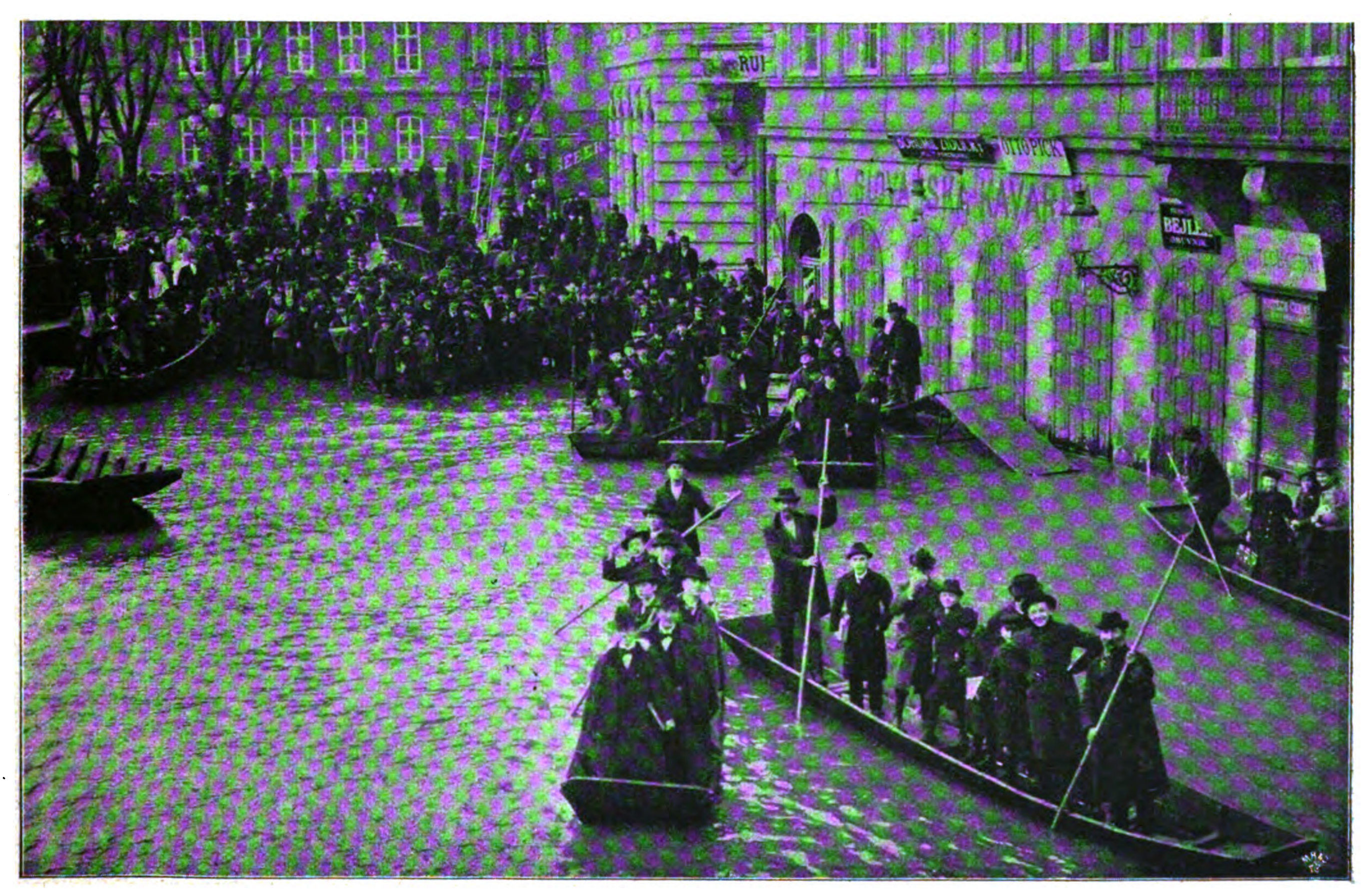




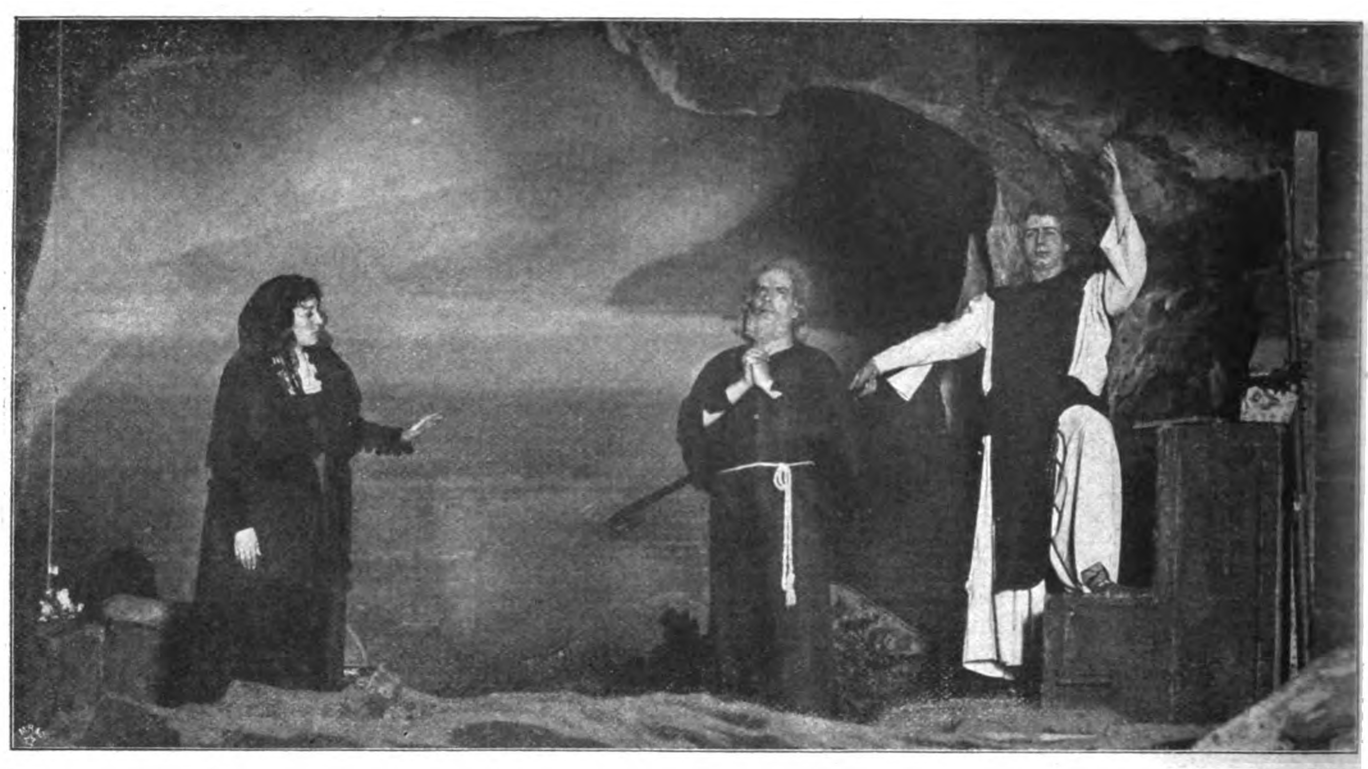




Erzbischof Haller (Salzburg) † Geh. Oberpostrat Wiebe (Berlin) † Geheimrat Schlieckmann (Halle) † Amtsrat Weydemann (Halberstadt) † Abg. Serpa Pimentel (Lissabon) †



Bilder vom Hochwasser in Böhmen: Ueberschwemmung der Altstädter Mühlen in Prag durch den Moldaufluss.
Photographische Momentaufnahme von Ruda Bruner-Dvorak, Prag.



Kammersängerin Marie Goetze (Beata). Robert Philipp (Jacinto). Rudolf Berger (Manoel).

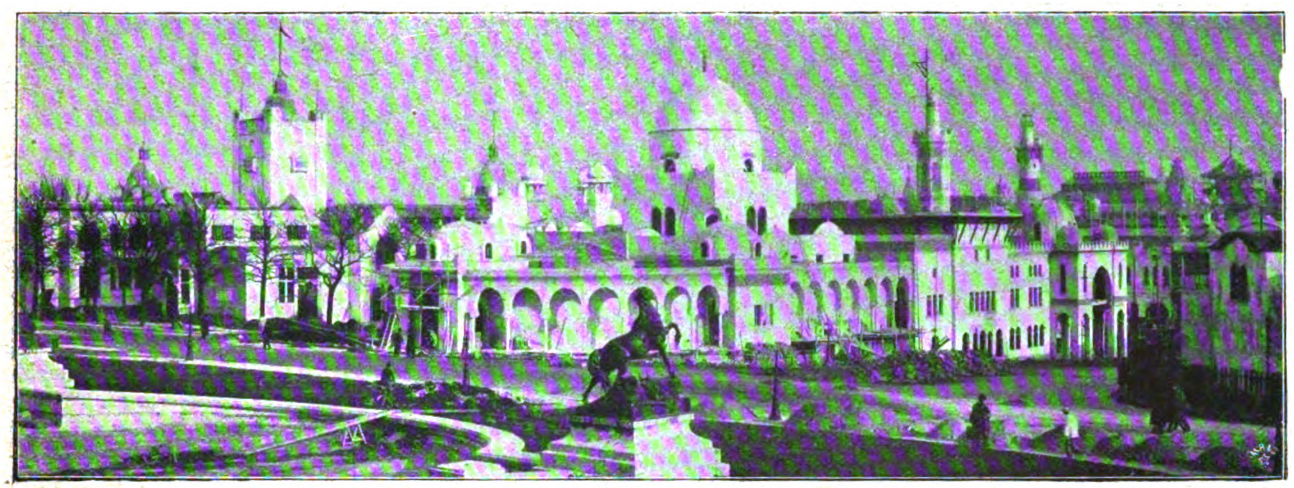
Erstaufführung der „Beichte" von Ferd. Hummel am 10. April im Kgl. Opernhaus zu Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander u. Labisch, Berlin.

Ferdinand Gregori (Brand).

Aufführung von Henrik Ibsens „Brand" im Berliner Schillertheater am 11. April: Hauptscene des Schlussaktes.

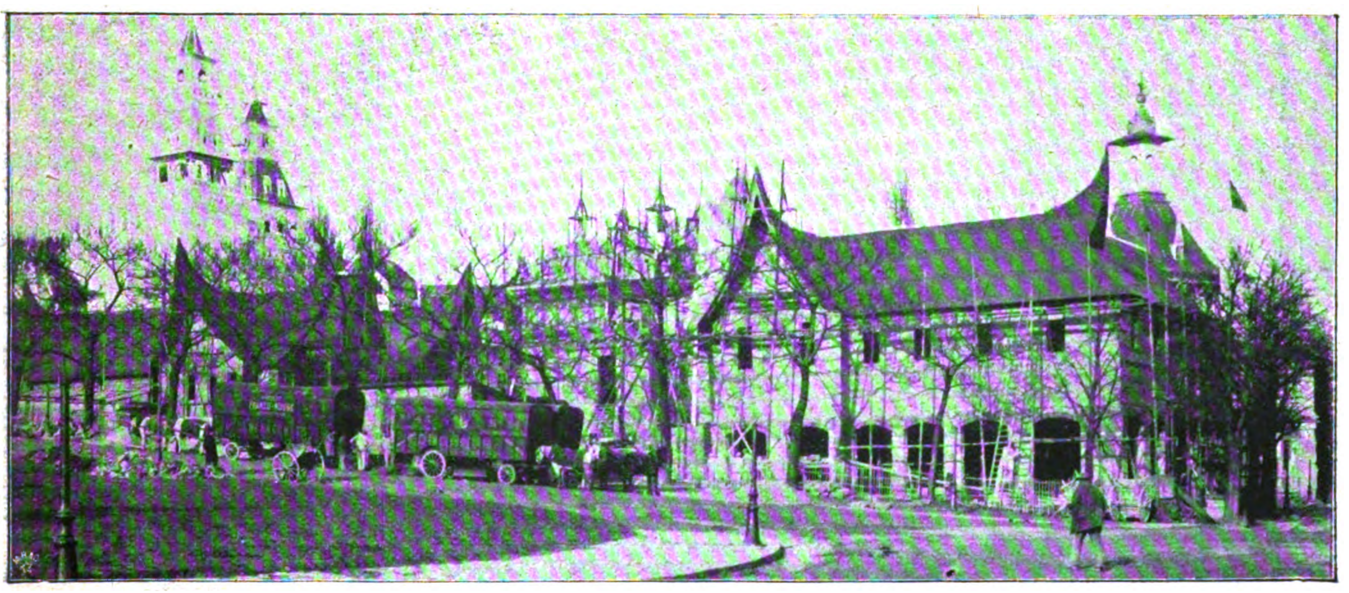
Spezialaufnahme für die „Woche" von Franz Kühn, Berlin.



Bilder von der Pariser Weltausstellung: Pavillon der französischen Kolonie Tunis.
Photographische Momentaufnahme von Juven & Comp., Paris.



Bilder von der Pariser Weltausstellung: Toilette der Theemädchen im japanischen Pavillon.
Photographische Momentaufnahme von Juven & Comp., Paris.



Bilder von der Pariser Weltausstellung: Ostsibirischer Pavillon.
Photographische Momentaufnahme von Juven & Comp., Paris.



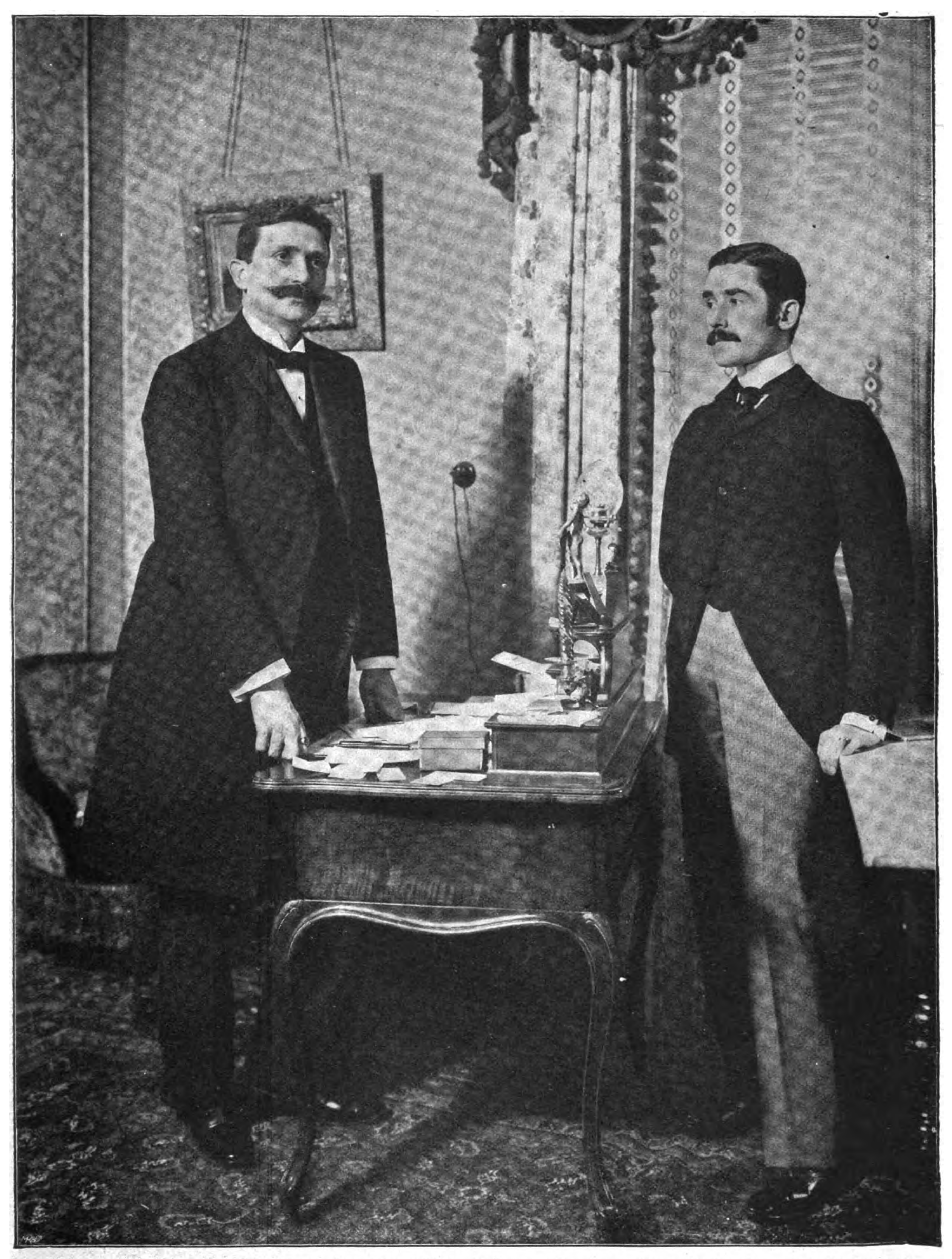
Bilder vom Transvaalkrieg: Zwei kämpfende Burengenerationen (Väter und Söhne) in einem Schützengraben vor Mafeking.
Photographische Momentaufnahme.



7 mm-Mausergewehr der Buren: Kleines Durchschlagsloch. Engl. Armeegewehr: Mittelgroßes Durchschlagsloch. Engl. Dum-Dum-Geschoß: Großes Durchschlagsloch.
Die Wirkungen der verschiedenen im südafrikanischen Kriege verwendeten Geschosse.

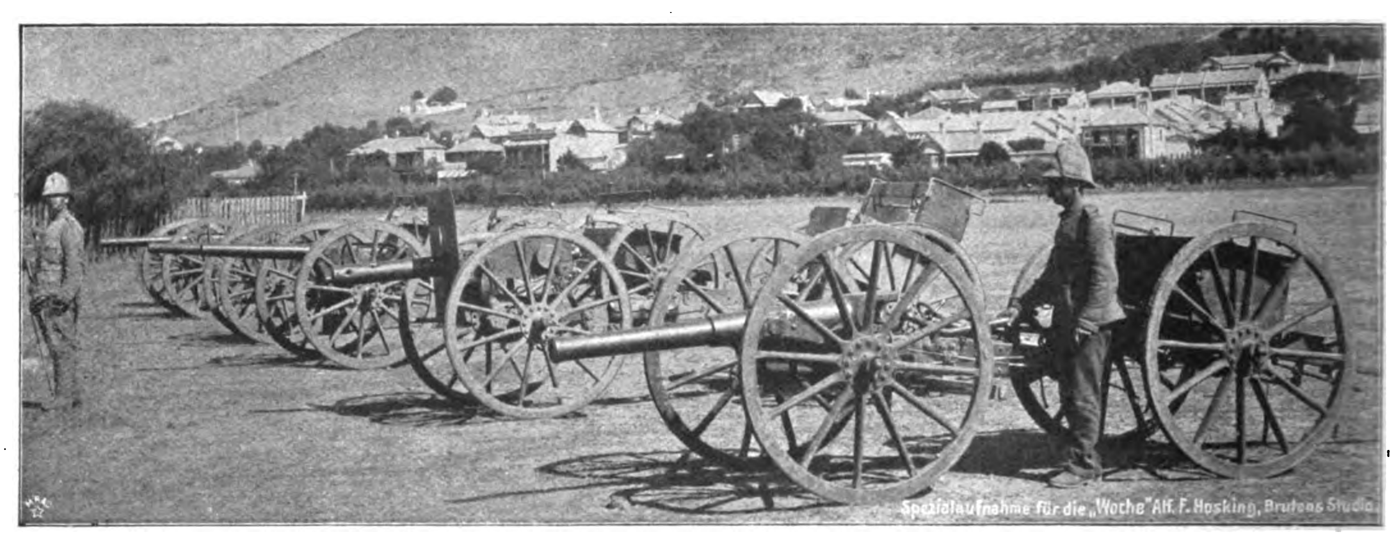


Bilder vom Transvaalkrieg: Gegen Bomben geschützte Unterkunftsräume während der Belagerung von Kimberley.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Alfred H. Hosking, Brutons Studio, Kapstadt.

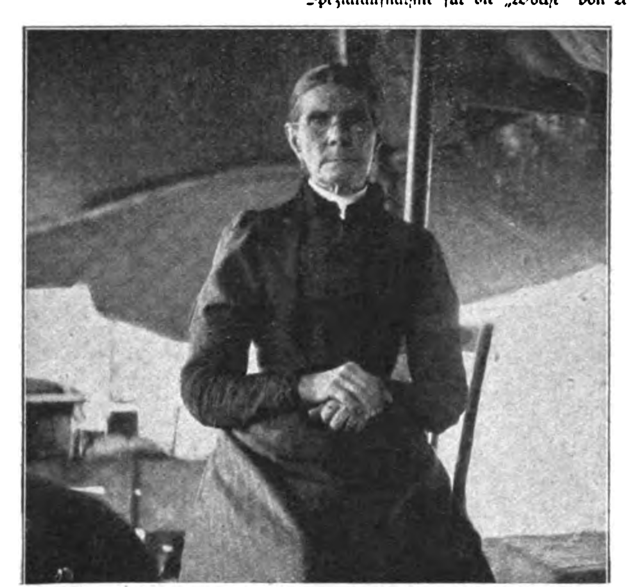


Dr. Leyds, Vertreter der südafrikanischen Republik in Brüssel, mit seinem Sekretär Jonkheer van der Hoeven, hat die Führung der Burenabordnung, die eine Intervention der europäischen Mächte nachsuchen will, übernommen.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Johannes Lüpke.



Bilder vom Transvaalkrieg: Geschütze der gefangen genommenen Armee Cronjes in Simonstown bei Kapstadt.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Alf. F. Hosking, Brutons Studio, Kapstadt.

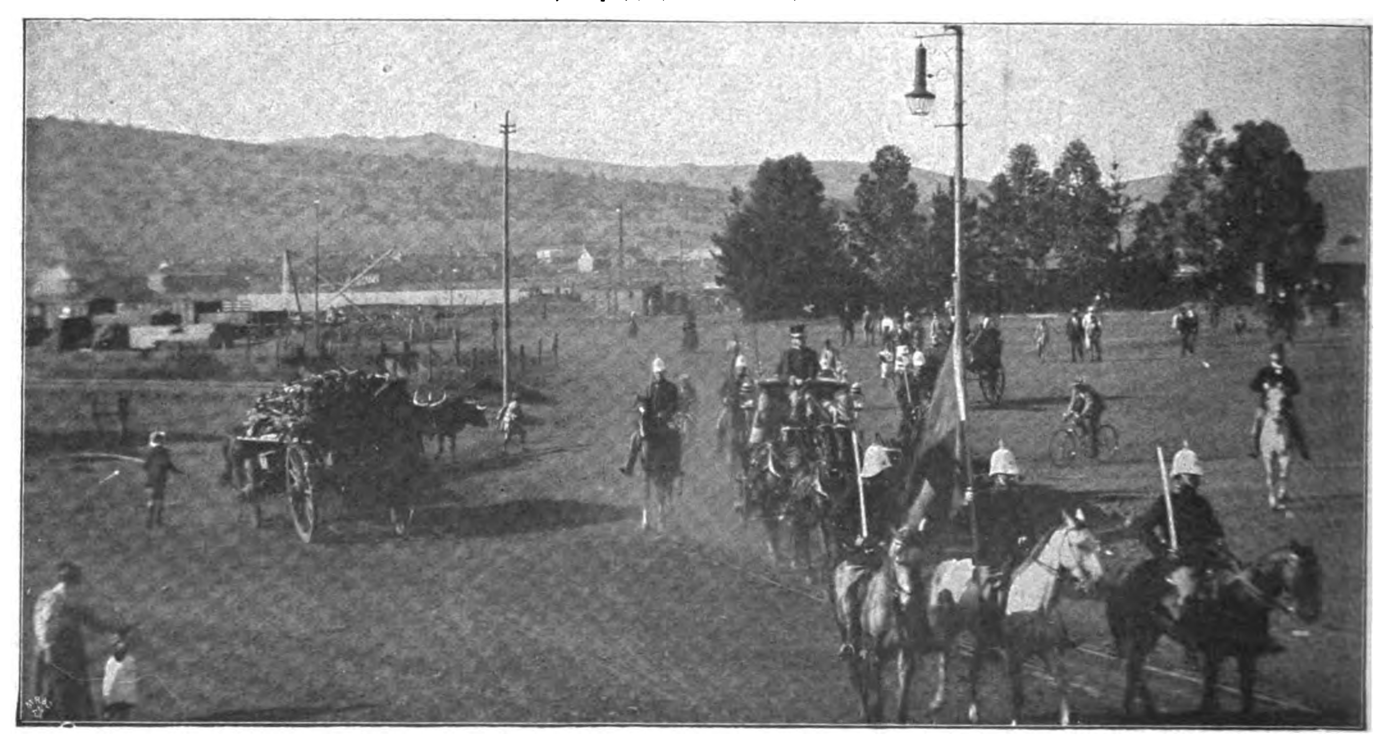


Gattin des Generals Joubert im Lager vor Ladysmith.



Letzte Aufnahme des verstorb. Gen. Joubert in seinem Zelt vor Ladysmith.

Photographische Momentaufnahmen.



Bilder vom Transvaalkrieg: Ankunft des Präsidenten Stein in Pretoria nach der Einnahme von Bloemfontein.
Photographische Momentaufnahme.

Universitätstudium der Frauen.

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Albert Eulenburg.

Durch die vielbesprochenen Vorgänge, die sich in dem Kolleg eines angesehenen medizinischen Dozenten an der Berliner Universität vor kurzem abgespielt haben, und die daran in einigen Frauenvereinen geknüpfte Agitation ist die Frage der Zulassung der Frauen zu den akademischen Studien, die man nachgerade als zu einem gewissen Abschluß gelangt ansehn durfte, wieder zu „aktueller" Bedeutung erhoben worden. Bekanntlich hatte jener Dozent, dessen Auditorium mehrmals der Schauplatz tumultuarischer Auftritte von seiten einer durch die Zulassung einer Dame in ihren heiligsten Gefühlen gekränkten Hörerschaft geworden war, infolgedessen der Dame die früher erteilte Erlaubnis zum Anhören seiner Vorlesung wieder entzogen; und er soll sich nach den in die Oeffentlichkeit gedrungenen übereinstimmenden Berichten in der bei dieser Gelegenheit an seine männliche Hörerschaft gehaltenen motivierenden Ansprache dahin geäußert haben, daß diese Scenen von neuem den Beweis erbracht hätten, wie richtig die schon früher von einem berühmten Hochschullehrer vertretene Ansicht sei, daß ein akademisches Frauenstudium nur bei getrennten Vorlesungen für beide Geschlechter als möglich erscheine.

Gegen diese Stellungnahme und die daraus gezogenen praktischen Konsequenzen wendet sich hauptsächlich eine von dem Verein für Frauenstudium an den Senat der Berliner Universität gerichtete Petition, worin die in Aussicht genommene Einrichtung getrennter Vorlesungen als eine ernste Gefahr für das Frauenstudium beklagt wird, weil diesem unter solchen Umständen unvermeidlich „das Odium der Minderwertigkeit" anhaften wird, für das dagegen der freie Wettbewerb in gemeinsamer Arbeit keine Grundlage liefert.

Wenn auch ein unmittelbarer Erfolg dieser Petition sowie eines aus gleichem Anlaß von dem Berliner Zweigverein der internationalen Föderation an den Senat gerichteten Schreibens schwerlich zu erwarten steht, weil nach Lage der Dinge bei uns die Zulassung oder Nichtzulassung von Hörerinnen einstweilen völlig in das Belieben jedes einzelnen Universitätsdozenten gestellt ist und bindende Rechtsnormen oder auch nur eine Art Gewohnheitsrecht dafür nicht existieren — so verlohnt es sich doch wohl der Mühe, die innere Berechtigung des in jener Frauenpetition geltend gemachten Standpunkts an der Hand des bereits vorliegenden, gesicherten Thatsachenmaterials etwas genauer zu prüfen.

Man muß dabei von dem den Ausgangspunkt dieser Erörterungen bildenden Einzelfall als solchem vollständig absehn. Es mag dahingestellt bleiben, ob in diesem Fall nicht der Sache ein anderer Ausgang hätte gegeben werden können — ob zu dem immerhin befremdenden und seltsamen (mir wenigstens aus einer langjährigen akademischen Thätigkeit nicht erinnerlichen) Auskunftsmittel des Widerrufs einer schon gegebenen Erlaubnis zum Vorlesungsbesuch gegriffen werden mußte; es mag angenommen werden, daß der in eine so mißliche Lage versetzte Dozent das Klügste und den Umständen Angemessenste gethan und den vielbeliebten „Opportunitätsrücksichten" nicht mehr als gebührlich Rechnung getragen hat. Darauf, wie gesagt, kommt es hier nicht an; vielmehr nur auf das allgemeine Prinzip, ob — die Berechtigung des akademischen Frauenstudiums einmal zugegeben (und diejenigen, die sie heutzutage noch leugnen, können füglich überhaupt außer Diskussion bleiben) — sich eine Gemeinsamkeit oder Trennung des Studiums für beide Geschlechter als wünschenswert oder notwendig, als im Interesse beider Teile oder des einen von ihnen vorzugsweise geboten herausstellt?

Diese Frage des gemeinschaftlichen oder getrennten Studiums ist nun keineswegs erst neuerdings aufgeworfen, sondern sie reicht ziemlich so weit hinauf wie die Anfänge eines Universitätsstudiums der Frauen überhaupt, d. h. mehr als drei Dezennien, und sie ist seit dieser Zeit nicht nur ein beliebter Gegenstand theoretischer Erörterung gewesen, sondern hat der praktischen Erfahrung an den verschiedensten Orten und unter den verschiedensten Umständen in ausgedehntem Maß untergelegen, so daß wir wohl in der Lage und befugt sind, uns auf Grund des bisherigen Thatsachenmaterials ein einigermaßen zutreffendes Urteil darüber gegenwärtig zu bilden. Der Zukunft mag es dabei immerhin überlassen bleiben, dieses Urteil zu bestätigen oder auch auf noch breiterer Erfahrungsgrundlage teilweise zu korrigieren.

Wohl die gründlichsten und umfassendsten Beobachtungen über das gemeinsame Universitätsstudium beider Geschlechter sind an den schweizerischen Universitäten gemacht worden, die schon seit Mitte der sechziger Jahre der Zulassung von Frauen, insbesondere auch zu den medizinischen Studien, kein Hindernis in den Weg legten. Die Ergebnisse dieser Beobachtungen sprechen nun durchweg zu Gunsten eines solchen, nicht nur als möglich, sondern sogar als nützlich, als zu einem heilsamen Wetteifer anspornend erkannten gemeinsamen Studiums.

Ich selbst habe zufällig schon im Jahr 1867 bei einem damals in Zürich verbrachten halbjährigen Studienaufenthalt Gelegenheit gehabt, mich in Kliniken und Vorlesungen (auch in den so übel beleumundeten anatomischen Vorlesungen) mit den damals allerdings noch spärlichen Studentinnen der Medizin zusammenzubewegen, und es hat sich damals wie auch später aus diesem Zusammensein und der gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Arbeit beider Geschlechter niemals der geringste Uebelstand ergeben. Von den bei unserer zartbesaiteten Berliner Studentenschaft anscheinend so stark ausgesprochenen moralischen Skrupeln habe ich bei den damaligen schweizerischen Kommilitonen so wenig wahrnehmen können wie von Zimperlichkeit und Prüderie auf Seiten der Kommilitoninnen; offenbar ließen der bei beiden Teilen vorhandene sachliche Eifer, die Gleichheit und Gemeinsamkeit regen wissenschaftlichen Strebens derartige Stimmungen und Vorstellungen überhaupt gar nicht aufkommen. Auch später, bei allmählicher Zunahme der Studentinnen, namentlich in den medizinischen Fakultäten von Zürich und Bern, in geringerem Grade auch in Basel, Lausanne und Genf, ist es in dieser Beziehung nicht anders geworden. Die kundgegebenen Meinungsäußerungen aller hervorragenden Lehrer der genannten Hochschulen sind darin durchweg übereinstimmend. Der verdienstvolle ehemalige Professor der Hygiene an der Universität Moskau, Erismann, der seit einigen Jahren wieder in seiner Heimatstadt Zürich lebt, hat sich die Mühe gegeben, diese Meinungsäußerungen zusammenzustellen; und es kann allen, die noch an der Durchführbarkeit und Nützlichkeit eines gemeinsamen akademischen Studiums für beide Geschlechter Zweifel hegen, nur dringend empfohlen werden, von dem Inhalt dieser Arbeit recht genaue Kenntnis zu nehmen. Während bei einer von dem schweizerischen Departement des Innern 1896 veranstalteten offiziellen Umfrage die medizinischen Fakultäten von Basel, Genf, Bern, Lausanne Kollektivgutachten über den fraglichen Gegenstand abgaben, die sich sämtlich über das gemeinsame Studium höchst günstig aussprachen, hat in Zürich eine Reihe hervorragender Universitätslehrer eingehend begründete Spezialgutachten erstattet, die ausnahmslos in demselben Ergebnis gipfeln. Ich kann es mir nicht versagen, aus dem von

dem Lehrer der beschreibenden Anatomie, Professor Stöhr, erstatteten Bericht ein paar Stellen hervorzuheben, weil die Gegner eines gemeinsamen Frauenstudiums ja gewöhnlich von der Unzuträglichkeit der Darstellung und Behandlung gerade dieses Lehrfachs vor einer aus Männern und Frauen ge mischten Hörerschaft ausgehen und wenigstens vor einem leicht zu moralischem Gruseln geneigten Publikum damit ihren Haupttrumpf ausspielen. „Ich habe," sagt Stöhr wörtlich, „niemals beobachtet, daß die Erörterung der sexualen Verhältnisse die Sittlichkeit und das Schamgefühl der weiblichen Studierenden ungünstig beeinflussen. Ich würde es als eine Verkennung meiner Aufgabe betrachten, wenn ich aus Rücksicht für die Frauen auch nur eine Bemerkung unterließe, die ich im Interesse der Wissenschaft für nötig erachtet habe. Ebensowenig kann von irgendeiner Beschränkung bei den Präparierübungen und bei den Demonstrationen die Rede sein. Wenn der Lehrer nur mit Ernst an seine Aufgabe herantritt, kann alles besprochen und demonstriert werden; ich erinnere mich keines einzigen Falles, in dem beim anatomischen Unterricht irgendwie Anstoß genommen oder Anstoß erregt worden wäre. Das tadellose, durchaus taktvolle Verhalten sowohl der männlichen wie der weiblichen Studierenden trägt dazu bei, daß der Unterricht ohne Beschränkung für den Lehrer und ohne Beeinträchtigung für die Hörer erteilt werden kann." — Völlig in demselben Sinn äußern sich hervorragende Forscher und Kliniker, wie der Physiolog Gaule, der Psychiater Forel, der Chirurg Krönlein und andere; und ganz mit Recht konnte das eidgenössische Departement des Innern, indem es das gesamte Material der darum nachsuchenden Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft in Bern übergab, seinerseits als das abschließende Ergebnis hervorheben, „daß die Teilnahme der Frauen am akademischen medizinischen Unterricht von keinerlei Unzukömmlichkeiten begleitet sei."

Erismann hat sich nun mit den Resultaten dieser offiziellen Enquete noch nicht begnügt, sondern hat außerdem noch auf eigene Hand über die Vorteile und Nachteile des gemeinschaftlichen Studiums überhaupt bei 37 schweizerischen Hochschullehrern eine Umfrage veranstaltet, wobei außer den medizinischen Fächern auch einige andere naturwissenschaftliche (Botanik, Zoologie, Physik, Chemie, Geologie) sowie Nationalökonomie, Philosophie, Litteratur u. s. w. Berücksichtigung gefunden haben. Die Angerufenen kamen alle durchweg zu dem nämlichen Ergebnis: die Gegenwart der Frauen, namentlich wenn sie die entsprechende Vorbildung besitzen, stört weder den Vortragenden noch die männlichen Hörer; die Professoren halten ihre Vorlesungen in demselben Umfang und mit derselben Gründlichkeit wie vor einem nur aus Männern bestehenden Auditorium; sie thun dies auch dann, wenn sie in die Lage kommen, Gegenstände zu berühren, über die man sonst vor Frauen nicht spricht. „Trotzdem herrscht bei der gemischten Zuhörerschaft der einem Hochschulauditorium entsprechende Anstand und sittliche Ernst; die Männer fühlen, daß schlechte Witze und dergleichen hier nicht am Platze sind, und die Frauen ihrerseits verstehen, daß es in der Wissenschaft nichts Unanständiges giebt; überhaupt treten die geschlechtlichen Differenzen in der Hörerschaft beim gemeinsamen ernsten Studium in den Hintergrund, und der junge Mann sieht in seiner Kommilitonin nicht in erster Linie das Weib, sondern den Kameraden, den nach dem Licht der Wissenschaft strebenden Menschen."

Es geht aus den Erismannschen Mitteilungen als unanzweifelbares Ergebnis hervor, daß die langjährige Erfahrung der schweizerischen Professoren mit großer Bestimmtheit zu Gunsten des gemeinsamen Besuchs der Hochschulen — und zwar aller Fakultäten — durch Männer und Frauen ins Gewicht fällt. Ein irgendwie schädlicher Einfluß des gemeinschaftlichen Studiums auf die Sittlichkeit der Studierenden wird mit Einmütigkeit bestritten; im Gegenteil wird von vielen Seiten eine in ethischer Beziehung günstige Wirkung dieses gemeinsamen Studiums ausdrücklich behauptet, während das Niveau des Unterrichts durch die Gegenwart der Frauen in keiner Weise herabgesetzt wird.

Ist nun das von den kompetentesten schweizerischen Hochschullehrern übereinstimmend gewonnene Ergebnis als in seinen Grundlagen sichergestellt zu betrachten, so mögen wir auf der andern Seite doch fragen, wie sich die Ergebnisse bei einem getrennten akademischen Studium für die Frauen verhalten — ob davon in der That unter allen Umständen schwere Nachteile hinsichtlich der wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung, die den Vorwurf einer gewissen „Minderwertigkeit" gerechtfertigt erscheinen ließen, notwendig befürchtet werden müssen? Ueber diesen Punkt sind, soweit es sich um das hierfür besonders in Betracht kommende Medizinstudium handelt, namentlich in Amerika mit seinen für Frauenstudium eigens eingerichteten Anstalten und in Rußland mit den Petersburger „weiblichen medizinischen Kursen", ziemlich umfangreiche, wenn auch einseitig begrenzte Erfahrungen gesammelt worden. Von den amerikanischen Unionsstaaten, wo die Verhältnisse des akademischen Studiums überhaupt vielfach eigenartig und von den unserigen abweichend liegen, muß an dieser Stelle vorläufig abgesehen werden. Aber die russischen Resultate der Sonderausbildung sind immerhin von Interesse. Freilich handelt es sich dort nicht um eine kontinuierliche Entwicklung — vielmehr um sprungweise, für längere Zeit unterbrochene und erst seit etwa drei Jahren neuerdings in größerem Maßstab aufgenommene Versuche. Das Mißtrauen, mit dem die russische Regierung auf die in der Schweiz studierenden Russinnen blickte, einerseits und die in den Landesverhältnissen begründete Notwendigkeit der Ausbildung von Aerztinnen andrerseits hatte schon 1872 zur Einrichtung medizinischer Unterrichtskurse für studierende Frauen in Petersburg geführt; die Mehrzahl der gegenwärtig in dem weiten russischen Staatsgebiet praktizierenden Aerztinnen hat in diesen Kursen Ausbildung gesucht und gefunden. Aber nach fünfzehnjährigem Bestehen wurden sie (wie man damals allgemein annahm, auf ein direktes Eingreifen von allerhöchster weiblicher Seite) plötzlich aufgehoben und verschwanden von der Bildfläche; und an ihrer Stelle blieb eine Lücke, die erst durch einen aus kommunalen und privaten Mitteln geschaffenen Ersatz 1897 in allerdings sehr glänzender Weise wieder ausgefüllt wurde. Seit dieser Zeit besteht in Petersburg ein eigenes, dem Medizinstudium der Frauen gewidmetes und mit allen erforderlichen Einrichtungen ausgestattetes, auch an eines der größten städtischen Krankenhäuser angeschlossenes Institut, dessen Besucherinnenzahl bereits bis auf siebenhundert gestiegen ist; und, wie man hört, will das stets auf Petersburg eifersüchtige Moskau mit der Errichtung eines gleichen Instituts vorgehen, dessen reichliche Dotierung man von den in dieser Richtung nicht kargen, zahlreichen Millionären und Millionärinnen der alten Zarenstadt zuversichtlich erwartet. — Es wird nun von allen Kennern der russischen Verhältnisse zugegeben, daß sich die in den älteren Medizinkursen ausgebildeten, durch das ganze Reich zerstreuten und überall praktisch thätigen Aerztinnen eine durchaus angesehene, rühmliche Stellung und Geltung zu erwecken gewußt haben. Der beste Beweis dafür dürfte darin liegen, daß nicht wenige davon sogar in amtlichen Stellungen, seit zwei Jahren mit staatlicher Pensionsberechtigung als Botschaftsärztinnen, Hospitalärztinnen, Schulärztinnen, Armenärztinnen der städtischen Ambulatorien u. s. w. anerkannt wirken und namentlich auch auf dem Gebiet öffentlicher Gesundheitspflege vielfach eine von der Regierung entsprechend gewürdigte, verdienstliche Thätigkeit an den Tag gelegt haben.

Mag man also auch im Notfall mit dem minder Guten

vorlieb nehmen, wenn man das unzweifelhaft Bessere, d. h. das gemeinsame Studium für beide Geschlechter, einstweilen nicht durchsetzen kann. Es ist das ja wesentlich nur eine Frage der zu Gebote stehenden, d. h. der von öffentlicher und privater Seite zur Verfügung gestellten Mittel. Ueberall, wo besondere Anstalten für akademisches Frauenstudium zur Zeit bestehen wie in Amerika, England und neuerdings in Rußland, da hat sie nicht der Staat als solcher angeregt und geschaffen, sondern sie sind vielmehr aus privater Initiative hervorgegangen und größtenteils oder ausschließlich mit privaten Mitteln in Scene gesetzt worden. Es ist schwerlich anzunehmen, daß es bei uns anders sein würde, und daß etwa der Staat sich bemüßigt fühlen würde, aus dem allgemeinen Säckel den Frauen ein von ihnen selbst nicht einmal als erwünscht betrachtetes Geschenk mit Errichtung von besonderen Frauenuniversitäten, klinischen und sonstigen Lehrinstituten u. s. w. zu machen. Von der organisatorischen und schöpferischen Privatthätigkeit aber ist auf diesem Gebiet aus naheliegenden Gründen vor der Hand noch weniger bei uns zu erwarten. Wer also ein akademisches Studium der Frauen als berechtigt anerkennt und seine Verwirklichung binnen absehbarer Zeit ernstlich erstrebt, der kann sich unter den bei uns gegebenen Verhältnissen nicht für ein getrenntes, sondern nur für ein beiden Geschlechtern gemeinsames Studium entscheiden, wie es sich überdies nach den schweizerischen Erfahrungen seit mehr als dreißig Jahre als durchführbar erwiesen und praktisch erprobt hat.



Die thörichte Jungfrau.

5. Fortsetzung.

Roman von Rudolf Stratz.

8.

Frühmorgens war er aus Bern weggefahren, mit einem deutschen Schnellzug, der gegen Mittag flüchtig einen Augenblick auf der Station Oos rastete. Da stieg er aus. Sein großes Gepäck kam nach; die Handtasche gab er dem Portier in Verwahrung und trat dann hinaus in die Augustglut, die über der weiten Rheinebene brütete und doppelt empfindlich einen eben noch vom Eishauch des ewigen Firns umfächelten Höhenwanderer traf.

Niemand achtete der unscheinbaren Gestalt mit der etwas zu hohen Schulter und dem kränklich blassen Gesicht. Heute war alles fort, unterwegs zum Rennplatz, zum Kampf um den großen Preis von Baden-Baden. Die Welt schien wie ausgestorben, bis der Fremde, vom Bahnhof sich westwärts wendend und über sonnengedörrte, abgeerntete Felder hinschreitend, die große Fahrstraße von Iffezheim erreichte.

Von der Seite gesehen, war diese Chaussee nichts als eine endlose, nach beiden Seiten gegen Schwarzwald und Rhein sich erstreckende Mauer von Staub. Eine weiße, schattenhafte, halb durchsichtige Mauer, in der es undeutlich rollte und knallte, Pferdeköpfe, Damenhüte und Peitschen nickten — die Verkörperung eines unbestimmten, eiligen und einträchtigen Vorwärtsstrebens in die Ferne, nach einem Ort, wo irgendetwas zu holen, zu gewinnen war.

Beim Näherkommen konnte er die einzelnen Umrisse immer deutlicher unterscheiden, wie sie zwischen den graugepuderten Apfelbäumen, unter sich die weißen Staubwolken, über sich den stahlblau glühenden Augusthimmel, dahinglitten. Da eine mächtige vierspännige Mailcoach des Internationalen Klubs, auf dem Deck ein Tulpenbeet von Sonnenschirmen in allen Tönen des Regenbogens, darunter ein Farbenspiel von hellen Damenkleidern, buntgeränderten Strohhüten, schneefarbenem Flanell. Vor und hinter dem melancholisch tutenden Koloß die Landauer der großen Hotels, Berner Chaisen des Schwarzwalds, Leiterwagen, mit überstäubten, schwarzen Massen von Ackerbürgern und Landwirten bis zum Rand vollgepackt, einzelne Gemüse- und Geflügelkarren, alles gerüttelt und geschüttelt, in Staub und Hitze ununterbrochen aus der Ferne heranrasselnd und in der Ferne verschwindend.

Er ging nebenher auf einem Seitenweg zu Fuß, fast der einzige seiner Art, seitdem die Eisenbahn nach dem Rennplatz eröffnet war. Mit seinem gewohnten stillen Lächeln sah er hinüber zu dem bunten Fastnachtszug, der fünf Tage im Jahr unter der heißen Spätsommersonne auf der sonst so eintönig daliegenden Landstraße für ein paar Stunden wie eine Luftspiegelung entsteht und verweht. Auch hier kümmerte sich niemand um den einsamen Fußwanderer. Irgendein junger Mann aus Baden-Baden, ein bescheidener Schullehrer aus Rastatt, vielleicht ein neugieriger Sommerfrischler aus einem der billigen Schwarzwaldbäder — wer kümmerte sich heute um derlei neben der Chaussee? Davon gab es genug. Dort drüben, wo in einiger Entfernung von der Rennbahn die Extrazüge hielten, dort wimmelte es von solchen Menschen. Schwarze, langsam hinwandernde und sich in die Länge ziehende Klumpen, ein strömendes, ameisenartiges Quellen aus den offenen, sich beinah unerschöpflich entladenden Kupeethüren, in Staub und Lokomotivenqualm, in Pfeifenschrillen, in Schaffnergeschrei und Gelächter — das ist die Masse, das ist das Nichts, das von allen Seiten herbeiströmt, um offenen Mundes das alljährliche Stelldichein von Gothaer Almanach, arabischem Vollblut, goldener Internationale und europäischer Halbwelt anzustaunen.

Er war jetzt mitten drinnen in der Masse, gedrückt, gestoßen, gedrängt, wie in einer Dämmerung von Dampf und Hitze, Zigarrenrauch und Menschendunst, zwischen Sergeanten und Bürgermädchen, Pfälzer Bauern und Handelsleuten aus Baden-Baden, Heidelberger und Freiburger Studenten, sportsmännisch verkleideten Kommis, heiseren Berliner Buchmachern, Frauen, Kindern, einem Gewühl und Geschwätz und Vorwärtsschieben menschlicher Leiber, einer üblen, beklemmenden Luft — und er dachte daran, daß er gestern um diese Zeit mit seiner Genossin vom Berg hoch oben am Lawinenthor auf den Sturz der drohenden Schneelast gewartet, einsam über dem Nebel, wie Adler und Adlerin, unter sich den schwindelnden Abgrund, zu Häupten die feierliche Furchtbarkeit der Hochwelt in Lawinenrollen und Windesstöhnen und klagendem Dohlenschrei, und um sie wehend, kalt und hart wie Stahl, der ewige Atem der Berge. Kein

Menschenlaut in dem unheimlich brausenden und kochenden, von himmelhohen Eiswänden umschlossenen Gletscherkessel — niemand um sie und ihn als die unsichtbare, unhörbare, fiebernd belebende Nähe des Todes.

Ein derber Rippenstoß weckte ihn aus seinen Träumen. Ein verspäteter Hoboist drängte sich, mit seiner metallenen Trompete rechts und links in die Menge puffend, an ihm vorbei. Hinterdrein fluchte und lachte es, die Männer trockneten sich den Schweiß von der Stirn und schoben den Zigarrenstummel in den andern Mundwinkel, die Frauen husteten in dem Staub, die Kinder schrieen — und wieder lächelte der junge, verwachsene Bergsteiger, melancholisch und ironisch wie ein Mensch, der wider Willen irgendeine lärmende Maskerade mitmacht.

Der Menschenstrom, der ihn trug, war jetzt an den Kassenschaltern angelangt und staute sich an den Eingängen zu den drei verschiedenen Plätzen. Er ging an allen drei Drehthüren vorbei, aus dem Gewühl heraus und allein weiter. Ein biederer Baden-Badener Bürger rief ihm nach: „Sie, Herr! Do geht's rein!" und schüttelte den Kopf, als er sah, wie jener mit einer abwehrenden Bewegung seinen Weg hinter den Tribünen fortsetzte. Seinetwegen! Mochte der Fremde sich verlaufen! Vielleicht war es einer der vielen Ausländer, der gar kein Deutsch verstand.

Aber der andere wußte wohl, was er that. Er befand sich jetzt auf der rechten Seite der hohen Holzgebäude, hinter der abgesonderten Tribüne des Internationalen Klubs. Hier herrschte die feierliche Stille der großen Welt. Zu ganzen Wagenburgen gereiht standen da die Viererzüge, die Landauer und Equipagen aller Art. Glattrasierte und vollbärtige Kutscher, Lakaien von lümmelhafter Majestät und knirpsig-kleine Grooms lehnten blasiert und halblaut plaudernd an den staubbedeckten Rädern, studierten das Rennprogramm oder wehrten die Mücken von den ungeduldig stampfenden und käuenden Pferden ab. Hier war Ruhe und Behagen. Hier war man satt. Hier verachtete man die Welt, mit Ausnahme des Häufleins bevorzugter Menschen, die da vorn, jenseits der Holztribüne, sich von der großen Menge abgeschlossen hatten.

Und hier ging der Fremde hinein. Der Gendarm, der in der Mitte der Wagenauffahrt stehend sich von einem schmucken, wie ein Fürst in Hubertustracht ausschauenden Leibjäger über die neusten Ereignisse im High-life unterrichten ließ, machte eine Bewegung, um den unscheinbaren Herrn mit der schiefen Schulter darauf hinzuweisen, daß hier kein Eingang sei. Kam es doch zuweilen vor, daß ein Schwarzwälder Bäuerlein oder sonst ein naives Gemüt die Rennen von der Tribüne des Internationalen Klubs aus zu beobachten versuchte. Doch dann beruhigte sich der Gendarm wieder. Zu was die paar Schritte machen? Es war so heiß! Und um Unberufene fernzuhalten, waren ja die beiden Klubbeamten am Eingang da.

Aber zu seinem Erstaunen verbeugten sich plötzlich die beiden Leute tief, mit abgezogenen Mützen und einem unterwürfigen Ausdruck auf den glattrasierten Gesichtern. Der Leibjäger nahm den Hut ab und die Zigarre aus dem Mund. Die majestätischen Lakaien, die rotbäckigen Grooms, die blasierten Kutscher thaten desgleichen, und der Fremde ging, höflich, beinahe verlegen den Gruß erwidernd, unter tiefem, allseitigem Schweigen nach vorne, auf den grünen Rasen.

Dort blieb er stehen. Es war wieder das alte, bunte Bild. Blauer Himmel, smaragdene Flur, papageifarbene Flatterwimpel an hohen Masten, leuchtende Farbenflecken von kirschroten, schneeigen, rosigen, himmelzarten Damenkleidern, glitzernde Offiziersäbel und -knöpfe, grelle Kragen- und Mützenränder, schwarzes und graues Gewimmel, von Strohhüten und Sonnenschirmen überdacht, da der unwahrscheinliche, kolibribunte Farbenfleck eines Jockeys in dreß, langsam im Kreis stelzende Pferde, halbverwehte Militärmusik, Pfropfenknallen, Stimmengewirr und helles Gelächter.

Er fuhr sich über die Stirn. Wiederum war es ihm, als ob er träume. Kam die Lawine denn noch nicht? Sie drohte doch schon so lange da oben von ihren froststarrenden Zinnen. Oder waren sie beide eingeschlafen auf dem Felsen, auf der aus der schwindelnden Eismauer vorspringenden, nebelumfluteten, luftigen Adlerruhe und träumten schweratmend, an das kalte Gestein gekrallt — träumten einen bunten Traum, der das Leben heißt, bis plötzlich unversehens von oben die weiße Lawine kommt und hinter ihr ein schwarzes, stilles, tiefes Nichts . . .

Ein junger Husar, der lässig herangeschlendert kam, zuckte beim Anblick des neuen Gastes auf dem Rennplatz plötzlich wie vor einem Vorgesetzten zusammen und grüßte lange, mit einem ernsten Gesichtsausdruck. Der andere machte, mechanisch seinen Strohhut abnehmend und wieder aufsetzend, eine leichte, ungeduldige Kopfbewegung, als wollte er sich wachschütteln, und blickte sich dann suchend um.

Während es zur Linken, auf dem weiten Rasen des ersten Platzes, von Menschen wimmelte, war der Raum des Klubs neben dem Richterpfosten nur eben behaglich gefüllt, und vor dem rechts anstoßenden Allerheiligsten, vor dem Fürstenpavillon, stand nur eine einzelne Gruppe.

Auf diese Gruppe ging er zu.

Im Näherkommen erkannte er sie alle: den schottischen Lord, einen vornübergeneigten, sechs Fuß langen Dandy, gelangweilt wie eine phlegmatische Trauerweide, und seine Frau, frisch und gesund, von jener kalten, statuenhaften Schönheit der Engländerin, die unwillkürlich sofort den Gedanken an Sommersprossen, endlos lange Schuhe und eine reichbesetzte Kinderstube hervorruft — neben ihr den Londoner millionenreichen Porterbrauer und Rennstallbesitzer, eine hagere, jugendlich-elastische Greisengestalt, tiefe Runzeln auf dem kaffeebraunen, von weißem Haar umbuschten Gesicht, und die Augen so scharf und lustig in die Ferne spähend, wie vor fünfzig Jahren, da der verwetterte alte Fuchsjäger zum erstenmal hinter den Hunden über Graben und Hecken geflogen war.

Daneben der alte Pariser Herzog, ein wohlgepflegtes Männchen mit silbernem Henri-Quatrebart und einer weißen Nelke im Knopfloch, sprudelnd lebendig in Sprache und Bewegung und doch zitterig-greisenhaft, der Träger eines uralten, überalterten, absterbenden Namens. Um ihn, bald tadellos französisch, bald im gemütlichsten Wiener Fiakerdeutsch plaudernd, ein paar englisch zugestutzte österreichische Magnaten, ein verdutzt und traurig aussehender pechschwarzer Sizilianer Marchese, der offenbar in letzter Nacht mehr, als ihm lieb war, im Spiel verloren, ein langer preußischer Gardeulan aus irgendeinem ostelbischen Grandengeschlecht, ein kurzer, dicker, aufgeschwemmter Emporkömmling der Boulevards mit dem roten Bändchen der Ehrenlegion und glattrasiertem, rosigem Ohrfeigengesicht — ach ja, sie waren alle wieder da! Und er kannte sie alle!

Er blieb stehen. War es nicht eigentlich besser, ein Ackersmann zu sein, einer der Mühsamen und Beladenen,





die er auf seinem Herweg gesehen, wie sie da draußen auf den glühenden Feldern, im Mittagsbrand auf ihren Spaten gestützt, dagestanden und mit gleichgiltigen Augen dem vorbeirollenden Faschingszug der großen Welt gefolgt waren — ein Ackersmann, der sich bei scheidender Sonne den Schweiß von der Stirn wischt und befriedigt sein Tagewerk, die lange Reihe der umgelegten, scheckig glänzenden Furchen überschaut, der —

Aber da hatte ihn ein noch ganz knabenhaft in die Welt blickender, anscheinend eben erst aus Eton entsprungener Pair von England bemerkt und schien dem Mittelpunkt der Gruppe, einem hochgewachsenen, greisen Grandseigneur, ehrerbietig etwas zuzuflüstern. Der sah auf und streckte dann dem Ankömmling die Hand entgegen.

„Bist du wirklich da!" sagte er leise und höflich. „Wir dachten schon, du erscheinst überhaupt nicht, während dein Pferd den großen Preis läuft, sondern liegst wieder irgendwo über den Wolken in einer Schutzhütte eingerollt, wie der Dachs im Bau, und machst in Weltschmerz!"

Die andern drückten ihm die Rechte. „Da bin ich ja!" sprach er, zerstreut um sich blickend, und begrüßte die übrigen Herren etwas zurückhaltend, beinahe befangen.

„Hast du wieder so eine verrückte Bergtour gemacht, lieber Neffe?"

„Ja. So ein bißchen. Am Lawinenthor."

Die Sportsmen, die für den Alpinismus keinerlei Verständnis besaßen, machten zweifelnde und bedauernde Gesichter. Ihnen, den dreisten und verwegenen Reitern, schien das Wort „Lawinenthor" einen unangenehmen, beklemmenden Klang zu haben, ein Gefühl wie von etwas Schwindligem, Halsbrecherischem, mit einem Totenkreuz in irgendeinem Alpendorf Endendem zu erzeugen.

„Nun — und sonst was Neues?"

„Nein," sagte der schmächtige junge Bergsteiger. „Oder doch! Etwas, was dich angeht. Aber nichts Erfreuliches! Fasse dich: deine vierundzwanzig Statuen muß ein anderer machen! Professor Ranggetiner lehnt deine Berufung ab! Er kommt nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Nun, erstens ist er gestern in eine Gletscherspalte gefallen und beinahe tot geblieben. Und zweitens und eigentlich will er nicht! Er reist heute weiter nach Griechenland. Er flieht vor dir und deinen Werbungen!"

„Woher weißt du denn das?"

„Ich hab's gehört!" sagte der kleine Prinz gleichgiltig. „Aber sei ohne Sorgen! Es findet sich schon jemand, der unsere Ahnen in deiner Residenz aufbaut!"

Sein greiser Oheim furchte mißmutig die Stirn. Er war wohl zwei Köpfe größer, als der unansehnliche, blasse Tourist, auf den er kopfschüttelnd niedersah, und in jeder Hinsicht sein Gegenteil: hier der alte, heitere Grandseigneur, dort trübe, unscheinbare Jugend.

„Nein, Professor Ranggetiner kommt nicht!" wiederholte Prinz Wilfried. „Schade, solch ein bunter Zillerthaler wäre eine hübsche Staffage in unserm Nest — ich will lieber in unserer stillen, kleinen Residenz sagen, um dich nicht zu kränken!"

„Du bist ja nie dort!"

„Nein, Gott sei Dank!"

„Und was den Meister Josefus betrifft —" Die Wolken auf der Stirn des Herzogs von Siebenwalden verloren sich wieder, und er schlug die Fingerspitzen aneinander, leise und belustigt wie ein großer Herr, der mit seiner Umgebung Katze und Maus spielt. „Gott sei Dank, Meister Seppl ist blond. Blonde Leute kann man eher zu etwas bringen. Sie haben weniger Willen. Er wird an den ungeraden Wochentagen ‚nein' sagen und an den geraden ‚ja', und am Sonntag hab ich ihn!"

„Viel Glück!" sagte der kleine Prinz, und es zuckte ein wenig mephistophelisch um seine Lippen, als denke er sich allerhand, was er verschwieg. „Aber nun von etwas anderm zu sprechen — wo ist denn eigentlich meine Frau?"

Das wußten die Herren nicht. „Vorhin war Virginie bei den Ställen!" meinte der Herzog. „Sie sah nach ‚Aegir' und sprach mit dem Trainer — Natürlich, wenn du zu dem größten Rennen des Kontinents, wo in deinem Stall alles, Pferde und Menschen, vor Aufregung zittert, erst eine Stunde vorher eintriffst, als ginge dich die ganze Geschichte gar nichts an —"

„Eigentlich ist es doch auch furchtbar egal!"

Die Sportsmen sahen sich stumm an. Daß ein Mann, der zum großen Preis den voraussichtlichen Sieger satteln ließ, den Träger der deutschen Farben gegen Frankreich und Oesterreich, daß der ein solches Riesenereignis als eine gleichgiltige Sache bezeichnete — das erschreckte sie! Das machte sie still vor Staunen, obwohl man an die Eigenart des melancholischen kleinen Prinzen schon gewöhnt war.

„Wo meine Frau ist, möchte ich wissen!" wiederholte der Prinz von Eck ungeduldig. „Gott sei Dank, da kommt Kurakin, der weiß immer, wo die schönen Frauen sind!"

Fürst Kurakin, der alte Petersburger Lebemann, hinkte, auf seinen Stock gestützt, heran. Er grüßte flüchtiger als die andern. Betrachtete er sich doch, da er regelmäßig den ganzen Sommer in Baden-Baden zubrachte, hier halb als Hausherrn.

„Haben Sie meine Frau gesehen?"

Der alte Russe hustete. Alle Sünden der Welt, alle Laster von Paris schienen seinen gebrechlichen Körper ausgemergelt zu haben. Sein Gesicht mit dem schwarzgefärbten Schnurrbart war wie aus Pergament, sein Körper wie ein klappriges Gerüst, über das ein Pariser Modekünstler das neueste Stutzergewand malerisch drapiert hatte. Ein feiner Dunst von Kölnisch Wasser und Papyros umwehte ihn.

„Dort drüben!" murmelte er mit einem leisen, frivolen Augenblinkern und wies mit seinem elfenbeinernen Krückstock nach dem Eingang zu dem kleinen Büffett der Klubtribüne.

Eine weiße Gesellschaft hatte sich dort niedergelassen. Alles Weiß in Weiß. Weiße Strohhüte mit buntem Band, weiße Flanellanzüge, weiße Schuhe und Krawatten. Es war ein halbes Dutzend junger Männer von angelsächsischem Typus, alle völlig glatt wie Schauspieler oder Geistliche ausrasiert, und ein Unbefangener hätte sich wundern können, wo auf einmal alle diese unschuldsfarben wie in Blütenschnee gekleideten jungen Reverends herkamen. Aber hier auf dem Platz wußte jedermann, daß in dieser seltsamen Mischung von Athlet und Stutzer sich die Blüte der Newyorker Finanzwelt verbarg.

Und zwischen diesen angehenden Börsenkönigen, die alles daran zu setzen schienen, für vornehme Briten aus Normannenadel zu gelten, saß, gleichfalls ganz Weiß in Weiß, eine schöne Frau, vielleicht die schönste ringsum, und lachte und scherzte mit der sie umflirtenden goldenen Jugend.

Der kleine Prinz machte ein noch tiefsinnigeres Gesicht als bisher. Dann ging er langsam, wie zögernd, auf die schöne Frau zu.

9.

Sie war wirklich schön. Das fand nicht er allein. Das sagten das Geflüster, die langen Blicke der Herren hinter ihr, wo sie hinkam, so gut wie das neugierige, feindselige Schweigen, mit der die Frauen ihr nachschauten. Und es gab doch wahrlich genug schöne Frauen auf dem grünen Rasen von Iffezheim — Welt und Halbwelt, Frauen in Weiß und in Blau, in Rosa und Mauve und am meisten Frauen, selbst Blondinen, in einem blutdürstigen Scharlachrot, das eben Mode war. Frauen aus allen Ländern, von diesseits und jenseits des Kanals und des Atlantischen Ozeans, nervöse, gepuderte Pariser Weiblichkeit, britische Gesundheit und rosige, frische halbslavische Puppenköpfchen aus Wien, nordisches Blondhaar und welsches Blauschwarz — es war alles da und lachte und flirtete und fegte mit buntem, knisterndem Kleidersaum das grüne Gras und sonnte sich und seine Schönheit unter dem blauen Himmel.

Aber seine Frau war etwas Besonderes. Der kleine Prinz wußte es wohl. Das war kein Kopf wie die andern, diese klassischen Napoleonzüge, nur verweichlicht, gemildert, geglättet, wie auf altrömischen Münzen das Haupt irgendeines weiblich-schönen jungen Cäsaren, satt und doch genußsüchtig verträumt. Auch die Hautfarbe schien korsisch, ein mattes, gesundes Gelb, und darüber, ein Zeichen ihrer irischen Abstammung, das prachtvolle; hoch aus der Stirn gewellte rotblonde Haar mit seinem herausfordernden Gegensatz, den großen, dunklen, feurig hin- und herblitzenden Augen. Sie war größer als er. Hochragend und tannenschlank, alles an ihr Weiß in Weiß, hellleuchtend wie eine Marmorstatue, stand sie da und wartete, bis er herankam. Eine eigentliche Begrüßung zwischen den Gatten fand nicht statt. Sie gaben sich nur zögernd die Hand, und der kleine, verwachsene Prinz blickte ihr stumm in das Gesicht, in diese wie aus mattem Elfenbein gemeißelten und durchscheinend rosig abgetönten, von Lebensfrische und Selbstsucht und Gesundheit leuchtenden Züge.

„Wie er mich wieder anschaut!" sagte Virginia auf Englisch zu den sie umstehenden, weißflanellenen Trabanten. „Immer schaut er mich jetzt so vorwurfsvoll an, schon seit einem Jahr, mit großen, melancholischen Augen, als sei Gott weiß was geschehen. Ich glaube, er ärgert sich, daß ich immer vergnügt bin! Aber ich bin's trotzdem!"

Die jungen Gentlemen schwiegen höflich, und sie wendete sich stirnrunzelnd ihrem Mann zu. „Wo warst du denn eigentlich wieder die drei Tage?"

„In den Bergen!" sagte Prinz Wilfried kurz und scheu.

„Auch ein Vergnügen!" Sie schüttelte den rotlockigen Cäsarenkopf, daß ein feiner, betäubender Duft den seidenen Haarwellen entstieg. „Da waren wir harmloser. Wir haben zwischen den beiden Renntagen einen Ausflug in den Schwarzwald gemacht. Zu Fuß! Wie die Handwerksburschen sind wir herumgezogen und haben gesungen und in einem kleinen Dorfwirtshaus zu Mittag gegessen. Sauermilch und Forellen, weiter gab's nichts — ein klassisches Menü! Zu nett war's! Wenn nicht die ewige Sorge um ‚Aegir' gewesen wäre, daß ihm am Ende das weiche Wasser hier nicht bekommt — die beiden englischen Steepler sind schon regelrecht krank und —"

„Was macht denn Baby?"

„Unser Baby?" Sie schien erstaunt. „Was soll es machen? Es trinkt, schreit und schläft!"

„Also es ist wieder ganz wohl?"

„Nun gewiß! Der Schwächeanfall, um den du dich so gebangt hast, ist längst vorüber."

„Und auch nicht wiedergekommen?"

„Bis jetzt nicht. Und übrigens — davon, daß du dann jedesmal mit deiner Melancholie in die Berge läufst, wird es auch nicht besser!"

„Was sagt denn der Arzt?"

Sie wurde etwas nervös. „Du hast es dir doch jeden Tag telegraphieren lassen. Heute früh noch nach Basel."

„Und dir hat er weiter nichts gesagt?"

„Nichts Besonderes! Die Aerzte rücken ja nie mit der Sprache heraus, wenn sie nicht müssen, Baby sei eben sehr zart — das alte Lied! Nach dem Engadin dürften wir es nicht mitnehmen wegen der rauhen Luft, besser aufs Land, in den Wald. Das macht sich für die paar Wochen, wo wir in St. Moritz sein werden, ganz gut, daß Thieregg jetzt völlig eingerichtet ist."

„Solch ein altes, dumpfes Schloß, und in Niederösterreich, in so weiter Entfernung von uns! Wenn etwas passiert, haben wir zwei Tage Fahrt."

„Es passiert eben nichts! Jedenfalls ist Baby dort besser aufgehoben, als in einem Engadiner Hotel zur Hochsaison!"

Er unterdrückte den Gedanken, daß für die Mutter die Kinderstube vielleicht auch der richtigere Platz sei, als das Kurhaus eines Modebads. „Ist denn Baby wenigstens hier in Baden-Baden im Hotel gut versorgt, während du auf dem Rennplatz bist?"

„Nun natürlich! Es hat doch alle Pflege. Was sollte ihm denn fehlen?"

„Entschuldige nur die Frage!“ sagte der Prinz von Eck melancholisch. „Aber da du mir nur von der Gesundheit meines Pferdes erzählst, war ich etwas neugierig, wie es um unsere Tochter steht!“

Sie zuckte die Achseln. „An ihm ist eine Kinderpflegerin verloren gegangen!“ sagte sie ernsthaft zu den diskret etwas zurückgetretenen Newyorker Athletengigerln. „Rührend ist er in der Sorge um die Kleine. Oft trägt er sie selbst, wenn sie schreit, im Zimmer herum. Ich finde, er übertreibt's! Er übertreibt alles. Er nimmt alles zu schwer, zu hoch, zu tief — ich weiß nicht, es ist nicht mein Maß! Du, weißt du, wer alles mit auf unserer Schwarzwaldtour war?“

Dabei lächelte sie ein bißchen neugierig und grausam. Aber Prinz Wilfried erwiderte nur: „Nein. Es ist mir auch ganz gleichgiltig!“

„Ja — also Aegir, ich war heute früh schon mit Little Tom hier draußen in Iffezheim in den Ställen — also Aegir hat —“

„Aegir hat vier Beine und wird die in einer halben Stunde für uns im Großen Preis in Bewegung setzen!“ sagte der kleine Prinz melancholisch. „Das weiß ich alles, Liebste, und warum du und ihr alle hier und die Menschenmassen da draußen und wer weiß wie viele Tausende in Europa und Amerika sich darüber so aufregen, ist mir ein Rätsel.“

Ringsum entblößten sich die Häupter. Von der ersten Tribüne klang ein diskret gedämpftes Hochrufen in die fernen Töne der Nationalhymne. Der Großherzog von Baden war erschienen und ging, vornehm und leutselig wie immer jeden Gruß erwidernd, langsam durch das Menschenspalier. Das Präsidium des Klubs umgab den greisen, in hellblaue Dragoneruniform gekleideten Landesfürsten und geleitete ihn zu dem reservierten Pavillon.

Virginia sah ihm gedankenlos nach, finster und verstört mit den Eckzähnen in das Spitzentuch beißend, das sie langsam durch die Lippen zog. Ihr Mann war befremdet. „Was hast du denn?“ fragte er.

Sie fuhr wie aus einem Traum auf. „In einer halben Stunde!“ murmelte sie und trennte nun wirklich ein Eckchen des seidenen Gewebes ab. „In einer halben Stunde — ich halte es nicht mehr aus vor Aufregung! Ich sage es euch allen jetzt schon: sowie Aegir gesattelt wird, ziehe ich mich ins Damenzimmer zurück, bis das Rennen zu Ende ist!“

„Und was machst du denn in der Zeit, Virginia?“ fragte der Prinz Wilfried sanft, mit einer schonenden, mitleidigen Neugier.

„Das weiß ich nicht. Vielleicht schlaf ich vor lauter Angst, wenn ich die Augen so ganz fest zumache, oder ich weine, oder nein, ich bete — ja, ich werde beten, daß Aegir gewinnt, das hilft gewiß!“

„Und wenn Aegir siegt!“ Sie strahlte plötzlich wieder und musterte mit dem Blick einer Kaiserin ihr athletisches Gefolge. „Gott! Gentlemen! Ich weiß gar nicht, was ich dann thue vor Glück! Welch eine Ehre! Welch ein Triumph! Alle meine Freundinnen diesseits und jenseits des großen Wassers vergehen vor Neid. Und er muß gewinnen! Er muß! Ich will es!“

Dabei runzelte sie die Stirn, daß zwischen den glühenddunklen Augen eine finstere Furche entstand und die Aehnlichkeit mit einem düster-schönen, jugendlichen Cäsarenkopf noch deutlicher hervortrat. Dann wurde sie plötzlich geschäftig, nervös, fiebernd-thätig.

„Jetzt heißt es aber noch handeln!“ rief sie und rauschte, immer noch die weiße Herkulesschar hinter sich, hinaus auf den Uebergangsplatz zwischen dem Klubraum und der ersten Tribüne. Ihr Mann folgte ihr nicht. Er wußte, dort befanden sich die Buchmacher, ihre Geschäftsfreunde! Wo sie ging und stand, war sie von einem Schwarm dieser Leute umkreist und winkte sich je nach Laune die Vertreter von Paris, von London oder Wien heran. Sie genierte sich dabei gar nicht, obwohl sie wußte, daß die andern Millionärinnen das „shocking“ fanden. Der Erwerbssinn und mehr noch die Lust an der gewagten Spekulation war in ihr zu mächtig. Sie machte Geschäfte auf dem grünen Rasen, wie ihr Vater drüben in der Wallstreet von Newyork in Silberminen. Zehn, zwanzig, dreißig Wetten hintereinander, die in den Brieftaschen der Buchmacher eingeschrieben standen und die sie mit unbegreiflicher Sicherheit alle auswendig im Kopf behielt, Wetten auf Sieg und Platz, Wetten auf drei, auf fünf Sieger hintereinander, wobei der Einsatz sich im Quadrat bis zu enormen Summen erhöhen und einen leichtsinnigen Buchmacher ruinieren konnte, Wetten vom Frühjahr her, wo „Aegir“ noch nicht für so aussichtsreich galt und mit 6 : 1 zu haben war, und neue Wetten, eine Stunde vor Beginn des Rennens, wo die Geschäftsmänner des Turfs schwierig geworden waren und den prinzlichen Hengst überhaupt kaum mehr „legten“ — ja, wie ihr Mann sie kannte, würde sie noch beim Aufgalopp der Pferde zum Start irgendeine wilde Spekulation abschließen und gewinnen. Sie gewann meistens und verschenkte gewöhnlich alles großmütig an die erfolgreichen Jockeys. Am Geld war ihr nicht gelegen, nur am Sieg, an der Aufregung, am Leben.

Das war eigentlich das Wunderbare an ihr, daß sie gar nicht blasiert war. Ihr ganzes Wesen war voll naiver Genußfreudigkeit, voll von einem kalten, sonnigen, strahlenden Egoismus, und man konnte sie sich gar nicht anders denken, als sie war.

Jetzt kam sie zurück, eilig wie gewöhnlich, trat dann plötzlich zur Seite und sank in einer tiefen, unergründlichen Verbeugung zusammen. Der Prinz von Wales ging an ihr vorbei, verbindlich, müde, behäbig, korrekt als erster Gentleman Europas gekleidet und von einem Schwarm ehrfurchtsvoller Britinnen umringt, und lüftete höflich und etwas gelangweilt seinen Strohhut vor der freien Amerikanerin. Dann richtete sie sich auf und gestikulierte lebhaft. Sie suchte ihren Kasten mit der Amateurkamera.

Ein hagerer, langer, knochiger Gentleman, der ein bißchen an einen Preisboxer erinnerte, kam darauf gemächlich, die schwarze Kassette unter dem Arm, nach vorn und beeilte trotz aller ihrer Winke seine Gangart nicht. Bei seinem Anblick flog ein Schatten des Widerwillens über Prinz Wilfrieds blasses Gesicht. Er war ja schon an den Hofstaat seiner Frau gewohnt, diesen Schwarm internationaler Kavaliere, der sich um einen Stamm junger Newyorker Börsenfürsten gruppierte und mit ihr kreuz und quer durch die Modeorte von Europa zog. Er hatte schon allerhand zweifelhafte Erscheinungen darunter kommen und gehen sehen: eigenartige päpstliche Grafen aus Paris, italienische Herzöge von nebelhafter Abkunft, sonderbare rumänische Fürsten und dalmatiner Marcheses — alles junge Männer von tadelloser Wäsche und Kleidung, tadelloser halblauter Konversation in drei oder vier Sprachen und tadelloser Brieftasche mit Päckchen von Fünfpfundnoten, Hundertfranksbillets oder Tausendmarkscheinen in dem Jackett. Er wußte

auch, daß Virginia abwechselnd den einen oder andern bevorzugte, ihn erhob und spielerisch lächelnd, wenn er langweilig geworden war, wieder fallen ließ, ohne doch eigentlich ihrem Ruf etwas zu vergeben — aber so unsympathisch, wie Mr. Stuart Owen, der englische Herrenreiter und zur Zeit erklärter Cicisbeo, war ihm noch keiner gewesen.

Er hatte gehofft, daß Mr. Owen wegen seiner verdächtigen Reitkünste einmal vor die Stewards des Klubs gerufen und von den Rennbahnen des Kontinents und damit auch aus der Gesellschaft verbannt werden würde. Aber der hagere junge Brite war zu schlau. Er ritt nicht nur von Hause aus vorzüglich, sondern, wenn es durchaus nicht anders ging, auch geknickten Herzens ehrlich und ließ sich nicht so leicht erwischen. Immerhin war er nicht gerade angesehen, eines jener zweifelhaften Zwitter zwischen Gentleman und Jockey, wie sie der englische Turf erzeugt und ungebeten an das übrige Europa abgiebt.

Heute hatte er nicht zu reiten. Die Hände halb in den Hosentaschen, stand er vor Virginia da, brutal, ein bißchen stumpfsinnig, zwischen den mächtig entwickelten Kiefern des rostbraunen Bulldoggengesichts den englischen Stalljargon kauend, der Typus breitschulteriger, britischer Roheit. Seine Frau hatte sich von ihm scheiden lassen, weil er sie zu oft in der Trunkenheit geprügelt hatte. Aber auch das schadete ihm hier nichts. Man nahm ihn ja ohnedies nicht ganz ernst als Gentleman. Viele der Frauen fürchteten sich vor ihm und konnten die Augen nicht von ihm wenden, und was sonst um ihn war, was hinter seinem Rücken getuschelt und geflucht wurde, prallte an seinem unerschütterlichen Phlegma ab. Offen band ohnedies niemand gern mit ihm an. Er war bekannt wegen seiner stiermäßigen Körperkraft.

„Well!" sagte er über die Schulter hin zu dem kleinen Prinzen. „I say, it's a good thing for ‚Aegir'!"

Der andere erwiderte nichts. Ihn verletzte die plumpe Vertraulichkeit. Er fühlte immer wieder: in den Augen all dieser Engländer und Amerikaner, die als Vettern, Freunde und Turfgenossen seine Frau, wo sie ging und stand, umgaben, war er eben nur der Gatte Virginias, ein kleiner, verwachsener, armer, deutscher Prinz, ein Ausstattungsstück, das sich die Millionärin, gleich andern dem Komfort der Neuzeit dienenden Dingen, von ihrem Vater, einem der Silberkönige des wilden Westens, hatte schenken lassen.

Es war ja auch wirklich so. Alles hier kam ja von ihr. Alles war von ihrem Geld bezahlt. Der neueingerichtete Rennstall, der um eine Unsumme in England erworbene „Aegir", der von dort zu einem haarsträubenden Preis verschriebene „Little Tom", der erste Jockey der Welt; er, der Prinz von Eck, der nominelle Besitzer all der Herrlichkeiten, hatte mit dem allem, diesem ganzen lärmenden Treiben, dieser lachenden naiven Verschwendung eben nur das eine gemein, daß seine Krone vielgezackt als letzter Knalleffekt darüber schwebte.

Er warf einen langen, trüben Blick auf seine schöne Frau und ging dann still beiseite. Sie bemerkte es. „Wo willst du denn hin?" rief sie ganz laut mit ihrer hellen Stimme.

Er blieb stehn. „Eigentlich," sagte er zögernd, „am liebsten führe ich nach Baden-Baden und sähe rasch einmal nach Baby!"

„Jetzt, wo bald das Rennen anfängt?"

„Bis dahin kann ich zurück sein, jetzt ist die Chaussee leer, und unsere Traber sind schnell!"

„Und wenn du doch zu spät kommst?"

„Dann läuft Aegir eben das Rennen ohne mich. Was liegt daran? Ich habe Baby seit drei Tagen nicht gesehn."

Sie unterdrückte mühsam eine Bewegung des Unmuts. „Du wirst Baby noch oft genug sehn!" sagte sie hart, mit umwölkter Stirn. „Habe die Güte und bleibe hier! Willst du mich denn in einemfort lächerlich machen mit deinem excentrischen Wesen? Wer soll denn, wenn wir gewinnen, den Preis in Empfang nehmen? Etwa der Trainer?"

Das war richtig. Dort drüben, gleich am Drahtabschluß des Klubplatzes, stand auf einem Tisch der hochgetriebene, kostbare Goldpokal und gleißte in der Sonne und harrte des siegreichen Pferdebesitzers, dem er nach dem Rennen überreicht werden sollte.

Virginia war schon wieder ganz mit dem Rennen und dem Ehrenpreis beschäftigt. „Den Pokal stellen wir in Thieregg auf, in dem großen Eichensaal!" schloß sie und wendete sich erklärend auf Englisch zu Mr. Owen: „Wir haben uns nämlich das Schloß Thieregg in Niederösterreich gekauft, um da unten ein pied-à-terre für die Jagden zu haben. Es sind schöne Jagden. Sie müssen auch kommen, wenn es an der Zeit ist. Es kommt eine Unmasse Menschen von überall her. Es wird viel Leben geben! Aber jetzt —" Ein neuer Einfall durchzuckte sie. Sie sah den kleinen Prinzen vorwurfsvoll an. „Natürlich hättest du es wieder vergessen! Gut, daß ich wenigstens an alles denke. Ich habe gestern telegraphiert, daß unsere Jacht seeklar gemacht wird. Es ist die höchste Zeit. Wir wollen doch zur Segelwoche nach Cowes. Das war doch abgemacht. Und dann nach St. Moritz!"

Prinz Wilfried nickte nur stumm, als wolle er sagen: „Ja, ja, schleife mich nur hierhin und dorthin, in demselben ewigen, lärmenden Müßiggang. Ich kann ja nicht anders, ich muß dir ja folgen."

Sie achtete auch gar nicht mehr auf ihn. Sie bekam jetzt, wo eben das letzte Rennen vor der großen Entscheidung des Tages gelaufen wurde, ihre Nerven; der rosig durchleuchtende Blutschein auf ihrem schönen, mattgetönten Napoleonsgesicht verschwand. Sie sah bleich aus.

„So muß einem Duellanten frühmorgens zu Mut sein!" sagte sie schweratmend zu Mr. Owen und warf dabei wieder einen begehrlichen, lüsternen Kinderblick nach dem in der Mittagssonne flammenden Goldpokal.

Der Herrenreiter zuckte die Schultern. Er duellierte sich als Brite nicht. Er boxte höchstens, wenn es sein mußte. Und das verstand er gründlich. Ein Blick auf seine knochigen Fäuste lehrte es.

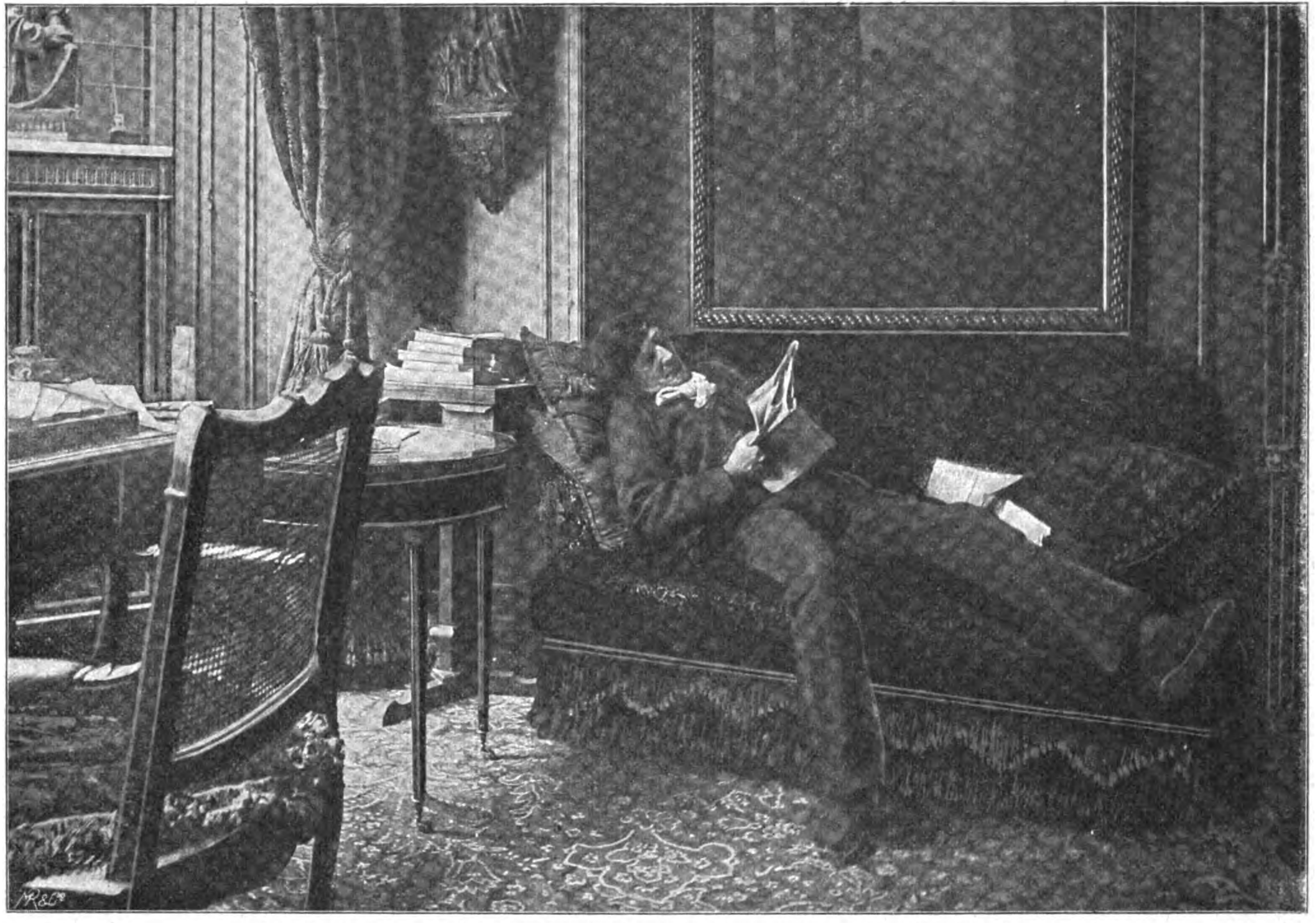
Sie erwartete, daß er ihr etwas antworten sollte, um sie von ihrer Angst um Aegirs Schicksal zu erlösen. Aber er blieb stumm. Ein Hauptgeheimnis seiner Erfolge bei Frauen bestand eben in dieser schweigsamen, phlegmatischen Brutalität.

Sie schlug ihm auf den Arm. „Kommen Sie, ich will noch einmal nach Aegir schauen. Dann lege ich mich im Damenzimmer aufs Sofa und werde seekrank. Gehst du mit?"

„Nein!" sagte der kleine Prinz schwermütig. „Geh du nur allein. Wozu brauchst du denn mich?"

Fortsetzung folgt.





Der französische Dramatiker Victorien Sardou bei der Morgenlektüre.

Berühmte Franzosen zu Hause.

Hierzu 5 photographische Momentaufnahmen von Dornac u. Cie., Paris.

Die Stadt Paris grüßt vom hohen Festportal der Weltausstellung ihre Gäste, und die herrliche Metropole an der Seine ist für diesen Sommer wieder das Stelldichein aller Nationen der Erde geworden. Ein Vergnügungslokal für Hunderttausende? Wohl doch etwas mehr. Paris beherbergt heute wie in früheren Tagen viele bedeutende Männer, deren Geist, Talent und Wissen alle Zeit auch ohne Ausstellung den Ruhm des französischen Namens durch die ganze gesittete Welt tragen. Inmitten der mächtigen, geistigen Bewegung, die in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts der Dichtung neue Stoffe, neue Formen und Gedanken zuführte, haben die Franzosen ihren Ruhm und ihre künstlerische Geltung immer gewahrt. Wir wollen einige dieser berühmten Männer in ihrem Heim besuchen.



Victorien Sardou im Arbeitzimmer an seinem Schreibtisch.
Photographische Momentaufnahme.

Der bartlose alte Herr, der auf dem Bild erscheint, wie er behaglich, die Hausmütze auf dem Kopf, die Füße in Filzpantoffel gesteckt, auf dem Sofa seine Zeitungen liest, auf dem andern Bild am Schreibtisch in emsiger Arbeit, ist Victorien Sardou, heute der Senior unter den großen Dramatikern Frankreichs. Die Mitstrebenden seiner Jugend, Emile Augier, Octave Feuillet und Alexandre Dumas Sohn, ruhen schon längst im Grab, während er, der bald Siebzigjährige (geboren am 7. September 1831), noch rüstig und rührig mit Phantasie und

Feder schafft. „Madame Sans-gêne“, die Komödie, die er für die Réjane geschrieben hat, war der letzte seiner großen Erfolge.

So Vollpariser Sardou nach Geburt und Wesen aber auch ist, so müssen wir doch mit der Bahn bis nach St. Germain fahren, ehe wir in Marly das fürstliche Besitztum finden, in dem der Dichter seit Jahren haust. Die Schreibstube zeigt nur wenig von der Kunst und dem reichen Geschmack der in einem üppigen Park gebetteten Villa.

Der Wundermann mit der nie erlahmenden Erfindung, der sein Talent immer an dem Beispiel anderer emporrankte, der seine ersten Satiren „Der letzte Brief“, „Alte Junggesellen“ im Geist Scribes und Augiers schuf, der die „Denise“ Alexandre Dumas' mit seiner „Georgette“ beantwortete und der endlich die Rollendramen schrieb für seine

In seinem modernen, reich mit Bildern und allem Komfort ausgestatteten Salon begrüßen wir den Dichter des wohlhabenden französischen Bürgerstandes George Ohnet (S. 685). Selbst reicher Eltern Kind hat George Ohnet frühzeitig Juristerei und Journalismus aufgegeben, um die Kämpfe des Lebens „Les batailles de la vie“ in seinen vielfach zu Dramen verarbeiteten Romanen zu schildern. Arbeit und Wohlstand, wie er selbst sie übt und genießt, sind seine Ideale, sein größter Held ist „Der Hüttenbesitzer“, der das stolze Herz seiner hochadligen Gattin erobert, seine beste Heldin die Bäckermeisterin, die „Sergius Panin“, den abenteuernden, treulosen Schwiegersohn, trotz seines fürstlichen Wappens über den Haufen schießt.

Und der letzte strenge Herr in seinem von steifen, überfüllten Bücherregalen umstellten Schreibzimmer? Ein Dichter?



Der französische Romanschriftsteller Pierre Loti in seinem exotischen Salon.
Photographische Momentaufnahme.

Leiden mimenden Musen: „Feodora“, „Tosca“, „Theodora“ für die Sarah Bernhardt; „Divorçons“ (Cyprienne) und „Madame Sans-gêne“ für die Réjane — er hat niemals die Größe seiner großen Zeitgenossen erreicht und doch durch Geist, schlagenden Witz und sichere Kenntnis der Bühnenwirkung im modernen Theater eine führende Stellung behauptet.

Wie anders das Heim Pierre Lotis! Ein Museum aus den Kunstschätzen überseeischer Länder! Vasen, Masken, Porzellanfiguren, seltsame Bronzen und Waffen an den Wänden, auf den Tischen, auf dem Kaminsims. Julien Viaud — dies der bürgerliche Name Lotis, des „Schüchternen“ — hat als Offizier der französischen Marine die Welt gesehen und das Gesehene mit seiner Phantasie erobert. Er ist der Dichter des Exotischen geworden, der mit seinen Romanen von „Le mariage de Loti“, der auf Tahiti spielt, bis zu den von Carmen Sylva ins Deutsche übersetzten „Pêcheurs d'Islande“ alle Zonen vom Aequator bis zur Nachbarschaft der Polarregion durchmessen hat.

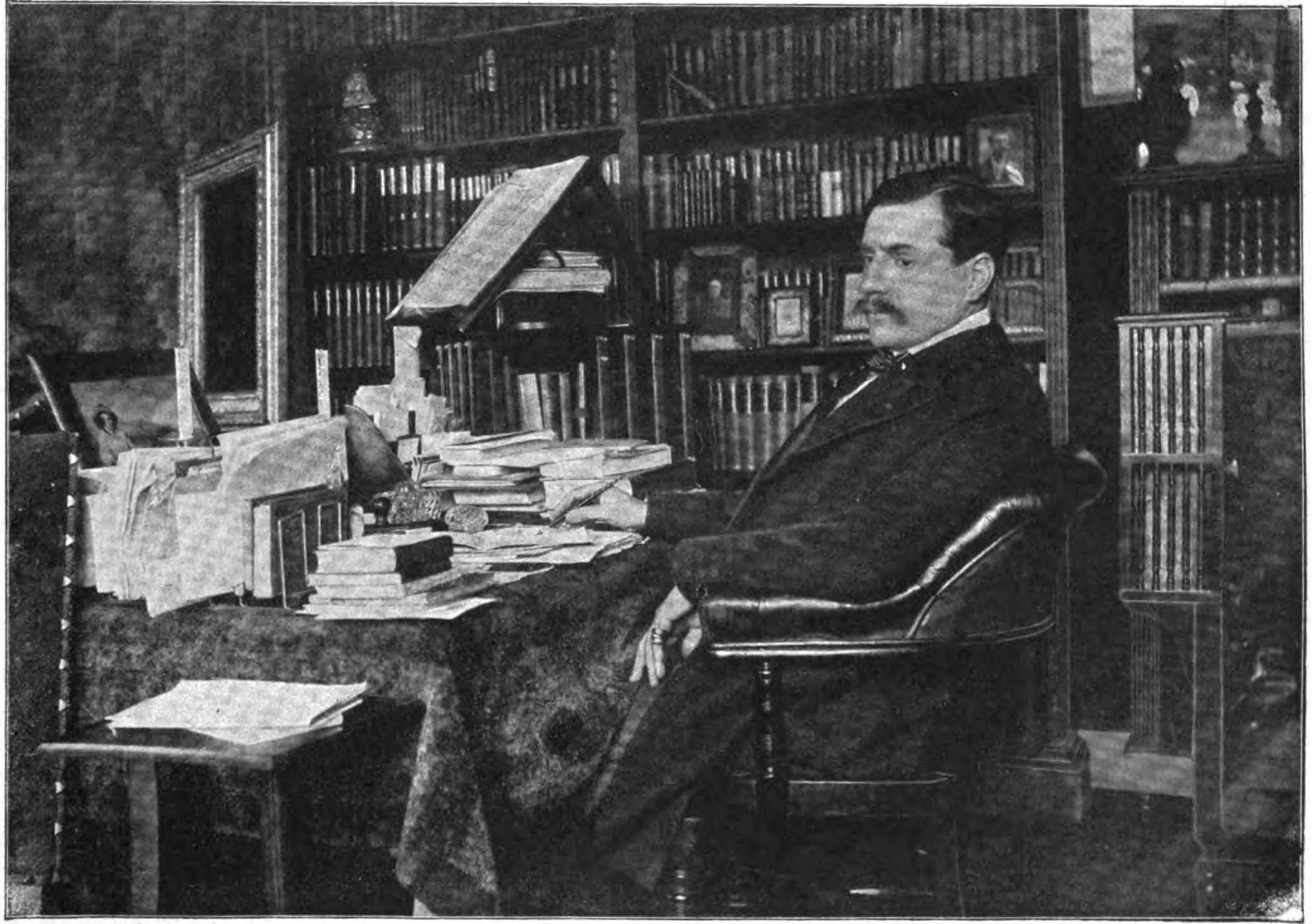
Ein Gelehrter? Er ist beides, Paul Bourget (S. 685). Als Dichter gemahnt er an die eleganten Fastenprediger der Pariser Salonkirchen; er trägt ernst das gelehrte Gewand des Forschers, aber seine Klientel sind die Damen der Welt. Pessimist in seinen Gedichten, ernster Kleinmaler in seinen „Pastels“ und „Nouveaux Pastels“ und in seinen Erzählungen, wie „Un crime d'amour“, „Mensonges“, „André Cornélis“ u. a., als der Schöpfer des psychologischen Romans gepriesen, forscht er nach den von Schuld und Schwäche umschatteten Winkeln der Seele, namentlich der Frauenseele, und einem schönen französischen Sprichwort folgend, verzeiht er alles, da er alles verstanden hat. Dieses Verzeihen ist unschätzbar, weil es ein gar so ernster Mann ist, der es gewährt.

Die modernen Franzosen sind freilich keine Modernen im Sinn Ibsens und Gerhart Hauptmanns; sie bleiben wie ihre Vorfahren im Dienst der Damen und der Galanterie.

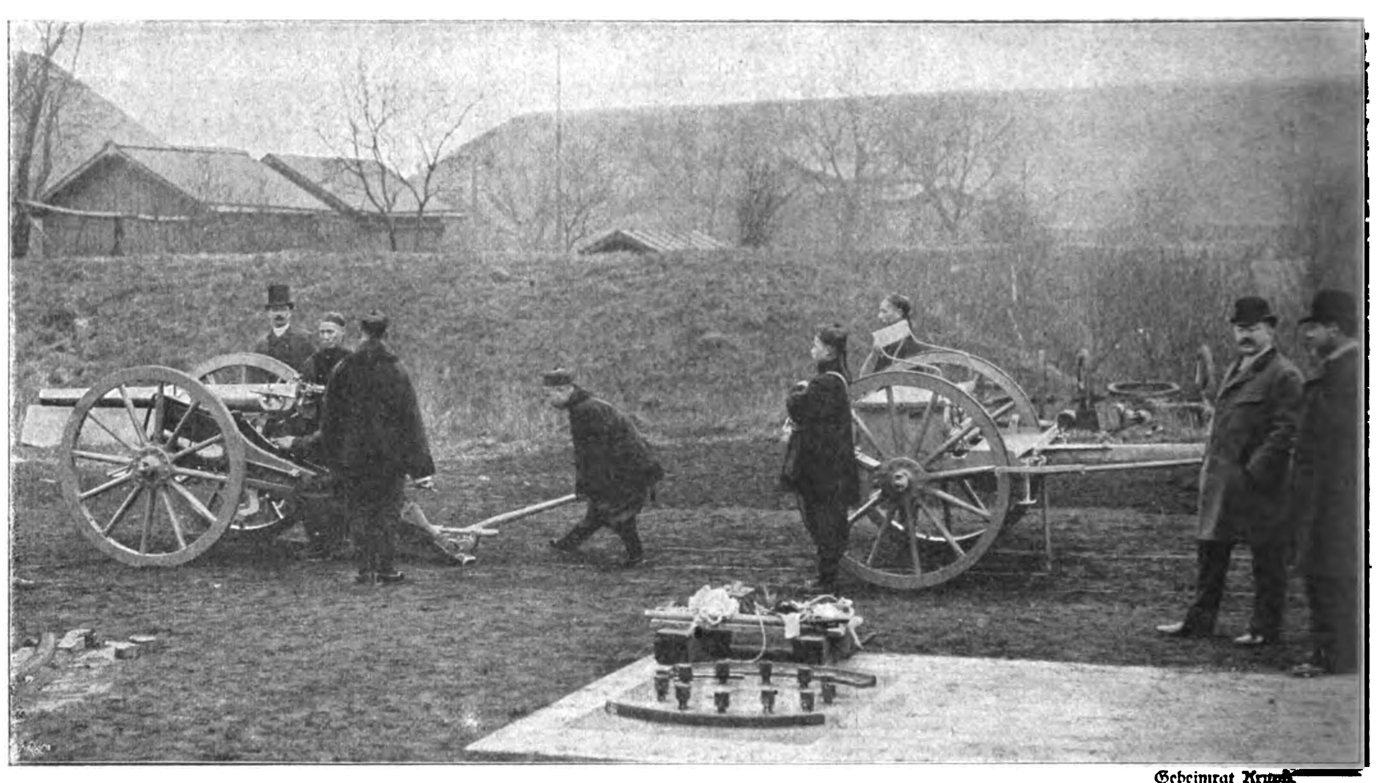
Emil Granichstaedten.



Der französische Dichter George Ohnet in seinem Salon.
Photographische Momentaufnahme.



Der Romanschriftsteller Paul Bourget in seinem Arbeitzimmer.
Photographische Momentaufnahme.



Geheimrat Krupp

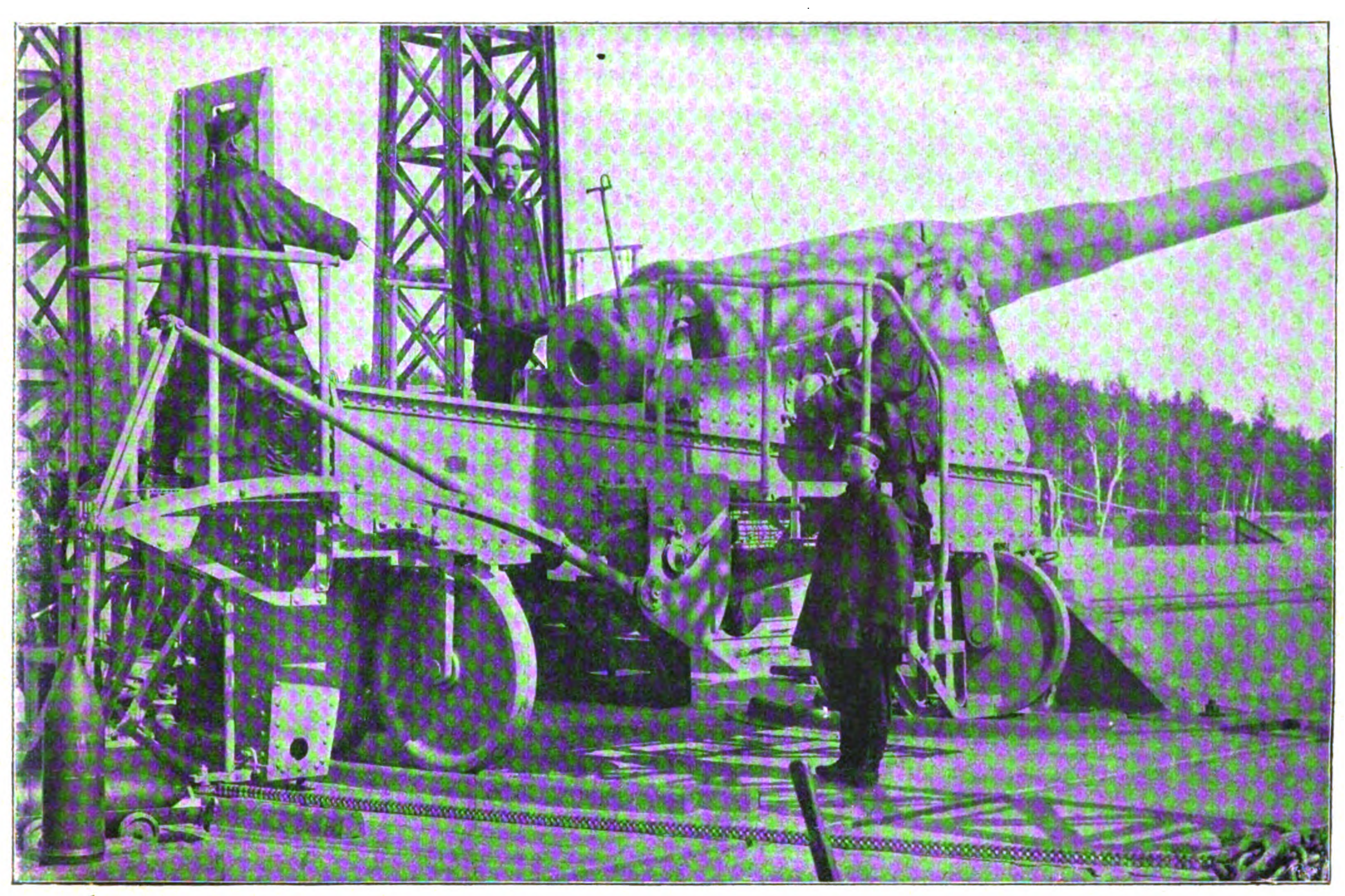
Geschützexerzieren chinesischer Artillerieschüler auf dem Schiessplatz in Essen.
Photographische Momentaufnahme.

Auf den Kruppschen Schiessplätzen in Essen und Meppen.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

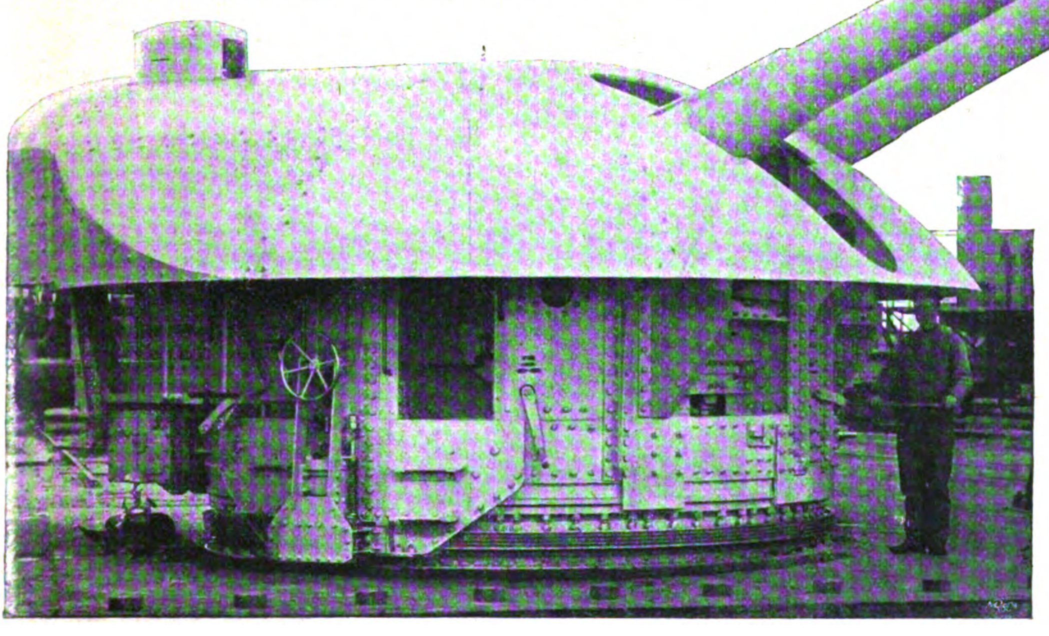
Wenn ein modernes Geschütz den ungemein schwierigen und langwierigen Herstellungsprozeß in der großen Fabrik von Krupp in Essen glücklich durchlaufen hat, wandert es auf den Schießplatz, wo es in letzter Instanz auf seine Kriegsbrauchbarkeit geprüft wird. Und gar hohe Anforderungen werden an ein modernes Kanonenrohr gestellt; es muß nicht nur sein Geschoß auf Entfernungen schleudern, die man früher einfach lächelnd in das Gebiet der Fabel verwiesen hätte, es muß auch so widerstandsfähig sein, daß es selbst in den unglücklichsten Zufällen, wenn eine der modernen Brisanzgranaten im Rohr selber platzen sollte, seine Festigkeit bewahrt, so daß die Mannschaft niemals gefährdet ist. Die Firma Krupp hat zwei Schießplätze; der eine liegt in Essen selbst in unmittelbarer Nähe der Fabrik, ist aber wegen seiner verhältnismäßig geringen Ausdehnung nur für kleinere Kaliber zu gebrauchen; die Riesengeschütze öffnen auf den weiten Flächen des großen Schießplatzes bei Meppen in der Provinz Hannover zum erstenmal ihren ehernen Mund. Auf dem Schießplatz ist immer reges Leben. Die Vertreter der verschiedensten Nationen finden sich dort zusammen. Bald kommt eine Offiziersabteilung vom Sultan, um über Schnellfeuergeschütze sich zu unterrichten, dann treffen Abgesandte der südamerikanischen Republiken ein, um Bestellungen auf Schiffskanonen zu machen. Auch der bezopfte Bürger aus dem Reich der Mitte fehlt nicht in dieser internationalen Gesellschaft. Unser erstes Bild, auf dem auch der Geheime Kommerzienrat Krupp sichtbar ist, zeigt, daß die chinesischen Artillerieschüler schon viel gelernt haben und fast so stramm wie ein deutscher Kanonier ihr Geschütz bedienen. Die modernen Geschütze haben sich immer mehr zu wahren Riesenmaschinen herausgebildet. Während man früher das Kaliber, das heißt den Durchmesser der Seele, immer mehr erhöhte, hat man in letzter Zeit mehr Gewicht auf die Ausdehnung der Rohrlänge gelegt, weil so die Pulvergase möglichst lange und intensiv auf das Geschoß wirken können. Daher rührt die außerordentliche Länge der modernen Schiffsgeschütze. Das Bedürfnis nach einem anhaltenden Schnellfeuer zeitigte das moderne Schnellfeuergeschütz. Das heißt: die Ladevorrichtungen sind so eingerichtet, daß sie

Marineschnellfeuergeschütz (4,7 cm) in Wiegenlaffette mit Schutzschild.
Photographische Momentaufnahme.

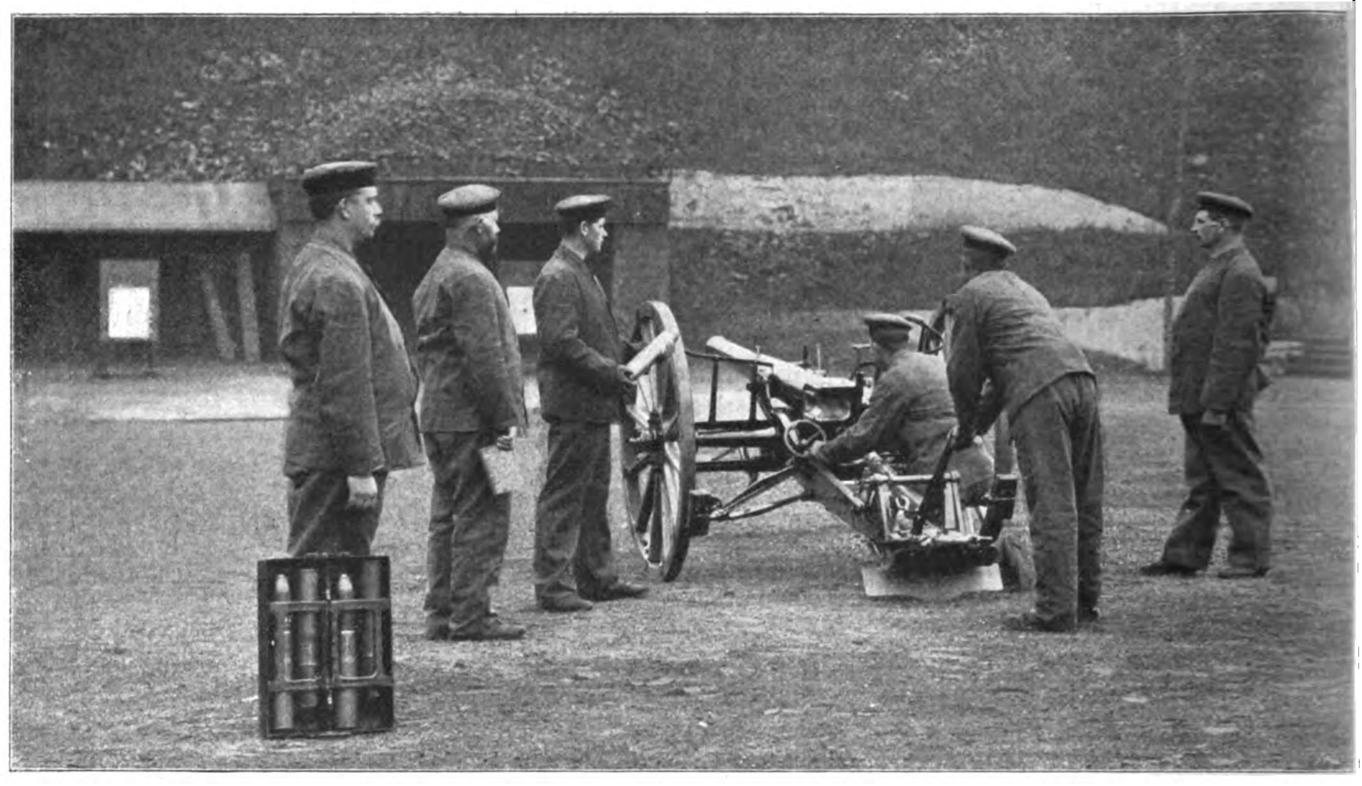


Bedienung eines schweren Küstengeschützes durch chinesische Artillerieschüler.
Photographische Momentaufnahme.

in denkbar kürzester Zeit das Einsetzen neuer Geschosse gestatten. Um hierbei auch an Zeit zu sparen, hat man die Granate und die Pulverladung vereinigt wie bei der Patrone des Infanteriegewehrs. Welch eine Größe diese Patronen erreichen, zeigt unsere Abb. der 15 cm-Schnellfeuerkanone (S. 688), deren Geschoß fast der Höhe eines Mannes gleichkommt. Um diese teilweise sehr komplizierten Ladevorrichtungen vor Beschädigung durch kleinere Sprengstücke zu decken und zugleich die Bedienung zu schützen, tragen diese Kanonen Panzerschilde (S. 688), die zwar einem Anprall schwerer Vollgeschosse nicht widerstehen können, aber doch gegen das Feuer der Mittelartillerie hinreichend Deckung gewähren. Man teilt nämlich die Armierung eines Kriegsschiffes in drei Klassen, die leichte, mittlere und schwere Artillerie. Von jeder Gattung geben wir eine Abbildung wieder. Die leichte Artillerie ist repräsentiert durch das 4,7 cm-Schnellfeuergeschütz (S. 686), eine Waffe, die hauptsächlich gegen Torpedoboote und ähnliche kleinere Gegner bestimmt ist und deswegen auch meistens hoch in den Masten oder auf den Deckaufbauten postiert ist. Eine ungleich gefährlichere Waffe ist die 15 cm-Schnellfeuerkanone, (S. 688), die speziell von der deutschen Marine als Mittelartillerie verwendet wird. Sie dient hauptsächlich zum Zerstören der ungepanzerten Teile des gegnerischen Schiffes. Die Schlacht bei Cavite wurde z. B.



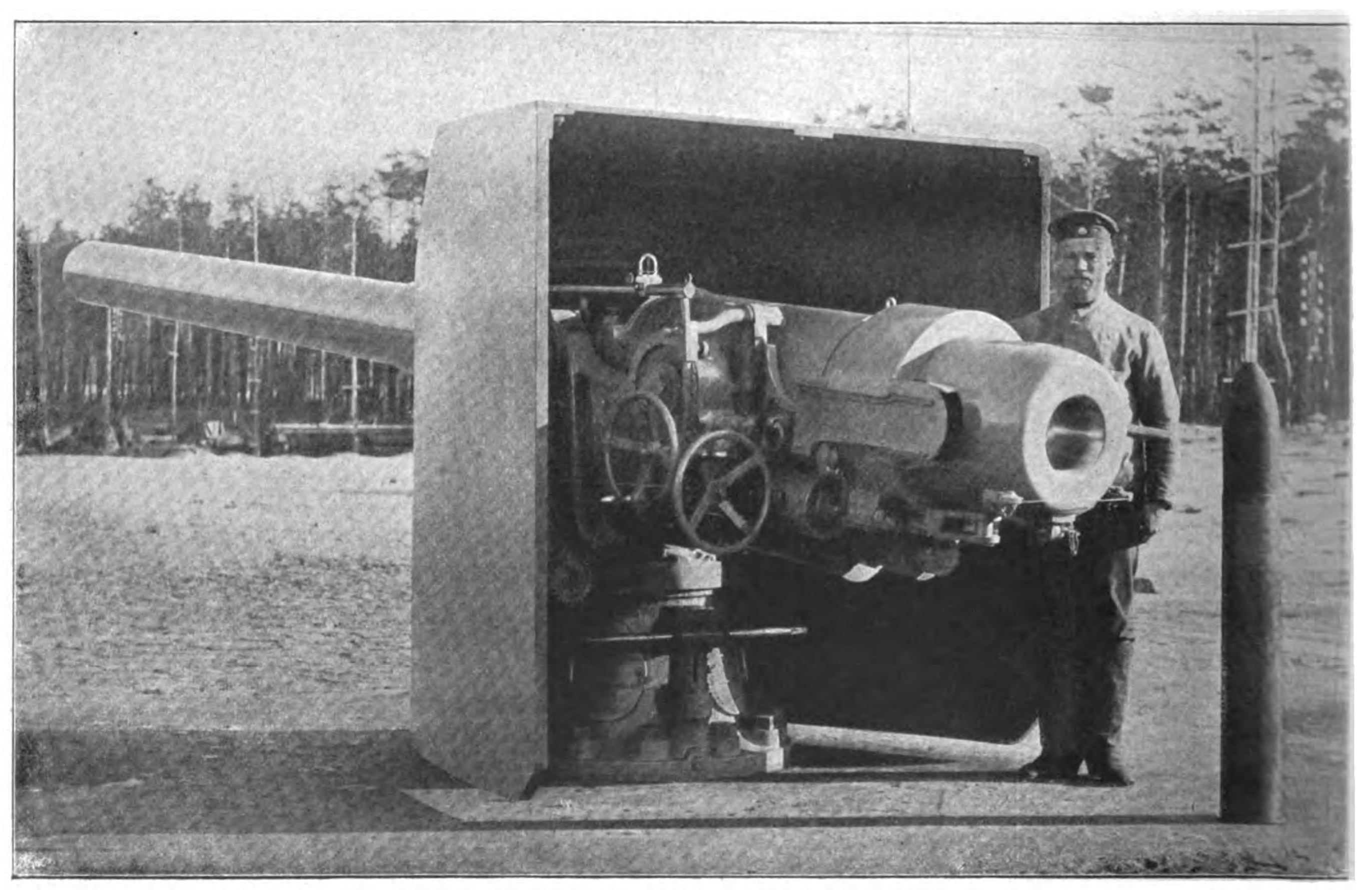
Drehbarer Panzerturm mit zwei 21 cm-Marinegeschützen.
Photographische Momentaufnahme.



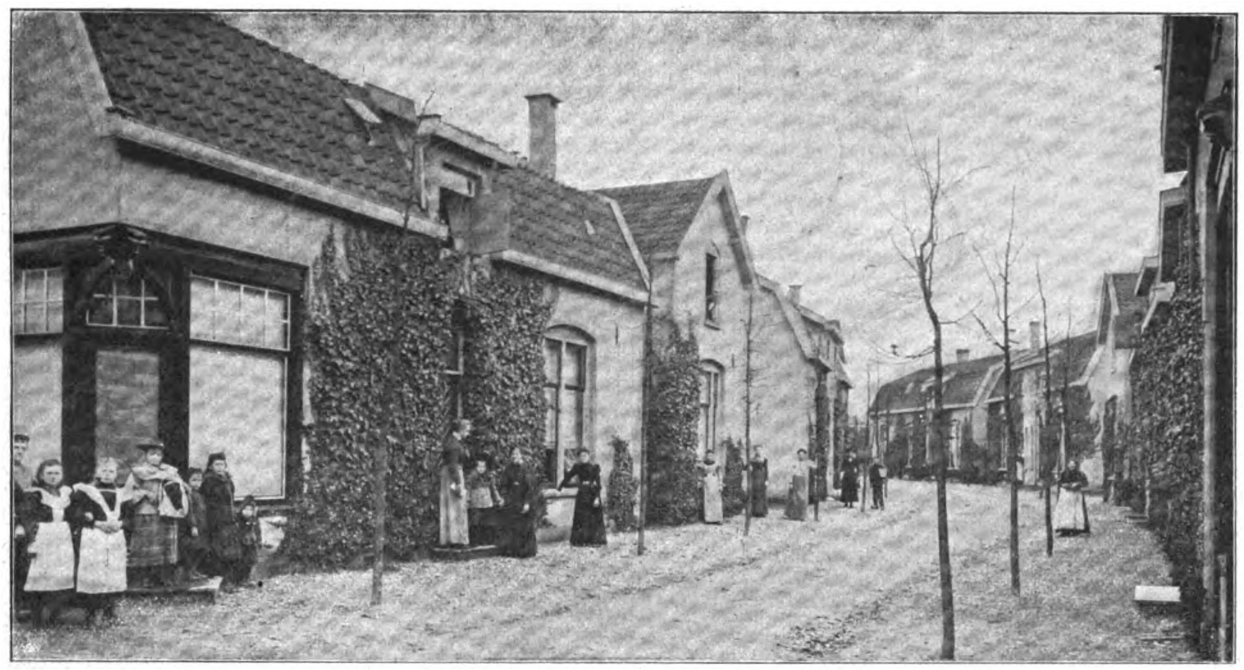
Einschiessen von neuen Schnellfeuerfeldgeschützen auf dem Schiessplatz in Essen.
Photographische Momentaufnahme

hauptsächlich durch das Feuer dieser mittleren Geschütze gewonnen, die den Gegner mit einem Hagel von Geschossen überschütteten und bald alle brennbaren Teile entzündeten. Die schwere Artillerie, von der wir das 21 Zentimeter-Schnellfeuergeschütz abbilden (vergl. Seite 687), dient zur Zerstörung der gepanzerten Ziele. Man stellt sie meistens zu zweien in einen Panzerturm. Die beiden großen Schnellfeuergeschütze werden dann zu gleicher Zeit abgefeuert, wodurch eine ganz gewaltige Eisenmasse auf einmal gegen den Gegner geschleudert wird.

O. m.



Lange Schnellfeuerkanone (15 cm) in Pivotwiegenlaffette mit Panzerschutz.
Photographische Momentaufnahme.


Werkstätten der holländischen Gewebemalerei in Apeldoorn bei Arnheim in Geldern.
Photographische Momentaufnahme.

Holländische Gewebemalerei auf der Pariser Weltausstellung.

Hierzu ein Porträt und 4 photographische Momentaufnahmen.

Mehr denn je wendet sich das Interesse aller kunstliebenden Kreise dem modernen Kunstgewerbe zu, das in kurzer Zeit einen so ungeahnten Aufschwung gewonnen hat. Die große Pariser Weltausstellung, die vor wenigen Tagen so glanzvoll eröffnet wurde, giebt zum erstenmal eine Uebersicht der Gesamtleistungen auf diesem Gebiet. Nicht nur die Länder, in denen die ersten Werke der angewandten Kunst entstanden, wie England, Amerika und Belgien, auch die übrigen Staaten, die erst später in den Wettbewerb eingetreten sind, wie Deutschland, Italien, Oesterreich, Holland u. s. w. haben in ihren eigenen Gebäuden eine Ausstellung kunstgewerblicher Meisterarbeiten veranstaltet. Jede Nation stellte naturgemäß solche Werke zusammen, die für den heimischen Kunstfleiß besonders bezeichnend sind.


Frau A. Wegerif-Gravestein, Leiterin der holländ. Webeschule.

Als es galt, die holländische Abteilung auf der Pariser Weltausstellung zu beschicken, hat die Regierung ohne Zögern die sogenannten „Batiken" dazu erwählt, d. h. Gewebe mit kunstvoller Handmalerei, die in eigenen Werkstätten in Apeldoorn bei Geldern und im Haag hergestellt werden und dem modernen holländischen Kunsthandwerk ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Wie überall, wo sich ein neues Stilgefühl regt, ist man auch in Holland dem Bestreben gefolgt, die Kunst auf die täglichen Gebrauchsgegenstände anzuwenden, bei den verschiedenen Ausstattungsstücken unserer Wohnungen, bei den Möbeln und Tischgeräten, bei den Teppichen, Vorhängen, Gardinen, Decken u. s. w. jedem persönlichen Geschmack Rechnung zu tragen und alles Fabrikmäßige, jede hergebrachte Schablone strenge zu meiden.

Zu diesen neuen kunstgewerblichen Gegenständen, die praktischen Zwecken dienen und bestimmt sind, wesentlich zur Verschönerung unserer Wohnräume beizutragen, gehören die holländischen Batiken.


Junge Gewebemalerinnen bei der Arbeit.
Photographische Momentaufnahme.

Gewebemalereien sind keine Erfindung der Neuzeit. In den indischen Kolonien verstanden die Frauen es lange, auf Baumwolle Zeichnungen mit verschiedenen Motiven darzustellen. Aber ein geläuterter Kunstgeschmack fehlte diesen einfachen Erzeugnissen morgenländischen Hausfleißes. Wegen ihres allzu primitiven Charakters und ihrer mangelhaften Ausführung blieben daher die Arbeiten lange Zeit unbeachtet, bis der Holländer John Th. Miterwyk den glücklichen

Gedanken, der hier verborgen lag, aufgriff und praktisch zu verwerten wußte. Es gelang ihm, ein Verfahren zu erfinden, nach dem künstlerisch vollendete Zeichnungen auf die verschiedensten Stoffe, wie Seide, Velours, Manchester u. s. w. farbig übertragen werden.

Erste holländische Künstler, wie Thorn Prikker, Toorop, Stuber, haben sich nicht gescheut, ihre Kraft dem Unternehmen zu widmen und Zeichnungen als Vorlagen für die Gewebemalereien zu entwerfen.



Holländische Gewebemalerei: Uebertragung der künstlerischen Vorlagen auf die Stoffe.
Photographische Momentaufnahme.

Das Auffallende dieser Darstellungen besteht darin, daß sie nicht fabrikmäßig in Massen hergestellt, sondern alle mit der Hand ausgeführt werden. Wenn die Zeichnungen der Maler vorliegen, so wählt die begabte Leiterin der Werkstätte, Frau A. Wegerif-Gravestein (Portr. S. 689), mit feinem Takt die verschiedenen Farben aus, die für die Ausführung verwendet werden sollen.

Nach diesen Angaben übertragen dann die in den Ateliers beschäftigten jungen Malerinnen die Zeichnungen auf die Stoffe. So wirken alle Faktoren zusammen, damit ein in seiner Art vollendetes Werk zustande kommt: Entwürfe von bedeutenden Künstlern, warme harmonische Farben, künstlerische Ausführung und gute gediegene Stoffe. Diese Batiken, wie sie z. B. in dem Haus „Arts and Crafts" im Haag hergestellt werden, verdienen danach die Aufmerksamkeit, die ihnen auf der Pariser Ausstellung zu teil wird.

Wie jede neue Kunstfertigkeit, so hat sich auch die holländische Gewebemalerei ihren Weg erst bahnen müssen. Es hat einige Zeit gewährt, ehe sie auf kunstgewerblichem Gebiet die Stellung errang, die sie heute einnimmt und behauptet. Namentlich in ihrer Heimat zählt sie viele Freunde. Kaum ein vornehmes holländisches Haus, das nicht mit Batiken geschmückt ist.

Die Gewebemalerei erobert sich immer neue Gebiete: nicht nur Sammet und Seide, sondern auch Gardinen, Vorhänge, Decken und selbst kleinere Gebrauchsgegenstände wie Kissen, Schreibmappen, Krawatten, Taschentücher u. s. w. werden auf diese Art hergestellt. Ein Vorzug der Batiken besteht ferner darin, daß sie wegen ihres verhältnismäßig billigen Preises auch weiteren Kreisen zugänglich sind.

Holländische Gewebemalerei: Möbel und Gardinen aus den Werkstätten im Haag.
Photographische Aufnahme.

Ein Kunstgriff.

Skizze von Maaten Maartens.

Dämmerung hatte sich auf den Strand und die weite See herniedergesenkt und verhüllte Nah und Fern mit grauem Schleier. Regungslos war die Luft. In dem dunklen Schatten, den ein breitbauchiges Fischerboot warf, saß ein Liebespaar. Die beiden Menschen liebten sich wild und leidenschaftlich, wie sich's für echtes Seevolk wohl schickt. Ihre Liebe war stürmisch wie ein Gewitterhimmel.

„Ach, es ist ja doch alles umsonst," sagte er endlich mit einem ungeduldigen Aufseufzen. „Niemals wird es dein Vater zugeben, solange dein Cousin Govert lebt."

„Dein Cousin Govert!" entgegnete das Mädchen ärgerlich.

„Nun ja! Also der meine. Aber — auch der deine. Er ist das einzige Band zwischen uns."

„Er — das einzige Band!" brauste das Mädchen auf.

Er umfaßte sie. Und der Kuß, den er auf ihre Lippen drückte, machte sie erbeben, wie der Sturm den jungen Ast.

„Der einzige gemeinsame Verwandte, den wir haben, meine ich."

„Und ich soll eine Jungfer bleiben," entgegnete das Mädchen stolz, „wenn Govert nicht die Güte haben wird, zu heiraten — oder zu sterben?"

„So wird es wohl kommen."

„Ach, wie viel hundertmal haben wir nun schon von all diesen Möglichkeiten gesprochen, Simon. Ich möchte wohl wissen, wie viel — oder wie wenig von alledem in Wirklichkeit wahr ist?"

„Mehr, als du wünschest. Es ist alles wahr, was wir befürchteten. Seit gestern abend weiß ich alles."

„Was ist wahr? Um des Himmels Willen, was weißt du?"

„Horch. Komm, lehn deinen Kopf hier an, so, recht nah! Gestern abend, es war schon ganz finster, traf ich Govert am Strand. Ich hielt ihn an und fragte ihn. Er antwortete mir sofort. Alles ist so, wie wir es immer befürchtet haben. Seine Tante hinterließ ihm ihr ganzes Vermögen — die beiden Fischerboote und die vier Hütten. Sie nahm ihm aber ein Versprechen ab. Du weißt, daß das Vermögen ursprünglich von ihrer Familie stammte. Und da ließ sie ihn schwören, falls er nicht heiratet, ein Testament zu machen, nach dem alles mir zufällt als dem einzigen Sohn ihrer Schwester."

„Das Versprechen wird Govert natürlich halten."

„Warum natürlich?"

„Warum? Weil das von Govert nicht anders zu erwarten ist. Und dir sieht es ganz ähnlich zu fragen, warum! Sei nicht böse! Du weißt doch, wie lieb ich dich habe und wie wenig ich mich um Govert kümmere. So wird er also hoffentlich unverheiratet sterben, und du wirst eines Tages reich sein."

„Nein. Er wird dich heiraten. Bleib und laß den Kopf liegen."

„Nein, laß mich aufrecht sitzen. So." Dann nach einer Pause. „Simon, ich begreife meinen Vater; ich würde ebenso handeln wie er. Und doch —"

„Nun?"

„Und doch gehorche ich ihm nicht!"

„Du bist erst neunzehn Jahr, und das Gesetz verbietet dir, dich vor dem dreißigsten Lebensjahr ohne die Einwilligung deines Vaters zu verehelichen. Du wirst doch nicht elf Jahre warten wollen?"

„Was sind elf Jahre? Mir scheinen sie ein Augenblick zu sein." Ein Frösteln ging durch die Abendluft, und unter dem feuchtkalten Hauch fuhr Janna schaudernd zusammen. Leise sprach sie vor sich hin: „Wenn du Govert wärest, würde der Vater seine Einwilligung geben —"

„Ich bin aber nicht Govert, sondern nur sein Erbe. Daher wird dein Vater ihm sein Jawort geben. Vielleicht schon morgen?"

„Und ich werde ihn abweisen," sagte das Mädchen entschieden.

Er lächelte. „So reden alle Mädchen. Es ist das alte Lied. Wenn's dann aber zum Klappen kommt, zum Schimpfen und Schelten, dann thut ihr doch, was man von euch fordert."

„Simon, was du klug reden kannst! Zu klug für einen gewöhnlichen Matrosen."

„Ich bin kein gewöhnlicher Matrose. Du weißt, daß ich zweiter Steuermann war; das ist eine männlichere Beschäftigung, als die Sommergäste hinauszuführen in See, für so und so viel die Stunde! Aber ich habe mir schon gedacht, ich werde auch wie Govert auf den Fischfang gehn."

„Govert hat ein Boot!"

Wie ein Peitschenhieb trafen ihn die Worte. „Zwei," ergänzte er. Janna gab keine Antwort. Geraume Zeit verging. Sie lagen, eng umschlungen, in dem dunklen Schatten.

„Laß uns von etwas anderm reden." Sie befreite sich aus seiner Umarmung. „Zeig mir doch noch einmal den Scherz mit der Schlinge. Du hast mir neulich abend nicht genug Zeit gelassen. Ich weiß, es ist irgendein Kniff dabei, und wenn du mich nur ein paar Augenblicke nachdenken läßt, bin ich sicher, daß ich ihn herausbringe."

Simon lachte. Er stand auf, ein stämmiger, kräftiger Bursche, und ging um das Schiff herum, nach einem Stück Strick zu suchen.

Schon neulich abend hatte er das Mädchen mit diesem Spiel zuerst unterhalten und dann gequält. Es bestand darin, daß er ihre Hände fest durch eine Schlinge verband und ihr dann befahl sie zu lösen. Ein Ding, so leicht wie ein Kinderspiel, wenn man nur erst wußte, worauf es ankam.

„Ein englischer Fischer in Demerary zeigte mir den Scherz," sagte Simon schlau lächelnd und zog behende und kunstgerecht eine Schlinge um die Handgelenke des Mädchens. „So, nun kann ich mit dir anfangen, was ich will!" Und er holte mit der Hand aus, als wolle er Janna schlagen.

„Ich würde mir nichts daraus machen," sagte sie, bemühte sich aber doch, die Schlinge zu lockern. „Ich befinde mich gern in deiner Macht!"

Den Worten zum Trotz war sie energisch bestrebt, sich ihrer Fessel zu entledigen. „Sieh her, Simon, wenn du wolltest, könntest du mich jetzt töten, es ginge ganz leicht — so —" Und sie ließ sich hinten überfallen, ein mattes Lächeln auf den Lippen.

„Herr im Himmel!" rief die Stimme eines Mannes. Govert Stendal stand neben ihnen. „Was bedeutet der Scherz?" fragte er. Und seine Stimme klang gezwungen heiter und hell.

„Simon hat mich gefesselt," sagte Janna, übermütig lachend, „und er hält mich gefesselt!"

„Ich befreie dich." Wie zuversichtlich und siegesgewiß klang das! Govert kniete neben dem Mädchen nieder und begann, ungeduldig an dem kunstvollen Knoten zu zerren.

„O, wie ungeschickt! Du thust mir weh. So laß mich doch los!" Und das Mädchen stieß ihn von sich. Govert bezwang sich und biß schweigend die Lippen aufeinander.

„So laß sie doch in Ruh!" mengte sich Simon ins Gespräch. Govert schnellte vom Boden empor. Mit aller Macht schlug er seinem Rivalen ins Gesicht.

„So schlag doch zurück!" schrie das Mädchen und sprang wie rasend vom Sand auf. „Simon, bist du von Sinnen? So prügle ihn doch! Ah, Feigling! Binde mich los, damit ich ihn selber schlage. Ja, ich schlage ihn ins Gesicht! Fast könnte ich dich jetzt lieben, Govert, für das, was du gethan hast!"

„Nur dafür?"

Sie sah ihm herausfordernd ins Gesicht: „Meinst du, ich könnte einen Mann um seines Geldes wegen lieben?"

„Ich weiß es, daß dir weder an meinem Geld noch an mir etwas liegt."

Das Mädchen kam nicht dazu, zu antworten, denn ihr Vater trat eben auf sie zu. „Was treibst du dich hier herum? Augenblicklich gehst du nach Haus," befahl er in herrischem Ton. „Ah — ich sehe, Govert ist auch bei dir; deine Schwester sprach nur von Simon."

„Sie hat also wieder spioniert. Die Schlange!" sagte Janna höhnisch.

„Du weißt, was dich erwartet, wenn ich dich jemals allein finde mit deinem Cousin Simon. Auch du, Simon Parr, weißt es lange! Du Habenichts, du!"

„Vater, schweig!"

„Was? Meine eigene Tochter will mir Schweigen gebieten? Mir will jemand Schweigen gebieten? Keiner hat mir etwas zu sagen! Du hörst mich, Simon Parr? Für solche arme Schlucker, wie du einer bist, sind meine Töchter nicht zu haben! Verstanden? Und was soll der Strick da um die Hände? Sofort nimmst du ihn ab!"

„Govert mag es thun," sprach Simon finster.

„Ich kann es nicht."

„So versuch es doch! Wenn du es kannst, dann — heirate ich dich!" höhnte Janna. „Vater, nicht wahr, du ließest doch deine Tochter keinen Mann heiraten, der zu ungeschickt wäre, einen einfachen Liebesknoten, den ein anderer Mann um sie schlang, zu lösen? Sprich!"

Der alte Roskam hatte unterdessen die gefesselten Hände seiner Tochter eingehend betrachtet. Das Zwielicht hatte sich längst in Dunkelheit verwandelt, aber er hatte scharfe Seemannsaugen. Er wußte, woran er war. Und als er seiner Tochter antwortete, spielte ein eigentümliches Lächeln um seine schmalen Lippen: „Govert wird dich mit festeren Banden zu fesseln wissen, als diese sind. So hoffe ich bestimmt."

Janna entfernte sich unter dem befehlenden Fingerzeig ihres Vaters und rief noch von weitem: „Ich heirate nur den Mann, der meine Fessel löst!"

Und der Vater rief ihr nach: „Das sollst du! Verlaß dich auf mich! Heute nacht fährst du mit uns aus, es ist herrliches Wetter zum Fischen. Und ehe du dich schlafen legst, wird Govert es versuchen, den Knoten zu lösen."

„Dann sollen meine Hände bis dahin gebunden bleiben. Keiner soll sie berühren, als der Mann, der imstande sein wird, die Schlinge zu lösen. Du versprichst es Vater: ich heirate nur den Mann, der das Kunststück zustande bringt?"

Der alte Roskam lachte laut und hart auf. „Das sollst du. Und noch heute abend soll es entschieden werden, so wahr ich Roskam heiße." Er zog Govert beiseite und flüsterte ihm eilig zu: „Sei ganz ruhig, ich kenne den Kniff. Ich lernte ihn vor Jahren in Demerary."

Janna blickte strahlend zu Simon auf. „Du weißt," sagte sie, „ich verlasse mich ganz auf dich. Du hast mich versichert, keiner sei imstande, den Knoten zu lösen! Du hast gehört, was der Vater sagte — ach, wie glücklich bin ich! Der Vater ist eigensinnig, aber er hält sein Wort."

„Ich glaube nicht daran. Trau deinem Vater nicht! Was sollte auch alles nützen. Govert hat doch einmal das Geld."

„Was meinst du damit?"

„Wie es auch immer kommen mag, dein Vater würde dir nie erlauben, mich zu heiraten. Du hörtest ja, wie er mich nannte — Habenichts! Du sollst es sehn, er hält dich zum Narren."

„Nein, der Vater ist eigenwillig, aber er ist ehrlich."

„Trau ihm nicht. Er treibt nur einen Scherz mit dir."

Janna lachte übermütig. „Keiner treibt Scherz mit mir, außer du selbst." Und dabei hielt sie die gefesselten Hände in die Höhe.

Simon murmelte: „Janna, wenn Govert stürbe, wenn er morgen nicht mehr da wäre — dann — dann wären die Boote, die Hütten, alles, alles mein!"

„Er lebt aber und sieht auch gar nicht aus, als würde er bald sterben."

„Janna — er hat das Testament gemacht. Ich weiß es."

„Aber Govert ist doch bei bestem Wohlsein. Er ist stark, stärker als du. O, warum gabst du ihm vorhin den Schlag nicht zurück?"

„Sprich leise! Den wird er schon noch zurückerhalten! Janna, wenn seine Hände so gebunden wären, wie jetzt die deinen, ich könnte mit ihm anfangen, was ich wollte!"

„Pfui! Würdest du einen Mann schlagen, dessen Hände nicht frei sind?"

„Das nicht. Aber bedenke, Janna, wenn Govert tot wäre!"

Mit flammenden Augen schrie ihm das Mädchen ins Gesicht: „So töte ihn doch! Doch schweig davon und —" Sie zögerte einen Augenblick und sprach dann hastig: „Töte ihn nicht meuchlings!"

Sie eilte fort. Simon stand allein neben dem Boot in dem weißlichglänzenden Mondlicht. Der alte Roskam kam heruntergeklettert vom Deck des Schiffes, wo er im eifrigen Gespräch mit Govert gesessen, und rief seiner davoneilenden Tochter nach: „Du fährst mit mir. Govert ist noch eben nach Haus gegangen, um zu sagen, daß er die Nacht über fortbleibt. Er kommt uns nach mit seinem Ruderboot. Dich wird er mitbringen, Simon."

„Warum kann ich nicht gleich mit euch fahren?" fragte dieser. „Ich bin bereit."

„Nein, du kommst nach mit Govert. Es ist besser so. Die beiden Freier sollen zusammen kommen, ha, ha, und wer dann das Mädchen befreit, der bekommt sie zur Frau! Aber Govert soll es natürlich zuerst versuchen."

Damit wandte er sich ab und rief seiner Tochter zu, ihm zu folgen.

„Und du denkst, ich glaube dir?" zischte Simon zwischen den Zähnen hervor. „Du würdest dich ja doch nie entschließen, deine Tochter einem armen Teufel zu geben." —

Eine Stunde war vergangen. Wieder standen die beiden Vettern nebeneinander auf dem mondbeschienenen Strand.

„Bist du bereit?" fragte Govert.

„Hast du mich jemals nicht bereit gefunden?" kam es unfreundlich von Simons Lippen.

„Der Onkel wollte vorauffahren. Ich denke, er hatte wohl mit seiner Tochter Wichtiges zu besprechen. Simon

Parr, wie soll das enden? Wir können doch nicht beide Janna heiraten?"

„Wer sagt, daß das geschehen soll?"

„Wir lieben sie aber doch beide! Eines will ich dir versprechen. Niemals werde ich Janna gegen ihren Willen heiraten. Mehr kannst du von mir nicht verlangen."

„O, der Wille eines so jungen Mädchens, der heißt nicht viel. Das Versprechen kannst du leicht geben."

„Laß es gut sein, Simon. Du würdest ein Gleiches für mich ganz bestimmt nicht thun. Ich weiß es. Noch dazu mußt du bedenken, daß zwischen uns ein großer Unterschied ist. Wenn ich Janna nicht zur Frau bekomme, dann bleibe ich Junggeselle, und du —"

„Und ich bin dein Erbe."

Govert fuhr entsetzt zusammen. „Das allerdings," sagte er langsam. „Doch daran habe ich soeben nicht gedacht. Ich wollte bloß sagen — siehst du, Simon, wenn du Janna nicht zur Frau bekommst, dann heiratest du ja doch bald ein anderes Mädchen. Während ich —"

„Du weißt es selber, daß du da eine Lüge sagst!" erwiderte Simon schroff. „Laß uns nun endlich abfahren."

Govert stand, den einen Fuß am Rand des Bootes. „Ehe wir abfahren, laß uns Frieden schließen. Es thut mir leid, daß ich dich heute abend schlug. Aber du reiztest mich mehr, als wohl irgendein Mann ertragen kann." Er reichte Simon seine Rechte.

„Wozu das?"

„Weil wir zusammen in See stechen. Wissen wir denn jemals vor einer Fahrt auf das Meer, ob es uns ebenso zurückgeben wird, wie es uns aufgenommen hat? Ich mag es nicht leiden, mit einem Mann im Boot zu sitzen, der nicht mein Freund ist."

Simon lachte bösartig: „Dein Freund — o, der bin ich! Vielleicht hattest du niemals einen besseren, wer weiß? Steig ein!"

Mit leisem Geplätscher glitt das Boot über das mondbeglänzte Wasser. Gleich Millionen von goldenen Perlen hing es an den Rudern, wie sie in gleichmäßigem Takt sich hoben und senkten. Weit draußen in See lag des alten Roskam großes Schifferboot. Schnurgerade steuerten die beiden Männer darauf zu. Schon konnte man sie vom Ufer aus nicht mehr sehen.

Simon war der erste, der das Schweigen brach: „So ist es also doch dazu gekommen! Morgen — wenn nicht etwas ganz Außergewöhnliches geschieht — bist du der öffentlich anerkannte Bräutigam Jannas."

„Vorausgesetzt, daß es mir gelingt, den wunderbaren Knoten zu lösen," antwortete Govert lachend.

„Halt mich doch nicht zum Narren! Ob du den Knoten löst oder nicht, man wird sie doch an dich anketten. Armes Ding!"

„Simon!" Wild brauste es in Govert auf. „Schweig! Ich könnte vergessen, daß wir Blutsverwandte sind."

„O, unsere Verwandtschaft! Ha, ha — mir liegt nichts an ihr!" entgegnete Simon.

Immer weiter strebte das Boot vorwärts in die schimmernde, schaukelnde See hinaus. Taghell schien es um die beiden Männer zu sein, und doch hüllte schweigende Nacht sie ein. Kein menschlich Auge konnte sie erspähen.

Wiederum hob Simon zu reden an. Geschäftsmäßig und hart klang seine Stimme, wie die eines Menschen, der ausspricht, was er schon lange bedacht hat. „Du sagtest vorhin, es sei wohl möglich, daß du unverehelicht sterben würdest. Wir wollen annehmen, daß du ehrlich sprachst."

„Das that ich. Eine schlechte Gewohnheit von mir, laut zu denken."

„Gut!" fuhr Simon fort, und seine Stimme wurde fester. „So will ich dir wenigstens ein Mittel sagen, Janna ehrlich zu gewinnen."

Govert antwortete nicht. In gleichmäßigem Takt hoben und senkten sich die Ruder.

„Du weißt, keiner findet den Kniff heraus mit der Schlinge. Ich sah noch niemand, dem es gelungen wäre."

„Nun und —?"

„Ich zeige dir, wie man es macht. Unter einer Bedingung."

„Anders gesagt, du willst mir dein Liebchen verkaufen."

„Ich will dir verkaufen, was doch niemals mein sein würde! In zwanzig Minuten," und er deutete mit dem Kopf nach dem großen Fischerboot, „wirst du dich vor uns allen lächerlich machen. Janna bekommst du deshalb natürlich doch. Das hat gar nichts zu sagen. Aber — ich denke — du würdest sie doch lieber auf anständige Art gewinnen. Gieb mir tausend Gulden, und dann will ich dir sagen, wie der Knoten gemacht wird."

„Du sprichst wenigstens deutlich," sagte Govert, ohne im Rudern nachzulassen, als beachte er die Rede weiter gar nicht. Seine Augen aber und sein Gesicht waren lebhafter geworden, und dem lauernden Blick des andern entging das nicht. Simon zog ein Stück Strick aus seiner Bluse und fuhr fort. „Hier ist ein Stück Seil. Soll ich dir zeigen, wie man es macht?"

Govert hielt inne im Rudern. Er heftete einen durchbohrenden Blick auf seinen Nachbar, daß dieser die Augen senkte.

„Nun, machen wir das Geschäft?" fragte Simon.

„O — ja und nein! Wenn es mir gelingt, mich selber zu befreien, dann gehst du leer aus."

„Selbstverständlich." Und das Lachen, mit dem Simon seine Antwort begleitete, klang wie das eines Menschen, der seiner Sache ganz gewiß ist. „Wenn dir das gelingt, dann — dann bekommst du von mir tausend Gulden. Freilich habe ich sie augenblicklich nicht!"

„Deine tausend Gulden? Ich verzichte auf sie! Hier!" Und Govert hielt beide Hände hin.

„So komm!" Simons Hände waren unsicher, seine Lippen krampfhaft aufeinander gepreßt. Es wollte ihm nicht recht gelingen, die Schlinge um des andern Handgelenke zu legen. Träge schaukelte das Boot hin und her. Ungeduldig rüttelten die Wellen an den Rudern.

„Zieh nur recht fest zu," sagte Govert heiter. „Ebenso fest wie bei Janna, hörst du? Sonst kannst du es mir nicht richtig zeigen. Simon, was meinst du, ist es auch ein ehrlich Spiel, das du da mit mir treibst?"

„Warum nicht ehrlich?" fragte Simon dumpf.

„O — ich meinte bloß so! Die Meinungen sind verschieden. Merkwürdig, wie deine Hände zittern!"

„Vom zu vielen Trinken," antwortete Simon.

Der andere sah ihn durchbohrend an und sagte nur: „Ob du wohl Janna auch so weh gethan hast, als du ihr die Schlinge anlegtest?"

„Jedenfalls beklagte sie sich nicht. Uebrigens sagtest du, ich solle fest zuziehen."

„Ja, das wird wohl festhalten! Bist du fertig?"

„Ja," antwortete Simon. Dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Govert setzte sich zurecht. Die zusammengebundenen mächtigen Fäuste hingen zwischen den ausgestreckten Beinen träge herab.

„Nun? Vorwärts, so mach doch einen Versuch," sagte Simon aufgeregt.

„Wozu? Du sagtest doch vorhin, es sei ganz umsonst."

Simon fuhr auf. Wilde Leidenschaft flammte in seinen Augen. Er bezwang sich, und ziemlich ruhig klang es, als er sagte: „Es ist wahr, es wäre vergebliche Mühe. Jetzt bist du in meiner Macht."

„Ja," sagte Govert Stendal mit unbegreiflicher Ruhe. „So ist es! Aber dennoch sind mir tausend Gulden ein zu hoher Preis."

Helle Wut loderte in Simon auf. „Du sollst es bereuen, das gesagt zu haben," schrie er Govert an. „Nun fordere ich zweitausend Gulden, oder ich befreie dich nicht!"

„Hm — zweitausend Gulden!" sagte Govert gelassen.

„Zahlst du die zweitausend?"

„Und wenn ich nun nein sagte?"

„Du wirst — und sollst ja sagen," sagte Simon sich vorbeugend. Eine dichte schwarze Wolke zog über den Mond. Pechschwarze Nacht verdunkelte alles.

„Nun gut. Wenn du mich losbindest, gebe ich dir die zweitausend Gulden."

Simon schwieg. Die Wellen rüttelten an den unbenutzten Rudern, sie schlugen gegen den Kiel des Boots. Endlich sagte Simon langsam, bedächtig: „Du kannst wohl nichts anders sagen — denn — du bist jetzt vollkommen in meiner Gewalt."

„Das hast du schon einmal gesagt."

„Ich verlange auch noch das eine deiner Fischerboote. Dann will ich dich befreien."

Noch herrschte schwarze Nacht rings umher. Ein Mann konnte des andern Gesicht nicht unterscheiden. Govert schrie plötzlich seinen Gegner an: „Was zum Teufel willst du eigentlich von mir?"

„Ich will mir das ältere und schlechtere der beiden Boote nehmen — das ist die Maria Luisa, nicht wahr? Ich bin doch bescheiden!" Entsetzlicher Hohn sprach aus den Worten. „Also du giebst mir die zweitausend Gulden und die Maria Luisa, oder —"

„Oder?"

„Oder wir fahren zusammen hinüber, und Janna und die andern werden sehen, wie schön ich dich gebändigt habe."

Govert blickte unverwandt seine gefesselten Hände an, er schien zu überlegen. Endlich hob er den Kopf. Er sah ruhig und entschlossen aus. Die dichte, bleischwere Wolke war zerrissen, und gelbe leuchtende Streifen blickten hindurch. Sie warfen ihr Licht auf das bleigraue Wasser, auf die beiden einsamen Männer im Boot.

„Was zu viel ist, ist zuviel," fing Govert gelassen an. „Die tausend Gulden hätte ich dir gern gegeben, als Ersatz dafür, daß du Janna verlieren sollst. Ich ließ dich auch meine Hände fesseln, um dein Kunststück zu erlernen, da mir schien, daß dir daran gelegen war. Alles das that ich gern für dich, weil ich weiß, daß du Janna verlieren wirst; denn verlieren wirst du sie. Aber — der Teufel soll mich holen! Du bist ein Schuft! Du willst mich bestehlen! Noch vorhin that es mir leid, daß ich dich schlug, ich wollte dir deshalb eine Genugthuung geben. Nun bin ich zufrieden, daß ich es that."

Simon war aufgesprungen, währenddem der andere sprach. Hin und her schaukelte der leichte Kahn.

„Wirst du dich sofort niedersetzen!" schrie Govert.

„Oho, nur nicht ängstlich! Du weigerst dich also, mir das Geld zu geben?"

„Ja."

„Narr, der du bist! Du scheinst vergessen zu haben, daß ich dich in meiner Gewalt habe! Dich, dessen Leben zwischen mir und dem Mädchen steht, das nach mir, nicht aber nach dir verlangt. Zum Teufel, du warst es, der mich reizte, der mich beleidigte! Die ganze Zeit hier auf dem Wasser fragte ich mich: soll ich es thun — soll ich es nicht thun? Nun weiß ich, woran ich bin, du selbst hast entschieden!"

„Nun — was?"

Keine Antwort. Der Wiederschein des Mondes tanzte in breiten, silbernen Streifen auf dem nächtlichen Wasser. Es war wieder hell geworden um die beiden Männer, und Govert konnte jede Bewegung und Miene seines Rivalen deutlich beobachten. Er sah ihn sich langsam seiner Bluse entledigen, dann einen Rettungsgurt unter dem Sitz hervorholen und neben sich auf die Bank legen. Auf und ab schwankte der Kahn, die Wellen spritzten über den Rand.

Simon sprach mit heiserer Stimme: „Ich werde unser Schiff umkippen — wenn du kannst, so rette dich! Aber das dürfte dir wohl schwer werden!"

Er war aufgesprungen und hatte den Rettungsgürtel erfaßt. Weit über den Rand des Boots vorgebeugt, die Gefahr seiner Stellung mißachtend, war er bemüht, sich in den Gürtel hineinzuzwängen. Da plötzlich hielten seine Hände in ihrer Arbeit inne, seine Augen wurden starr, ohnmächtige Wut verzerrte seine Züge.

Er sah den Mann auf der Bank neben sich seine Hände flink und geschickt aus der Schlinge ziehn. Er sah ihn auf sich zuspringen und ihm den Rettungsgurt entreißen. Er fühlte, wie sich das Boot plötzlich hoch in die Höhe hob, dann seitwärts drehte und umschlug. Er fühlte einen wuchtigen Schlag gegen seine Stirn, und das Wasser schlug über ihm zusammen. Simon war unter das Boot zu liegen gekommen. Das Wasser zog ihn hinunter in unergründliche Tiefe, in hoffnungslose Finsternis. Govert hatte sich sein Leben erkämpft. Es war ihm gelungen, sich in den Rettungsgurt hineinzuzwängen. Einige Meter von ihm entfernt lag das Boot mit dem Kiel nach aufwärts. Er schwamm heran, und sich am Rand haltend, lauschte er. Heilige Ruhe weit und breit und sanfter, friedlicher, glitzernder Mondschein. Seine scharfen Seemannsaugen spähten nach allen Seiten. Nichts war zu entdecken. Das Wasser lag spiegelglatt. Es hatte ihn begraben, den Mann, der an ihm zum Mörder hatte werden wollen und den er nun selber —

Mit großer Anstrengung gelang es Govert, das Boot umzukehren. Endlich kletterte er hinein. Das Wasser tropfte von seinen Kleidern. Ihn ekelte. Ruhelos wanderten seine Augen ringsumher. Alles blieb still. Da nahm er die Ruder zur Hand und bahnte sich schaudernd allein den Weg nach dem naheliegenden Schiff. In wenig Minuten konnte er es anrufen und stieg auf Deck.

„Nun und Simon?" rief ihm Janna entgegen. „Hast du vergessen, ihn mitzubringen? Wo warst du so lange?" Das Mädchen stand vor ihm, die Handgelenke noch mit dem Strick verbunden. Unbeholfen erwiderte Govert: „Nein, ich vergaß nicht, ihn zu bringen. Wir fuhren zusammen ab."

„Also wo bleibt er? Worauf wartet er noch unten im Boot?" Und sie lehnte sich weit über Bord, obwohl sie in dem strahlenden Mondlicht Simon schon von weitem hätte sehen müssen.

Da brach Govert los. Halb wie im Wahnsinn und unaufhaltsam kam es über seine Lippen: „Ich bin unschuldig!

Ich bin unschuldig, Janna, es war ganz gewiß nicht meine Schuld! Glaube mir — ich begreife selbst nicht, wie es geschehen konnte!"

„Unschuldig? Herr im Himmel, was ist geschehn?" schrie Janna gellend. Ihr Gesicht war fahl.

Und da erzählte er ihr unzusammenhängend und wirr, daß das Boot umgeschlagen sei, er wisse nicht, wieso.

„Ah — und du hattest aber einen Rettungsgurt um und konntest dich daher über Wasser halten? Du hast ihn hineingestoßen! Elender! Schuft!" schrie sie wie rasend.

Govert versuchte zu antworten, aber Janna hörte gar nicht darauf. Neben dem Hauptmast war sie schluchzend niedergesunken. Obwohl Govert noch nichts eingestanden hatte, wußte sie doch, daß ihr Schatz tot war. Und wild und zügellos, wie ihre Liebe, war auch ihr Schmerz. Das erste Wort, das sie wieder hervorbringen konnte, war: „Mörder, Mörder!" Und sie schleuderte es Govert wieder und immer wieder ins Gesicht.

Er erzählte ihr nun die ganze Begebenheit, bestrebt, dem toten Mann keine Schuld beizumessen, aber auch sich selbst freizusprechen.

„Mörder!" schrie ihn Janna immer wieder an.

Goverts Wangen glühten. Er wurde immer beredter. Endlich sagte er: „Simon war es, der das Boot zum Umkippen brachte."

„Ah — wieso?" Sie wandte sich ab von ihm und sah hinunter nach dem Kahn auf dem silberglitzernden Wasser. „Wieso hattest du den Rettungsgurt um? Schweig, Mörder!"

Und in Verzweiflung entgegnete Govert: „Du mußt es begreifen, daß ich unschuldig bin. Ehe Simon das Boot zum Umschlagen brachte, hatte er meine Hände gefesselt — gerade so wie die deinen. Ich war bereit, ihm etwas zu zahlen, wenn er mir das Kunststück zeigte. Obwohl ich es schon kannte, dein Vater hat es mich gelehrt. Trotzdem wollte ich ihm noch das Geld geben. Und als Simon dachte, er hätte mich unschädlich gemacht, brachte er den Kahn zum Umschlagen."

„Wie soll ich das verstehen? Nicht ein Wort glaube ich von deiner Erzählung." Plötzlich trat sie ganz dicht auf Govert zu und raunte ihm mit funkelnden Augen ins Gesicht: „Ah — jetzt begreife ich! Du sagtest, er band deine Hände? Ich weiß warum — er wollte dich töten!"

„Natürlich! Er war ja mein Erbe!"

„Lügner! Daran dachte er nicht! Aber du hattest ihn beleidigt, geschlagen — er wollte sich rächen!"

„Ja — und dazu wollte er mich erst ganz ungefährlich machen!" sagte Govert trocken.

„Für mich that er all das! Für mich! Er wollte mich besitzen! Und du, Feigling, du hast es ja jetzt selbst eingestanden, daß du ihn in das Wasser stießest!"

„Hör mich an," schrie er außer sich und packte das Mädchen am Arm. „So war es nicht. So war es wahrhaftig nicht! Ich glaube nicht, ich weiß es nicht — mach mir mein Unglück nicht noch schwerer zu tragen, als es ohnehin ist — ich glaube nicht, daß ich eine Schuld habe. Ich schwöre bei Gott im Himmel, daß ich ihm nicht ans Leben trachtete. Ich habe nur, was wohl jeder Mann thun wird, versucht, mein Leben zu erhalten. Er wollte mich ins Wasser stürzen, da packte ich den Rettungsgurt —"

„Genug," sagte das Mädchen. „Gieb dir keine Mühe! Laß mich allein!"

„Janna — sprich nicht so zu mir! Du sollst es nicht! Ich ertrage es nicht! Glaube mir, er war deiner nicht wert! Wahrhaftig nicht! Er war doch bereit, für elende tausend Gulden von dir zu lassen!"

„Ach — wenn er nicht so arm gewesen wäre," sagte das Mädchen leise vor sich hin.

Eifrig, fieberhaft fuhr Govert fort: „Du weißt es gar nicht, Janna, wie gut ich dir bin, wie viel treuer ergeben, als — er es war! Laß mich seine Stelle einnehmen. Heirate mich, mach mich glücklich. Du wirst dann eines Tages auch glücklich sein. Janna — thu es! Janna — — kannst du mich nicht lieb haben?" Immer weicher und zärtlicher klang die rauhe Stimme.

Hoch richtete sich das Mädchen auf und sah dem Mann vor sich voll ins Gesicht. „Du sagtest mir, Simon sei ein Feigling gewesen?" sprach sie.

„Nein, ich sagte es nicht."

„Aber du denkst es doch?"

„Das kann ich nicht leugnen."

„Und du findest, daß er ein Schuft war?"

„Wozu all diese Fragen, Janna? Er ist ja nun tot! Laß mich ihn dir ersetzen!"

„Du sagtest, daß er sein Vorrecht auf mich für Geld verkaufen wollte?"

„Ja, das sagte ich."

„Du sagtest, daß er dich meuchlings töten wollte?"

„Auch das sagte ich."

„Narr, der du bist! Weißt du, daß ich ihn trotz alledem noch liebe? Und da verlangst du, ich solle ihn vergessen und dein Weib werden?"

„Nicht sogleich."

„Ich will mich aber gleich verehelichen! Noch heute abend!"

„Laß mich vor allem deine Hände befreien. Es ist so einfach, wenn man weiß, wie es gemacht wird."

Sie stieß ihn von sich. „Kein anderer als mein Ehegatte soll heute meine Hände berühren."

„Aber Janna — du kannst dich doch heute abend nicht mehr trauen lassen," bat er begütigend.

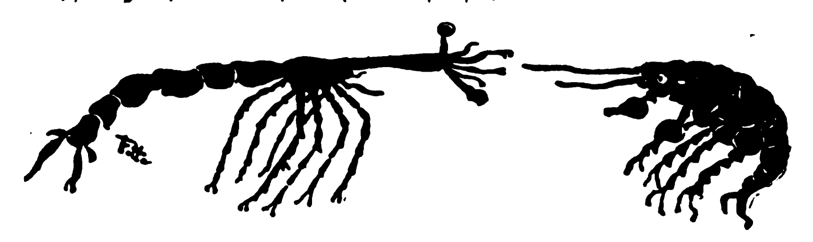
Wiederum stieß Janna ihn von sich. Sie hatte ein mächtiges Gewicht, das in der Nähe gelegen war, zu sich herangezogen und hob es nun mit den fest zusammengebundenen Händen auf.

„Und warum nicht?" fragte sie.

„Janna, du weißt doch ebenso gut wie ich —"

Nochmals gebot sie ihm Schweigen und sprach: „Auf alles, was du mir heute sagtest, ist dies meine Antwort!"

Und das mächtige Gewicht hoch emporhaltend, schwang sie sich über Bord.



Agrarischer Existenzkampf auf dem Mars.

Plauderei von Dr. Kurth.

Hierzu 3 Karten.

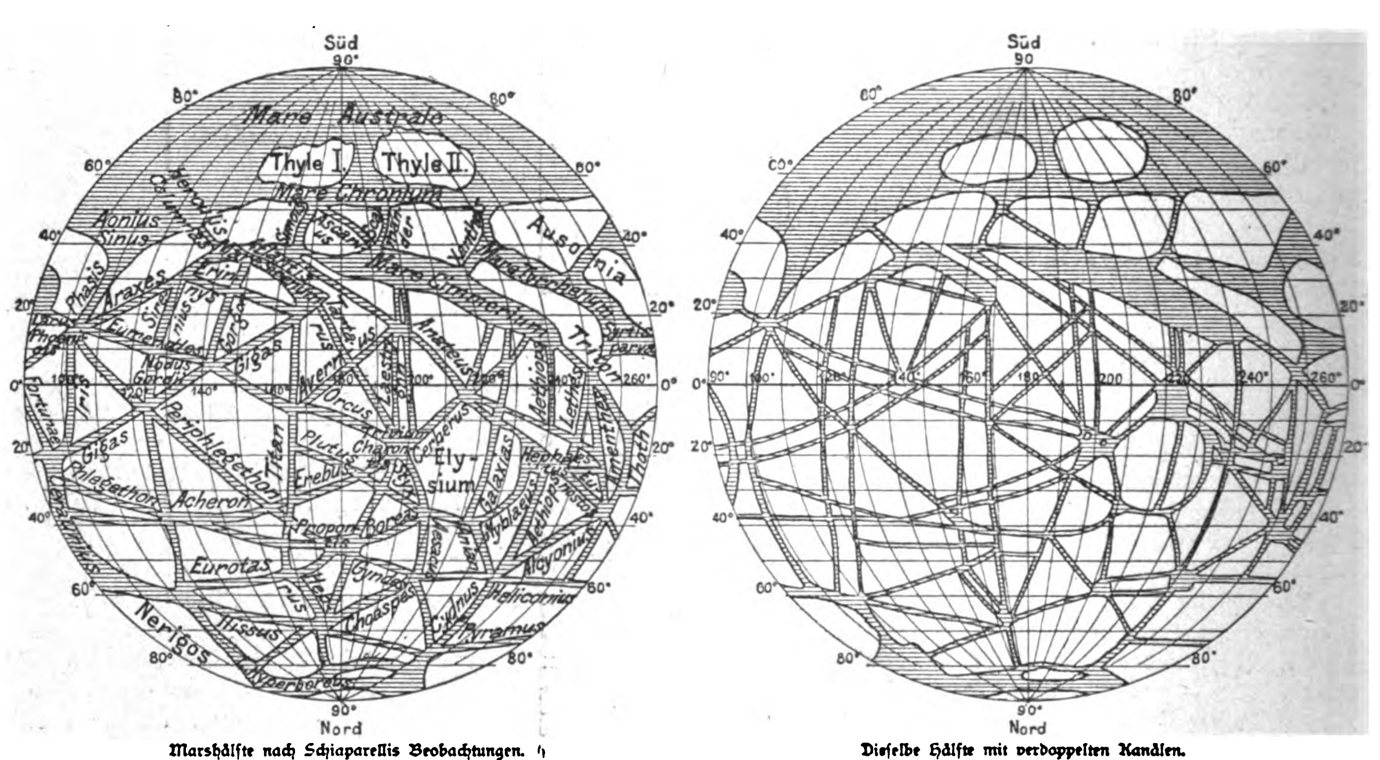
„Agrarischer Existenzkampf auf dem Mars? Aber, bester Doktor, das glaubt Ihnen doch niemand!“

„Wenn Sie auf dem Standpunkt beharren, es unter keinen Umständen glaublich zu finden, so ist allerdings eine Unterhaltung darüber überflüssig.“

„Im Gegenteil, Verehrtester, ich lasse mich gern belehren — nur bitte nicht zu phantastisch!“

„Sie sollen selbst darüber urteilen. Geben Sie die Bewohnbarkeit von Himmelskörpern überhaupt zu?“

„Gewiß! Ich finde es sogar arrogant, nur dieses kleine, fast überflüssige Staubkörnchen, das wir Erde nennen, für bewohnt zu halten. Im Gegenteil meine ich, daß unsere schließlich immer an unsere wenigen Sinne gebundene Phantasie gar nicht ausreicht, die Billionen von Himmelskö pern zu bevölkern.“



Marshälfte nach Schiaparellis Beobachtungen.

Dieselbe Hälfte mit verdoppelten Kanälen.

„Nun gut. So werden Sie mir zugeben, daß für die Bewohnbarkeit des Mars vieles angeführt werden kann. Seine Masse entspricht zwar nur einem Zehntel unserer Erdmasse, aber seine Oberfläche hat auffallend viel Verwandtes mit der der Erde. Sie wissen, daß man auf der Marskugel Land und Wasser deutlich unterscheiden kann?“

„Wenn ich nicht irre, sieht man im Fernrohr das hellere Land rötlich und das dunklere Wasser grünlich.“

„Ganz recht! Und noch mehr: wir können deutlich die veränderlichen Schneeflecke an seinen Polen beobachten, wir können sehen, wie sich Wolken auf ihm bilden, die als Schnee herabfallen, wir können sogar Veränderungen seiner Küsten bemerken, die bei den wahrscheinlich sehr stürmischen Meeren ziemlich rasch vor sich gehen.“

„Das ist mir alles bekannt, lieber Doktor. Denn Mars ist ja doch nach der schwerer zu beobachtenden Venus der nächste Körper von uns aus. Aber nun die Bewohner?“

„Das kommt sogleich! Nicht wahr, Sie haben von den Marskanälen gehört?“

„Gewiß, ich weiß, der große Mailänder Astronom Schiaparelli hat sich um ihre Entdeckung und Bezeichnung verdient gemacht. Aber es ist mir auch bekannt, daß bei den Kanälen des Mars der Hypothesenstreit der Gelehrten beginnt.“

„So ist es. Vergegenwärtigen wir uns aber einmal schnell diese seltsamen Bildungen! Auf unserer Erde haben wir 2³/₄ mal mehr Wasser als Land, auf dem Mars dagegen ist wenigstens noch einmal soviel Land als Wasser. Nun laufen durch diese großen Festlandmassen merkwürdig gerade breite Wasserbänder, die oft hunderte von Meilen lang sind. Sie kreuzen sich oft und bilden Sterne, ja eine Marskarte gleicht fast einem Steingutteller, dessen Glasierung viele gerade Sprünge hat.“

„Und diese Bänder halten Sie für Bauten von Marsmenschen?“

„Von Marsmenschen nicht, aber wohl von Marsbewohnern; denn wir müssen auf einem außerirdischen Körper von unserm Begriff „Menschen“ entschieden Abschied nehmen.“

„Aber sagen Sie, Herr Doktor, wie breit sind diese sogenannten Kanäle?“

„Ihre Breite schwankt zwischen 60 und 300 Kilometern.“

„Und diese fabelhaften Kolossalbauten sollen die Bewohner angelegt haben?“

„Ueber die Möglichkeit dieser Anlagen wollen wir nachher plaudern. Zunächst aber denken Sie, bitte, an folgendes Phänomen: zu bestimmten Zeiten erscheinen bestimmte Kanäle verdoppelt. Nicht etwa alle, sondern nur einige! Schnurgerade Parallellinien laufen neben den alten Kanälen her und verschwinden wieder nach einiger Zeit.“

„Aber kann dies nicht eine optische Erscheinung sein? Ich erinnere mich, darüber gelesen zu haben.“

„Das hieße ein Rätsel mit einem andern Rätsel auflösen wollen! Ja, wenn alle Linien verdoppelt wären, dann könnte man allenfalls daran glauben. Aber so wäre es eine Erscheinung, die wir mit unsern Gesetzen der Optik nicht erklären können. Es ist ja viel darüber gefabelt worden, aber gestatten Sie mir, eine geniale Hypothese

eines Forschers vorzutragen, die ebenso geistvoll, wie phantasievoll ist, und das Rätsel der Lösung nahe zu bringen scheint."

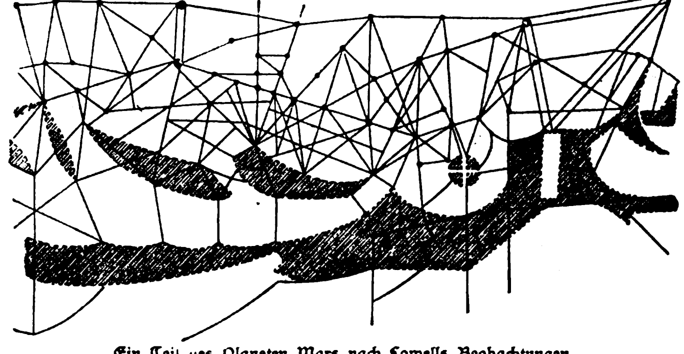
„Sehr gern, Herr Doktor. Nur sind Sie mir noch den Beweis der Möglichkeit solcher Riesenbauten schuldig."

„Gut. Ich will versuchen, Ihnen den zu geben. Setzen wir also geistbegabte Marsbewohner als vorhanden, so kann zunächst ihr Sinn für Mathematik viel bedeutender ausgebildet sein als der unsere. Denn der Mars hat zwei Monde, den Phobos und den Deimos, von denen der eine den Mars dreimal im Tage umkreist, zweimal am Tage auf- und zweimal untergeht und während dessen zweimal Vollmond und zweimal Neumond wird, also alle Phasen unseres Mondes in fabelhaft kurzer Zeit durchmacht. Der andere Mond hat ähnlich merkwürdige Eigenschaften, so daß also ein denkendes Geschöpf auf dem Mars mit Notwendigkeit auf mathematische Zeiteinteilung gewiesen wird, ja eine Taschenuhr bei diesen Monduhren gut entbehren kann. Das wäre nur ein Beweis für die Weckung des mathematischen Sinnes. Nun denken Sie sich auf diesem seltsamen Planeten ein menschenähnliches Wesen! Die Atmosphäre des Mars ist dünner als die unsrige, die große Kraft also, die wir beim Atmen aufwenden, wird teils gespart und kann sich auf andere Weise äußern. Dazu kommt, daß ja alle Gegenstände auf dem Mars viel, viel leichter sind als auf der Erde; denn ein Körper fällt dort nur 1,9 Meter in der ersten Sekunde (auf der Erde dagegen 4,9 Meter)! Auch ist die Dichtigkeit des Mars nur sieben Zehntel der mittleren Dichtigkeit der Erde. Ferner sind die Jahreszeiten, die große Bauten begünstigen, bedeutend länger als die unsrigen, denn ein Marsjahr hat 687 Erdentage. Und so läßt sich noch vieles andere anführen."

„Gut. Das leuchtet mir ein! Aber nun die Hypothese der Verdoppelung der Kanäle!"

„Die sollen Sie sogleich hören! Der Mars ist ein Bild der alternden Erde, ein Zukunftsspiegel unseres Planeten. Das Wasser versiegt dort seit Jahrtausenden oder Jahrmillionen, der Planet geht dem Stadium unseres bereits gänzlich wasserlosen Mondes entgegen. Je kleiner die versiegende Wassermasse, desto mehr muß man das Versiegen bemerken. Ein Meer scheint uns unveränderlich, ein Tropfen verschwindet vor unsern Blicken. Nun denken Sie sich, wie die Landwirte dort oben seit ungezählten Jahren bemerken, daß das Wasser mehr und mehr zurücktritt; denken Sie sich, wie die Fruchtbarkeit der Felder von Jahrhundert zu Jahrhundert abnimmt und mit ihr die Mittel zur Existenz immer geringer werden; denken Sie sich, wie sich die Mißernten häufen und die Vegetation spärlicher wird, so werden Sie leicht begreifen, weshalb die Landwirte des Mars seit ungezählten Reihen von Jahren die großen Kanalbauten über die Oberfläche ihres Planeten angelegt haben, um dem Fruchtboden die notwendige Feuchtigkeit zuzuführen. Jetzt aber sind uns auch sofort die Nebenkanäle erklärlich! Im Winter sind ihre Schleusen geschlossen. Wenn aber der Schnee an den Polen zu schmelzen beginnt und der Frühling kommt, da öffnen die Landwirte die Schleusen der Parallelkanäle, und nun füllen sich die mächtigen trockenen Adern mit frischem Wasser und speisen wieder unzählige kleine Kanäle und Gräben, und über das Fruchtgefild breitet sich spinnwebenartig ein glitzerndes Wassernetz. Nun werden die Felder urbar gemacht, nun kann die Saat sprießen und Ernte verheißen. Dieses ungeheure Kanalnetz ist nichts als eine graphische Darstellung des gewaltigen Verzweiflungskampfes eines Planetenvolkes mit seinem absterbenden Planeten, ein Abbild einer Landwirtenot, die wohl schon Jahrtausende dauert und die schließlich doch zum Untergang des ganzen Geschlechts führen muß. Mit Recht trägt daher der Stern den Namen des entsetzlichen Kriegsgottes, und seine beiden kleinen Monde Phobos, das heißt Furcht, und Deimos, das heißt Schrecken, leuchten auf ein grausiges Verhängnis herab.

So erklärt sich vieles von den fabelhaften Gebilden des rotfunkelnden Gestirns, daher ist mir diese allerdings etwas phantastische Hypothese von den vielen andern immer noch die wahrscheinlichste gewesen."



Ein Teil ves Planeten Mars nach Lowells Beobachtungen.



Mondzauber.

Der milde Fürst der Sterne schreitet
Aus schwarzem Wolkenthor heraus,
Und seinen Silbermantel breitet
Er über Höhn und Thäler aus.

Der dunkle Wald erwacht zur Stelle,
Da ihn sein lichtes Kleid berührt,
Und zitternd küßt die kleine Welle
Den Saum, eh sie der Bach entführt.

Das ist ein Grüßen und ein Neigen,
Mit leisem Rauschen pflanzt sich's fort,
Es ist, als fänd das tiefste Schweigen
Auf einmal noch ein heimlich Wort.

Gustav Falke.





Ueber die Form wichtiger Verträge.

Das Bürgerliche Gesetzbuch wird, abweichend von dem bisher in weiten Gebieten Deutschlands geltenden Recht, von dem Grundsatz der Formfreiheit beim Abschluß von Rechtsgeschäften beherrscht. Immerhin wird für die Rechtsgiltigkeit einer ganzen Anzahl von Geschäften, insbesondere von Verträgen, die Beobachtung einer besonderen Form erfordert, sei es nun lediglich Schriftform, sei es gerichtliche oder notarielle Beurkundung. Die Innehaltung der gesetzlich vorgeschriebenen Form ist aber wesentlich; mangelt es an dieser Form, so ist das Rechtsgeschäft nichtig; es entsteht also daraus keinerlei Verpflichtung, nicht einmal die Verpflichtung zum nachträglichen Abschluß in der gesetzlichen Form. Nicht selten verabreden ferner die Vertragsparteien, daß der Vertrag in einer bestimmten Form geschlossen werden soll, obwohl es an sich zu seiner Giltigkeit überhaupt keiner oder doch der vereinbarten Form nicht bedürfte.

So kann z. B. ein Mietvertrag über eine Wohnung, ein Restaurant, einen Laden, sofern er nur für die Dauer eines Jahres geschlossen wird, vollkommen giltig schon durch mündliche Vereinbarung zustande kommen. Verabreden aber Vermieter und Mieter, daß dieser Mietvertrag schriftlich geschlossen werden soll, so kann das die Bedeutung haben, daß in der Vertragsurkunde ein Beweismittel geschaffen werden soll.

Ist jedoch nicht ganz klar und unzweideutig zum Ausdruck gebracht, daß die besondere Form nur des Beweises wegen vereinbart war, so soll angenommen werden, daß die Wirksamkeit des Vertrags erst dann eintreten soll, wenn die Form beobachtet ist.

In solchem Fall ist also keiner der verschiedenen Kontrahenten eher gebunden, als bis sie entweder sämtlich dieselbe Vertragsurkunde oder bei mehreren gleichlautenden Urkunden jeder von ihnen diejenige unterzeichnet hat, die für den andern Teil bestimmt ist.

Doch genügt auch hier ein Briefwechsel der Parteien, durch den sie ihre Uebereinstimmung über den Vertragsinhalt dokumentieren, und ebenso genügt der Austausch von Telegrammen. Aber die schönsten und heiligsten mündlichen Versicherungen, daß man an das vorläufig nur mündlich Verabredete gebunden sein wolle, haben hier keinerlei rechtliche Bedeutung.

Bei Verträgen, die zufolge gesetzlicher Vorschrift nur in einer bestimmten Form zustande kommen, genügt Briefwechsel oder Telegramm niemals. Das Bürgerliche Gesetzbuch verlangt schriftlichen Abschluß für folgende Verträge: Bürgschaft, Leibrentenvertrag, Schuldversprechen und Schuldanerkenntnis und vornehmlich für die auf länger als ein Jahr geschlossenen Miet- und Pachtverträge. Fehlt es jedoch bei letzteren an der Schriftform, so tritt ausnahmsweise nicht etwa Nichtigkeit des Vertrags ein, sondern er gilt als für unbestimmte Zeit geschlossen und wird erst durch eine jedem der beiden Kontrahenten zustehende und nicht für einen früheren Termin als für den Schluß des ersten Jahrs zuläßige Kündigung beendigt.

Wo vom Gesetz für Rechtsgeschäfte eine besondere Form gefordert wird, da ist diese Form auch dann zu beobachten, wenn der eine oder der andere Vertragsteil Kaufmann ist. Eine Ausnahme besteht nur hinsichtlich der Bürgschaft, des Schuldversprechens sowie des Schuldanerkenntnisses. Verbürgt sich ein Kaufmann oder giebt ein Kaufmann ein Schuldversprechen oder ein Schuldanerkenntnis, so genügt auch bloß mündliche Erklärung.

Gerichtliche oder notarielle Beurkundung fordert das neue Recht für eine ganze Reihe von Verträgen. Darunter befinden sich einige, für die das bisherige Recht — wenigstens in Preußen — sich einer geringeren Form, nämlich der bloßen schriftlichen Errichtung begnügte, so beim Erbschaftskauf, d. h. für den Abschluß eines Vertrags, durch den der Erbe eine durch den Tod des Erblassers bereits auf ihn übergegangene Erbschaft verkauft, nicht minder bei einem Vertrag, durch den sich jemand verpflichtet, das Eigentum an einem Grundstück auf einen andern zu übertragen.

Unzulässig war früher ein Vertrag, durch den man ein erst erhofftes Erbrecht an dem Nachlaß einer noch lebenden Person veräußerte. Auch das Bürgerliche Gesetzbuch geht von der Anschauung aus, daß Verträge über den Nachlaß eines noch lebenden Dritten für gewöhnlich sowohl aus sittlichen wie aus volkswirtschaftlichen Gründen zu mißbilligen und schlechthin nichtig seien.

Es macht hiervon jedoch eine Ausnahme, wenn unter künftigen gesetzlichen Erben über den gesetzlichen Erbteil oder den Pflichtteil eines von ihnen ein Vertrag geschlossen wird, wie dies z. B. nicht selten bei beabsichtigter Auswanderung dessen, der sein Recht in Geld umsetzen will, geschieht. Ein solcher Vertrag bedarf aber gerichtlicher oder notarieller Beurkundung. Die gleiche Form wird gefordert für Schenkungsversprechen, für Eheverträge, für einen Erbvertrag zwischen Ehegatten oder zwischen Verlobten, wenn dieser Vertrag mit einem Ehevertrag in derselben Urkunde verbunden wird.

Was die Aerzte sagen.

Natürliche Schlafmittel.

Zu den quälendsten Beschwerden, von denen chronisch kranke, nervöse, ja selbst sonst anscheinend ganz gesunde Personen heimgesucht werden, gehört die Schlaflosigkeit. Mancher gäbe ein Vermögen hin, wenn er den heiß ersehnten Schlaf finden könnte, und er versucht es bald mit diesem, bald mit jenem Medikament, das die allezeit geschäftige chemische Industrie auf den Markt bringt.

Allein alle diese Mittel stellen mehr oder weniger differente Stoffe dar, deren dauernde Anwendung nicht unbedenklich ist; einfacher und ungefährlicher sind die Mittel die die Natur selbst uns bietet. Gerade die durch Ueberanstrengung des Gehirns hervorgerufene Schlaflosigkeit der Stadtbewohner wird durch streng innegehaltene Körperbewegung, durch sportliche Uebungen, Spaziergänge, Hanteln, selbst durch eine im Bett geübte Bewegungsgymnastik, erfolgreicher bekämpft als durch künstliche Schlafmittel.

Man nimmt an, daß sich bei dieser gesteigerten Muskelarbeit reichlicher Ermüdungsstoffe in den Muskeln bilden, die mit dem Blutstrom ins Gehirn gelangen und dessen Unruhe sänftigen. Eine andere Form von Muskelgymnastik besteht darin, daß man die Augenlider immer wieder kräftig öffnet und schließt. Dabei werden sie träge, müde, und schließlich bleiben sie fest geschlossen.

Neben der Gymnastik übt vor allem das Wasser einen wohlthuenden Einfluß auf das erregte Nervensystem. Häufig wirkt ein warmes Bad, in den Abendstunden genommen, einschläfernd, in andern Fällen ein kalter Umschlag auf den Kopf oder den Nacken. Noch günstiger in der Wirkung sind feuchte Einwicklungen des ganzen Körpers.

Wer den Genuß des schäumenden Gerstensaftes nicht gewohnt ist, kann sich unter Umständen mit einem Glas schweren Bieres (Nürnberger, Kulmbacher, Porter) müde machen. Auch ein Becher voll schweren Weines, selbst saure Milch und Kefir in gewissen Mengen üben eine einschläfernde Wirkung. Der Volksglaube schreibt einen ähnlichen Einfluß dem Zuckerwasser zu — ob mit Recht, bleibe dahingestellt. Ein Versuch erscheint immerhin angebracht.

Von besonderer Bedeutung ist die Fernhaltung äußerer Reize und Eindrücke. Starres Denken an irgendeine gleichgiltige Sache hilft mitunter, ebenso das Hersagen eines Gedichtes. Ein gutes Mittel ist, in leicht gebogener Seitenlage abwechselnd eins und zwei zu zählen, so daß man jedesmal die Zahl eins beim Ausatmen, die Zahl zwei beim Einatmen ausspricht. Diese Gruppierung der Zahlen bewirkt ein gleichmäßigeres, tieferes Atmen, und dieses wieder macht sowohl durch sein einförmiges Geräusch als auch durch ein schwaches Schwindelgefühl — ähnlich wie beim Schaukeln eines Schiffes — unsere Vorstellungen unklar und läßt uns schließlich einschlafen. Um jedoch nicht durch andere Gedanken sprungartig abgelenkt zu werden, muß man sich beide Zahlen, wenn man sie in Gedanken ausspricht, bildlich vor Augen führen. Statt dessen kann man auch versuchen, die Zahlen mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die Bettdecke zu zeichnen.

Was sollen unsere Kinder werden?

Die Frau im Versicherungswesen.

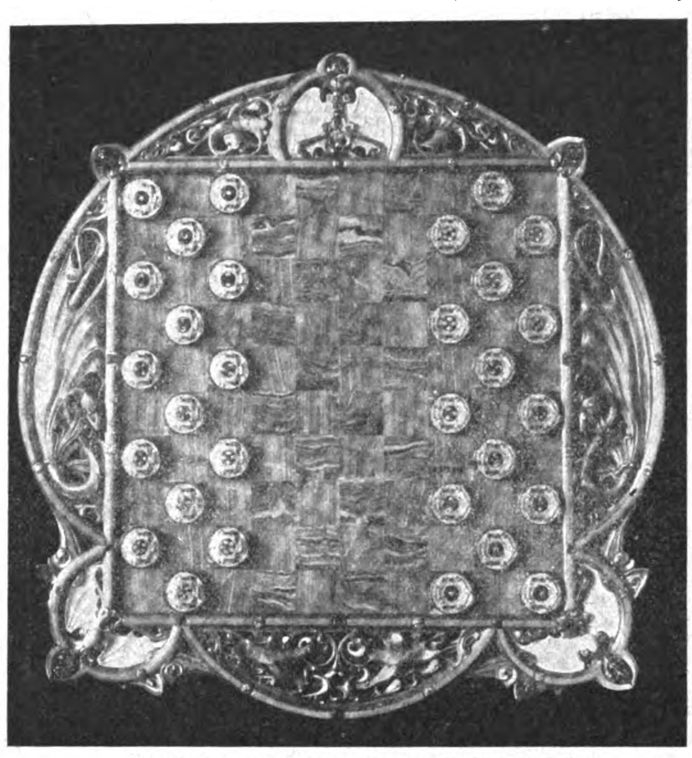
Langsam, aber sicher beginnt die Frau seit einiger Zeit im Versicherungswesen festen Fuß zu fassen. Der Kassendienst ist ihr vorläufig noch verschlossen, dafür tritt sie als Bureaubeamtin schon ziemlich häufig auf. Lehrlinge werden in den Versicherungsbureaus wenig oder gar nicht eingestellt, die Aspirantin muß schon immer einige kaufmännische Vorkenntnisse besitzen. Dahin rechnet vor allen Dingen einfache und doppelte Buchführung, Gewandtheit im Rechnen und eine sehr gute Handschrift. Das Gehalt der Versicherungsbeamtin steigt bis zu 80 Mark und höher. Für den Außendienst, d. h. für die Aufnahme der Versicherungen, findet die Frau vielfach als Agentin Verwendung, besonders was Kinderversicherungen anlangt. Will sie diese Aufnahme als Nebenerwerb betreiben, so arbeitet sie nur auf Provision; anders, wenn sie sich der Sache ganz widmen will. In diesem Fall wird sie zunächst auf eine kürzere oder längere Probezeit von der Gesellschaft ausgesandt. Bringt sie genügende Aufträge, so wird ihre Probezeit meist abgekürzt, und sie erhält feste Anstellung mit einem „Garantiegehalt“, d. h. die Gesellschaft sichert ihr ein monatliches Einkommen zu, das den Provisionen der von ihr ungefähr zu erwartenden Versicherungszahl entspricht. Erreicht sie diese Zahl nicht, so thut das nichts zur Sache; andererseits hat sie auch keine höhere Provision zu fordern. Selbstverständlich wird das Garantiegehalt bei fortdauernd guten Leistungen erhöht. Die Versicherungsgesellschaften haben im allgemeinen mit den Frauen gute Erfahrungen gemacht und unter ihren Agentinnen Damen aufzuweisen, die als Inspektorinnen und Oberinspektorinnen mit einem Garantiegehalt von 250 Mark und noch mehr den Monat arbeiten und wieder zahlreiche Unteragentinnen beschäftigen. Der Beruf erfordert große Redegewandtheit, viel Geduld und feste körperliche Gesundheit, denn die Agentinnen müssen viel unterwegs sein. Die Damen aber, die diese Eigenschaften besitzen, finden heut in dem großen Betrieb des Versicherungswesens lohnende und zugleich dauernde Beschäftigung.

Von der Pariser Weltausstellung.

Ein neues deutsches Brettspiel.

Hierzu 2 Abbildungen.

Auf der Pariser Weltausstellung ist die deutsche Goldschmiedekunst durch ein Werk vertreten, das viel dazu beitragen wird, ihren alten Ruhm in neuem Glanz erstehen zu lassen. Es ist dies ein Prunkexemplar des jetzt so sehr beliebten Saltaspiels.



Prunk-Salta für die Pariser Weltausstellung.
Photographische Aufnahme.

Zur Spielführung manövrieren dreißig mit den Himmelsgestirnen geschmückte Steine auf einem hundertfeldrigen Brett. Die dreißig Spielsteine des aus der Werkstatt der Berliner Hofjuweliere Gebrüder Friedländer hervorgegangenen Prunksalta bestehen aus Gold und Platina; in diesem Material sind nicht weniger als 5500 Brillanten gefaßt, die die roten und grünen Wappen des Saltaspiels in leuchtender Emaille tragen. Um ihre Wirkung zu erhöhen, hat jeder Stern noch als Untergrund ein Pavé von 185 kleinen Brillanten erhalten. Die Umrahmung des Spielbretts zeichnet sich durch seine eigenartige moderne Form aus und ist in verschiedenen Goldfarben abgetönt. Entsprechend den Farben des Spiels, rot und grün, sind auf der Umrahmung Rubine und Smaragde von bedeutender Größe verteilt, und zur Erhöhung der Pracht wurden noch große Brillanten in den verschiedensten Farbentönen angebracht. Die einzelnen Felder des prächtigen Spielbretts selbst sind in hellrotem und hellgrünem Marmor gehalten und in der Art wie Mosaik hergestellt.

Als das neue Brettspiel auftauchte, wandten sich zunächst gerade die Kreise der Schachkenner von ihm ab. Erst in jüngster Zeit haben die hervorragendsten Vertreter der Schachkunst das Saltaspiel einer ernsteren Prüfung unterzogen, die zu den günstigsten Ergebnissen geführt hat. Selbst der Weltschachmeister Emanuel Lasker giebt zu, daß das Salta einen hohen kombinatorischen Geist zu erziehen vermag. Dementsprechend verschmäht er es nicht, wie unser Bild zeigt, ebensowenig wie andere, sein reiches Kombinationsvermögen in diesem geistvollen neuen Brettspiel zu messen, das auch neben dem Schach, dem „König unter den Spielen“ seine Eigenart behauptet.



Dir. G. Bartmann und Schachmeister Dr. Emanuel Lasker beim Saltaspiel.
Photographische Momentaufnahme.

Von der Pariser Weltausstellung: Scherrebeker Webereien.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

In Scherrebek, einem kleinen schleswigschen Kirchdorf, sitzen wie in alten, sagenhaften Zeiten die Bauernmädchen am Webstuhl und „wirken köstliche Gewebe“ . . .

Unsere neuen dekorativen Bestrebungen, die dem Kunstgewerbe nach den Zeiten der Künstlichkeiten frische lebendige Anregung durch die robust gesunde Volkskunst vergangener Epochen zuführten, erkannten in der alten nordischen Webepraxis eine ungemein dankbare Technik und beleben sie in Scherrebek aufs neue. Ihre Besonderheit liegt darin, daß nicht mit dem Schiffchen gearbeitet wird, sondern daß die Schlußfäden einzeln mit den Fingern durch die Kette gezogen werden. Das hat den Vorzug, daß die Arbeit nicht auf gebundene Muster beschränkt bleibt, daß sie auch bildmäßige Vorwürfe rein flächenmäßig behandeln kann. In dieser Technik bot sich die Möglichkeit, eine Art moderner rustikaler Gobelins zu schaffen.

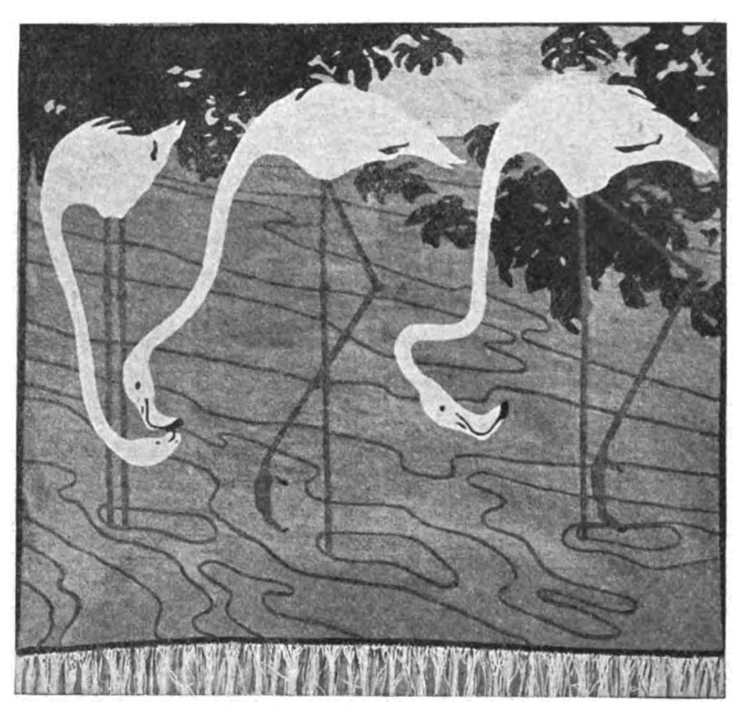


„Abendfrieden“. Wandteppich von Alfred Mohrbutter.
Photographische Aufnahme von A. Grönlund, Scherrebek.

Man wollte sich natürlich nicht damit begnügen, die Muster der Vergangenheit zu kopieren und wieder nur archaistische Spielerei zu treiben. Die nötige Technik war da, und nun hieß es: „wie machen wir's, daß alles neu?“

Sogleich stellten sich dekorative Künstler in den Dienst des Webstuhls. Otto Eckmann, Alfred Mohrbutter, Walter Leistikow erkannten sofort die lockenden Aufgaben, die sich boten, und legten dem urväterlichen Gerät eine ganze Reihe Vorlagen schlichter und graziöser Kunst vor.

Motive aus dem Tier- und Pflanzenleben spielen die Hauptrolle. Mit feinem Takt sind die Vorwürfe aus dem Format und dem Zweck der Webereien komponiert. Schmale Friese, die sich gut zum Wandhintergrund über einem Paneelbrett, über dem Sofa, über dem Klavier eignen, zeigen Wellenkämme, auf denen wallend und wiegend Möwenschwärme sich schaukeln, oder sie gleichen einem blumenbestandenen Uferrand, an dessen Horizont auf schimmernder Strömung helle und dunkle Segel träumend ziehn.



Wandteppich mit Flamingos von Alfred Mohrbutter.
Photographische Aufnahme von M. B. Schultz, Flensburg.

Wandteppiche, die eine gute Verkleidung für Fensterpfeiler oder für die neben den Thüren freibleibenden Wandflächen bilden, stellen langgeschlängelte Waldseen dar, die sich wie ein Band durch die Bäume winden, und darauf weiter nichts als ein still gleitender Zug von Schwänen.

Auf Kissenbezüge sind mit der leichten impressionistischen Eleganz japanischer Kleinkunst Blütenzweige gestreut. Und japanisch ist auch die bizarre Flamingophantasie Alfred Mohrbutters, der ein Trifolium dieser steif stilisierten Tiere mit den unwahrscheinlichen Drahtbeinen und dem verwegenen Linienspiel der Schlangenhälse in Scherrebek für die Pariser Weltausstellung weben ließ.

Nicht nur dekorativ, sondern ganz bildmäßig ist der Wandteppich Alfred Mohrbutters „Abendfrieden“. Schlafende, in Dämmerung gebettete Bauernhäuser. Darüber ein stiller Abendhimmel.

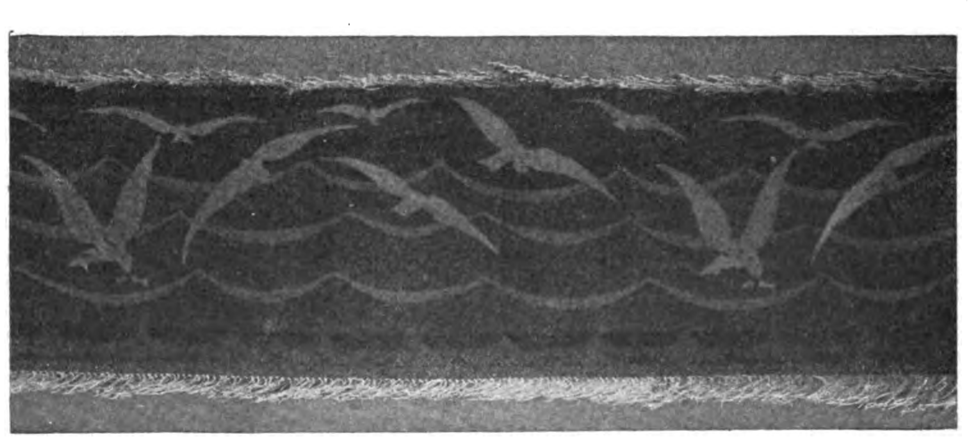
Auch Eckmann hat außer seinem bekannten Schwanenteppich, der vorhin erwähnt wurde, die Vorlage zu einem gewebten Bild geschaffen, dem großen „Waldteich“. Es ist eine Rautendeleinphantasie, für den Webstuhl komponiert. Oben eine Bordüre von Eulen, unten ein Fries von Froschkönigen und auf der Fläche der blaue Spiegel mit Mond und Sternen und Schilfgeflüster und starrendes Baumgeäst.

Nach den einfachen Motiven der ersten Arbeiten lernten die ausführenden Bauernmädchen in Scherrebek auch solche schwierigere Aufgaben zu bewältigen. Die Einfälle unserer Künstler liegen jetzt in den besten Händen. Sie können mit ihrer Reproduktion vollkommen zufrieden sein. Vor allem mit der Farbe.

Die Wirkung dieser Arbeiten ist voll plastisch leuchtender Fülle. Sie sind, wie die alten Teppiche des Orients, ausschließlich mit Pflanzenfarben gefärbt.

Die Scherrebeker Webeschule, die von dem Pastor Jacobsen und Dr. Deneken, dem Direktor des Krefelder Museums, begründet wurde, ist kein geschäftliches Unternehmen und wird ohne Vorteil für die Gründer geführt mit Unterstützung der preuß. Regierung.

F. Poppenberg.



Wandteppich mit Möwen von Prof. Otto Eckmann.

Von der Pariser Weltausstellung: Amerikanische Goldschmiedekunst.

Hierzu drei Abbildungen.

Eins der Glanzstücke der Pariser Ausstellung wird die Kollektion der bekannten Juweliere und Goldschmiede Tiffany u. Cie. in Newyork sein. Sie ist für das Ausland schon aus dem Grunde von Interesse, weil für einzelne Stücke der Sammlung bis zum kleinsten Steinchen herab ausschließlich amerikanisches Material, von amerikanischen Händen verarbeitet, erscheint. Es ist also hier nicht nur der Beweis für den großen Reichtum Amerikas an edelstem Material erbracht, sondern auch die hohe Stufe veranschaulicht, die die einschlägige Kunst der Verarbeitung erreicht hat.

Das Gold stammt aus Kalifornien, Klondyke und den neuen Minen Alaskas, das Silber aus Kolorado und Neumexiko, die Opale aus Mexiko und Washington, Turmaline aus Maine, Konnektikut und Kalifornien, blaue, seegrüne und gelbe Berylle aus denselben Fundorten, Nordkarolina und Alabama, tiefdunkle Rubine aus Arizona, gelbe Spessartinen aus Virginien, lilafarbige aus Washington.

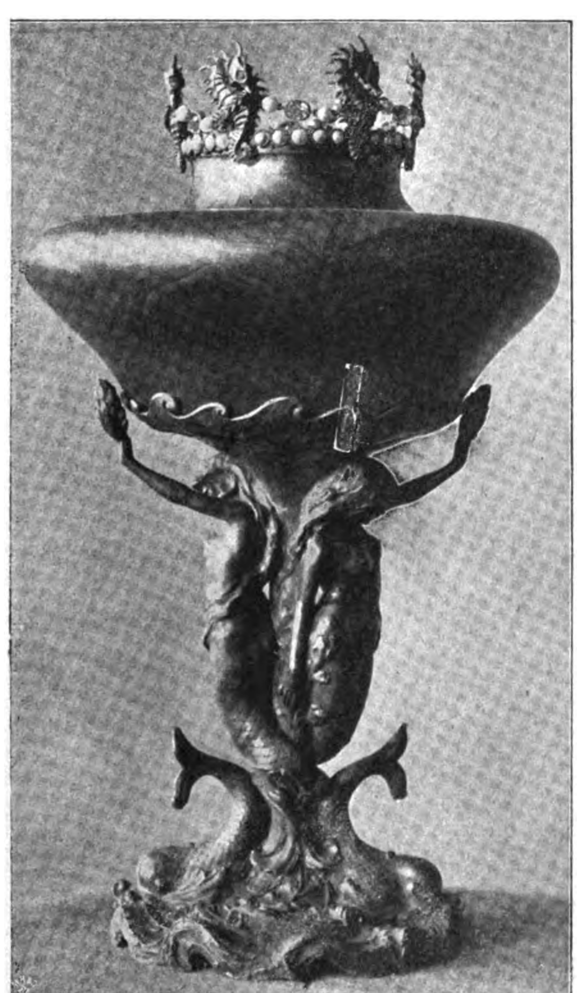


Blumenvase aus Tiffanyglas mit Goldeinfassung.

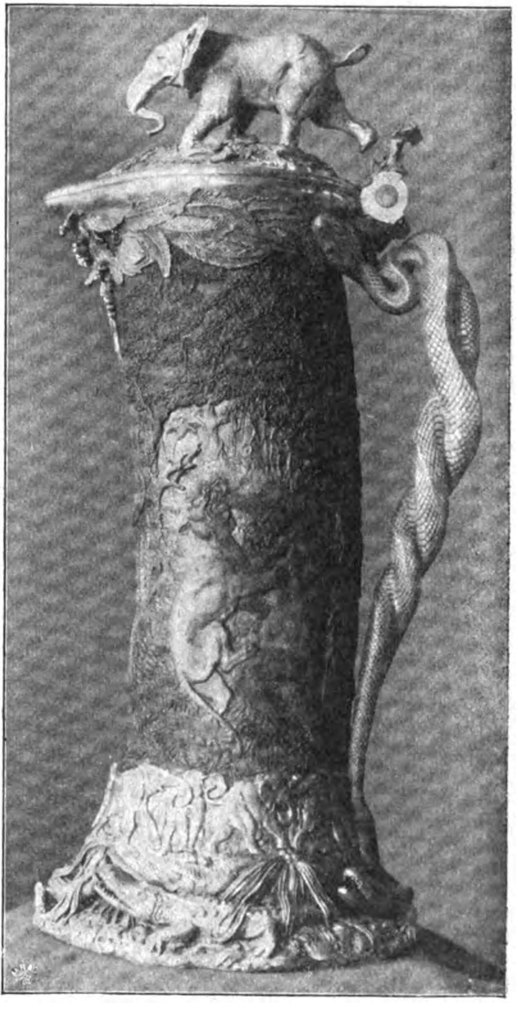
Schwarze und graue Perlen werden im Golf von Kalifornien, die am schönsten schillernden aus den Flüssen in Maine, Ohio, Tennessee, Wiskonsin und Texas gefischt.

Völlig gleichwertig mit diesen Naturprodukten ist die Kunst, mit der die unter Leitung Paulding Farnhams stehenden Arbeiter dies erlesene Material verwertet haben. Wenn auch wiederholt Motive aus der Goldschmiedekunst anderer Nationen und früherer Zeiten verwendet erscheinen, so ist doch ihre Umgestaltung, die neuen Kombinationen und die mit Rücksicht auf das fallweise zur Verwendung gelangende Material besonders gewählte Komposition als durchaus originell zu bezeichnen.

Das Tiffanyglas ist eine der zartesten Erfindungen des modernen Kunstgewerbes, die leichten Glasgebläse, die in allen Farben des Regenbogens schimmern, machen den Eindruck erhärteter Seifenblasen. Es war daher kein leicht zu lösendes künstlerisches Problem, diese zarten luftigen Gebilde mit dem starren festen Metall zu verbinden. Das Tiffanyglas verträgt keinen Zwang, in seiner zufälligen, geschwungenen Form lebt es sein eigens künstlerisches Dasein, das frei von jedem Schema ist; gleicht doch fast keines dieser leichten Gebilde, die fast wie kein anderes kunstgewerbliches Produkt den bis ins sensibelste gesteigerten Kunstgeschmack unserer Zeit charakterisieren, dem andern. In jedem Einzelfall mußte daher der Künstler eine andere Fassung ersinnen und sowohl Metall wie die Schmucksteine dem phosphoreszierenden Farbenspiel der Gläser anpassen. In den Prunkstücken, deren Abbildungen wir unsern Lesern vorführen, ist dies in geradezu überraschender Weise gelungen. Leicht und harmonisch schmiegt sich der schmale Goldstreifen um die graziöse Bogenform der Blumenvase. Die Ziervase, deren Farbenspiel den schönsten Muscheln des Meeres gleicht, wird von zwei entzückenden Meerweibchen getragen, und der Rand wird von andern Kindern des Meers, von großen Perlen, gebildet. So klingen Darstellung, Form und Farbe harmonisch zusammen.



Ziervase aus Tiffanyglas mit Figurenschmuck.



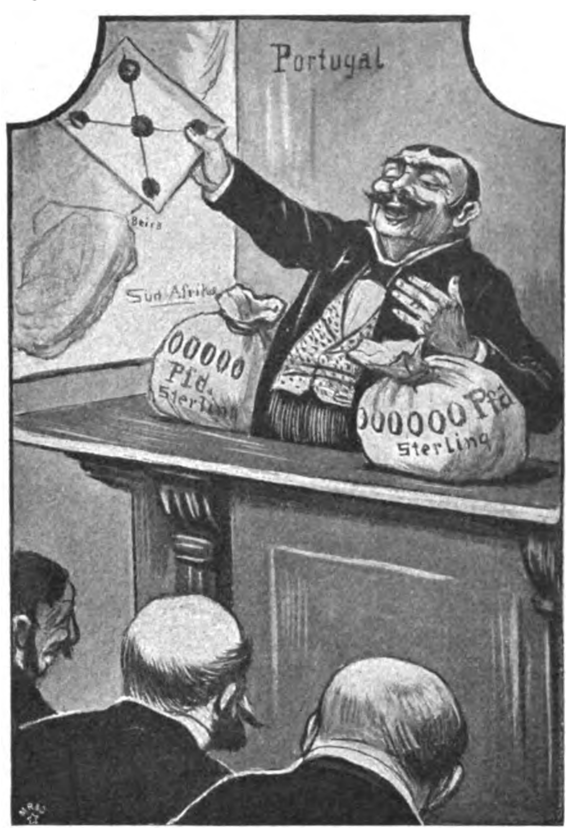
Prachthumpen mit Elefant.

Die gleißende Farbenpracht der abgebildeten Schmuckstücke kann das Papier natürlich nicht wiedergeben. Immerhin ist zu erwarten, daß auch unsere heimischen Meister aus diesen Bildern mit Interesse die hohe Vollendung anerkennen werden, die diesen Zweig amerikanischer Kunst auszeichnet.

Was die Mode bringt.

„Reisen ist nicht nur eine Kunst, man muß sie auch verstehen“ besagt ein Spottvers. Und kann man das nicht, so ist man allezeit gewärtig, seinen Nachbarn und sich selbst zur Last zu fallen durch die unvermeidliche Kollision mit dem Handgepäck. Da hilft eine praktische **Reisetasche**, die aus Amerika kommt, dem Uebel der vielen Päckchen ab. Sie ist aus hellgelbem Rindleder gefertigt und hat wie eine Ziehharmonika verschiedene Fächer. Das erste birgt das Plaid, das zweite ein kleines Kopfkissen und das Nachtzeug, das Mittelfach hat eine herausnehmbare Einrichtung, die aufgeklappt hingestellt werden kann: Bürste, Kämme, sechs Flacons, Tintenfaß, Brennmaschine, Zündhölzer und andre Kleinigkeiten. Dann folgen die beiden letzten Fächer für Bücher und Eßwaren. So ist alles vereint und doch angenehm getrennt.

Karikaturen der Woche.



Portugal erklärt im Parlament, seine Eisenbahn Beira-Umtali „aus idealer Freundschaft“ den Engländern zum Truppentransport überlassen zu wollen.

Minister: „Hier künd ich's laut: wir sind neutral
Und haben nie Partei genommen,
Doch muß das arme Portugal
Dabei doch auf die Kosten kommen!“

Je seltener man heutzutage in den Wohnungen dem Sofa begegnet, desto mehr findet man den **Diwan** mit zahllosen Kissen bedeckt und mit einer Decke belegt, die natürlich viel zu schön und duftig ist, als daß man sie gebrauchen würde. Aber malerisch am Fußende hingeworfen, macht sie sich sehr gut. Die neusten Muster sind weiße Atlasdecken mit gemalten und teils mit Seide, teils mit Goldflittern bedeckten Blumen. Das Futter bildet Lammfell, und ein weißer Atlasvolant zieht sich rings um das Ganze. Sehr apart sind auch ganz aus bestickter Gaze hergestellte Modelle, die mit Moiré gefüttert und mit Schwan besetzt werden. Eine sehr teure Decke besteht aus rosa Atlas, über den gitterförmig echte Goldtressen gespannt sind, die bei der Kreuzung durch schwarze Jettsterne zusammengehalten werden. Zobel umrandet die Decke.

Wie es scheint, will das starke Geschlecht auch eine Abwechslung in seiner **Hutfarbe** haben. Die Sommersaison verheißt als Neustes Zylinder aus hellgelbem Baststroh mit schwarzem, breitem Moiréband und ganz weiße Filzzylinder. Im Zeichen der Pariser Weltausstellung dürften selbst diese Extravaganzen nicht verblüffen.

Lord Roberts: „Wie stehts, General, mit dem Ritt nach Pretoria?“ — General French: „Die Gäule sind total ausgepumpt.“ — Lord Roberts: „Aber was wird Cecil Rhodes und die Börse dazu sagen?“ — General French: „Die Börse verstimmt? Ei verflucht — aufgesessen!“

Druck und Verlag von August Scherl, Berlin SW., Zimmerstr. 39/41. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, Berlin.

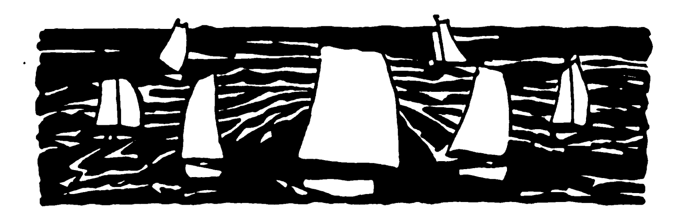
DIE·WOCHE.

Nummer 17. | Berlin, den 28. April 1900. | 2. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 17.

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und dessen Vororten bei der Geschäftsstelle Zimmerstraße 39—41, sowie bei allen Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und sämtlichen Buchhandlungen;
im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 8331);
im Ausland bei den Postanstalten folgender Staaten:
Belgien (4,04 fr.), Dänemark (2,83 Kron.), Italien (4,88 Lire), Luxemburg (4,20 fr.), Niederlande (2,10 fl.), Norwegen (3,05 Kron.), Oesterreich ([Postzeitungsliste Nr. 4239] 3,70 Kr.), Schweden (3,10 Kron.), Ungarn (4,01 Kr.).
(Der in Klammern gestellte Betrag ist der vierteljährliche Abonnementspreis.)
in der Schweiz und in Rußland nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten Abonnements entgegen;
für Frankreich nimmt die Firma H. Le Soudier, 174/176 Boulevard St. Germain, Paris, Abonnements entgegen.



Die sieben Tage der Woche.

19. April.

Der Kaiser und Prinz Heinrich begrüßen in Altona den Prinzen von Wales, der die Stadt auf der Rückreise von Kopenhagen nach London berührt.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung bewilligt die vom Magistrat verlangten 50000 Mark zur Ausschmückung der Feststraße beim Besuch des Kaisers Franz Josef.

Im bayrischen Abgeordnetenhaus erklärt der Ministerpräsident von Crailsheim, daß Graf Lerchenfeld sich in Uebereinstimmung mit der Regierung befand, als er im Reichstag für den Kunstparagraphen der lex Heinze eintrat. Er teilt ferner mit, daß in Zukunft die bayrischen Staatsgebäude auch an Kaisers Geburtstag beflaggt werden sollen.

Der englische General Warren wird vom Kriegsschauplatz abberufen.

In Spanien rekonstruiert Silvela das Ministerium.

20. April.

Das Kaiserpaar empfängt Vertreter des in Berlin tagenden Chirurgenkongresses (vergl. die Abb. S. 711).

Der württembergische Staatsanzeiger veröffentlicht die Ernennung des Direktors im Justizministerium Weizsäcker zum Chef des württembergischen Schul- und Kirchenwesens.

Aus Kapstadt wird die Verhaftung des holländischen Ministers J. Vorster in Burghersdorp wegen Hochverrats gemeldet.

21. April.

Prinzessin Friedrich Leopold tauft das auf der Schichauwerft in Danzig erbaute Linienschiff „A“ im Auftrag des Kaisers auf den Namen „Kaiser Barbarossa“.

Der Kaiser begrüßt in Weimar den Großherzog und besucht mit ihm gemeinschaftlich die Wartburg.

Der König von Belgien hat vor seiner Abreise nach Wiesbaden eine Unterredung mit den höchsten Beamten des Kongostaates, er verlangt Rechtsprechung ohne Ansehen der Person gegen die Urheber der neuesten Greuelthaten.

22. April.

Prinz und Prinzessin Heinrich treffen zum Besuch bei der Kaiserin Friedrich auf Schloß Friedrichshof ein.

Im amerikanischen Repräsentantenhaus wird die neue Flottenvorlage angenommen.

In Tientsin läuft die Meldung ein, daß die Sekte der „Boxers“ in der Nähe von Pastingfu eine große Anzahl katholischer Chinesen niedergemetzelt habe.

23. April.

Der Kaiser stattet dem König Albert von Sachsen zu seinem Geburtstag einen Besuch ab.

Der Reichskanzler, Fürst zu Hohenlohe, begiebt sich nach Paris zum Besuch der Weltausstellung.

Die Gräfin Stefanie Lonyay, ehemalige Kronprinzessin von Oesterreich-Ungarn, wird vom Papst empfangen, der eine Versöhnung zwischen ihr und dem Vater, König Leopold von Belgien, zustande bringen will.

In Berlin tritt die neunte Konferenz der Zentralstelle für Wohlfahrtseinrichtungen zusammen.

Die italienische Regierung verweigert aus Rücksicht für Frankreich dem Herzog von Orleans die Genehmigung in Turin dauernden Aufenthalt zu nehmen.

24. April

Der Deutsche Reichstag und das Preußische Abgeordnetenhaus nehmen nach den Osterferien ihre Sitzungen wieder auf.

Ein Blatt in Kairo veröffentlicht briefliche Mitteilungen, nach denen unter den Afridis in Indien ein Aufstand ausgebrochen ist.

25. April.

Der Reichstag überweist das Reichsseuchengesetz an eine Kommission von 14 Mitgliedern.

Eine Abteilung von 200 japanischen Matrosen übernimmt von der Werft des Vulkan in Bredow bei Stettin einen für die japanische Regierung erbauten Panzerkreuzer.



Zur politischen Weltlage.

Von Prof. Dr. Max Lenz.

Noch immer ist es der Krieg in Südafrika, der die Augen der Welt gefesselt hält und das Zentrum der politischen Bewegung bildet; und die Wage der Entscheidung, die vor acht Wochen sich schon zu Gunsten der Briten zu senken schien, schwankt heftiger denn je. Als Lord Roberts Mitte März in Bloemfontein einzog, schien das Geschick des kleinen Heldenvolks besiegelt. Kimberley und Ladysmith entsetzt, Cronje und seine Schar gefangen, die zu Hilfe Eilenden überflügelt, von Stellung zu Stellung geworfen, und was das Schlimmste war, Verwirrung, Entmutigung und Ergebung weithin im Burenland, das waren die Hiobsposten, die Schlag auf Schlag einliefen und alle Freunde der Besiegten in Trauer senkten. Die Pessimisten, die von Anfang

an das Fechten ordnungsloser Milizen gegen eine geschlossene Truppenmacht als aussichtslos bezeichnet hatten, schienen recht zu behalten und der Krieg das werden zu wollen, als was er den Engländern im Herbst erschienen war: der Kampf des Elefanten mit der Maus. Heute hat sich das Blatt bereits wieder gewandt und der Krieg seinen Charakter als ein Krieg der Ueberraschungen behauptet. Nicht die Buren, sondern die Engländer sind die Bedrängten. Diese Hirten und Bauern, die nur hinter Deckung liegen und schießen, nur sich wehren, siegen, aber nicht den Sieg benutzen konnten, haben plötzlich einen Geist der Offensive entwickelt, gegen den Lord Roberts mit aller seiner Macht, der erdrückenden Ueberzahl seiner Kanonen und Mannschaften, seiner Kriegskunst und der Schulung seiner Truppen zum Trotz, ohnmächtig und gefesselt ist. Mit der Krankheit und dem Tod Jouberts setzte diese Krisis ein; fast scheint es, als ob der Tod des eigensinnigen Zauderers das Glück seines Volks gewesen sei. Bis Ende März ließ sich, wie es schien, für die Engländer noch alles gut an. Zu Hunderten ergaben sich die Freistaatler und kehrten auf ihre Farmen zurück, die sie nur so vor Konfiskation und Plünderung schützen konnten. Mit leichter Mühe trieben die Kolonnen Brabants und Clements' die ihnen gegenüberstehenden Abteilungen über den Oranjefluß zurück, den Truppen Roberts' entgegen, die die Ortschaften von Kimberley bis zur Basutogrenze hin besetzten; alle Welt hielt jene Kommandos für abgeschnitten und verloren. Dann aber kam der Umschwung. Die wohlgezielten Schüsse jener Burenpatrouille, die vier englische Offiziere nördlich vom Modderriver in den Staub streckten, waren gleichsam das Signal gewesen: der starke Vorstoß, den Roberts über den Fluß hin versuchte, kam südlich von Brandfort zum Stehen; dem tapferen Kommandanten, der den Rückzug vom Oranjefluß geleitet hatte, gelang es, hart an der Basutogrenze entlang der englischen Kavallerie, die sich ihm vorgelegt, zu entkommen; bei Ladybrand warf er sie zurück, und seitdem hat Tag für Tag nur Mißerfolge und neue Verlegenheiten für die Eroberer gebracht. Der Rückzug von Tabanchu, der Ueberfall bei Kornspruit, und gleich darauf der bei Reddersburg, und eine ganze Reihe halb eingestandener oder verleugneter englischer Schlappen, vor allem die Zerstörung der Wasserwerke von Bloemfontein, die mit ihrem Gefolge, den Seuchen, die Vieh und Menschen im englischen Lager anfielen, einem großen Sieg gleich zu achten ist, beweisen den neuen Geist, der in der Führung der Buren lebendig ward, und nichts kann die beängstigende Lage der englischen Armee deutlicher machen als das System des Verschweigens und Vertuschens, das den selbstbewußten Bulletins gefolgt ist, in denen Lord Roberts seine Siege von Paardeberg und Bloemfontein der Welt verkündigte. Auch in Natal, am Vaal und im Betschuanaland geht es wieder bei den Buren vorwärts: sie stiegen von den Biggarsbergen herunter und halten wieder die Linie des Sundaysflusses besetzt; schon lösten sich kleine Trupps von ihnen ab, um den Guerillakrieg in das blutgetränkte Bergland am Tugela zu tragen; längst hat Methuen den Gedanken aufgeben müssen, den Vaalfluß zu forcieren, ihm selbst sind die Buren wieder auf den Fersen; die Belagerten von Mafeking bleiben dem Hunger und den Kugeln der Feinde preisgegeben, und jeder Entsatzversuch von Norden ist so aussichtslos wie bisher; westlich von Kimberley, im Griqualand, ist alles burisch, und wenn der Aufstand im nordwestlichen Kapland, wie der Draht von Zeit zu Zeit meldet, wirklich unterdrückt sein sollte, so glüht das Feuer dennoch hier, und wo immer Holländer wohnen, unter der Asche fort; ganz in der Nähe der Hauptstadt wollte es neulich schon aufblitzen. Die Hauptarmee aber in und um die kleine Landstadt 'zusammengedrängt, von Krankheiten dezimiert, ohne Pferde, ohne Wasser, ohne Zufuhr, an die einzige Bahnlinie gefesselt, die, sei es durch die Feinde, sei es durch elementare Gewalten, unaufhörliche Regengüsse verdorben und unterbrochen ist, und in weitem Bogen von den Buren umstellt: von Bethulie, dessen neue Brücke sie wieder in die Luft sprengten, her umklammern die Rastlosen, denen jede Falte des Landes vertraut, jeder Volksgenosse ein Freund und Führer ist, ihren schwerfälligen Gegner im Süden, Osten und Norden. Nur nach Westen und zu Methuen hin scheint die Verbindung für Lord Roberts offen zu sein, und wenn es ihm jetzt glücken sollte, in gewaltiger Anstrengung, zu der er alle seine Kräfte heranzog, den Ring zu sprengen, so wird er der Letzte sein, um zu glauben, daß er damit den Sieg bereits in Händen habe und so bald in Pretoria einziehn werde, wie er seinen Soldaten nach dem Einzug in Bloemfontein versprach.

Solange der Mut der Buren gemindert, der Glaube an den endlichen Triumph ihrer gerechten Sache gebrochen war, war auch ihre Kraft erlahmt: indem er sich neu belebte, haben sie aufs neue den Sieg an ihre Fahnen gefesselt. Alles hängt davon ab, ob dieser Geist in ihnen lebendig bleibt, der unerschütterliche Wille, ihr alles und das Leben selbst zu opfern, damit das Leben ihres Volkes erhalten werde. Es ist der Geist ihrer Väter, der diese in die Wildnis hinaustrieb, sie zu Herren ihres Landes gemacht, in hundert Kämpfen sich bewährt, der in ihren Institutionen, ihren Sitten sich ausgeprägt und die markige Kraft, die trotzige Zuversicht und alle die männlichen Tugenden in sie gesenkt hat, die auf jedem Blatt ihrer kurzen heldenreichen Geschichte aufgezeichnet sind. Bleibt er in den Söhnen und Enkeln auch in dieser letzten großen Prüfung kräftig, so kann man immer noch hoffen, daß der arge Feind, wie mächtig er sei, sich an ihm müde ringen und daß der Welt der Anblick des Trauerspiels erspart bleiben möge, wie Golddurst und Gewalt aufs neue Freiheitskämpfer zu Boden treten.

Einen Krieg, wie diesen, hat England nicht mehr geführt, seitdem es seine älteste Kolonie verlor. Ueberall in der Welt ist es vorwärts gekommen, aber soweit es, zumal in den letzten zwei Jahrzehnten, um sich griff, immer waren es doch nur Barbarenvölker oder verrottete Kulturen, denen es sich zum Herren setzte. Zum erstenmal seit dem Abfall der Vereinigten Staaten sieht es sich wieder jenseits des Weltmeers, mitten in dem dunklen Kontinent, einem Volk gegenüber, das aus europäischen Elementen gebildet und bis in seine Tiefen von dem Willen beseelt ist, das Joch, das ihm aufgelegt werden soll, niemals zu dulden. Auch die Rebellen Neuenglands waren meist Landleute, Farmer wie die Buren, von der gleichen strengen Gottesfurcht erfüllt und in der Masse gerade so ungebildet, gleich ihnen ein Herrenvolk, das ihr Land der Wildnis und den Barbaren abgerungen hatte, hart und rücksichtslos gegen Neger und Rothäute, schlechter bewaffnet, uneiniger und weit ungeschickter zum Kampf als die Buren, die besten Schützen der Welt. Ihnen gegenüber stand das eigene Mutterland, reich, handelsmächtig, die Spenderin aller ihrer Güter, zumal auch der des Geistes, überlegen an Zucht und Organisation der Truppen und vor allem an Geld, auch einiger als sie und fest entschlossen, sie nicht aufkommen zu lassen: auch damals verstummte in England die Opposition, sobald der Kampf begonnen hatte; ihr Führer, Edmund Burke, erklärte, das Parlament müsse wie vom Thron des Himmels herab alles beherrschen nud leiten, und er verlangte nur, ähnlich wie die englischen Liberalen von heute, daß man keine Steuern und Auflagen ohne Zustimmung der Provinziallandtage beschließen dürfe und den Kolonien in der Gesetzgebung und im Gericht gewisse Freiheiten zugestehen müsse. Auch die Amerikaner wußten nicht, wie alles enden, wohin sie steuern würden; „wir müssen," sprachen diese „Söhne der Freiheit", „unser Boot abstoßen, auch wenn wir nicht wissen, wo wir landen werden. Gott wird uns schon in einen sicheren Hafen führen." Wenn sie dennoch so viel Jahre lang standgehalten und schließlich die Freiheit, den Hafen und Quell ihrer Wohlfahrt und weltumspannender Größe erreicht haben, so lag das nicht an der Uebermacht ihrer Streiter; denn deren waren kaum mehr als heute die afrikanischen Republiken ins Feld stellen, und ihre Gegner meist zahlreicher als sie selbst. 1400 Köpfe stark hielten sie in dem ersten Treffen, bei Bunkershill, gegen 4000 Engländer das Feld, und überhaupt kämpften auf beiden Seiten in allen Schlachten kaum mehr als ein paar tausend Mann. Der Wille, eine Nation zu werden, sich unabhängig zu machen,

vor allem hielt sie aufrecht. Demnächst aber die Hilfe, die ihnen von außen kam: indem Frankreich und Spanien, spät genug — denn erst im dritten Jahr des Krieges traten sie offen heraus — für die Republik Partei ergriffen, wurde die englische Macht gelähmt.

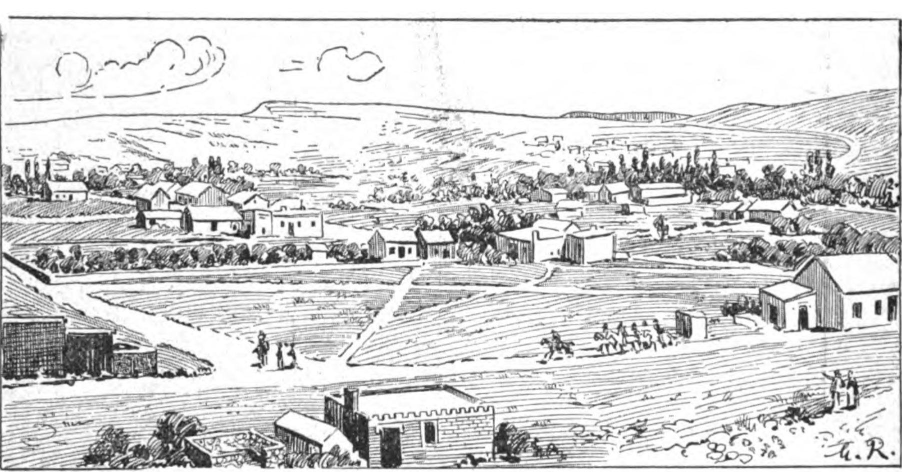
Hierin liegt, bisher wenigstens, der Unterschied zwischen dem Freiheitskampf der Amerikaner und der Afrikaner. Wird das so bleiben? Ist den Buren jede Aussicht auf die Intervention abgeschnitten? Das ist die Frage, die seit Beginn der Krieges auf allen Lippen schwebt, und die jetzt, wo ihre Gesandten in Europa, wie einst Franklin, weilen, brennend geworden ist. Wäre dazu nichts weiter nötig als die Erklärung der öffentlichen Meinung, so wäre sie bald entschieden. Denn niemals ist, man kann sagen, die zivilisierte Welt einmütiger in der Verurteilung des Angreifers gewesen; sogar die Amerikaner haben das Programm der angelsächsischen Verbrüderung, das in ihrem Krieg gegen die Spanier diesseits und jenseits des Atlantic so enthusiastisch verkündigt wurde, darüber vergessen und erfüllen sich mit wachsenden Sympathien für die kleinen Schwesterrepubliken jenseits der großen See. Das Jahrhundert, das unter dem Zeichen der Nationalitätskämpfe stand, schließt mit einem Krieg ab, in dem alles Recht der Selbstbestimmung mit Füßen getreten wird, und das Volk, das unserm Kontinent auf jenem Weg voranging und das sich so oft als den wahren Hort der Freiheit und den Schützer aller Unterdrückten bezeichnete, hat eine Eroberung begonnen, deren brutaler Egoismus alle Kriege der Kabinettspolitik hinter sich läßt. Kein Mensch außer ihren Landsleuten glaubt noch den emphatischen Beteuerungen der Wortführer in England, daß sie die Angegriffenen, die Vergewaltigten seien und daß sie diesen Krieg nicht um Gold und Land, sondern um Freiheit und Gerechtigkeit führen. Wenn nun die Intervention durch die Mächte beschlossen und der Kongreß einhellig gefordert würde, so müßte England ebenso kapitulieren wie Rußland nach dem Frieden von St. Stefano. Aber die öffentliche Meinung und das sittliche Empfinden, wie tief und allgemein es sei, haben noch niemals ausgereicht, um den Willen einer Macht zu beugen und die großen Nationen um sich zu vereinigen. Die Interessen der Mächte müssen erst tangiert sein, bevor sie sich entschließen, ihren Willen zur Geltung zu bringen. Das war im Jahr 1878 bei England und Oesterreich der Fall. In ihre Lebensadern schnitt der russische Angriff ein. Und wie lange haben sie ihm dennoch zugesehen, ohne sich zu rühren! Erst als Rußland Großbulgarien schuf und sich den Zugang zum Aegäischen Meer selbst anmaßte, erfolgte der bewaffnete Widerspruch, der es zurückscheuchte. Auch war damals Europa selbst der Schauplatz des Konflikts, und lag es auch in unserm Interesse, da wir den Blick auf das racheatmende Frankreich gerichtet halten mußten, den Frieden des Erdteils bewahrt zu sehen. Heute aber wütet der Kampf in einer Ecke der Welt, die weitab von den Sphären liegt, in denen die großen Gegensätze der Mächte aufeinander treffen. Keine Nation ist unmittelbar durch den afrikanischen Krieg in ihrem Lebensinteresse verletzt worden, und noch findet ihr Ehrgeiz Raum, sich an andern Orten zu bethätigen. Das unterscheidet die heutige Konstellation von derjenigen im russisch-türkischen Krieg. Wir selbst sind durch die afrikanischen Interessen noch am nächsten berührt: in den Kapitalien und der Intelligenz, die in Transvaal für uns arbeiten und die England, falls es siegt, jedenfalls nicht fördern wird, wie durch das Blut so mancher unserer Brüder, das auf jenen Schlachtfeldern für die Freiheit der Republiken vergossen ist; als Besitzer eines Teils von Südafrika, als dessen Vormacht die Engländer auftreten und das sie, wie sie ungescheut bekennen, unter ihrer Fahne ganz vereinigen wollen; auch in Ostafrika, das, wenn sie die Buren unterjocht und wenn erst der verhängnisvolle Geheimvertrag, in den sie unsere Diplomatie verstrickten, die Delagoabai und den Zambesi in ihre Gewalt gebracht hat, auf zwei Landgrenzen ihnen offen stehen wird, während ihre Flotte schon jetzt unsere Küsten ganz beherrscht. Im übrigen haben wir kaum mit ihnen zu schaffen, und so kann man denn bei uns zu Lande bereits auf eine neue Kaiserreise nach England rechnen, für die Zeit, da man dort die Siegesfeste über die Buren zu feiern hofft.

Von den andern Mächten ist gerade diejenige, die sonst als der eigentliche Gegner Englands gelten muß, in Südafrika am allerwenigsten engagiert. Wie aber wird Rußlands Politik sich zu der schweren Frage stellen? Was ist des Rätsels Lösung, das diese Sphinx der Welt aufgiebt? Wie sind die Stimmungen, die Wünsche, die Absichten in der Regierung und am Hof von St. Petersburg beschaffen? Tragen die vagen Weltfriedensideen, die der Zar im vorigen Jahr der Haager Konferenz unterbreiten ließ, mögen sie gemeint sein, wie sie wollen, einen Schatten von Kraft in sich, oder werden sie verfliegen wie eine Staubwolke, sobald erst der nationale Ehrgeiz, der nirgends leichter zu wecken ist als unter den Unterthanen des Zaren, in ihnen erwachen und den Alleinherrscher in die Bahnen des Ruhmes und der Macht seiner Vorfahren hineinzureißen suchen wird? Ist es wahr, was man sagt, daß dynastische Einflüsse am Zarenhof thätig, daß englische Strömungen dort wirksam sind? Niemals hat Rußland freiere Hand in Asien gehabt als zu dieser Zeit, und seit Monaten ist seine Diplomatie im ganzen Süden und Osten hinter dem Schleier, den sie um sich ausgebreitet hat, geschäftig: in Albanien und Bulgarien, in Kleinasien und Persien, in Afghanistan, in China und Korea sehen wir sie bei der Arbeit, greift sie in die englischen Einflußsphären hinüber: wie ein überhängendes Gebirge bedroht der russische Koloß alle Niederungen der englischen Macht. Jedermann hält dorthin den Blick gerichtet. Von dort muß das Signal kommen! England aber hütet sich wohl, es herauszulocken. Nur wenn Rußland vorangeht, werden die Franzosen, wir selbst vielleicht und Amerika folgen oder doch irgendwie mit Ernst die Sache angreifen.

Aber Rußland kann warten. Denn, wie auch immer der Krieg für England ausfallen mag, verbessern wird er seine Lage nicht. Zunächst können auch die Buren es wohl noch eine Weile aushalten, und ungeheure Anstrengungen werden die Engländer machen müssen, wenn sie die Tapferen völlig niedertreten wollen. Alle Bedingungen der Defensive sind auf Seiten ihrer Gegner; mit jedem Schritt vorwärts werden die Schwierigkeiten, die Ausgaben, die Verluste für sie wachsen. Und wenn sie wirklich im Besitz des Landes sein werden, selbst ausgemattet und an allen Gliedern geschwächt, so werden sich die Schwierigkeiten in Südafrika für sie verdoppeln und verdreifachen. Die ungeheure Saat des Hasses, die sie dort ausgestreut haben, wird üppig aufgehen; die Unterworfenen werden ihren Kindern und Kindeskindern von ihren Wunden, ihren Kämpfen, ihren Toten erzählen, und der Geist, der sie in ihrem Kampf um Freiheit und Vaterland beseelte, wird als ein unzerstörbares Vermächtnis in ihrer Nation fortleben. Wohl werden sich dann die Liberalen Englands hervorthun und das Programm der Versöhnung und des Fortschritts verwirklichen wollen, das sie schon jetzt geräuschvoll vor sich hertragen. Aber des Pudels Kern wird doch immer die Beherrschung einer fremden Nationalität bleiben zu Gunsten der englischen Rasse. Schon ist diese in ganz Südafrika weitaus in der Minderheit, und der Kinderreichtum der Buren wird diese Differenz immer mehr zum Schaden der Engländer gestalten. Daß der Nachschub von der heimischen Insel nach dem Sieg so viel stärker werden wird, ist kaum zu erwarten: die Buren werden es den Herren in ihrem Land schwer genug machen und viel eher die Konkurrenz der andern Nationen herbeirufen. Durch ganz Südafrika hin wird das holländische Element fester zusammenwachsen und sich noch viel schärfer als bisher von der herrschenden Rasse absondern. Schon jetzt ist der Gegensatz kaum erträglich; gerade die englischen Kapländer sind immer die Hetzer gewesen, und je länger der Krieg währt, um so mehr wird die Feindschaft zunehmen. Wie kraftvoll auch die englische Nationalität sein mag, sie besitzt doch nicht die Assimilationsfähigkeit, mit der die Amerikaner bisher in Staat und Gesellschaft die fremden Elemente sich zu verschmelzen wissen; der Engländer ist zu sehr ans Herrschen gewohnt, zu schroff und selbstbewußt, als daß es ihm so gut gelänge oder auch allzuviel daran

gelegen wäre; sogar unsere Landsleute, die in Amerika ihr Volkstum so rasch wie möglich los zu werden suchen, sind sich in Südafrika trotz ihrer überall geringen Zahl ihrer Eigenart bewußt geblieben.

Unterdessen aber werden die übrigen Mächte nicht still stehen. Rußland wird fortfahren, sich in Asien auszudehnen, und einmal wird doch der Tag kommen, wo sich seine Wege dort mit denen Englands kreuzen müssen. Die Bedingung für das ungemessene Wachstum, für die Ausbildung der Weltmacht Englands war die Zerspaltung Europas. Seitdem aber das Deutsche Reich entstand, ist die Aussicht hierauf von Jahr zu Jahr geringer geworden. Die kontinentalen Nationen divergieren mehr und mehr in ihren Interessen und dehnen sich, jede für sich, über die Meere aus auf die fremden Kontinente hin, die bis dahin Englands Domäne waren. Noch sind dessen Machtmittel gewaltig genug. Aber jeder Fortschritt der andern bedeutet für sie eine neue Einschränkung. Der Imperialismus, die Idee einer Verbrüderung Englands mit den Kolonien, einer Gemeinsamkeit der Institutionen, der wirtschaftlichen Interessen, der auswärtigen Politik selbst ist bereits als eine der Gegenwirkungen gegen das unaufhörliche Anschwellen des fremden Einflusses zu betrachten. Aber auf diesem Weg bieten sich ebensowohl Gefahren wie Vorteile dar, und statt zur Einheit könnte er vielleicht gar zur Trennung führen. Und wenn auch dies Band in den Zeiten des Friedens oder einem kleinen, verlassenen Volkssplitter wie den Buren gegenüber halten und sogar fester geknüpft werden kann, so bleibt doch die Frage, ob es die Probe bestehen würde, wenn die Gefahren kommen, wenn der endgiltige Kampf um die Weltherrschaft, die von Großbritannien erworben und ihm wesentlich zu gute gekommen ist, auf der ganzen Linie beginnen wird.



Ansicht der jetzt von den Buren belagerten Stadt Wepener im Oranjefreistaat.
Nach einer photographischen Aufnahme.



Wovon man spricht.

An den bevorstehenden Besuch des **Kaisers Franz Josef** knüpfen die politischen Zeichendeuter die gewagtesten Kombinationen. Was treibt den greisen Monarchen, daß er sich aufmacht, um sich mit seinem Verbündeten in dessen Hauptstadt zu besprechen, das ist die große Frage, die augenblicklich die Gemüter bewegt. War man zuerst der Meinung, daß die österreichische Politik sich nach einer Rückendeckung umsehen wollte, um im Orient, wo in letzter Zeit ihre Stimme bedenklich verstummt ist, etwas energischer aufzutreten, so neigt man jetzt mehr der Ansicht zu, daß dieser Kaiserbesuch mit den innerpolitischen Verhältnissen der vielsprachigen österreichisch-ungarischen Monarchie zusammenhängt. Die Gegensätze der einzelnen Rassen haben sich derartig zugespitzt, daß der Gang der Staatsmaschine zu stocken droht. Man sehnt sich nach einem entscheidenden Eingriff, der dem parlamentarischen Mechanismus über den toten Punkt hinweghilft. Wenn sich der Kaiser nun in dieser entscheidenden Zeit, wo es sich für Oesterreich um die wichtigsten Existenzfragen handelt, gerade nach Deutschland wendet, so kann man wohl der Hoffnung Raum geben, daß auch für die vielen Deutschen außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle ein neues Morgenrot anbricht.

Der **Reichstag** hat seine Osterferien beendigt und ist in der frohen Hoffnung zusammengetreten, daß zu Pfingsten der Schluß der Session erfolgen werde. Ob er sich darin nicht täuscht, muß abgewartet werden, jedenfalls wird es nicht möglich sein, in den wenigen Wochen den gesamten vorliegenden Arbeitsstoff zu bewältigen, selbst wenn die Herren so fleißig sind, wie vor den Ferien, und beinahe täglich über das Normalmaß hinausgehende Dauersitzungen abhalten. Man darf mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß einige wichtige Vorlagen, obwohl ihrer Tendenz alle Parteien zustimmen, unter den Tisch fallen, und daß zu diesen auch das erst nach den Ferien in Beratung genommene Reichsseuchengesetz gehören wird. Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß die neuerdings beliebte Gepflogenheit, die Sessionen, statt sie zu schließen, nur zu vertagen, um die Kommissionsarbeiten zu retten, auch nicht nur Lichtseiten hat. Die Reste belasten das Parlament so, daß nun wieder die neu eingebrachten Entwürfe nicht fertig werden. Von den bedeutenden, am heftigsten umstrittenen Gesetzen liegen der Regierung wohl diejenigen über die Flotte und die Fleischbeschau, der Mehrheit des Hauses die lex Heinze besonders am Herzen. Ob diese indes noch einmal auf die Tagesordnung kommt, erscheint fraglich, jene aber werden zweifellos — sei es durch Annahme oder Ablehnung — erledigt werden.

Nachdem Lord Roberts' Siegesmarsch plötzlich in Bloemfontein zum Stillstand gekommen, haben sich die kriegerischen Ereignisse um die kleine Stadt **Wepener**, südöstlich von der Hauptstadt des Oranjefreistaats, konzentriert. Mit ganzer Energie, die die Kriegführung der Buren unter General Louis Botha charakterisiert, haben hier die Buren die englische Garnison angegriffen. Seit geraumer Zeit tobt nun schon der Geschützkampf, und bis jetzt sind alle Versuche der Engländer ihre Kameraden zu entsetzen, erfolglos geblieben. In wiederholten Gefechten bei Dewetsdorp, bei der Bastards Drift wurden die englischen Generäle Pole Carew und Brabant zurückgeschlagen. Auch hier unterstützt die Natur ihres Landes die Buren in der Verteidigung; denn zwischen der belagerten Stadt und dem anrückenden Feind liegt das tief eingeschnittene Flußbett des Caledonflusses, so daß sich hier eine ähnliche strategische Situation wie vor Ladysmith ergiebt. Eine andere Frage ist, ob die Buren bei ihrer für die Berennung eines auch nur einigermaßen befestigten Platzes ganz ungenügenden Bewaffnung — wie die Belagerungen von Ladysmith und Kimberley bewiesen — gut daran thun, die ganze Kraft auf einen Ort zu konzentrieren, während rings im Umkreis sich bedeutende feindliche Streitkräfte zusammenziehen. Die Ereignisse der nächsten Zeit werden darüber Aufschluß geben, ob General Louis Botha aus Cronjes Kapitulation gelernt hat.

Die Pariser sind glücklich, endlich haben sie einen „Clou" der Ausstellung entdeckt: die **Stufenbahn** (trottoir roulant). Es ist zwar kein Wunderwerk der Technik, das sich da zum erstenmal der erstaunten Welt enthüllt. In Berlin war bereits im Jahr 1896 eine vollständige Stufenbahn im Betrieb. Es ist auch keine Anlage, deren praktische Verwendbarkeit sofort in die Augen springt, aber — und das ist das Entscheidende — es amüsiert! Und so strömen denn die Pariser zu diesem Brettergerüst, das sich fast um den ganzen Ausstellungsplatz hinzieht, hüpfen von einer Plattform zur andern, freuen sich wie Kinder, wenn sie von der schnelleren Bewegung fortgetragen werden, und haben ganz vergessen, daß ringsherum alle Schätze, alles Wissenswerte einer ganzen Welt aufgehäuft ist.



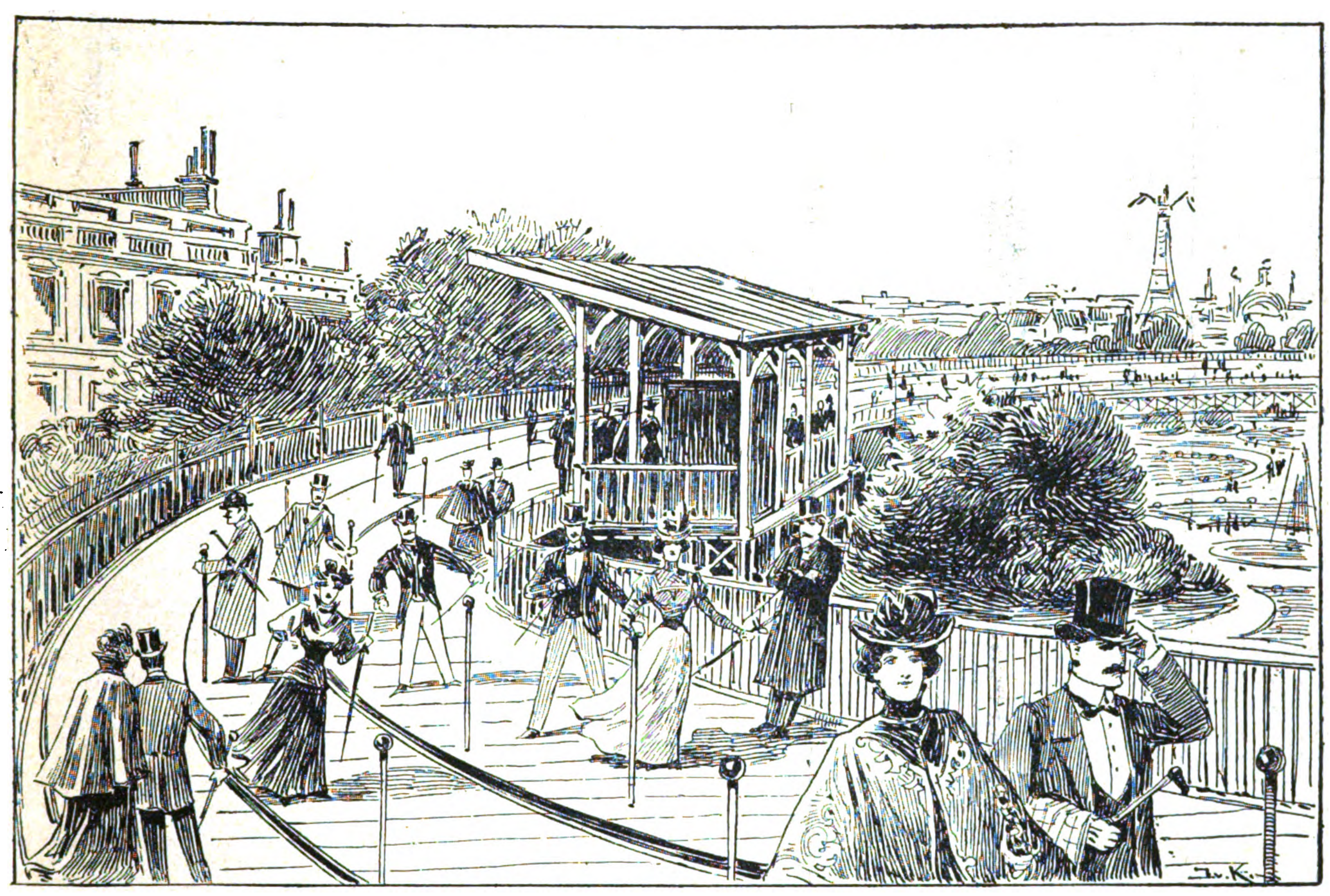


Die Theaterwoche.

Hosenrollenstücke sind die neuste Ware auf dem dramatischen Kunstmarkt. Bisher konnte man nur in lüsternen Operetten, Schwänken und Singspielen das schöne Geschlecht in knapper Männertracht bewundern, jetzt beginnen auch geschäftskundige Bühnenschriftsteller, die in höherer Kunst machen wollen, alle möglichen Rollen für jugendliche Liebhaber auf weibliche Reize zuzuschneiden. Die Zuschauer haben natürlich ihr Vergnügen daran. Denn wer sieht die erste Heldin, die sich sonst nur auf hohem Kothurn bewegt, nicht gern einmal als jungen Herrn in strammer Uniform, in Kniehosen und Wadelstrümpfen?

Aus dem widerspruchsvollen Jüngling mit den kindischen Herrscherlaunen ist auch wohl schwer eine einheitliche Gestalt zu schaffen. Die duldende Mutter Marie Luise gab das Ehrenmitglied des Königlichen Schauspielhauses, Frau Klara Meyer, die nach geraumer Zeit wieder die Stätte ihrer langjährigen Wirksamkeit betrat. Von den übrigen Darstellern traten Frl. von Mayburg und die Herren Molenar, Kraußneck, Vollmer, Böttcher und Pohl in den Vordergrund. Auch an die Einrichtung hatte man wie gewöhnlich alle Mühe gewandt. In einem andern Theater wäre es dem Verfasser wohl übel ergangen, aber im Königlichen Schauspielhaus ließ man die schlechten Verse ruhig über sich ergehen.

Eine Bühnenkunst die wir vorwitzigen Berliner längst tot glaubten, feierte in der Provinz ihre Auferstehung. Zwei Werke des sogenannten konsequenten Naturalismus, denen unsere ständigen Schauspielhäuser sich bislang schnöde verschlossen, wurden in der vergangenen Woche von auswärtigen Bühnen dargestellt. Ausgerechnet in **Rudolstadt** erlebte das technische Kunststück



Bilder von der Pariser Weltausstellung: Die Stufenbahn (trottoir roulant).
Nach einer photographischen Momentaufnahme.

Eine Hosenrolle sollte auch die sogenannte dramatische Dichtung von Otto von der Pfordten „Der König von Rom" tragen, die denselben Stoff behandelt, wie Edmond Rostands mit allen Trommeln der Reklame angekündigtes Napoleonstück „L'Aiglon", an dem sich jetzt die Besucher der Pariser Weltausstellung ergötzen können. Das königliche Schauspielhaus in **Berlin** brachte die deutsche Fassung wohl nur deshalb noch zu Ende dieser Spielzeit heraus, damit man dem Verfasser später kein Plagiat an dem Franzosen vorwerfen konnte. Der Held ist hier wie dort der kleine Sohn des großen Korsen, der wohl den ungestümen Thatendrang, aber nicht die geistige und körperliche Kraft des Welteroberers geerbt hat. Ein tiefgreifender Seelenkünder hätte aus dem dankbaren geschichtlichen Vorwurf wohl ein erschütterndes Menschenschicksal gestalten können, das an dem ewigen Zwiespalt zwischen Wollen und Können zu Grunde geht. Aber Otto von der Pfordtens Herzog von Reichstadt ist nur ein schwächlicher, hüstelnder, schönrednerischer Junge, der nicht einmal mitmacht, wenn andere für ihn handeln wollen. Den kleinen König, den in Paris allabendlich die wohlwattierte Sarah Bernhardt spielt, sollte in Berlin Rosa Poppe glaubhaft machen. Aber das Kunststück gelang nur halb.

„Familie Selicke" des einst unzertrennlichen Dichterpaars Arno Holz und Johannes Schlaf seine erste öffentliche Aufführung und in **Magdeburg** desselben Schlaf marternde Seelenanalyse „Meister Oelze". Der Erfolg der beiden Stücke war ungefähr der gleiche. Wenn die Sachsen gegen ihre sprichwörtliche Gewohnheit auch hin und wieder etwas ungemütlich wurden, so riefen sie doch nach den Aktschlüssen ihren Landsmann, und die guten Thüringer ließen sich die erbauliche Familiengeschichte ruhig gefallen.

Die Wiener Theaterbesucher scheinen es den österreichischen Abgeordneten gleichthun zu wollen. Bei der Erstaufführung des antisozialistischen Arbeiterstücks „Familie Wawroch" von Franz Adamus, wie sich der Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Brammer als Bühnendichter nennt, ging es im Deutschen Volkstheater recht lebhaft zu. Die Anhänger der Tendenz klatschten, die Gegner zischten, so daß das Stück nur mit Mühe zu Ende gespielt werden konnte. Aber der Verfasser ist dadurch bekannt geworden. Parteistücke lohnen sich also immer noch.

Otto Krack.



Die Börsenwoche.

Ein Wetterleuchten jenseits des großen Wassers, und ganz Europa erfaßt Gewitterfurcht! Durch den ökonomischen Riesenleib der Vereinigten Staaten von Amerika ging ein Zucken, und als ob ein und derselbe Nervenstrang unsern Kontinent mit der großen Republik verbände, so übertrug sich die Bewegung auf die diesseitigen Märkte. Diejenigen, die seit Jahren die ihnen zum Dogma gewordene Behauptung vertreten, daß es das Schicksal Europas sei, in absehbarer Zeit wirtschaftlich von dem amerikanischen Moloch mit Stumpf und Stiel aufgefressen zu werden, erblicken in dieser bedrohlichen Erscheinung eine Bestätigung ihrer Theorie. Was ist eigentlich geschehen? Die Yankees haben mit dem ihnen eigentümlichen, überaus stark entwickelten Unternehmungsgeist in überraschend kurzer Zeit dem auch drüben gewaltig angewachsenen Bedarf an Eisen- und Stahlfabrikaten eine Ausdehnung ihrer Fabrikation entgegengestellt, die zur Zeit nicht vollkommen in Einklang steht mit dem Verbrauch. Die Erzeugung wuchs fort und fort, und die Syndikate trieben dabei die Verkaufspreise in einer Weise, daß sich die Verbraucher schließlich nach Möglichkeit vom Markt fernhielten. Natürlich füllten sich die Lager, und in gewissen Fabrikaten hat die Uebererzeugung nun zu direkten Verlegenheiten der Werke geführt, gegen die auch die vielberufenen Trusts füglich nicht mehr anzukämpfen vermochten.

Was wird die Folge dieses Zustandes sein? Die richtige Beantwortung dieser Frage giebt voraussichtlich bis zu einem gewissen Grad zugleich Auskunft über die nächste Zukunft eines großen Industrie- und Börsengebiets. Leitende Kreise der amerikanischen Eisenindustrie haben rasch genug den Ernst der Lage erkannt und weit entfernt davon, ihn vertuschen zu wollen, mit radikalen Mitteln eingegriffen. Der Leiter eines der größten Betriebe hat sofort eine Anzahl von Werken geschlossen, und gleichzeitig ging man mit ansehnlichen Preisherabsetzungen für diejenigen Fabrikate vor, mit denen die Lager gefüllt und für die die Nachfrage stark gesunken war. Wenn anfangs gewisse amerikanische Macher in der ihnen zugänglichen Presse die Oeffentlichkeit über den wirklichen Thatbestand täuschen wollten, so wurde mit diesen bedenklichen Versuchen nicht viel erreicht, denn der wirkliche Thatbestand wurde schnell genug erkannt.

Die Eisenindustriellen hoffen nun, daß der Konsum, der durch die hohen Preise zurückgeschreckt wurde, die günstigeren Bedingungen zum Kaufen benutzen und den Absatz mit der Erzeugung wieder in Einklang bringen werde. Die Erfahrung lehrt indessen, daß die Käufer sich einem weichenden Markt erst recht fernhalten. Andererseits ist aber der Bedarf drüben angeblich noch so bedeutend, daß eine Ausnahme von dieser Regel eintreten könnte. Thatsächlich stehen auch heute noch die amerikanischen Preise fast ohne Ausnahme so wesentlich über den europäischen Notierungen, daß eine Ausfuhr von Halb- oder Fertigfabrikaten ausgeschlossen erscheint. Dieser Umstand besitzt vorläufig die Bedeutung eines Schutzwalls gegen die Ueberflutung durch den amerikanischen Wettbewerb. Können aber nicht Verhältnisse eintreten, die die Amerikaner zwingen, die Exportware unter den heimischen Marktpreisen abzustoßen? Diese Frage ist nicht ohne weiteres zu verneinen; verkauften doch auch unsere Kohlen- und Kokssyndikate an das Ausland wesentlich unter den Inlandspreisen, ohne gerade immer hierzu gebieterisch gezwungen zu sein!

Vor der Wichtigkeit und den möglichen Wirkungen der hier berührten Erscheinungen treten gegenwärtig für die Börse alle andern Momente weit in den Hintergrund. Weder die soeben zur Subskription aufgelegte 3 1/2prozentige Badische Staatsanleihe von 28 Millionen Mark noch die beschlossene Ungarische Investitionsanleihe wurden auch nur besprochen. Die erstere Emission gewann für die Börse nur insofern praktische Bedeutung, als die Emittenten der Börse zum Ultimo reichlich und verhältnismäßig billig Geld zur Verfügung stellten, denn die Zeichnung der Anleihe fällt unmittelbar vor den Ultimo. Daß unsere Wirtschaftsverhältnisse vorerst noch glänzend sind, das beweist auch das soeben veröffentlichte Einnahmeergebnis der preußischen Staatsbahnen im letzten Etatsjahr, das ein Plus von rund 77 Millionen Mark ergiebt.

Junius.

Die Toten der Woche.

Graf Rudolf Adelmann, ritterschaftlicher Abgeordneter, † am 19. April in Stuttgart.

Herzog von Argyll, hervorragender englischer Staatsmann, der auch schriftstellerisch auf vielen Gebieten thätig war, † am 24. April im Alter von 73 Jahren.

Rittmeister Sigismund von Auerswald, bekannter deutscher Sportsman, † am 17. April im Alter von 61 Jahren.

Rudolf Charusek, ein erfolgreicher Meister des Schachspiels, † am 19. April in Teteny (Ungarn) im Alter von 25 Jahren.

Bildhauer Falguière, Schöpfer vieler französischer Monumente, † am 19. April in Paris.


Herzog von Argyll †

Justizrat Dr. L. Jacobi, Professor der Rechtswissenschaften an der Universität Berlin, † am 17. April im Alter von 68 Jahren (Portr. S. 714).

Wilhelm Jahn, Direktor der Wiener Hofoper, † am 21. April im Alter von 64 Jahren. (Portr. S. 714.)


Ungar. Schachmeister Charusek †

Generalleutnant z. D. Otto von Jahn, † in Charlottenburg im Alter von 66 Jahren.

Gustav Kastelyn, belgischer Bildhauer der klassischen Richtung, † am 21. April in Gent im Alter von 51 Jahren.

Lord Londesborough, Mitglied des englischen Oberhauses, † am 19. April im Alter von 66 Jahren.

Leonid Maikow, Vizepräsident der Petersburger Akademie der Wissenschaften, † im Alter von 61 Jahren.

Alphonse Milne-Edwards, Museumsdirektor und Mitglied des Institut français, † am 21. April in Paris.

Geheimrat von Pfuel, früher langjähriger deutscher Gesandter in Stockholm, † in Berlin im Alter von 72 Jahren.

General der Kavallerie Heinrich von Rosenberg, einer der bedeutendsten Reiterführer der deutschen Armee, † am 19. April in Rathenow im Alter von 66 Jahren. (Portr. S. 714.)

Michael Saguljagen, der Nestor der russischen Journalisten, † in St. Petersburg.

General Hermann von Crescow, langjähriger Generaladjutant Kaiser Wilhelms I., † in Wartenberg (Neumark) im Alter von 82 Jahren.

Kammersänger Heinrich Vogl, der bedeutendste deutsche Tenorist der Gegenwart, hervorragend als Darsteller der Wagnerschen Heldenfiguren, † am 21. April in Deichselfurt bei München im Alter von 55 Jahren. (Portr. S. 714.)


General von Crescow †

Graf Karl zu Ysenburg und Büdingen, † auf Meerholz. (Portr. S. 714.)

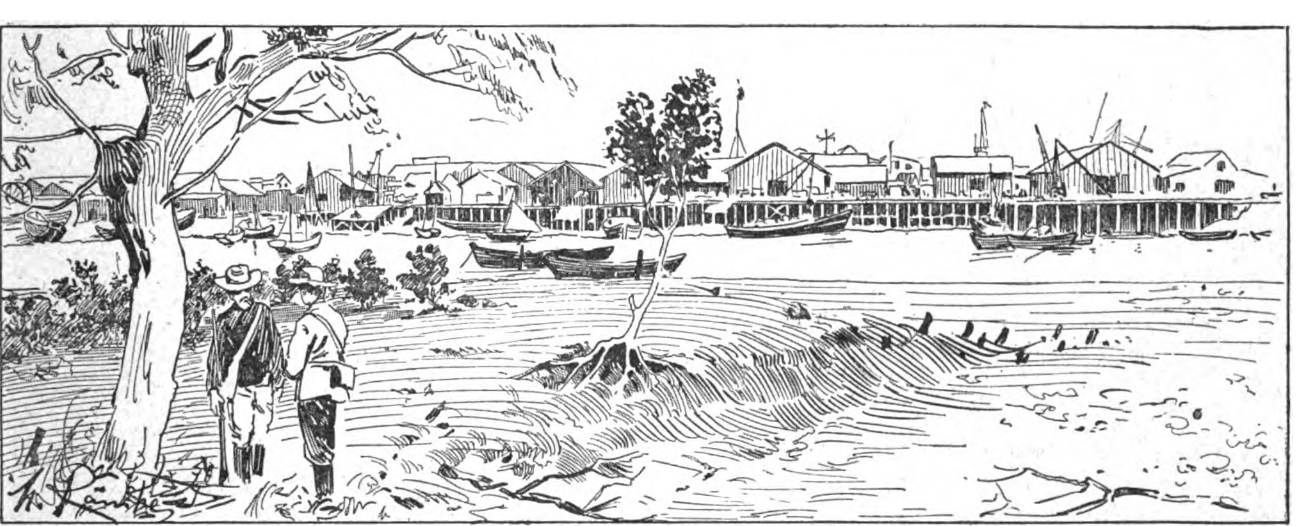
Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 711—718.

Der Kongreß deutscher Chirurgen (Abbildungen S. 711) tagte wie alljährlich so auch in diesem Jahr kurz nach Ostern in Berlin. Im Langenbeckhaus kamen die Jünger des heiligen Aeskulap zusammen, um unter dem Vorsitz des Berliner Chirurgen Professor von Bergmann in lebendigem Gedankenaustausch die bedeutsamsten Fortschritte ihrer Sonderwissenschaft zu erörtern. Nicht weniger als acht Tages-, eine Nacht- und eine Frühsitzung waren erforderlich, um eine Zahl von 84 Vorträgen und 20 Besprechungen zu bewältigen — ein „sprechender“ Beweis, daß unsere Chirurgen nicht nur das Messer, sondern auch das Wort zu meistern wissen. Im Vordergrund des Interesses stand auf diesem Kongreß das wichtige Kapitel der Magendarm- und Nierenoperationen, die Behandlung des Darmkrebses und der Gallensteinkrankheit; auch an interessanten Krankenvorstellungen, interessant sowohl durch die Art des Leidens wie durch die erforderlich gewesene Operation, fehlte es diesmal nicht. Sie gaben ein recht erfreuliches Bild von der Vervollkommnung der modernen Operationstechnik, die gerade in Deutschland ihre berufensten Vertreter hat. Wir nennen nur Männer wie v. Bergmann, Hahn und König, die Zierden der Berliner Universität, den greisen Oheim unseres Kaiserpaares v. Esmarch-Kiel (Portr. S. 711), Richter-Breslau (Portr. S. 711), Braun-Göttingen (Portr. S. 711), Schede-Bonn, Trendelenburg-Leipzig, v. Bramann-Halle. Auch die sprachverwandten Staaten, Oesterreich-Ungarn und die Schweiz, hatten diesmal wieder die bedeutendsten Chirurgen geschickt, Gussenbauer-Wien (Portr. S. 711), Krönlein-Zürich u. a. m. Sie sind alljährlich rege Teilnehmer des Kongresses und arbeiten im Verein mit ihren deutschen Kollegen emsig an der Förderung ihrer Wissenschaft, sich selbst zum Ruhm, der Menschheit zum Heil.

Bilder vom Transvaalkrieg (Abbildungen S. 716 u. 717). Es war eine der genialsten Ideen während der Belagerung von Ladysmith, den Klipfluß durch einen ungeheuren Damm aufzustauen und so die belagerte Stadt unter Wasser zu setzen. Der Plan zu diesem Riesenwerk, das leider durch die Unentschlossenheit des Generals Joubert zu spät in Angriff genommen wurde, stammt von einem deutschen Ingenieur G. Schmitz-Dumont (Portr. S. 717), der später auf dem Spionkop den Heldentod starb. Tausende von Kaffern arbeiteten Tag und Nacht unter dem Schutz der schweren Belagerungsgeschütze der Buren an dem Dammbau. Zuerst versenkte man Dreiecke aus Baumstämmen, wie man auf der Abb. S. 716 sehen kann, in das Strombett, und darauf lagerte man dann die Sandsäcke. Ungefähr 100 000 Säcke waren bereits verbaut worden, als die Kapitulation Cronjes die Aufhebung der Belagerung nach sich zog. Die Arbeiten wurden unterbrochen, und der Strom bahnte sich bald wieder sein altes Bett. Es war nicht das erste Mal, daß deutsche Ratschläge in diesem Krieg nur unvollkommen befolgt wurden. Trotzdem stehen alle Deutschen treu zu ihren Stammesbrüdern. Mancher von den Offizieren, die unser Bild auf S. 717 zeigt, ist bereits auf dem Feld der Ehre geblieben. Auch der jüngere Bruder des Obersten Schiel (Portr. S. 716), der wiederholt auf St. Helena Fluchtversuche unternahm, steht im Feld. Als man den Sprecher der außerordentlichen Burendeputation, Fischer (Portr. S. 712), die vom Staatssekretär Reitz (Portr. S. 716) nach Europa gesandt wurde, nach der Thätigkeit des deutschen Korps fragte, soll er mit einem Seufzer geantwortet haben: „Wenn wir nur mehr davon hätten!“ Wir bringen auf S. 716 noch einige Porträts von Vertretern auswärtiger Mächte, die in den schweren Kriegszeiten die Interessen ihrer Landsleute wahrnehmen. Mit wie schweren Opfern aber die Engländer jeden Fußbreit Landes erkämpfen müssen, zeigt unser Bild auf S. 717. Auch die neue Expedition, die von dem portugiesischen Hafen Beira aus gegen die Grenzen von Transvaal vorrückt, wird voraussichtlich große Verluste haben, denn sowohl die Eisenbahn wie der Marsch führen durch sumpfiges Gebiet, wo Klima und giftige Insekten den Menschen und Tieren in gleicher Weise gefährlich sind.



Ansicht der portugiesischen Hafenstadt Beira, wo jetzt die englischen Truppen unter General Carrington gelandet sind.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Pariser Weltausstellung (Abbildungen S. 715). Ganz allmählich beginnt sich aus dem schuttbedeckten Bauplatz, der noch vor kurzem das Ausstellungsterrain markierte und dem am Eröffnungstag Potemkinsche Dekorationen zu einem Achtungserfolg verhalfen, die Weltausstellung zu entwickeln, die für die nächsten Monate das Ziel von Millionen Reisenden bilden wird. Unsere Bilder zeigen den vollendeten Haupteingang, dessen Statue der Stadt Paris wir in unserm letzten Heft zur Darstellung brachten. Originell präsentiert sich einer der Hauptanziehungspunkte der Ausstellung, „Alt-Paris“, hart an die Ufer der Seine gebaut, das auf einem Flächenraum von mehr als 6000 Quadratmetern eine große Anzahl längst zu Grunde gegangener, durch Feuersbrunst, Umbau oder Abbruch zerstörter Häuser wieder aufleben läßt. Unsere Abbildungen (S. 715) zeigen außer den Porträts der hervorragendsten Architekten den II. Generaldirektor der Ausstellung Stéphane-Derville, Direktor Arago, den verdienstvollen Leiter der ausländischen Abteilung, und Merillon, den auf dem Gebiet des Sports bewanderten Fachmann, der als Direktor der Sportabteilung eine rege Wirksamkeit entfaltet. Von ganz besonderem Interesse aber ist das Gruppenbild der Delegierten für die deutsche Kunstabteilung, das außer den bekannten Berliner Persönlichkeiten, Prof. Zaar und Max Fritz und den Künstlern Schenker (Dresden), Dill (Karlsruhe) und Vezin (Düsseldorf) die interessante Erscheinung Meister Lenbachs aufweist.

Die Hissung der deutschen Flagge auf Samoa (Abb. S. 713). Der erste März dieses Jahres war für die Eingeborenen und für die Weißen auf Samoa ein Festtag, an dessen Feier sich alle freudig beteiligt haben. Zum Zeichen der deutschen

Hoheit über die Inseln wurde von dem Gouverneur Dr. Solf gemeinschaftlich mit dem Kommandanten des „Cormoran", Korvettenkapitän Emsmann, die deutsche Flagge auf der Halbinsel Mulinuu gehißt. Man hatte zur Errichtung der Flaggenstange diesen Platz ausersehen, weil Mulinuu der alte samoanische Königssitz ist; wessen Fahne hier weht, der ist nach altem samoanischem Glauben der Herrscher über die Inseln. Außer den Eingeborenen, an der Spitze Mataafa, beteiligten sich an dem Fest nicht etwa nur die Deutschen, sondern die ganze Einwohnerschaft Samoas, selbst die dort anwesenden amerikanischen Offiziere. Für das gute Einvernehmen zwischen den Deutschen und den übrigen Weißen spricht es wohl am deutlichsten, daß der französische Bischof Broyer die neugehißte Flagge einsegnete.

Das Kadettenschulschiff des Norddeutschen Lloyd „Herzogin Sophie Charlotte" (Abb. S. 713) hat eine Reise um die Erde angetreten, die über Philadelphia nach Japan und dann über die Westküste von Amerika zurückführen soll. Das Kadettenschulschiff, das erste seiner Art in Deutschland, hat den Zweck, jungen Leuten, die sich der höheren seemännischen Laufbahn widmen wollen, die Gelegenheit zu theoretischer und praktischer Ausbildung an Bord unter fachmännischer Leitung zu gewähren. Daß der Norddeutsche Lloyd damit einem starken Bedürfnis entgegen kommt, beweist die Thatsache am besten, daß sich innerhalb weniger Wochen nicht weniger als 800 junge Leute zur Annahme gemeldet haben, von denen indessen vorerst nur 45 berücksichtigt werden konnten.

Der Georgsorden (Abb. S. 714), der bayrische Ritterorden vom heiligen Georg, dessen Zweck seit der Reorganisation durch König Ludwig II. die Ausübung von Werken der Barmherzigkeit ist, zählt zu den vornehmsten Gemeinschaften. Seine Mitglieder müssen 16 Ahnen und außerdem in der direkten väterlichen und mütterlichen Stammreihe noch zwei weitere Ahnen haben. Großmeister ist der jeweilige bayrische König, zur Zeit also Prinzregent Luitpold, der bei dem alljährlichen Fest am 24. April mit den Rittern im Ordenszug von seiner Residenz nach der Kirche schreitet. Der Festzug bildet mit der malerischen spanischen Tracht des Ordens den Münchenern stets eine große Augenweide.

Sir Herbert Spencer (Portr. S. 712), der berühmteste englische Philosoph der Gegenwart, hat am 27. April das achtzigste Lebensjahr vollendet. Der Gelehrte, der ursprünglich Ingenieur gewesen ist, ließ sein erstes größeres Werk „Social statics" im Jahr 1851 erscheinen, nach zehnjährigen Vorarbeiten machte er sich dann an die Herausgabe des Systems der synthetischen Philosophie. Spencer, nach dessen Lehre die Philosophie es nur mit den allgemeinsten Erkenntnissen der Erscheinungswelt zu thun hat, war es, der die Soziologie zur Wissenschaft ausbildete.

Professor Lipps (Portr. S. 712), der bekannte Philosoph und Aesthetiker an der Münchener Universität, bildete dieser Tage den Zielpunkt scharfer Angriffe im bayrischen Abgeordnetenhaus. Lipps hatte in einer Protestversammlung gegen die lex Heinze geäußert, er habe nicht mehr unbedingtes Vertrauen zu unsern Richtern, ihre absolute Unbestechlichkeit sei zur Legende geworden. Obwohl er von vornherein den Gedanken abwies, als traue er den Richtern Bestechlichkeit im landläufigen Sinn zu, obwohl er auseinandersetzte, daß er an nichts anderes denke, als an eine gewisse Beeinflußbarkeit durch herrschende politische Strömungen, wurde ihm das Wort als eine Beleidigung des Richterstandes von seinen Gegnern sehr verübelt. Lipps aber hat ohne Rücksicht auf ein ihm möglicherweise drohendes Disziplinarverfahren seine Aeußerungen aufrecht erhalten und begründet, er hat den Mut, seine Ueberzeugung unbedingt zu vertreten.

Jubiläen. Eine der markantesten Persönlichkeiten der deutschen Armee, Generaloberst Graf Alfred von Waldersee (vergl. d. Abb. S. 712), feierte am 27. April sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Der am 8. April 1832 geborene, 1850 aus dem Kadettenkorps zur Gardeartillerie übergetretene Offizier hat bereits die höchsten Stellen im Heer bekleidet. Im Jahr 1882 wurde er Generalquartiermeister und Vertreter des Chefs des großen Generalstabs, bald darauf Generaladjutant des alten Kaisers. Auf Anraten Moltkes machte Kaiser Wilhelm II. den früheren Vertreter des greisen Marschalls zu seinem Nachfolger. Doch blieb er an der Spitze des Generalstabs nur kurze Zeit, bereits 1891 wurde ihm das Kommando des IX. Armeekorps übertragen, jetzt fungiert er als Generalinspekteur der dritten Armeeinspektion. Etwas jünger, am 19. Juli 1832 geboren, ist der General der Infanterie Julius von Verdy du Vernois (Portr. S. 712), der gleichfalls 1850 aus dem Kadettenkorps zur Armee übertrat und zwar in das vierzehnte Infanterieregiment. Verdy, der 1889 zum preußischen Kriegsminister ernannt wurde und in dieser Stellung bis zum folgenden Jahr verblieb, ist einer unserer bedeutendsten Militärschriftsteller. Auch als Dichter ist er mit einem Drama „Alarich" an die Oeffentlichkeit getreten.

Die neue 15 cm-Haubitze der deutschen Fußartillerie (Abb. S. 712). Als nach dem Krieg von 1870 die französische Heeresleitung in der Erkenntnis, daß sie niemals dieselbe Schnelligkeit und Regelmäßigkeit der Mobilmachung wie in der deutschen Armee erreichen würde, die Ostgrenze mit einem dreifachen Gürtel von Sperrforts umgab, um den Aufmarsch ihrer Armeen zu decken, entstand für die deutsche Artillerie das Bedürfnis nach einem schweren, aber doch beweglichen Geschütz, das in den Fortgürtel Bresche legen und so den deutschen Heeressäulen die Offensive ermöglichen sollte. Nach langen Versuchen hat Krupp eine Stahlhaubitze konstruiert, die sowohl an Feuerkraft als auch an Beweglichkeit dieser Aufgabe entspricht.

Freiwillige Samariterkurse in Hamburg (Abb. S. 714). Der Transvaalkrieg, der unbekümmert um politische Sympathien und Antipathien das menschliche Mitleid mit den unschuldigen Opfern des blutigen Krieges hervorruft, hat in Deutschland wie übrigens allerorten zu Samariterkursen geführt, die Frauen aller Gesellschaftskreise zu gemeinsamem Unterricht in der Krankenpflege vereinen. Unsere Abbildung veranschaulicht einen solchen Samariterkursus, an dem sich Damen der vornehmen Hamburger Gesellschaft in großer Zahl beteiligen.

Sportbilder (Abb. S. 712 und 718). Unter den verschiedenen Sportarten, die von England aus auf das europäische Festland übertragen worden sind, gewinnt in Deutschland das Fußballspiel immer mehr und mehr Boden. Wir haben schon recht tüchtige Spieler, aber England ist uns doch noch weit überlegen, wie sich neuerdings bei dem Wettkampf des Richmond-Fußballklubs gegen den Meisterschaftsklub des Verbands Preußen herausstellte. Die Preußen waren in ausgezeichneter Form und machten den Engländern mehr zu schaffen als je zuvor, aber der Sieg blieb schließlich doch den Gästen, die unsere Kämpfer im Zusammenspiel noch überragen. — Unsere weiteren Sportbilder auf derselben Seite zeigen den bekannten Herrenreiter Leutnant Graf von Westphalen, der auf dem Fuchshengst „Söldner" beim Preisreiten im Berliner Tattersall den Sieg errang, und Leutnant Fürst Wrede, der beim Preisreiten in Frankfurt a. M. die meisten Preise erhielt. — Schließlich bringen wir noch auf S. 712 eine Episode aus dem Frühjahrs-Handicap-Jagdrennen zu Karlshorst; die Momentaufnahme zeigt Leutnant Brix auf „Brown Hackle" und Freiherrn v. Richthofen auf „Surf Scoter" im Sprung über Hürde und Graben und Leutnant v. Graevenitz auf „Scarf" unmittelbar vor dem Sprung.

Die Tscherkessentruppe im Zoologischen Garten (Abb. S. 718). Repräsentanten einer Völkergruppe, die man bisher in Deutschland noch nicht gesehen und deren Leben dem modernen Berliner nur aus Reiseschilderungen bekannt war, sind seit kurzem in die Reichshauptstadt eingezogen, und alltäglich entfaltet sich im Zoologischen Garten ein Stück wilden Reiterlebens, das uns noch immer von dem Zauber ritterlicher Romantik umhüllt wird. Nach siebzehntägiger Eisenbahnfahrt hier angelangt, produzieren sich die Tscherkessen in ihren halsbrecherischen Reiterkünsten mit einer Frische und Elastizität, die den modernen Kulturmenschen mit Recht in Erstaunen und Bewunderung versetzt. Im Gegensatz zu den trotzigen Gesichtern der muskulösen, gewandten Männer sind die Frauen von großer Zartheit und Lieblichkeit. Wenn sie in ihren kleidsamen Seidengewändern mit dem goldgestickten Kopfschmuck sich mit den wilden Burschen im Tanz drehen, genießt man ein farbenprächtiges und fesselndes Bild unverfälschten fremdländischen Volkslebens.



Bilder vom Tage.

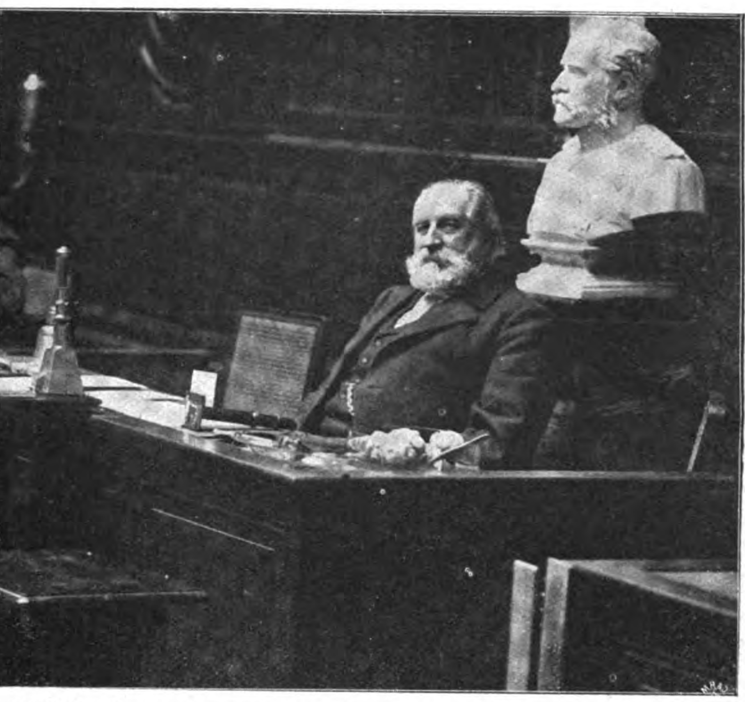
Photographische Aufnahmen.



Geh. Med.-Rat Dr. von Esmarch, Professor der Chirurgie an der Universität Kiel.



Hofrat Dr. Gussenbauer Professor der Chirurgie an der Universität Wien.



Professor Dr. von Bergmann, der Vorsitzende des 29. Chirurgenkongresses. Momentaufnahme unseres Spezialphotographen Franz Kühn, Berlin.



Geh. Rat Dr. Richter, Professor der Chirurgie an der Universität Breslau.



Geh. Med.-Rat Dr. Braun, Professor der Chirurgie an der Universität Göttingen.

Bilder vom neunundzwanzigsten Chirurgenkongress in Berlin: Plenarsitzung im grossen Saal des Langenbeckhauses. Momentaufnahme unseres Spezialphotographen Franz Kühn, Berlin.



General von Verdy du Vernois, ehemaliger preußischer Kriegsminister und erfolgreicher Militärschriftsteller, feierte am 27. April sein 50jähriges Militärjubiläum.



Frühjahrs-Handicap, Jagdrennen, in Karlshorst.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen Franz Kühn, Berlin.



Fischer, Sprecher d. außerordentlichen Burengesandtschaft, die sich, um eine Intervention der Mächte nachzusuchen, zur Zeit in Holland aufhält.



Die neue 15 cm-Haubitze der deutschen Fussartillerie.
Momentaufnahme von Hofphotogr. E. Jacobi, Metz.

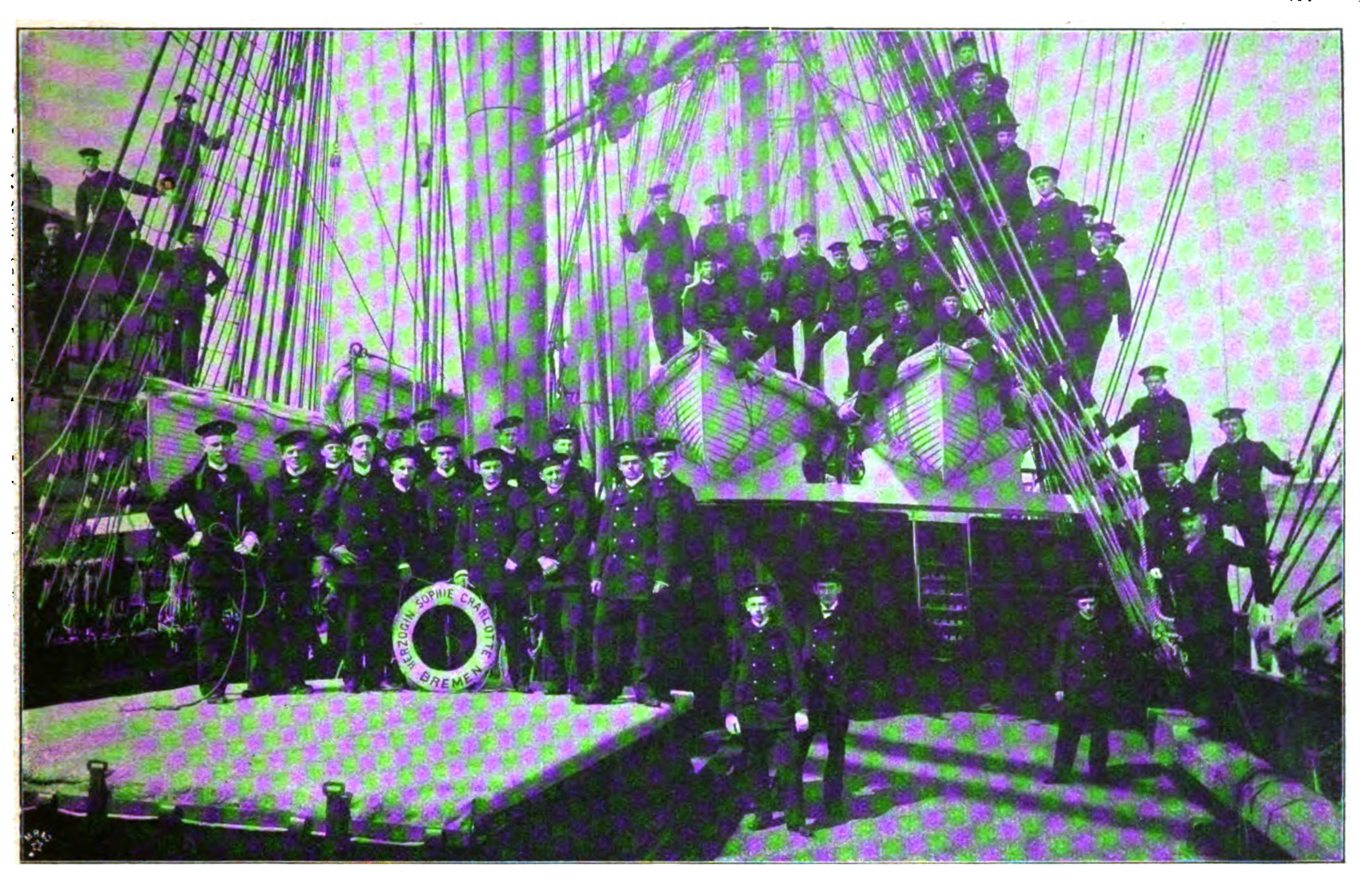
Herbert Spencer, hervorragender engl. Philosoph, der sich um die Ausbildung der Soziologie sehr verdient machte, feierte am 27. April seinen 80. Geburtstag.



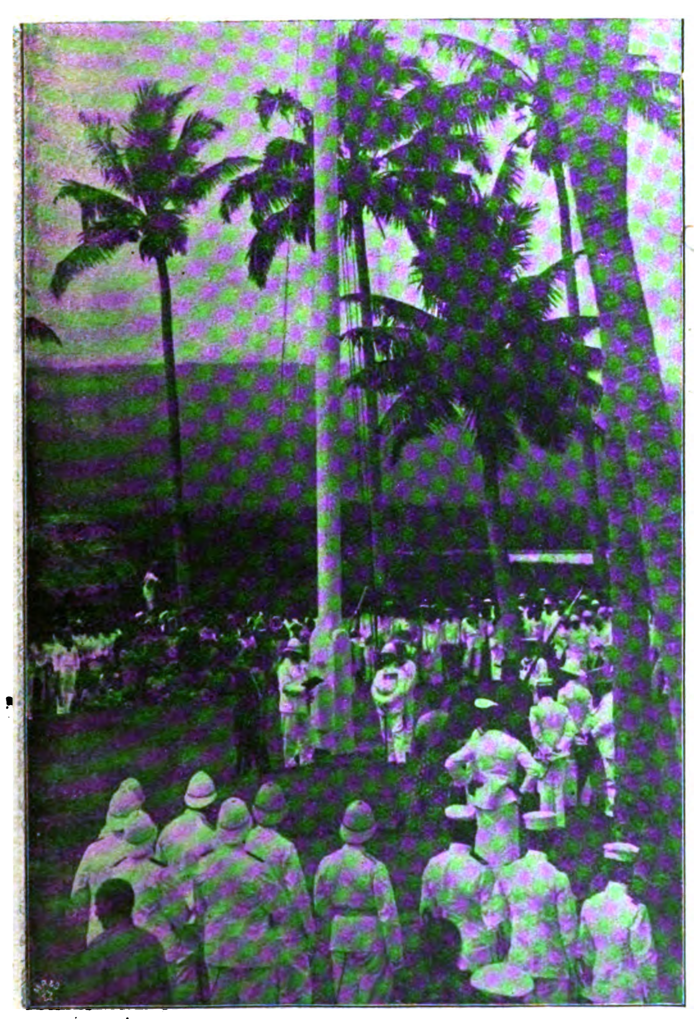
Prof. Dr. Th. Lipps (München), über dessen Aeußerungen gegen den Richterstand bei der Agitation gegen die sog. lex Heinze in der bayrischen Kammer verhandelt wurde.



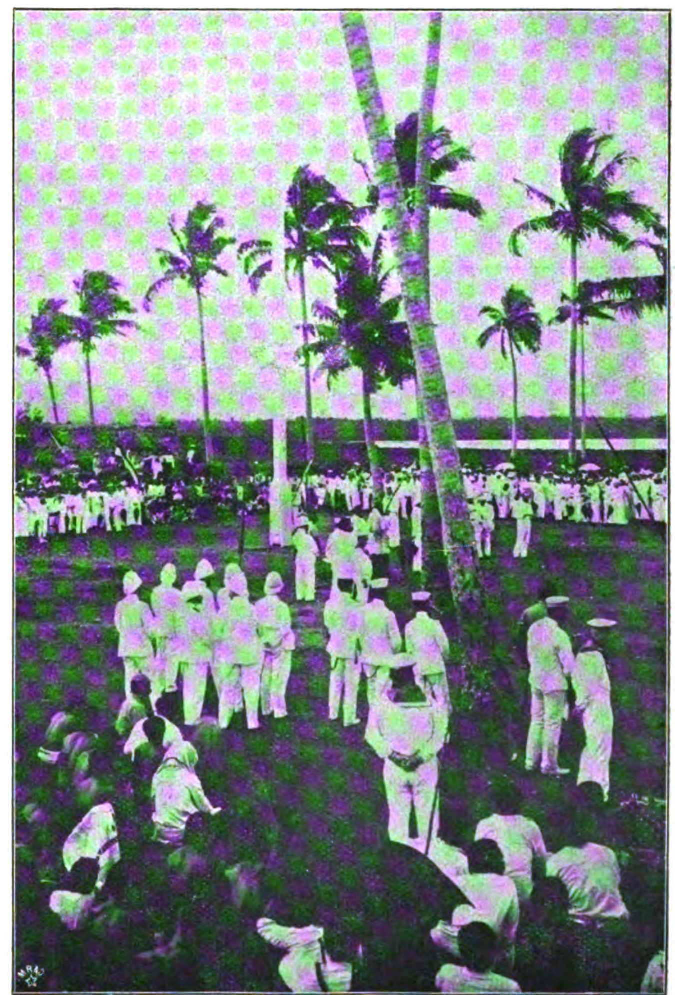
Zum 50jährigen Militärjubiläum des Grafen Waldersee am 27. April: Generaloberst Graf Waldersee in seinem Heim in Hannover.
Photographische Momentaufnahme von John Thiele, Hamburg.



Die Kadetten auf dem Schulschiff des Nordd. Lloyd „Herzogin Sophie Charlotte", das am 19. April seine erste Reise antrat.
Photographische Momentaufnahme von W. Sander & Sohn, Geestemünde.

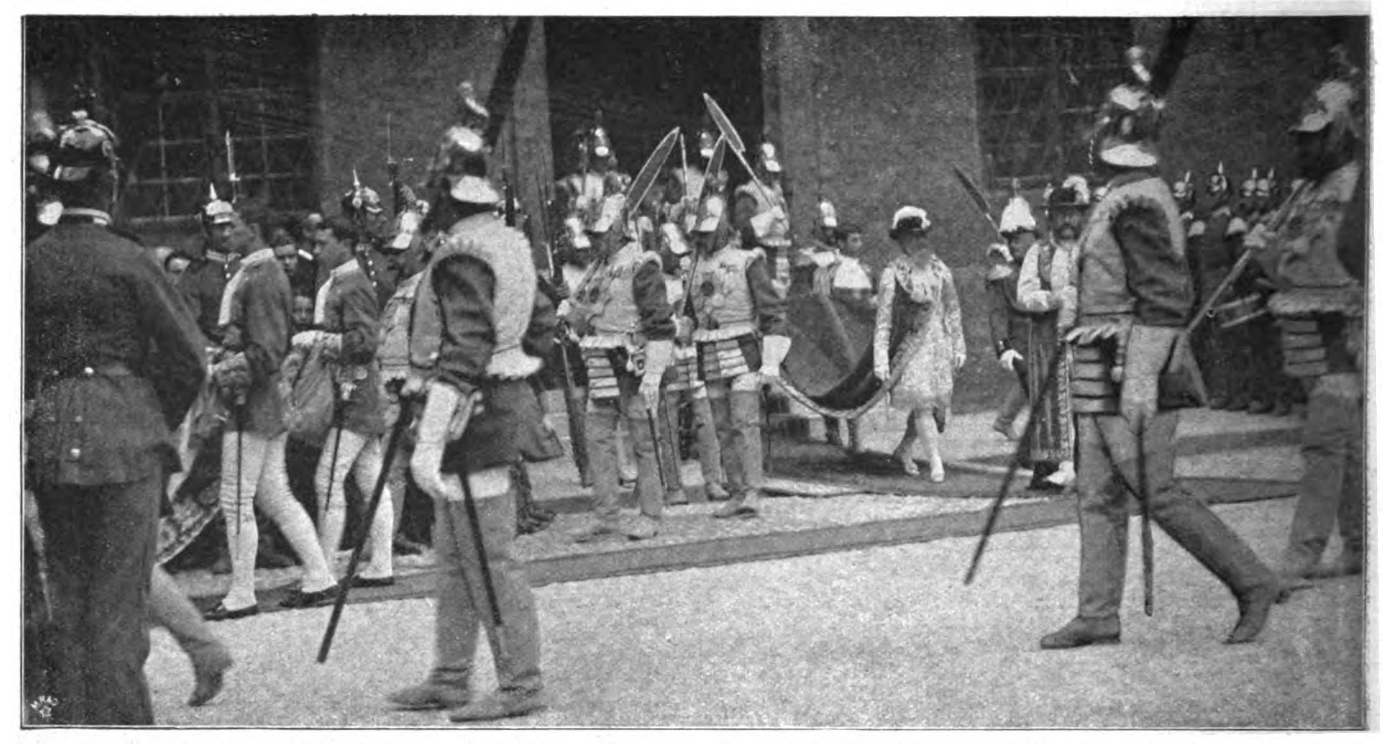


Der deutsche Gouverneur Solf nimmt Besitz von Samoa.



Der französische Bischof Broyer segnet die deutsche Flagge ein.

Bilder von Samoa: Die Hissung der deutschen Flagge am 1. März.



Das Ordensfest der Georgsritter in München: Prinzregent Luitpold begibt sich von der Residenz in die Kirche.
Momentaufnahme von Hofphotograph Bernhard Dittmar, München.



Graf Karl zu Ysenburg † (Meerholz).



Justizrat Prof. Dr. Jacobi † (Berlin).



General d. Kav. v. Rosenberg † (Rathenow).



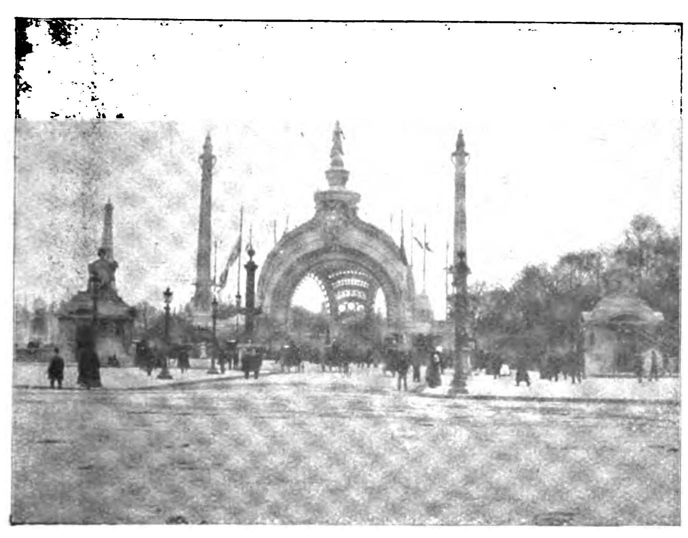
Kammersänger Heinrich Vogl † (München).



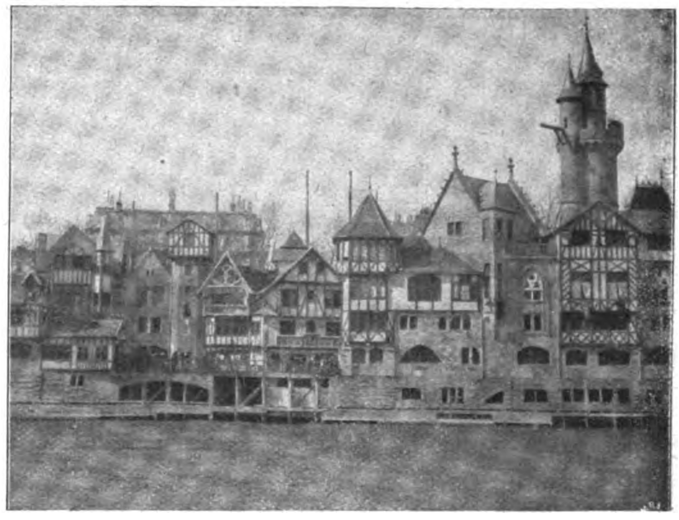
Operndirektor Wilhelm Jahn † (Wien).



Hamburg im Dienst der Wohlthätigkeit: Eröffnung der freiwilligen Samariterkurse von Damen der Gesellschaft.
Spezialaufnahme für die „Woche" von John Thiele, Hamburg



Der Haupteingang mit der Statue der Stadt Paris.



Alt-Paris und die Seine.



Photographische Momentaufnahmen von H. de Mérimont, Paris.



A. Henard, Erbauer des Elektrizitätspalastes.



Architekt Alby, Erbauer der Alexander III.-Brücke.



M. Stéphane-Derville, II. Generaldir. d. Weltausstellung.



Arago, Direktor d. ausländischen Abteilung.



Merillon, Direktor der Sportabteilung.



Prof. Zaar (Berlin). Jacques Schenker (Dresden). Friedr. Dezin (Düsseldorf). Prof. v. Lenbach (München). Prof. L. Dill (Karlsruhe). Max Fritz (Berlin).

Bilder von der Pariser Weltausstellung: Gruppenbild der Delegierten für die deutsche Kunstabteilung.

Photographische Momentaufnahme.



Bilder vom Transvaalkrieg: Der Dammbau der Buren durch den Klipfluss, um das belagerte Ladysmith unter Wasser zu setzen.
Photographische Momentaufnahme von van Hoepen, Pretoria.



Reitz,
Staatssekretär der Südafrikanischen Republik.



Oberst A. Schiel,
machte auf St. Helena einen vergeblichen Fluchtversuch.



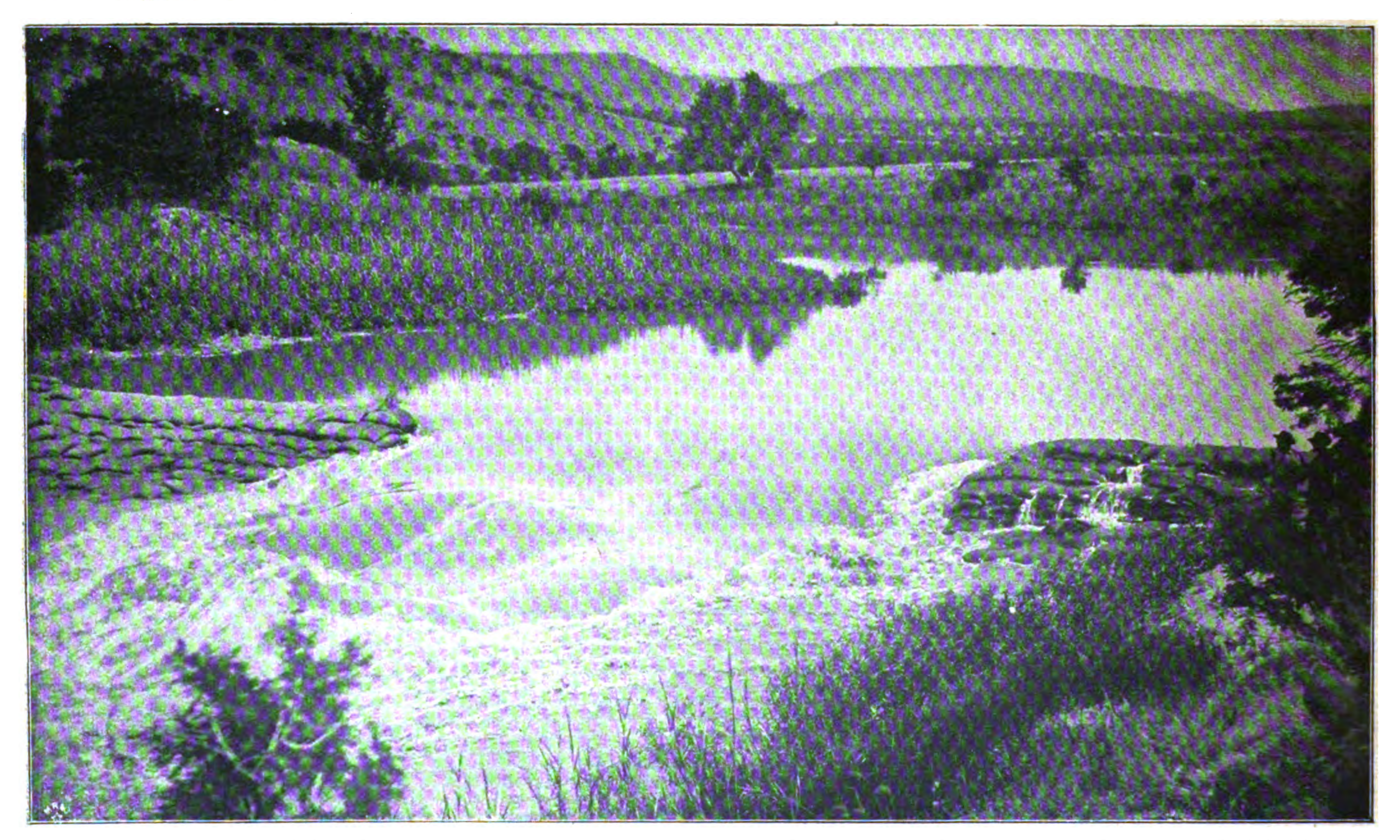
Fraser,
Vertreter des englischen Konsuls in Pretoria.



Chartier,
Belgischer Generalkonsul in Pretoria.



Cinnatt,
Portugiesischer Generalkonsul in Pretoria.



Bilder vom Transvaalkrieg: Durchbruch des Klipflusses durch den von den Buren erbauten Damm nach dem Entsatz von Ladysmith.
Photographische Momentaufnahme von van Hoepen, Pretoria.

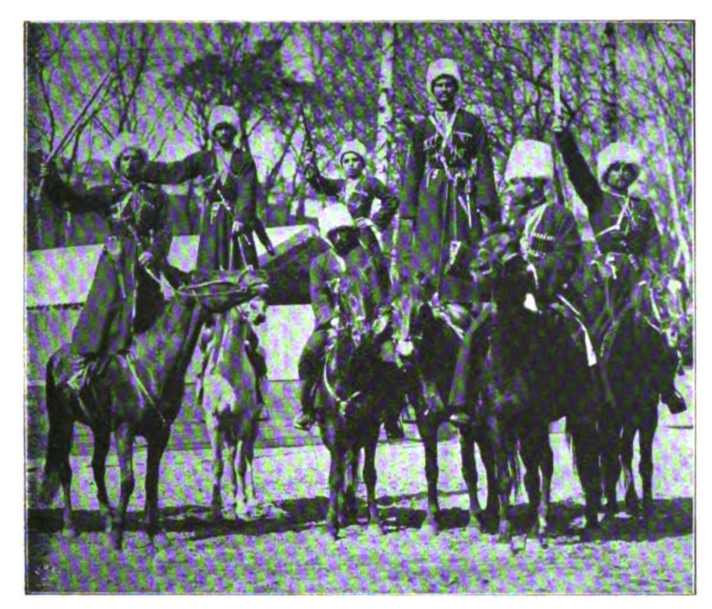


Bilder vom Transvaalkrieg: Ankunft von Verwundeten aus der Armee des Lord Roberts im Feldhospital in Rondebosch.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Alf. F. Hosking, Brutons Studio, Kapstadt.

5. 11. 6. 1. 2. 7. 8 3. 12. 4. 9. 10.

1. Lt. Bencken. 2. Lt. W. Halder (früher im 13. Drag.-Regt. in Metz). 3. Ingen. G. Schmitz-Dumont († auf dem Spionskop). 4. Karl Schiel (Brnder des Obersten Schiel). 5. Lt. Kuzenka. 6. Kommandant Kranz (Führer des deutschen Korps). 7. Oberst v. Braun. 8. Lt. v. Brüsewitz († auf dem Spionkop). 9. Lt. v. Lockstedt. 10. Lt. Thilo v. Trotha. 11. Lt. Birnbacher (ehem. Tiroler Kaiserjäger). 12. Lt. Erdmann.

Bilder vom Transvaalkrieg: Die Offiziere des deutschen Korps bei der Burenarmee in Natal.
Photographische Aufnahme.



Gruppe der Reiter auf ihren kleinen Tatarenpferden.

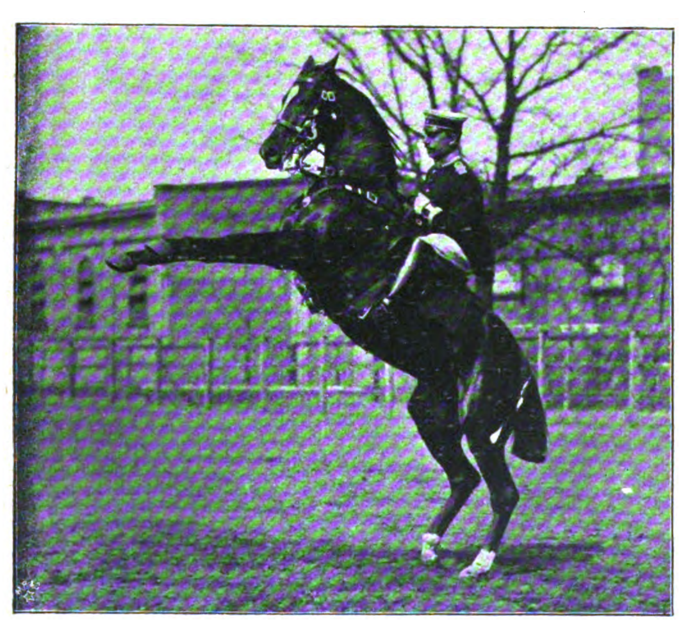


Tänzerinnen und Tänzer in Festtracht.

Bilder von der Tscherkessentruppe im Zoologischen Garten zu Berlin.
Momentaufnahmen unseres Spezialphotographen Franz Kühn, Berlin.



Wettkampf zwischen dem englischen Fussballklub „Richmond Association" und dem Berliner Fussballklub „Preussen" in Berlin.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen Franz Kühn, Berlin.



Leutnant Graf v. Westphalen auf dem Fuchshengst „Söldner".
Momentaufnahme von Franz Kühn, Berlin.



Lt. Fürst Charles Wrede, Sieger im Preisrennen in Frankfurt a. M.
Photographische Momentaufnahme.

Der moderne Luxus.

Von Prof. Dr. Max Haushofer (München).

Aus dem dröhnenden und qualmenden Arbeitsleben der Kulturmenschheit wächst wie ein schimmernder Blütengarten der Luxus empor: jenes Gebiet des Genußlebens, wo Notwendigkeit und Nützlichkeit aufhören, ihre Gesetze zu geben, und an ihre Stelle Laune, Freiheit und Geschmack treten. Stahlklirrend, rechnend und schweißtriefend ist der Untergrund des Luxus; ein luftiges und launenhaftes Gewebe von Sachen, Sitten und Unsitten er selber: ein Gewebe von Phantasie und Thorheit, von edelster Erfindung und von unbegreiflichen Gewohnheiten.

Luxus ist das Ueberflüssige, im Gegensatz zum Notwendigen und Nützlichen, und doch durch keinerlei feste Grenze zu umschreiben. Denn jedes Zeitalter und Volk, jeder Einzelne und jede Klasse hat andere Anschauungen von dem, was notwendig, nützlich oder überflüssig ist. Noch vor einem Vierteljahrhundert hielt man das Fahren auf Gummirädern für einen argen Luxus; heutzutage sieht mancher bescheidene Arbeiter den Gummireifen seines Fahrrads für etwas ganz Notwendiges an.

Die öffentliche Meinung kann nicht festsetzen, was Luxus ist, und wo er anfängt; denn jeder Einzelne hat darüber andere und wechselnde Anschauungen. Und mit allen Fortschritten der Technik und der Kultur lernt der Luxus immer mehr, sich als Zierat an das Nützliche und Notwendige anzuheften. Dadurch verschafft er sich Eingang, wo er sonst abgewiesen würde. Er ist zumeist von seiner Ueberflüssigkeit so überzeugt, daß er auf selbständiges Auftreten gern verzichtet. Moral und Sparsamkeit würden ihm oft den Geldbeutel verschließen, wenn er selbständig aufträte. Aber wenn er sich bescheiden an das Notwendige und Nützliche anlehnt, gewährt ihm auch der sparsame Mensch Zutritt in seine Lebensansprüche.

Parfümerien z. B. sind in den Augen jedes denkenden Menschen ein Luxus. Wer sich mit ernsten Dingen beschäftigt, nimmt sich kaum die Zeit, solchen Tand zu kaufen. Seife aber ist etwas Notwendiges; und in dieses Notwendige nistet sich schon der Luxus der Parfümerie ein. So geht es in unzähligen Fällen. Eine Unzahl von Dingen und Handlungen, Sitten und Einrichtungen der Kulturmenschheit sind zum Teil notwendig und nützlich, zum Teil Luxus. Man nimmt sie im ganzen als Notwendiges und Nützliches und wägt nicht ab, ob und wieviel Luxus in ihnen steckt.

Das zeigt uns fast jedes Stück unserer Kleidung und Wohnungseinrichtung. Industrie und Handel bemühen sich, den Luxus zu demokratisieren, ihn mehr und mehr mit dem Notwendigen und Nützlichen zu verschmelzen, so daß überhaupt kaum mehr etwas Notwendiges und Nützliches geschaffen wird ohne eine kleine Zuthat von Luxus. Jeder Zehnpfennigwert hat heute diese Zuthat.

Der Luxus ist ein Werktagsprodukt, kommt aber am glänzendsten am Sonntag zur Erscheinung, weil zu seiner Entfaltung nicht bloß ein gewisser Ueberfluß an Geld, sondern auch an Zeit gehört. Manche Leute mit großem, ja glänzendem Einkommen treiben persönlich keinen Luxus, weil sie sich die Zeit dazu nicht vergönnen. Sie wissen, daß Luxus mit Geist und Geschmack ein gewisses Studium verlangt. Für dieses fehlt ihnen die Zeit; sie lassen sich den zur Repräsentation nötigen Luxus von Frau und Töchtern, Freunden und Berufsgenossen aufnötigen und liefern bloß das dazu nötige Geld. Das findet man nicht selten bei großen Unternehmern, Staatsmännern und Gelehrten.

Aber der Mensch soll das Arbeitsleben und das Genußleben harmonisch ausbilden. Allzu einseitige Ausbildung des Arbeitslebens macht die Menschen zu Produktionsmaschinen, die zwar recht brauchbar sind, aber, weil ihnen das Verständnis für heiteren und freien Lebensgenuß fehlt, niemand zur Freude gereichen. Sie langweilen sich überall, wo nicht ihre Geschäfte und Berufsarbeiten sind. Und Arbeit allein, mit ihrer heutigen Spezialisierung, verschlechtert nicht selten die Menschen körperlich und verdirbt dadurch die Rasse. Das thut jedenfalls die Arbeit in städtischen Berufsarten, in Bureaux und Kontors, in Werkstätten, Fabriken und Schulzimmern. Lebensgenüsse wie Spiel und Sport und Dilettantismus, Landaufenthalt und Reisen, die wir mitunter als Luxus bezeichnen, wirken solcher Verschlechterung der körperlichen Fähigkeiten und der geistigen Vereinseitigung entgegen.

So hat der Luxus außer der Freude, die er dem Menschen bereitet, auch noch andere Lichtseiten.

Seine Schattenseiten sind seine möglichen Entartungen. Solche können ihren Grund in einem Mangel an Einsicht, an Bildung, an Phantasie, an Geschmack oder an Willenskraft haben.

Mangel an Einsicht ist's, wenn jemand den Luxus und seine Genüsse als höchste Lebensziele auffaßt und zum öden Genußmenschen wird. Mangel an Bildung führt dahin, daß manche nur an den rohesten Formen des Luxus sich erfreuen und für feinere Luxusziele kein Verständnis haben. Mangel an Phantasie und Geschmack ist's, wenn jemand bloß den in die Augen springenden kostspieligen Luxus schätzt und nicht vermag, durch sinnvolle Anordnung und feines Verständnis auch bescheidene Lebensgenüsse zu adeln. Und Mangel an Willenskraft ist's, wenn jemand zum Sklaven seiner Luxusgewohnheiten wird.

Der also entartende Luxus führt zu Verletzungen der Gebote körperlicher und geistiger Gesundheitspflege, zu Fehlern gegen wirtschaftliche Regeln, gegen die Gebote des guten Geschmacks und gegen soziale Pflichten.

Gegen körperliche und geistige Gesundheitspflege verstößt ein Luxus, sobald er dem menschlichen Organismus eine Ueberreizung und Ueberlastung zumutet, die Lebensweise unnatürlich macht und verkünstelt, den Körper verweichlicht und ihn untüchtig macht gegenüber dem Klima und der Witterung, sobald er das Nervensystem zerrüttet. Die Ausdehnung des Genußlebens bis in die späten Mitternachtsstunden hinein, die raffinierte, zur Ueberladung reizende Zusammensetzung des Menüs bei Festtafeln, die konventionellen Gifte der Kulturgesellschaft, Alkohol und Nikotin, sind solche Sünden, überhaupt jene Formen des Lebensgenusses, bei denen durch blendendes und bethörendes Spiel von Ueberraschungen und Gegensätzen das Nervensystem erregt wird.

Der Luxus kann auch gegen wirtschaftliche Pflichten sündigen. Nicht jeder Luxus ist Verschwendung, führt aber leicht dahin, indem er den Haushalt mit kostspieligen Genüssen belastet. Sie werden anfangs als Luxus, den man sich ausnahmsweise gestattet, angesehen, allmählich zu Gewohnheiten. Der Luxus ist grundsätzlich ein Gegner des geordneten Haushalts, ein Roß, das immer durchgehen will. Freilich lernt die Kulturmenschheit immer besser haushalten und ihren Luxus den Regeln eines weisen Haushalts entsprechend gestalten, weil ihr immer zahlreichere Abstufungen der verschiedenen Luxusgenüsse geboten werden. Die Gesellschaft straft verschwenderischen Luxus, aber recht ungleich. Sie stößt den armen Offizier, der wegen eines verschwenderischen Luxus in Ueberschuldung geriet, aus seiner Kaste, den leichtsinnigen, verkrachten Spekulanten läßt sie wieder in die Höhe schwimmen. Uebrigens hat der verschwenderische Luxus einen großen Zug, der dem sparsamen fehlt; er schleudert prassend den

Reichtum in den Staub. Das imponiert aber doch nur, wenn solcher Luxus im vollen Bewußtsein betrieben wird, daß aller Reichtum nur vergängliches Spielwerk ist. Und wohl die wenigsten Verschwender lassen sich von diesem großen Gedanken leiten; bei den meisten ist ihre Verachtung des Reichtums nicht wirkliche Größe, sondern Größenwahn.

Auch gegen den guten Geschmack, gegen den Sinn für das Schöne, kann der Luxus sich versündigen. Geschmack ist dem normalen Menschen in bescheidenem Maß angeboren; er kann gesteigert und verfeinert, aber auch verdunkelt und abgestumpft werden. Das Arbeitsleben erzieht ihn selten; das kann nur das Genußleben. Dieses aber soll den Geschmack erziehen, den Menschen veredeln, ihn vor rohen und verzehrenden Leidenschaften bewahren. Die wohlhabendsten Kreise haben die Aufgabe, die ganze Volksgesellschaft zu einem edlen und geläuterten Luxus zu erziehen. Mit der Läuterung des Geschmacks wird der materielle Aufwand für Lebensgenüsse geringer. Der Mensch mit feinem Geschmack kann sich viel mehr wohlfeile oder ganz unentgeltliche Genüsse verschaffen als jener, dessen Sinn für das Schöne weniger ausgebildet ist. Wer den Geschmack der Nation veredelt, bereichert ihr Genußleben und erhebt ihren Luxus zum Bildungsmittel. Wer geschmacklosen Luxus treibt oder gar verbreitet, trägt Irrtümer und Verzerrungen ins Volksleben.

Ein sozialpolitischer Fehler wird der Luxus, wo er wirtschaftliche und sozialpolitische Uebelstände und Gegensätze verschärft, wo er namentlich den Gegensatz von schlechtgelohnter harter Arbeit und unverdientem Wohlleben in grellem Licht erscheinen läßt. Dieser Gegensatz, der nie völlig zu beseitigen ist, soll wenigstens möglichst gemildert werden. So sollen die wohlhabenden Klassen ihr Genußleben nicht in unbescheidener, prahlerischer Weise prunken lassen. Es ist aber eine leicht begreifliche menschliche Schwäche, daß, wer keine persönlichen Eigenschaften besitzt, durch die er glänzen kann, wenigstens durch die Entfaltung seines Besitzes zu glänzen versucht. Ein verkehrtes Mittel; denn es weckt häufiger Neid und Klassenhaß als Bewunderung.

Das Streben, durch Entfaltung eines gewissen Prunks die eigene Persönlichkeit zu heben, hat zu jenem Repräsentationsluxus geführt, der sehr oft denen, die ihn treiben, kein Vergnügen, bloß Last und Arbeit bietet, aber um der lieben Eitelkeit willen doch übernommen wird. Wird er vom Staat oder von der Kirche getrieben, so hat er die historische Weihe von Jahrhunderten für sich; sein Prunk ward nicht von den heutigen Trägern staatlicher und kirchlicher Hoheit erfunden und will nicht Personen, sondern große und ehrwürdige Ideen feiern.

Wo der einzelne freiwillig solchen Repräsentationsluxus treibt, sind seine Beweggründe bald mehr, bald weniger edle. Hauptsächlich äußert sich solcher Luxus darin, daß „ein Haus gemacht" wird. Dazu kann angeborenes und anerzogenes Gefühl für Gastfreundschaft führen, aber auch bloß der Zwang der Sitte oder gar Eitelkeit.

Entzücken und erfreuen kann nur jene Gastfreundschaft, die vom Herzen kommt, mit Geschmack geübt wird und dem, von dem sie ausgeht, auch eine leichte Aufgabe ist. Ein Repräsentationsluxus ohne Gemüt erweckt Langeweile, ohne Geschmack überlegenen Spott, und ohne wirklichen Ueberfluß weckt er Unbehagen und Mitleid. Gastfreundschaft sollte stets den Eindruck machen, daß sie dem Wirt leicht ist wie ein Spiel.

Der Repräsentationsluxus soll nicht Neid und Scheelsucht wecken, sondern Anerkennung, Freude und Dankbarkeit. Er ist eine hohe Schule gesellschaftlichen Taktes. Verwerflich erscheint er, wo er, zur Gewohnheit ganzer Gesellschaftskreise geworden, den Einzelnen zu schwer erschwinglichen Opfern nötigt. Der moderne Kulturmensch hat schon so viel Arbeitspflichten und Steuerpflichten, daß man ihm nicht auch noch teure Repräsentationspflichten aufladen darf. Gesellschaftskreise, die das thun wollen, versündigen sich aus Gedankenlosigkeit und Gefühllosigkeit gegen die Aermeren unter ihnen.

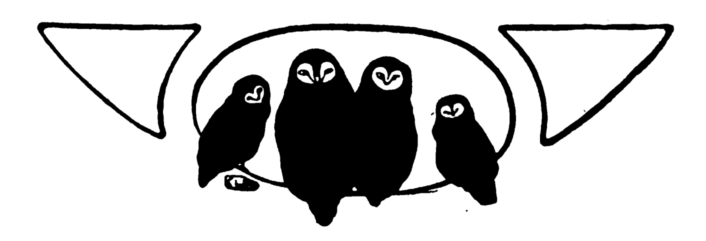
Wie heutzutage die Lebensansprüche des Einzelnen ihm großenteils durch seine gesellschaftliche Umgebung anerzogen werden: so empfängt er auch seine Belehrung über erlaubten und unerlaubten Luxus von seiner Umgebung. Eine lebhafte Phantasie bedarf dieser äußeren Anregung nicht; sie schafft ihrem Eigentümer seine Luxusgenüsse selbst. Wer keine solche Phantasie hat, läßt sich seinen Luxus durch sein Milieu anerziehen.

Luxus, der von vielen gleichzeitig getrieben wird, regt zur Massenproduktion gewisser, ihm dienender Waren und Arbeitsleistungen an und verwohlfeilert dadurch die Luxusgenüsse. Wo aber der Luxus die Massenproduktion anregt, ist er immer auch in den Banden einer gewissen Vernünftigkeit festgehalten. Unsere Industrie schafft absolut thörichte Luxusartikel nur auf besondere Bestellung oder für den Markt nur dann, wenn nicht viel dabei riskiert ist. Solche Massenproduktion, die die Luxuswaren verwohlfeilert, nimmt ihnen wohl damit einen Teil ihres Reizes Was sehr viele sich erlauben dürfen, hat für den Einzelnen keinen besonderen Reiz mehr. Aber was sehr viele sich erlauben dürfen, glaubt der Einzelne auch um so notwendiger haben zu müssen.

Und der Massenluxus strengt das Denken nicht an; man macht ihn gewohnheitsmäßig mit. Er ist das Richtige für Menschen mit wenig Phantasie und wenig Geschmack. Wenn solche Menschen sich originellen Luxus erlauben wollten, würden sie sofort in Thorheiten und Lächerlichkeiten sich verlieren. Der geschmacklose und bildungslose Emporkömmling muß sich sorgfältig an den hergebrachten Massenluxus halten; was er selber erfinden kann, wäre nur tierische Völlerei und kindischer Prunk.

Es beherrscht ein weises Gesetz den Luxus trotz aller seiner Thorheiten. Dieses Gesetz nivelliert und demokratisiert; es sagt dem Einzelnen: bist du nicht ein Mensch von Bildung, Phantasie und Geschmack, dann laß das Erfinden auf dem Gebiet des Luxus; sonst blamierst du dich!

Alle freilich, die es angeht, befolgen dieses Gebot nicht. Es wäre auch schade, wenn es immer befolgt würde. Denn unsere alternde, ernsthafte und nervöse Gesellschaft muß doch Hanswurste haben, über die sie von Herzen lachen kann.



An einen deutschen Dichter.

Wenn fünfzig mit Applaus dich deklamierten,
Dich hundert voll Begeistrung kritisierten,
Dein Lob von tausend Blättern ward gesungen,
Dein Ruhm bis nach Kamtschatka ist gedrungen,
Dann — wenn sie nicht indes das Geld versaufen —
Kann's sein, daß zwei bis drei dein Buch sich kaufen.

Edwin Bormann.



Die thörichte Jungfrau.

6. Fortsetzung. Roman von Rudolf Stratz.

10.

Allmählich nahte jetzt der große Augenblick. Das erste Glockenzeichen tönte, und über das ganze menschenvolle, grüne Feld ging eine seltsame Unruhe, ein anscheinend zweckloses Hin- und Herlaufen, ein nervöses Durcheinanderwogen, wie wenn der Stock des Wanderers einen Ameisenhaufen aufrührt und ein jedes der wimmelnden Pünktchen noch davon schleppt, was zu retten ist. Und hier wollte ja auch ein jeder aus der Sensation des bevorstehenden Kampfes etwas für sich herausfischen und beiseite bringen, von dem bescheidenen Zehnmarkstück am Totalisator bis zu den hohen Summen der Buchmacher und den noch höheren Klubwetten — einige wenige harmlose Gemüter ausgenommen, die wirklich nur gekommen waren, um zu schauen und wieder einmal festzustellen, daß wirklich ein Pferd schneller läuft als das andere.

„Welches wird das schnellere sein?" dachte sich der melancholische kleine Prinz, während er langsam, allein und nur von wenigen erkannt, über den ersten Platz nach dem Sattelplatz schlenderte. „Vermutlich meins! Es ist in guter Kondition, während der Oesterreicher seit zwei Tagen schlecht gefressen haben soll. Der eine Franzose ist überhaupt nicht zu fürchten, Graditz auch nicht und der zweite Franzose — nun, dafür habe ich eben Little Tom im Sattel, das Wunder der Welt, für einen horrenden Preis aus England herbeigerufen. Er wird es schon machen!"

Und was ist dann gewonnen? Hunderttausend Mark! Lieber Gott, Virginias Gatte hatte genug davon! Und drüben im wilden Westen lag noch mehr, viel mehr in den unerschöpflichen Silberminen des Schwiegervaters. Oder die Ehre? Ein Pferd zu besitzen, das eine Viertelsekunde rascher an einem auf hohem Gerüst stehenden, würdig und gespannt aussehenden Herrn vorbeigaloppierte als ein Haufen anderer, von buntscheckigen Zwergen zur Eile angespornter Vierfüßler! Oder das Vergnügen?

Ja, das Vergnügen zu besitzen, zu siegen, zu gewinnen, zu leben, das wäre schon da, wenn man nicht immer durch die Dinge hindurchsehen müßte, durch den glitzernden Schein, durch den farbigen Schleier der Maja wie durch Seidenflor hinaus in unbestimmte, stumme, ferne, feierliche Weiten. Und um einen her lärmte die Maskerade.

Er ging längs der langen Reihe der Totalisatorschalter hin. Wie die Bienen um den Stock schwirrte und summte es um die Verschläge mit ihrem rastlosen Klappern der Wettmaschine, den eintönigen Rufen der Beamten. Davor ganze Schwärme von Buchmachern, die jetzt, wo alles zum Sattelplatz strömte, ihren gewohnten Standort am Eingang der Klubtribüne, den sie gleich einer Mauer von Catilinariern gegen die einfache zahlende Menschheit des ersten Platzes zu schirmen pflegten, verlassen hatten. Es waren nicht, wie an andern Rennplätzen ihrer einige, oder ein, zwei Dutzend. Sie zählten nach Hunderten, aus Hamburg und Berlin, aus Wien und Budapest, aus Paris und London, mit der großen Ledertasche, dem Notizbuch und dem Fernglas herbeigereist. Und immer wieder klang aus ihrem Gemurmel und Köpfezusammenstecken und Gekritzel in schmierigen Briefmappen der Name „Aegir", wie drüben in den militärisch lauten Rufen der Schalterbeamten: „Eins auf die Drei!" Das war Aegirs Zahl am Totalisator.

Sonderbar! Was interessierten sich nur alle die Leute für „Aegir"? Das hätte er, Prinz Wilfried von Eck, doch in erster Linie thun müssen! Er war ja der Besitzer, einer der großen Turfmatadore, dessen Name in einer Viertelstunde in alle Windrichtungen telegraphiert wurde. Und ihn erstaunte das alles nur. Es war doch eigentlich alles so gleichgiltig. Wie wenn man schliefe und im nächsten Augenblick die bunte Seifenblase zerspringen könnte. Das wirkliche Leben war doch wo anders, in einem selbst, in der Natur, in Menschen, mit denen man Mensch war, fern von dem geschäftigen Müßiggang der großen Welt, die den andern Erdbewohnern immer wieder dasselbe farbige Ausstattungsstück vorspielt und dabei innerlich gähnt und sich langweilt, wie nur müde Schauspieler bei der tausendsten Wiederholung um zehn Uhr abends sich langweilen können. Und wenn der fünfte Akt zu Ende war, fing sofort wieder der erste an.

Das schien dem kleinen verwachsenen Prinzen mit dem müden Lächeln auf dem blassen Gesicht das Trostloseste in der ganzen Sklaverei des High-Life.

Unter den hohen Bäumen des Sattelplatzes staute sich rund um den Hufschlag des Rondells eine ehrfurchtsvolle Menge: Kokotten, Buchmacher, Offiziere, Philister, Dandies, Kellner, Stalleute, alles starrte mit fieberndem Interesse, vielfach mit einem angstvollen, beinahe gepeinigten Ausdruck der Neugier die fünf langsam und feierlich einherstolzierenden, von saloppen Burschen an langer Trense geleiteten Fabelwesen an, die Auslese aus dem ältesten blauen Blut des internationalen Pferdeadels, deren Stammtafeln sich durch Jahrhunderte rückwärts in den Oasen der Sahara verloren und vielleicht dort noch an weitere, bis zu Mohammeds Tagen reichende Ahnenreihen anschlossen.

Es waren wirklich, mit Ausnahme eines Häufleins Fürsten und Aristokraten, die vornehmsten, die äußerlich einwandfreiesten Lebewesen auf dem ganzen Platz. Der Prinz lächelte still, während er, aus dem Menschenring tretend und von dem Geflüster der Umstehenden gefolgt, seinem „Aegir", einem tapferen, kleinen, braunen Hengst mit rosig geblähten Nüstern und Feueraugen, über die seidene Mähne fuhr.

Dies stolze Tier hatte nichts zu verbergen. Es war ein offenes Blatt — anders wie die Menschen. Seine Abstammung, sein Lebenslauf, seine Leistungen in den drei Jahren seines Daseins, alles, was er war, konnte er nicht verhehlen, und was er konnte, gab er redlich, in der nervösen, wütenden Energie des Endkampfs unter seinem Reiter her. Da war kein Arg und Falsch. Und dem Prinzen schien es, als sehe ihn sein junges Pferd ganz verständnisvoll und vertraut an, als wolle es ihm sagen: weißt du, wir sind doch anständigere Geschöpfe als ihr sonderbaren, zweibeinigen, haarlosen Kreaturen! Wir spielen nicht unser ganzes Leben lang Komödie!

Er schüttelte den Kopf, wandte sich ab und ging in Gedanken durch die ehrerbietig sich öffnende Menschenwand hinüber zu der Wage, fast ohne zu wissen, daß er es that, nur von der Gewohnheit des Rennstallbesitzers getrieben.

Das umzäunte Viereck vor der Wage umstanden neue Menschenmassen, mit gespitzten Bleistiften und nervös zusammengekrallten Rennprogrammen auf das Aufziehen der

Nummern und Reiter wie hungrige Wölfe lauernd. Innen war es ziemlich leer. Hier hatten die Unberufenen keinen Zutritt. Nur die Leute vom Turf, Trainer, Klubmitglieder, Offiziere, eilten an den wachehaltenden Thürstehern vorbei, aus und ein, verhandelten draußen mit Bekannten, mit ihren Damen oder phlegmatisch dreinschauenden Buchmachern und kehrten wieder in das Innere des kleinen Gebäudes zurück.

Es war ziemlich dämmerig in der von Menschen erfüllten Stube, und eine gewisse feierliche Stille lag über den Gruppen mit ihren vereinzelt aus dem Halbdunkel blitzenden Uniformknöpfen, ihren zwei oder drei gespenstig weißen Flanellgestalten und einem einzelnen, hoch über alles ragenden hechtgrauen Zylinder. Die Jockeys wurden für den großen Ritt abgewogen. In einer Reihe hintereinander an die Barriere gelehnt, wie die Theaterbesucher vor der Kasse, standen die glattrasierten, in schreiend-bunte Seide gekleideten Gnomen, Sättel und Zaumzeug über dem Arm, nahmen der Reihe nach mit geschäftsmäßiger Gleichgiltigkeit auf dem in der Wagschale angebrachten Stuhl Platz und stiegen, wenn das kümmerliche Gewicht ihrer federleichten Körperchen festgestellt war, auf der andern Seite herunter.

Jetzt war als Letzter auch Little Tom abgewogen und trat hinaus, die andächtig vor der Barriere harrende Menge mit einem süffisanten Gaunerlächeln überblinzelnd. Er wußte, daß hunderte von Augen, daß ein Dutzend Taschenkameras auf ihn gerichtet waren, daß die meisten dieser ihn neugierig und angstvoll musternden Allerweltsmenschen ihr bißchen Geld dem Ruf seiner Unbesiegbarkeit anvertraut hatten. Er war das gewohnt, er hatte sich das gar nicht anders vorgestellt, als er vor ein paar Tagen in seinem reservierten Kupee erster Klasse, Kammerdiener und Masseur hinten im Zug, zum erstenmal nach Deutschland gefahren war, um für einen unerhörten Preis den erkrankten Stalljockey des Prinzen von Eck zu vertreten, nicht anders als wenn etwa eine medizinische Größe über Länder und Meere zu einem schweren Krankheitsfall gerufen wird.

Leicht war auch hier der Sieg nicht gegen die Blüte Frankreichs und Oesterreichs. Aber er wußte — er gewann! Er gewann immer. Er war der Meister. Er hatte von Mr. Sloan, dem Yankee, die neue Reitkunst übernommen: den wahnsinnigen Sitz, bei dem der Jockey ganz vorn auf dem Hals seines Pferdes liegt, als wolle er es gleich einem Sonntagsreiter umarmen, die beiden Fäuste hart am Maul des Tieres, die Fußspitzen vor seiner Brust und dessen ganze Hinterhand frei, keine Last auf Kreuz und Nieren, so daß der Renner die volle Federkraft der Hinterhufen entfalten kann. Wie er es dabei fertig brachte, des Pferdes Herr zu bleiben, das freilich war ein Geheimnis, das ihm keiner der andern Professionals nachmachte. Man erzählte sich Wunderdinge von der unwahrscheinlichen, fürchterlichen Kraft, die Little Tom in seinem mit bunten Flittern aufgeputzten Gnomenleib besaß, gleich jenen Zwergkönigen der alten nordischen Sagen, vor deren Griffen die kühnsten Recken erlahmten. Das Roß, das Little Tom mit seinen stählernen Schienenarmen, seinen dünnen und eisenzäh, gleich Kabeltauen, rund gebogenen Beinen umspannt hielt, das atmete nicht mehr, wenn er nicht wollte, und gab, wenn er wollte, den letzten Atemzug her.

Little Tom begrüßte seinen Brotgeber flüchtig. Ihm imponierte kein Prinz, am wenigsten ein deutscher. Dann ging er nach dem Sattelplatz, um aufzusitzen. Irgendeine Reitordre des Herrn nahm er nicht an. Man mußte ihn machen lassen, was er wollte, oder auf seine Dienste verzichten.

Der kleine Prinz dachte auch gar nicht daran, ihm Verhaltungsmaßregeln zu geben. Mochte jener siegen oder verlieren! Es wunderte ihn immer wieder, wie ernst die aus ganz Europa herbeigeströmten Menschen das alles nahmen, wie sie erregt miteinander flüsterten und stritten und hin- und herliefen, wie das Geklapper am Totalisator, jetzt in den letzten Minuten, während die fünf Wunderpferde in buntem Zug in die Arena stelzten, sich zu einem wahren Pelotonfeuer verstärkte und ein unfaßbarer Dunstkreis von Geld und Geld und wieder Geld, ein unhörbares feines Singen wie von Goldgeklimper und Banknotengezischel über den Köpfen der erregten Menge zitterte.

Es wurde Zeit. Da fuhr schon der Starter in seinem grauen Zylinder auf einem offenen Wägelchen über den grünen Rasen in schlankem Trab an seinen Bestimmungsort, die Pferde kanterten hinterher und bemühten sich umsonst, im Aufgalopp ihren Kopf aus den tiefgestellten, ehernen Fäusten der Jockeys freizubekommen. Und dann waren alle dort und ritten als buntflimmernde Punkte im Schritt durcheinander, und eine feierliche Pause der Erwartung trat ein.

Der kleine Prinz war inzwischen auf die Klubtribüne zurückgekehrt. Aber nicht nach unten zu ebener Erde, wo die hellen Damenkleider wie ein Tulpenbeet schimmerten, auch nicht auf die ein Stockwerk höher gelegene Tribüne für die Herrenwelt, wo die Creme des europäischen Turfs, Mann an Mann gereiht, auf den harten, engen Holzbänken saß — er wollte ungestört sein und stieg, die hinter der Tribüne gelegene Glashalle durchschreitend, eine Wendeltreppe zu der obersten Plattform empor.

Hier war er fast allein; die wenigsten gaben sich die Mühe, die hohe Warte zu erklettern. Und doch war der Blick hier schöner, wie von irgendeinem andern Punkt der Iffezheimer Bahn.

Frei, wie von den Zinnen eines hohen Turms, überschaute man das ganze liebliche Gelände, die grüne Rennbahn mit ihren Wäldchen und Hecken und silbern blitzenden Wasserläufen, die blühende Rheinebene, und in der Ferne zur einen Seite den blinkenden Spiegel des deutschen Stroms, zur andern Seite in der Dunstglut des Augusts die blauenden Schwarzwaldberge.

Wieder versank er in Träume. Wieder dachte er daran, daß er gestern um diese Zeit im ewigen Schnee, Schritt für Schritt dem Tod abringend, niedergeklommen war; wieder sah er den Gespenstertanz des Nebels lautlos über den Eisschlünden wogen, in denen Meister Josefus und seine schöne Genossin versunken war; wieder tönte leise und grollend in seinem Ohr das Donnern der Lawinen und wurde stärker und stärker und zerflatterte zu einem Durcheinander abgerissener Töne: Menschenstimmen, Ausrufe des Schreckens, der Freude, zu einem gewaltig schwellenden, stürmischen Brausen der Erwartung.

Er fuhr auf. Das Rennen hatte begonnen und näherte sich blitzschnell, wie es gelaufen wurde, seinem Ende zu. Fünf bunte Kugeln schossen nebeneinander die Bahn herab auf die Tribünen zu, und wie sie immer rascher heranflogen, durchschütterte es wie von einer unsichtbaren Riesenfaust alle die unten eingekeilten, dunklen, in allen Farben durchsternten Massen. Dicht unter sich hörte er das sachverständige, immer lauter werdende Murmeln der Rennstall-

besitzer, von dem ersten Platz nebenan die hellen, nervösen Aufschreie der fiebernden Damenwelt, von ferne aus der Tiefe ein Kochen und Grollen und dann, wie das Feld in rasender Karriere an die Tribünen heranfegte, einen einzigen, plötzlich losbrechenden Donner von tausenden von Stimmen, Geschrei in allen Sprachen Europas, Flüche, Gelächter. Geschwungene Sonnenschirme, über der Masse tanzend, erhobene, wahnsinnig gestikulierende Hände, ein plötzlicher Schüttelkrampf von Fieber unter dem freundlichen blauen Sommerhimmel inmitten des stillen deutschen Gartenlandes.

Der kleine Prinz oben auf seiner einsamen Warte seufzte und nickte doch zugleich befriedigt. Es war ihm wohl, daß er, den es doch am nächsten anging, nicht so empfand, wie alle die da unten. Er fühlte sich hier auch auf der Höhe, über dem niederen, lärmenden Thal, wie gestern um diese Zeit auf dem steinernen Erker am Lawinenthor, und es zuckte verräterisch, wie bei einem durchtriebenen Schuljungen, über sein blasses Gesicht. Er kam sich in diesem Augenblick als der einzige lebendige Mensch in dieser Masse vor, als der Puppenspieler, der aus seinem dunklen Winkel, unsichtbar und lächelnd, die Marionetten draußen in der glühenden Sonne tanzen läßt.

„Aegir! Aegir!" donnerte und johlte es aus tausenden von Kehlen unter ihm in Angst und Schadenfreude und verhaltenem Jubel. Er brauchte nicht erst lange hinzusehn, um in den bunt vorbeiflitzenden Farbenstreifen seine Stallzeichen zu suchen. Da war der Renner, dem Little Tom ganz unwahrscheinlich, wie ein tollgewordener Affe, beinahe auf dem Hals ritt, ein stummer, bunter, unbeweglich lauernder Klumpen inmitten eines Windmühlenwirbels von zappelnden Jockeybeinen und Armen, von kreisenden Doppeltrensen und auf- und niederpfeifenden Peitschen. Und jetzt plötzlich kam Leben in das schmächtige Körperchen des Wunderjockeys. Es begann zu arbeiten, mit den Riesenmuskeln des Rosses zu arbeiten, die unter ihm spielten. Ein elektrischer Schlag schien aus seinen stählernen, auf einmal wie wahnsinnig fuchtelnden, quetschenden, die schwere Masse unter ihm wie beflügelt nach vorwärts schleudernden Spinnengliedern in das Roß überzusprühen und es hinauszureißen aus dem Schwarm der Genossen. Schon war der eine Franzose weit hinter ihm — an dem schwarzweißen Streifengeflimmer von Graditz



vorbei ging die Fahrt — jetzt ein gellender, wie aus einem Mund aufhallender Schrei — Oesterreich-Ungarn war geschlagen — der Endkampf mit dem führenden Franzosen begann! Die Luft zitterte, die Tribünen dröhnten. Von dem Geländer gegenüber dem Pfahl rissen die Gendarmen die Zaungäste herab, um dem Richter oben freie Visierlinie zu verschaffen — aber es that kaum not.

Von den beiden, auf ihre Pferde einhauenden Jockeys gewann Little Tom Zoll um Zoll, jetzt eine Viertellänge, eine halbe, er schob sich noch weiter nach vorne in seinem unbegreiflichen, an einen Zirkusklown erinnernden Sitz auf dem Hals des Hengstes und glitt dann, allmählich erschöpft, aufatmend zurück. Das Ziel lag hinter ihm. Er hatte mit einer Länge den Preis für Deutschland erstritten, und ringsum löste sich das Getöse in ein wirres Stimmengeschwirr, ein Lachen und Frohlocken und dann plötzlich noch einmal in ein stürmisches Händeklatschen und Bravogejubel zum Empfang des hereinreitenden Siegers auf.

Oben auf der Plattform zog der kleine, blasse Prinz den rechten Handschuh aus, ehe er hinabstieg. Jetzt begann das Händeschütteln, das war nicht zu vermeiden. Alle Welt drängte sich glückwünschend an ihn, und er dankte nach allen Seiten, den englischen Pairs und den Pariser Finanziers, den russischen Fürsten und den amerikanischen Nabobs, den deutschen Renngrößen und den ungarischen Magnaten, er dankte den höflichen Männern und den schönen Frauen und dachte sich dabei immer wieder: machen sich die Leute eigentlich alle über mich lustig oder meinen sie es wirklich so ernst?

Aber natürlich nahmen sie die Thatsache bitter ernst, daß auf eine Strecke von ein paar tausend Metern der Hengst „Aegir" gut anderthalb Meter vor einigen andern Pferden an einem Holzgerüst mit sachlich blickenden Herren vorbeigelaufen war, und sie hatten von ihrem Standpunkt ja auch ganz recht. Denn sie hatten alle Geld daran gewonnen oder verloren. Und das war doch die Hauptsache. Aber ihm lag nichts daran. Am wenigsten an den hunderttausend Mark, die seine Frau nun mehr besaß.

Auf dem Sattelplatz war jetzt das Knattern des Totalisators verstummt. Statt dessen tickte und klapperte es rastlos aus dem Bureau des Feldtelegraphen, wo wohl ein Dutzend Beamte im Schweiß ihres Angesichts ganze

Stöße von Depeschen nach allen möglichen Orten Europas und einzelne Kabeltelegramme nach den Vereinigten Staaten erledigten.

Der dahinterliegende, dem Publikum verschlossene und unbekannte Raum war glücklicherweise unbenutzt, Arzt und Ambulanz waren umsonst zur Stelle. Es hatte keinen Unglücksfall gegeben, und nichts störte den Siegesjubel vor „Aegirs" Box am Sattelplatz. Die Stalleute hatten Mühe, die Scharen der dankbaren Bewunderer in einiger Entfernung von dem keuchenden, triefend nassen und in den Flanken blutig gefärbten Hengst fernzuhalten. Nur die Bevorzugten durften heran. Der grauhaarige Trainer hielt die losen Zügel, das gutmütige Lakaiengesicht von Freude verklärt und mit feuchten Augen nach allen Seiten die Händedrücke erwidernd. Ein Momentphotograph hatte sich vor dem Pferd aufgepflanzt, und rings um dieses standen die jungen athletischen Newyorker Stutzer mit glattrasierten Gesichtern und im weißen Unschuldskleid, die intimsten, blaublütigen, europäischen Anhänger des prinzlichen Hauses und Stalles, und lachten und freuten sich. Am meisten aber — der Prinz sah es kopfschüttelnd beim Herankommen — frohlockte seine schöne Frau. Sie war in einem förmlichen Siegesrausch, in einem nervösen Taumel des Entzückens.

Sie hantierte zwischen den mit Decken und Gurten kommenden Stallknechten, um „Aegir" einen von ihrer Brust genommenen Rosenstrauß hinter den Ohren zu befestigen, sie streichelte und tätschelte das Pferd unter zärtlichen Koselauten wie ein krankes Kind, und endlich, nachdem sie sich davon überzeugt, daß „Aegir" infolge der Erschöpfung ganz zahm war und phlegmatisch im Bewußtsein erfüllter Pflicht alles über sich ergehen ließ, schlang sie plötzlich, halb lachend, halb weinend, mit einer stürmischen Bewegung die Arme um seinen Hals und drückte ihm einen langen, leidenschaftlichen Kuß auf das seidene Fell.

Und Prinz Wilfried stand hinter ihr und lächelte melancholisch.

11.

Was sich nun noch auf dem grünen Rasen abspielte, fand kaum mehr Zuschauer. Diese Rennen um zehntausend, um zwölftausend Mark, die den Rest des Tagesprogramms füllten, konnten in Breslau oder Magdeburg imponieren. Hier, nach der Sensation des Großen Preises und ihrem freudevollen und leidvollen Nachzittern bei „Aegirs" Anhängern und Gegnern verblaßte das alles.

Auf der Klubtribüne rüstete man sich schon zum Aufbruch. Während noch die Glocke zum Start rief und bald darauf ein Gewimmel farbiger Punkte in Eile fern über das grüne Gelände hinschoß, wie bunte kleine Kugeln über das Billardtuch rollen, brachten vor der Auffahrt schon die glattrasierten oder vollbärtigen Kutscher ihre Gefährte in Ordnung, die Lakaien wischten sich rasch den Bierschaum von den glatten Lippen und nahmen ihren majestätischen Gesichtsausdruck an, die Grooms rannten hin und her, und bald rollten schon die ersten Wagen davon, zwischen den niederen Dorfhäusern hindurch in die Sonnenglut der Rheinebene hinaus, auf deren verbrannten Feldern ebenso wie vor drei Stunden, als sei gar nichts inzwischen geschehen, die Ackersleute harkten und schaufelten und, sich den Schweiß von der Stirne wischend und auf den Spaten gestützt, dem wieder wie eine Vision in der zitternden Augusthitze fern auftauchenden Fastnachtsreigen nachschauten.

Den ersten Viererzug, der abfuhr, lenkte Mr. Owen mit kunstgeübter Hand. In derlei war er Meister. Wenn er phlegmatisch und stumm wie immer die Leinen in seinen Eisenfäusten hielt, konnten die Damen hinter ihm auf dem Verdeck, dies zarte Gewimmel von Rosa, Blau, Weiß und Blutrot, konnten die sachverständigen Gentlemen, die dazwischen saßen, und unten in dem erstickend heißen, halbdunklen Kasten des Innenraums die Diener unbesorgt sein. Es passierte nichts.

Eben bog er sich prüfend zurück, um zu sehen, ob er nach hinten, gegen das Haus hin, Platz genug zum Wenden habe, da machte Virginia, die, noch zitternd und bebend von der Erregung des Kampfes, wie eine Königin neben ihm thronte, eine jähe Bewegung. „Kommst du denn nicht mit?" rief sie hinunter.

Unten stand ihr Mann und vermeinte: „Ich fahre lieber allein! Ich habe mir den Dogcart mit dem amerikanischen Traber herauskommen lassen."

„Well!" brummte der Herrenreiter oben zwischen den Zähnen und beschrieb mit seinen Rossen eine kunstvolle Kurve in dem Boden. Das tiefe Tuten des Horns tönte, und die Mailcoach glitt lautlos durch den tiefen Sand und Staub unter den Bäumen hinaus in die Sonne.

Aber der kleine Prinz fuhr nicht allein. Er hatte seinen Oheim gebeten, ihn zu begleiten. Die Einsamkeit lag ihm zu schwer auf dem Herzen. Er mußte sich einmal aussprechen und nickte dankbar dem alten Herrn zu, wie er straff, rasch und hochaufgerichtet, Grandseigneur wie immer, heranschritt und einsteigend ohne weiteres die Zügel ergriff, während der Kutscher hinten, der sie beide nur gestört hätte, auf seinen Wink zurückblieb.

Der Traber holte mit federnden Hufen aus. Bald waren sie inmitten der staubumwölkten, abenteuerlichen Wagenburg, die eilig, wie sie gekommen, unter Rädergerassel und Peitschenknall, zwischen weißgepuderten Bäumen auf weißglühender Chaussee dem Schwarzwald zurollte.

Prinz Wilfried sah nachdenklich zu, wie der greise Kavalier neben ihm ihr Gefährt mit leichter und sicherer Hand durch das Wirrwarr von hochragenden Viererzügen und kleinen Berner Wägelchen, von menschenwimmelnden Leiterwagen und langsamen Landauern lenkte und dabei immer noch Zeit fand, mit verbindlicher Peitschensenkung rechts und links die Grüße zu erwidern. Er wußte selbst nicht, warum ihm der alte Herr so imponierte! Gerade der unter so vielen Standesgenossen! Er war durchaus kein hervorragender Geist, er hatte nichts Sonderliches in seinem Leben geleistet und doch — es war etwas anderes an ihm als bei den übrigen.

Der moderne prinzliche Denker und Träumer an seiner Seite fühlte es unbestimmt: es war ein Stück Vergangenheit, ein Ueberbleibsel vom achtzehnten Jahrhundert, was da neben ihm saß. Der große Herr von einst, selbstbewußt und wohlwollend, sorgfältig gepflegten Geistes, ein bißchen zu fein, ein bißchen zu müde, ein bißchen zu alt für unsere Tage, aber vornehm, naiv-vornehm bis in die Fingerspitzen, gleich jenen gepuderten französischen Marquis, die mit demselben weltmännischen Takt die Treppe zur Guillotine hinaufstiegen, wie sie wenige Jahre vorher den Weg zur Feerie des Königs in Versailles gefunden.

Einer der glücklichen, hochgeborenen Dilettanten des Lebens! Herzog Eberhard hatte in seinen jungen Tagen sich viel in Kriegsdiensten versucht — er wurde im Jahr 49 als österreichischer Offizier von den ungarischen Aufständischen verwundet und gefangen, er war einer der Gefährten des unglücklichen Kaisers Maximilian in Mexiko,

er sah sich im Bruderkrieg von sechsundsechzig mit seinen Truppen von den Preußen geschlagen und machte zwischen alledem noch im Dienst der englischen Königin ein paar unglückliche Kolonialfeldzüge mit. Er befand sich immer auf Seiten der Unterliegenden und pflegte in seiner leisen, vornehmen Sprechweise selbst zuzugestehen, daß ihm das Schlachtenglück nie hold gewesen. Aber er fand es eigentlich ganz natürlich.

Er lebte vollständig in der Vorstellung der alten Zeit, daß ein hoher Herr sich auch mit Soldatenspielerei beschäftigen müsse, um der Ueberlieferung seiner Ahnen treu zu bleiben. Und wenn er kein Talent dazu hatte, so wurde er eben geschlagen und zog sich mit ein paar ehrenvollen Narben auf seine Besitzungen zurück.

In späteren Jahren hatte er dem neuen Reich seine Dienste geweiht, nicht eben enthusiastisch, sondern still, diskret, als ein Mann von gutem Geschmack und feinen Sitten, ein distinguierter Diplomat der alten Schule, überall mit Vorteil zu verwenden, wo es sich nur darum handelte, tadellos zu repräsentieren, vornehmer Causeur, Feinschmecker, Weidmann und Hausherr zu sein und die eigentliche Arbeit andern zu überlassen.

Als er dann die Standesherrschaft übernahm, hatte er viel Gutes für seine Pächter und Beamten gethan, in denen er eigentlich noch immer die „Unterthanen" von früher sah, für die ein aufgeklärter und geschmackvoller Fürst nach bestem Wissen sorgen mußte. Und nun fand er auch Zeit und Mittel, seine künstlerischen Neigungen frei zu entfalten. Eine wohlanständige Prachtliebe in richtig gesteckten Grenzen gehörte nach seinem Empfinden zu der ganzen Erscheinung eines feingeistigen Grandseigneurs. So kam durch ihn Leben in die Stille des zopfigen, standesherrlichen Residenzleins mit seinem Barockschloß aus dem achtzehnten Jahrhundert, in das der alte Herr so gut paßte. Und so gab er sich eben jetzt auch alle Mühe, seinen Liebling, den Meister Josefus Ranggetiner, für seinen großen Plan, die marmorne Ahnengalerie im Schloßpark, zu gewinnen.

Geheiratet hatte er spät, nach einer in diskret abgetönten Liebesstürmen verbrachten Jugend, hatte vier Söhne, wie sich das für das Haupt eines altfürstlichen Hauses schickt, und war jetzt noch, als Großvater, mit seiner hohen, schlanken Gestalt, der straffen Haltung und dem freundlichen, von sorgfältig ausgeschorenen weißen Bartstreifen eingerahmten Greisengesicht eine imponierende Erscheinung, ein schönes Schaustück aus alter Zeit.

Prinz Wilfried, sein Neffe, beneidete ihn. Da war Sicherheit, da war Ruhe, da war alles so selbstverständlich, was er sprach und that, was er litt und erlebte, als könnte es gar nicht anders sein. Dieser Kavalier der legitimistischen Schule hatte nie an sich gezweifelt. Er stand unerschütterlich auf seinem Platz in der Welt — nichts Tiefes, nichts Großes in seinem Wesen — aber ganz in sich ausgeglichen und befestigt, eine durch und durch harmonische Natur, ein glücklicher Mensch von seinen Knabenjahren bis jetzt in das Greisenalter.

Der alte Herzog runzelte die Stirn, während er vorsichtig einem ungeschickt fahrenden Hotelwagen auswich, in dem vier Berliner Buchmacher saßen und heiser aufeinander losschrieen und stritten. Er kutschierte gut, wie er auch seinen Hirsch sicher zur Strecke brachte und jetzt noch alltäglich seinen Spazierritt unternahm. Er war auch darin, ohne vordringliche Meisterschaft, ein einwandfreier und sicherer Weltmann, wie in allem.

„Sage einmal, mein Lieber!" begann er endlich, da sein Nachbar immer noch schwieg. „Was ist eigentlich mit dir? Du gefällst mir gar nicht!"

„Ich gefalle mir auch nicht!" sagte der kleine Prinz.

Der alte Grandseigneur grüßte lächelnd mit der Peitschenspitze zu einer Schar hübscher Amerikanerinnen hinüber, an denen er vorbeifuhr. „Eine Hauptsache im Leben, mein lieber Wilfried, eine Grundregel heißt: man fällt nicht auf! Das thut kein Gentleman. Mein Bester, du fällst auf! Du bist exzentrisch! Ueberlasse das doch den neuen Menschen aus Amerika oder von der Wiener Börse. Uns steht das nicht!"

Prinz Wilfried nickte. „Ja. Aber ich bin nun einmal, wie ich bin."

„Alles zu seiner Zeit! Man ist einmal dieses, einmal jenes, wie es gerade der Moment erfordert. Ein Mann von Geschmack wird gewiß vermeiden, sich auf einen einzigen Ton zu stimmen und dadurch sich und andern langweilig zu werden. Aber er schwimmt nicht gegen den Strom! Was sind das für Einfälle, mitten in der Baden-Badener Woche plötzlich zu verschwinden und sich als ein menschenscheuer Sonderling irgendwo in Schnee und Eis zu verkriechen? Oder als Gewinner des Großen Preises eine weltschmerzliche Miene aufzusetzen, wie du sie zur Schau trägst? Derlei macht einen gezwungenen Eindruck — äh ja, mein Lieber, man spricht darüber!"

„Mag man!"

„Und vor allem — ja, lieber Freund, du bist nun einmal verheiratet. Du hast sogar eine sehr schöne Frau. Die Art, wie ihr in der Oeffentlichkeit miteinander verkehrt, dieser nachlässige Händedruck vorhin, nachdem ihr euch drei Tage nicht gesehen habt — ungefähr, wie wenn sich zwei oberflächlich bekannte Gentlemen vor dem Klub treffen! ‚Guten Tag!' ‚Was Neues?' ‚Nein!' Und man rückt am Hut und geht wieder auseinander. Glaubst du denn, daß derlei nicht beobachtet wird? Daß man daran Bemerkungen knüpft — äh, ich will ja gewiß nicht sagen, betreffs des Rufes deiner Frau — aber immerhin Bemerkungen, die nicht gerade schmeichelhaft für dich sind."

„Ich sage mir auch sehr wenig Schmeichelhaftes, wenn ich mit mir allein bin. Aber glaubst du wirklich, daß Virginia oder sonst irgendjemand hier mich vermißt, wenn ich nicht da bin?"

„Go on!" murmelte der alte Grandseigneur geschäftsmäßig zwischen den Zähnen und mahnte mit einem leichten Peitschenschmitz den Traber an seine Pflicht. „Das ist doch deine Schuld, mein Freund!" fuhr er dann lauter und lebhafter fort. „Thue, was ich eben dem Pferd da empfahl: go on!"

Kein Mensch kann sich ändern! Ich bin, was ich bin, und bleib es!"

„Und was bist du?"

Darauf blieb Prinz Wilfried zunächst die Antwort schuldig. Er schüttelte nur den Kopf und schaute vor sich hin, in das staubumhüllte Getümmel der Wagen. „Ganz muß man sein!" sagte er endlich. „Ganz! Siehst du, das ist's!"

Der Herzog sah ihn aufmerksam und ein wenig verwundert an. „Was nennst du ganz?"

„Alles, was natürlich ist, selbstverständlich, aus sich herausgewachsen. Aber ich —"

„Nun — aber du?"

Sein Neffe drehte sich zu ihm herum. „Sieh mich doch an! Schmächtig, unansehnlich, ein bißchen verwachsen, blaß und müde im Gesicht — ist das ein Prinz? Soll so ein echter Prinz aussehen? Ach wo!"

„Du bist's aber doch!"

„Ich bin's, und ich bin's nicht! Ja, wenn ich du wäre, von reinstem, altem Blut! Unter dir ist eine Schranke, und dahinter das Volk, die Masse, mit der du nichts gemein

hast, so wenig wie die lange Reihe deiner Vorfahren. Das ist schön, das muß einem das Gefühl von Sicherheit geben! Aber ich — glaubst du, ich hätte vergessen, von wo ich meinen Ursprung ableite? Aus dem achtzehnten Jahrhundert, da es an unserm Hofe Brauch war, die Söhne unseres Landes nach Amerika zu verschachern und die Töchter des Landes — nun ja, heutzutage kommt es nicht mehr vor, daß eine ehrgeizige Favoritin für sich und ihre Kinder zur linken Hand den Prinzentitel erhält! Das ist meine Vorfahrin, meine ehrwürdige Urahne. Von der stamme ich und lasse mich einen Prinzen schelten!"

„Ein Prinzentitel, wie mancher andere!"

„Und bei uns, wo sie zu Haus war, meine glorreiche Ahne, die Jungfer Barbara Fleckin und spätere Fürstin zu Eck, da leben noch jetzt ihre Verwandten! In jedem Dorf sind etliche, die den Namen Fleck führen, Ackersleute, Händler, Uhrmacher, Krämer, was weiß ich! Ehrliches, braves Alltagsvolk! Vielleicht auch die Hefe des Volks darunter? Von denen komme ich mütterlicherseits, von der Tochter des fürstlichen Lakaien Fleck, eines richtigen Hallunken, wie es scheint — und väterlicherseits vom Hof der Hohenstaufen. Siehst du, das stimmt nicht zu einander: eines hebt das andere auf. Ich bin kein echter Prinz. Und wenn ich wenigstens noch ein nützlicher Prinz wäre!" fuhr er fort. „Ein Gardekavallerist in glänzender Uniform, ein Gesandtschaftsattaché — aber ich kann ja nicht dienen mit meiner schiefen Schulter. Und zum Diplomaten ist man erst recht verloren, wenn man nachdenklich und menschenscheu ist, wie ich! Oder ein starker, gesunder Prinz! Aber ich habe ja gekränkelt von Jugend auf. Wir haben schlechtes Blut im Leibe, wir alle von der Seitenlinie der Barabara Fleckin selig. Das ist uns geblieben aus dem achtzehnten Jahrhundert. Das einzige, was uns geblieben ist. Geld und Gut der verkauften Landeskinder sind ja weg! Ja, wenn ich zum mindesten ein reicher Prinz gewesen wäre! Aber es war ja ein Fluch auf dem englischen Geld, das aus dem Menschenhandel kam. Es war wie verhext. Heute Gold, morgen Streu! Verthan und verpraßt und verspielt und verliebelt von denen vor mir bis aufs letzte! Also nun sieh!" schloß er philosophisch, immer mehr zu sich als zu dem andern redend. „Ein armer, kränklicher, verwachsener, menschenscheuer Abkömmling eines schurkischen Lakaien und zugleich ein Prinz — reimt sich das zusammen?"

„Du denkst zu viel!" sagte der alte Kavalier neben ihm in freundlichem Ton. „Laß doch das ewige Denken. Das hilft gar nichts!"

Sein blasser Neffe zog die Brauen hoch. „Das Denken an sich vielleicht nicht! Aber das Handeln, das danach kommt! Siehst du, wie ich mich selber einigermaßen kennen lernte, so um die Zwanzig herum — da sagte ich mir: was geschehen ist, kann ich nicht ändern. Aber was noch werden soll, daran läßt sich bessern. Ich will keine unnütze prinzliche Drohne werden, keins jener traurigen Anhängsel eines hohen Hauses, von denen man nur einmal hört, wenn sie geboren werden, wenn sie heiraten oder unter Kuratel kommen, und wenn sie endlich unter allgemeinem Beifall das Zeitliche segnen. Ich wollte selbst etwas aus mir machen, aus eigener Kraft!"

„Das hast du doch weiß Gott gethan, mein Lieber!"

„Ich hab's versucht. Ich habe meinen Doktor gemacht, aber was beweist das? Wer läßt einen Prinzen durchs Doktorexamen fallen? Ich habe ein wissenschaftliches Werk veröffentlicht. Hätte es ein anderer verfaßt, so hätte es vielleicht in den Kreisen der Sozialpolitiker Aufsehen erregt? Es sind neue Gedanken darin, vielleicht sogar große! Aber wer nimmt einen kleinen Prinzen zu Mitte der Zwanzig ernst? Dessen Sache ist es doch, auf Hofbällen zu tanzen, vor dem Zug zu reiten, am Spieltisch zu sitzen, im Kabinett particulier zu soupieren. Aber dies Leben hat mich bald gelangweilt, angeekelt — ich wollte mehr!"

Um seine dünnen, blassen Lippen legte sich ein harter Zug. „Ich habe wollen gelernt und durchgesetzt, was ich wollte! Ich habe meine Muskeln gestählt, langsam und geduldig, ich habe meine Nerven erzogen, die früher schwach waren wie bei einem kleinen Mädchen, bis sie mir gehorchten. Jetzt bin ich gottlob so weit, jetzt geh ich im Hochgebirge über Abgründe, wo auch dem Mutigsten schaudern könnte, und mein Körper schaudert so wenig wie dein gehorsames Pferd vor uns. Ich kann mich auf mich verlassen, wenn ich auch nie so aus dem Vollen heraus robust und breitschultrig sein werde wie andere, sondern immer ein bißchen was von der Krankenstube habe. Aber ich habe mir das Kranksein abgewöhnt. Das hab ich erprobt in den indischen Fieberdschungeln und in den Kordilleren. Und ich habe mir die Nerven abgewöhnt; das weiß ich, seit ich einen Tiger auf zwanzig Schritt vor der Büchse hatte und nicht mit der Wimper zuckte."

„Nun also!" sagte der Herzog. „Sei doch froh in der Erinnerung. Es giebt nicht viele, die mit heiler Haut aus so viel Gefahren entkommen sind."

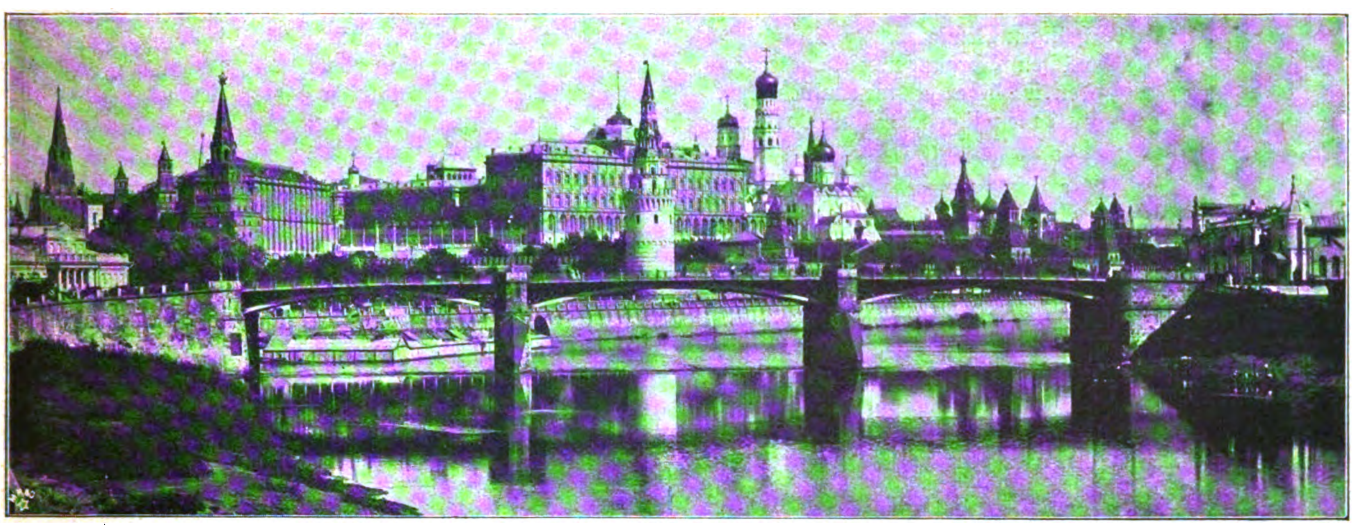
„Nein. Besonders wenn man nicht als Prinz reist, als ein Stück Eilgut um die Erde, sondern wie ich inkognito. Aber wer glaubt mir denn nun, daß dieser Mr. Smith oder Dr. Stark, der diesen Tiger geschossen oder jenen Berg erstiegen, daß das wirklich der blasse Prinz von Eck mit der schiefen Schulter war? Da sagt sich doch jedermann: es war wohl gar nicht so schlimm, wenn es schon ein Prinz fertig gebracht hat! Jetzt bin ich ja philosophisch geworden, jetzt rede ich ja gar nicht mehr darüber. Sonst könnte ich euch zum Beispiel von meinem Abstieg am Lawinenthor gestern etwas erzählen."

Er starrte auf die lange, staubige Wagenschlange vor ihnen. „Vielleicht daß ein anderer an meiner Stelle es fertig gebracht hätte! Der hätte vielleicht Reklame für sich gemacht, die Zeitungen alarmiert, Photographien und Bilder von sich verteilt, bis man ihn für voll gerechnet hätte, obwohl er ein Prinz war — ich kann das nicht! Mir graut vor der Menge, vor allem, was Oeffentlichkeit heißt. Ich lebe in mir und nehme die Dinge zu ernst. Drum werd ich nicht ernst genommen!"

„Weißt du," fuhr er fort, „vor zwei Jahren war ich so weit, daß ich dachte: wozu das alles? Es ist ja doch alles vergebens! Ich hab umsonst versucht, einen Inhalt für mein Leben zu gewinnen. Ich hab mich umsonst aus einem Talmiprinzen zu einem ernsten modernen Menschen gemacht, umsonst aus einem unnützen Prinzen zu einem verdienstvollen Forschungsreisenden, aus einem kränklichen Prinzen zu einem entschlossenen, zähen Mann. Umsonst! Niemand dankt es, niemand glaubt es oder sieht es überhaupt! Vielleicht liegt das an meiner schiefen Schulter? Ich bin nun einmal eine verwachsene Hoheit, die still von ihrer Apanage lebt, bis sie stirbt. Und die Apanage war klein. Ich war arm."

„Ja," sagte der Herzog gedehnt, in einem eigentümlichen Ton. „Jetzt kommen wir endlich zum Kern der Dinge!"

Fortsetzung folgt.



Gesamtansicht des Kreml in Moskau.

Die alte Zarenstadt Moskau.

Hierzu 5 Porträts und 6 photographische Aufnahmen.

„Mütterchen Moskau", die altehrwürdige Zarenstadt, steht bei allen Haupt- und Staatsaktionen Rußlands im Mittelpunkt des nationalen Interesses. So bei der letzten Krönung, wo der junge Zar zum erstenmal in nähere Berührung mit dem altrussischen Volk kam; so jetzt beim eben vergangenen Osterfest, das die junge Zariza zum erstenmal in der Mitte ihres altrussischen Volkes verlebt. Ist Petersburg auch die Residenzstadt des russischen Selbstherrschers — die wirkliche Hauptstadt des Landes, das „Herz und die Seele" des Volkes, wie es von altersher im Volksmund genannt wird, bleibt das heilige Moskau. Liegt es doch auch der großen Interessensphäre des russisches Reiches in Asien so viel näher als die Residenzstadt an der Newa.

Umgeben von dem gesamten glänzenden Hofstaat hatte die Zarenfamilie in der Charwoche ihren Einzug in die heilige Stadt gehalten und im Kreml, dem Kapitol Moskaus, Wohnung genommen.

Der Kreml ist nicht nur das Krönungsschloß der Zaren, sondern bildet mit seinen zahlreichen Kirchen, Klöstern und Kasernen einen ganzen Stadtteil für sich. Hier gipfeln die



Phot. A. Pasetti, Petersburg. Zarin Alexandra Feodorowna von Rußland.

Phot. A. Goudetzkij, Zarskoje Sjelo. Zar Nikolaus II. von Rußland.

Zum Osterbesuch des russischen Kaiserpaars in der Krönungsstadt Moskau.



Großfürst Sergius Alexandrowitsch, Generalgouverneur von Moskau.

heiligen Reminiscenzen einer glorreichen Vergangenheit, hier werden kirchliche Reliquien aufbewahrt, zu denen jährlich Tausende wallfahren, Heilung und Trost zu suchen. Hat doch hier die „gnadenreiche heilige Mutter von Kasan" dereinst ihr Wunder gewirkt!

Eine zwei Kilometer weite, zwanzig Meter hohe, zinngekrönte Mauer mit vielen luftigen, schlanken Türmen umschließt den Kreml, zu dem fünf Thore führen, jedes einzelne merkwürdig durch seinen originellen Baustil, jedes einzelne berühmt durch die Erinnerungen, die sich daran knüpfen. Das wichtigste Thor ist die Spaskija Worota (das Erlöserthor); hier ist das Heiligenbild des Erlösers von Smolensk angebracht, vor dem selbst jeder Fremde das Haupt entblößen muß.

Im Innern des Kreml reiht sich Kirche an Kirche, ein Staatsgebäude an das andere. Die bemerkenswertesten sind die Krönungskathedrale „Uspenskij Sobor", die im Jahr 1326 vollständig aus Holz erbaut worden ist. In der Zeit von 1475—79 wurde sie von neuem in Stein ausgeführt, ihr Baustil ist halb byzantinisch, halb tatarisch. Dieser Kathedrale gegenüber liegt die Archangelskijkathedrale, die Gruftkirche der Zaren aus dem Haus Rurik und der Romanows vor Peter dem Großen. Auf dem höchsten Punkt des Kreml steht die „Kathedrale der Verkündigung Mariä" (Blagowjeschtschenskij Sobor).

In allen diesen Kirchen sind unzählbare Schätze aufgehäuft, herrliche Goldgeräte, wundervolle alte Fresken, Edelsteine und seltene Gewebe, wie man dies in solcher Fülle und Formenpracht wohl nirgends in der ganzen Welt wiederfindet.



Phot. D. S. Sdobnow.

Metropolit Wladimir von Moskau.

Hart am Ufer der Moskwa erhebt sich das große kaiserliche Kremlpalais, das ebenfalls wahre Wunderschätze an Kostbarkeiten (Kronen, Waffen, Kunstwerken des Altertums, Prunkwagen u. s. w.) birgt. Zur Seite des (1838—49 neuerbauten) roten Zarenpalastes, dessen Thronsaal unsere Abbildung zeigt, befinden sich die beiden aus dem Brand von Moskau (1812) geretteten altertümlichen Paläste: der Belvederepalast (Teren), 1636 erbaut, mit der alten Werkstatt der Zaren und die Granowitaja Palata (Facettenpalast), 1491 von italienischen Architekten erbaut, mit dem originell gewölbten, von einem einzigen Pfeiler getragenen Audienzsaal (jetzt Bankettsaal) der Zaren, den unsere Illustration (S. 729) wiedergiebt.



Großfürstin Elisabeth, Gemahlin des Großfürsten Sergius.

Hinter den Kremlgebäuden, von denen der mächtige weiße Glockenturm Iwan Welikij mit seiner vergoldeten Kuppel am höchsten hervorragt, liegt das Tschudowkloster, der alte Sitz der Moskauer Metropoliten. Welche Rolle der Metropolit im Kirchenleben Rußlands und besonders Moskaus spielt, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Er ist eine der interessantesten und einflußreichsten Persönlichkeiten des weiten Zarenreiches.

Die weltliche Gewalt im Gouvernement Moskau, dem am dichtesten bevölkerten Teil des ganzen russischen Reiches, liegt in den Händen des Generalgouverneurs, zur Zeit des Großfürsten Sergius Alexandrowitsch, Onkel des Zaren und zugleich als Gemahl der Prinzessin Elisabeth von Hessen, Schwester der Zarin, dessen Schwager.

Im Gegensatz zu dem ganz modernen Petersburg, wo nur der Newskijprospekt lebhafteren Verkehr zeigt,



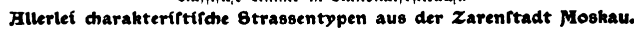
Fliegender Theehändler.



Russische Amme in Nationalfesttracht.

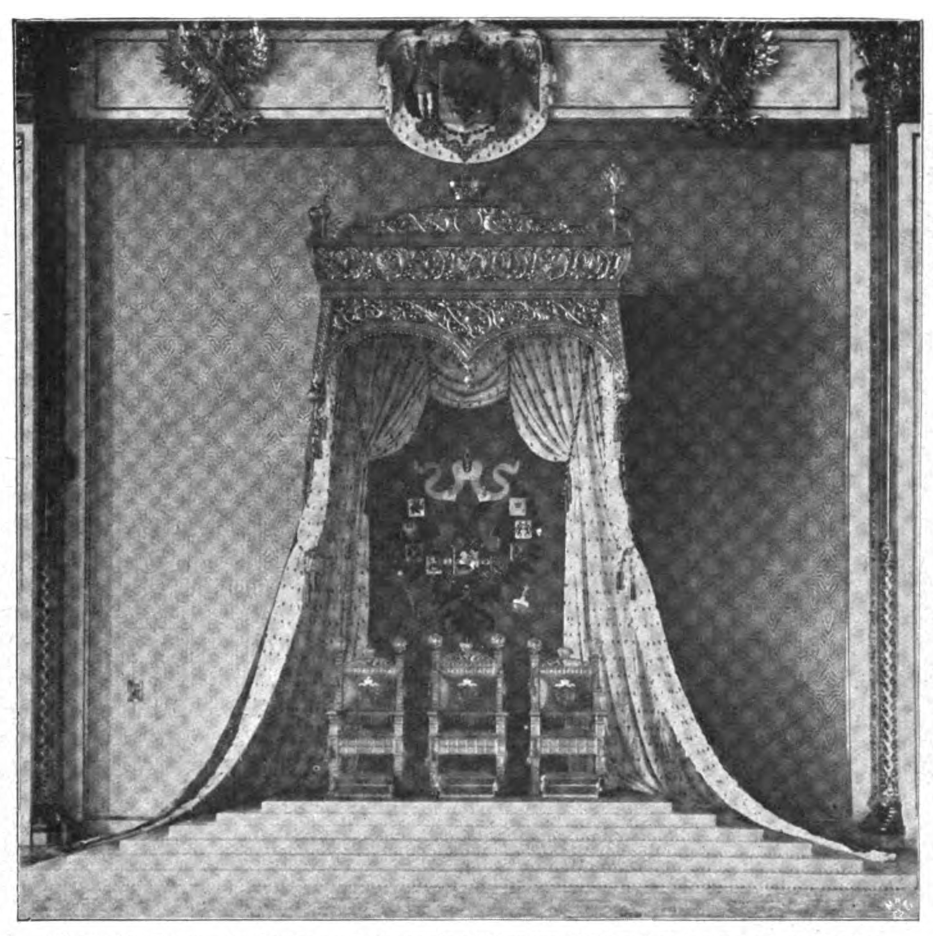


Iswoschtschik (Droschkenkutscher).



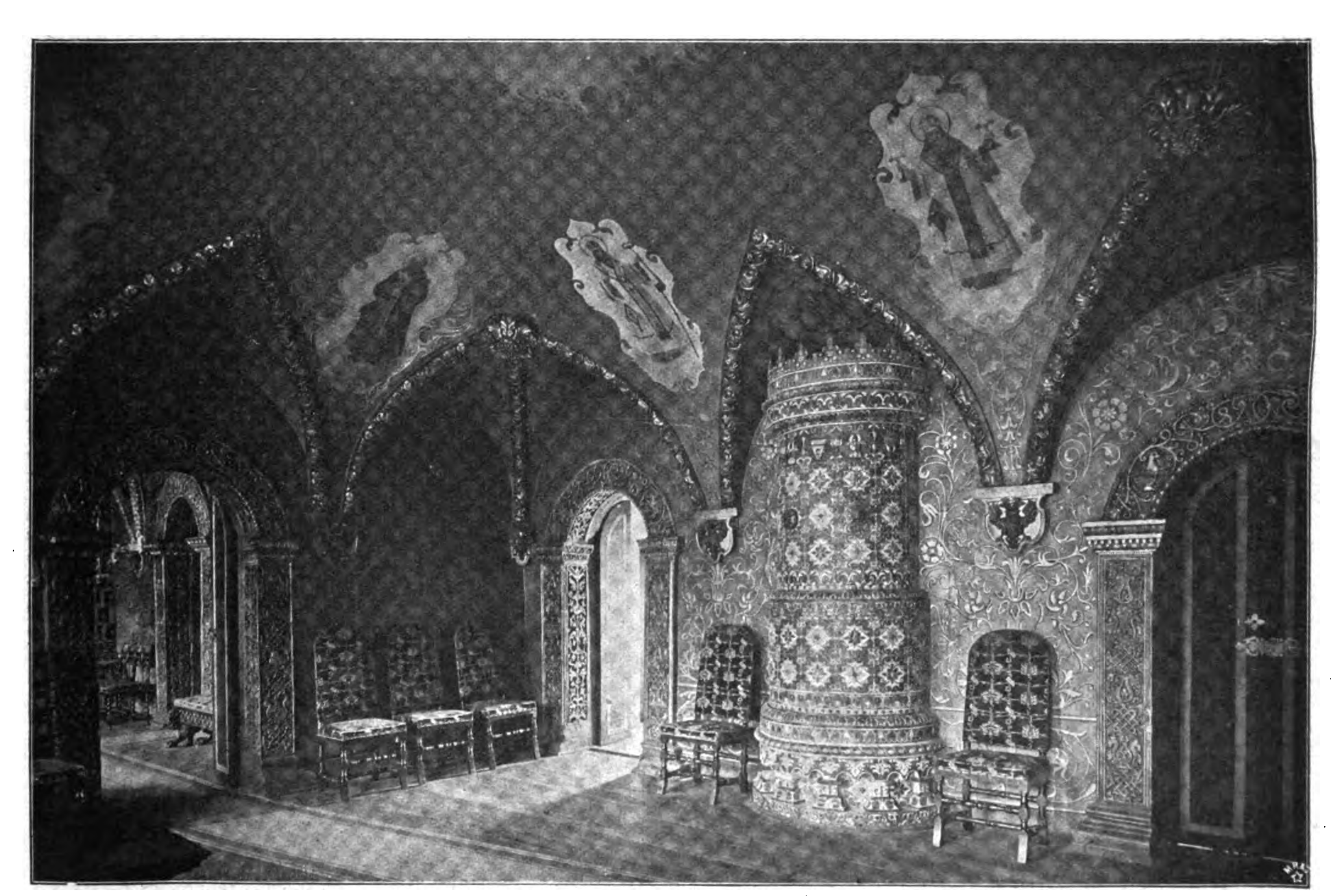
Allerlei charakteristische Strassentypen aus der Zarenstadt Moskau.

ist das Leben und Treiben in den Straßen Moskaus mit seinen altrussischen Typen sehr bunt und bewegt. In Moskau überwiegt zwar längst schon die westeuropäische Tracht, namentlich bei der ganz nach Pariser Mode gekleideten Damenwelt; daneben aber erblickt man noch heut auf dem gleichen Trottoir die verschiedensten nationalen Typen in buntem Gewirr durcheinander: die altrussische Amme in Festtracht, den Straßentheehändler in Bastschuhen und geflicktem Kaftan, den bescheidenen Muschik im grauen Armjäk oder im Schafpelz, den bärtigen Swjastschennik (Priester) in langem, braunem Rock und schwarzem Barett, den Kaufmann in altrussischer Pelzmütze, den Türken in rotem Fez, den Perser mit kegelförmiger schwarzer Schaffellmütze und den Jswoschtschik (Droschkenkutscher), den typischten Vertreter des „Mütterchens Moskau", der solche Neuerungen, wie Tarif oder Reglement, nicht anerkennt und daher auch aus jedem Besuch „Väterchens" in der alten Zarenstadt seinen Vorteil zu ziehen weiß.

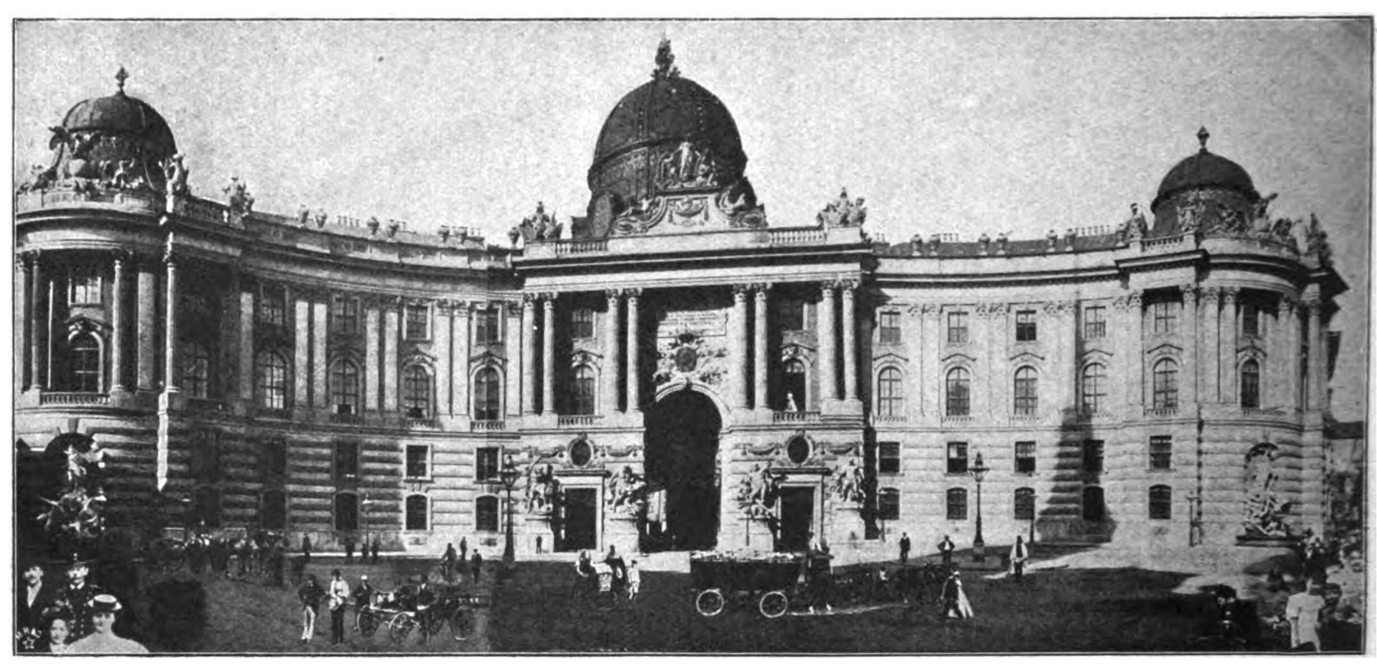


Thron des Zaren, der Zariza und der Zarin-Mutter im Andreassaal des Kreml zu Moskau.
Photographische Aufnahme von J. Barschtschewskij, Moskau.

Die ganze Bevölkerung hängt mit innigster Liebe an dem heiligen „Mütterchen Moskau": „über Moskau," sagt der Volksmund, „geht nur der Kreml, über den Kreml nur der Himmel."



Im ältesten Teil des Kreml: Bankettsaal im alten Facettenpalast.
Photographische Aufnahme von J. Barschtschewskij, Moskau.



Ansicht der kaiserlichen Hofburg in Wien vom Michaelerplatz aus.
Photographische Aufnahme von Aug. Stauda, Wien.

Kaiser Franz Josef I. von Oesterreich und seine Familie.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Die Freude des Deutschen Kaisers über den Besuch seines väterlichen Freundes und Verbündeten, des Kaisers Franz Josef, zum 18. Geburtstag, dem Tag der Großjährigkeitserklärung des Kronprinzen Wilhelm, am 6. Mai, hat in der Reichshauptstadt und im ganzen Deutschen Reich lebhaften Widerhall gefunden. Mit der Feinfühligkeit, die der ritterliche Herrscher des Habsburgerreichs schon vielfach bekundete, hat Kaiser Franz Josef den freudigen Anlaß wahrgenommen, um den letzten Besuch Kaiser Wilhelms in Wien an dem Tage schwerster Trauer, da die Leiche der ermordeten Kaiserin Elisabeth in der Kapuzinergruft beigesetzt wurde, zu erwidern. Seit dem Bestand des Bündnisses grüßt Kaiser Franz Josef in Kronprinz Wilhelm das vierte Geschlecht der Hohenzollern.

Wie als Herrscher, so ist Kaiser Franz Josef auch in seinem Privatleben ein ritterlicher Herr. Die schlanke, an der Schwelle des 70. Lebensjahrs noch ungebeugte Gestalt, der gütig freundliche Ausdruck seines Gesichts, das leichte und doch stets so formsichere Auftreten verraten den immer vornehmen Kavalier. Die Bilder, die den Monarchen als Alpenjäger und auf dem letzten Spaziergang mit der Kaiserin Elisabeth in Kissingen zeigen, geben vollkommen diesen Eindruck wieder. Kaiser Franz Josef dankt seine vortreffliche



Franz Josef I. Kaiser von Oesterreich.
Photographische Aufnahme von Hofphot. Karl Pietzner, Wien.

Gesundheit und Rüstigkeit einer von Jugend auf eingehaltenen Regelmäßigkeit der Lebensführung; er ist Frühaufsteher und verläßt im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr morgens das Bett, um an seinem Schreibtisch die Akten zu erledigen. Während der freundlichen Jahreszeit, wenn der Kaiser den „séjour“ in Schönbrunn, Gödöllö oder Ischl nimmt, werden die Geschäfte in einer späteren Morgenstunde erledigt, und der Monarch macht vor dem Frühstück in den Parkanlagen der Schlösser oder auf den Promenadenwegen um Ischl seinen Morgenspaziergang, der gewöhnlich eine Stunde dauert.

Bekannt, von Ministern, Generälen und Hofchargen zuweilen auch gefürchtet, ist die Pünktlichkeit des Kaisers; er erscheint da, wo er angesagt ist, auf die Sekunde, und es ist Hauptaufgabe des jeweilig dienstthuenden Adjutanten, dafür zu sorgen, daß auch die Dauer jedes einzelnen Empfangs oder Besuchs nicht um eine Sekunde länger ausgedehnt wird. Bei öffentlichen Anlässen spricht Kaiser Franz Josef niemals in freier Rede. Die Ansprachen an ihn werden in der Kabinettskanzlei geprüft, die Erwiderung nach des Kaisers Anordnung aufgesetzt und so von ihm aus einem Blatt abgelesen, das ihm der Adjutant überreicht. Dann werden die Papiere oder deren Abschriften an



Erzherzog Franz Ferdinand, österreichischer Thronfolger.

die Vertreter der Zeitungen übergeben, so daß Zweifel über den Wortlaut der Reden des Kaisers niemals vorkommen können.

Den Künsten steht Kaiser Franz Josef als fürstlich freigebiger und herzlich teilnehmender Schirmherr gegenüber. Jener wundervolle Flügel der Hofburg gegen den Michaelerplatz zu, den unser Bild zeigt, ist eine der letzten Schöpfungen des Kaisers als Bauherr und wurde, als das alte Burgtheater niedergerissen war, treu nach den Plänen und Skizzen Fischer von Erlachs ausgeführt.

Als Jäger und Reiter war Kaiser Franz Josef ein Meister ersten Ranges. Noch heute ist er ein eleganter, sicherer Reiter, aber er hat seit Jahren schon die Teilnahme an den Parforcejagden in Göding und Gödöllö aufgegeben. In den Jagdrevieren von Mürzsteg in Steiermark und am Offensee bei Ischl jagt der Kaiser noch jetzt auf Gemsen, Hirsche und Rehe, ebenso hat der treffsichere Schütze die Jagd in den Alpen jederzeit gern betrieben. Als Trinker ungemein mäßig, ist Kaiser Franz Josef ein leidenschaftlicher Raucher. Seine Lieblingszigarre war bis vor etwa zehn Jahren die bekannte lange Virginiazigarre, von der er im Lauf eines Tags etwa acht bis zehn Stück rauchte. Die Leibärzte des Monarchen haben indessen gegen die allzu starken Virginiazigarren Einspruch eingelegt, und seither raucht der Kaiser leichtere Zigarren, darunter mit Vorliebe eine für ihn besonders fabrizierte echte Havannasorte.

Unsere Bilder zeigen noch den unverehelichten Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, den Erzherzog Otto, den nächsten Thronanwärter nach Erzherzog Ferdinand, ferner die Tochter des Kaisers, Erzherzogin Marie Valerie, deren Gatten Erzherzog Franz Salvator und ihre niedlichen vier Kinder, Enkel des Kaisers.



Hofphot. Karl Pietzner, Wien.

Erzherzogin Marie Valerie.



Hofphot. Karl Pietzner, Wien.

Erzherzog Franz Salvator.

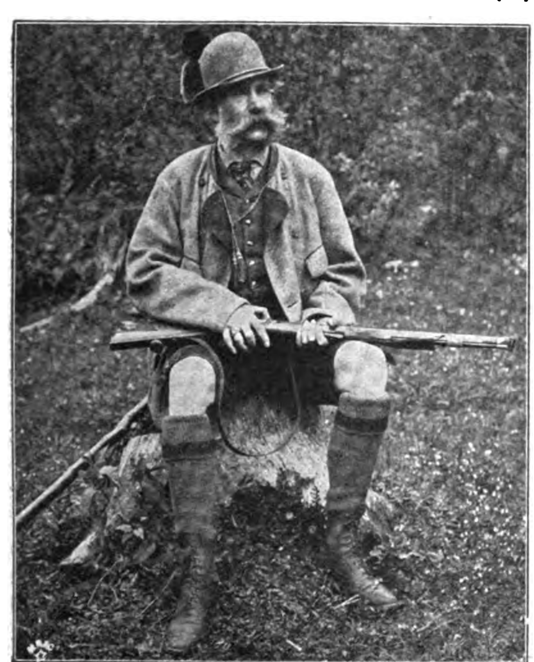


Erzherzog Otto, Bruder des Thronfolgers.

Hofph. R. Krziwanek, Wien.

Erzh. Hubertus. Erzhgn. Hedwig. Erzh. Franz Karl. Erzhgn. Elisabeth.

Die Enkel des Kaisers Franz Josef (Kinder der Erzherzogin Marie Valerie).



Kaiser Franz Josef als Jäger.

Momentaufnahme von Hofphot. Stolif, Wien.



Letzte Aufnahme des österreich. Kaiserpaares auf einem Spaziergang.

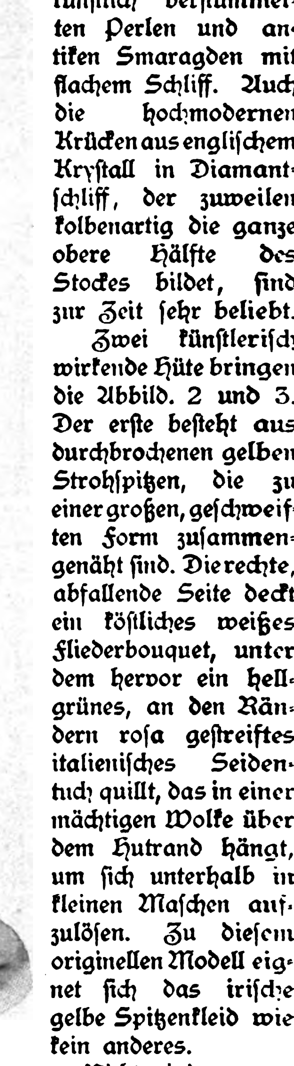
Momentaufnahme von Phot. J. Kolb, Bad Kissingen.

Was die Mode bringt.

Mai.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Reutlinger, Paris.

Paris im Mai! Paris im Zeichen der Weltausstellung! Bedarf es wohl weiterer Worte, um auszudrücken, daß die Frauentoilette in diesem Sommer ganz besonders schick, reizvoll, bizarr und so phantastisch wie nur möglich sein wird? Den tollsten Modelaunen, wenn sie nur in den Grenzen des Schönen bleiben und die Trägerin kleiden, sind Thür und Thor geöffnet, und da strömen sie denn auch wie Milliarden Sonnenstrahlen herein und durchleuchten die sommerliche Modenzeit, die in diesem Jahr insbesondre die Panne imprimée begünstigt.



1. Promenadentoilette aus Felbel mit Spitzenapplikation.

Die duftigen Stoffe, speziell in allen Schattierungen von Blau, Grün und Lila, mit ihrem runenhaften Muster oder den Riesentupfen — als ob das Märchen von den Sternthalern sich in Wirklichkeit verwandelt hätte — eignen sich vorzüglich für leichte Straßenkleider im Frühling.

Bedeutend eleganter noch ist einfarbige panne, wenn sie, wie aus unserer Abb. 1 ersichtlich, mit echten Spitzen, die fast unsichtbar appliziert sind, bedeckt ist. Auf dem pastellblauen Grund ziehen sich schlanke Bogenwindungen über den Rock, an der rechten Seite zusammenlaufend, um hier als Kaskade von Blumen hinabzurieseln. In der gleichen Anordnung ist die Taille garniert, die den Direktoirestil sehr glücklich durch den breiten, schwarzen Atlasgürtel markiert, der durch sechs echte Edelsteinknöpfe geschlossen wird. Rückwärts setzt sich eine Schärpe aus schwarzer Seidengaze mit Atlasband als Abschluß an.

Besonders hübsch ist der große, gelbliche italienische Strohhut mit seinem Kranz blendend weißer Schneeballdolden und den pastellblauen Atlasrosetten an der aufgeschlagenen Seite. Um den Hals schmiegt sich die übliche weiße Tüllschleife, und gleich ihr gehört der Stock zum Charakter des Kostüms.

Nicht nur bei dieser Toilette, wo der Spazierstock sozusagen „obligat" ist, begegnet man ihm; er scheint sich immer weitere Gebiete im Reich der Mode zu erobern, trotzdem dies männliche Attribut in der Zusammenstellung mit den graziösen Toiletten, die von Spitzen, Bändern und Perlen starren, wie ein „enfant terrible" unter wohlerzogenen Menschen wirkt. Die Griffe sind kostbar und bestehen meist aus Emaille, Gold mit eingelegten Steinen oder aus altem getriebenem Silber mit künstlich verstümmelten Perlen und antiken Smaragden mit flachem Schliff. Auch die hochmodernen Krücken aus englischem Krystall in Diamantschliff, der zuweilen kolbenartig die ganze obere Hälfte des Stockes bildet, sind zur Zeit sehr beliebt.

Zwei künstlerisch wirkende Hüte bringen die Abbild. 2 und 3. Der erste besteht aus durchbrochenen gelben Strohspitzen, die zu einer großen, geschweiften Form zusammengenäht sind. Die rechte, abfallende Seite deckt ein köstliches weißes Fliederbouquet, unter dem hervor ein hellgrünes, an den Rändern rosa gestreiftes italienisches Seidentuch quillt, das in einer mächtigen Wolke über dem Hutrand hängt, um sich unterhalb in kleinen Maschen aufzulösen. Zu diesem originellen Modell eignet sich das irische gelbe Spitzenkleid wie kein anderes.

Nicht minder apart ist die zweite Kopfbedeckung aus schwarzem, schachbrettartig geflochtenem Strohband. Die Boleroform ist turbanartig mit lachsfarbenem Taffetband umwunden, durch dessen oberen Knoten zwei weißgrau schattierte Federn mit verwegener Kühnheit gezogen sind. Die chinierte graurosa Taffettoilette ist von schmalen, schwarzen Atlasstreifen unterbrochen; gleicher Stoff umsäumt in Rüschen die faltigen





2. Hut aus gelben Strohspitzen mit Flieder und Bandaufputz.



3. Bolero aus schwarzem Stroh mit lachsfarbenem Schleifenschmuck und Federn.

Aufschläge. Das Jabot ist aus weißer Krepp de chine-Seide. Das ist auch ein alter, wieder herzlich willkommener Bekannter. Es giebt kaum etwas Weicheres und Schöneres im Ton als diesen Stoff mit seinem matten Glanz, der in neuem Schmuck antritt, bereit, seine Siegeslaufbahn anzutreten. Auf seinen weißen Flächen breiten sich lebensgroße einzelne Blüten, Dolden oder auch drei bis vier zusammengefaßte Blumen aus. Die Farben sind der Natur täuschend abgelauscht, und eine Künstlerhand scheint die Blumenfülle in berückender Grazie hingeworfen zu haben. Abschattierter Mohn, Rosen, Tausendschönchen, Feldblumen — man weiß nicht, welchem Muster man die Palme reichen soll. Diese Stoffe im Verein mit Sammet bilden einfach bezaubernde Toiletten. Zierlichere Schwestern dieses kostbaren Materials sind die bemalten Gazestoffe, einzelne Marguerites ohne Stengel und Blätter, ganze Tuffs Veilchen, Vergißmeinnicht oder andere zarte Blumen auf dem fast immer weißen Grund.

Daß der Staubmantel in hübscher Form und eleganter Ausführung auch ein Schmuck sein kann und nicht nur ein cache-misère, wie ihn der boshafte Pariser geringschätzig ob seiner rühmlichen Eigenschaft nennt, nicht mehr ganz frische Toiletten kritischen Blicken zu entziehen, beweist Abb. 4.



4. Staubmantel aus weißer japanischer Seide mit Moirépatten

Hier gilt er als Schutz für duftige Kostüme vor Staub und Regen und sieht eigenartig und schick aus in seiner Machart mit dem Stufenkragen. Weiße japanische Seide, die unverwüstlich und waschbar ist, wird vorteilhaft belebt durch drei am Kragen, je zwei am Aermel übergreifende Patten aus schwarzem Moiré, die mit flachen Goldknöpfen gehalten werden. Der oberste kleine Rand unter dem Stehkragen ist ganz aus abgesteppten Moiré gebildet. Im Verein mit dem großen schwarzen Strohhut, den große Federn und graziöse Taffetseidentuffs schmücken und der dem Mantel entsprechend auch nur in den Farben schwarz-weiß gehalten ist, wirkt das Modell zweifellos sehr anziehend, zumal die weiten Pierrotärmel recht originell und kleidsam sind.

Eine kokette kleine Toque giebt Abb. 5 wieder. Der Hutkopf besteht ganz aus Blättern des Rosenlaubes, um das sich wie ein Nebelstreifen ein Gewinde aus hellgrauem Tüll zieht. Der einzige Schmuck ist ein Tuff voll erblühter Kapitän Cristi-Rosen. Die zierliche Kopfbedeckung wirkt durch ihre Kleinheit und verhältnismäßige Einfachheit äußerst vornehm und wohlthuend auf die von allem Farbenreiz moderner Hüte übersättigten Augen.

Das Schneiderkleid findet auch in Paris immer mehr Anhängerinnen, wie Abb. 6 lehrt. Die

Pariserin ist zu sehr Frau und Kennerin der Wirkung, um nicht genau zu wissen, daß für ihre meist sehr schmächtige Figur, ihre schnellen Bewegungen die weichen Garnierungswellen der Spitzen und Chiffons am vorteilhaftesten sind. Aber sie hilft sich, indem sie das englische Kostüm in seiner kleidsamsten Form, dem schmalen Rock und dem Bolero, wählt, dessen lose Vorderteile sich über einer wahren Flut von Gaze und Volants öffnen. Das alles krönt dann noch die fast zu jedem Straßenkostüm unvermeidliche Fuchsboa.

Bei der Ausschmückung des Huts ist in originellster Anordnung ein Büschel Fasanenfedern, von rückwärts nach vorn auslaufend, verwendet; er verliert sich in bräunlichen Sammtfalten, die im Ton übereinstimmen mit dem braun-gelb gewürfelten Homespunstoff des Kostüms.

Unsere letzte Abbildung Nr. 7 bringt einen Wagenmantel für den Abend oder für kühlere Tage. Daß die Mode auch hier unserem verfeinerten Geschmack Rechnung getragen hat, zeigt der überaus elegante Schnitt des Mantels in der halbanliegenden Form, die immer einfach und vornehm wirkt. In drei Volants ist das hellgelbe Tuch abgestuft und mit Säumchen gesteppt, eine Machart, die jedoch nur für große, schlanke Erscheinungen vorteilhaft ist, da sie durch die Unterbrechung einer langen, geraden Linie die Figur verkürzt. Ein kleiner Volant umgiebt auch den Aermel und bedeckt fast die ganze Hand. Sehr wirkungsvoll ist zum Ganzen der schwarze Chasseurhut gewählt, der mit schwarzem Taffetband und gelben Rosen reich geziert ist.



5. Toque aus Rosenlaub mit Cristi-Rosen und Tüllrand.

Man sieht, daß die Mode jedem Geschmack Rechnung trägt, daß sie allen Frauen gestattet, sich ihrer Laune nach zu kleiden. Und das ist kein Wunder, denn die Mode ist ja ein weibliches Feenkind — wie sollte sie da nicht Verständnis haben für die Launen des schönen Geschlechts!

E. v. R.



6. Schneiderkleid aus braungelbem Homespun.



7. Wagenmantel aus hellgelbem Tuch.

Sterben.

Charakterstudie von Meta Schoepp.

Wenn er nicht diese unsinnige Angst gehabt hätte, würde er dem Freund nie geschrieben haben, zu kommen. Nun er's aber gethan, konnte er gar nicht die Zeit erwarten, bis er da war. Sobald eine Droschke vor dem Haus hielt, mußte Anna nachsehn, ob er's war, und wenn jemand die Treppe hinaufkam, hielt er den Atem an vor Aufregung.

„Ich finde es lächerlich," sagte seine Frau. „Du hättest ihn einladen sollen, wenn es dir besser geht. Nun habe ich doppelte Arbeit. Und obendrein sieht es aus, als ließe ich es dir an etwas fehlen. Worüber hast du denn zu klagen? Ich thue doch wirklich, was in meinen Kräften steht!"

Ja, das that sie. Aber konnte er ihr von seiner Angst sprechen? Ach, wie sie ihn ausgelacht hätte! Sie würde sich ihm gegenüber auf den Lehnstuhl haben fallen lassen, die Hände um die Knie geschlungen, und ihre weißen Zähne hätten zwischen den roten Lippen hervorgeblitzt — ja, so lachte sie. Und er saß dabei in seinem Bett, die knochigen Finger ineinander verschlungen und konnte den Blick nicht von ihr wenden. Sie dachte, er liebte sie? Das dachte sie, wenn er sie so ansah? Ach, die Eingebildete, die Ahnungslose! Weil er sie haßte, sah er sie so an. Weil er ein wütendes Verlangen hatte, sie in einer wilden, in einer tödlichen Umarmung zu ersticken, damit er endlich Ruhe hätte vor ihr; vor ihr, deren kräftige, runde Arme seinen siechen Leib emporhoben, als sei er ein Kind; die es längst vergessen hatte, in ihm den Mann, den Ueberwinder zu sehn. Ach, wie er sie haßte! Wie er sie haßte! Weil sie gesund war und stark und so wunderbar lebensfreudig, haßte er sie. Und weil er schwach war und krank. Und weil er wußte, daß sie noch glücklich sein würde, wenn sein Leib längst von den Würmern gefressen war. Das war ihm das schrecklichste. Daß sie noch genießen würde; sie und der andere. Und er war der festen Ueberzeugung, daß sie den „andern" längst kannte. Daß sie nur auf seinen Tod wartete. Und darum die Angst, die wahnsinnige Angst. Wenn es ihr zu lange dauerte? Wenn sie den schwachen Faden, an dem sein Leben hing, vorzeitig zerschnitt? Was konnte er dagegen thun? Er konnte zu keinem darüber sprechen. Gewiß nicht. Wer sie kannte, würde ihn für toll erklärt haben. Aber warum dann seine schreckliche Furcht? Er beobachtete sie unausgesetzt. Wenn sie stopfte oder flickte oder Briefe schrieb, haftete sein glühender Blick auf ihr. Und ging sie hinaus, konnte er kaum die Zeit erwarten, daß sie wieder kam. Wenn sie da draußen etwas vorbereitete, das ihm Schaden brächte?

„Du mußt mich nicht so komisch ansehn," sagte sie manchmal. „Wenn man krank ist, soll man nur daran denken, gesund zu werden." Und dabei betrachtete sie ihn mitleidig. Dann schoß ihm das Blut ins Gesicht aus Scham über seine Hinfälligkeit, seine Schwäche. Dann hätte er ihr entgegenschleudern mögen: ich hasse dich, ich hasse dich! Aber er schwieg und duldete es, daß sie ihm das Haar, das feuchte, blonde Haar aus den hohlen Schläfen strich oder den Hemdenkragen schloß oder Krümel entfernte, die im Bart hängen geblieben. Ja, er schwieg und lag ganz ruhig. Und manchmal schloß er die Augen und wartete unter wildem Herzklopfen auf etwas — vielleicht darauf, daß sie ihren Kopf dicht, dicht an seine Brust schmiegte — wie lange war es her, daß sie es zuletzt gethan! Ja, vom Morgen zum Abend und wieder vom Abend zum Morgen wartete er darauf. Aber vergebens. Doch es war gut so. Sie mochte ahnen, daß er sie haßte. Er würde sie nicht von sich weisen — o nein! Er würde still liegen, ganz still; um sie sicher zu machen natürlich. Und dann würde er langsam, langsam seine Hände um ihren Hals legen, fester und fester. Bis sie die Besinnung verlor. Bis sie ausgeatmet hatte. Bis er sicher war, daß sie dem „andern" entrissen war, wie sie ihm entrissen war. Und dann würde er seinen Kopf auf ihre Brust legen und einschlafen. Und endlich würde er Ruhe haben. Endlich!

„Kam nicht jemand die Treppe hinauf?"

Geduldig legte Anna die Arbeit nieder, wohl zum zwanzigstenmal, und sah nach. Nein, es war niemand.

„Aber ich habe doch deutlich Schritte gehört," sagte er mißtrauisch.

„Und hast dich trotzdem getäuscht, mein Lieber." Wie lustig das klang! Er war krank, schwer krank — und sie konnte noch lustig sein, die Falsche! Er war ihr so gleichgiltig, daß sie nicht einmal für nötig hielt, Schmerz zu heucheln. Wenn er doch erst da wäre, der Freund, dem er sich anvertrauen konnte. Welche Erleichterung, alles, alles zu sagen, was ihn drückte! Vielleicht — wenn die schreckliche Angst von ihm genommen war, konnte er noch gesund werden? Sagte der Arzt nicht täglich: „Wenn Sie nicht so aufgeregt wären, würden wir das Fieber viel leichter bekämpfen können." Ja, gesund werden! Noch einmal gehen können durch grünende Felder und schattigen Wald! Wieder der Kraft seiner Muskeln vertrauen — in langen, durstigen Zügen die balsamische Luft trinken — und zur Seite ein junges, jubelndes Weib, verklärt durch sein Liebesglück, erfüllt von der Zuversicht, daß es immer, immer so bleibt —

Der Kranke stöhnte auf.

„Fehlt dir etwas?" fragte die Frau. Und als sie keine Antwort erhielt, ging sie zu ihm. „Hast du Schmerzen? Nein? Es hörte sich so an." Sie ordnete seine Kissen. „Sieh mal, es thut mir ja so leid, daß ich dir nicht helfen kann. Und es ist gewiß sehr langweilig. Aber du darfst auch nicht ungeduldig werden. Wenn du so stöhnst, raubst du mir allen Mut. Und ich wenigstens muß doch Kraft behalten, nicht wahr? Was soll denn sonst aus uns werden?" In diesem Augenblick sah sie so müde und hoffnungslos aus, als seien Jahrzehnte verstrichen, seit sie sein Weib geworden. Und waren doch erst drei Sommer ins Land gegangen.

Er bemerkte das nicht. Er war überzeugt, daß sie ihm vorwarf, wie sie arbeiten mußte und wie alles auf ihren Schultern ruhte. Er suchte nach einem Wort, um ihr weh zu thun; bis ins Innerste weh zu thun. Aber er fand keins. Zudem lag ihre Hand auf seiner Schulter, und er spürte die Wärme ihres Körpers. Da schoß eine Blutwelle in seine Schläfen, und sein Herz begann wild zu schlagen. Wenn er ihr's jetzt sagte, wie er sie haßte, sie, die sein Verderben war! Dieses Weib, nach dem er begehrte, wachend und träumend. Nein, er konnte ihr kein böses Wort sagen. Solange ihre Hand ihn berührte, konnte er's nicht. Aber er wandte nun langsam den Kopf, und seine heiße Hand griff nach ihrem Handgelenk.

„Du mußt dich nicht so weit von mir setzen, Anna," sagte er mit heiserer, bebender Stimme. „Warum thust du das? Ist es dir so unangenehm, bei mir zu sein?"

Ihr tiefes Erschrecken konnte ihm nicht verborgen bleiben.

„Habe ich etwas versäumt?" fragte sie gequält.

Mühsam richtete er sich auf. „Nein, nein, so meine ich ich es nicht —" Sie las sein heißes Werben in seinen Blicken, und ein Grauen empfand sie vor ihm. Wie fürchterlich dieses hohlwangige Antlitz mit den unheimlich roten Flecken, dem langen dürren Hals, der eingefallenen Brust, aus der es so unheimlich röchelte — wenn sie ihn ansah, meinte sie den Tod zu sehen. Nichts, nichts an dem Kranken erinnerte sie mehr an den Mann, für den ihr einst kein Opfer groß genug gewesen. Alles an ihm war ihr fremd geworden; ja, es gab Stunden, in denen sie ihm Schuld gab, daß er ihr Leben vernichtet. Sicherlich hatte er gewußt, welch ein grimmer Feind an seinem Lebensmark nagte. Aber er hatte es verschwiegen, um sie zu besitzen, und hatte sie in sein Unglück mit hineingezogen. Sagten die Leute nicht, daß Schwindsucht anstecke? Wenn sie sich vorstellen sollte, daß sie eines Tages auch so daliegen müßte —

„Ich weiß nicht, was du willst," stammelte sie und wollte sich von ihm losmachen. Aber er gab sie nicht frei, obgleich von der Anstrengung die Adern in seinem Gesicht schwollen.

„Du weißt es nicht?" Ein trauriges Lächeln glitt über sein Antlitz. „Wenn ich früher sagte: komm zu mir, kam meine Anna auf mich zugeflogen und setzte sich auf meinen Schoß und war so lieb und zärtlich und sagte, daß es nie, nie anders sein sollte. Weißt du das noch, Anna?"

Sie antwortete nicht, doch mit steigender Angst sah sie in seine unsteten, flackernden Augen. Ja, es war wirklich einmal so gewesen, wie er sagte. Ach, eine Ewigkeit war seitdem vergangen.

„Kannst du das vergessen haben?" fragte er. Doch da unterbrach ihn ein wütender Hustenanfall, und als er vorüber war, sank er erschöpft in die Kissen zurück, und Anna trocknete seine nasse Stirn und wischte Blut von seinen Lippen.

„Kann ich noch etwas für dich thun?"

Da rang sich aus seiner Brust ein Schrei — ein Lachen war's oder ein Schluchzen — und seine abgezehrten Hände griffen nach ihr. „O du, du!" stöhnte er. Er wollte ihr sagen, daß sie treulos und wortbrüchig sei — aber es klang wie ein Liebesstammeln.

Es war Abend, als der Freund kam. Er konnte kaum sein tiefes Erschrecken beim Anblick des Kranken verbergen. Und doch sagte er lächelnd, den angstvollen Blick des Armen ruhig aushaltend: „Nun, auf deinen Brief hatte ich eine andere Vorstellung von dir. Du hast es wohl ein bißchen schlimmer gemacht, damit ich ja komme. Du bist doch noch ganz der Alte! Und was für ein allerliebstes Frauchen du hast! Wenn man sie ansieht, muß man schon gesund werden. Und wie nett es bei euch aussieht —"

Gierig horchte der Kranke auf. Es that ihm so wohl, was er da hörte. Aber gleich darauf beschlich ihn die Angst um so stärker. Wie, er lobte sie auch? Hatte sie kaum gesehen und lobte sie schon? Wie machte sie es nur, daß sie alle Menschen für sich einnahm? Nun auch den Freund, dem er sich doch anvertrauen wollte.

„Ja, ja," sagte er hastig und blickte ängstlich nach der Thür, ob sie auch nicht kam, „es ist wahr, sie ist ganz nett; aber ich muß dir doch etwas sagen —"

Der Freund sah seine fieberheißen Wangen, seine krankhaft glänzenden Augen und legte die Hand auf des Kranken Mund. „Nicht jetzt, Erich, nicht jetzt. Wenn du erlaubst, mache ich es mir erst ein bißchen bequem und bitte deine Frau um eine kleine Erfrischung —" Und er ging und atmete tief auf, als er draußen war. „Was ist nun der Mensch?" fragte er sich erschüttert, „was ist nun der Mensch?"

Er fand Anna in der Küche. Sie stand da mit hängenden Armen und vorgebeugtem Oberkörper. Sie schien etwas fragen zu wollen. Doch ganz plötzlich fing sie an zu weinen. Lautlos; aber ihr Körper zitterte dabei.

Er suchte nach einem Wort, um sie zu trösten. Was hätte er ihr sagen können? Jeder Trost wäre eine Lüge gewesen. So sprach er aus, was er im tiefsten Innern dachte: „Arme Frau!" Er führte sie zu einem Stuhl und wartete, bis sie sich gefaßt hatte. Und sah dabei, wie hübsch und wie jung sie war.

„Ist er schon lange krank?" fragte er.

Sie hob den thränenschweren Blick. „Es war bald, nachdem wir verheiratet waren."

„Mein Gott —"

„Aber wir wußten nicht, daß es so schlimm würde. Ich wußte es gewiß nicht. Ich war achtzehn Jahre."

Sie wischte mit der Schürze über ihr Gesicht. Und nun fiel ihr ein, daß er wohl hungrig sei, und holte Fleisch und Brot und Butter. Und dann saßen sie sich am blank gescheuerten Küchentisch gegenüber, und sie war glücklich, endlich einen Menschen zu haben, mit dem sie über ihr Unglück sprechen konnte. „Nein, ich wußte es nicht. Und er hat mir nichts davon gesagt. Und wenn er mir's gesagt hätte, würde ich es gewiß nicht geglaubt haben. Ich hatte ihn so lieb, und wir waren acht Geschwister zu Haus; da war's meinen Eltern schon recht, als wenigstens eine versorgt war. Wenn man arm ist, muß man ja froh sein, wenn man überhaupt einen Mann bekommt. Ja, wenn man alles vorher wüßte! Ich bin jetzt dreiundzwanzig Jahre alt, und von meinem Leben habe ich nichts gehabt. Nichts — nichts —"

Unverwandt sah er sie an. Sie sprach von sich; von ihrem vernichteten Leben. Und ein schrecklicher Vorwurf klang aus ihren Worten gegen den Mann, den sie einmal lieb gehabt. Dreiundzwanzig Jahre! Er wußte nicht, wen er mehr bemitleiden sollte: das Weib — oder den Mann.

„Anna!" rief der Kranke von drinnen.

Schnell strich sie das Haar glatt und eilte zu ihm.

„Warum kommt ihr nicht zu mir?" fragte er mißtrauisch. „Was thut ihr so lange da draußen? Und als er ihr noch immer erregtes Gesicht bemerkte, wurde er zornig. „Es paßt mir nicht, daß ihr hinter meinem Rücken zusammensteckt! Schämst du dich denn nicht? Sobald du einen Mann siehst, läufst du ihm in die Arme."

Sie antwortete nicht. Aber sie hielt sich mit beiden Händen am Bettpfosten. Sie durfte nicht widersprechen. Der Arzt hatte es streng verboten. Mein Gott, wie schwer war es oft, ruhig zu sein! Sie drückte die Zähne in die Unterlippe, und eine feine Röte stieg zu den Schläfen auf. Und die wurde purpurn, als nun der Freund eintrat und sie eine Frage in seinen Augen zu lesen glaubte.

Sie setzte sich auf den Stuhl am Fenster; aber ihre sonst so fleißigen Hände lagen im Schoß. Wie im Traum sah sie auf die beiden Männer, hörte sie, was sie sprachen. Die ungeduldigen Klagen des Kranken — zornige Worte über den Arzt, der ihn sicherlich falsch behandelte — über die Einsamkeit, zu der er verurteilt war — über die Gleichgiltigkeit, mit der man ihm begegnete — da sank ihr Kopf

auf die Brust. Da fühlte sie sich so müde, so kraftlos — so sehr selbst der Hilfe bedürftig — daß sie es nicht begriff, wie sie bisher so tapfer ihr Schicksal ertragen. Und doch verbarg sich unter dieser entsetzlichen Mutlosigkeit etwas wie Hoffnung, ein leises, leises Erwachen des Jugendbewußtseins, die Sehnsucht nach der Welt, nach der Freude — ja, sie war dreiundzwanzig Jahre und hatte noch nichts vom Leben gehabt.

Am nächsten Morgen mußte sie in das Geschäft gehn, für das sie arbeitete, um die fertigen Sachen abzuliefern. Erich benutzte die Zeit, um dem Freund alles zu sagen, was ihn bedrückte. „Ich bin überzeugt, daß sie mich aus dem Weg haben will," sagte er mit heiserer Stimme, „du mußt sie überwachen, Gustav, und mußt mir alles sagen, was du beobachtest, hörst du? Ach, wie sie mich manchmal ansieht! Aber sie hat Angst vor mir! Und das ist das böse Gewissen. Wenn ich ihr doch noch einmal zeigen könnte, daß ich der Stärkere bin." Er machte eine Bewegung mit den Händen, als wenn er etwas umkrallen wollte, und es schauderte den andern. Aber es entging ihm auch nicht seine Unruhe, solange sie nicht da war, und er war empört über den Verdacht, den der Kranke zitternd aussprach.

Als sie sich heute gegenüber saßen — Erich schlief — fiel ihm ihr blasses Gesicht auf. Sie hatte gestern frischer ausgesehen. „Erholen Sie sich, solange ich hier bin," bat er, „Sie reiben sich auf. Wollen Sie mir erlauben, daß ich eine Krankenpflegerin bestelle?"

Nein, sie wollte nichts davon wissen. Und Erich würde es nie zugeben. „Er kann mich nicht entbehren," sagte sie und wurde glühend rot.

„Aber Ihre Gesundheit! Denken Sie denn nicht daran?"

Da waren auf einmal wieder die Thränen. „Ach — ich — was liegt an mir! Und vielleicht bin ich auch schon krank!"

Sie stand auf und ging müde ins Krankenzimmer. Und als er später nachkam, sah er, wie Erich sie an beiden Handgelenken hielt, die glühenden Augen auf sie geheftet, und wie sie vergebens suchte, sich los zu machen. Da kannte er auf einmal die furchtbare Tragödie dieser beiden Menschen, und es flammte etwas in ihm auf. Aber es war nicht das Mitleid für den Freund.

Stöhnend war Erich in die Kissen zurückgesunken. Und dann, ganz unvermittelt, begannen seine wütenden Vorwürfe. Selbstverständlich hätte sie einen Liebhaber. Man sollte ihn nur nicht für blind halten! Sie könnte ja kaum die Zeit erwarten, daß er tot war! Sie und der andere. Wo war sie, wenn sie so lange fortblieb? Aber noch war es nicht so weit — nein, ganz gewiß nicht! Er würde wieder gesund werden. Im Frühling. Er wußte es ganz sicher! Und dann — wehe ihr!

Er sprach immerfort, hin und wieder von wütendem Husten unterbrochen, und der Freund, der ihn umsonst zu beruhigen suchte, hörte aus jedem Wort seine wahnsinnige Eifersucht, die qualvolle Sehnsucht nach dem Weib, dessen Liebe ihm verloren war. Er sah zu ihr hin — wieder hatte sie den Bettpfosten umklammert. Ihr Gesicht war weiß, ganz weiß, die kleinen, spitzen Zähne blitzten zwischen den halbgeöffneten Lippen und die sonst hellen Augen waren fast schwarz. Aber sie bewegte sich nicht. Sie sah nach dem Fenster hin, auf dem rote Geranien blühten. So konnte nur die Verzweiflung blicken. Er hätte ihr so gern etwas gesagt — etwas Freundliches, Tröstliches — aber er hätte den Mann noch mehr erregt. So schwieg er. Dreiundzwanzig Jahre — und nichts vom Leben gehabt!

Es war gut, daß sie endlich ging. Solange er dieses starre, weiße Gesicht sah, dachte er nur an ihren Schmerz; und daß sie so jung und hübsch war. Und eine eigentümliche Unruhe wollte nicht von ihm weichen.

Erst nach Stunden, nachdem der Kranke eingeschlafen, sah er sie wieder. Sie saß am Küchenfenster, neben sich einen Korb voll Leinenzeug, in das sie Monogramme stickte. Aber sie that nichts. Und ihr Gesicht war immer noch starr und leblos. Er nahm einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber. Und wieder suchte er nach Worten, um sie zu trösten, und wußte doch nichts zu sagen als eine plumpe Frage: „Ist er oft so?"

Langsam wandte sie den Kopf zu ihm hin. Sie hatte offenbar nicht gehört, was er fragte. „Wenn ich fortginge," sagte sie langsam, „hätte er niemand, der ihn pflegte."

Da war's ihm, als hätte er einen Schlag bekommen. Er griff nach ihrer Hand, die kalt und schwer in ihrem Schoß lag, und beugte sich weit zu ihr hin. „Sie dürfen so nicht sprechen. Sie wissen, wie krank er ist."

Zitterte sie? Sie machte einen schwachen Versuch, ihm ihre Hand zu entziehen. Aber er hielt sie nur fester. „Ja," murmelte sie, „er ist krank. Aber ich fürchte mich so vor ihm. Ach, Sie wissen nicht — Sie wissen nicht —" Wie ein Kind sah sie zu ihm auf. So hilflos, so flehend. Und ein rasendes Mitleid erfüllte ihn mit diesen zärtlichen, hilflosen Augen, mit dieser bebenden, angstvollen Stimme. Rasch stand er auf und ging einigemal in dem engen Raum auf und ab. Da war etwas in ihm aufgestiegen, das ihm die Schamröte ins Gesicht trieb und das er nun doch nicht bannen konnte. Und immer, wenn er sie ansah, sah er, wie jung und wie hübsch sie war, und dachte, daß sie noch nichts, noch gar nichts vom Leben gehabt hatte.

„Es ist am besten," dachte er, „wenn ich morgen wieder abreise. Helfen kann ich nicht, und ich kann das nicht mit ansehen."

Beim Abendbrot sagte er's ihr. Mit einem langen, traurigen Blick sah sie ihn an, und ihre Mundwinkel zogen sich ein wenig hinunter. „Ja, ich dachte mir's," ach, diese tonlose Stimme! „es ist nicht angenehm bei uns!"

Er blickte auf seinen Teller. Er wollte sie nicht ansehen. Daß er doch nie gekommen wäre! Und er versuchte ihr klar zu machen, daß lediglich die Pflicht ihn zurückrufe. Er hatte Urlaub von seinem Chef erhalten, natürlich; aber bei dringenden Anlässen — und er hatte Nachricht erhalten . . . Sie wußte nichts von diesen Nachrichten, und sie glaubte ihm auch nicht. Sie wußte es besser. Wer in ihr Haus kam, floh es nur zu bald wieder. All die guten Freunde und Freundinnen, die sie früher besuchten, hatten jetzt keine Zeit mehr für sie; sie hatten so viel zu thun; ja, und hatten immer anderes vor; und fürchteten auch zu stören. Und der da auch. Und doch hatte sie geglaubt, daß sie in ihm eine Stütze haben würde. Er hatte sie öfter so mitleidig angesehen; und stark und gut schien er zu sein — und wollte sie nun doch verlassen, sie, die so schwach und müde geworden.

Da legte sie wie ein Kind ihre Arme auf den Tisch und ließ den Kopf darauf sinken und begann zu weinen. Lautlos. Wie jemand, der an stilles Weinen gewöhnt ist. Nur ihre Schultern und Arme zuckten, und hin und wieder war ein so schrecklicher Seufzer hörbar.

Der Mann saß ihr gegenüber und wagte nicht, sich zu rühren. War sie denn wirklich ein solch großes Kind, daß

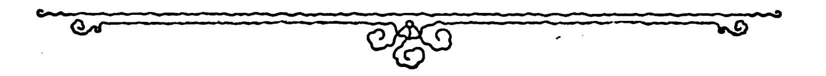
sie nicht ahnte, es könne noch eine andere Ursache für sein Fortgehen geben, als seine dringenden Arbeiten? Wie er sie da so gebrochen vor sich sah, das glänzende, krause Haar halb gelöst, die jungen Schultern gebeugt von einer Last, die schwer, ach, so unsagbar schwer war, da hätte er sie am liebsten an sich gezogen und gesagt: „Sei ruhig, mein armes, armes Kind! Ich will dir helfen und dich stützen. Trockne deine Thränen. Du sollst nicht mehr allein und verlassen sein!" Aber durfte er es? Es war Verrat an dem da drinnen, der ihn zu seiner Hilfe gerufen. Wer aber war der Hilfe bedürftiger? Das Weib — oder der Mann? Wie es kam? Er hatte ihre thränenfeuchte Hand in die seinige genommen und sie dadurch gezwungen, aufzublicken. Und nun er ihr armes, zuckendes Gesicht so dicht vor sich sah, diese Augen, die so flehend sprachen: „Verlaß mich nicht!" — da vergaß er den Freund und alles, was er sich über seine Pflichten gesagt, und daß es notwendig war, morgen zu reisen.

Mit geschlossenen Augen lag sie in seinen Armen, wie leblos. Und er sagte ihr süße Trostworte; und daß er ihr helfen wollte, stark zu sein; und daß er bei ihr bleiben wollte; aber sie durfte nicht mehr weinen. Nein, er konnte ihre Thränen nicht sehen.

Erst drei Tage war Gustav im Haus, und der Kranke meinte, es sei auf einmal Frühling geworden. Wachte er auf, sah er in Annas rosiges, strahlendes Gesicht, und ihre Hände berührten ihn so lieb und zärtlich, und ihre Augen sahen ihn ganz anders an als früher. Sie plauderte auch wieder mit ihm wie damals, als sie noch so glücklich waren; neben seinem Bett standen Blumen, Veilchen und Rosen, und seine Lieblingsgerichte wurden gekocht.

„Ich bin so glücklich," sagte der Sterbende zum Freund, „sie ist ganz anders geworden. Du hast ihr wohl ins Gewissen geredet?"

Und er schloß die Augen. Er hörte sie draußen singen, und mit einem glücklichen Lächeln schlief er ein . . .



Was uns unser Spiegel erzählt.

Plauderei von Olga Wohlbrück.

Wohlgemerkt: unser Spiegel. Nicht irgendein beliebiger Spiegel. Ein Spiegel ist wie ein fremder Herr. Er interessiert uns nur, wenn er liebenswürdig ist. Nicht alle fremden Herren, nicht alle Spiegel sind liebenswürdig. Es giebt oft ganz unausstehliche Exemplare unter ihnen — vielleicht sind es die wertvollsten? Aber wir lieben sie eben nicht. Denn ihre gerade Offenheit streift manchmal an die Grobheit. Wir verlangen keine Offenheit — niemals. Und wenn wir auch manchmal zum Schein darauf bestehn — wir sind ja doch beleidigt, wenn man dann unsern Wunsch erfüllt.

Unser bester Freund ist unser Spiegel. Der Spiegel, den wir unter hundert andern auserwählt haben, den wir in die richtige Ecke gestellt, vor dem wir selbst in der richtigen, uns günstigen Beleuchtung stehen. Von unserm Spiegel dürfen wir Aufrichtigkeit verlangen; denn er geht immer nur so weit in seiner Aufrichtigkeit, als wir selbst es in unserer Empfindlichkeit vertragen. Unser Freund darf uns niemals sagen: heute bist du häßlich; sondern höchstens: heute bist du nicht so hübsch wie gestern. Er darf uns ja nicht darauf aufmerksam machen, daß unsere Gesichtsfarbe graugrün ist, o nein, nur blässer — und all die kleinen Unebenheiten der Haut, die zarten Fältchen und kleinen Röten, über die muß er uns geschickt hinwegtäuschen, wie eben nur ein feinfühliger Freund es vermag.

Und vor allem, was verlangen wir von unserm besten Freund? Daß er stets das sagt, was wir zu hören wünschen. Das ist die Grundbedingung. Nachher kann er uns mit einigen „wenn" und „aber" kommen, mit einigen Ratschlägen, die wir ja auch um so eher befolgen, als wir deren Uneigennützigkeit erkennen.

Mißtrauisch sind wir nur fremden Spiegeln gegenüber. Das heißt im günstigen Fall, wenn wir nämlich mit unserm Hausfreund zufrieden sind. Es kann aber auch das Gegenteil eintreffen. So ist eine mir bekannte Dame stets entzückt von sich, wenn sie sich in dem Spiegel ihrer Schneiderin betrachtet, und ganz enttäuscht, wenn sie sich zu Hause vor ihren Trumeau stellt.

„Ich weiß nicht, wie das kommt," klagte sie letzthin ihrer Modistin, „wenn ich bei Ihnen anprobiere, sehe ich so schlank und elegant wie möglich aus, kleide ich mich aber bei mir an, so sehe ich eine ganz andere Figur. Ich werde meine Jungfer wechseln müssen."

„Wechseln Sie lieber den Spiegel!" meinte die Modistin.

„Ach so, natürlich! Mein Spiegel zeigt falsch."

Die Dame war und blieb völlig beruhigt. Ihr Spiegel zeigte falsch. Daß auch der Spiegel ihrer Schneiderin falsch zeigen konnte, kam ihr nicht in den Sinn.

Wenn so ein Spiegel selbständig plaudern dürfte, nicht bloß erzählen, was wir von ihm wissen wollen, was käme da alles zu Tage! Vor allem eins: gegen niemand sind wir Frauen so liebenswürdig, wie gegen unsern Spiegel. Ganz unwillkürlich lächeln wir ihm zu, wenn wir ihm oder uns in ihm einen Blick schenken. Das heißt; wir lächeln, wenn wir annehmen, daß das Lächeln unser Gesicht verschönt; wir sehen ernst oder melancholisch drein, wenn wir vermuten, daß gerade dieser Ausdruck dem Typus unseres Gesichtes mehr entspricht. Sind wir noch so zornig, wir werden die Stirne glätten, wenn unsere Augen auf den Spiegel fallen, und sind unsere Augen noch so thränenschwer, wir werden uns vor der häßlichen Weingrimasse hüten.

Der Spiegel als Erzieher! Das ist sein eigentlicher Beruf oder sollte es wenigstens sein. Er lehrt uns Selbstbeherrschung und zum Teil Selbsterkenntnis. Und er thut das so liebenswürdig! Wenn wir uns vor ihn hinstellen und ihn fragen: „Spieglein, Spieglein an der Wand —" so antwortet er ja in altbewährter Klugheit zuerst mit einem Kompliment, aber dann — Wenn wir nur immer hören, nur immer sehen wollten!

Wir sind heutzutage alle so kunstliebend und „kunstverständig", wir sprechen alle von der „Linie", der berühmten „einzigen Linie", von der Harmonie der Farben, der „vornehmen Einfachheit des Stils", wir jagen durch alle Galerien und Kunstsalons, blättern in allen Mappen und stöbern in allen Antiquitätenhandlungen, wir setzen einen snobistischen Eifer drein, jedem Gegenstand unserer Wohnung den passendsten Rahmen zu geben, und uns selbst rahmen wir ein — gedankenlos zumeist und oft geschmacklos. Geschmacklos, nicht im Sinn von häßlich, sondern von unpersönlich.



Unser ganzes Bestreben geht danach, einem glatten, hübschen Modeausschnitt gleichzusehen. Um keinen Preis würden wir ein Bild von L. v. Hofmann in einen Rokokorahmen spannen — aber wir alle müssen Cleo de Merode- oder Botticellischeitel tragen, wenn wir auch ein hochstrebendes Roxelanenäschen und japanisch geschlitzte Augen haben.

Dann stehen wir nun stundenlang vor unserm Spiegel und lassen uns von ihm zum hundertstenmal versichern: „Ja, du bist hochelegant, nach der neuesten Mode gekleidet. Eine Wolke Puder, ein Hauch Lippenschminke, und du siehst blühend aus. Hübsch? Jawohl auch hübsch. Es giebt heutzutage keine häßlichen Frauen mehr — nur ungeschickte. Vornehm? Na — so — so! Vornehm sein, heißt stilvoll sein, und du bist nicht stilvoll, du bist wie deine Freundinnen, Frau so und so und Frau so und so — Jünger? Vielleicht? Das läßt sich heutzutage nicht so genau bestimmen. Es giebt heutzutage auch keine älteren Frauen mehr. Bis vierzig sind alle jung und von vierzig ab noch jung. Ich — dein Spiegel — kann es mir denken, wie alt du bist — ganz in der Früh, wenn du aus dem Bade steigst und anfängst, Toilette zu machen. Aber ich bin diskret, ich schweige. Wenn wir Spiegel unsere Morgeneindrücke austauschen dürften?"

Wir thun gut, nicht allzulange mit unserm lieben Freund zu plaudern, denn dann bekommen wir Dinge zu hören, Dinge — die man nur gern hört, wenn sie andern Frauen gesagt werden! Aber schließlich, was wir von unserm Spiegel zu erwarten haben, wissen wir.

Da giebt es aber fremde, harte, kalte Exemplare, die im grellen Licht stehn und erbarmungslos all die kleinen Tricks aufdecken, die wir anwenden, um mehr noch uns als die andern über all die kleinen Bosheiten der Natur und der Jahre hinwegzutäuschen. Hüten wir uns vor diesen Spiegeln, weichen wir ihnen aus in weitem Bogen, sie sind enttäuschender als die Wirklichkeit. Prüft doch auch der Maler die Richtigkeit seiner Zeichnung mittels des Spiegelbilds.

Und sind wir Frauen, die wir das erste Drittel unseres Lebens überschritten, nicht alle ein bißchen Künstler? Wir wollen nicht gerade sagen „Maler" — obwohl! Gefährlicher sind diese nackten, kalten Spiegel für unsere Gemütsruhe als selbst die billigen grün- und gelbwiederspiegelnden Gläser, an denen man mit lächelnder Sicherheit vorübergeht.

Das sind die kleinen, neidvollen Kläffer, über die man sich mit gutem Recht lustig machen darf — denn was sie vorbringen, ist gar zu unwahrscheinlich!

Nur unserm Spiegel räumen wir das Recht der Kritik ein, und unser Spiegel ist Zeuge mancher heiteren, mancher traurigen Stunde. Er liebt unser Leben nicht. Die erste Falte, das erste graue Haar — er zeigt sie uns und erinnert uns an sie. Er giebt uns aber auch wieder neuen Lebensmut, eine zweite Jugend, denn er hilft uns die Falte glätten, das weiße Haar verbergen — und solange er das vermag, so lange ist er uns ein unentbehrlicher Vertrauter. Dann freilich kommt die Zeit, wo auch er nichts mehr vermag; keine Bitten, keine Thränen, keine noch so raffinierten Erfindungen, kein Zanken und Feilschen — nichts, nichts vermag die Wahrheit zu vertuschen, und unser Spiegel sagt uns nur noch das letzte: „Entweder du bist heroisch und ergiebst dich, oder du kämpfst weiter und machst dich lächerlich."

Und nun — nach alledem — ganz ehrlich: müssen wir unserm Spiegel nicht dankbar sein? Sind die Stunden, die wir vor ihm verbringen, wirklich verloren? Diese selben Männer, die uns unsere Eitelkeit vorwerfen — was würden sie sagen, wenn wir unsern Spiegel verbannten oder ihm auch nur eine bescheidenere Rolle zuwiesen? Ist es denn bloß Eitelkeit, nicht Notwendigkeit, die uns zum Spiegel zieht? Hat nicht selbst die gütigste und klügste Frau die Erfahrung gemacht, daß all ihre Güte und Klugheit machtlos und unter Umständen wertlos sind gegen ein reizvolles, anmutiges Aeußere?

Der Mann, der eben noch gegen die Eitelkeit und das „ewige vor dem Spiegel stehen" seiner Frau gewettert hat, ist doch gleich wieder besänftigt, wenn er konstatieren darf, daß seine Frau am hübschesten, anmutigsten und geschmackvollsten aussieht. Der Spiegel ist der idealste Hausfreund: er ist da, damit sich der Zorn des Gatten auf ihn entladet, und hilft doch der Frau, sich die Liebe und das Gefallen ihres Mannes zu erhalten. Keine noch so kluge, noch so berühmte Frau, in deren Leben es nicht Augenblicke gegeben hat, wo sie all ihren Geist, all ihren Ruhm mit tausend Freuden hergegeben hätte für die eine Antwort ihres Spiegels: „Ja, du bist schön, ja, du wirst ihm gefallen."

Keine Liebe ohne Gefallsucht, keine Gefallsucht ohne Eitelkeit, keine Eitelkeit ohne Spiegel. Wäre die Liebe nichts, bedürften wir so des Spiegels?

Man lasse ihn uns nur, denn er ist uns zugleich Waffe und Schild, Berater und Warner, und er wird es bleiben, solange es noch einen Mann und ein Weib auf der Welt geben wird — und somit Liebe, Gefallsucht und Eitelkeit.



Giftwirkungen.

Von Dr. med. L. Rack.

Seit uralten Zeiten richtet sich das lebhafteste Interesse aller Menschen auf jene geheimnisvollen Stoffe die in ganz kleinen Quantitäten die unheimliche Fähigkeit besitzen, wie mit zauberhafter Macht blühende Menschenleben zu vernichten — auf die Gifte. Wenn wir den Begriff eines „Giftes" umgrenzen wollen, so ergeben sich mannigfache Schwierigkeiten. Die Wirkung eines Stoffes auf den Organismus hängt nicht nur von seiner Natur, sondern auch von der Menge ab, in der er aufgenommen wird. So finden wir, daß selbst so harmlose Dinge, wie das Kochsalz, das in der richtigen Menge ein absolut unentbehrlicher Bestandteil unserer Nahrung und unseres Körpers ist, in allzugroßen Massen genossen, schädliche Giftwirkungen entfaltet. Andererseits sehen wir aber auch, daß solche Stoffe, die man gemeinhin als Gifte zu bezeichnen pflegt, umgekehrt als sehr segensreiche Heilmittel dienen, wenn sie in geringen Mengen dem Organismus dargeboten werden. Und schließlich giebt es noch eine ganze Reihe von Stoffen, die, obwohl nicht Gifte im landläufigen Sinn, doch außerordentlich schädliche Einflüsse auf den Organismus entfalten, wenn sie dauernd, obwohl in geringen Mengen, aufgenommen werden. Diese Vergiftungen haben sogar vom Standpunkt des Hygienikers das allergrößte Interesse, da sie es sind, unter deren Schädlichkeit die gewerblichen Arbeiter so ungemein zu leiden haben, besonders, wenn sie mit Blei, Quecksilber, Arsenik, Phosphor u. s. w. täglich zu schaffen haben. Und dazu kommen schließlich noch die Vergiftungen, die durch den Mißbrauch schädlicher Stoffe, also durch eigene Schuld erzeugt sind, so die chronische Vergiftung mit Alkohol, Opium und Tabak.

Was nun die Wirkung der Gifte im allgemeinen anbetrifft, so kann man dabei zwei Hauptkategorien unterscheiden.

Es giebt erstens Gifte, die im Körper dieselbe rein chemische Wirksamkeit entfalten, die sie auf die toten Gewebe ausüben. Wenn wir wissen, daß konzentrierte Schwefelsäure verkohlend, Laugen auflösend auf tierische Substanzen wirken, so werden wir uns nicht wundern, daß sie im lebenden Körper genau dieselben Wirkungen bedingen, und verstehen auch ohne weiteres, daß diese intensive Beeinflussung der Gewebe durch rein chemische Einwirkung des betreffenden Stoffes sehr schädlich auf den Lebensprozeß einwirken muß. Daß eine umfangreiche Zerstörung des Schlundes, der Speiseröhre und des Magens durch Säuren oder Laugen eine schwere Gesundheitsschädigung oder selbst den Tod herbeiführen kann, ist ohne weiteres klar.

So ist denn also die Wirksamkeit dieser rein chemischen Gifte sehr einleuchtend; viel schwieriger ist, sich eine Vorstellung von dem Einfluß der andern Kategorie zu machen, die nur auf die **lebende** Zelle ihren verderblichen Einfluß ausüben, die man deshalb als „physiologische Gifte" bezeichnen kann. Und in der That stehen wir hier noch manchen Rätseln gegenüber.

Die physiologischen Gifte kann man im wesentlichen in drei Hauptgruppen scheiden, in Blutgifte, Nervengifte und Herzgifte. Doch ist diese Trennung nicht scharf, insofern als manche Gifte ihren schädigenden Einfluß nach zwei Seiten hin geltend machen, z. B. gleichzeitig das Blut und die Nerven attackieren. Außerdem sind die meisten Herzgifte auch gleichzeitig Nervengifte und umgekehrt.

Das Blut spielt im normalen Ablauf der Funktionen eines Lebewesens eine ungemein wichtige Rolle. Es ist nicht nur der Träger der Nährstoffe, die es zu allen Geweben hinführt; es ist vor allem der Träger des lebenerhaltenden Sauerstoffs. In den roten Blutkörperchen findet sich ein Farbstoff, das Hämoglobin, dessen Aufgabe diese Sauerstoffübertragung ist. In den Lungen tritt das Blut in Berührung mit der durch den Atmungsprozeß zugeführten atmosphärischen Luft. Hier belädt sich das Hämoglobin mit Sauerstoff und verbindet sich mit diesem zu dem sogenannten Oxyhämoglobin. Diese lockere Verbindung ist nun befähigt, ihren Sauerstoff wieder an die Gewebe abzugeben und wird dabei zu Hämoglobin zurückgebildet.

Es giebt nun Stoffe, die die Fähigkeit haben, sich ähnlich dem Sauerstoff an das Hämoglobin zu binden; da dessen Aufnahmefähigkeit für Sauerstoff, seine normale Funktion also, dadurch vernichtet wird, so sind diese Stoffe **Blutgifte**. Der wichtigste Typus dieser Stoffe ist das **Kohlenoxyd**. Ueberall da, wo Kohlenstoff unvollständig verbrennt, also in schlecht ziehenden Oefen z. B., bildet sich dieses sehr giftige Gas, das, eingeatmet, sich mit dem Hämoglobin des Blutes zu einer festen Verbindung, dem Kohlenoxydhämoglobin, paart und infolgedessen die Versorgung der Gewebe mit Sauerstoff ausschließt, also den Organismus aufs schwerste schädigt. Wieviel Unheil durch diese Kohlendunstvergiftung angerichtet wird, ist ja bekannt.

Aehnlich funktionshemmend auf die roten Blutkörperchen, wirken von bekannten Giften Blausäure und der in Mistgruben mitunter in großen, schädlichen Mengen vorkommende Schwefelwasserstoff.

Andere Blutgifte wirken dadurch, daß sie die roten Blutkörperchen direkt zerstören, dadurch also ebenfalls außer Funktion setzen. Denn in dem Maß, wie das Hämoglobin zerstört wird, wird die Sauerstoffaufnahme beeinträchtigt. Solche Gifte sind u. a. Jod, Kali chloricum, ferner vor allem Anilin, Nitrobenzol (Mirbanöl), Antifebrin u. v. a. Ferner wirken auflösend und schädigend auf die roten Blutkörperchen der furchtbare Arsenwasserstoff, sowie einige Pilzgifte, so die Helvellasäure, die in frischen (ungetrockneten) Morcheln vorkommt, beim Trocknen oder Kochen aber völlig verschwindet, und Phallin, das Gift des dem Champignon leider so ähnlichen und oft zu Verwechslungen Anlaß gebenden Knollenblätterschwamms.

Ist so die Zahl der Blutgifte relativ gering und auch ihre Wirkung noch verhältnismäßig leicht zu verstehen, so finden wir in der zweiten Hauptkategorie, den Nerven- und Herzgiften, eine so ungeheure Anzahl von wohlbekannten Giftstoffen, daß es schwer ist, die richtige Auswahl zu treffen.

Unter den Stoffen der Mineralwelt sind es vor allem drei „Gifte" im engeren Sinn, die unser Interesse erwecken: der Phosphor, das Arsen und das Quecksilber mit seinen Salzen. Freilich erzeugt auch das Stickoxydul, das bekannte Lachgas, das zur Betäubung angewendet wird, bisweilen Vergiftungen, die auf Nervenlähmung beruhen, wohl ist auch der Brechweinstein, ein Antimonsalz, wie alle übrigen Antimonsalze ein heftiges Gift, aber die drei obengenannten Stoffe sind doch bei weitem am häufigsten Anlaß zu Vergiftungen. Der Phosphor steht den Verbrechern oder Selbstmördern so bequem in Gestalt von Streichholzköpfchen zur Verfügung, daß die Zahl der Phosphorvergiftungen recht ansehnlich ist. Der Phosphor ist ein äußerst heftiges Gift. Er macht gleichsam aus dem sparsam haushaltenden Organismus einen Verschwender, der sein Kapital — seine Eiweißsubstanzen — in tollem Zuge verpraßt. Er erhöht den Eiweißzerfall ganz außerordentlich, sperrt außerdem gewissermaßen den Sauerstoff von den Geweben ab und erzeugt dadurch eine abnorme Ablagerung von Fett in vielen Organen, namentlich der Leber, wodurch deren Funktionen auf das schwerste geschädigt werden, so daß schließlich der Tod eintritt.

Das Arsen wird hauptsächlich als sog. weißer Arsenik (arsenige Säure) zu Vergiftungszwecken benutzt. Die wirk-

liche akute Vergiftung mit Arsenik verläuft in den allerschwersten Fällen sehr schnell unter dem Bilde einer schweren Erkrankung des Gehirnes mit stets tödlichem Ausgang. In diesen Fällen wirkt das Gift so fulminant, daß seine Wirkung auf die übrigen Organe wenig oder gar nicht in die Erscheinung tritt. Meist aber greift es vor allem den Verdauungsapparat an, erzeugt äußerst heftige, choleraähnliche Durchfälle u. s. w., ferner Nierenentzündungen und führt schließlich durch Verfall der Herzkraft zum Tode.

Das Quecksilber führt zu akuten Vergiftungen hauptsächlich in Form seines salzsauren Salzes, des Sublimats. Die akute Vergiftung äußert sich zunächst in sehr reichlicher Speichelabsonderung, dann in einer Verschwärung der Mund- und Wangenschleimhaut sowie des Zahnfleisches, bewirkt heftiges Erbrechen und blutige Durchfälle und führt schließlich ebenfalls durch Lähmung des Herzens zum Tode.

Von den künstlich hergestellten giftigen Kohlenstoffverbindungen seien ebenfalls einige kurz erwähnt. Die Blausäure, die man aus bitteren Mandeln herstellen kann, ist ein ungemein schnellwirkendes Gift, das in wenigen Sekunden durch Lähmung aller Lebenskräfte (Einwirkung auf das verlängerte Mark) zum Tode führt. Das Chloroform wirkt in verschiedener Weise. Entweder lähmt es direkt das Herz, oder es führt durch Verhinderung der Atmung (Erstickung) zum Tode. Das Acetylen, das wohl bei seiner neuerdings eingeführten Verwendung in der Beleuchtungstechnik häufig zu Vergiftungen Anlaß geben wird, führt nach vorangegangener Betäubung zum Stillstand des Herzens. Der Alkohol, dessen chronische Einwirkung so ungeheuren Schaden stiftet, wirkt in großen Dosen, also bei akuter Vergiftung, gleichzeitig auf Atmung und Herz schädigend. Der Schwefeläther, der neben dem Chloroform häufig zu Narkosen angewendet wird, kann Erkrankungen der Lunge, abnorme Abkühlung des ganzen Körpers und Atemlähmung zur Folge haben.

Wir gelangen nun zu jener ungemein reichhaltigen Klasse von Giften, die dem Pflanzenreich entstammen und die man als Alkaloïde zusammenfaßt. Es sind meist sehr heftige Gifte, deren Wirkungsweise sehr verschieden ist, die aber im wesentlichen schließlich durch Beeinträchtigung des Nervensystems und des Herzens zum Tode führen.

In einigen Mohnarten warmer Länder findet sich ein Milchsaft, der eingetrocknet das sog. Opium darstellt. Welche ungeheuren Verwüstungen der chronische Mißbrauch des Opiumgenusses in Indien und China anrichtet, ist allgemein bekannt. Der Hauptbestandteil des Opiums ist das Morphin, eins der segensreichsten Mittel unseres Arzneischatzes, das vielen Kranken die furchtbarsten Qualen erspart. Es wirkt auf die Nerven, die es schließlich lähmt, und greift auch das Herz an. Chronischer Morphiumgenuß führt schließlich zu einer völligen Zerrüttung des Nervensystems. Aehnlich wirkt das Kokaïn, das örtlich schmerzstillend wirkt, in größeren Dosen ebenfalls das Nervensystem lähmt.

Das Gift der bekannten Tollkirsche, das Atropin, bewirkt Lähmung der Pupille, Trockenheit im Schlund infolge Versiegens der Speichelabsonderung, sowie besonders die charakteristischen Erregungszustände, die der Giftpflanze ihren Namen verschafft haben. Die Vergifteten lachen und gestikulieren, toben und schreien, bis schließlich der Ueberreizung eine Lähmung folgt und sie sterben.

Das Gift des Tabaks, das Nikotin, ist in reinem Zustand ein sehr heftiges Nervengift; die chronische Nikotinvergiftung tritt bei starken Rauchern in Form von Nerven- und Herzerkrankungen auf. Aehnlich wirken die Gifte des Schierlings (Coniin) und des Wurmsamens (Santonin), welches letztere Gelbsehen bedingt.

Das Chinin, der wirkende Bestandteil der Chinarinde, das souveräne Mittel gegen die Malaria, ist ein heftiges Protoplasmagift, das z. B. Infusorien schon in äußerst geringer Menge tötet, und bewirkt in größeren Dosen durch Gehirn- und Atemlähmung den Tod. Schon in kleinen Gaben verursacht es Ohrensausen, Kopfschmerzen und Schwindel.

Die giftigen Prinzipien unserer drei heimischen Giftpflanzen, des Eisenhuts (Akonitin), der Herbstzeitlose (Colchicin) und des weißen Germers (Veratrin) sind heftige Nervengifte, die erst reizen, dann lähmen.

Eigentümliche Wirkungen zeigt das bekannte Gift der Brechnuß, das Strychnin. Es bewirkt schon in kleinen Mengen eine so abnorme Erhöhung der Reflexerregbarkeit, daß das vergiftete Tier bei der leisesten Berührung die furchtbarsten Krampfanfälle erleidet, die seinen ganzen Körper befallen. Das Gift tötet schließlich durch Gehirnlähmung. Eine vollkommene Lähmung der ganzen Muskulatur mit Ausnahme des Herzmuskels bewirkt das Curace, ein indianisches Pfeilgift, das aus mehreren Giftpflanzen unter geheimnisvollen Zeremonien gebraut wird.

Ein exquisites Herzgift endlich ist das Prinzip des Fingerhuts, das Digitalin. So segensreich es in ärztlichen Dosen auf das geschwächte Herz wirkt, so führt es in größeren Dosen zur Lähmung des Herzens. Ganz ähnlich wirken die Gifte der Nieswurz und der Maiglöckchenwurzel. Auch das Alkaloid des Kaffees, das Kaffeïn, wirkt ähnlich.

Endlich liefert uns das Pilzreich noch eine Anzahl von Giften. Außer den beiden vorhin genannten seien noch zwei sehr wichtige erwähnt. Sehr häufig sind Vergiftungen mit Fliegenschwämmen. Diese enthalten ein sehr heftiges Gift, das Muskarin, das einen rauschähnlichen Zustand, in größeren Dosen Herzstillstand herbeiführt. Ferner sind häufig Vergiftungen mit Ergotin, dem Gift des Mutterkorns. Dieses ist ein Pilz, der auf dem Roggen schmarotzt, dadurch mitunter ins Mehl gelangt und dann die sogenannte Kribbelkrankheit erzeugt, eine chronische Nerven- und Rückenmarkserkrankung, die mit Kribbeln in den Beinen beginnt und langsam zum Tode führt.

Von tierischen Giften seien schließlich nur noch ganz kurz die Schlangengifte erwähnt, die meist Herzgifte sind, und das Gift der spanischen Fliege, das Kantharidin, das heftige Nierenentzündungen und Krämpfe auslöst.

Wir müssen nun noch kurz der chronischen Vergiftungen gedenken, die im sozialen Leben der Industrievölker eine sehr unerfreuliche Rolle spielen. Die Arten dieser Vergiftungen, die zum größten Teil gewerblicher Natur sind, d. h. die Arbeiter in ihrem Beruf befallen, sind mannigfach; ihr Studium bildet einen Teil der Lehre von den Gewerbekrankheiten. Fast jeder Arbeiter ist in seinem Beruf dauernd wirkenden Schädlichkeiten ausgesetzt. Besonders der Staub, sei es Pflanzen- oder Mineralstaub, spielt dabei eine große Rolle. Doch nicht davon wollen wir uns unterhalten, sondern von der Einwirkung chemisch schädlichen, giftigen Staubes oder ähnlich wirkender Dämpfe. Und hier finden wir wieder vor allem vier Gewerbegifte, die geradezu furchtbare Verheerungen anrichten.

Das erste ist der Phosphor, der die Arbeiter in Streichholzfabriken angreift. Er erzeugt neben anderen Schädigungen vor allem äußerst unangenehme Erkrankungen der Knochen, besonders der Kiefer, die zum Absterben des Knochengewebes und Ausfallen der Zähne führen. Freilich ist diese gewerbliche Erkrankung in letzter Zeit immer seltener geworden, vor allem durch Einführung der phosphorfreien, sogenannten schwedischen Zündhölzer.

Dies ist leider bei den anderen, viel schlimmeren gewerblichen Erkrankungen nicht der Fall. Nach wie vor werden die Spiegelbeleger und die Thermometerarbeiter u. s. w. durch die chronische Quecksilbervergiftung dezimiert. Außer den sehr bösartigen Munderkrankungen finden sich bei ihnen sehr heftige Magen- und Darmkatarrhe, Knochenerkrankungen, Nierenleiden u. s. w., so daß keiner von ihnen alt wird. Auch die Schwindsucht räumt furchtbar unter ihnen auf.

Aehnliches gilt von der chronischen Arsenvergiftung, die namentlich Hüttenarbeiter befällt und ebenfalls schweres Siechtum zur Folge hat. Die Arbeiter magern ab, leiden an heftigen chronischen Verdauungsstörungen und Katarrhen der Atmungsorgane, Neuralgien und Lähmungen, sowie schließlich an Gehirnstörungen.

Die allerwichtigste Rolle unter den gewerblichen Vergiftungen spielt indessen die chronische Bleivergiftung. Zwar sind die Krankheitserscheinungen, die sie auslöst, nur selten geradezu tödliche; dafür aber ist sie so überaus häufig, daß sie trotzdem hygienisch eine ungemeine Bedeutung besitzt. Von ihr werden vor allem Maler und Schriftsetzer befallen, ferner Rohrleger, Glaser, Töpfer u. a. m. Ihre häufigste Krankheitsform ist die Bleikolik. Sie beginnt mit heftigem Erbrechen, starken Schmerzen im Leib, der eingezogen und hart ist, und Verstopfung. Alle diese Erscheinungen gehen langsam wieder zurück, um sich bald zu wiederholen. Sehr häufig ist auch die Bleilähmung, die vor allem die Streckmuskeln des Unterarms befällt, so daß die Hand sich krümmt. Weniger oft beobachtet man die Bleigicht, die der echten Gicht ganz ähnlich ist, die chronische Nierenentzündung nach Bleivergiftung und schließlich eine bestimmte schwere Gehirnerkrankung, die ebenfalls auf das Blei zurückzuführen ist.

Alle anderen gewerblichen Vergiftungen stehen an Bedeutung weitaus gegen diese vier zurück. Es giebt aber noch eine ganze Anzahl: Kupferarbeiter erleiden Augenerkrankungen, bei Messingarbeitern tritt das sogenannte Gießfieber auf u. s. w.

Nur eine Vergiftung bleibt noch zu besprechen, die aber in jeder Beziehung wichtiger ist, als alle anderen: die chronische Alkoholvergiftung infolge Mißbrauchs „geistiger Getränke". Welch einen immensen Schaden dieser Feind unter den Menschen anrichtet, wieviel Tausende ihm jährlich zum Opfer fallen, davon wollen wir heute nicht sprechen; uns kommt es hier nur zu, den chronischen Alkoholismus zu schildern.

Es giebt eigentlich kein Organ des menschlichen Körpers, das der Alkohol verschont. Katarrhe sämtlicher Schleimhäute, des Rachens, Kehlkopfs, der Lungen, der Bindehaut, des Magendarmkanals sind fast stets, Verdauungsstörungen allgemein zu finden. Stauungen im Pfortaderkreislauf, Leberanschoppung, Bauchwassersucht und Nierenleiden, Erkrankungen der Arterien sind häufig. Erkrankungen der Sinnesorgane, besonders der Sehnerven mit nachfolgender Erblindung, kommen nicht selten vor.

Seinen Hauptangriff richtet der Alkohol indessen gewöhnlich auf die lebenswichtigsten Organe: das Herz und das Nervensystem. Erkrankungen des Herzmuskels und Schwächezustand des Herzens sind bei Säufern allgemein verbreitet.

Nervöse Erkrankungen finden wir aller Arten: vom Zittern, Muskelschwäche, gestörten Reflexen, Gehstörungen zu wirklich schweren Erkrankungen der Nerven und weiter des Rückenmarks und Gehirns zu dem bekannten Delirium tremens, der furchtbaren Folge der Alkoholvergiftung, führen unmerkliche Uebergänge. Und das Delirium mit seinen Hallucinationen, Tobsuchtsanfällen u. s. w. wird häufig wieder abgelöst durch völligen Blödsinn, totalen Verlust der geistigen Fähigkeiten; der Sklave des Alkohols ist zum Tierzustand zurückgekehrt, bis endlich, meist durch Herzerlahmung, der Tod ihn erlöst.

Wir sehen also, daß der Alkohol, der so oft der Freund des Menschen, der Sorgenbrecher und Tröster genannt wird, dieser Freund nur so lange ist, als man seinem Genuß in sehr mäßigen Grenzen huldigt, daß er aber, im Uebermaß genossen, ein äußerst gefährlicher Feind wird, der das ihm verfallene Opfer an Körper und Seele zerrüttet, so daß er von allen Giften das schlimmste ist und die meisten Menschenleben fordert.



Was die Richter sagen.

Dienstverträge mit verheirateten Frauen.

Volle rechtliche Gleichstellung zwischen der unverheirateten Frau und dem Mann ist möglich und von dem Bürgerlichen Gesetzbuch gewährt. Die Frau kann jetzt ebenso gut wie der Mann Testaments- oder Trauzeuge sein, sie erreicht ebenso wie er mit vollendetem 21. Jahr die volle Geschäftsfähigkeit, ohne noch einer besonderen Entlassung aus der elterlichen Gewalt zu bedürfen.

Nur in der Ehe hört auch nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch die Gleichstellung beider auf. Der Mann bleibt nach wie vor das Haupt der Familie. Doch nicht ganz so wie früher: in mancher Hinsicht ist das Regiment des Mannes heute ein recht beschränktes, beschränkt durch den Vormundschaftsrichter.

Früher durfte die Frau ohne des Mannes Einwilligung keine Verpflichtung eingehen, durch die — wie das Preußische Landrecht sagte — seine Rechte auf ihre Person gekränkt wurden. Danach bedurften alle die mannigfachen Verträge, in denen gegen Lohn körperliche oder geistige Arbeit zugesagt wird — „Dienstverträge" — der ehemännlichen Genehmigung, wenn eine Ehefrau zur persönlichen Leistung durch solchen Vertrag verpflichtet werden sollte. Mangelte es an dieser Genehmigung, so konnte der Vertrag ohne weiteres angefochten werden, gleichviel ob die Frau nur eine Hausreinigung übernommen hatte oder als Künstlerin ein Engagement eingegangen war. Das ist jetzt anders.

Denn grundsätzlich geht das Bürgerliche Gesetzbuch davon aus, daß auch eine Ehefrau in der Geschäftsfähigkeit nicht beschränkt sein soll. Sie darf daher auch solche Verträge, durch die sie sich zu persönlichen Dienstleistungen verpflichtet, durchaus selbständig eingehen.

Es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise schwere Kollisionen zwischen der Dienstpflicht der Frau und ihren Pflichten als Gattin und Mutter eintreten können. Als Mutter hat sie nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht, für die Person ihres Kindes zu sorgen, insbesondere es zu erziehen und zu beaufsichtigen. Welche Pflichten sollen nun vorgehen, die aus dem Arbeits- oder die aus dem Familienverhältnis?

Beeinträchtigt der Dienstvertrag der Frau die ehelichen Interessen, dann kann das Vormundschaftsgericht den Mann auf seinen Antrag ermächtigen, den Dienstvertrag dem andern Vertragsteil zu kündigen, und zwar für sofort. Die Frau ist dann des Kontrakts ledig. Wie aber, wenn sie den Kontrakt den häuslichen Pflichten vorzieht? Oder wenn sie glaubt, beides vereinigen zu können? Kurzum, wenn sie — im Einverständnis mit dem andern Vertragsteil — der Kündigung nicht Folge leisten will?

Bisweilen wird der Mann dann mit Fug und Recht auf Ehescheidung klagen können „wegen tiefer Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses infolge schwerer Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten", wie die Formel des Gesetzes sagt.

Angenehmer, ja geradezu verführerisch ist es für den Mann, von besagtem Kündigungsrecht Gebrauch zu machen, wenn die Frau ohne weitere Umstände von einem ihr unbequemen Dienstvertrag, den sie selbständig geschlossen hat, loskommen will. Er klagt vor dem Vormundschaftsgericht, daß seine Gattin zu sehr dem häuslichen Herd entzogen wird, und erwirkt vor dem Richter die Ermächtigung zur Kündigung. Dagegen kann sich der andere Vertragsteil nur dadurch schützen, daß er vorsorglich beim Vertragsschluß oder bald danach die Zustimmung des Mannes einholt. Denn dann ist das Kündigungsrecht ausgeschlossen.

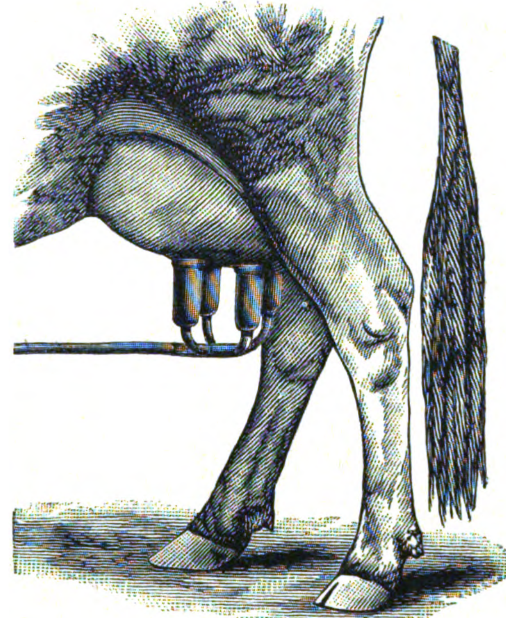
Nicht selten wird aber der Frau selbst daran liegen, daß das ehemännliche Kündigungsrecht nicht wie ein Damoklesschwert über ihrem Dienstvertrag schwebt. Dann mag sie, wenn ihre Bemühungen um die Zustimmung des Mannes vergeblich sind, sich ihrerseits an den Vormundschaftsrichter wenden. Der wird die mangelnde Zustimmung ersetzen, wenn sie nach seiner Ansicht mißbräuchlich versagt war.



Aufstellung der mechanischen Melkmaschine im Kuhstall.

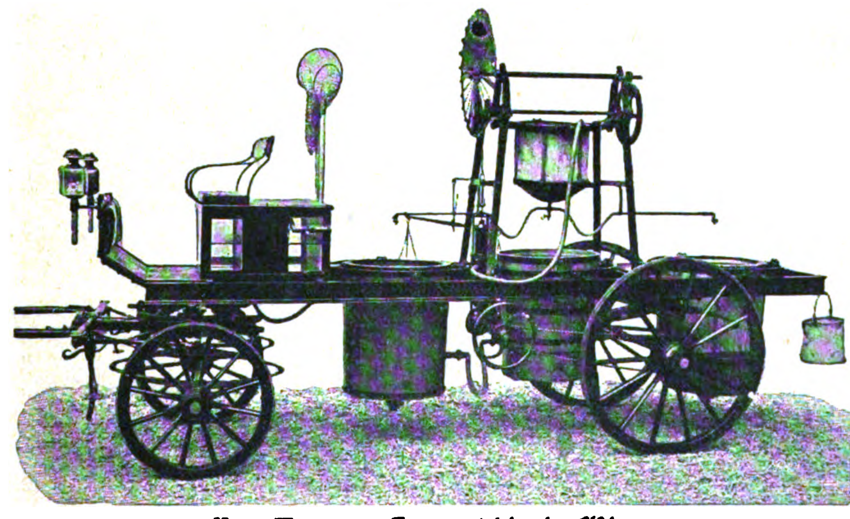
Was die Technik bringt.

Melkmaschine. (Mit 2 Abbildungen.) Da die Lieferung reiner, gesunder Milch heutzutage ein Gegenstand von höchster Wichtigkeit ist, so muß eine Erfindung, die eine Berührung und Verunreinigung oder Infizierung der Milch ausschließt, allgemeines Interesse erregen. Eine derartige Erfindung ist die neue englische Melkmaschine, die jetzt von Schütt und Ahrens (Stettin) bei uns in Deutschland eingeführt wird. Das Melken der Kühe geschieht durch Luftdruck, der durch eine mit den nötigen Ventilen und Ventilgetrieben ausgestattete Luftpumpe für Riemenbetrieb bewirkt wird. Ein Hauptvorteil der neuen Melkmaschine besteht darin, daß zu gleicher Zeit mehrere Kühe gemolken werden können. Die Kühe empfinden die geregelte Thätigkeit der Maschine angenehmer als das bisherige ungleichmäßige Handmelken. In Verbindung mit der Luftpumpe steht ein Vorratsvakuumkessel. Beide Teile werden dem Kuhstall möglichst nahe aufgestellt. Von der Maschine nach dem Stall geht eine Rohrleitung, die sich in so viele Abteilungen verteilt, als sich Reihen von Kühen befinden. Kleinere Hähne dienen zum Verschließen der Leitung für je zwei Kühe. Wenn die Maschine in Gang ist und der Vakuummesser zwischen 5 und 15 schwankt, werden die sorgfältig gereinigten Milchbehälter in Verbindung mit Gummischläuchen zwischen separaten Paaren von Kühen hingestellt und durch einen 6 Fuß langen Guttaperchaschlauch an den Verschlußhähnen befestigt. Wenn man den Verschlußhahn öffnet und die vier Guttaperchabecher ansetzt (vergl. nebenst. Abb.), so fängt die Milch an frei zu laufen. Durch Beobachtung des Glaseinsatzes auf dem Milchbehälter kann man sich sofort überzeugen, ob die Milch noch läuft oder ob die Kuh ausgemolken ist. Die Gummibecher wirken unter dem Einfluß der Saugepumpe auf die Euter der Kühe, indem sie abwechselnd andrücken und nachgeben. Der Druck beginnt an der Wurzel der Euter und geht bis an die Spitzen, also genau wie beim Handmelken. Die Milch wird durch einen Gummischlauch von der Kuh direkt in den verschlossenen Milchbehälter geführt (vergl. obenst. Abb.). Von diesen Behältern entleert man sie dann in die Fässer die zum Transport nach der Molkerei bestimmt sind. Zur Beaufsichtigung von 4, 6 oder 10 Kühen — je nach der Größe der Maschine — genügt eine Person. Bei direktem Antrieb durch Dampf- oder Petroleummotore sind 4 Pferdestärken für die größeren und 3 für die kleineren Melkmaschinen nötig. Die von Laien vielfach aufgestellte Behauptung, daß das mechanische Melken den Kühen schädlich sei, wird durch die Thatsachen widerlegt. Ein Beweis ist es schon, daß selbst Sterken sich ruhig durch die Maschine melken lassen, während sie beim Melken mit der Hand häufig unruhig werden und heftig ausschlagen. So dürfte die neue Melkmaschine vielleicht ausersehen sein, in der Zukunft der Landwirtschaft, namentlich in größeren Betrieben, eine große Rolle zu spielen.

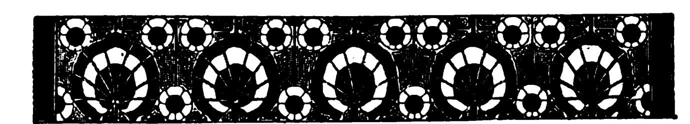


Die mechanische Melkmaschine im Betrieb.

Neuer Fischtransportwagen. Der Hofwagenbauer Kühlstein (Berlin) hat in Verbindung mit dem Direktor der Fischzuchtanstalt Großbeeren, Woldemar von Hannecken, einen neuen, sehr praktischen Fischtransportwagen konstruiert. Von den vier Behältern, die auf unserer Abb. ersichtlich sind, dienen drei zur Aufnahme der lebenden Fische; das etwas höher hängende kleine als Berieselungsbassin. Die Zirkulation des Wassers besorgt eine Pumpe, die von der Hinterachse aus in Bewegung gesetzt wird. Wenn der Wagen selbst gefahren wird — z. B. beim Eisenbahntransport von der Küste nach einer entfernteren Stadt, um lebende Seefische zu befördern — so treibt ein Windmotor die Pumpe an. Es wird dadurch, daß das Wasser so häufig direkt mit der Luft in Berührung kommt, die künstliche Sauerstoffzuführung gespart. Das Gleiche bezweckt man mit der Verwendung des porösen Segeltuchs für die Behälter; auch hat die Erfahrung gelehrt, daß dieses Material das Wasser besonders kühl hält.



Neuer Wagen zum Transport lebender Fische.



Was sollen unsere Kinder werden?

Der Zahlmeister.

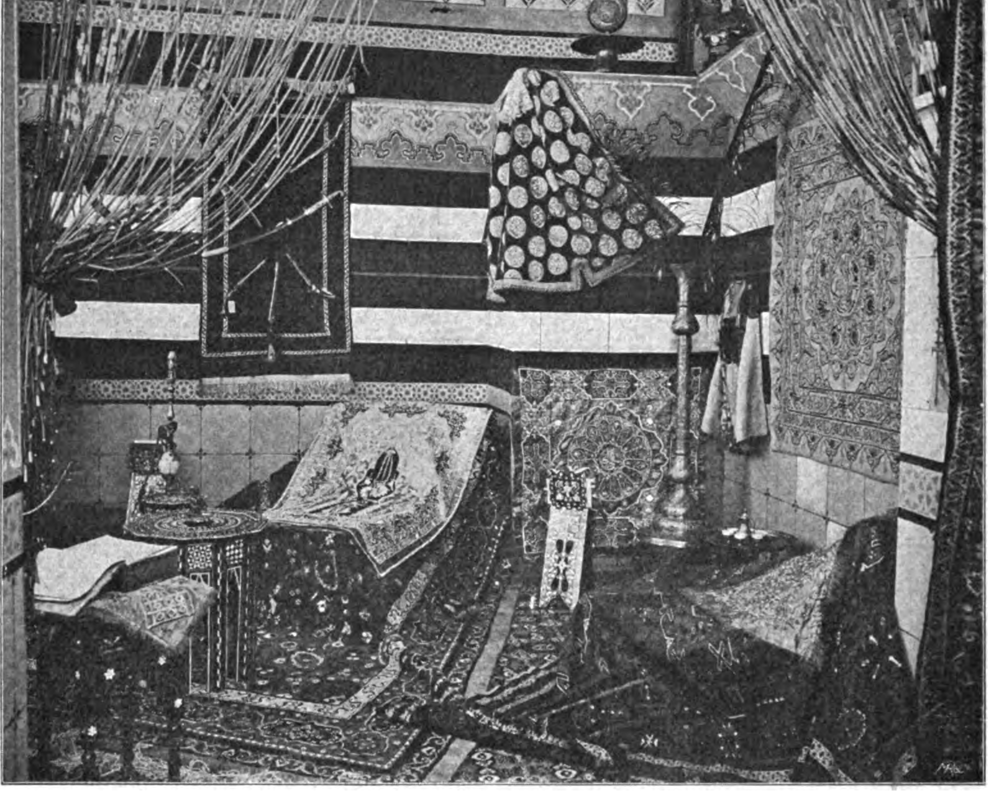
Vorbedingung für den Beruf eines Zahlmeisters ist, daß der betreffende junge Mann 2 Jahre aktiv gedient und sich gut geführt hat, unverheiratet, von Natur aus gut beanlagt und mit der Feder einigermaßen gewandt ist. Solch ein junger Mann kapituliert nach seiner Dienstzeit, wird Unteroffizier und dann zur weiteren Ausbildung einem tüchtigen Zahlmeister als Applikant überwiesen. Diese Kommandierung kann auch noch erfolgen, nachdem der Betreffende schon einige Jahre Unteroffizier war, nur darf er noch nicht Feldwebel sein. Auch Mannschaften des Beurlaubtenstandes können zwecks Ausbildung zum Zahlmeister wieder eintreten, wenn sie einen Truppenteil finden, der sie annimmt. Besonders gern werden frühere Einjährig-Freiwillige wegen ihrer Schulkenntnisse zugelassen. Hat der Zahlmeisterapplikant sich die genügenden Kenntnisse erworben, so wird er zu andern Waffen kommandiert, um sich auch hier einen Einblick in den Wirtschaftsbetrieb zu verschaffen, und kommt dann auf mindestens 9 Monate zu einer Intendantur, der nächsten vorgesetzten Verwaltungsbehörde des Zahlmeisters. Erachtet diese den Applikanten als genügend vorbereitet, so kann er sich der Zahlmeisteraspirantenprüfung unterziehn. Nach ihrem Bestehn wird er auf die Liste der Zahlmeisteraspiranten gesetzt und hat damit die Befähigung zu seiner späteren Anstellung als Zahlmeister. Bis diese erfolgt, wird der Aspirant in den verschiedensten Stellungen beschäftigt. Da die Anstellung als Zahlmeister im allgemeinen nach dem Dienstalter in der Armee erfolgt, so richtet sich die Dauer der Aspirantenzeit nach der Zahl der freiwerdenden Stellen und der der Vorderleute. Gewöhnlich dauerte bis jetzt die Zahlmeisterapplikanten- und Aspirantenzeit zusammen 14 Jahre. Der Ernennung zum Zahlmeister muß eine 6 monatige Probedienstleistung vorangehn; auch werden nur solche Aspiranten angestellt, die felddienstfähig und schuldenfrei sind. Bis zur Ernennung zum Zahlmeister erhält der Aspirant die Löhnung seines Dienstgrades. Das Gehalt der angestellten Zahlmeister steigt alle 3 Jahre um 200 Mark, von 1800 Mark bis 3000 Mark. Außerdem beziehen die Zahlmeister noch Servis- und Wohnungsgeldzuschüsse, die zusammen je nach den Garnisonverhältnissen zwischen 504 und 960 Mark jährlich schwanken. Die Pension, die ein Zahlmeister bei seinem Ausscheiden aus dem Militärdienst erhält, beträgt nach einer Gesamtdienstzeit von 25 Jahren 1995 Mark, nach 30 Jahren 2328, nach 35 Jahren 2658 und nach 40 Jahren 2991 Mark jährlich.

Bilder aus aller Welt.

Hierzu 4 Abbildungen Seite 744 und 745.

Das Berliner Orient-Handelsmuseum, das vor kurzem seine Ausstellung unter der Protektion der türkischen Regierung im großen Hauptgebäude des Lehrterbahnhofs eröffnete, führt uns in seinen Möbeln, Teppichen, Decken, Vasen, Bildern, Waffen, Schnitz- und Filigranarbeiten u. s. w. die ganze Pracht des Orients vor Augen. Alle die verschiedenen ausgestellten Gegenstände zeigen, wie bunt und farbig der Orientale sich sein Haus einzurichten und auszuschmücken versteht. In der Ausstattung der Räume und der Zusammenstellung der einzelnen Arbeiten hat die Direktion des Museums eine glückliche Hand verraten. Die besondere Aufmerksamkeit der Besucher erregen die getreu nachgebildeten orientalischen Interieurs, so vor allem das charakteristische Paschazimmer (vergl. untenstehende Abbildung).

Auf der Sparrenburg, einer Perle Westfalens, fand kürzlich in Gegenwart des Magistrats und der Stadtverordneten Bielefelds sowie der bisherigen Gemeindevertretung Gadderbaums die feierliche Uebergabe des größten Teils des Amtes Gadderbaum an die Stadt Bielefeld statt (vgl. Abb. S. 745). Hierdurch wurden endlich die Verhandlungen zum Abschluß gebracht, die fast ein volles Jahrhundert, vom Jahr 1817 an, gedauert hatten. In das Gebiet der Stadt wurde auch die Sparrenburg aufgenommen, die schon dem großen Kurfürsten als Residenz gedient hatte. In dem Burghof hat auch Kaiser Friedrich III als Kronprinz im Jahr 1883 und Kaiser Wilhelm II 1897 die Huldigung der Stadt Bielefeld entgegengenommen.



Paschazimmer im neuen Berliner Orient-Handelsmuseum.
Spezialaufnahme für die „Woche".

Der Tag des deutschen Musikdirektorenverbandes, der vor Ostern seine Sitzungen in der Berliner Schlaraffia abhielt (vergl. Abb. S. 745), war sehr zahlreich besucht. Von bekannten Berliner Kapellmeistern waren erschienen Thadewaldt, Eilenberg, Zimmer, Einödshofer, Baumann und Wanda, von auswärtigen Musikdirektoren Trenkler-Dresden, Sauer-Kreuznach, Woldert-Bad Elster u. a. Die Verhandlungen beschäftigten sich mit dem Plan eines eigenen Verbandsorgans, mit Verträgen zwischen Kapellmeister und Musiker und mit der gewichtigen Tantiemenfrage.

„Alles für die Buren" ist die Devise des Komitees, dessen Mitglieder unser Bild auf S. 745 zur Anschauung bringt, nämlich die Gräfin Brockdorff, Komteß Brockdorff, Frau von Hanstein, Frau von Witt, Frl. von Borcke, Frl. Rumbauer, Frau Dr. Zieler, Wilhelm Hegeler und Moritz Jaffé, den Besitzer einer reichhaltigen Privatgemäldegalerie. Der Besuch der Galerie war wochenlang äußerst rege, und die Gräfinnen Brockdorff, die die liebenswürdigen Kassiererinnen abgaben, konnten der guten Sache mehrere tausend Mark zuführen.



Feierliche Uebergabe des Amtes Gadderbaum an die Stadt Bielefeld auf der Sparrenburg i. W.
Photographische Momentaufnahme von Ernst Lohöfener, Gadderbaum-Bielefeld.



Hauptversammlung des Deutschen Musikdirektorenverbandes in der Berliner Schlaraffia.
Spezialaufnahme für die „Woche".



Berlin im Dienst der Wohltätigkeit: Sitzung des Burenkomitees in der Jaffégalerie.
Spezialaufnahme für die „Woche".

Was die Aerzte sagen.

Wohin reisen wir?

Alljährlich im wunderschönen Monat Mai, wenn die Knospen springen, reift in uns der Entschluß, den Staub der Häuslichkeit von uns zu schütteln. Diesmal, heißt es, wollen wir ganz bestimmt etwas für unsere Nerven thun. Die bösen Nerven! Scheint es an der Schwelle unseres von der Kultur überreizten Jahrhunderts nicht, als hätten wir die Nerven nur, um — nervös zu sein?

Nervöse Menschenkinder, die für einige Zeit den aufreibenden Schädlichkeiten des täglichen Berufslebens entrinnen wollen, können — vorausgesetzt, daß sie sonst gesund sind — jeden beliebigen Kurort, jede Sommerfrische aufsuchen, wo sie Ruhe und Pflege finden. Die eingreifende Veränderung der ganzen Lebensweise, der ungezwungene Aufenthalt in der frischen Luft, ja die bloße Vorstellung, frei und ungebunden zu sein, schafft bereits Wunder und reicht vielfach aus, die geschwächten Nerven von neuem erstarken zu lassen.

In vielen Fällen wird es daher gleichgiltig sein, ob man an die See oder ins Gebirge geht. Häufig wird die Entscheidung von persönlichen Neigungen abhängig gemacht; andernfalls giebt das Verdikt des ärztlichen Beraters den Ausschlag, zumal da, wo es sich um die Wahl eines sehr hoch gelegenen Kurorts oder eines Seebads mit starkem Salzgehalt und starkem Wellenschlag handelt. Personen, die besonders reizbare Nerven oder irgendwelche Störungen am Herzen haben, müssen derartige Kurorte unbedingt meiden. Für sie sind mittelhoch gelegene Orte, allenfalls milde Seebäder, angezeigt. Am besten gehen solche Patienten in die deutschen Mittelgebirge. Die idyllisch gelegenen Sommerfrischen des Thüringer Waldes, des Fichtelgebirges, des Harzes, der märkischen und sächsischen Schweiz bieten mit ihrem frischen Odem und ihrem staubfreien, ozonhaltigen Waldklima den besten Balsam für die krankhaft überreizten Nerven.

Die Wahl des Seeklimas setzt, wie gesagt, eine gewisse Widerstandskraft des Körpers und hinreichende Leistungsfähigkeit der Verdauungsorgane voraus; schwachen, erregbaren Naturen ist daher ein längeres Verweilen an der See zu widerraten. Auch der Gebrauch der Seebäder stellt besondere Anforderungen, denen nicht jeder gewachsen ist. Verhältnismäßig am mildesten wirken die Ostseebäder, bei denen die Eigenschaften des See- und Landklimas sich mischen, ungleich stärker die Bäder der Nordsee. Sie besitzen ein ausgesprochenes Seeklima, hohen Salzgehalt und kräftigen Wellenschlag. Sehr günstig ist ihr Einfluß bei der Nervosität, die eine Folge geistiger und körperlicher Ueberanstrengung ist. Oft genügt auch schon der ständige Aufenthalt in der salzgetränkten Luft. Immer aber thut man gut, sich mit dem ärztlichen Berater ins Einvernehmen zu setzen, ob man baden oder sich auf Luftkur beschränken soll.

Noch schwerer wiegt ein solches Gutachten, wenn es gilt, einen bestimmten Kurort, eine bestimmte Mineralquelle aufzusuchen, um gegen dieses oder jenes Leiden Heilung zu suchen. Mancher reist vielleicht auf irgend eine Empfehlung nach Karlsbad, Kissingen, Kreuznach, Nauheim u. s. w., ohne recht zu wissen, ob die besondere Wirkung dieser Quellen für sein Leiden paßt. Derartige planlose Mißgriffe tragen oft böse Früchte.



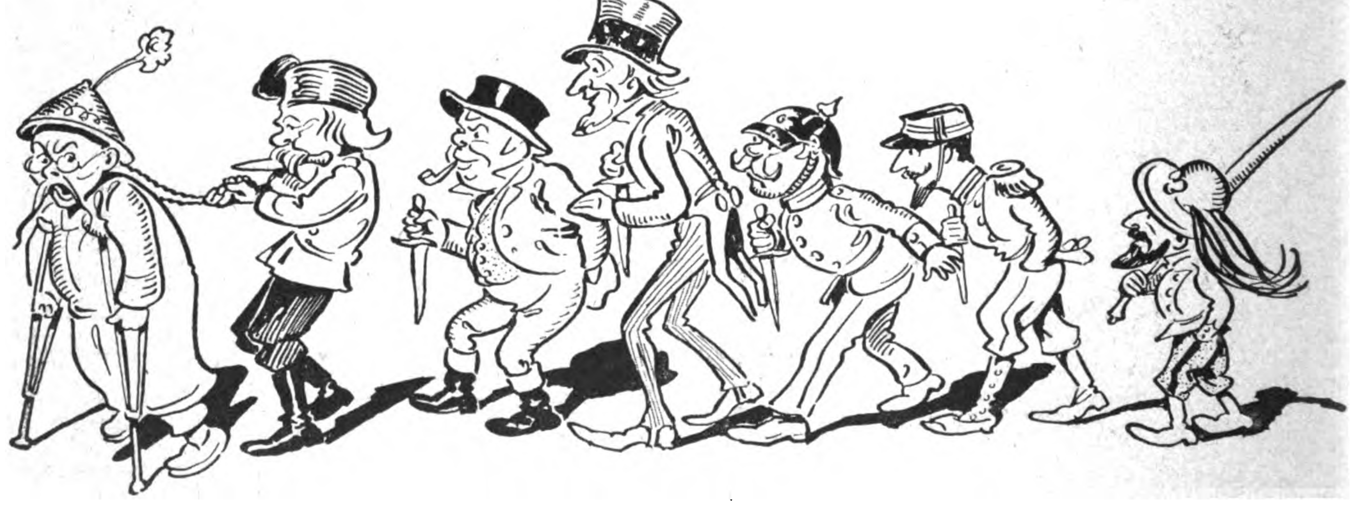


Karikaturen der Woche. Vater Loubet: „Nicht wahr, Kind, unsere Ausstellung ist schön?“ — „Ach ja, ich kann da noch so gut mit Sand und Steinen spielen.“



Karikaturen der Woche: Cecil Rhodes wieder in England.

„Old England hoch! Ood save the Queen!“
Denkt Rhodes jetzt in guten Tagen.
„Laß andre doch zu Felde ziehn,
Hier will ich eine Klinge schlagen.“



Karikaturen der Woche: Der kranke Mann in Ostasien und die Großmächte.

Leidtragend folgt dem kranken Mann der Freunde lange Reih',
Es jammert sie sein Herzeleid, sie stehn ihm wacker bei.
Ihr einziger Gedanke ist, zu lindern seine Qual;
Jedoch es scheint: das Mittel ist ein bißchen radikal.

Druck und Verlag von August Scherl, Berlin SW., Zimmerstr. 39/41. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, Berlin.

Orthopädie — Apparattherapie.

Unser Jahrhundert ist ausgezeichnet durch große Fortschritte, die auf dem Gebiete der Technik gemacht worden sind. Keinen Zweig giebt es, der davon nicht beeinflußt worden wäre. Namentlich ein Theil der medicinischen Wissenschaft ist dadurch wesentlich gefördert worden: die „Orthopädie". — Durch eine Reihe vervollkommneter Apparate ist man heute im Stande, eine große Anzahl von Leiden günstig zu beeinflussen und zu beseitigen, deren Behandlung ehemals erfolglos oder wenig aussichtsvoll erschien.

Dankbar wird es daher jeder denkende und fühlende Mensch anerkennen, daß durch rastloses Streben und Schaffen für die leidende Menschheit gesorgt, für den verkrüppelten Körper helfende Apparate und Ersatztheile erfunden und gefertigt werden, vermöge deren unsere unglücklichen Mitmenschen sich leichter fortbewegen können, ja in den meisten Fällen ganz geheilt werden, um in absehbarer Zeit die bisher benutzten Hülfsapparate vollständig zu entbehren.

Ganz besonders sollten Eltern darauf achten, bei ihren Kleinen in eintretenden Fällen wie: bei Verkrümmungen, X- und O-Beinen, Hüftgelenk-Entzündung, Kniegelenk-Entzündung, Kinderlähmung, dem sogenannten freiwilligen Hinken ꝛc. ꝛc. nicht lange zu säumen, ihre Lieblinge einer orthopädischen Heilanstalt anzuvertrauen, da in den jüngeren Jahren der Knochenbau noch leichter zu dirigiren ist, weil die einzelnen Knochentheile noch weich und elastisch sind und sich bestimmten Formationen anpassen und nachgeben.

Es ist geradezu erstaunlich, wie weit die orthopädische Heilkunst es gebracht hat und wie weit man heute mit der Apparattherapie vorgeschritten ist. Wer sich davon ein klares Bild machen und sein Wissen bereichern will, dem rathe ich, bei gebotener Gelegenheit die „Orthopädische Heilanstalt von Georg Hessing in Blasewitz bei Dresden, Friedrich Auguststr. 16" zu besuchen.

Herr Direktor Georg Hessing ist in liebenswürdigster Weise bereit, jedem fremden Besucher zu gestatten, unter seiner persönlichen Führung, soweit seine wenige Ruhezeit es erlaubt, die Anstalt, welche einzig in ihrer Art dastehen dürfte, zu besichtigen.

Ob sich ein solcher Besuch verlohnt? — Mehr wie das! — Beim Verlassen dieser Anstalt wird jeder eine innere Befriedigung fühlen und die Worte ausrufen: „Ein kleines Paradies, wenn nicht kranke und unglückliche Menschen hier beherbergt würden, aus welchen jedoch wieder vermöge geistigen Schaffens gesunde und glückliche Menschen hergestellt werden."

Ich selbst habe die Hessing'sche Anstalt in Blasewitz im vergangenen Sommer besucht und kann darüber folgendes berichten: Die elektrische Bahn in Dresden brachte mich in einer halben Stunde an mein Ziel. Kurz vor Blasewitz im Villenterrain liegt, von waldartigem Park umgeben, die Hessing'sche Orthopädische Heilanstalt. — Ein geschmackvoll gebautes Frontgebäude mit Terrasse und rund herum Blumenanlagen präsentirt sich dem Besucher. Fern vom geschäftlichen Stadtgetriebe herrscht hier behagliche Ruhe. — Durch die herrliche Lage der Anstalt und die in jeder Beziehung comfortable Einrichtung sowie den reizenden gesellschaftlichen Verkehr der Patienten untereinander ist der Aufenthalt ein derartig zwangloser und angenehmer, daß bei den Patienten ein Gefühl des Unbehagens, das sonst schon das bloße Wort „Anstalt" hervorruft, gar nicht aufkommen kann. —

Man betritt zunächst das Parterre-Geschoß. — Hier befinden sich außer einer Reihe Fremdenzimmer die großartigen Gesellschaftsräume, unter denen vor allen Dingen der hübsche Speisesaal, ein Damensalon und ein Herrenzimmer mit Billard zu erwähnen sind. Weiter hinauf, im 1. und 2. Stock, sind die Räumlichkeiten ausschließlich zu Fremdenzimmern hergerichtet, welche durch feinsinnige und praktische Einrichtungen durchweg zur behaglichen Ruhe einladen. Vom Parterre-Geschoß gelangt man dann über eine Terrasse nach dem großen, hübschen, gut angepflanzten Garten, in welchem sich außer verschiedenen Ruhebänken auch eine Lufthütte befindet, die es ermöglicht, sich auch bei regnerischem Wetter im Freien aufhalten zu können. — Von dem Garten führt eine Thür direkt nach dem ca. 25 Hektar großen Waldpark, der mit seinen hübschen Promenadenwegen Gelegenheit zu angenehmen Spaziergängen bietet.

In der reizvollen Umgebung von Blasewitz kann eine große Anzahl wenig anstrengender und doch sehr lohnender Ausflüge unternommen werden. Auch die an Naturschönheiten reiche sächsische Schweiz ist bequem zu erreichen. — Wenige Minuten entfernt von der Anstalt befinden sich Haltestellen mehrerer elektrischer Bahnlinien, mit denen man in kurzer Zeit nach den verschiedenen Theilen der Stadt Dresden gelangen kann. Auch für Schulunterricht ist Gelegenheit gegeben durch Privatlehrer und renommirte Privatschulen am Ort.

Durch die Lage der Anstalt und die Anstalt selbst werden demnach alle Vortheile geboten, die einen Aufenthalt für Kranke und deren Begleiter in jeder Weise angenehm und nutzbringend gestalten können. — Auch der innere Mensch kommt hier zu seinem vollen Recht. Die vorzügliche Küche, welche hier geführt wird, wird von den Patienten, welche sich aus den verschiedensten Ländern hier zusammenfinden, hoch geschätzt. — Es ist thatsächlich für alles gesorgt, was dazu beitragen kann, das Allgemeinbefinden der Patienten körperlich und auch in seelischer Hinsicht zu fördern. — —

Habe ich so eine kleine Skizze über die herrliche Lage der Anstalt sowie deren praktische Einrichtungen gegeben, so dürfte es nicht minder interessiren, wenn ich auch noch das große und reiche Arbeitsfeld zur Herstellung der verschiedenen Heil- und Hülfs-Apparate hier mit kurzen Worten erwähne.

Im Souterrain befinden sich die Werkstätten für Schlosserei, Tischlerei, Sattlerei ꝛc., wo sämmtliche Apparate unter persönlicher Leitung des Herrn Direktor Georg Hessing angefertigt werden. Hier findet keine Massen-Fabrikation statt, sondern jeder einzelne Apparat wird je nach Verschiedenheit der Körperformen, selbst bei gleichen Krankheiten, sorgfältig gefertigt. Mit peinlicher Sorgfalt wird darauf gesehen, jeder Individualität Rechnung zu tragen, da die Verschiedenheit der Körperformen bei Kranken noch viel mannigfaltiger ist, als bei Gesunden.

Bei Besichtigung der Heil-Apparate von den einfachsten bis zu den complicirtesten muß man den menschlichen Geist bewundern, welcher geradezu in raffinirtester Weise sich den Mechanismus zu eigen gemacht hat und daraus Hülfsmittel entstehen läßt, welche der leidenden Menschheit die größten Wohlthaten erweisen. Denn durch die Apparatheilung wird den meisten Patienten das lange und sehr lästige Krankenlager (Bettruhe) erspart. Es ist daher sehr begreiflich, daß, wenn ein Kranker, anstatt Monate im Bett zubringen zu müssen, sich frei bewegen kann, ihm die Krankheit nicht so drückend erscheint und, was die Hauptsache ist, der Heilprozeß durch regelmäßige Bewegung in frischer Luft sehr gefördert wird. Nicht unerwähnt mag bleiben, da dies auch von großer Wichtigkeit ist, daß die in Betracht kommenden Krankheiten nicht nur mit Apparaten behandelt werden, sondern daß in jedem einzelnen Falle die Maßnahmen diätetischer, gymnastischer, medicamentöser und operativer Art, die zur Beseitigung der Krankheit erforderlich erscheinen, zur Anwendung gelangen. Die Anwendung dieser Maßnahmen liegt in den Händen des Anstaltsarztes. —

Wenngleich der bekannte Friedrich Hessing in Göggingen auf dem Gebiete der Orthopädie mit seinen Apparaten bahnbrechend gewesen ist und vielleicht bis vor Jahren unerreicht war, so hat es Herr Georg Hessing in Blasewitz, welcher ein Neffe des Erstgenannten ist und 14 Jahre in der Anstalt seines Onkels thätig war, doch verstanden, sich seinem Onkel mindestens ebenbürtig an die Seite zu stellen, und ist es dessen unermüdliches Bestreben, die Apparate noch wesentlich zu verbessern.

Hierbei möchte ich noch bemerken, daß beide Anstalten in keinerlei Beziehungen zu einander stehen.

Wie allgemein bekannt sein dürfte, ist in der Orthopädie und Apparattherapie das „Hessing'sche System" ein eigenartiges, wohl durchdachtes und sehr bewährtes. Leider sollen auch hier auf diesem Gebiete, wie mir Herr Georg Hessing mittheilte, minderwerthige Apparate unter der Bezeichnung „Hessing'sches System" angepriesen und verkauft werden, die jedoch dem wirklichen Zwecke nicht entsprechen. — Es ist auch zu verstehen, wenn Apparate, nach Dutzend-Schablone angefertigt, anstatt, wie das „Hessing'sche System" es verlangt, jeder einzelnen Körperform angepaßt werden müssen, nicht den gewünschten Erfolg haben können, sondern das Leiden, anstatt zu bessern, noch verschlimmern. Und die natürliche Folge bei Anwendung von schlechten Apparaten ist, daß das Vertrauen zu einer Apparatheilung beim Publikum schwindet. — — —

Daß sich die Georg Hessing'sche Heilanstalt in Blasewitz bei Dresden eines guten Rufes und großer Frequenz erfreut, dürfte schon daraus hervorgehen, daß die Anstalt, welche sich früher auf der Emser Allee in einer kleinen Villa befand, seit Jahresfrist ihr neues und bedeutend erweitertes Heim in der Friedrich Auguststr. 16 bezogen hat.

Einen sehr befriedigenden Eindruck macht es, zu sehen, wie sich die Kranken durchaus nicht unglücklich fühlen, sondern bei der schönen Lage der Anstalt, dem angenehmen Aufenthalt daselbst und bei der aufmerksamen Behandlung sich in heiterer Stimmung befinden.

H. Freitag.



Bücherschau.

Dichter und Frauen. Abhandlungen und Mitteilungen von **Ludwig Geiger.** Berlin, Gebr. Paetel. — Ein wichtiger Beitrag zu der Lösung einer der schwierigsten psychologischen Fragen, die schon seit langem das Interesse der Gelehrten wie des großen Publikums erregt. Das Verhältnis des künstlerischen, besonders des poetischen Genies zum weiblichen Geschlecht, ist schon häufig Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen. Das Geigersche Buch zeichnet sich namentlich dadurch aus, daß es sehr viel authentisches Material veröffentlicht, das den Leser in den Stand setzt, einen unmittelbaren Eindruck von dem Verkehr großer Dichter und schöngeistiger Frauen zu gewinnen.

Die zeitgenössische englische Malerei. Von **Robert de La Sizeranne.** Uebersetzt von E. Fürst. München, F. Bruckmann. — Die zeitgenössische englische Malerei nimmt in der gesamten neueren Kunst einen ganz eigenen Platz ein. Während in allen andern Nationen mit dem Aufblühen des modernen Realismus sich ein starker internationaler Zug geltend macht, prägt sich gerade in der englischen Kunst der Nationalcharakter mit großer Bestimmtheit aus. Es ist ein Kuriosum der Kunstgeschichte: das materialistische Volk hat zuerst einen eigenen Stil, eine eigene Ausdrucksweise für das innere künstlerische Empfinden der Zeit gefunden.

„**Der Probekandidat**", das Schauspiel von **Max Dreyer**, das so erfolgreich am „Deutschen Theater" in Berlin und vielen andern Bühnen aufgeführt wurde, ist in Buchform (bei Georg Heinrich Meyer, Berlin) erschienen. Die dichterischen Feinheiten, die im Theater fast verloren gehen, kommen erst beim Lesen zur rechten Würdigung.

Privatvermögensverwaltungsbuch. Von **Karl Köllich**, Berlin, Robert Winckelmann. — Das kleine Werk giebt die beste Anleitung zur Anlage und Verwaltung kleiner Privatkapitalien. Der Verfasser, ein Beamter der Reichshauptbank, ist ein Fachmann, der seine Erfahrungen in diesem instruktiven und empfehlenswerten Verwaltungsbuch niedergelegt hat.

(Fortsetzung auf Seite III).

Praktische Ausbildung des Maschinen- und Elektro-Ingenieurs.

Bei der glänzenden Entwicklung der deutschen Industrie ist der Bedarf an technischen Kräften ein recht erheblicher. Wer sich dem technischen Beruf zuwenden und eine technische Hoch- oder Mittelschule besuchen will, muss sich vorher in einer Fabrik praktisch ausbilden. Die meisten Fabrikleiter haben aber aus mannigfachen Ursachen eine Abneigung vor solchen Volontären, nicht nur weil dieselben in der Fabrik stets störend sind, sondern auch, weil sie ihren Zweck in einer grossen Fabrik doch nicht erreichen. Man ist nämlich in einer Reihe bedeutender Fabriken zu der Ueberzeugung gekommen, dass der Lehrling in einem grossen Fabrikbetrieb vollständig untergeht, weil ihm keine Aufmerksamkeit geschenkt werden kann. Deshalb haben diese Fabriken besondere Abteilungen eingerichtet, in welchen ausschliesslich die Lehrlinge von einigen Werkmeistern ausgebildet werden. Diesem Beispiel folgend, hat die Firma a **Georg Schmidt & Co., Ilmenau** i. Thüringen, in ihrer Maschinenfabrik unter dem Namen Lehrfabrik eine Abteilung speziell zur Ausbildung von Volontären eingerichtet. Die Einrichtungen sind möglichst vielseitig angelegt und enthalten:

- Modelltischlerei,
- Eisen- und Metallgiesserei,
- Schmiede,
- Dreherei,
- Schlosserei,
- Feinmechanik und Montage.

Die Fabrikation erstreckt sich auf den allgem. Maschinenbau, den Bau von Werkzeugmaschinen, Dynamomaschinen, elektrisch. Apparaten und die Ausführung von Beleuchtungsanlagen. Die näher. Aufnahmebedingungen sind von der genannten Firma zu erfahren. [189



„Die Woche“. Von Rudolf Schrader. Der Kapellmeister der Stettiner Sänger hat ein humoristisches Kouplet „Die Woche“ geschrieben, gewiß ein Zeugnis für die Popularität unseres Blattes. Das Kouplet ist in jeder größeren Musikalienhandlung zu haben.

Verschiedene Mitteilungen.

Die von Zimmermannsche Naturheilanstalt bei Chemnitz wird als ein Sanatorium mit den besten Einrichtungen empfohlen. Das damit verbundene Zander-Institut (Heilung von Rücken- und Gliederverkrümmungen, Lähmungen, Herz- und Nervenleiden u. s. w.) steht den Kurgästen ohne besondere Preiserhöhung zur Verfügung.

Telegramm Ihrer Majestät der Königin von Rumänien: Palast Bukarest, 14. Dez. 1899. Herren Groyen & Richtmann, Köln — Schreibmaschine (Blickensderfer) ausgezeichnet, bitte eine ebensolche Maschine vor Weihnachten an Fürstin Mutter Neuwied senden.

Wie aus dem Inseratenteil der No. 1 dies. Ztsch. ersichtlich, hat der Verlag von W. Herlet zu Berlin für die beste gemeinverständliche Darstellung des neuen Deutschen Handelsgesetzbuches einen Preis von 2000 Mk. ausgeschrieben. Wir teilen mit, dass wie in dem Wettbewerb betr. das Bürgl. Gesetzbuch auch für dieses Preisausschreiben hervorragende Juristen das Preisrichteramt übernommen haben, nämlich die Herren: H. Dove, Landgerichtsrat a. D.,

(Fortsetzung auf Seite VII.)

 **HEILANSTALTEN.** 

ARNOLD SCHMIDT

Vibrationstherapie und Magnetisches Heilverfahren.

(System Muschik, D. R. P. 99209) Vorzügliche Erfolge bei: **Herz-, Magen- u. Darm-Leiden, Rheumatismus, Gicht, Jschias, Lähmungen, Schlaflosigkeit, Nervosität, Neuralgie, Bleichsucht, Migräne, Schwerhörigkeit, etc.** Sprechst.: Nachm. 3–5 Uhr.
Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 113, nahe Bahnh. Zoolog. Gart.



Schlachtensee

bei Berlin.

Erholungsheim für Rekonvalescenten und Sommerfrischler. Grosser Palmensaal. Schönstes Etablissement in der Umgegend von Berlin. Volle Pension von M. 4,50 an. Das ganze Jahr geöffnet. **W. Alex.**

Sanatorium Schlachtensee

bei Berlin.

Heilanstalt für **Nervöse** und **Erholungsbedürftige jeder Art.**
Das ganze Jahr geöffnet. * * **Dr. J. Weil. Dr. S. Unger.**
Tel. Amt Zehlendorf No. 22. [545*



Berliner Inhalatorium.

Gesellschafts- u. Einzel-Inhalationen. Einathmung von verdichteter Luft; Ausathmung in verdünnte Luft – nach Art der **Reichenhaller** und **Emser** Inhalatorien. [973*
Geöffnet von 9–2 Uhr.
BERLIN W., Lützow-Strasse 72. Amt VI, 3085.

Dr. Emmerich's Heilanstalt

für **Nerven-** und **Morphium-** und dergl. **Kranke**
Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang
Baden-Baden Näh. im Prosp.
Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. verm. u. verb. Auflage.
Dirig. Arzt: **Dr. Emmerich.** 2 Aerzte. [441*

Wasserheilanstalt Walluf a. Rhein (bei Wiesbaden).
Hydrotherapie – Elektrotherapie – Massage – Heilgymnastik.
Specialanstalt für combinirte Mastkuren.
PROSPEKTE FREI. Dr. G. HIRTE.



Dr. Velzen's Heilanstalt für **Nerven- und Gemüthskranke** in **Joachimsthal** bei Eberswalde. Familienverkehr, mediz. Bäder, Elektrotherapie Massage, schöner Garten, schöner ruhig. Ort, liebevolle Behandlg., schöne Einrichtungen.

Dr. Leibold, Berlin, Potsdamerstrasse 39, Specialarzt für Entziehungskuren von **Morphium, Opium, Cocain, Alkohol etc.** – Nach schonendster, besonderer und neuer Methode. Siehe: Dr. L.: Die sichere Heilung der Morphium-Krankheiten ohne Qualen. Verlag H. Stens, Cleve. [38*

Dr. Vogeler's Sanatorium

Braunlage Harz 2000 F. Bahnstation.



Centralheizung.
Winterkuren.
Schwindsüchtige [1833*
ausgeschlossen.

B B
Wo nicht zu haben, directer Bezug durch Carl Böer, Apothekenbesitzer, Salzwedel.
Böers Mundwasser Bocyl. Böers Zahn-Pulver. Böers Schuppen-Essenz. Böers Haarfärbe-Wasser. Böers Seife. Böers Altmark-Veilchen. Böers Veilchen-Amulette. Böers Rabinien-Duft. Böers Extrait Musc. Böers Liköre. Böers Burgunder-Punschessenz. Böers Gesundheits-Likör. Böers Chartreuse. Böers Maraschino. Böers Magenbitter. Böers Theeliköre. Böers Waldmeister-Kell.

BÖER'S Mundwasser BOCYL
Seit fast 10 Jahren von Aerzten, Zahnärzten und Chemikern tagtäglich gebraucht und wegen seiner Güte warm empfohlen. **Vortreffliches, billigstes Mundwasser:** 100 Gramm-flasche 80 Pf. — Wo nicht zu haben, direct von **Carl Böer, Salzwedel** zu beziehen.
BOER'S Mundwasser BOCYL





Privatvermögens-Verwaltungs-Buch

entworfen von **Carl Köllich,** Kassirer der Reichshauptbank, Rechnungsrath.
Zu haben bei [227
ROBERT WINCKELMANN,
Hoflieferant,
BERLIN C., Hausvoigtei-Platz 11a.
Gebrauchsmuster No. 127004. Preis M. 1.00

Für krankhaft veranlagte
erwachsene Töchter gebildeter Stände:
Heilerziehungsheim des
Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf.

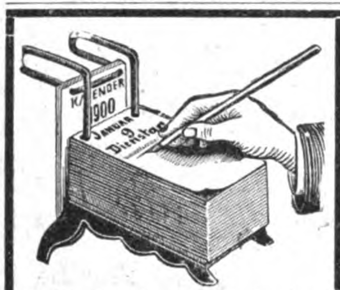
Morphium-Entziehungs-Kuren Alkohol etc.
173*] **Dr. Schlegel, Biebrich a. Rh.**

Ein heller Kopf
verwendet nur
Dr. Oetker's
Backpulver à 10 Pf.

Syndikus der Berliner Kaufmannschaft, Dr. P. Laband, ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Strassburg, Dr. K. Lehmann, ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Rostock, Dr. J. Riesser, Justizrat, Direktor der Bank für Handel und Industrie, zu Berlin, Dr. H. Staub, Justizrat, Rechtsanwalt zu Berlin.

Eine französische Likörfabrik allerersten Ranges hat in Berlin eine Filiale (Likörfabrik mit Dampfbetrieb) errichtet, um den hohen Zoll, der auf allen ausländischen Likören und Spirituosen lastet, zu umgehen und ihre Fabrikate in gleicher Qualität wie in Frankreich auch in Deutschland billiger auf den Markt zu bringen. Es ist dies die Firma: Grande Distillerie Française P. Bardinet. Die Hauptfabrik befindet sich in Bordeaux, das Mutterhaus in Limoges, andere Filialen in Barcelona, und Entrepôts sind in den Hauptplätzen aller Welteile. In Cognac unterhält die Firma eine eigene Filiale, um von dort den Bedarf an „Fine Champagne“ für sämtliche Filialen und auch für die Kundschaft direkt zu expedieren. Die Aufmachungen der Flaschen sind höchst geschmackvoll.

Patente
besorgt u. verwertet
B. Reichhold, Ingenieur
BERLIN NW., Luisenstrasse 24
Auskunft kostenlos. [240*

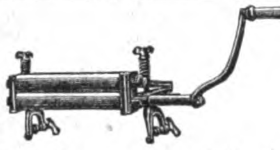


Es **ist niemals zu spät,** das Beste sich anzuschaffen.

Kalenderständer
1. kein Abreissen, 2. Aufbewahren der Notizen des ganzen Jahres, 3. jeden Tag sieht man die Daten der nächsten zwei Monate, 4. man kann mit einem Male die Notizen für das ganze Jahr niederschreiben. Aeusserst einfache Handhabung. Elegant per Stück
M. 2.75 – 3 Stück M. 7.50.
J. Hurwitz [57*
BERLIN S.W., Kochstr. 19.



Pianinos und Harmoniums
erstaunlich **billig.**
Abonnenten extra Rabatt.
Listen frei. [1700*
Wilh. Bosch,
Freudenberg, Kr. Siegen.



Wringmaschinen, Waschmaschinen,
ein bekanntes, bewährtes Fabrikat, durch alle besseren Eisenhandlungen etc. zu beziehen oder direkt [60*
Albert Heimstädt, Dresden-A. 4.

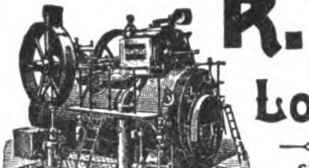
Petroleumkocher
„Aetna" ohne Docht, geruchlos
H. Kretschmann
BERLIN. SW. Lindenstrasse 37.

„Empire" Schreibmaschine.
Erstklassiges deutsches Fabrikat. Sehr mässiger Preis. [181*



Höchste erreichbare Schreibgeschwindigkeit. Sotort sichtbare Schrift. Grösste Einfachheit des Erlernens und der Instandhaltung. Lieferung auf Wunsch zur Probe zum Original-Fabrikpreise durch die Vertriebsstelle:
A. Häussermann & Co.
Ludwigsburg (Württbg.)

Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.



R. WOLF
Magdeburg-Buckau
Locomobilen
von 4—200 Pferdekraft
sparsamste und dauerhafteste Betriebsmaschinen für
Industrie und Landwirthschaft.
Export nach allen Welttheilen.

* Motorwagen *
Motorfahrräder, Motorboote,
für elektrischen, Benzin-, Petrol.- oder Spiritus-Betrieb.

Automobil-Motoren Patent
Ges. geschützte Antriebe für Fahrzeuge, complet mit Motor, an jedem Wagen, Boot etc. anzubringen.
Umbau vorhandener Fahrzeuge in solche m. Motorbetrieb nach eigenem geschützten System. Kostenanschläge gratis.
Berliner Maschinenfabrik. [897*
Henschel & Co., G. m. b. H.
Charlottenburg bei Berlin, Schillerstr. 97.



Hammond ist die beste Schreibmaschine
Sichtbare Schrift. Auswechselbarer Typensatz. Schnelligkeitsrecord 12 Buchst. p. Sek. 10 Jahre Garantie.

Fr. Krupp Essen 70 Masch., Prager Eisen-Ind. Ges. 100 Maschinen etc.

F. Schrey, Berlin S. W. 19.
Wien I. Basel.

Eigene Fabrikate Engros – Export.
Wiederverkäufern Engros-Preise auf neueste Liste.



Fabrikate aller Länder. **Sachgemässe Bedienung.**
Silberne Staatsmedaille Berlin 1896.
Grösstes Special-Geschäft dieser Branche. [170*
Hervorragende Neuheiten der Saison.
Fritz Ziegenspeck, Berlin Süd.
Reich illustr. Kataloge incl. Saison-Nachtrag mit ca. 600 Illustr. kostenlos u. portofrei.

Der echte Union-Phonograph
„Favorite" [121*
bietet jetzt in jeder Gesellschaft die schönste Unterhaltung.
Preis in hocheleganter Luxusausstattung compl. mit 1 Walze Mk. **27.50.**

Phonograph „Aeol"
mit Aufnahme u. Wiedergabe, anerkannt bester Familien-Phonograph complett mit einer Walze **Mk. 60.—.**
Nur artistisch aufgenommene Walzen zu jedem Phonograph passend, pro Stück .... „ **2.—.**

Der Phonograph, eine der grössten Erfindungen Edisons, bietet ungeahnte abwechslungsreiche Unterhaltung. Er vertreibt die **Langeweile,** erheitert jung u. alt, fordert zum **Tanz auf, erzählt, pfeift, singt, lacht** in erstaunlicher Naturtreue. Ein wirkliches Wunder d. Industrie.

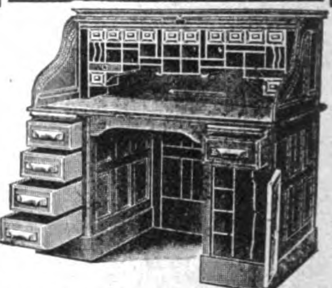
Ferd. Martienssen **Berlin SW.** Friedrichstr. 54.
Versand-Geschäft mechan. Musik-Instrumente. **Katalog gratis und franco.**

YOST
Einzige mechanisch richtig gebaute Schön- und
Schnell-Schreibmaschine.
Neue und gebrauchte Maschinen kauf- und miethweise. **A. Beyerlen & Co.,** Berlin NW., Friedrichstr. 103. [1841*





Americanische Schreibtische.
Alleinverkauf für den europ. Continent d. **Fred. Macey Company.**



Grösste Auswahl in Rolljalousie-, Steh- und Flachpulten, Schreibmaschinentischen etc. in allen Preislagen. **Für Export** Lieferung ab eigenem Transitlager im Zollhafen Köln. Illustrirter Katalog gratis und franco.
Groyen & Richtmann
Köln. [169*
Filiale Berlin, Kronenstr. 68-69.

Patent für Deutschland, Oesterreich, Belgien, Schweiz, Frankreich bestehend, ferner in England angemeldet,
zu verkaufen.
Offerten unter **C. 333** an die Annoncen-Expedition **A. Bensch, Breslau 10,** erbeten. [119

Billige Briefmarken Preisliste gratis.
sendet **August Marbes, Bremen.** [1016*





Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark.

Anzeigenteil der „Woche“.

Inserate müssen spätestens zehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

Inseraten-Annahme in der Expedition Berlin S.W. 12, Zimmerstr. 39-41, sowie in allen Annoncen-Expeditionen.

Beleuchtung einst und jetzt.

Seit der Erfindung der primitiven Lampe der alten Griechen und Römer, die in ihrem Princip identisch ist mit der Lampe des Grönländers und der einfachen Grubenlampe, die noch heut vielfach zur Anwendung kommt, ist die Beleuchtungstechnik mehr als zwei Jahrtausende auf ihrem Urzustande verharrt.

Für das Alterthum war das Bedürfniß nach einer vollkommenen Beleuchtung nicht vorhanden. Bei dem geringfügigen Verkehr bei Nacht war eine Beleuchtung der Straßen und Plätze nicht Bedürfniß. Alle politischen und kommerziellen Geschäfte ließen sich bequem bei Tage abwickeln. Für die wenig entwickelte Industrie reichte ebenfalls das Tageslicht vollständig aus. Theatervorstellungen und festliche Spiele, die in der Gegenwart nur des Abends stattfinden, wurden im Alterthum ausschließlich während des Tages abgehalten; die gewaltigen Räume des antiken Theaters und Circus waren dachlos.

Was für das Alterthum gilt, trifft in gewissem Sinne auch noch für das Mittelalter zu. Die Bedürfnißlosigkeit hatte sich im Allgemeinen noch vermehrt; in den Schlössern der Ritter und Edlen spendeten Wachskerzen oder auch der Kienspahn hinreichend Licht für die Zechgelage. Der Gelehrte arbeitete bei der einfachen antiken Oellampe. — Auch im Mittelalter war von Straßenbeleuchtung noch keine Rede. In den wenigen Fällen, wo sie aus Anlaß großer Festlichkeiten angewandt wurde, spendeten Pechfackel oder Holzbrände in Drahtkörben das nöthige Licht, um der Stadt ein festliches Gepräge zu verleihen. — — —

Erst als eine vollständige Umgestaltung aller Productionsverhältnisse durch die Erfindung von Arbeitsmaschinen, durch die Erfindung der Dampfmaschine eintrat, als die Verkehrsverhältnisse und der Handel von Grund aus umgewälzt wurden, machte sich ein fühlbares Bedürfniß nach einer vollkommeneren Beleuchtung geltend. Von dieser Zeit an datirt auch die Entwicklung der Beleuchtungstechnik zu ihrer heutigen Höhe.

So gewaltig der Unterschied zwischen einer elektrischen Bogenlampe und einer antiken Oellampe ist — so gewaltig haben sich alle Verhältnisse des menschlichen Lebens seit der Zeit geändert, wo die einfache Oellampe den gesteigerten Ansprüchen nicht mehr genügte und das Bedürfniß nach „Mehr Licht“ immer intensiver wurde.

Von der antiken Oellampe zur Frank'schen Lampe, die unseren Eltern noch allbekannt gewesen ist. Von der Sturzlampe zur Moderateur- und Carcellampe, von der Einführung des Leuchtgases, der allgemeinen Verwendung des Petroleums bis zur allgemeinen Verwendung des elektrischen Lichtes oder des Gasglühlichtes ist während des kurzen Zeitraumes von etwas über hundert Jahren kein Augenblick des Stillstandes in der Vervollkommnung der Beleuchtungstechnik eingetreten, und Hand in Hand damit ging — zum großen Theile selbst erst wieder ausgelöst durch das immer reicher immer mächtiger flutende künstliche Licht — ein stetiges Ansteigen der Cultur, ein stetiges Anwachsen der Ansprüche an die Cultur, eine unausgesetzte Hebung der Lebenshaltung in allen Schichten der Gesellschaft.

Bei dieser Sachlage dürfte es unsere Leser gewiß interessiren, die nähere Bekanntschaft mit einem der Männer zu machen, die als Pionire thätig waren, um der Menschheit mehr Licht zu bringen, die zwar in einem nur bescheidenen und dem flüchtigen Blick kaum bedeutungsvoll erscheinenden Wirkungskreise thätig waren, deren Arbeit in cultureller Hinsicht aber weit über diesen engen Rahmen hinaus ihre Kreise zog. Heut erscheint es kaum noch belangreich, wenn man von der Verdrängung des Kienspahns in eiserner Zwinge oder des Talglichtes durch die praktischere Oellampe spricht; vor hundert Jahren aber war dies noch eine technische That, wollte doch noch ein Goethe den als großen Erfinder preisen, der die Lichtputzscheere erübrigen würde! Nur ein Mann von eminent praktischem Blicke konnte es sein, der sich an die Aufgabe heranmachte, durch die Fabrikation von kleinen Oellampen das Talglicht zu verdrängen.

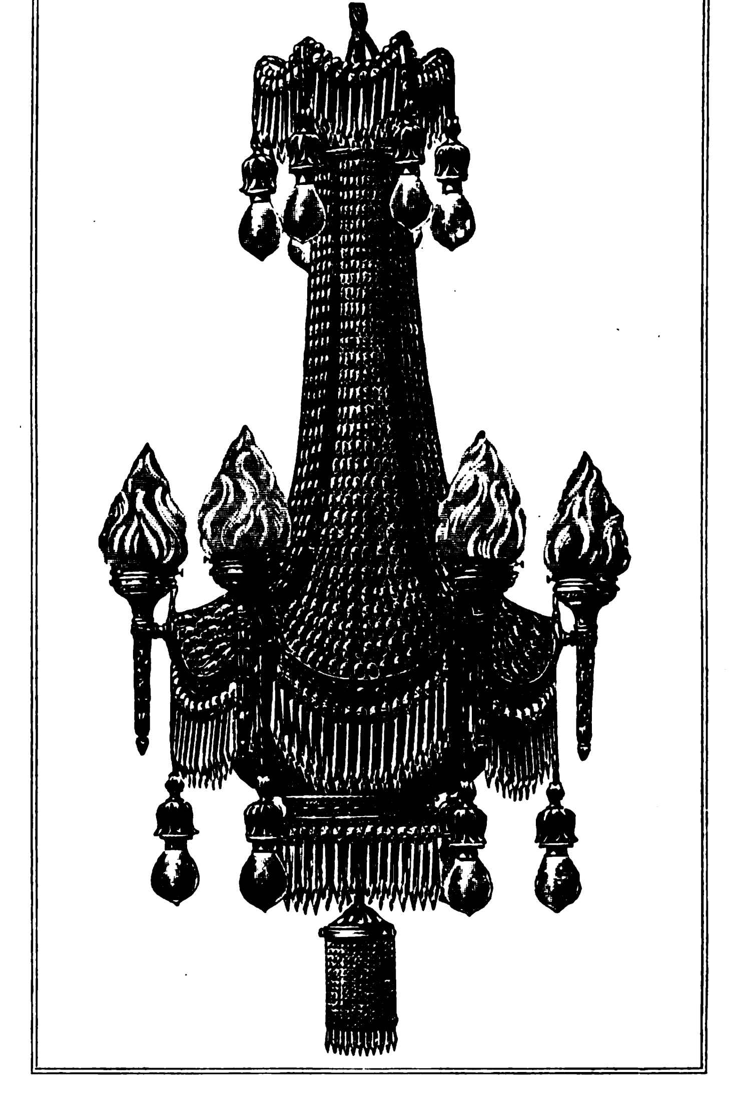
Dieser Mann war Johann Heinrich Stobwasser, der bereits vor mehr als hundert Jahren eine Beleuchtungsfabrik gründete, die noch heut als Aktiengesellschaft für Petroleum, Gas und elektrisches Licht in Berlin besteht.

Im Jahre 1763 wurde eine nach heutigen Begriffen kleine Lackierwaarenfabrik von Johann Heinrich Stobwasser in Braunschweig ins Leben gerufen. Daß dieses Unternehmen zur damaligen Zeit und unter den damaligen unentwickelten wirthschaftlichen Verhältnissen, zumal in Deutschland, seine besonderen Schwierigkeiten hatte, dürfte wohl kaum zweifelhaft erscheinen. Doch der rastlose Geist, die zähe Ausdauer und der weite Blick dieses Mannes, der die Bedürfnisse seiner Zeit erkannt hatte, brachten es doch dahin, daß die Fabrikation von einfachen Oellampen einen wenn auch langsamen, so doch stetigen Fortschritt zu verzeichnen hatte, so daß selbst Friedrich der Große auf diesen Mann aufmerksam wurde und ihm seine besondere Gunst zuwandte. Und so wurde denn auch schon nach zehn Jahren, also im Jahre 1773, durch die Gunst des hohen Monarchen eine Fabriksniederlage nach Berlin verlegt. Wie hoch der große König das damalige Unternehmen schätzte, geht daraus hervor, daß er Johann Heinrich Stobwasser durch die Schenkung des Hauses Wilhelmstraße 98 zu Berlin unterstützte.

Durch die Intelligenz und den großen Fleiß des Johann Heinrich Stobwasser fing die Fabrik zu blühen an. Sein geistiges Schaffen war die treibende Kraft. Neue Entwürfe, Zeichnungen und Modelle wurden gefertigt, so daß sehr bald die Fabrikate in größerer Auswahl ausgelegt werden konnten, und gar manche Arbeit von hohem, kunstgewerblichem Werthe ging schon damals aus den Ateliers der Firma hervor.

Durch die Gunst des Königs Friedrich Wilhelm III., welcher sich für dieses Unternehmen fortgesetzt interessirte, wurde die Berliner Fabrik durch neue Concession weiter unterstützt, so daß schon damals die Stobwasser'sche Lampenfabrik als erste Beleuchtungsfirma Preußens und Deutschlands genannt wurde. Sie ist auch die Mutterfirma der gesammten Lampen- und Beleuchtungsbranche.

Eine hohe Blüthe erreichte die Fabrik unter der Leitung des nachmaligen Kommerzienraths Gustav Stobwasser, des Enkels des obengenannten Johann Heinrich Stobwasser, der von seinem Vater Gustav Heinrich im Jahre 1845 als Teilhaber in seine Fabrik aufgenommen wurde. Auch hier zeigte sich der geborene Fabrikant und Kaufmann mit weitem Blick. Seine eminenten Fähigkeiten brachten die Firma zu einem solchen Aufschwung, daß die Fabrik im Jahre 1863 ihr 100 jähriges Bestehen in ausgedehntem Betriebe feiern konnte.



Von besonderer Bedeutung war für die Firma Stobwasser die Einführung des Petroleums als neues Leuchtmaterial. Als man im engen Kreise, am Biertisch und in den Tageblättern noch über die Gefährlichkeit des Steinöles debattirte, machte sich Gustav Stobwasser an die Konstruktion eines Brenners, der im Stande war, alle ängstlichen Bedenken zu widerlegen.

Ungefähr im Jahre 1853 wurden die ersten Petroleumbrenner fabrizirt. Und diese Neuerung erregte berechtigtes Aufsehen. Die Scheu des Publikums gegen dieses neue System wegen der Gefahr des Explodirens legte sich sehr bald, und man atmete erleichtert auf, daß man die qualmende Oellampe entbehren konnte und mit dem Petroleumbrenner von Stobwasser ein helles schönes Licht erzielte

Aber der enge Kreis von Deutschland genügte der rastlosen Thätigkeit Stobwassers nicht als Absatzgebiet; und die Stobwasser'sche Fabrik war die erste, die mit dieser Neuerung den Weltmarkt betrat und behauptete. Der Versand erstreckte sich über die ganze Welt. Ueberall wo Menschen existirten, da existirten auch Stobwasser'sche Petroleumbrenner. Speciell Rußland war ein großes Absatzgebiet, und es gab Zeiten, wo der russische Bauer keinen anderen Brenner als einen Stobwasser'schen benutzte. Und gerade in dieser neuen Beleuchtungsweise zeigte sich das Genie des Fabrikanten. Es wurden nicht nur verschiedene Brenner erfunden und fabrizirt, sondern auch die äußere Form der Lampen nahm neue Gestaltung und luxuriöse Ausstattung an, wovon die in den Magazinen der Firma ausgestellten Exemplare noch heute Zeugniß ablegen. Neue Systeme werden fabrizirt, ohne die älteren zu vernachlässigen.

Die Fabrikation dehnte sich derart aus, daß die Firma Stobwasser im Jahre 1871 in eine Actien-Gesellschaft umgewandelt wurde. Lange Jahre hindurch war es dem vorgenannten Kommerzienrath Gustav Stobwasser noch vergönnt, als Direktor das Unternehmen weiter zu leiten. Mit seinem Tode im Jahre 1885 begann auch der Stern der Firma zu erbleichen. Viele heftige Stürme, die theilweise großen Schaden angerichtet haben, sind über die Actien-Gesellschaft dahingebraust, aber sie haben nicht vermocht, ihren alten Ruhm zu vernichten.

Seit ungefähr 8 Jahren beschäftigt sich die Fabrik auch mit der Anfertigung von Beleuchtungskörpern für Gas und Elektrizität. Dieser Zweig blieb aber in bescheidenen Grenzen, da es nicht gelang, tüchtige fachmännische Kräfte zu gewinnen. Einen ganz neuen Aufschwung der obengenannten Abtheilung hat die Gesellschaft seit dem vorigen Jahr aufzuweisen, als die jetzige Verwaltung die alte ablöste und durch Gewinnung tüchtiger Fachmänner und besonders talentvoller Zeichner die Fabrik in den Stand setzte, ganz hervorragende Erfolge zu erzielen. Die Firma ist heute wieder im Stande, sich an den schwierigsten Concurrenzen für große Einrichtungen zu betheiligen, wie die bisher erzielten Erfolge lehren. Neben kleineren und größeren Installationen, welche bereits im vergangenen Jahr zur Ausführung gelangt sind, wurden ihr auch die Beleuchtungskörper für das Weinrestaurant des Deutschen Hauses auf der Weltausstellung in Paris übertragen. Ebenso wurde die Firma mit bedeutenden Lieferungen von Beleuchtungskörpern für die Schlösser Seiner Majestät des Deutschen Kaisers betraut.

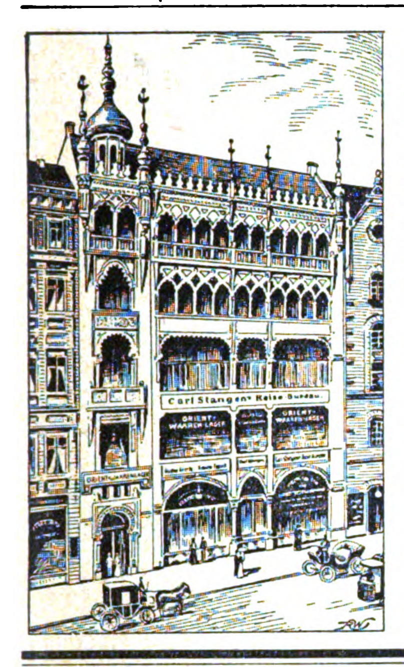
Außer diesen Arbeiten hat sich die Firma auch angelegen sein lassen, für die Detailgeschäfte in Deutschland wie auch für ihre Magazine in Berlin eine große Collection neuer Modelle für Beleuchtungskörper für Gas und Elektrizität in alten Stylarten wie auch in moderner Richtung herauszubringen, von denen zwei Exemplare in dieser Nummer abgebildet sind. Dieselben werden schon in der nächsten Zeit sowohl auf dem Musterlager in der Ritterstraße 85 als auch in den Magazinen Unter den Linden 33 und Wilhelmstraße 42a zur Ausstellung gelangen. In gleicher Weise ist auch für eine reichhaltige Collection neuer Petroleumlampen gesorgt.

Die Firma unterhält auch in ihren Magazinen ein großes Lager Berliner, Wiener und Pariser Bronzen, die zu soliden Preisen abgegeben werden. Ebenso hat die Actien-Gesellschaft vorm. C. H. Stobwasser & Co. seit langen Jahren einen Detailverkauf von amerikanischem Petroleum vorzüglichster Qualität eingeführt, welches der Kundschaft auch bei Bestellung von kleinen Quantitäten in Kannen à 3, 6, 12 und 16 Litern frei ins Haus geliefert wird.

Wir sehen seit dem letzten Jahr in allen Zweigen der Gesellschaft neues Leben emporblühen, so daß die Annahme berechtigt ist, daß auch bald gute Früchte gezeitigt werden. Der alte Wahlspruch der Firma: **„Labor improbus omnia vincit“** dürfte in ganz besonderer Weise in Erfüllung gehen.

H. Freitag.





Dies und das.

Das sogenannte Arabische Haus in Berlin (Friedrichstraße 72), das neue Heim des Karl Stangenschen Reisebüreaus, ist ein lebendiges Wahrzeichen für die große und schnelle Entfaltung, die der deutsche Touristenverkehr in den letzten zwanzig Jahren genommen hat. Vor einem Menschenalter begründet, unternahm das Haus Stangen nicht nur die erste deutsche Gesellschaftsreise um die Welt, es erschloß auch den Orient, den sonnigen Süden und den eisigen Norden dem deutschen Reiseverkehr. Das Haus selbst, eine Schöpfung des Regierungsbaumeisters Karl Gause, ist eine Zierde unserer Reichshauptstadt.

Mirabeau über Preußen. Ein ebenso eigenartiges, wie gerade für uns Preußen interessantes Buch ist vor kurzem in Paris erschienen. Der große Volksredner Mirabeau, der beim Ausbruch der ersten französischen Revolution, ein Opfer seiner Leidenschaften, dahingerafft wurde, hatte vor allem einen großen Ehrgeiz, dereinst eine Rolle im diplomatischen Leben zu spielen. Sein bester Freund war der spätere Minister Talleyrand, der damals noch Abbé Périgord war. Letzterer hatte ihm eine politische Mission nach Berlin ausgewirkt. Am 3. Juli 1786 reiste Mirabeau ab, kam am 12. Juli in Berlin an, als Friedrich der Große im Sterben lag. Die Frucht seiner Berliner Reise war ein Buch: „Geheime Geschichte des Berliner Hofes", das 1789 erschien und das größte Aufsehen in Frankreich erregte. Obwohl der Verfasser so klug gewesen war, die Anonymität zu wahren und das Buch als posthumes zu bezeichnen, wurde er doch als der Urheber des Buches ermittelt und dasselbe am 10. Februar 1789 verdammt und am Fuß der Treppe des Justizpalastes feierlich verbrannt. Nun hat ein Franzose Henri Welschinger die Briefe gefunden, die Mirabeau aus Berlin an seinen Freund Périgord geschrieben, zusammengestellt und als Buch herausgegeben, also mit andern Worten jenes verbrannte Buch wieder aufleben lassen. Eine Lauge von Satire schüttet Mirabeau über den Nachfolger Friedrichs des Großen aus. Er spricht Friedrich Wilhelm II jeden Geist, jedes Talent und jede Kraft ab. Er nennt ihn einen

(Fortsetzung auf Seite VII.)

Verlangen Sie Preisliste meiner garantirt reinen Weine!

Heinrich Fouquet.
Weinbau & Weinhandel.
Kreuznach. Rheinland.

Name als „Marke" geschützt.

MIGRÄNIN gegen Kopfschmerzen jeder Art.

In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme Dosirung. Migränin-Tabletten à 0,37 Gramm in Flacons à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch [1175*

Farbwerke Höchst a. M., Deutschland.

„Pulver" verlange man in den Apotheken ausdrücklich mit der Aufschrift „Migränin".

Franz Schlöske

Gegründet 1869. BERLIN W., Jägerstr. 57. Fernsprecher I, 751.

Koffer, Reise-Effecten u. ff. Lederwaaren.



Herren- und Damen-Koffer.
Schiffs-Koffer.
Hut-Koffer.
Rundreise-Koffer.
Hand-Koffer.
Oberhemd.-Koffer.
Koffer-Taschen.
Hutfutterale.
Herren- u. Damen-Taschen mit u. ohne Necessaires.
Courier- und Tourist.-Taschen.
Plaidhüllen.
Reise-Flaschen.
Reisekissen.
[788*

Jllustrierte Preisliste gratis und franco.

Damen,

welche auf solide und praktische Kleider-Zuthaten Werth legen, werden auf die vorzüglich bewährten, von der Firma Vorwerk erfundenen Special-Artikel aufmerksam gemacht, von welchen neuerdings besonders die durchaus wasserdichten Vorwerkschen Schweissblätter zu erwähnen sind. Jedes bessere Geschäft führt die nachstehenden Vorwerkschen Fabrikate.

VORWERKS Velourborde gestempelt „Vorwerk" unverwüstlich.

VORWERKS Mohairborde gestempelt mit „Vorwerk Primissima" in hochfeiner, eleganter und solidester Ausführung.

VORWERKS Gardinenband, welches das lästige Lostrennen und Annähen der Ringe bei der Wäsche erübrigt.

VORWERKS nahtlose Schweissblätter „Exquisita", „Perfecta" und „Matador" lassen keinen Schweiss durch u. bleiben stets elastisch.

VORWERKS Krageneinlage Practica mit an den Kanten eingewebten weichen Bändchen zum leichten Aufnähen des Kleiderstoffes u. des Kragenfutters.

Neu! Neu!

Praktisch! Sensationell! Elegant!

Jede Dame wird sich wohler fühlen und verjüngt durch meine Erfindg. G.-M.-S. 122868 u. österr. Patent → **Büstenformer** (Leibbinden etc. ausgeschlossen). **Starker Leib und starke Hüften** verschwinden ohne jeden Druck oder gesundheitsschädlich. Nachtheile. **Büstenformer** ist zu jed. Costüm unentbehrl. **Sitz** und **eleg. Haltung unter Garantie.** Passt an jedem Corset oder Taille u. verlängert diese. Bequemes Anziehen. Verschieben unmöglich. Keine Probe. **Preis 20 resp. 25 M., mit Corset 35 resp. 40 Mark. Büstenformer mit u. ohne** Corset käufl. Bei Corsetbestellung genügt Angabe d. Taillen- u. Hüftenweite. Brüsseler, französische, deutsche, Zwickel-, Radfahr-, Sport-, Gesundheits- und Wirthschafts-Corsets, sowie Corsets für magenleidende und unterleibsschwache Damen **mit** u. ohne Büstenformer. Umtausch von Corsets gestattet. **Vortheilhaft speciell für starke Damen. Hemd mit Beinkleid zugleich (Hemdhose), Unterrock mit Beinkleid zugleich,** am Corset zu befestigen, auch ohne dieses zu tragen, in Cheviot blau oder schwarz **25 Mk.**, von schwarzem Atlas gefüttert **40 Mk.** Bei Bestellungen genaue Angabe der Taillen- und Rocklänge.

Mit Büstenform. Ohne Büstenform.

Frau ANNA MEYER, Berlin, Dorotheenstrasse 68, I.



Nur 5 Mark kostet dieser solide u. hochelegante gesetzl. gestempelte **Echt goldene Ring** mit feinstem Simili-Brillant, echt Türkis (blau), oder Cap-Rubin (roth) **unerreicht billig.** Derselbe Ring mit garantirt **echtem Brillant** Mk. 15.00. Versandt geg. Vorausbezahlung oder Nachnahme. Illustr. Preis-Katalog über Goldwaaren u. Uhren gratis u. franco.



Julius Seidel, Dresden 25, Altmarkt 2. [24*

epikuräischen Schwächling, der nur von den Launen der Weiber abhängt. Sodann verbreitet er sich in oft cynischer Weise über die Liebschaften des Königs, besonders über seine „Liaison“ mit einem Fräulein von Voß, die er als eine herzlose und raffinierte Kokette schildert. Der wahre Grund hierfür lag aber darin, daß dieses Fräulein von Voß die Franzosen haßte, somit also für Mirabeau und die Erreichung seiner Bestrebungen eine Gefahr bildete. In großen Lobestönen spricht er vom Bruder Friedrichs des Großen, zu dem er sehr häufig Zutritt hatte. Er nennt den Prinzen Heinrich einen sehr intelligenten Menschen und sucht ihn zum Intriguenspiel gegen seinen königlichen Onkel aufzureizen. Der Prinz, der bald Mirabeau als sehr gefährlichen Menschen erkannte, wußte ihn später von sich fernzuhalten, und in seinen letzten Briefen belegt plötzlich Mirabeau den Prinzen mit nicht gerade anerkennenden und schmeichelhaften Worten. Da die politische Rolle Mirabeaus in Berlin alles andere, nur keine glänzende war und ihm auch pekuniär nicht viel einbrachte, reiste er 1788 wieder nach Paris zurück.

Wozu Fingerhüte gut sind, kann man von den Feuerländern lernen. Das Museum für Völkerkunde in Berlin besitzt eine ganze Sammlung von Arbeiten, die die „Wilden“ da unten in Südamerika aus unserm nützlichen Nähinstrument verfertigt haben. In der Kuppe durchbohrt und dann mit Perlen zusammen aufgezogen, geben die Fingerhüte ganz allerliebste Behänge. So sieht man sie als eine Franse ein Perlenhäubchen umsäumen. Eine Tasche ist ebenfalls damit dekoriert. Die Farbenwirkung der gelben Fingerhüte und der hellblauen Glasperlen ist nicht häßlich, überhaupt wirken die ganzen Sachen so

(Fortsetzung auf Seite IX.)



April! April!
Ich kann dich
narren, wie ich will!
Pitsch, patsch! da hast du
einen Guß,
Denn ich bin Meister
Pluvius!

„Ach prassel, rassel,
nassel du
Von oben her nur immerzu!
Mir thust du nichts und
meinem Kleid,
Denn ich bin eine kluge
Maid!
Ja, sieh' nur her, du böser
Knabe,
Was ich in dem Packetchen
habe!
Die „Dalli“*) ist's — komm'
ich nach Haus,
Schnell bringt sie alle
Falten 'raus!“

originell, daß unsere Damen einmal versuchen sollten, sie anzufertigen. An komischen Maskenkostümen müßten die Behänge von Fingerhüten, besonders, wenn man verschiedene Größen verwendet, von ganz eigenartig charakteristischer Wirkung sein; da man die Hütchen jetzt schon pro Stück für einen Pfennig kauft, wären sie auch nicht einmal teuer.

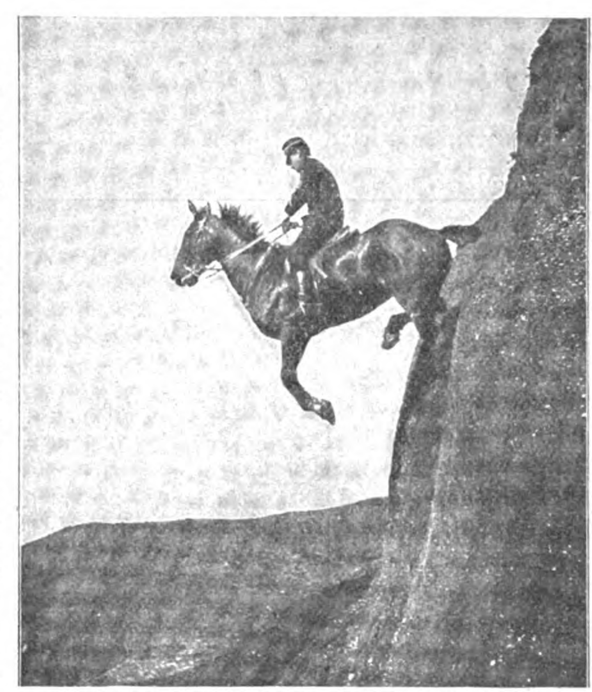
Büchertafel.

Das Bürgerliche Gesetzbuch nebst dem Einführungsgesetz, gemeinverständlich erläutert von Heinrich Rosenthal, 4. Auflage, Graudenz, Gustav Röthe. — Das vorliegende Werk ist die Buchausgabe einer in monatlichen Zeitungsbeilagen erschienenen Erläuterung des neuen deutschen Rechts. Der Verfasser, der selber Richter in Danzig ist, wendet sich nicht an den engen Kreis seiner Fachgenossen, sondern an die große Masse des Publikums. Juristische Litteratur ist für das Volk eine etwas schwerverdauliche Speise, und der tote Buchstabe der Gesetze, die knappe ausgeklügelte Form der einzelnen Verordnungen bleibt in den meisten Fällen unverstanden. Es war also geboten, den Text des Gesetzes direkt mit erläuternden Bemerkungen zu versehen, ohne doch das ganze zu einem umfassenden Lehrbuch anschwellen zu lassen. Diese Verbindung ist dem Verfasser

(Fortsetzung auf Seite XIII.)

Photographisches.

Die Leser der „Woche“ werden sich erinnern, daß wir ein ähnliches Bild, wie die nebenstehende Momentaufnahme (Nr. 6 der Serie), bereits veröffentlicht haben. Das heutige Bild (aufgenommen in der italienischen Offizierreitschule, Rom) sieht so unwahrscheinlich wie möglich aus, ist aber durchaus wahrheitsgetreu. Zur Beruhigung der Leser können wir mitteilen, daß der Sprung für Roß und Reiter gut abgelaufen ist und zwar nicht einmal, sondern mindestens ein Dutzendmal, denn so oft wurde das Kunststückchen im Beisein des Photographen ausgeführt. Die Aufnahme wurde mit einer Goerz-Anschütz-Klapp-Kamera gemacht bei einer Belichtungsdauer von etwa 1/400 Sekunde. Derartig rasche Augenblicksbilder sind nur mit dem sogenannten Schlitzverschluß möglich, wie er obiger Kamera zu Grunde liegt. Das Prinzip dieses Verschlusses ist ebenso einfach wie sinnreich; der Erfinder desselben ist Ottomar Anschütz. — Illustrierte Kataloge über obige Kamera (ausgerüstet mit dem Goerz-Doppel-Anastigmat) sind durch alle photographischen Handlungen oder direkt von der Optischen Anstalt C. P. Goerz in Berlin-Friedenau 10 gratis und franko zu beziehen.



Preise der Goerz-Anschütz-Apparate von 250 Mark an.

Digitized by Google

sehr glücklich gelungen. Als besonderer Vorzug erscheint die übersichtliche Anordnung des Drucks. Das Werk wird sicher dazu beitragen, das Volk mit dem neuen einheitlichen Recht bekannt zu machen, und erst durch die allgemeine Kenntnis kann es seine Segnungen ganz entfalten.

Jorissen, Dr. E. J. P.: „Erinnerungen an Transvaal 1876—1896". Aus dem Holländischen übersetzt von A. Seidel. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Klinckowstroem, A. von: „Der Zugvogel". Roman. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Stauber, A., Kgl. Professor: „Das Haus Fugger". Von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Mit einem Titelbild, 15 Vollbildern und einem Stammbaum. Augsburg, Lampart u. Co.

Verschiedene Mitteilungen.

– Zu feuersicherer, massiver und fugenloser Decken- und Fussboden-Konstruktion verwendet man in der Neuzeit u. a. auch das patentamtlich geschützte Papyrolith. Dasselbe wird als Estrich ausgebreitet, erhärtet sehr schnell und ergiebt in seiner Vollendung einen ebenen, warmen und auch gut aussehenden Fussboden für Wohnhäuser, Krankenhäuser, Schulen, Kirchen, Kasernen, Kliniken. Auch zur Wandbekleidung ist dieses vortreffliche Material gut geeignet, denn es lässt sich in Platten von geometrischer Form und verschiedenfarbig ausführen, infolgedessen sich gefällige mosaikartige Muster damit zusammensetzen lassen. Derartige Platten sind zuerst von Herrn Paul Becker in Dresden-Löbtau, Plauenschestrasse 31, als Besitzer des dortigen grossen Papyrolithwerkes hergestellt

(Fortsetzung auf Seite XV.)

Probieren geht über Studieren, einen Versuch wird niemand bereuen.



Ein Kaiser=Portemonnaie

aus einem Stück echten Seehund- oder Juchtenleder ohne Naht mit Schutzbügel, Zahltasche und **massiv. Neusilberschloss mit Stempel 3,50 Mk.** (Porto 20 Pfg.) incl. Stempel mit beliebiger Inschrift nebst 1 Flasche Farbe und 1 Pinsel; ca. **100 000 Stück sind schon verkauft.** Es ist auch zu schön, einen **Stempel mit Adresse stets zur Hand** zu haben, um damit Briefe, Karten etc. stempeln zu können. Man hat für den billigen Preis etwas **wirklich Gutes,** elegant, solid und praktisch, ☞ **zum Geschenk besonders geeignet.** ☜

Bitte, lassen Sie sich doch auch recht bald ein solches schicken **direkt aus der Fabrik vom Erfinder**

Theodor Kaiser, Stempelfabrik, Berlin, Charlottenstr. 16.

☞ **Urteile:** Herr **Gg. Rengert** in Poppenreuth schreibt: Das Portemonnaie hat in meinen Freundeskreisen so gefallen, dass ich Ihnen eine Nachbestellung von **21 Stück** hiermit machen kann. Folgt Bestellung.

Herr Postdirektor **H. Randel** in Eisenach schreibt am 20. Juni 1899: Seit 10 Jahren beziehe ich bereits Ihre Kaiser-Portemonnaies und bin mit denselben sehr zufrieden. Heute bitte ich um weitere **4 Stück** echt Seehund mit Stempel pp. für 3,50 Mk. das Stück. Die Stempel müssen folgende Inschrift tragen etc. Folgt Bestellung.

Herr **Graf von Holnstein** in Königsborn schreibt: Das gütigst gesandte Probeportemonnaie hat meine vollste Zufriedenheit erlangt, sowie die meiner Bekannten. Ich bitte, mir nun noch **7 Portemonnaies** zu senden etc.

Silb. Medaille Gera 1900.



„Friedensspitze“ f. Cigarr. od. Cigaretten „mit Nikotin bind. Patrone ohne Schädig. des Aromas“. Gegen Eins. v. **Mk. 1.– frco.** Send. d. geraden, chik. Bruyèrespitze mit 2 Patr. Gutacht., Preislisten frc. **Landfried,** Chemiker, **Dresden.**

Ewige Jugend und Schönheit

zartes, reines Gesicht, blendend schöner Teint, rosiges jugendfrisches Aussehen, sammetweiche Haut, weisse Hände verleiht in kurzer Zeit nur allein **Crême Benzoë,** ges. geschützt, einzig und wirklich erfolgreiches Schönheits-Mittel, altberühmt und ohne Gleichen zur Verfeinerung des Teints, entfernt unfehlbar und gründlich **Sommersprossen, gelbe Haut** und ist unübertroffen bei **roter** und **spröder Haut. Fältchen** und **Runzeln** verschwinden bald und jedes Antlitz wird verjüngt und strahlend. Für die wunderbare Wirkung und völlige Unschädlichkeit wird garantiert, die wahrhaft grossartigen Erfolge bezeugen Hunderte glänzender Atteste, welche beiliegen. Franko gegen Mk. 2,50 Briefm. oder Nachnahme nebst dem lehrreichen Buch: **„Die Schönheitspflege“** als Ratgeber zur schnellen, sicheren und radikalen Beseitigung der **Gesichtspickel, Finnen, Pusteln, Mitesser, Fettglanz, Hautgries, Nasenröte,** Flechten, sowie alle Hautunreinigkeiten u. Schönheitsfehler, mit Anhang zur Pflege und Verschönerung der **Haare, Augen, Zähne** und **Nägel.** Nur direkt durch

Otto Reichel, Berlin S.O., Eisenbahnstr. 4., Spezialabt. für Hautpflege.

Sie müssen raus!!!

wenn Sie sich unsere **patentirte Taschen-Wecker-Uhr** anschaffen. Preis **M. 35.– unter** Nachnahme.

Uhrengrosshaus Giesler, Köln.



Zauber und Liebe.

Lehrbuch d. geheimen Künste, Liebe einzuflössen, zu erhalten oder zu vernichten, nebst Einweihg. in geheime Wunderkräfte aller Art, nach alten Quellen bearbeitet von Faustulus. 9. Aufl. Pr. verschloss. **M. 1,95. A. F. Schlöffel's Verlag, Leipzig 48.**



Letzte Neuheit! [728]



Illustrirte Preisliste und Muster gratis und franco.



Raucher raucht Tenderings weltberühmte Marken!

La Palma 100 St. 4 Mk. **La Partura** 100 St. 5 Mk. **Yokohama** 100 St. 6 Mk. **Kaisercigarre** 100 St. 7,50 Mk.

Nur allein echt zu beziehen von **Tenderings Cigarren- und Tabak-Fabrik, Orsoy** a. d. holländischen Grenze.



worden. Sie haben viel Beifall gefunden. Sie verbinden sich sehr gut mit dem Mauergrund, ergeben eine feste glatte Wandfläche, die auch noch poliert werden kann und dann dem Marmor ähnlich sieht. Ueberdies widersteht solches Material auch den Witterungseinflüssen.

— Sehr hübsche oberbayrische Künstler-Postkarten in 12 farbiger Chromolitographie nach Original Aquarellen des Landschaftsmalers Otto Strützel bringt der Ansichtspostkarten-Verlag von Hugo Moser (Stuttgart.)

— Vom hannoverschen Mädchengymnasium. Diese seit einem Jahre bestehende Anstalt erfreut sich guten Gedeihens und scheint Aussicht auf eine blühende Entwicklung zu haben. Während die gegenwärtig das Mädchengymnasium besuchenden Schülerinnen fast sämtlich Medizin zu studieren beabsichtigen, sind in letzter Zeit an den die Schule besitzenden Verein für Frauenbildungsreform besonders zahlreiche Anfragen solcher Eltern gelangt, die ihren Töchtern den Apothekerberuf ermöglichen wollen; andererseits haben Apotheken-

(Fortsetzung auf Seite XIX.)



Halt! Porto Cassen Dieb-stähle unmöglich, wenn durchlöcherte Marken lt. Abbildung. o Apparat: (hochfeiner Briefbeschwerer) incl. 2 beliebige Buchstaben. **Preis Mk. 20.– Nachn.**



W. RIEDEL
S., Neue Ross-Strasse 4.
BERLIN. [1188*

Fig. 6. Fig. 8.

Bergmann's gesetzlich geschützter

Herkuleszaun und **Baumschoner**

bilden im Verhältnis ihrer Festigkeit die billigste u. schönste eiserne Einfriedigung der Gegenwart u. werden in jeder gewünschten Form u. Höhe geliefert. – Prospekte No. 201 frei zu Diensten.

Bergmann's Industriewerke
Gaggenau (Baden). [941*

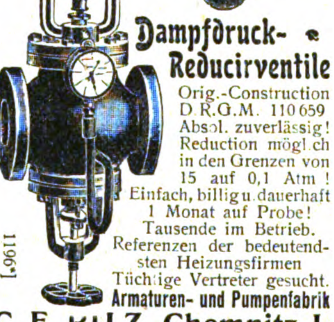


In den meisten Königl. und Fürstl. Gärten im Gebrauch.
Anerkennungsschreiben und Werkzeugpreislisten zur Rasenpflege franco.

GEBRÜDER BRILL
Rasenmäher- und Gartenwalzenfabrik
BARMEN. [1071*

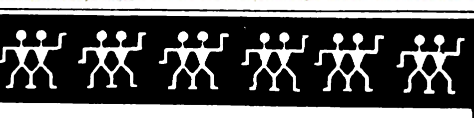


Nippe & Pasche, Berlin, Oranienstr. 101-102
DRGM 87159 Verlang. Sie grat. u. frc. Prosp. üb. Patent-Möbel, Zusammenlegb., verstellb. 8000 i. Gebr. Chaiselonguebett Victoria v. 16,50 an.

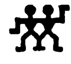


Dampfdruck-Reducirventile

Orig.-Construction D.R.G.M. 110659
Absol. zuverlässig!
Reduction mögl. ch in den Grenzen von 15 auf 0,1 Atm!
Einfach, billig u. dauerhaft
1 Monat auf Probe!
Tausende im Betrieb.
Referenzen der bedeutendsten Heizungsfirmen
Tüchtige Vertreter gesucht.
Armaturen- und Pumpenfabrik
C. F. PILZ, Chemnitz I.
[1961]



Schutzmarke: „Zwillinge".



Eingetragen 13. Juni 1731.

J. A. Henckels

Zwillingswerk in Solingen

fabricirt und empfiehlt:

Messer und Gabeln für Küche und Haus,
Messer für alle Gewerbe und Künste,
Taschen- und Gartenmesser,
Rasirmesser und Rasirapparate,
Hirschfänger und Jagdmesser,
Scheeren für alle Zwecke,
Korkzieher, Nussknacker etc. etc.

Ich bitte auf die Schutzmarke: zu achten und meine Firma nicht mit ähnlich lautenden zu verwechseln. Für jedes Stück, welches das Zwillingszeichen trägt, wird unbedingte Gewähr geleistet.

Wo die Geschäfte der Branche mein Fabrikat nicht führen, bitte sich zu wenden an die

Hauptniederlage:

Berlin W., Leipzigerstrasse 118.

Eigene Verkaufsniederlagen:

Frankfurt a. M. — Hamburg. — Köln a. Rh. — Wien.

Kostenlose Wasserversorgung



1638*]

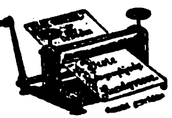
für Villen, Wohnhäuser, Gärtnereien, Güter, Fabriken, Ziegeleien, Steinbrüche u. s. w. sowie für ganze Gemeinden mittels **Windmotore** mit exact. **Selbstregulirung,** an Leistungsfähigkeit, Sturmsicherheit und Dauerhaftigkeit weder von Fabrikaten des In- noch Auslandes auch nur annähernd erreicht, desgl. **Windmotore zum Betriebe landwirtschaftlicher** und gewerblicher **Maschinen** liefert complett und **betriebsfertig** auf Jahrzehnte lange Erfahrung hin

Carl Reinsch, H. S.-A. Hoflieferant, **Dresden.**
Erste deutsche Windmotoren-Fabrik.
Ueber 4000 Anlagen ausgeführt. • 47 goldene u. silberne Medaill. • **Gegr. 1859.** • Taus. Referenz.



---

* * * * * * * * * *
Für Jedermann!
* * * * * * * * * *



Bester Apparat ... zur ... **Vervielfältigung**

von Hand- und Maschinenschrift, techn. Zeichnungen, Noten etc. Unbegrenzte Anzahl, der Lithographie nicht nachstehende Abzüge.

PAUL WENZEL, DRESDEN-A., Marschallstr. 38.
Lieferant der Staats-, Militär- und Civilbehörden, Staats-Eisenbahnen etc. [1182*

„PHÖBUS"

ist die **beste Lampe** der Welt!
Ill. Kat. m. 100 Anerkenn. gratis.
Spiritus-Glühl.-Ges. [766*
„Phöbus", Dresden-A. 27.

Emaille- und Blechschilder-Fabrik
ARNO WEISSE
Berlin S., Adlershof.
Verbots- u. Bestimmungs-Schilder für Hausbesitzer und Gewerbetreibende.



D. R. P. 79077 Ruhe bequem! Ruhe bequem! D. R. G. M.

Stoermers Patentstuhl

(zugleich Lehnstuhl, Faulenzer und Chaiselongue). Hocheleganter, **jeder beabsichtigten Körperbewegung sich ohne Weiteres** anschmiegender Salon- und Herrenzimmerstuhl von **raffinirtester Bequemlichkeit** für Gesunde und Kranke. **Ein wirklich idealer Krankenstuhl von bisher unerreichter Leistungsfähigkeit.**

Germaniastühle mit Plüsch etc. gepolstert und ungepolstert mit versch. Läufern. **Vornehme und praktische Jubiläums- und Gelegenheitsgeschenke.** [443*

Kgl. Pr. Staatsmedaille 1899 und andere Auszeichnungen.

Prospekte gratis und franco.

Fabrik mechan. Patentstühle G. m. b. H.
Magdeburg-N., Nicolaistr. 10. Tel. 1112.

besitzer in Nord- und Süddeutschland dem gen. Verein bereits das Angebot gemacht, junge Mädchen, welche das hannoversche Mädchengymnasium besucht haben, als Lehrlinge in ihre Apotheken aufzunehmen. Offenbar also liegt hier ein Feld für Frauenerwerb offen, das tüchtigen Kräften guten Erfolg verspricht. Seit durch Beschluss des Bundesrats den Frauen der Apothekerberuf eröffnet worden und durch Mädchengymnasien die Möglichkeit zur Erlangung der erforderlichen Vorbildung geschaffen ist, sind die früheren Hindernisse beseitigt, und es ist nunmehr Sache der Frauen selbst, von den gegebenen Mitteln zur Gründung einer Existenz Gebrauch zu machen.

— In immer weiteren Kreisen bricht sich die Erkenntnis Bahn von der Zweckmässigkeit des Naturheilverfahrens. Eine Naturheilanstalt, die in erster Linie Berücksichtigung verdient, ist die unter Leitung des Direktors G. Remele stehende Naturheilanstalt „Drachenkopf“ bei Eberswalde an der Berlin-Stettiner Bahn. Die Lage der Anstalt ist die denkbar günstigste. Neben der Anwendung von Wasser, Licht, Luft und einer vorzüglichen Diät wird der inneren und äusseren Massage, der Heilgymnastik und den elektrischen Kuren Sorgfalt gewidmet. Aufnahme finden chronisch Kranke jeder Art sowie Erholungsbedürftige und Rekonvalescenten bei äusserst mässigen Preisen. Die Aufnahmebedingungen sowie alles Nähere sind aus den Prospekten zu ersehen, die jedermann gern zugesandt werden.

— In der Fröbelstiftung, einer Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen, zu Dresden, die der opfermütigen Verbreiterin des Fröbelschen Erziehungsgedankens, der Frau Baronin von Marenholtz-Bülow, ihre Entstehung verdankt, erhalten junge Mädchen und solche, die die Fröbelsche Lehre

(Fortsetzung auf Seite XXI.)

kennen lernen wollen, auch ohne den Beruf einer Kindergärtnerin oder Kinderpflegerin zu wählen, gediegenen Unterricht in allgemeiner Pädagogik, Methodik, Erziehungslehre nach Fröbels Mutter- und Koseliedern, Theorie und Praxis der Fröbelschen Spielmittel, Körperpflege, Deutsch, Mathematik, Naturkunde, Zeichnen, Turnen und Gesang.

– **Ofenrauch** in den Zimmern ist nicht nur überaus lästig, sondern unter Umständen sogar gesundheitsschädlich. Er macht den Aufenthalt in den betreffenden Räumen unmöglich und verschmutzt alles. Die Ursache dieses Uebels liegt fast immer im Schornstein, nicht, wie allgemein geglaubt wird am Ofen. Man thut daher gut, sich beim Eintritt von Rauchbelästigungen zuerst um den Schornstein zu kümmern. Ein jeder Schornstein muss, wenn er dauernd gut funktionieren soll, mit einem guten Aufsatz versehen sein; denn unbekrönte Schornsteine sind ständig den ungünstigen Einflüssen der Witterung (Wind von oben, sogenannter Sonnendruck, Niederschläge) ausgesetzt und versagen unter diesen Einflüssen selbst dann, wenn sie vollständig intakt und auch richtig angelegt sind. Als einen erprobten Aufsatz können wir unsern Lesern den Johnschen Schornstein- und Ventilationsaufsatz empfehlen, der bereits in 65000 Exemplaren abgesetzt ist. Derselbe ist bei allen Eisenhändlern, Klempnern, Baumaterialienhändlern, Schornsteinfegern, Dachdeckern, Schlossern und Installateuren sowie beim Fabrikanten G. A. John in Erfurt 33 erhältlich.



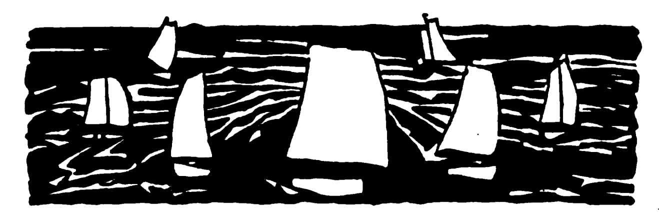
DIE·WOCHE.

Nummer 18. Berlin, den 5. Mai 1900. 2. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 18.

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und dessen Vororten bei der Geschäftsstelle Zimmerstraße 39—41, sowie bei allen Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und sämtlichen Buchhandlungen;
im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 8331);
im Ausland bei den Postanstalten folgender Staaten:
Belgien (4,04 fr.), Dänemark (2,83 Kron.), Italien (4,88 Lire), Luxemburg (4,20 fr.), Niederlande (2,10 fl.), Norwegen (3,05 Kron.), Oesterreich ([Postzeitungsliste Nr. 4239] 3,70 Kr.), Schweden (3,10 Kron.), Ungarn (4,01 Kr.).
(Der in Klammern gestellte Betrag ist der vierteljährliche Abonnementspreis.)
in der Schweiz und in Rußland nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten Abonnements entgegen;
für Frankreich nimmt die Firma H. Le Soudier, 174/176 Boulevard St. Germain, Paris, Abonnements entgegen;
für England nimmt die Firma Emile Pelletier, 56 Charlotte Street Fitzroy Square, London W, Abonnements entgegen.



Die sieben Tage der Woche.

26. April.

Die Gießerei von Begbie in Pretoria, die von der Transvaalregierung als Arsenal benutzt worden war, wird durch eine Dynamitexplosion zerstört. 65 Personen kommen dabei ums Leben.

Königin Viktoria verläßt Irland nach mehrwöchentlichem Besuch.

27. April.

Der Generaloberst Graf Waldersee und der frühere Kriegsminister General von Verdy du Vernois feiern ihr 50jähriges Dienstjubiläum. Der Kaiser richtet aus diesem Anlaß eine Kabinettsordre an den Grafen Waldersee, in der er ihm die Verleihung der Brillanten zum Schwarzen Adlerorden mitteilt.

In der Budgetkommission des Reichstags wird der von der Zentrumspartei eingebrachte Entwurf eines Flottengesetzes angenommen, nachdem die Vertreter der Regierung andeuteten, daß sie diesem Kompromiß ihre Zustimmung geben würden. Danach wird die Verdoppelung der Schlachtflotte, wie von der Regierung vorgeschlagen, schon jetzt bewilligt, dagegen die Vermehrung der Auslandschiffe auf spätere Zeit verschoben.

Der preußische Minister des Innern setzt eine Belohnung von 20000 Mark auf Ermittlung des Mörders des Gymnasiasten Winter in Konitz aus.

Eine große Feuersbrunst zerstört einen Teil der Stadt Ottawa in Kanada. Mehr als zweitausend Familien sind obdachlos.

General Warren wird zum Gouverneur von Griqua-West ernannt.

Der König von Dänemark nimmt das Entlassungsgesuch des Ministeriums Hörring an und beruft ein neues Kabinett unter dem Vorsitz des Landsthingsvizepräsidenten H. v. Schested.

28. April.

Der deutsche Generalkonsul in Kapstadt, Dr. Focke, wird amtlich aufgefordert, sich gegen die erhobene Beschuldigung des Mangels nationaler Gesinnung zu rechtfertigen.

Von Lord Roberts wird gemeldet, daß die Generale French und Rundle (Portr. S. 761) Thabanchu besetzt haben.

Der internationale Kongreß in Neapel zur Bekämpfung der Tuberkulose wird geschlossen, nachdem ein Komitee zur Begründung einer internationalen Liga gegen die Tuberkulose eingesetzt worden ist.

29. April.

Die zum Besuch Kölns bestimmte Torpedodivision geht von Wilhelmshaven unter Befehl des Kapitänleutnants Funke in See.

Auf dem Gelände der Pariser Weltausstellung stürzt eine Fußgängerbrücke ein, wobei mehrere Personen getödtet werden (vergl. Abb. S. 750).

Der österreichische Reichsrat wird auf den 8. Mai einberufen.

30. April.

Das Gesetz über die Gemeindewahlreform wird vom preußischen Abgeordnetenhaus in zweiter Lesung angenommen.

1. Mai.

Von den Abgeordneten Müller-Fulda und Bassermann werden im Reichstag dringliche Anträge zum Stempel- und Zollgesetz eingebracht, die mit der Deckung der Kosten der Flottenvermehrung in Zusammenhang stehen. Die Börsenumsatzsteuer soll für Aktien und auswärtige Fonds auf $^{1}/_{2}$ °/oo erhöht werden. Ferner soll eine Schiffahrtskartensteuer und Schiffsurkundensteuer eingeführt werden.

Präsident Loubet eröffnet die Abteilung der schönen Künste in der Weltausstellung.

2. Mai.

Die portugiesische Kammer lehnt den Antrag, die Regierung wegen des Durchmarsches englischer Truppen durch portugiesisches Gebiet zu interpellieren, fast einstimmig ab!

Der Deutsche Kronprinz.

Der älteste Sohn des Kaisers: Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen, tritt mit dem Tag seiner Volljährigkeitserklärung aus der Stille und Verborgenheit des Kindes- und Jünglingsalters heraus auf die Weltbühne. Schärfer als bisher faßt die Welt den ins Auge, der einst berufen sein soll, die preußische Königskrone zu tragen und des Reiches Kaiserwürde zu bekleiden. Die Anteilnahme der Dynastien und Regierungen des Auslands an dem markanten Staats- und Familienakt der feierlichen Mündigsprechung des Kronprinzen bestätigt die Sympathien und das Ansehen, die Deutschland im Weltenrund genießen, und zugleich die hohe Bedeutung des persönlichen Moments bei diesem Eintritt des jungen Königssohns in die Reihen jener Fürsten, mit deren Wesen und Wollen die Völker besonders zu rechnen haben. Dem Kronprinzen Wilhelm wird nach menschlichem Wägen und Absehen eine unvergleichlich längere Zeit des Kronprinzentums in voller Mündigkeit und somit in voller staatsrechtlicher Regierungsfähigkeit beschieden sein als seinem

Vater, dessen Kronprinzenzeit nur neunundneunzig Tage gewährt hat. Er wird in der Lage sein, als Kronprinz diejenigen Einblicke in das All der Staatsverhältnisse und jene Vorbereitung auf seine dereinstigen Regentenaufgaben zu gewinnen, die sein Vater und sein Urgroßvater in der Hauptsache sich zu beschaffen hatten, ohne die Stellung eines Kronprinzen einzunehmen.

In der Reihe der preußischen Könige, die mit Friedrich I. beginnt, war nicht immer ein Kronprinz, also des Königs ältester oder einziger Sohn, der Thronfolger.

Friedrich der Große war der erste König von Preußen, dem ein Sohn als Erbe versagt war. Der Nächste am Thron war des Königs Bruder, Prinz August Wilhelm; als dieser starb, wurde sein Sohn Friedrich Wilhelm als Thronfolger anerkannt und erhielt als solcher die Bezeichnung „Prinz von Preußen“ — ohne Beifügung eines Namens. Es ist das der Amtstitel, der seitdem für diejenigen preußischen Thronfolger, die nicht Kronprinzen sind, eingeführt ist und der allerdings nur nachher noch einmal in Geltung kam, nämlich bei dem späteren König und Kaiser Wilhelm I.

Als König Friedrich Wilhelm IV. im Jahr 1857 unheilbar erkrankte, wurde dem Prinzen von Preußen zunächst die Stellvertretung des Königs übertragen; nach Ablauf des Vertretungsjahrs aber trat der Prinz von Preußen anstelle des dauernd behinderten Bruders die Regentschaft an und regierte als Prinzregent vom Oktober 1858 bis zum Tod Friedrich Wilhelms IV. am 2. Januar 1861, an welchem Tag er als König Wilhelm I. seine Monarchenlaufbahn begann und sein Sohn Friedrich Wilhelm Kronprinz wurde, der seit dem 18. Januar 1871 den Titel „Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen“ führte. Der Kronprinz übernahm in Stellvertretung seines Vaters die Regierung im Sommer und Frühherbst 1878, als der alte Kaiser und König aus traurigem Anlaß daniederlag. Als am 9. März 1888 der Kronprinz als Friedrich III. auf den Thron gelangte, übertrug er bald darauf wegen seines schweren Leidens dem damaligen Kronprinzen, unserm jetzigen Kaiser, seine Stellvertretung durch einen Erlaß, der die unmittelbare Beteiligung des Kronprinzen an den Staatsgeschäften verordnete.

Der volljährige Kronprinz ist staatsrechtlich der natürliche, gegebene Vertreter des Monarchen. Solange er minderjährig war, konnte nicht er für die Vertretung oder gar für eine Regentschaft in Betracht kommen, sondern in diesem Fall hätte Prinz Heinrich als der dem Thron nächste Agnat bis zur Volljährigkeit des Kronprinzen die Regierung zu führen gehabt. Der Kronprinz hat die Stellvertretung des Königs, wenn der Monarch sie ihm selber überträgt, was bei einem nur vorübergehenden Hindernis in der Ausübung der königlichen Befugnisse, wie bei leichter Erkrankung oder Auslandsreisen der Fall zu sein pflegt. Die Notwendigkeit einer Regentschaft ist dagegen ausdrücklich von beiden Häusern des Landtags anzuerkennen; der Regent übt die Regierungsgewalt zwar im Namen des Monarchen aus, leistet aber seinerseits den Eid auf die Verfassung und ist dem König nicht verantwortlich. Alle Sätze des preußischen Staatsrechts über die Thronfolge und über Regentschaft und Stellvertretung gelten auch für das Reich und die mit der Krone Preußen verbundene Kaiserwürde. Die wesentlichste Veränderung in der Stellung des Kronprinzen nach der Erlangung der Volljährigkeit besteht darin, daß er ohne weiteres regierungsfähig, also auch stellvertretungsfähig und zur Regentschaft berechtigt ist, wenn Umstände eintreten, die eine Stellvertretung oder Regentschaft notwendig machen. Eine schwere Verantwortung wird damit auf die jungen Schultern des Fürstensohns geladen. Die sorglosen Tage der Jugend sind nun vorüber, von jetzt an gehört sein Denken und Streben der Nation; um die Bedeutung dieses Schrittes zu dokumentieren, wird der Kronprinz an seinem 18. Geburtstag den Fahneneid schwören, gleichsam zum Zeichen, daß er von jetzt an unauflöslich mit dem Heer und der Nation verknüpft ist.



Die Pariser Weltausstellung 1900.

Von Wilhelm Hartmann,
Professor der Kgl. Technischen Hochschule.

I.

Lage. Verkehrsverhältnisse. Platzmangel. Gesamteindruck.

Zwischen der Pariser Weltausstellung vom Jahr 1889 und der jetzigen liegt Chicago — zwischen „Pfingsten und dem Hallischen Thor“ würde der echte Berliner sagen — und dennoch: zwischen den beiden Zeiten liegt der Ort, das ist keine Begriffsverwechslung, sondern eine Thatsache. Ein Ereignis in der Zeitenfolge war the worlds fair, the worlds Columbian exposition, „the white city“ an den Ufern des Michigansees, unter dem Breitengrad Roms, im blendenden Glanz der italienischen Sonne, die während unserer Nachtzeit drüben „arbeiten“ muß, im Zuge einer fast fünf deutsche Meilen langen amerikanischen Stadt. Ist das Zauberbild auch wieder vom Erdboden verschwunden, nach amerikanischer praktischer Art zum Teil „warm“, nämlich durch willkommenes Feuer, abgebrochen, so haftet die Erinnerung daran doch im Gedächtnis und bildet den unwillkürlichen Maßstab für die Beurteilung der „Exposition Universelle de 1900“.

Der Eiffelturm, der „Clou“ der vorigen Pariser Ausstellung wurde zwar von den Amerikanern an Höhe nicht übertroffen, aber die Raumgestaltung der gesamten Ausstellung, die Anordnung der Gebäude und sonstigen Baulichkeiten — nicht behindert, sondern vielmehr begünstigt durch kleine Seen und Lagunen, deren Lage und Verbindungen gemäß der Stellung der Gebäude verändert wurden — zeichnete die White City vor allen voraufgegangenen Ausstellungen aus. Musterkarten von den Natur- und Kunstprodukten der ganzen Welt, namentlich aber von den sehr reichen und merkwürdigen der neuen (z. B., um nur einiges die Klugheit der Amerikaner bei der Auswahl ihres Vaterlandes Charakterisierendes hervorzuheben: neben Baumstämmen von sechs Metern Durchmesser die dickste Kartoffel im Gewicht von 114 englischen Pfund, und dann der Reichtum an Kohlen, Edel- und Eisenerzen!) füllten die Räume der „Weißen Stadt“, die mehr Flächenraum als Potsdam bedeckte. Der Umstand, daß der Ausstellungsplatz einige deutsche Meilen vom Nordende Chicagos entfernt lag, verschlug nichts; schnellfahrende Züge der Illinois-Central, der Hochbahn auf schwankendem Eisengerüst, die Kabel-, elektrischen und Pferdebahnen, die Dampfer auf dem Michigan bewältigten und beherrschten den Riesenverkehr einer allerdings verkehrsgewohnten großen Menschenmasse in solchem Maß, daß selbst am Chicago-day bei einer Besucherzahl von 714000 Personen nicht die geringste Störung eintrat.

In Paris ist jetzt alles anders: Lage, Verkehr und Menschen! Am allerschlechtesten kommen bei einem Vergleich die Verkehrsverhältnisse weg. Für den Kenner anderer Großstädte mit täglich zu bewältigendem Riesenverkehr stehen die heutigen Pariser Verkehrsmittel für Massenverkehr geradezu auf Null! Es erweckt fast den Anschein, als sollte eine Riesenstadt mit den Verkehrsmitteln des vorigen Jahrhunderts der Neuzeit als Ausstellungsgegenstand vorgeführt werden.

Eine Ausnahme bildet allein die Seine, aber die Dampfboote sind hier jetzt schon überfüllt. Auf der Straße herrscht noch die Droschke, oder kämpfen, besser gesagt, die Droschkenkutscher untereinander oder mit ihren Kollegen vom Schutt- und Klamottenwagen um den Vorrang, zum Nachteil der Passanten, die es einmal versuchen, ohne Voiture von einem Bürgersteig zum andern zu gelangen. Solche Wagehälse werden, auch wenn sie nur einige Straßen weit gehen wollen, von den leerfahrenden Droschkenführern durch nicht mißzuverstehende Seitenblicke aufgefordert, freundlichst einzusteigen und das Rollen der Räder, mehr aber noch das des Geldes nicht aufzuhalten.

Auf dem Ausstellungsgebiet sind die Verkehrseinrichtungen einem Massenandrang ebensowenig gewachsen, wie in der Stadt selbst. Die leichten Stege, die man in dem von Pariser Verkehrsstraßen durchschnittenen Terrain geschaffen hat, um dem

Publikum die Lösung neuer Eintrittskarten zu ersparen, haben am letzten Sonntag bereits zu einer außerordentlich schweren und beklagenswerten Katastrophe geführt, bei der neun Menschen das Leben eingebüßt haben!

Den Sonntagsverkehr zur Ausstellung vermögen die altehrwürdigen Institute der Pariser Omnibusse und Pferdebahnen heute schon nicht mehr zu bewältigen. Auf Plätze in den Omnibussen und Straßenbahnen müssen die Fahrgäste nach Maßgabe der von ihnen gezogenen Nummern warten. Die Métropolitain-Eisenbahn ist noch nicht fertig, die Ringbahn und deren Anschluß an den Ausstellungsplatz kommt nur für die Außenbezirke in Betracht. Elektrische Straßenbahnwagen, insbesondere auch Akkumulatorenwagen können im Innern der Stadt nicht stecken bleiben, „weil es," wie mein Freund Schlesier sagt, „keine hat." Ob es auch hier wie in Berlin Schwärmer giebt, die da meinen, die Straßen seien vor allen Dingen für die Fassaden da, und die daher die Einführung der oberirdischen elektrischen Leitung bekämpfen, habe ich noch nicht ermitteln können. In den Außenbezirken freilich, beispielsweise zwischen der Place de la Bastille und Vincennes, wo auch noch ein Ausstellungsplatz liegt, giebt es elektrische Bahnen mit teils ober- und teils unterirdischer Kraftleitung. In das Straßen- und Verkehrsnetz der Stadt Paris ein System zu bringen, ist dem unbefangenen Beobachter gerade so unmöglich wie in Berlin; hier wie dort giebt es zahlreiche, fast möchte man meinen, in gleich künstlicher Weise geschaffene Verkehrsengpässe.

Die Eigenartigkeit der Pariser Verkehrsmittel, nicht zum mindesten aber auch die Anschauungen und Ueberlieferungen der Bevölkerung haben andere Projekte für den Aufbau der Weltausstellung als inmitten der Stadt nicht aufkommen lassen, wenngleich die Erfahrungen von Chicago gegen diese Lage sprachen. Selbst auf dem Riesenterrain der Columbian-Exposition konnte man noch von Platzmangel sprechen, obwohl sich die europäischen Völker dort nur soweit als irgend notwendig beteiligt hatten. Für Paris war ein weit größerer Ansturm zu erwarten, der auch thatsächlich eingetroffen ist und der die Klagen über Platzmangel zu einer chronischen Krankheit gemacht hat, an der zur Zeit alle fremden Aussteller leiden.

Paris W. hat zwar keinen Mangel an großen Plätzen, aber für die Weltausstellung kamen nur die allergrößten: die Champs Elysées, die Esplanade des Invalides und der Champ de Mars in Betracht, und auch diese reichten bei weitem nicht aus. Auf beiden Ufern der Seine hat man daher die Straßen und Plätze vom Pont Alexandre III. bis über den Pont Jena hinaus mit in den Ausstellungsbereich hineingezogen. Der Quai d'Orsay, der Cours la Reine, der Platz vor dem Trocadero sind vollständig mit Ausstellungsgebäuden bedeckt. Und da alles dieses noch immer nicht ausreichte, so hat man schließlich zu einem Gewaltmittel gegriffen und den am andern, nämlich am Ost-Ende von Paris gelegenen Park von Vincennes zum Ausstellungsplatz für das rollende Material der Eisenbahnen, Fahrräder, Automobilen, Erdölmotoren und dergleichen bestimmt. Wie man dorthin gelangen kann, wenn erst der Strom der Einheimischen und Fremden den Ausstellungsgefilden in größerem Maß als jetzt zugewandt sein wird, bleibt vorläufig ein Rätsel.

Die Ausstellung bietet also kein geschlossenes Gesamtbild, sie besteht aus mehreren, räumlich voneinander getrennten Teilen. Landwirtschaft, Industrie und Technik sind der Haupsache nach auf dem Champ de Mars, Kunst und Kunstgewerbe auf den Champs Elysées und der Esplanade des Invalides, Garten- und Obstbau auf dem rechten (Cours la Reine), Hygiene, Heerwesen, Schiffahrt und Handel auf dem linken (Quai d'Orsay) Seineufer untergebracht.

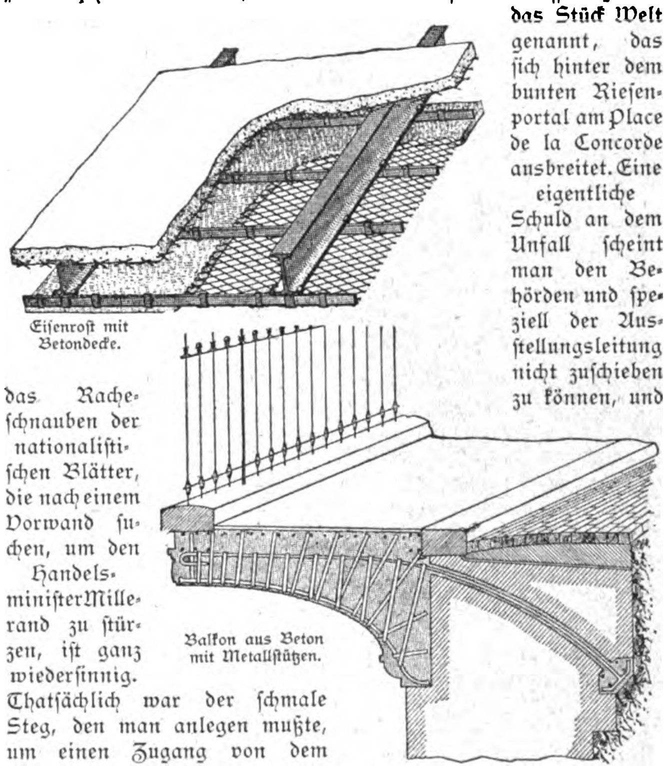
Zwischen dem Pont des Invalides und dem Pont de l'Alma stehen auf dem Quai d'Orsay die Gebäude der fremden Staaten, ungefähr in der Mitte, aber mit der Front etwas zurücktretend gegen seine Nachbarn Norwegen und Spanien das ganz eigenartige „Deutsche Haus", im Stil der kraftvollen deutschen Frührenaissance erbaut, die den Beschauer so leicht aus dem Trubel der Gegenwart in die ernste Vergangenheit zurückzieht.

Das Ausstellungsvergnügen ist nicht wie s. Z. in Chicago auf eine besondere Straße verwiesen worden, sondern verteilt sich über das gesamte Ausstellungsterrain. Zum Vergnügen ladet auch die das Eingangsthor in den Champs Elysées krönende „Parisienne" in Abendmantel und Schleppe ein. Es ist viel darüber gestritten worden, ob diese Puppe in der Luftperspektive das richtige Wahrzeichen für die ungeheure Fülle ernster Arbeit sein könne, die aus den Schätzen der Ausstellung hervorleuchtet: der Festplatz des Gewerbefleißes hinter einer Dame im Vergnügungsanzug — aber das ist eben fortgeschrittene gallische Kultur, auch aus dem Vergnügen macht man hier ein Gewerbe!

Der Gesamteindruck der Ausstellung leidet aber nicht allzusehr durch diese kleinen Absonderlichkeiten, die den Spott etwas herausfordern; ist doch der Neid häufig der illegitime Vater des Spottes. Auch müssen schon der äußeren Harmonie wegen neben dem Verstand die Phantasie und neben dieser der Witz ein Wort bei einer Ausstellung mitzusprechen haben, die am Ende eines an Erfolgen überaus reichen Jahrhunderts die Errungenschaften der Kunst, Wissenschaft und Industrie des ganzen Erdenrunds auf engem Raum nebeneinander vorführen will. Die unübersehbare Menge ernster Arbeit, von Kunst und Witz durchzogen und umschlossen — das ist die Pariser Weltausstellung 1900.



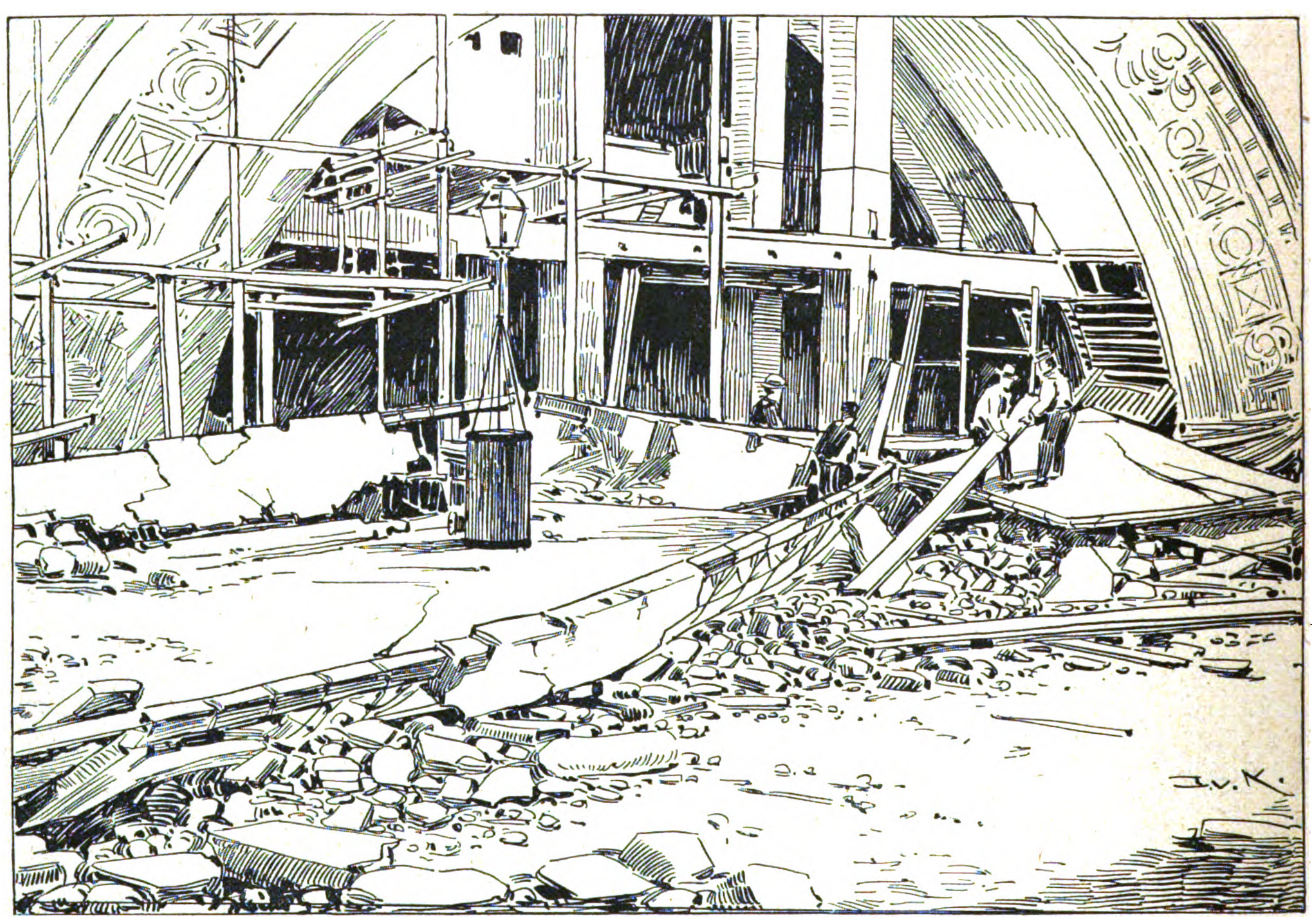
Das tiefbeklagenswerte Unglück, das sich auf dem Gelände der Pariser Weltausstellung begeben und das leider außer schweren Verwundungen einer Anzahl Menschen auch den Tod von neun Personen zur Folge hatte, wirft einen düsteren Schleier auf das sonnige Bild des seiner Vollendung nahen „Triumphs der Arbeit", wie Millerand in seiner Eröffnungsrede das Stück Welt genannt, das sich hinter dem bunten Riesenportal am Place de la Concorde ausbreitet. Eine eigentliche Schuld an dem Unfall scheint man den Behörden und speziell der Ausstellungsleitung nicht zuschieben zu können, und das Racheschnauben der nationalistischen Blätter, die nach einem Vorwand suchen, um den Handelsminister Millerand zu stürzen, ist ganz widersinnig. Thatsächlich war der schmale Steg, den man anlegen mußte, um einen Zugang von dem eigentlichen Ausstellungsgelände nach dem auf einem abgeschlossenen Grundstück errichteten Riesenglobus zu gelangen, noch nicht offiziell abgenommen worden, und die große Zahl der Opfer erklärt sich namentlich daher, daß die Brücke gerade auf eine sehr belebte öffentliche Straße hinabstürzte. Ob die Erbauer leichtsinnig vorgegangen sind,



Eisenrost mit Betondecke.

Balkon aus Beton mit Metallstützen.

wird die Untersuchung ergeben, auch hier ist man eher geneigt, die Schuld zu verneinen, da es sich hier um ein Material handelt, dessen Eigenschaften noch nicht so vollständig erprobt waren. Die Brücke, die so vielen Menschen den Tod bringen sollte, war eine Konstruktion aus Beton mit einem Eisenskelett. Es wird unsere Leser interessieren, etwas Näheres über dieses Baumaterial, das in letzter Zeit häufiger Verwendung gefunden und dem Fachmänner eine große Zukunft voraussagen, zu erfahren. Beton ist eine Mischung von Zement mit Sand, Kies oder geschlagenen Steinen, deren einzelne Bestandteile sich fest miteinander verbinden. Die Härte des Betons ist ganz außerordentlich und nimmt im Wasser noch zu. Zu Wasserbauten, zu Fundamentierungen, auch für Festungsbauten wurde Beton schon seit längerer Zeit verwandt. Neu ist die Idee, Beton für Bogen mit größerer Spannung, ja sogar für Galerien und Balkone ohne einen zweiten Stützpunkt zu verwenden. Wenn man nun in die Betonmasse entweder eiserne Balken oder auch nur ein eisernes Netz einfügt, kann man es auch für die weitesten Spannungen, die kühnsten Wölbungen gebrauchen, und es übertrifft an Widerstandskraft und Tragfähigkeit sogar die Eisenkonstruktionen von derselben Ausdehnung. Was hat nun das Unglück eigentlich verursucht? — Jedes Bauwerk aus Beton braucht eine gewisse Zeit, um zu erhärten, und in dieser Zeit muß es durch starke Gerüstbauten gestützt werden, bis es erst selbst die Fähigkeit erlangt hat, Lasten zu tragen. Bei der Ueberhastung, mit der jetzt die Ausstellungsbauten fertiggestellt werden, erscheint es wahrscheinlich, daß diese Gerüste viel zu früh entfernt wurden, daß die eigentliche Baumasse noch lange nicht die nötige Festigkeit erreicht hatte, um sich selbst zu stützen.



Die am letzten Sonntag (29. April) eingestürzte Fussgängerbrücke auf der Pariser Weltausstellung.
Nach einer photographischen Momentaufnahme von Frères Geniaux, Paris.

In der Chronik der blutigen Unthaten nimmt der Mord in Konitz sicherlich die erste Stelle ein. Alle Kreise unseres Volkes befinden sich in hochgradigster Aufregung, die Regierung selbst macht zur Feststellung des Mörders Anstrengungen, wie sie bisher bei uns in der Kriminal- und Rechtsgeschichte unerhört waren. Trotz der Aussetzung einer Belohnung von im ganzen 26 000 Mark verschwinden die Spuren des oder der Mörder immer mehr, die Schleier, die über der grauenvollen Blutthat ruhen, verdichten sich zu einem undurchdringlichen Dunkel, und es bleibt in hohem Grad zweifelhaft, ob jemals der geheimnisvolle Mord vor dem irdischen Richter seine Sühne finden wird. Der in bestialischer Weise zerstückelte Leichnam des unglücklichen Gymnasiasten Winter ist bisher noch nicht einmal in seiner Gesamtheit aufgefunden worden, und gerade deswegen tritt die unmenschliche Grausamkeit, die bei der Abschlachtung des jugendlichen Opfers obgewaltet hat, in so entsetzlicher Art in die Erscheinung. Selbstverständlich sind an den Mord die weitestgehenden Vermutungen geknüpft worden, die sich in Konitz selbst und in der Umgebung des Städtchens zu einem Fanatismus verdichtet haben, der die ernstesten Maßnahmen der Behörden hervorgerufen hat. Es steht in jenen Gegenden thatsächlich der Friede zwischen den verschiedenen Konfessionen und Bevölkerungsklassen auf dem Spiel, die Unruhen haben bereits einen bedrohlichen Charakter angenommen, und es wird der ganzen Autorität der Staatsgewalt bedürfen, um Ausschreitungen, die sich gegen Unschuldige richten, zu verhüten. Jedenfalls aber konnte es bei den näheren Umständen, unter denen die That vor sich ging, nicht ausbleiben, daß der Phantasie und der Mythenbildung der weiteste Spielraum überlassen werden mußte. In einer kleinen Landstadt von ungefähr 10 000 Einwohnern konnte, unzweifelhaft in einem geschlossenen Raum, ein Mensch kunstgerecht — wenn man so sagen darf — abgeschlachtet und zerstückelt werden, ohne daß ein anderer außer den Beteiligten von der Mordthat etwas wahrnahm, die Spuren der That wurden so gründlich verwischt, daß trotz der angestrengtesten Nachforschungen nicht einmal der Ort der That festgestellt werden konnte, und verschiedene Teile der Leiche sind bis heute noch nicht einmal aufgefunden, obgleich man mit Hilfe von Spürhunden und Zuziehung der Schulen und Vereinigungen wiederholentlich die ganze Umgebung absuchte. Eine solche That mußte Grauen und Entsetzen hervorrufen, das Gefühl der Rachsucht mußte namentlich bei einer weniger gebildeten Bevölkerung zu hellen Flammen aufflackern, vom menschlichen Standpunkt allein ist die Haltung der Konitzer Bevölkerung gewiß nicht unverständlich. Die

außergewöhnliche Höhe der Belohnung läßt, wie bemerkt, darauf schließen, daß die maßgebenden Kreise auf das bestimmteste entschlossen sind, niemand zu Liebe und niemand zu Leide die Schuldigen zu ermitteln.

Der Krieg in Südafrika. General Louis Botha hat sich den Versuchen der englischen Generäle French, Rundle, Hamilton und Pole Carew, ihm ein ähnliches Schicksal zu bereiten wie Cronje bei Paardeberg, mit großem Geschick zu entziehen gewußt. Sein Rückzug erregt die Bewunderung der ganzen Welt. Die Anerkennung einer einzelnen militärischen Meisterleistung darf aber nicht über den Ernst der gesamten Situation hinwegtäuschen. Wir sind jetzt schon thatsächlich in das Stadium des Kleinkriegs eingetreten. Die einzelnen Erfolge, die die Buren in letzter Zeit errungen haben oder noch erringen werden, können den Gang der Ereignisse nur aufhalten, aber nicht mehr ändern. Vor Wepener haben sie wieder ihre Kraft vor einer nur ganz schwach befestigten Stadt, die von nur 500 Kapschützen verteidigt wurde, vollkommen erschöpft. Sowie die englischen Divisionen sich in Marsch setzten, mußten sie überall zurückweichen, und das Einnehmen befestigter Frontstellungen ist nutzlos gegen die wohlüberlegten Flankenvorstöße eines erfahrenen Taktikers wie Lord Roberts. Das Einzige, was die Buren erreicht haben, ist, daß sie die feindliche Hauptmacht verhältnismäßig weit von ihrer eigentlichen Anmarschlinie gegen Pretoria nach Osten abgezogen haben. Dadurch wird den Engländern die Sicherung ihrer Etappenlinien zwar erheblich erschwert, und Lord Roberts muß bedeutende Truppenmassen hinter sich zurücklassen, aber das Weltreich verfügt über genügende Mittel, um auch hierfür die nötigen Mannschaften heranzuschaffen. Außerdem arbeitet England erfolgreich im feindlichen Lager. Es ist doch wohl kein Zufall, daß die Begbiesche Fabrik in Johannesburg, in der man die Infanteriemunition für die Burenarmee herstellte, gerade jetzt in die Luft fliegt. Das englische Geld hat bereits in der Vorgeschichte dieses Kriegs eine so wichtige Rolle gespielt. Warum sollte es nicht auch jetzt nach Johannesburg gelangt sein, um sich dort in bewegende Kraft umzuwandeln?



Die Theaterwoche.

Wenns Mailüfterl weht, wird es leer in den Theatern. Wer sitzt auch bei 10—15 Grad gern in einem dumpfen Raum, den künstliches Licht matt erhellt, wo draußen noch die warme Frühlingssonne scheint? Das ist keinem vernünftigen Menschen zu verdenken, und wenn seine Kunstbegeisterung noch so groß ist.

Für den richtigen Berliner ist die schöne Zeit gekommen, wo Familien Kaffee kochen können. Wer es sich irgend leisten kann, fährt des Nachmittags mit Kind und Kegel aus dem Staub und Dunst der Großstadt ins Grüne und bleibt draußen bis in die sinkende Nacht. Und die vornehmen Leute, die sich nicht gern in das Volksgewühl stürzen und vor den geöffneten Eisenbahnzügen mit dem Ellenbogen um einen Platz für die Heimfahrt kämpfen, lustwandeln in ihren wohlgepflegten Gärten oder sitzen auf den blumengeschmückten Veranden oder Balkons. Damit rechnen die kundigen Bühnenleiter in Berlin, und anstatt das Schicksal herauszufordern mit neuen Stücken, zehren sie lieber von den großen oder kleinen Erfolgen, die ihnen die Spielzeit in ihrem Verlauf gebracht hat. So ist denn über die letzte Woche nicht viel zu sagen. In Betracht kommen nur die Neuaufführungen bekannter Werke, die das Deutsche Theater für sein bevorstehendes Gastspiel in Wien veranstaltete. Zu den erlesenen Bühnendichtern, die an der schönen blauen Donau zu Worte kommen sollen, gehört in erster Reihe der Schöpfer des neuen Schauspiels Henrik Ibsen. Ausgewählt sind u. a. „Die Gespenster", „John Gabriel Borkman" und „Wenn wir Toten erwachen". Vielleicht gelingt es bei diesem Gastspiel dem Direktor Dr. Brahm und seinen geschulten Kräften, dem lange verkannten Altmeister unserer neuen Bühnenkunst auch in dem gemütlichen Oesterreich das Heimatrecht zu erkämpfen, das er in Berlin wie im ganzen deutschen Norden lange gefunden hat.

Zum Besuch des Kaisers Franz Josef in Berlin:
Der Triumphbogen auf dem Pariser Platz.
Entworfen vom Berliner Stadtbaurat Hoffmann.

Die Börsenwoche.

Wenn man anfangs der vorigen Woche, nachdem die ersten Anzeichen der rückläufigen Bewegung die Börsenkreise alarmiert hatten, auf mancher Seite geneigt war, diese Symptome lediglich als Schönheitsfehler zu betrachten, die das glanzvolle Gesamtbild von Industriekonjunktur und Börsenhausse nicht ernstlich zu beeinträchtigen vermochten, so wurden auch viele waschechte Optimisten in den letzten Tagen in recht unsanfter Weise darüber belehrt, daß ein scharfer Meltau auf die üppig wuchernde Blütenpracht gefallen ist. Man fragte nicht mehr mit ruhigem Lächeln: „Wird der neue, noch ungestümere Kursaufschwung schon heute oder erst morgen kommen?" sondern man suchte mit tiefer Besorgnis zu ergründen, ob die rapid nach abwärts gerichtete Preisbewegung der beliebtesten Industrieaktien und Banken in diesem bedenklichen Tempo weiterschreiten und immer neue Kreise von Papierbesitzern zum Aufgeben ihrer Geldanlagen veranlassen werde. Die rückläufige Bewegung, die bekanntlich durch die Preisherabsetzungen am amerikanischen Eisenmarkt hervorgerufen wurde, hatte sich bei uns bei Beginn der neuen Woche nach einer kurzen Reprise mit vermehrter Wucht fortgesetzt, ohne daß von jenseits des Ozeans sonderlich ins Gewicht fallende neue Beunruhigungsstoffe hereingetragen worden wären.

Und hierin liegt ein sehr bemerkenswertes Moment, weil hierdurch, bis zu einem gewissen Grad wenigstens, dargethan zu werden scheint, daß die Zuversicht der Börsenkreise und die bis vor kurzem noch so felsenfest erschienene Fundamentierung des Haussebaus ins Wanken gekommen sind. Die hinzugetretene übermäßige Erhöhung der Börsensteuer trifft den Markt jetzt doppelt schwer. Es hat sich jedenfalls aus den letzten Ereignissen, die hier schon zu einem viel früheren Zeitpunkt betonte Thatsache entpuppt, daß die rasche und anhaltende Preistreiberei eine überladene Hausseposition geschaffen hatte, die um so mehr beim ersten kräftigen Stoß kapitulieren mußte, weil schließlich die schwächsten Mitläufer beteiligt waren, während die Hauptmacher, die Millionen eingeheimst haben, sacht und geräuschlos das Feld räumten.

Scheint nun hieraus auch hervorzugehen, daß wir es bei dieser rückläufigen Kursbewegung von Haus aus mit einer aus rein börsentechnischen Anläßen entsprungenen Erscheinung zu thun haben, so muß man doch davor warnen, ihre mögliche weitere Ausdehnung und Tragweite darum allzu leicht zu nehmen. Es ist kein unerhörter Fall, daß eine intensive Börsenverstimmung mit stark ausgreifendem Preissturz der in Betracht kommenden Papiere eine folgenschwere Rückwirkung auf ganze Industriegebiete übte, und es wird noch vielen Geschäftsleuten in der Erinnerung sein, daß vor etwas mehr als zehn Jahren ein solcher scharfer Kurssturz der Kohlen- und Eisenaktien der unmittelbare Vorläufer eines Konjunkturumschwungs in den betreffenden Gewerben bildete.

Es ist unzweifelhaft, daß man in gewissen Spekulantenkreisen diese Möglichkeit auch diesmal in Betracht zog. Indes hapert es mit der praktischen Anwendung von Analogien gerade auf dem wirtschaftlichen Gebiet nicht selten beträchtlich. Der gegenwärtige, seit etwa vier Jahren anhaltende industrielle Aufschwung ist nicht von einem Tag auf den andern „umzubringen", und die Konjunktur vor etwa zehn Jahren kann sich nicht entfernt mit der heutigen messen. Amerika überschwemmt uns vorerst noch nicht mit seinen Eisenerzeugnissen, und unsere Kohlenindustrie ruht auf gesunder Grundlage. Aber dies schließt nicht aus, daß sich der hochgetriebene Stand der Industriepapiere noch weiter erheblich ermäßigen kann. Wenn jedoch auch die flauen Börsen die Verbraucher von Eisen und Kohlen veranlassen sollten, nicht mehr wie bisher à tout prix einzukaufen, ja wenn selbst die Syndikate sich sogar zu gewissen Konzessionen gegenüber den Verbrauchern herbeilassen müßten, so steht darum noch lange nicht die Gefahr eines Zusammenbruchs der großen festbegründeten industriellen Blüteepoche vor der Thür. Das Publikum freilich möge den Börsenvorgängen gegenüber gerade jetzt weise Vorsicht und Zurückhaltung üben, zumal auch die Erhöhung der Börsensteuer voraussichtlich weiterhin ihre ungünstigen Wirkungen üben wird.

Junius.

Die Toten der Woche.

Alexandra Petrowna, Großfürstin von Rußland, † im Pokrowkloster in Kiew im Alter von 62 Jahren (Portr. S. 762).



Freiherr Moritz von Cohn †

Generalmajor z. D. Reinhold von Asmuth, † in Berlin am 29. April.

Dr. Louis Bein, hervorragender nationalökonomischer Schriftsteller, † in Berlin im Alter von 43 Jahren.

Prof. Dr. Heinrich Bose, ehemaliger Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik in Gießen, † im Alter von 60 Jahren.

Freiherr Moritz von Cohn, der bekannte langjährige ehemalige Hofbankier Kaiser Wilhelms I., † in Dessau am 1. Mai im Alter von 88 Jahren.

Dr. Ernst Hartig, Professor der mechanischen Technologie an der technischen Hochschule zu Dresden und Mitglied des kaiserlichen Patentamts, † am 24. April im Alter von 64 Jahren.

Eduard Huber, Konservator der Augsburger Gemäldegalerie, † am 22. April im Alter von 70 Jahren.

Generalmajor z. D. Hermann von Kameke, † in Erfurt am 27. April im Alter von 77 Jahren.

Historienmaler Professor Georg Kannengießer, Schöpfer des besten Bildes der Königin Luise im Königlichen Schloß zu Berlin, † am 27. April in Neustrelitz im Alter von 85 Jahren.

Schauspieler Ludwig Menzel, hervorragender Darsteller von Charakterrollen, † in Berlin am 27. April im Alter von 78 Jahren (Portr. S. 762).

Prof. Dr. E. Hartig †

Michael Munkacsy, der größte ungarische Maler der Gegenwart, † in der Heilanstalt Endenich bei Bonn.



Michael Munkacsy †

Jean Nötzli, der Gründer und Redakteur des Schweizer Witzblatts „Nebelspalter", † in Zürich im Alter von 56 Jahren.

Heinrich Ploch, ehemaliger großherzoglich-hessischer Hoftheatersekretär und erfolgreicher Bühnenschriftsteller, † in Berlin im Alter von 70 Jahren.

Freiherr von Saurma-Jeltsch, ehemaliger deutscher Botschafter in Rom, † auf Schloß Brauchitschdorf bei Lüben am 30. April im Alter von 64 Jahren (Portr. S. 762).

Hauptmann a. D. Eduard Schöningh, Bürgermeister der Stadt Meppen und Gründer der Kolonie Schöninghsdorf, † in Meppen am 20. April im Alter von 76 Jahren (Portr. S. 762).

Generalmajor von Steuben, zuletzt Kommandeur der 18. Infanteriebrigade, † am 30. April in Görlitz.

Eugenio Torelli-Viollier, bekannter italienischer Journalist, ehemaliger Leiter des „Corriere della Sera", † in Mailand am 26. April im Alter von 58 Jahren.

Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 755—762.

Zur Großjährigkeitserklärung unseres Kronprinzen ist Kaiser Franz Josef (Portr. S. 755), der zum letztenmal im Jahr 1889 in unseren Mauern weilte, wiederum in Berlin eingetroffen und hat begeisterten Empfang gefunden. Die Reichshauptstadt arbeitete schon seit längerer Zeit an dem Festkleid, in dem sie jetzt prangt, um mit dem betagten Herrscher des uns befreundeten und verbündeten Nachbarreichs noch eine große Anzahl anderer ausländischer und deutscher Fürsten oder Prinzen gastlich zu begrüßen. Unter den fürstlichen Gästen befinden sich die Kronprinzen von Italien und von Rumänien, der Herzog von York, der russische Großfürst Konstantin Konstantinowitsch, die Prinzen Karl von Schweden, Albert von Belgien, Leopold von Bayern und Herzog Albrecht von Württemberg, deren Porträts unsere Leser auf S. 755 und 757 finden. Alle, ob sie größere oder kleinere Staaten vertreten, haben als Gäste des Kaiserhauses den herzlichsten Empfang bei der Berliner Bevölkerung gefunden; aber die größte Genugthuung erregt doch die Anwesenheit Franz Josefs, der den achtzehnten Geburtstag unseres Kronprinzen zum willkommenen Anlaß nimmt, seine Freundschaft für das Deutsche Reich und den Deutschen Kaiser aufs neue vor aller Welt zu bekunden. Ihm hat Berlin eine prachtvolle Feststraße gebaut; der Pariser Platz ist mit Ehrenpforten geziert (Abb. S. 751) und das Brandenburger Thor prangt im Festschmuck. Mit Freuden sind die städtischen Behörden dazu geschritten, ihm den festlichen Empfang zu bereiten, den sie sich vor 11 Jahren versagen mußten. Kaiser Franz Josef hat in seinem langen Leben als Kaiser und als Mensch viel Unglück ertragen müssen, aber die alles lindernde Zeit hat mählich auch seinen Schmerz gelindert. Als er zum letztenmal zu uns kam, brannte hingegen noch frisch die Wunde, die der vorzeitige Tod seines einzigen Sohnes, des Kronprinzen Rudolf, seinem Herzen geschlagen. Nun hat er sich mit dem Gedanken abgefunden, die Krone der Habsburger nicht dem eigenen Kind, sondern dem Erzherzog Franz Ferdinand zu hinterlassen, der jetzt, wie vor 11 Jahren, in Berlin an seiner Seite weilt. Das Pflichtbewußtsein ist es, das Franz Josef in allen Schmerzen und Sorgen aufrecht erhalten hat. Als die Kunde von der Ermordung der Kaiserin Elisabeth nach Wien, nach Schönbrunn gekommen war, und ihn sein Generaladjutant Graf Paar (Portr. S. 757), der sich auch jetzt mit dem Feldzeugmeister A. Bolfras von Ahnenburg (Portr. S. 757) in seinem Gefolge befindet, mahnte, sich Ruhe nach den ungeheuren Aufregungen zu gönnen, antwortete er: „Die Staatsgeschäfte leiden keinen Aufschub." Das ist der Fürst, der jetzt als vornehmster Gast unseres Kaisers im Königlichen Schloß in Berlin wohnt. Er ist gekommen, nicht weil ihm der Sinn nach Festesjubel steht, sondern weil es ihm ein Bedürfnis war, für seine Freundschaft zum Deutschen Reich und dem Hohenzollernhaus Zeugnis abzulegen

Der Deutsche Kronprinz in der Uniform des 7. österr.-ung. Husarenregiments.

Bilder von der Pariser Weltausstellung (Abbild. S. 758 u. 759). Auf der neuen Avenue Nikolaus II, die mit der breiten Alexanderbrücke ein prachtvolles Bild bietet, erhebt sich hart an dieser monumentalen Verbindung der Elysäischen Felder mit der Invaliden-Esplanade die große Ausstellungshalle, die nicht mit den andern Ausstellungsgebäuden verschwinden, sondern dauernd der Stadt Paris zur Zierde gereichen wird. Der kleine Kunstpalast wird eine historische Ausstellung der französischen Kunst enthalten. Nach Schluß der Weltausstellung geht dies architektonische Meisterwerk in den Besitz der Stadt Paris über, die ihr Eigentumsrecht mit 20 Millionen Franken bezahlte. In der großen Ausstellungshalle werden die schönen Künste in ihren neuesten Werken Unterkunft finden. Das italienische Haus am Quai d'Orsay befindet sich in der vorteilhaftesten Lage, da es den Reigen der fremden Paläste eröffnet und somit dem Beschauer drei gänzlich freie Faſſaden bietet. Der Baumeister, der sich seine Vorbilder ausschließlich in Venedig geholt hat und sich besonders an den Dogenpalast und die Markuskirche gehalten, hat die byzantinische Gotik dieser Gebäude trefflich kopiert. Dagegen hat sich der spanische Architekt weder in der Alhambra zu Granada noch im Dom von Burgos Rats erholt, sondern in dem spanischen Haus nur ein Muster spanischer Renaissance bieten wollen, wie sie vorzugsweise in kastilischen Städten zu finden ist. Der Hauptsaal der Gartenbauausstellung weicht in keiner Weise von den diesen Zwecken gewöhnlich dienenden Sälen ab, während das Gebäude, in dem sich das „Panorama der Reise um die Welt" befindet, eine Musterkarte des Stils aller Länder bietet, durch die den Besucher das Innere des originellen Baus im Fluge führt. Von den Gebäuden von Schweden, Griechenland und Monaco steht letzteres an der Seine halb auf in das Flußbett eingetriebenen Pfählen, während die Gebäude von Rumänien, Persien und Portugal, halb auf festem Land gelegen, im Hintergrund des Quai d'Orsay verschwinden. Fremdartig stellt sich der Holzbau Schwedens dar, der mit seinem von vier Pfeilern, die in verschiedener Höhe durch Plattformen verbunden sind, gebildeten Turm an in den Aesten mächtiger Bäume sitzende Vogelnester gemahnt. Das Ganze macht einen ebenso überraschenden wie amüsanten Eindruck. Einen in seinen charakteristischen Einzelheiten überaus fesselnden Anblick bietet die Ausstellung der Kolonien Tunis und Senegambien, die den Beschauer mit einem Schlag in eine dem modernen Großstädter fremde und farbenprächtige Märchenstadt versetzt.

Bilder vom Transvaalkrieg (S. 761). Der Tod des Oberbefehlshabers Joubert und die Gefangennahme des tapferen Cronje, die auch seine ganze Artillerie in die Hand des Siegers lieferte, hat mannigfache Aenderungen im Oberkommando der Burenarmeen nach sich gezogen. An erster Stelle steht jetzt General Louis Botha, der bereits die Schlacht am Tugelafluß gewonnen hat. Da sogleich mit seiner Uebernahme des Oberbefehls mit der alten Defensivtaktik der Buren gebrochen wurde und sich überall, sogar auf den Schlachtfeldern in Natal, ein starke Offensivtendenz bemerkbar machte, meinte man, Louis Botha wäre vielleicht ein europäisch geschulter Soldat. Manche machten ihn sogar schon zu einem früheren ungarischen Husarenoffizier.

Keine dieser Nachrichten war richtig. Louis Botha ist ein richtiger Bur wie alle andern Heerführer. Vielleicht ist es nur seine Jugend — er ist erst 40 Jahre alt — die ihm größere Thatkraft verleiht. In Friedenszeiten ist Botha Mitglied des ersten Volksraads und Vorsitzender des Ausführenden Rats. Lukas Meyer, der namentlich im Anfang des Krieges viel genannt wurde, ist 55 Jahre alt und Vorsitzender des ersten Volksraads. Kriegerische Fähigkeiten und politische Tüchtigkeit scheinen in diesem primitiven Staatswesen noch fast so eng wie in der Zeit des Altertums verschmolzen zu sein. Auch der General Erasmus, den unser Bild neben den beiden andern Heerführern im Hauptquartier im Oranjefreistaat zeigt, hat sich ebenfalls in mehreren Gefechten ausgezeichnet. Auch im englischen Lager haben die Führer vielfach gewechselt. Manchen General hat eine Burenkugel dahingestreckt, mehr Opfer hat aber noch der Umstand gefordert, daß man in England allmählich die Unfähigkeit der Generäle einsah. Einer der ersten, der vom Schauplatz abtrat, war der bei Stormberg so vernichtend geschlagene Divisionär Gatacre. An seine Stelle trat General Pole Carew, der sich bei den letzten Vorstößen der Engländer von Bloemfontein aus hervorthat. Auch General Rundle, dem die Wiedergewinnung der Bloemfonteiner Wasserwerke zum größten Teil zu verdanken ist, gehört zu den Generälen, die erst später in Afrika eintrafen.

Deutsche Gartenbauausstellung in Dresden. (Portr. S. 756). In feierlichster Weise ist am 27. April im Kuppelsaal des Dresdner Ausstellungspalastes die Eröffnung der Ausstellung durch das sächsische Königspaar vollzogen worden. Begleitet von den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, fuhren die Majestäten zu der für die Eröffnung festgesetzten Zeit, um 10 Uhr morgens, am Hauptportal vor und wurden daselbst vom Geh. Finanzrat Oberbürgermeister Beutler ehrfurchtsvoll begrüßt. Nach der von dem Vertreter der Stadt gehaltenen Begrüßungsrede unternahm das Königspaar einen Rundgang durch die im herrlichsten Blütenschmuck prangenden Ausstellungsräume, in denen sie über eine Stunde verweilten. Die Ausstellung, die von den hervorragendsten Firmen beschickt ist, enthält eine Fülle der seltensten nnd farbenprächtigsten Blumen und stellt der deutschen Gartenbaukunst ein schönes Zeugnis aus.

Das Rheinische Kürassierregiment Nr. 8, Graf Geßler, (Abb. S. 757) feierte vergangene Woche ein fünfzigjähriges Garnisonjubiläum, ein halbes Jahrhundert nämlich ist verflossen, seit es nach Deutz verlegt wurde. Aus diesem Anlaß fand eine große militärische Feier statt, an der aber nicht nur die Garnison, sondern auch die Bürgerschaft von Köln-Deutz regsten Anteil nahm. Die Straßen, durch die das Regiment von der Kaserne nach dem Neumarkt ritt, wo es von den Spitzen der Behörden feierlich begrüßt wurde, waren reich beflaggt. Mit lauten Jubelrufen wurden die schmucken Reiter mit ihrem Kommandeur, dem Obersten Willich, genannt von Poellnitz (Portr. S. 757), an der Spitze von der Bevölkerung auf dem ganzen Weg begleitet, ein Beweis des guten Einvernehmens, das zwischen dem Regiment und der Bürgerschaft herrscht, und das auch in den Reden des Obersten und des Oberbürgermeisters Becker (Portr. S. 757) bei dem feierlichen Festmahl besonders betont wurde.

Berliner Theaterleben (Abbildungen S. 760). Die interessante Frau und große Künstlerin Eleonora Duse, die den Ruhm ihres Landsmanns d'Annunzio durch ihre seelenvolle Verkörperung der Silvia in dem an Leid und Thränen reichen Drama „Gioconda“ in alle Lande trägt, wird voraussichtlich ihrem erfolggekrönten Gastspiel in Berlin für längere Zeit kein weiteres folgen lassen. Die geniale Künstlerin, die unser Bild in der Rolle der Dulderin in obengenanntem Stück wiedergiebt, ist zur Zeit in Frankfurt erkrankt und entsagt auf lange ihrer Bühnenthätigkeit, eine Nachricht, die ihre zahllosen Bewunderer mit aufrichtigem Bedauern erfüllen wird. — Otto v. d. Pfordtens Schauspiel „Der König von Rom“, das anläßlich seiner Erstaufführung im Berliner Königl. Schauspielhaus in dieser Zeitschrift eine eingehende Besprechung erfuhr, erweist sich trotz seiner inneren Unzulänglichkeit als Zugstück, nicht zum mindesten durch die Reklame, die seiner Zeit dem Rostandschen „L'Aiglon“ zu teil wurde, das das gleiche Thema vom Leben und Sterben des jungen Herzogs von Reichstadt behandelt.

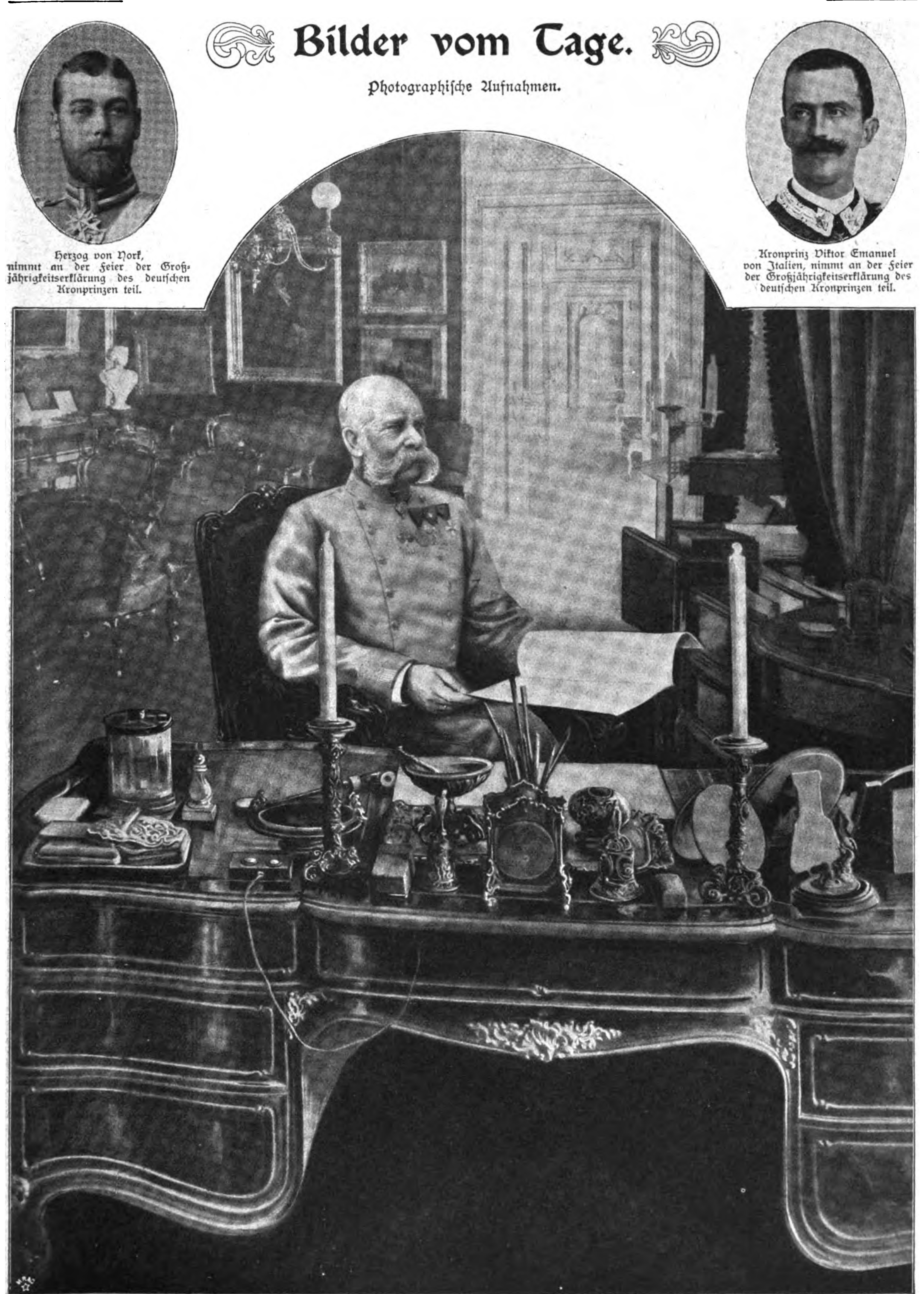
Personalien. Der Komponist Eduard Lassen (Portr. S. 760) feierte in Weimar, wo er mehr als ein Vierteljahrhundert, von 1869—1895, als Hofkapellmeister thätig gewesen ist, seinen siebzigsten Geburtstag. Lassen, der in Kopenhagen geboren ist und in Brüssel seine musikalische Ausbildung genossen hat, brachte in sein Amt das nötige Verständnis für die deutschen Tondichter mit und wurde ein deutscher Kapellmeister. An seinem Jubeltag wurden ihm mannigfache Ehrungen zu teil. — Karl Lautenschläger (Portr. S. 760), der Maschinendirektor der Königlich bayrischen Hofbühnen in München, feierte sein vierzigjähriges Bühnenjubiläum. Lautenschläger, einer der hervorragendsten Vertreter seines Faches, hat sich große Verdienste um die Münchener Musteraufführungen erworben; in den letzten Jahren wurde seine Erfindung der drehbaren Bühne viel besprochen. Er hat auch das Festspielhaus in Oberammergau eingerichtet, auf dem demnächst die Passionsspiele wieder ihren Anfang nehmen. — Zwei Wiener Künstler, der Maler Heinrich Lefler (Portr. S. 760) und der Architekt Joseph Urban (Portr. S. 760), haben sich schon wiederholt zu gemeinsamen Arbeiten zusammengethan, die bedeutende Erfolge erzielten. Neuerdings haben sie die Originale zu dem in der Reichsdruckerei in Berlin gedruckten photolithographischen Prachtwerk „Die Bücher der Chronika der drei Schwestern“ von Musäus geliefert, das auf der Wiener Jahresausstellung die große goldene Staatsmedaille erhielt. Lefler, der seine Studien in München gemacht hat, ist jetzt 37, Urban erst 29 Jahr alt, beide sind in Wien geboren. — Der kürzlich verstorbene Bildhauer Falguière (Portr. S. 762) gehörte zu den bedeutendsten französischen Plastikern der Gegenwart. Er hielt sich stets frei von den grotesken Uebertreibungen der Modernen, ohne jedoch im erstarrten klassischen Formalismus stecken zu bleiben. Diese künstlerische Mäßigung trug ihm denn auch viele Aufträge für öffentliche Standbilder ein. Noch kürzlich wurde ein von ihm entworfenes Standbild des Dichters Alphonse Daudet enthüllt, und eine Balzacstatue, zu der er den Auftrag erhielt, nachdem die geniale, aber bizarre Skizze Rodins zurückgewiesen war, hinterläßt er unvollendet.

Eröffnung des Meraner Sportplatzes (Abbildungen S. 762). Am Sonntag, den 22. ds. Mts., wurde der neue Sportrennplatz des Kurorts Meran eingeweiht. Der mächtige Platz mit seinen ausgedehnten Einrichtungen für Sport und Rennwesen ist zwar noch nicht ganz vollendet, aber die herrliche Lage, mitten im Thalkessel von Meran, überragt ringsum von den Riesen des Hochgebirgs in den schönsten Formationen, den rebenumsponnenen Hügeln mit den vielen Schlössern und Burgen, wird diesen Platz zu einem Lieblingsaufenthalt für Kurgäste und Einheimische machen. „Kurgäste und Sportplatz?“ wird mancher Leser fragen. Aber Meran hat unter seinen fremden Gästen mindestens siebzig Prozent Gesunde oder Rekonvaleszenten, das zeigen am besten die vielbesuchten Feste, Bälle und die vielen Ausflüge, die in das Mittel- und Hochgebirge gemacht werden. Die Einweihung des neuen Sport- und Rennplatzes geschah in Form eines Bauernpferderennens, das höchst interessant für den Kenner des Reitsports und besonders aber für den Flachländer war, der nicht verstehen will, wie der Bergbauer auf den steilen Gebirgspfaden eigentlich als Reiter zu denken sei.

Feuersbrunst in Wildeshausen (Abb. S. 762). Zum zweitenmal innerhalb fünf Jahren ist die etwa 2000 Einwohner zählende oldenburgische Stadt Wildeshausen von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht worden. Im Jahr 1895 fielen nahezu 50 Gebäude den Flammen zum Opfer, jetzt sind gar 69 Wohnhäuser und 44 Nebengebäude eingeäschert worden. Das Feuer kam nachmittags gegen vier Uhr in einem Haus der Burgstraße aus, dessen Bewohner sich zur Zeit alle auf dem Feld zur Arbeit befanden, so daß der Brand nicht gleich im Entstehen bemerkt wurde. Da die Häuser zum größten Teil nur leicht gebaut und mit Holzgiebeln versehen waren, verbreiteten sich die Flammen, von einem kräftig wehenden Südost noch verstärkt, mit so großer Schnelligkeit, daß die Feuerwehr fast machtlos war und ihre Aufgabe darin suchen mußte, wenigstens ein Ueberspringen des Brandes auf andere Stadtteile zu verhüten, was denn auch glücklich gelang. Durch den Brand sind mehrere hundert Leute obdachlos geworden, aber Menschenleben gingen erfreulicherweise nicht zu Grunde.

Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.



Herzog von York, nimmt an der Feier der Großjährigkeitserklärung des deutschen Kronprinzen teil.

Kronprinz Viktor Emanuel von Italien, nimmt an der Feier der Großjährigkeitserklärung des deutschen Kronprinzen teil.

Zum Kaiserbesuch in Berlin: Franz Josef I., Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn in seinem Arbeitszimmer.

Photographische Aufnahme von Siegmund Schneider, Wien. Mit Allerhöchster Genehmigung der „Woche" zur Reproduktion übergeben.



Der Kronprinz im Alter von 5 Jahren.
Aufnahme von Hofphot. Selle u. Kuntze, Potsdam.



Wilhelm Kronprinz von Preussen.
Letzte Aufnahme von Hofphot. J. C. Schaarwächter, Berlin.



Der Kronprinz bei seinem Eintritt in die Armee.
Aufnahme von Hofphot. Selle u. Kuntze Potsdam.

Eröffnungsfeier der Deutschen Gartenbauausstellung in Dresden am 21. April: Das sächsische Königspaar vor dem Hauptportal.
Photographische Momentaufnahme von Stengel u. Co., Dresden.


Prinz Leopold von Bayern,
Vertreter des Prinzregenten Luitpold bei d. Großjährigkeitsfeier in Berlin.


Herzog Albrecht von Württemberg,
Vertreter des Königs Wilhelm bei der Großjährigkeitsfeier in Berlin.


Kronprinz Ferdinand von Rumänien,
Vertreter des Königs Karl bei der Großjährigkeitsfeier in Berlin.


Generaladjutant Graf Paar
begleitet den Kaiser Franz Josef nach Berlin.


Wilhelm Becker,
Oberbürgermeister von Köln.

Das 50jährige Garnisonsjubiläum des 8. Kürassierregiments in Köln-Deutz.
Die große Parade auf dem Kölner Neumarkt am 21. April.
Momentaufnahme von Hofphotograph Karl Scholz, Köln.


Großfürst Konstantin Konstantinowitsch, Vertreter des Zaren bei der Großjährigkeitsfeier in Berlin.


Prinz Karl von Schweden,
Vertreter des Königs Oskar bei der Großjährigkeitsfeier in Berlin.


Prinz Albert von Belgien,
Vertreter des Königs Leopold bei der Großjährigkeitsfeier in Berlin.


Generaladj. Bolfras v. Ahnenburg,
begleitet den Kaiser Franz Josef nach Berlin.


Oberst Willich, gen. v. Poellnitz,
Kommand. d. 8. Kürassierregiments.



Augenblicksbilder von der Pariser Weltausstellung.

1. Große Ausstellungshalle an der Invaliden-Esplanade. 2. Der kleine Kunstpalast. 3. Das italienische Haus am Quai d'Orsay. 4. Das spanische Haus. 5. Hauptsaal der Gartenbau-Ausstellung. 6. Das Panorama der „Reise um die Welt".

Photographische Momentaufnahme von Frères Géniaux, Paris.



Augenblicksbilder von der Pariser Weltausstellung.

1. Ausstellung der dekorativen Künste. 2. Portal des großen Kunstpalastes. 3. Blick auf Alt-Paris. 4. Die Gebäude von Schweden, Monaco und Griechenland. 5. Eine Station der Stufenbahn (trottoirs roulants). 6. Ein Winkel in der Ausstellung der französischen Kolonien Tunis und Senegambien.

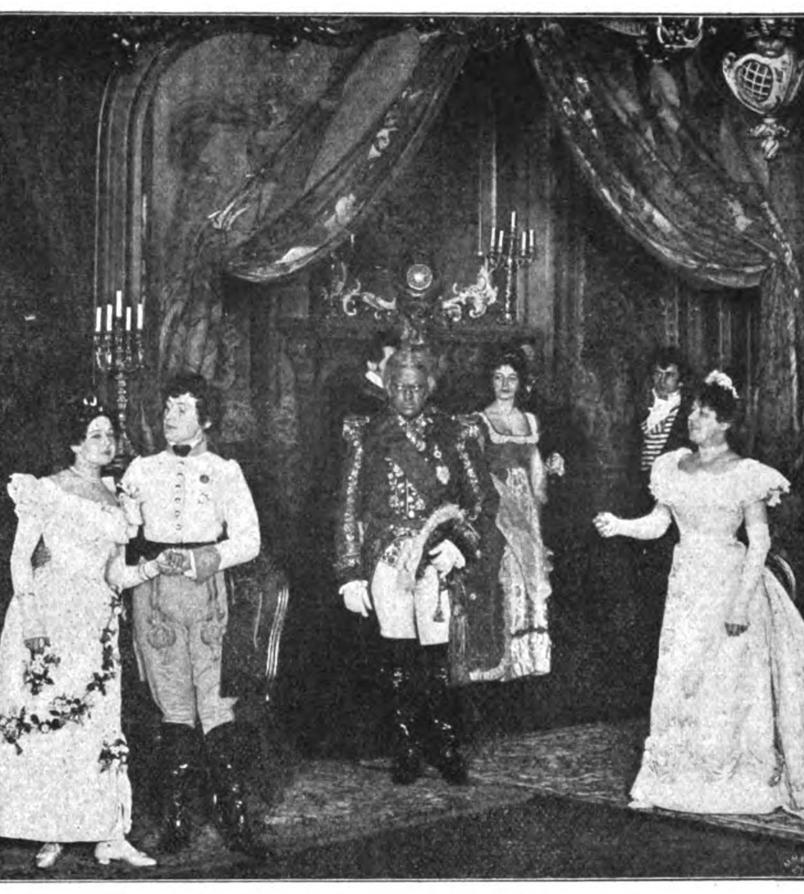
Photographische Momentaufnahmen von Frères Géniaux, Paris.



K. Lautenschläger, Maschinendirektor des Münchener Hoftheaters, feierte sein 40jähriges Jubiläum.



Maler Heinrich Lefler (Wien), wurde vom Kaiser von Oesterreich mit der großen goldenen Staatsmedaille ausgezeichnet.



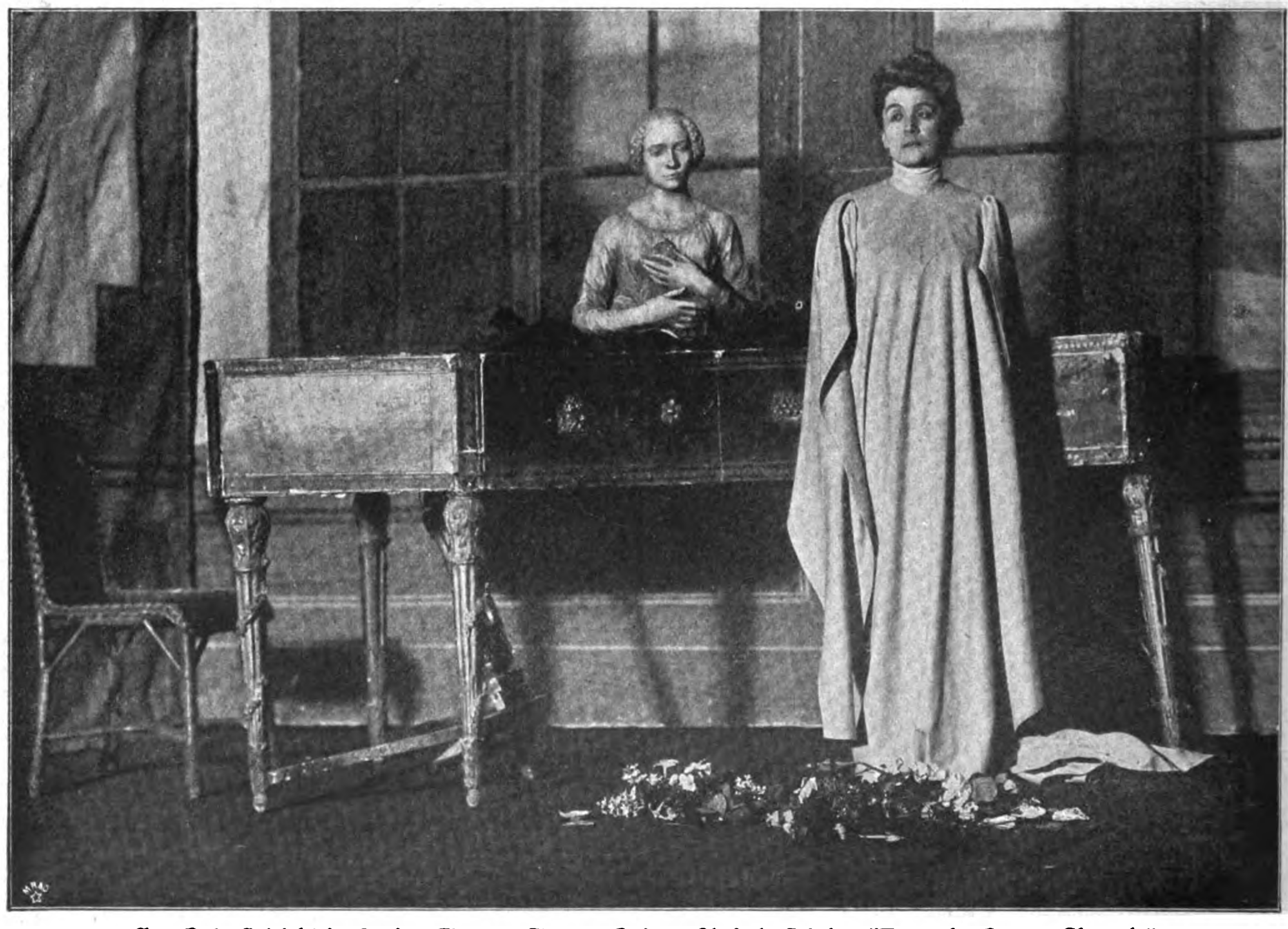
D. v. Mayburg (Renata). Rosa Poppe (König v. Rom). G. Molenar (Bertrand). Klara Meyer (Marie Luise).
Erste Aufführung des Schauspiels „Der König von Rom" v. O. v. d. Pfordten
am 24. April im Kgl. Schauspielhaus zu Berlin.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen Franz Kühn, Berlin.



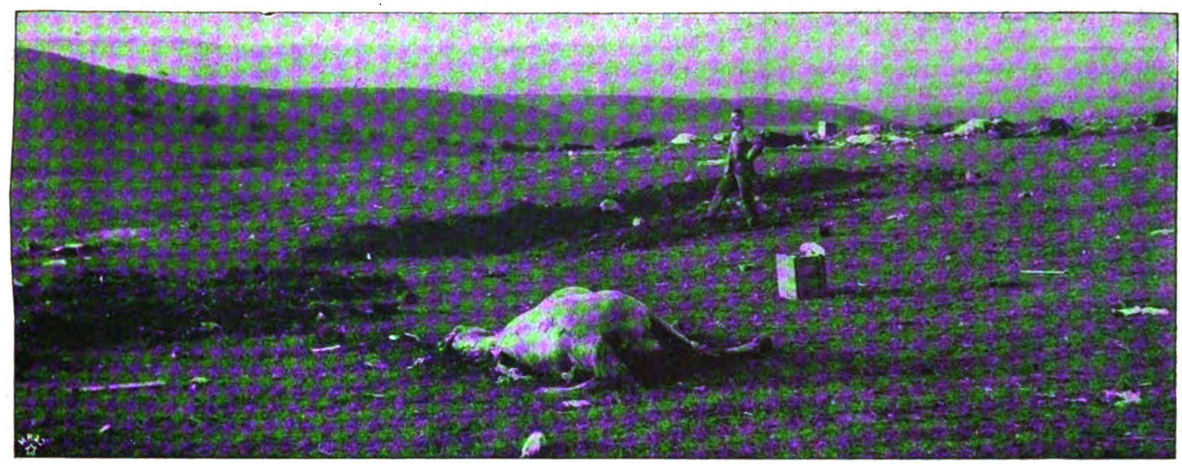
Dr. Eduard Lassen, Generalmusikdirektor in Weimar, feierte seinen 70. Geburtstag.



Architekt Joseph Urban (Wien), wurde vom Kaiser von Oesterreich mit der großen goldenen Staatsmedaille ausgezeichnet.



Zum Duse-Gastspiel im Berliner Theater: Eleonora Duse als Silvia in Gabriele d'Annunzios Drama „Gioconda".
Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander und Labisch, Berlin.



Schlachtfeld von Elandslaagte, der Schauplatz der letzten Kämpfe in Natal.



Englischer General Rundle, hat Thabanchu wieder besetzt.



Das von den Engländern eroberte Maximgeschütz Cronjes.
Der Lauf trägt die Spuren englischer Kugeln.



Englischer General Pole Carew, Nachfolger des Generals Gatacre.



General Lukas Meyer. Generalissimus Louis Botha. General Erasmus.

Bilder vom Transvaalkrieg: Gruppenbild aus dem Hauptquartier der Burenarmee im Orangefreistaat.
Spezialaufnahmen für die „Woche" von van Hoepen, Pretoria, und Alfred Hosking, Kapstadt.



Der Sieger im Entscheidungslauf.



Der Zweite im Entscheidungslauf.

Bilder von der Eröffnung des neuen Sportplatzes in Meran durch ein Bauernrennen am 22. April.
Photographische Momentaufnahmen.



Freiherr von Saurma-Jeltsch †, ehemaliger deutscher Botschafter in Rom.



Eduard Schöningh †, Hauptmann a. D. und Bürgermeister von Meppen.



Alexandra Petrowna Großfürstin von Rußland † (Kiew).



Ludwig Menzel †, hervorragender Charakterschauspieler (Berlin).



J. A. Joseph Falguière †, französischer Bildhauer (Paris).



Die grosse Feuersbrunst in Wildeshausen (Oldenburg) am 23. April: Ansicht der Brandstätte.
Photographische Momentaufnahme von Diedrich Kassens, Wildeshausen.

Frankreich und die Marokkofrage.

Von Dr. Gustav Diercks.

Der Kampf um den dunklen Erdteil ist jetzt auf der ganzen Linie entbrannt. Während England mit den Burenrepubliken ringt, vollziehen sich im Norden Afrikas militärische Operationen, die darauf hinzielen, das ungeheure Kolonialreich Frankreichs nach allen Seiten hin abzurunden. Der energische Vorstoß der Franzosen gegen Tidikelt hat jetzt mit einem Sieg über die Tuaregs seinen ersten Erfolg erzielt, und es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß es sich hier um eine planmäßig und lange vorbereitete Bewegung handelt.

Schon Anfang Januar d. J. brachten die französischen Zeitungen die überraschende Nachricht von der Besitzergreifung des Hauptorts der Tuatoasen „In-Salah“ (Ksar el Kebir) durch eine von dem gelehrten französischen Geologen Flamand geleitete Expedition.

Dieser Mitteilung war eine völlig harmlose Form und Fassung gegeben. Sie sollte die Vorstellung wecken, als ob die Besetzung von In-Salah nur gewissermaßen ein zufälliges Ereignis gewesen und nur durch den räuberischen Ueberfall herbeigeführt worden war, den große Scharen von Tuaregs jener Gegend gegen Flamand und seine kleine Gefolgschaft unternommen hatten.

Jeder mit den algerischen Verhältnissen und der französischen Afrikapolitik nur einigermaßen Vertraute wußte aber, daß die algerische Militärverwaltung alle Vorkehrungen getroffen und in El Goleah großes Kriegsmaterial angesammelt hatte, um im gegebenen günstigen Augenblick, ohne das geringste Aufsehen zu erregen, einen Vorstoß gegen die Tuatoasen zu machen und durch ihre Besetzung die Verbindung zwischen Algerien und den großen Besitzungen am Senegal, am Niger und im südlichen Sudan zu sichern, nachdem es gelungen war, Timbuktu zu erobern. Die Regierung hat denn auch nicht gezögert, die feierliche Erklärung abzugeben, daß sie die Besitzergreifung der Tuatoasen aufrecht erhalten wird.

Man scheint ferner geneigt zu sein, nunmehr auch mit äußerster Beschleunigung an die Ausführung eines Riesenunternehmens heranzutreten, für das ebenfalls, im Verfolg der Afrikapolitik, seit anderthalb Jahrzehnten Vorstudien gemacht worden sind, nämlich die Herstellung einer Transsaharabahn, die Algerien mit Timbuktu und dem Golf von Guinea verbinden soll. Die Leitung der Vorarbeiten ist dem Ingenieur Paul Blanchet übertragen worden.

Daß die Leiter der Afrikapolitik in Paris und Algier den jetzigen Augenblick für geeignet gehalten haben, die Tuatoasen zu besetzen, kann nicht überraschen. Ja, man durfte dieses Ereignis mit Sicherheit jetzt erwarten, da England, das bisher die Erfüllung des Wunsches der Franzosen nach diesem Besitz zu vereiteln gewußt hat, zur Zeit in Südafrika vollauf beschäftigt und außer stande ist, einem Protest gegen die Besetzung von Tidikelt den nötigen Nachdruck zu verleihen. Immerhin kann diese That, die in der mohammedanischen Welt Nordafrikas große Aufregung hervorgerufen hat, die Aufrollung der Marokkofrage wieder heraufbeschwören, von der Lord Salisbury schon 1891 als einer der gefährlichsten gesprochen hat, deren Lösung der Zukunft vorbehalten ist, und die auch der erste Reichskanzler Deutschlands, Fürst Bismarck, vor Jahrzehnten schon als eins der heikelsten Probleme der ganzen internationalen europäischen Politik bezeichnet hat.

Auf die mit ihren Anfängen bis in das fünfzehnte Jahrhundert zurückreichende Geschichte der Marokkofrage einzugehen, würde hier zu weit führen; nur daran muß erinnert werden, daß von jeher die vorzügliche dominierende geographische Lage am Eingang vom Atlantischen Ozean zum Mittelmeer, ferner die große Fruchtbarkeit und der Bodenreichtum des Landes die Habgier aller Mächte erregt haben, die einen gestaltenden politischen Einfluß auf die Geschichte der Mittelmeerländer ausgeübt haben. Zuerst suchte Portugal sich des Maghreb zu bemächtigen und erlitt dort schwere Niederlagen. Dann hielt sich Spanien berufen, gestützt auf das Recht der Wiedervergeltung, Marokko für sich zu erobern, aber es erreichte nicht mehr, als daß es von Portugal Ceuta erhielt und einige feste Punkte an der Spanien gegenübergelegenen Nordküste Marokkos, die Presidios, besetzte. Sehr frühzeitig suchten englische Kaufleute Marokko wirtschaftlich auszubeuten, vermochten aber der Konkurrenz der italienischen Handelsrepubliken, die dort durch ihre Konsuln erfolgreich vertreten waren, so wenig zu begegnen, daß sie sogar auf den Besitz Tangers, das die Portugiesen ihnen als Mitgift der Gemahlin Karls II. 1660 geschenkt hatten, schon 24 Jahre später, 1684, verzichteten. Diese Kurzsichtigkeit der damaligen englischen Regierung sollte sich bitter rächen, als man den hohen Wert dieses vorzüglichen Hafens später schätzen lernte. Alle Bemühungen, ihn wiederzuerlangen oder sonst dort festen Fuß zu fassen, waren vergebens, aber England wachte von nun an darüber, daß keine andere europäische Macht dort weiteren Landbesitz erwarb und den Handelsverkehr Marokkos monopolisierte.

Die Besetzung Gibraltars war zwar wertvoll, sicherte aber nicht die beliebige Schließung der Meerenge, solange nicht Ceuta ebenfalls in englischen Besitz gelangte oder sobald nicht Tanger wenigstens wiedergewonnen war.

Als Bonaparte zu Ende des 18. Jahrhunderts England die Herrschaft zur See und die über den Welthandel streitig zu machen und das Mittelmeer in einen französischen Binnensee umzugestalten suchte, mußte sich sein Augenmerk auch auf Marokko richten, das damals vollständig unter dem Einfluß Großbritanniens stand und das auf Betreiben des letzteren auch den Aegyptern im Kampf gegen ihn Beistand leistete. Es gelang den französischen Agenten jedoch überraschend schnell, den Scherifen Muley Soliman unter glänzenden Vorspiegelungen für Bonaparte zu gewinnen und ein förmliches Bündnis mit ihm zu schließen. Da der Gang der gewaltigen Ereignisse innerhalb Europas in der Folge aber das unmittelbare Interesse Napoleons vom Maghreb ablenkte, dessen Wert er sehr wohl erkannt hatte, so blieb das Bündnis fruchtlos, und England konnte sein früheres Ansehen im Maghreb wiederherstellen. Frankreich nahm aber wenige Jahrzehnte später die Afrikapolitik Bonapartes auf, und noch hatte es seine Macht in Algerien nicht befestigt, als es schon seine Eroberungsgelüste auf Marokko ausdehnte. 1844 bereits begann Frankreich Versuche zu machen, durch Besitzergreifung marokkanischer Gebiete die Grenzen Algeriens nach Westen und Süden hin auszudehnen, und es bedurfte damals schon großen Geschicks der englischen Diplomatie, um dem Begehren der Franzosen erfolgreich entgegenzuwirken. Erst nach völliger Befestigung ihrer Herrschaft in Algerien erweiterten sich dann ihre Wünsche, die sich endlich auf die Schaffung eines den ganzen Westen Nordafrikas bis zum Atlantischen Ozean und zum Golf von Guinea auszudehnenden Kolonialreichs verstiegen.

Beunruhigt durch die Bestrebungen Frankreichs, erwachte auch Spanien wieder aus seiner Gleichgiltigkeit bezüglich des Maghreb, den es ja als sein rechtmäßiges Erbteil betrachtete, sobald das Scherifenreich überhaupt zusammenbrach oder aufgeteilt werden sollte. Um sein Besitzrecht auf Marokko praktisch zu bethätigen, benutzte es daher 1859 eine günstige Gelegenheit, um mit Marokko einen Krieg zu beginnen. Seine damaligen Staatslenker hofften wohl, auf einem militärischen Spaziergang jenseits der Meerenge von Gibraltar rasch glänzende Siege erringen und beiläufig auch große Stücke Landes erobern zu können; sie sollten sich jedoch grausam getäuscht sehen. Denn zunächst griff England mit großem Geschick und sehr thatkräftig ein und stellte durch seinen Gesandten Buchanan ganz genau die Bedingungen fest, unter denen es überhaupt nur in diesen Krieg willigen und die Neutralität bewahren würde. Jede Besitzerweiterung Spaniens, ebenso die Besetzung Tangers waren von vornherein völlig ausgeschlossen. Dann aber fanden die spanischen

Generäle und Truppen in den Marokkanern ganz andere Gegner, als sie in ihrer Unkenntnis von Land, Geschichte und Bevölkerung Marokkos erwartet hatten, und sie konnten froh sein, nach einem außerordentlich beschwerlichen und verlustreichen mehrmonatlichen Krieg auf Grund eines schließlichen Sieges einen Kampf zu beenden, der völlig nutzlos gewesen war; denn Spanien hat schließlich nicht einmal die geringen materiellen Vorteile, die es sich im Vertrag von Wad-Ras bedingte, ausgenutzt. England ging thatsächlich aus diesem Krieg als Herr der politischen Verhältnisse im Maghreb hervor; es hatte das Prinzip der Aufrechterhaltung des status quo, der Integrität des Scherifenreichs, von neuem durchgesetzt und von neuem zum herrschenden gemacht. Dieser Grundsatz wurde dann noch auf der Madrider Marokkokonferenz im Jahr 1880 durch alle daran beteiligten Großmächte befestigt. Dieser Vertrag hinderte indes Frankreich nicht, seine Afrika- und Marokkopolitik teils im geheimen, teils ganz offenkundig zu verfolgen. Da es sah, daß vorerst England und Spanien unter keinen Umständen in eine Abtretung der Muluyagebiete, der Oasen von Fignig und Tafilelt und der Ländereien im Süden des Draaflusses willigen würden; da alle Bemühungen, durch agents provocateurs einen vorteilhaften Grenzkrieg herbeizuführen, an der Umsicht Englands scheiterten, so suchte es einerseits auf dem Gebiet friedlicher wirtschaftlicher Konkurrenz in Marokko und am Hof des Scherifen Einfluß zu gewinnen und den der Engländer abzuschwächen, dann aber benutzte es die dadurch erlangten Vorteile, um im direkten Verkehr mit dem Staatsoberhaupt von Marokko und, unterstützt von dem für die Pläne Frankreichs gewonnenen mächtigen geistlichen Machthaber, dem Scherif von Wazan, für die Ausführung seiner Kolonialpläne zu wirken. Da war es zunächst nötig, die überaus fruchtbaren großen Oasen von Tuat: Gurara, Angerat, Tuat und Tidikelt, die etwa 300000 Einwohner zählen, zu erwerben. Diese Oasen bildeten von Urzeiten her den Mittelpunkt des Karawanenverkehrs zwischen Nordafrika und Innerafrika; ihre Besitzer beherrschten die Straßen nach Timbuktu, dem Tschadsee, dem Senegal, dem Niger, den Westküsten Nordafrikas, nach Marokko über Tafilelt, nach Fignig, nach El Goleah, nach Rhadames, somit nach Tunis und Tripolis. Im Besitz einer europäischen Macht können sie daher für den Handel und die politische Herrschaft der westlichen Sahara von unberechenbarem Vorteil sein. Diese Oasen standen bisher unter marokkanischer Oberhoheit, und die französischen Karten aus den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts zeigen sie noch als zu Marokko gehörig. Jahrelang wurden die Verhandlungen darüber geführt, die scherifische Regierung aber erklärte 1892 schließlich — auf Betreiben Englands — ihr unumschränktes Hoheitsrecht über die Tuatoasen, und die Franzosen wagten, bei der Haltung Englands und Spaniens in dieser Angelegenheit, nicht, sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, obgleich sie 4000 Mann zu dem Zweck in El Goleah und den andern Garnisonen der Vorwüste im Süden Algeriens vereint hatten.

Frankreich hat jedoch die Zwischenzeit gut benutzt, um vom Süden, vom Senegal her, seine Macht bis Timbuktu auszudehnen; es hat durch seine befreundeten und unterworfenen Berberstämme auf die Bewohner der Tuatoasen einwirken lassen, sich durch Geschenke und andere diplomatische Mittel die Freundschaft großer Stämme gewonnen und hat nun den günstigen Augenblick der Notlage Englands und der Ohnmacht Spaniens benutzt, um die reife Frucht zu pflücken, die Tuatoasen beinahe ohne jeden Kampf zu besetzen. Von den Scherifen von Marokko hat es keine Schwierigkeiten zu erwarten; denn die Macht des Sultans ist zu gering, als daß er hoffen könnte, den Franzosen Tuat wieder zu entreißen. So hat es mühelos einen Erfolg von bedeutender politischer, wirtschaftlicher und kultureller Tragweite erreicht, den ihm zur Zeit niemand streitig machen kann.

Da aber der Verlust der Tuatoasen für den Handelsverkehr Marokkos von großem Einfluß sein, ihn ganz nach Algerien ablenken wird, so ist es nicht ausgeschlossen, daß dadurch die Marokkofrage bald wieder aufgerollt wird; denn England wird kein Mittel unversucht lassen, seine dominierende Stellung in Marokko wieder zu befestigen und der wachsenden wirtschaftlichen Konkurrenz Frankreichs, Italiens, Deutschlands, Spaniens und Belgiens dort zu begegnen. Es hat mehr als je ein vitales Interesse daran, die Selbständigkeit des zerrütteten ohnmächtigen Scherifenreichs zu erhalten, oder sich wenigstens die leitende Rolle dort unbedingt zu sichern.

Daß Frankreich aber geneigt ist, den gewonnenen Vorteil unverzüglich auszunützen, beweist der Umstand, daß es sofort mit der scherifischen Regierung in Unterhandlungen über die südlichen Grenzen Marokkos getreten ist und die Neigung bekundet, die südlich vom Draafluß gelegenen Gebiete für sich zu beanspruchen, sich ein Stück der Küste am Atlantischen Ozean zu sichern und somit eine Verkehrsstraße von den Tuatoasen über Tafilelt nach Westen hin zu eröffnen.

Werden Spanien und England dies ruhig geschehen lassen? Spanien wird, nachdem es alle seine amerikanischen und asiatischen Kolonien verloren hat, nunmehr sicherlich seine alten historischen Ansprüche auf Marokko geltend machen und, sobald es im Innern Ordnung geschaffen hat, eine kräftige Marokkopolitik entfalten. Es hat im Süden von Marokko vor zwanzig Jahren die über 200 Kilometer lange Rio de Oroküste am Atlantischen Ozean gegenüber den kanarischen Inseln in der Hoffnung und mit der Absicht erworben, den Handelsverkehr mit dem Sudan von dort aus zu beherrschen. Belegt Frankreich nun die nördlich davon gelegenen Küstengebiete als Herr eines riesigen, sich von Algier bis zum Senegal erstreckenden Kolonialreiches mit Beschlag, so darf es nie hoffen, auch nur den geringsten Anteil am Sudanhandel zu gewinnen. Das ganze Marokko aber, das durch das französische Sudanreich im Süden und Osten begrenzt ist, verfällt den wirtschaftlichen Einflüssen Frankreichs, büßt den Sudanhandel, d. h. eine wertvolle Einnahmequelle, gleichfalls ein und würde auch, wenn Spanien es erwürbe, diesem nur Sorge bereiten und keinen nennenswerten Ertrag sichern.

England aber kann vollends nicht dulden, daß Marokko in gänzliche politische und wirtschaftliche Abhängigkeit von Frankreich geriete. Faschoda kommt England schon teuer zu stehn; verlöre es nun noch den marokkanischen Markt, den es bisher beherrschte, so wäre dies ein neuer schwerer Verlust, den es sicherlich nicht stillschweigend hinnehmen wird.

Unter diesen Umständen wäre es nicht unwahrscheinlich, daß die Marokkofrage in allernächster Zeit zu einer brennenden würde, und manche Anzeichen sprechen dafür, daß Frankreich in der Voraussicht dieser Möglichkeit mit großem Eifer auf eine seinen Wünschen entsprechende Lösung dieser Frage hinarbeitet.

Die Annäherung an Deutschland, das in Marokko nunmehr auch große wirtschaftliche Interessen zu vertreten hat, die wiederholten Hinweise darauf, daß Rußland an den marokkanischen Küsten eine Kohlenstation sucht, und die diplomatischen Verhandlungen mit Spanien geben zu erkennen, daß Frankreich mit großem Geschick seine Ziele im Maghreb verfolgt. Es ist jetzt der Herr der Lage dort und würde Spanien wie Rußland und Deutschland, um sich diese zu verpflichten, in einem Konflikt mit England mit größter Bereitwilligkeit bedeutende kommerzielle und wirtschaftliche Vorteile in Marokko bewilligen, um England ganz daraus zu verdrängen.

Unter spanischer Herrschaft würde Marokko verfallen, wie alle Kolonien, die Spanien besessen hat.

Unter englischer Herrschaft würde es für den Handel anderer Länder verloren sein.

Unter französischer Herrschaft könnte es möglicherweise so erblühn wie Algerien, und es würde voraussichtlich für den Handel und die Industrie der europäischen Staaten, im besondern für Spanien und Deutschland, ein ergiebiger Markt werden.

Man darf in den nächsten Monaten auf interessante Nachrichten aus Marokko gefaßt sein, an dessen Hof die französische Diplomatie bereits mit Eifer thätig ist, England eine neue schwere Niederlage zu bereiten.



Die thörichte Jungfrau.

7. Fortsetzung. Roman von Rudolf Stratz.

Prinz Wilfried lächelte bitter bei den Worten seines Oheims. „Ja, du hast ganz recht! Ein armer Prinz! Wie das klingt! Wie aus der Operette! Ich bin ein Prinz, sonst gar nichts mehr! Aber die Operette spielt sich draußen im Leben ab und nicht nur bei mir; und wer darin die Hauptrolle spielt, dem ist gar nicht komisch zu Mut. Ich hab auf meinen Reisen das Geld kennen gelernt und, was viele Kreise bei uns in Deutschland noch immer nicht ganz einsehen, seine Weltherrschaft, seine Allmacht. Ich bin ja gar nicht habgierig, am Besitz selbst liegt mir gar nichts — aber die Freiheit, die es verleiht! Mein ganzes Wesen drängt nur nach Freiheit, nach Ungeschorensein, nach sich selber Leben — und um wirklich frei zu sein, um über den kleinen Zufälligkeiten und Störungen des Alltags zu stehen, braucht man vor allem, wie mir einmal ein Engländer in Kalkutta sagte, zweierlei: gute Kreditbriefe und einen guten Magen! Reichtum und Gesundheit! Die hab ich mir erworben! Die Gesundheit oben in den Bergen und den Reichtum durch meine Heirat!"

„Nun also!" Der alte Herzog furchte ärgerlich die Stirn. „Du hast dich also doch nie irgendwelchen Illusionen über deine Ehe hingegeben? Wenn man die Tochter eines amerikanischen Silber- und Eisenbahnkönigs mit, ich weiß nicht, wie vielen Millionen Mitgift zur Frau nimmt, so —"

„So verkauft man sich!" ergänzte der blasse, kleine Prinz. „Ja. Du sagst es! Einmal in meinem Leben hab ich mich verkauft! Einmal! Oder sagen wir statt ‚verkauft' — wir haben einander gekauft, sie mich und ich sie! Es war ein ganz ehrliches Spiel. So mag wohl mein Schwiegervater drüben, den ich Gottseidank nur vierzehn Tage jährlich in Paris zu Gesicht bekomme, mit irgendeinem andern Silbermagnaten teilen, wenn einer seiner Fischzüge oder Raubzüge geglückt ist. ‚Hier deine Hälfte — hier meine!' Ebenso haben meine Frau und ich uns entschlossen, zusammenzugehen — ohne irgendwelche Abneigung natürlich — aber ganz kühl, ganz glatt und verbindlich — im leichten, überlegenen Stil, wie zwei Menschen, die gefunden haben, daß sie einander brauchen, um zu einem gemeinsamen Ziel zu kommen, und die nun auf dem langen Weg möglichst artig und rücksichtsvoll miteinander sind, um ihn nicht noch länger zu machen, als er schon ist —"

„Nun also, was willst du denn noch? Solche Konvenienzehen giebt es doch genug auf der Welt! Ich bin der Letzte, der sich darüber entrüstet!"

„Besonders, weil du mich im Grund deines Herzens ja doch nicht als ebenbürtig ansiehst. Wenn einer deiner Söhne meinem Beispiel folgen wollte, dann wollte ich einmal sehen — aber einerlei! Du sagst, Konvenienzehe — ja, wenn es nur das wäre!" Er starrte vor sich auf den Boden, und seine Stimme wurde unsicher. „An alles hab ich gedacht, wie ich mich verkauft habe — nur an das eine nicht, daß ich mich verlieben könnte!"

Der alte Grandseigneur neigte den Kopf etwas zu ihm, ohne die Augen von dem Traber zu wenden. „Du? Das ist ja das Neueste! Sag mal, im Vertrauen, in wen denn?"

Der kleine Prinz sah ganz erstaunt auf. „In wen?" wiederholte er langsam. „In meine Frau!"

Der andere lachte leise. „Du bist wirklich ein wunderbares Menschenkind! Sei doch froh! Es ist doch weiß Gott besser, man heiratet sich aus Verstand und bleibt aus Liebe zusammen, als umgekehrt. Und diese freudige Mitteilung macht er mit einem Gesicht voller Schwermut und Schuldbewußtsein, als ob — Du hast doch wahrhaftig das Recht, deine Frau zu lieben!"

„Nein," sagte Prinz Wilfried finster und kurz. „Eine Frau, die ich mir gekauft habe oder sie mich — es kommt ja auf eins hinaus — die darf ich nicht lieben! Dadurch wird alles, was vorher war, noch entwürdigender für mich, noch widerlicher. Der Ekel schnürt mir die Kehle zu, und dabei ist es so lächerlich. Ich weiß es. Lache nur ruhig über mich! Ich thue es auch, wenn ich allein bin und über mich nachdenke. Ein Ehemann, der darüber klagt, daß er seine Frau gern hat, das ist doch etwas für die Franzosen, für ein Boulevardstück, wo sich alles vor Heiterkeit schüttelt!"

„Ich will nicht lachen!" Der alte Herzog bändigte mit energischer Hand das abgehende Pferd. „Aber tragisch finde ich die Geschichte auch noch nicht. Im Gegenteil, sehr nett, sogar scharmant! Beinahe rührend! Plötzlich blüht in einer Vernunftehe die Liebe auf! Das ist ja ein Gedicht! Und du bist nicht selig, mein Bester? Das begreif ich nicht!"

Wieder schaute ihn der kleine Prinz traurig an. „Wenn das so wäre!" sagte er langsam. Wenn wir uns überhaupt verständen, sie und ich — wenn sie eine Ahnung hätte, was sie mir ist!"

„Dann sage es ihr doch!"

Er lachte bitter auf. „Ihr Gesicht möchte ich sehen, wenn ich ihr mit Liebeserklärungen komme, ich, ihr Mann! Nach zwei Jahren! Ich weiß nicht, würde sie einen Heiterkeitsanfall bekommen oder ärgerlich über die Störung sein oder — nein, sie würde nur maßlos erstaunen! So war der Handel doch nicht abgemacht! Von ehelicher Sentimentalität steht nichts in dem Kontrakt! Das könnte ihr gerade noch fehlen, solche Abhaltung in dem Wirbel, in dem sie ihre Tage verbringt. Das geht ja wie eine Hetzjagd vom frühen Morgen bis zum späten Abend, mit Gardenparties und Lawn-Tennis, Empfängen und Ausfahrten und Diners und Geflirte an allen Ecken und Enden. Sie würde mich überhaupt gar nicht begreifen, sie würde sich auf den Standpunkt stellen: ich halte unser Abkommen! Ich repräsentiere als deine Frau und lasse mir trotz meines exzentrischen Lebens nichts zu Schulden kommen — also wahre auch du deine Stellung und störe mich jetzt nicht weiter! Ich muß zum Thee bei der alten Fürstin Kurakin, oder es ist Empfang beim Prinzen von Wales, oder die Schneiderin ist da, oder Mr. Owen will mich zum Spazierritt abholen, oder sonst etwas. Sie hat ja immer etwas vor. Sie denkt ja nur an sich und ihr Vergnügen."

„Hm." Der greise Kavalier räusperte sich. „Nun sag einmal, ich geb ja zu, es kommt im Leben vor, daß man eine Frau schon jahrelang kennt und sich dann plötzlich in sie verliebt — also dein Fall. Da ist es denn doch anzunehmen, daß man in dieser Zeit besondere Eigenschaften an ihr entdeckte und schätzen lernte, die man früher nicht kannte, nicht wahr?"

„Ja, sie ist so schön!"

„Na, das hast du schon bei der Heirat gewußt!"

„Nein, das hab ich nicht wissen können, wie schön sie ist!"

„Also gut. Aber ich spreche auch von geistigen Eigenschaften! Du bist doch ein ernster, ein trüber Mensch! Ist es die Heiterkeit deiner Frau, die dich so bestochen hat!"

„Nennst du das heiter?" fragte der kleine Prinz bitter. „Ich nenn es oberflächlich, gedankenlos, einfach thöricht!"

„So?" Der Herzog war etwas verblüfft. „Oder hat sie sich vielleicht geistig inzwischen weiter entwickelt, als wir andern es merken und ahnen? Du mußt das ja besser wissen."

„O ja. Sie hat sich weiter entwickelt seit der Hochzeit. Sie kann jetzt den Gothaer Almanach auswendig. Aber sonst auch nichts."

„So, so! Nun ja, den Eindruck macht es ja auch. Also bleibt eigentlich nur noch übrig, daß ihr Gemüt, ihr Herz, wie man so sagt, an Tiefe gewonnen hat."

Sein kleiner, blasser Neffe sah ihn an. „Gemüt?" sagte er ruhig. „Ich versichere dich: wenn du die Selbstsucht, die eisigste, erbarmungsloseste, gedankenlose Selbstsucht malen lassen willst, dann nimm Virginia zum Modell, und es wird ein schönes Bild. Sie ist ja so schön, so wunderschön!" setzte er nach einer Weile träumerisch, in ferne Gedanken verloren, hinzu.

Der alte Herr war ernst geworden. „Hör mal, mon cher, du erschreckst mich! Du siehst ja ganz klar über sie. Du urteilst mehr wie nüchtern über sie — streng, feindlich könnt man sagen, und trotzdem — das geht über meinen Verstand!"

„Ueber deinen Verstand sicher nicht, nur über deine ehrwürdigen Jahre. Ich bin noch jung und kann nur immer wieder sagen: sie ist so schön!"

„Das heißt also mit andern Worten —"

„Das heißt, daß ich mich in die Schönheit einer Frau verliebt habe, die gar nicht wert ist, daß ein Mann sie liebt — die ich durchschaue bis ins Innerste, von der ich ganz genau weiß, daß sie ein kleinlicher, selbstsüchtiger, oberflächlicher, ungebildeter Mensch ist — und mit allen Fehlern ihres Geschlechts noch dazu — boshaft, nachtragend, selbst grausam, wenn man sie ärgert oder auch nur in ihrem Vergnügen stört — aber schön, schön — und ich weiß das alles und bete ihre Schönheit an! Ich habe nun einmal diesen Durst nach Schönheit in mir, vielleicht weil ich selbst häßlich und kränklich und verwachsen bin. Und Schönheit — das ist sie! Ich kann mir nichts Schöneres denken. Und ich bin in sie verliebt, wahnsinnig, und kann nicht von ihr lassen. Ich flieh vor ihr in die Berge, in die Einsamkeit und komme nach zwei Tagen wieder zurück und finde sie da inmitten ihres Schwarmes, ihres Hofstaates, in all dem Gelärm und Gelächter, und ich steh daneben, und eine wahnsinnige Eifersucht auf jeden, mit dem sie spricht und flirtet und kokettiert, eine wütende Eifersucht verzehrt mich, und ich darf sie nicht einmal zeigen — sonst mache ich mich ja noch lächerlicher, als ich schon bin als der deutsche Prinzgemahl, der Strohmann für eine ehrgeizige Millionärin. Und ich suche vergebens nach der Kraft, das zu thun, was ich längst sollte — mich freizumachen von der ganzen Komödie, hinauszugehen, meinetwegen als ein Bettler und verspottet dazu. Daran läge mir nichts. Aber sie, sie hält mich fest. Ich kann nicht von ihr los. Sie ist so schön!"

„Und schließlich bist du doch ihr Mann!" sagte der andere halblaut und mit seltsamer Betonung.

Der kleine Prinz richtete seine melancholischen, grauen Augen voll auf das Gesicht des Oheims. „Ihr gekaufter Mann!" sprach er. „Für schweres Geld und freiwillig in Deutschland gekauft. Weißt du, was das heißt? Weißt du, wie der Gedanke alles vergiftet? Alles bis ins höchste und heiligste. Glaubst du, daß der Gedanke sich überhaupt ausdenken läßt? Nein, man erstickt vorher daran, und ich bin nahe dazu."

„Und du hast nie mit ihr darüber gesprochen?"

„Was soll ich ihr denn sagen? Und außerdem, wann hätte sie je Zeit, derlei von mir anzuhören? Da giebt es Wichtigeres! Ich bin ja bloß ihr Mann. Durch mich wird sie sich doch nicht stören lassen!"

„Du machst mich ungeduldig!" sagte der alte Grandseigneur energisch. „Du behauptest: ich bin bloß ihr Mann! Ach was! Ein Mann bist du — ganz einfach ein Mann! Das ist ganz genug gegenüber einer Frau! Aber wissen muß man's und ausnutzen! Schließlich wollen sie ja alle doch nichts anderes als gehorchen! Es fragt sich nur, wem? Dem, der befiehlt! Befehle! Mache was aus dir! Du bist ein kluger, mutiger, hochgebildeter Mensch! Stelle dein Licht doch nicht unter den Scheffel! Ich hab in meinem langen und abwechslungsreichen Leben doch weiß Gott manchen Schwachkopf getroffen, Leute ohne irgendwelche Qualitäten, die es nur dank ihrem Toupet, dank einer gewissen Sicherheit zu allem brachten, was sie wollten! Und nun erst du!"

„So spricht die Weisheit!" sagte der kleine Prinz, trübe lächelnd. „Aber ich habe die Erfahrung für mich. Ich kenne doch Virginia. Sie hat in ihrem ganzen zweiundzwanzigjährigen Leben immer nur das gethan, was sie selbst wollte. Sie läßt sich keinen fremden Willen aufzwingen!"

„Leicht wird es nicht sein. Aber schließlich geht alles auf der Welt!"

„Und wie denn?"

Der greise Herzog lächelte verstohlen. „Es ist mir ein Gedicht in der Erinnerung, weil sein Kehrreim gerade für uns und unseresgleichen eine nützliche Lehre enthält. Dieser Reim aber lautet: ‚Landgraf, Landgraf, werde hart!‘ Werde hart, mein lieber Neffe! Mit Sammethandschuhen regiert man kein Land und keine Frau!"

„Man regiert, wenn man ein Recht hat! Wo habe ich denn ein Recht? Die Yankees haben mich gekauft, ein ganzes Konsortium, ein Familienrat von Silberkönigen und Silberprinzen. Und sie lassen es mich deutlich genug merken, wie gering sie mich schätzen. Ich bin nichts als der Prinzgemahl in der regierenden Sippe. Ich habe keinen Einfluß, keine Stellung, keine Meinung — nichts! Versuche ich es, mich in die Familienangelegenheiten einzumischen, so lese ich in allen Blicken: den deutschen Prinzen geht das doch nichts an! Den haben wir für Virginia angeschafft als einen Schlüssel zu den oberen Zehntausend von Europa. Dazu ist er gut und nützlich, aber zu sonst nichts! Meine Frau verwaltet doch auch ihre Mitgift selbst. Ihr Vater und ihre Brüder beraten sie dabei. Wird etwas angeschafft, etwa wie ‚Aegir‘ oder das Schloß Thieregg oder eine Jacht, so zahlen sie es aus ihrer Tasche und fragen mich gar nicht erst. Ich habe nichts zu thun, als die Zinsen mitzugenießen. Ich bin das fünfte Rad am Wagen. Ich habe kein Recht und keine Pflichten!"

„Ach, Recht! Recht!" Der Grandseigneur wiegte ärgerlich das weiße Haupt. „Recht hat immer der Stärkere. Und ein Mann ist immer stärker als eine Frau!"



„Ja, wenn er nicht in die Frau verliebt ist!"

„Ach ja — dann freilich!" sagte der alte Herr in trüber Erinnerung und beinahe erschrocken. Und beide waren eine Zeitlang still.

12.

Sie hatten sich inzwischen Baden-Baden genähert. Vom Bahnhof ab umsäumten schwere, langsam strömende und stockende Menschenmauern den staubigen Korso des High-life und seiner Gefolgschaft. Es wimmelte und summte wie von einem Bienenschwarm um das Kurhaus und weithin die Lichtenthaler Chaussee hinunter, in einem unruhigen Durcheinander, einem Nachzittern der allgemeinen Erregung, daß Aegir wirklich den großen Preis gewonnen.

Bloß Aegirs Besitzer ließ dies gleichgiltig. Er schwieg den ganzen Rest der Fahrt, die Augen halb geschlossen, einen müden leidenden Zug um den Mund, und wachte wie aus einem Traum auf, als der Traber vor dem Hotel stillstand. Dicht vor ihnen hielt die vorgefahrene Mail-coach des Mr. Owen. Ein Schwarm Lakaien stürzte wie besessen aus dem Innern, ein Haufe Kellner aus dem Gasthaus, und die Menschen ringsum sahen ehrfurchtsvoll zu, wie es von oben, von dem Verdeck der unnahbaren Welt, bunt und lachend, mit fegenden Kleidersäumen und Froufrougeraschel und zierlichen blütenweißen Stiefelchen mit langen Britenschuhen und den knochigen Bewegungen Albions, im Geflirte und Geplauder die angelegte Leitertreppe herniederstieg.

Eine der ersten war Virginia. Sie trat rasch auf ihren Mann zu, um ihn zu verhindern, mit dem alten, zitterig und würdevoll sich aus dem Wagen tastenden und jede Hilfe ablehnenden Grandseigneur seinen Platz zu verlassen. „Bleib!" rief sie. „Wir wollen noch ein wenig die Lichtenthaler Allee entlang fahren. Es ist so hübsch dort. Und so viel Menschen. Bitte, sei so gut!"

Er griff langsam nach Zügel und Peitsche, während sie sich, aufgeregt, erhitzt und mit blitzenden Augen an seiner Seite in die Wagenkissen warf. Das war neu, daß seine Frau ihn, ihren Mann, als Ritter bevorzugte!

Aber freilich, heute mußten sie sich, wohl oder übel, gemeinsam zeigen! Heute tuschelte man überall von ihnen und wies mit Fingern auf sie und starrte sie neidvoll und staunend an, das glückliche Ehepaar, dem Aegir, der Hunderttausendmarkgewinner, gehörte. Heute erregten sie noch mehr Aufsehen als sonst.

Und das wollte sie ja natürlich! Gesehen werden, mitten in der Menge sein, im dicksten Trubel, und doch darüber erhaben, der unbequemen Nähe des Alltags entrückt, nur ein Schaustück für seine blinzelnden Blicke — das war eben sie, das war ihr Leben!

Vielleicht hatte sie auch noch ihre besonderen Gründe. „Du hast eigentlich recht!" sagte sie beiläufig, während sie wieder im Schritt in den Korso auf der Lichtenthaler Allee einbogen. „Dieser Mr. Owen ist wirklich — Eben auf der Fahrt von Iffezheim sagte er Dinge über die Schulter zu

mir hin, mit einer kaltblütigen Unverschämtheit — Dinge! Und dann behauptet er, er könne nicht genug deutsch, er hätte sich versprochen — aber ich werde ihn lehren!"

Ihr Mann erwiderte nichts. So weit mußte es ja kommen, daß Virginia sich gewissermaßen bei ihm entschuldigte, es ihm erst erklärte, warum sie statt eines ihrer Cicisbeos heute ihn zum Begleiter erkor. Freilich, er war ja jetzt drei Tage wieder weggewesen, um in der Einsamkeit der Alpen aufzuatmen. In dieser Zeit brauchte sie einen Ritter, und sicher machte der englische Herrenreiter mit dem phlegmatischen, sonnengebräunten Bulldoggengesicht und der athletischen Ruhe eines Meisterfahrers neben ihr eine weit bessere Figur, als der melancholische, unschöne, kleine Prinz mit der schiefen Schulter und dem resignierten, müden Lächeln! Und sie daneben! Dieser strahlende, jugendliche Napoleonskopf, von rotgoldenem Haar umflammt, diese statuenschöne, in ihren weißen Hüllen weithin leuchtende Gestalt, die ihn um Haupteslänge überragte, diese Fülle von Lebensenergie, von warmblütiger, gesunder Daseinsfreude, mit der sie nach allen Seiten lachte und grüßte und nickend wie eine vergnügte Königin für die Glückwünsche dankte!

Wieder fühlte er den Rausch ihrer Nähe, den feinen, schmeichelnden Duft, der ihrem gewellten Haar entstieg, die sonnenwarme Siegerkraft von Schönheit und Jugend, die neben ihm atmete, deren Herzklopfen er empfand, wie sie da Ellbogen an Ellbogen saßen, und er wendete die Augen von ihr, um seine heißen, verstörten Blicke nicht zu verraten.

Sie kümmerte sich übrigens gar nicht um ihn. Sie fand immer neue Bekannte, mit denen sie von Wagen zu Wagen ein Scherzwort tauschen mußte. Sie winkte da dem alten französischen Herzog mit seinem weißen Henri-quatre, dort dem knabenhaften, bei ihrem Anblick lebhaft errötenden jungen englischen Earl zu, sie wandte sich wieder indigniert, mit einer finsteren Römerstrenge auf den klassischen jungen Zügen, zur Seite, um den verbrecherischen alten Fürsten Kurakin mit seiner ganz unmöglichen Begleiterin, die reichlich sein Enkelkind hätte sein können, nicht zu bemerken, und tauschte dann wieder mit einigen ihrer Newyorker Getreuen über ein halbes Dutzend Wagen hinweg einen kameradschaftlichen Gruß und setzte sich schweratmend zurecht und lachte geheimnisvoll und befriedigt wie eine Märchenprinzessin und strich sich in nervöser Aufregung ein dutzendmal mit der Hand über das Goldgespinst, das das elfenbeinmatte Oval ihres Antlitzes abschloß, und schaute wieder mit glänzenden Augen in der Runde, ob nicht ein neuer Bekannter da sei, den man grüßen oder nach Laune nicht beachten, für ein paar Stunden erfreuen oder ärgern könne.

Vor ihnen war es jetzt leer. Sie waren am Endpunkt des Korsos, wo die Wagen wendeten. Aber Prinz Wilfried wendete nicht. Unversehens forderte er den Traber durch ein Wippen mit der Peitsche zur Eile auf und ließ das ungeduldige, edle Tier die Chaussee hinunterschießen, daß Virginia durch den unvermuteten Ruck förmlich nach hinten geschleudert wurde und sich mit einem halblauten Ruf der Ueberraschung am Arm ihres Gatten festhielt.

„Was heißt denn das?" fragte sie und schaute schutzsuchend nach rückwärts. Aber der Kutscher, der sich sonst hier würdevoll mit gekreuzten Armen von seiner Herrschaft spazieren fahren ließ, fehlte. Er war auf dem Rennplatz zurückgeblieben, und sie hatte bei dem hastigen Einsteigen vor dem Hotel sein Nichtvorhandensein nicht bemerkt.

Die uralten Bäume der Lichtenthaler Chaussee flogen rechts und links an ihnen vorbei, die grünen Rasenflächen mit ihren Lawn-Tennisplätzen, ihren Radfahrerbahnen und Reitzirkeln verschwanden im Husch, ganz in der Ferne deutete nur noch ein unruhiges, schwaches Gewimmel und Gekriebze den Endpunkt des Korsos an, und immer noch riß der Traber, unermüdlich mit den federnden Vorderbeinen weit ausgreifend, das leichte Gefährt hinter sich her.

„Um Gottes willen, geht das Pferd durch?"

Er verneinte, ohne sich umzusehen.

„Nun also, wo soll denn das hin? Sei so gut und halte an!"

Er ließ den Rappen in Schritt verfallen. Lautlos glitten die Räder durch den Staub. Um sie war alles still und einsam. Bäume und Wiesen, vereinzelte Häuser und Menschen und auf den Höhen ringsum die hohen Schwarzwaldtannen.

Auf ihren schönen Zügen lag Neugier und Aerger. „Was willst du denn eigentlich?"

„Mit dir allein sein!"

Sie wandte sich enttäuscht ab, als wollte sie sagen: „Wenn es weiter nichts ist!" Und er hatte die Empfindung, daß sie ihn ganz durchschaute! Sie besaß eine instinktive Kenntnis der Männer in allem, was deren Beziehungen zu ihr, zu dem Weibe betraf.

„Und deswegen mitten aus dem Korso wegzujagen!" hub sie mit umwölkter Stirn an. „Du fällst doch immer auf!"

„Du etwa nicht?"

„Jedenfalls angenehmer als du! Aber einerlei, da sind wir nun einmal. Zum Glück wird jedermann glauben, das Pferd sei dir aus der Hand gegangen, und du wirst die Güte haben, mit dem Kopf zu nicken, wenn ich das bei unserer Rückkehr erzähle. Also, was ist's?"

Er faßte sie, Peitsche und Zügel achtlos in eine Hand ballend, am Arm. „Ich sag es dir ja: ich will mit dir allein sein! Nicht nur jetzt! Du bist meine Frau, du sollst mir gehören — mir, verstehst du, mir!"

Sie war ganz gelassen. „Nein, ich verstehe dich nicht. Natürlich bin ich deine Frau, aber —"

„Aber da draußen bist du es nicht!" unterbrach er sie leidenschaftlich, mit erstickter Stimme. „Da draußen, auf dem großen Markt, in dem ewigen Gewühl, unter dieser Menagerie von Nichtsthuern, von eleganten Tagedieben, von Spielern und zweifelhaften Existenzen, wie dieser Mr. Owen, die du hierhin und dorthin hinter dir herschleppst — nichts bin ich da, gar nichts, eine Null —"

Sie sah seine unscheinbare, in der Erregung zitternde Gestalt von der Seite an. „Kann ich dafür?" lag in dem stummen Blick, „daß du neben mir verschwindest, wie die Motte vor dem Licht, und dich vielleicht zu Asche versengst, wie die Motte am Licht?"

Er hielt ihre Hand umfaßt und drückte sie, angstvoll, verzweifelt. „Virginia, so geht das nicht weiter! Ich halte dies Leben nicht aus! Ich werde wahnsinnig! Ich gehe zu Grunde!"

Sie schüttelte leicht den Kopf als stumme Antwort: „Ja, dann gehe zu Grunde!"

„Versuche es doch einmal mit dir und mir!" bat er flüsternd und scheu. „Nur vier Wochen wir beide allein. Aus diesem Karnevalsleben heraus. Zwei Menschen, die sich auf sich selbst besinnen."

Sie wandte sich ab. Es war, als überkomme sie ein Gähnen bei dem bloßen Gedanken.

„Sieh, die Welt gehört doch uns, Virginia! Wir, wir können uns doch das Leben einrichten, wie wir wollen.

Es ist ja nur ein Versuch. Es giebt ja viele Orte, wo niemand uns stört. Wenn ich den Herzog bitte, das Jagdschloß Reihergarten steht unbewohnt. Nur ein alter Förster ist darin und ringsherum die Eichenwälder. Nur ein paar Wochen — nur, daß du mich einmal kennen lernst, daß ich dir einmal alles sagen könnte, was ich sagen möchte!"

„So sag es doch hier!"

„Nein, hier kann ich das nicht. Erst mußt du wissen, nein, erraten mußt du es, wie es in mir ausschaut, wie ich anders geworden bin im letzten Jahr."

Sie blickte zerstreut um sich, als wollte sie sagen: „Mein blasser Freund, das interessiert mich wenig!"

„Und wie unglücklich ich bin!" setzte er gedrückt hinzu. „Es liegt in deiner Hand, ob ich es bleibe, ob ich es noch mehr werde, wenn das möglich ist. Ich bitte dich, Virginia, höre zu und beschäftige dich nicht mit dem Pferd. Ich weiß, daß es sich am linken Hinterhuf gestrichen hat und ein bißchen blutet! Höre auf das, was ich dir sage. Es ist keine Phrase: es handelt sich um ein ganzes Leben!"

Nun entschloß sie sich, endlich zu sprechen: „Also dich amüsiert dies alles hier wirklich gar nicht?"

„Amüsieren!" wiederholte er bitter. „Das ist das rechte Wort. Ich spreche von Glück und Unglück eines Menschen und du von Amüsieren. So sind wir beide!"

Sie war ganz sanft und geduldig, wie eine Souveränin, die einen Bittsteller auf gute Art abfertigt, mit Glätte und Liebenswürdigkeit und um Gottes willen ohne Lärm und Scenen. „Gut. Ich werde deine Worte brauchen! Also du fühlst dich unglücklich in dem Leben, das wir führen?"

„Wenn du das noch nicht bemerkt hast?"

„O gewiß hab ich es bemerkt. Schließlich fällt es doch einer Frau auf, wenn ihr Gatte, wie jetzt eben, drei Tage nicht zum Vorschein kommt und statt dessen irgendwo in der Schweiz mit einer fremden, jungen Dame Bergtouren unternimmt. Ach ja, mein Lieber, das hab ich gehört! Meine Freundin hat es mir aus Interlaken geschrieben — aber es war mir gar nicht der Mühe wert, davon zu sprechen, und wenn ich dieser Münchener Bildhauerin einmal begegne, werde ich gewiß nicht die Geschmacklosigkeit haben, ihr Blicke zuzuwerfen, wie du dem armen, stupiden Mr. Owen. Steige du nur mit ihr, so hoch du willst, wenn es dir Spaß macht. Treibe, was du willst. Gehe nach Reihergarten oder sonst wohin. Ich zwinge niemand zu seinem Vergnügen; ich will nur, daß man mich nicht in meinem Vergnügen stört!"

„Das heißt, ich soll allein gehn, ohne dich?"

Sie war ganz fassungslos vor Erstaunen. „Ich? Jetzt? Die Segelwoche in Cowes versäumen? Die Saison in St. Moritz, die großen Jagden in Thieregg? Und das, um mit dir und einem alten Förster als Einsiedler in einem deutschen Eichenwald zu leben? Sicherlich, das ist ein Gedanke, auf den von allen Menschen hier in Baden-Baden und in der ganzen Welt nur du allein kommen kannst. Dir sieht er ähnlich. Das sind so Ideen, die man sich ausheckt, wenn man oben in den Bergen mit einer jungen Bildhauerin im Nebel sitzt. Eigentlich ist das ein komisches Bild!"

Er biß die Lippen zusammen. „Und das ist deine ganze Antwort?"

Ihr schönes, jugendliches Cäsarengesicht hatte sich umwölkt. Sie sah verdrießlich aus. „Warum denn immer alles sagen? Auch das Letzte? Das ist auch so eine deutsche Angewohnheit!"

„Sage es mir!"

„Du hörst es ja: geh du, wohin du willst, und laß mich, wo ich will. Das ist doch so einfach!"

„Das ist nicht das Letzte! Es muß klar werden zwischen uns! Lieber ein Ende mit Schrecken, als dies — dies Leben, so wie es jetzt ist!"

Sie zuckte die Achseln. „Du hast dies Gespräch angefangen! Und wenn du durchaus das Letzte hören willst — gut! Klipp und klar: ich brauche dich nicht mehr! Was du mir geben kannst, hast du mir gegeben! Ich verlange gar nichts mehr von dir. Gar nichts. Ich gebe dir deine ganze Freiheit wieder. Gehe, wohin du willst, lebe, wie du willst — nur lasse auch mir meine Freiheit! Daß wir sie als vernünftige Menschen nicht zu Dingen mißbrauchen, die unsere Stellung gefährden, das ist ja ganz klar. Ich wenigstens werde mich hüten, meinen Platz in der Gesellschaft aufs Spiel zu setzen. Er hat mich genug gekostet! Auch Mühe und Arbeit genug gegen dich! Du hast mir, wie es doch eigentlich unser stillschweigender Vertrag war, in gar keiner Weise geholfen. Nicht die Hand hast du ausgestreckt, um mich hinaufzuheben, wohin ich wollte. Eigentlich war das nicht ganz ehrlich von dir! Alles hab ich selbst machen müssen. Schritt für Schritt hab ich mein Terrain erobern müssen, besonders in letzter Zeit, seit du so ganz menschenscheu geworden bist. Ich hab mir unsere Ehe auch anders vorgestellt. Wir hätten sehr gut miteinander leben können, wenn wir nur ein bißchen besser zu einander paßten. Aber wir sind nun einmal das gerade Gegenteil. So ziemlich in allem. Daraus mach ich dir keinen Vorwurf. Du thust mir leid. Du lebst so schwer, so feierlich, so umständlich — ich möchte immer wieder sagen, du lebst so deutsch! So, wie die Deutschen früher waren. Jetzt werden sie auch anders. Aber lebe so!"

„Als der deutsche Prinz!" sagte der neben ihr dumpf. „So nennt ihr mich ja kurzweg in eurem Newyorker Familienkreis!"

„Nun ja, lebe als ein deutscher Prinz! Oder überhaupt als ein Prinz, so wie Prinzen leben! Um das Geld brauchst du dir ja keine Sorgen zu machen, und —"

Er fuhr auf und ballte die Fäuste. Aber er bezwang sich. „Ich habe kein Recht!" murmelte er zurücksinkend. „Ich verdiene es! Ich wollte dir mein Herz ausschütten und bekomme zur Antwort: ‚Unbesorgt! Sie kriegen zeitlebens Ihren Jahresgehalt als der deutsche Prinz!' Aegir kann ja auch sicher sein, das Gnadenbrot zu erhalten auf seine alten Tage. Ihr seid ja nicht kleinlich! Wenn ich daran denke, was ich dir alles sagen wollte — und das das Ende!"

Sie bemächtigte sich mit einem energischen Handgriff der Zügel und lenkte das Pferd den Weg zurück. „Das Ende? Mißverstehe mich nicht! In eine Scheidung willige ich nie! Niemals, hörst du! Ich halte dich fest, du magst machen, was du willst. Ich will die Prinzessin von Eck bleiben und nicht als geschiedene Amerikanerin in der Welt herumlaufen und wieder aus meiner ganzen Position gedrängt werden. Schon des Kindes wegen. Und auch sonst! Ich werde dir keinen Anlaß geben, eine Scheidungsklage einzureichen, da sei unbesorgt — und du —"

Sie brach ab. Er erwiderte nichts. Stumm fuhren sie zur Stadt zurück.

„Und du," hub sie endlich wieder an, die Blicke auf das Pferd gerichtet, „mache, was du willst! Vergrabe dich in der Wildnis oder schwärme mit deiner Freundin

aus München auf Gletschern herum — aber ich glaube —" Ein katzenschlaues, hinterlistiges Lächeln entstellte plötzlich auf einen Augenblick ihre klassischen Züge. „Ich glaube, du kommst bald zurück, wie ich dich kenne!"

Er schwieg. Der Wagenpark auf den Alleen hatte sich jetzt schon etwas gelichtet. Sie konnten in vollem Traberlauf an den langsam rollenden Gefährten vorbeifliegen. In dem einen Wagen wurden die Strohhüte gelüftet, und darunter schimmerte alles weiß in weiß von den glattrasierten Athletengestalten der Newyorker goldenen Jugend.

Virginia grüßte mit der Peitsche hinüber. „Das Pferd ist dem Prinzen durchgegangen!" rief sie lachend. „Aber jetzt halte ich die Zügel!"

Die jungen Männer antworteten mit einem beifälligen, belustigten Nicken, und sie trieb mit einem Zungenschnalzen den Renner zu fliegendem Hufschlag an. Die kühle Abendluft umpfiff sie, die Bäume rechts und links schossen vorüber, und hunderte von Köpfen schauten neugierig nach, wie der Wagen pfeilschnell in die dämmernde Stadt dem Hotel zurollte, die hohe weiße Gestalt der Lenkerin elastisch aufgerichtet und neben ihr der unscheinbare kleine Prinz.

Am Portal des Gasthofs trennten sie sich mit flüchtigem Nicken. Sie rauschte zum Lift, um in aller Eile oben in ihren Räumen sich in große Abendtoilette zu werfen, und er trat langsam wieder auf die Straße hinaus.

Es war jetzt beinahe völlig Nacht, eine warme, dunkle Augustnacht, in der noch die Schwüle des Tags nachzitterte. Von der Rheinebene her, wo in der Ferne der Iffezheimer Rennplatz lag, wehte ein heißer Dunst ihm entgegen, von Osten zuweilen ein reiner klarer Luftstrom, kühl und erfrischend wie ein Bergquell, ein Gruß von den alten Schwarzwaldtannen, ein Hauch der Höhen.

Reinheit! Reinheit und Ruhe! Dort oben wohnte sie, aber nicht für ihn. Er war nur ihr unsteter Gast. Ihn zog es immer wieder hinab in die weite glühende Ebene, in das fiebernde Gewühl des Tages, durch das seine Frau als Königin schritt, bewundert, begehrt von ihm und allen. Es zog ihn immer wieder hinab in das Thal, in den Tummelplatz aller Leidenschaften, das Reich der Sinne und der Sinnlichkeit. Ihm schnürte etwas die Kehle zusammen, während er ziellos, einsam durch die dunklen Straßen und Promenaden schweifte. O Lüge, Lüge, Lüge! Alles um ihn eine flitterbunte Komödie, ein alberner Traum, und darüber eine Sehnsucht, oben, hoch oben allein auf einem ragenden Berggipfel zu stehen, die neblige Welt zu Füßen, vom ersten warmen Sonnengold umsponnen, und aus tiefer Brust Kälte und Gesundheit einzuatmen! Kalt zu werden, ruhig, stark, nicht mehr hin- und hergerissen von einer Leidenschaft, in der er sich selbst wie einen Fremden sah und verachtete. Er hatte immer wieder die Empfindung, als warte seiner da oben das Erwachen, wie man die Fesseln eines lästigen Traums abstreift. Aber erst muß man jene Kraft haben, die Fesseln bricht! Bis dahin hält einen der Traum der Tiefe umbannt. Und wieder schaute er sehnend zu dem geheimnisvoll funkelnden Sternenhimmel empor: „Arme Seele, wann wirst du wach?"

Weiter ging er und weiter, ohne selbst zu wissen, wohin. Am Gebäude des Internationalen Klubs in der Lichtenthaler Allee blieb er stehen. Heute war die sonst unter der Thorwölbung herrschende vornehme Ruhe verschwunden. Hellerleuchtete Fenster, vorfahrende Wagen, ein- und ausgehende Sportsmen, Diener, Telegraphenboten — warum trat er da eigentlich nicht auch ein? Warum lief er im Dunkel der Bäderstadt herum und quälte sich mit Grübeln und Denken, statt zu leben? Dadrinnen war ja das Leben, in das er gehörte. Er traf dort fröhliche Gesellschaft, er konnte durch ein hohes Spiel seine Gedanken verscheuchen, er hatte ja Geld, Geld genug! Er erstickte ja im Geld! Der kleine Prinz schüttelte den Kopf und setzte seinen Weg fort.

Da war er wieder am Hotel. Außen war jetzt alles menschenleer. Aber das aus allen Zimmern flammende elektrische Licht, die Klänge einer Musikkapelle aus dem großen Saal, die im Vorraum aufgehäuften Koffergebirge wiesen deutlich genug auf die große Baden-Badener Woche hin, die Zeit der Spiele und der Feste.

Jedenfalls waren er und seine Frau auch irgendwo eingeladen. Er hatte ganz vergessen, sie danach zu fragen. Einerlei, sie hatte für ihn angenommen, während er fort war, sie würde ihn jetzt wieder irgendwie entschuldigen, das war man schon gewohnt. Sie hatte ja einen sehr einfachen Vorwand, die Ermüdung von seiner gestrigen Bergtour und der Reise. Aber er fühlte sich nicht ermattet, oder vielmehr er empfand jenes Müdigkeitsfieber, das einer Ueberanstrengung folgt. Da kann man nicht ruhen und schlafen und noch weniger sich in große Gesellschaft mengen. Er dachte mit Schrecken daran, daß er jetzt unter irgendeinen Kronleuchter gehörte: weiße Schultern, parfümierte Schnurrbärte, porzellanglatte Hemdeneinsätze, wohlduftende seidene Haartürme, Gelächter, Wort- und Augengeplänkel, Glückwünsche und Händedrücke um ihn her und aus dem Stimmengeschwirr „Aegir" und ewig wieder „Aegir" — und es zuckte um seine Lippen, als wollte er sagen: „Kinder, ihr seid zu abgeschmackt! Steht man darum auf den Höhen der Menschheit, um sich bis zur Verzweiflung, bis zu wahren Nervenkrämpfen der Langeweile darüber aufzuregen, daß ein Pferd schneller läuft als das andere?"

Aber da besann er sich, daß er ja allein war, unter freiem Himmel, in stiller Nacht. Gott sei Dank! Das Müdigkeitsfieber im Körper und mehr noch in der Seele trieb ihn ruhelos durch die hallenden Gassen. Weiter, immer weiter, gleichviel wohin!

Fortsetzung folgt.



Frühlingstag.

Lachte die Sonne mir ins Gemach —
An den offenen Fenstern
Blickte den blauen Ringeln ich nach,
Luftigen leichten Gespenstern.

Wie mein kräuselnder welliger Rauch
Hell in der Luft zersprühte,
Blau wie im Garten der Fliederstrauch
In seiner Frühlingsblüte!

Zankender Spatzen eine Schar
Lärmte draus um die Wette,
Und ich paffte, der Sorgen bar,
Froh meine Zigarette!

Kurt Holm.





Berliner Malerateliers.

I.

Hierzu 4 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Die Pforten der großen sommerlichen Kunstausstellungen haben sich geöffnet. Was emsige Künstlerhand in der Stille der Ateliers geschaffen, prangt nun an den Wänden der großen Glashallen und fordert die Scharen der Besucher zur Bewunderung, aber auch zur Kritik auf. Welch ein Abstand aber in der Wirkung der Gemälde hier, wo sich Rahmen an Rahmen drängt, und dort in stimmungsvoller Werkstatt, wo nicht nur das Kunstwerk, sondern auch der Künstler zum Beschauer spricht! Das hat unser erster Rundgang durch die Berliner Malerateliers uns recht deutlich vor Augen geführt.

Im Gartenviertel von Friedenau bewohnt Professor Hans Bohrdt eine allerliebste kleine Villa, die einen still emsigen Meister und seine frohe Familie birgt. Draußen in der Sommerfrische konnte der Künstler sein Atelier in das erste Stockwerk verlegen. Dort in dem architektonisch von dem Turmbau des mächtigen grünen Kachelofens beherrschten Gemach schafft Hans Bohrdt seine Marinebilder, und aus seinen Skizzen erstehen in ihrer ernsten Pracht die Fluten und Wellen des Meeres, die Stimmungen in Luft und Wolken und die eilenden Schiffe mit Masten und Segeln. Wir überraschten Hans Bohrdt, als er sich mit dem Modell eines Dreimasters beschäftigte; das Bild auf der Staffelei, die Segeljacht „Senta" während der Kieler Regatta darstellend, war eben vollendet.

In einem Werkhaus der hohen Kunst, das eigens für Ateliers im Nordwesten Berlins, im Siegmundshof, aufgerichtet wurde, hält Professor Arthur Kampf seine moderne Meisterschule. Die elegante, schlanke Figur des Künstlers steht fast in Widerspruch mit den Cyklopengestalten des Hauptwerks, an denen er gegenwärtig arbeitet: ein monumentales Wandgemälde für das Kreishaus in Aachen. Eisen und Muskeln! Die Arbeiter mit entblößtem Oberkörper schleppen an Zangen das Metall der Arbeit von einer Arbeitsstätte zur andern und zeigen mit ihrem athletischen Gliederbau die Ueberlegenheit des Menschen über Stahl und Eisen, die er meistert.



Marinemaler Professor Hans Bohrdt bei technischen Vorstudien in seinem Atelier.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Hermann Boll Berlin.

Den Triumph menschlicher Kraft und menschlichen Geistes über das rauhe Element predigt der große Karton, der nun zum Bild erstehen soll. Ferner sehen wir im Atelier zahlreiche angefangene und vollendete Kunstwerke, darunter ein in wundersamer Märchenstimmung gehaltenes Triptychon für den Festsaal des Gymnasiums in Posen, drei Männertugenden darstellend: Freundestreue, Nächstenliebe, Tapferkeit. Hier herrschen Geist und Kunst, die den Gedanken Form und Farbe geben.

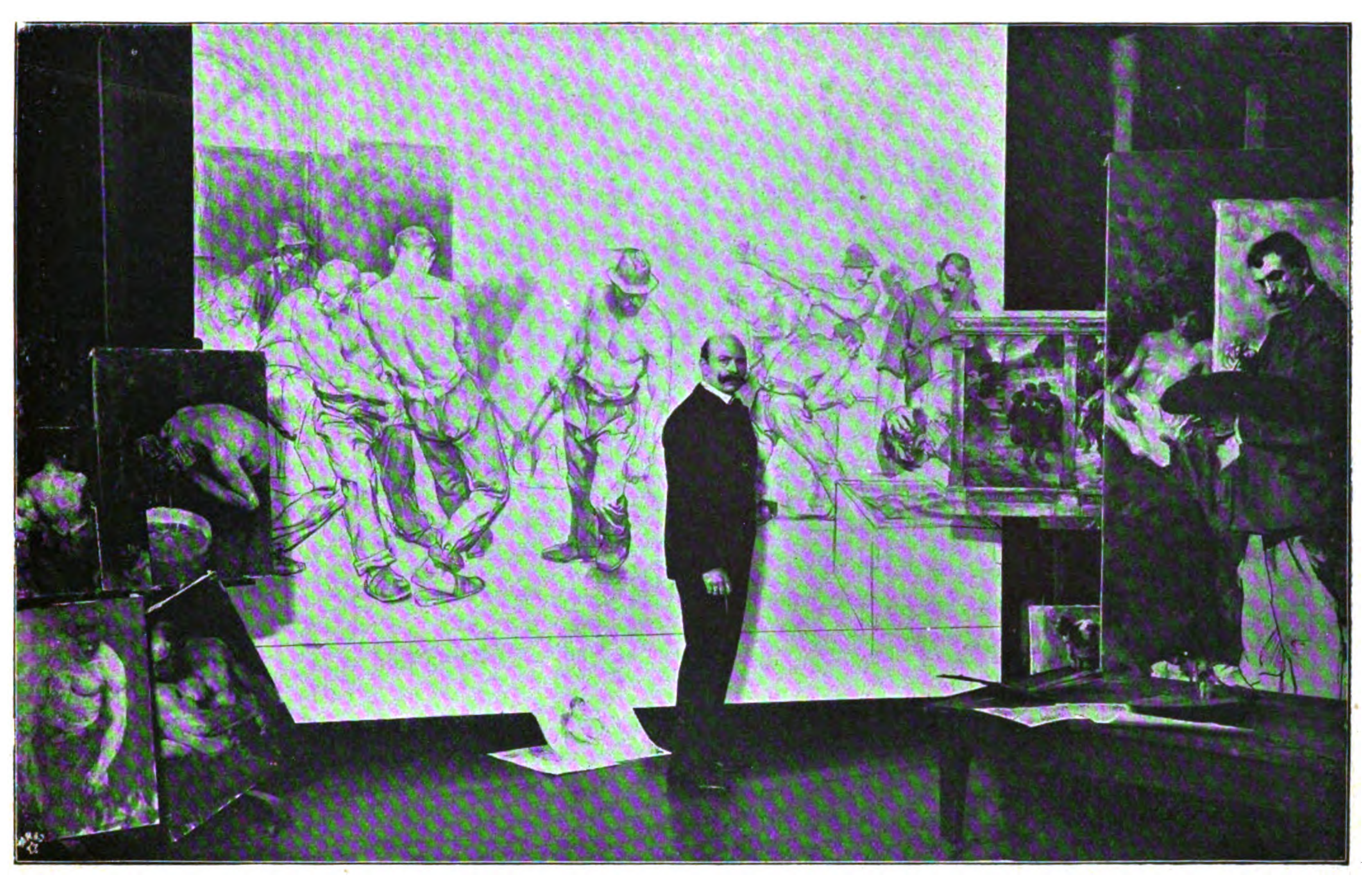
Aus der schier weltentrückten Einsamkeit dieses Atelierhaus führt uns der Weg durch die frühlingsgrüne Pracht des Tiergartens in die Hardenbergstraße, wo Thür an Thür mit dem Bildhauerarchitekten Bruno Schmitz der Schlachtenmaler Professor Karl Röchling sich Wohnung und Werkstätte behaglich eingerichtet hat. Ein neuer seltsamer Kontrast! Der breitschultrige, so behäbig-freundliche Meister, dessen Kunst die wild bewegten Schrecken und Wunder blutiger Schlachten schildert! In dem geräumigen Atelier Röchlings finden wir fast die ganze preußische Kriegsgeschichte in einzelnen Hauptaktionen dargestellt, von den Bataillen Friedrichs des Großen bis zu den Kämpfen der Befreiungskriege und den Schlachten von 1870. Das große Werk, das unser Bild zeigt (vgl. S. 773), ist auf Bestellung des Kaisers gemalt; es soll im Schloß seinen Platz finden, nachdem es vorher in der diesjährigen großen Kunstausstellung zur Schau gestellt ist. Das Bild stellt jenen Hauptmoment aus der Schlacht von Hohenfriedberg vor, da der Frontangriff der beiden Anhaltschen Regimenter gegen das österreichische Regiment Botta den Sieg entscheidet. Im Vordergrund links sehen wir den rechten Flügel der Oesterreicher bereits zur Flucht gewendet, während die Hauptfront noch steht. Rechts und im Hintergrund rücken, geführt von den Prinzen Leopold, Dietrich und Moritz von Anhalt, in langgestreckter Front die Regimenter Moritz von Anhalt und Alt-Anhalt vor. Die an das Bild gelehnten Figuren und Landschaftsskizzen erzählen von den sorgfältigen Vorstudien, die der Künstler zu seinem Werk gemacht hat. Den modernen Menschen berührt solches Bild, das in seiner virtuosen Ausführung mit strengster Korrektheit den historischen Vorgang wiederspiegelt, ganz eigentümlich. Noch steht die Hauptfront der Verteidiger unerschüttert. Aus unmittelbarer Nähe wird die Salve auf den Angreifer abgegeben, die letzte Salve allerdings, denn ehe der Pulverrauch sich verzogen hat, werden die Bajonette der Anhalter den Kampf entscheiden.

Durch die würdige Höhe von vier Stockwerken der Vertraulichkeit des Alltagsgetriebes entrückt, schafft Hermann Hendrich an seinen Landschaften und Phantasien, die Kontraste der Realität und der idealischen Intuition in sich bewegend und versöhnend. Die von Richard Wagner zu Tonwerken erweckte germanische Götter- und Heldensage beherrscht das Sinnen und Trachten des Künstlers, der die ahnungsvollen und die tragischen Stimmungen der großen Wagnerschen Leitmotive wieder in Farben gestaltet. Die schlafende Brünhilde, der Tod Siegfrieds, die um den Helden klagenden Rheintöchter, der Trauermarsch der Nibelungen mit Siegfrieds Leiche, Siegfried und Fafner, die Todesahnungen aus Tristan und Isolde sind ihm zu gemalten Phantasien geworden. Und jetzt, da die lachende Frühlingssonne den Menschen hinaus lockt in Gottes freie Natur, schließt Hendrich das Atelier in der Friedrich-Wilhelmstraße ab und wandert gen Süden nach dem Wunderland Italien, um dort in der frohen Farbenpracht der tiefblauen Meerflut, des Himmels, der üppigen Vegetation mit ihren Blumenwundern den Phantasien der Landschaft in ihrer holden Wirklichkeit zu lauschen und sie in seinen Bildern festzuhalten. Solche warm durchleuchteten italienischen Landschaftsbilder hatte er eben vollendet, ehe er die Winterarbeit abschloß.

Hermann Hendrich und seine neusten italienischen Landschaften.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Joh. Täpke, Berlin.

Nun mögen im Mai Kunstfreunde und Kunstkenner ihre Kritiken formen und fällen. Die Künstler fliegen aus zu neuer Saat und neuer Ernte. Frohe Fahrt sei ihnen allen gewünscht!

Emil Granichstaedten.



Professor Arthur Kampf bei der Arbeit an seinem Gemälde für das Kreishaus in Aachen.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Johannes Lüpke, Berlin.

Schlachtenmaler Professor Karl Röchling vor seinem Gemälde „Die Schlacht bei Hohenfriedberg".
Spezialaufnahme für die „Woche" von Hermann Boll, Berlin.

Pantélégraphe Caselli.

Pantelegraph Caselli: Originaldepesche.

Pantélégraphe Caselli.

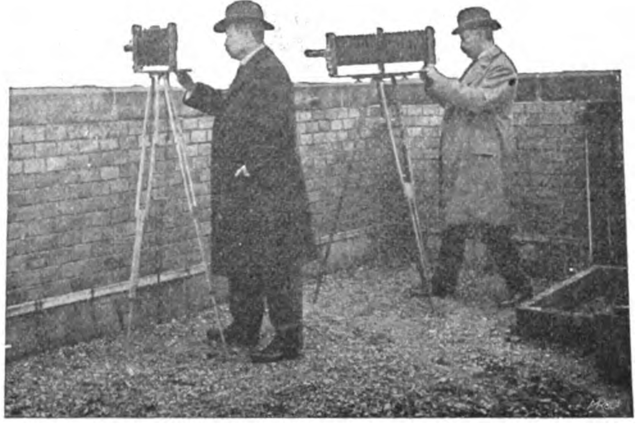
Pantelegraph Caselli: Uebermittlungsdepesche.

Fernphotographie.

Von Oberleutnant a. D. A. Kiesling.

Hierzu 9 Abbildungen.

Der Gesichtskreis unserer Augen ist mehr oder weniger eng begrenzt, je nach ihrer Beschaffenheit. Ueber gewisse Entfernungen hinaus vermag selbst das schärfste menschliche Auge nichts mehr zu erkennen. Wir können zwar unsern Gesichtskreis erheblich vergrößern, indem wir unser Auge mit einem Fernglas bewaffnen, aber diese Vergrößerung bewegt sich doch nur innerhalb bescheidener Grenzen. Aehnlich verhält es sich in der Photographie mit der Leistungsfähigkeit der Objektive. Gewöhnliche Objektive haben einen beschränkten Aufnahmekreis; bringt man sie aber in Verbindung mit einem Fernrohr, so kann man auch diesen Kreis erheblich hinausschieben. Durch Einschaltung einer gelben Scheibe zwischen Aufnahmegegenstand und lichtempfindlicher Platte kann man sogar den sogenannten blauen Dunst auslöschen und noch da klare Bilder erhalten, wo unser Auge nur eine in Dunst gehüllte Ferne sieht. Gegen den eigentlichen grauen Nebel hilft aber auch keine gelbe Scheibe. Die Idee, Fernrohre zu photographischen Aufnahmen zu verwenden, ist schon vor vielen Jahrzehnten aufgetaucht und in der Astronomie mit Erfolg zur Anwendung gekommen. Für Erdaufnahmen dagegen ist dieser Gedanke erst vor wenigen Jahren nutzbar gemacht worden. Man konstruierte abgekürzte photographische Fernrohre, sogenannte Tele- oder Fernobjektive, eine Vereinigung von photographischem Objektiv und Fernrohr, die in Verbindung mit einer nicht zu langen Kamera brauchbare photographische Aufnahmen entfernter Gegenstände erheblich erleichterten.



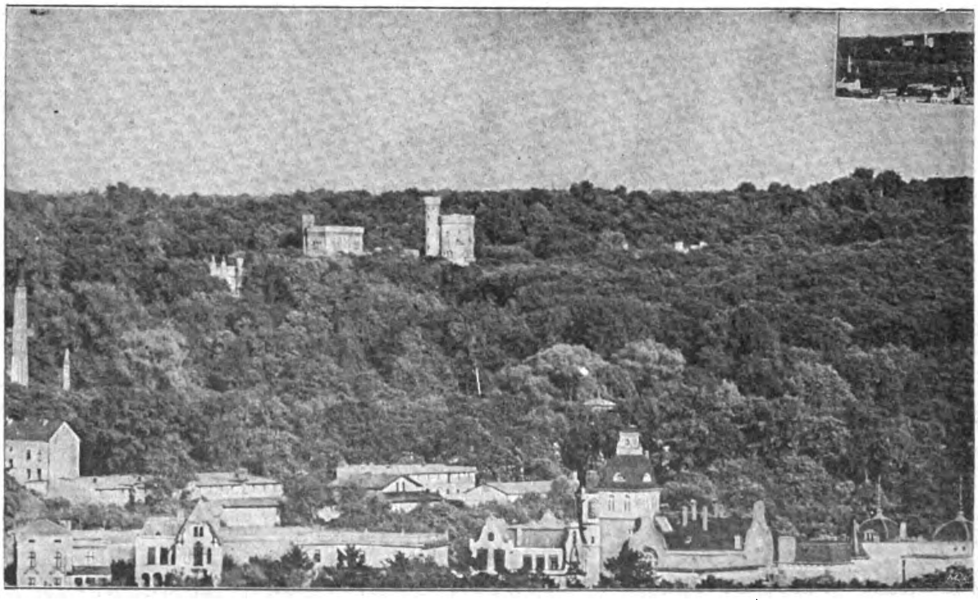
Einstellen eines gewöhnlichen und eines fernphotographischen Apparats.

Dennoch besteht ein wesentlicher Unterschied in den Abmessungen eines gewöhnlichen und eines fernphotographischen Apparats, wie unsere Abbildung zeigt. Bei den hier zur Verwendung kommenden Abmessungen der Apparate gelingt es, ungefähr eine 10 bis 12fache lineare Vergrößerung mit dem Fernapparat gegenüber dem gewöhnlichen Apparat zu erreichen. Mit dieser Vergrößerung lassen sich schon recht bemerkenswerte Resultate erreichen, wie unsere Abbildungen vom Schloß Babelsberg bei Potsdam, von der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin und namentlich von der Montblanc-Kette zeigen (vergl. S. 775).

Der Wert der Fernphotographie besteht darin, daß sie uns gestattet, solche Gegenstände, an die wir mit einem gewöhnlichen photographischen Apparat nicht genügend nahe herankommen können, doch noch in brauchbarer Größe abzubilden. Von dieser Eigenschaft machen Architekten, Topographen, Geographen u. s. w ausgiebigen Gebrauch.

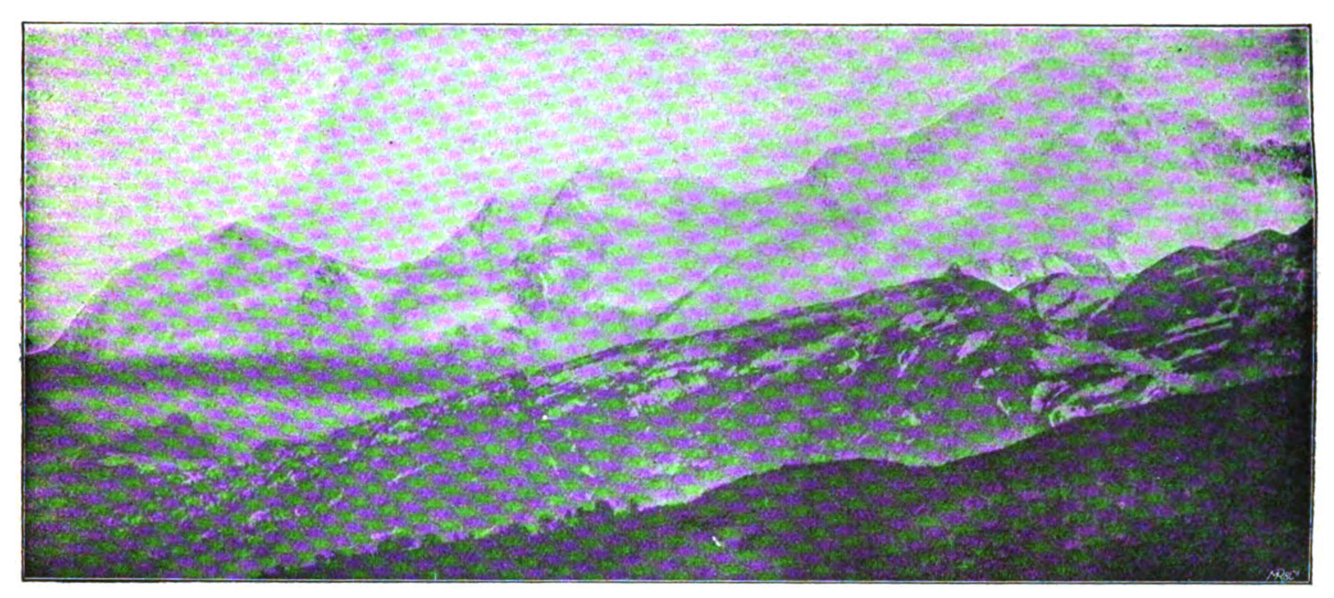
Eine weitere Verbesserung unserer Fernobjektive liegt sehr wohl im Bereich der Möglichkeit, aber stets wird der Aufnahmekreis dieser Objektive räumlich beschränkt bleiben. Wollen wir auf unbeschränkte Entfernungen photographieren, dann müssen wir die Fernobjektive im Stich lassen und die Hilfe des elektrischen Drahts in Anspruch nehmen. Zum besseren Verständnis dieser telegraphischen Photographie muß man die Einrichtung des sogenannten Kopiertelegraphen kennen.

Dieser Kopiertelegraph wurde 1856 von Caselli erfunden und Pantelegraph genannt; er gestattet Zeichnungen und Schriftstücke auf beliebige Entfernungen zu übertragen; Original und Kopie gleichen einander vollkommen, nur ein Unterschied besteht: die Originale bestehen aus zusammenhängenden Linien, die Kopien aus feinen, dicht nebeneinanderliegenden Strichen (vergl. die beiden obenstehenden Abbildungen).



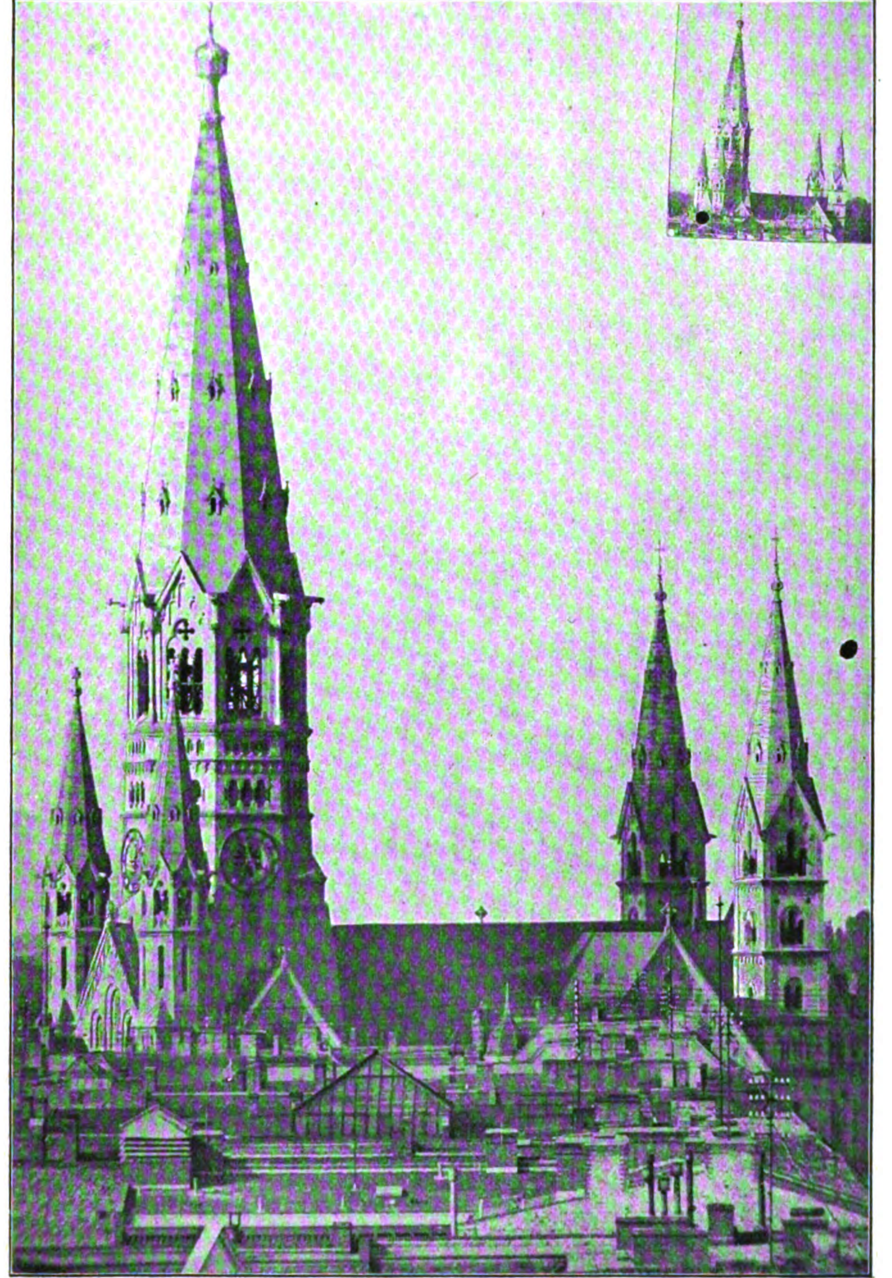
Fernphotographische Aufnahme des Schlosses Babelsberg aus einer Entfernung von 2600 Metern.
Oben rechts eine Aufnahme des Schlosses aus derselben Entfernung mit einem gewöhnlichen Apparat.

Dies Kopieren mittels des Telegraphen geschieht folgendermaßen: in den Stromkreis werden zwei ganz gleiche Apparate eingeschaltet, je einer am Aufgabe- und Empfangsort der Depesche. Jeder Apparat enthält eine Kupferplatte, über die ein feiner Metallstift in dicht nebeneinanderliegenden Linien schleift; die Bewegung der beiden Stifte ist an beiden Orten



Fernphotographische Aufnahme der Montblanc-Kette aus einer Entfernung von 70 000 Meter.

genau dieselbe. Am Aufgabeort wird nun die zu übertragende Zeichnung mit einer den elektrischen Strom nicht leitenden Tinte auf die Kupferplatte des Apparats gezeichnet, am Empfangsort wird auf die Kupferplatte ein feines Blatt Papier, das mit Jodstärkekleister getränkt ist, befestigt, so daß es sich zwischen Platte und Stift befindet. Jetzt werden beide Apparate gleichzeitig in Gang gebracht. Der elektrische Strom ist so lange geschlossen, als der Stift am Aufnahmeapparat die blanke Kupferplatte berührt; er wird sofort unterbrochen, sowie der Stift eine mit Tinte isolierte Stelle der Platte antrifft. Am Empfangsort geht der Strom durch das Jodstärkekleisterpapier hindurch und färbt dies dunkelblau; wird der Strom unterbrochen, so bleibt die Stelle des Papiers, über der sich gerade der Stift befindet, weiß. Es folgt daraus, daß jedesmal, wenn der Aufnahmestift einen Punkt der Zeichnung berührt, ein entsprechender Punkt der Kopie erzeugt wird. Indem der Stift des Aufnahmeapparats Strich für Strich die ganze Originalzeichnung berührt, erzeugt er Strich für Strich die Kopie.

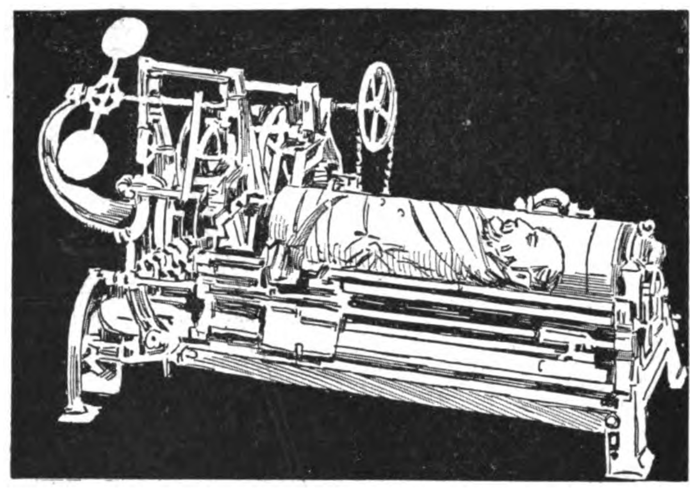


Fernphotographische Aufnahme (600 Meter) der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin.
Oben rechts eine Aufnahme der Kirche aus derselben Entfernung mit einem gewöhnlichen Apparat.

Bringt man nun anstelle einer Zeichnung eine Photographie mittels isolierender Masse (z. B. chromierten Fischleim) auf der Kupferplatte des Aufnahmeapparats an, so kann man auch eine solche Photographie beliebig weit telegraphieren. Da jedoch der Pantelegraph keine Halbtöne wiederzugeben vermag, sondern nur für Schwarz und Weiß eingerichtet ist, so muß die zu übertragende Photographie ein Rasterbild sein, d. h. es muß in Linien und Punkte zerlegt werden. Unsere Leser kennen Rasterphotographien zur Genüge, denn alle Illustrationen der „Woche", sofern sie durch Photographie erzeugt wurden, sind solche (durch ein Netz aufgenommene) Rasterbilder.

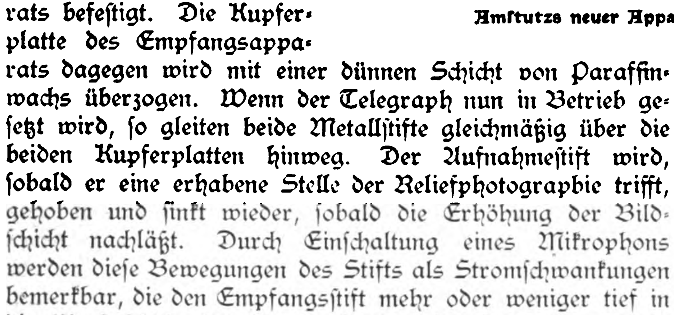
Neuerdings hat man nun in Amerika eine Methode er-

sonnen, die die Umwandlung der Originalphotographie in ein Rasterbild für die Zwecke der telegraphischen Uebertragung unnötig macht. Man stellt für den Aufnahmeapparat eine Kopie mittels Pigmentdrückers her; ein solches Pigmentbild ist reliefartig, die tiefsten Schatten sind am erhabensten, die hellsten Lichter ganz flach, die Halbtöne dazwischen, je nach ihrer Tiefe, mehr oder weniger erhaben. Dies Reliefbild wird auf der Kupferplatte des Aufnahmeapparats befestigt. Die Kupferplatte des Empfangsapparats dagegen wird mit einer dünnen Schicht von Paraffinwachs überzogen. Wenn der Telegraph nun in Betrieb gesetzt wird, so gleiten beide Metallstifte gleichmäßig über die beiden Kupferplatten hinweg. Der Aufnahmestift wird, sobald er eine erhabene Stelle der Reliefphotographie trifft, gehoben und sinkt wieder, sobald die Erhöhung der Bildschicht nachläßt. Durch Einschaltung eines Mikrophons werden diese Bewegungen des Stifts als Stromschwankungen bemerkbar, die den Empfangsstift mehr oder weniger tief in die Wachsschicht der Kupferplatte eindrücken. Es entsteht dadurch auf dieser letzten Platte ein vertieftes Relief der Originalphotographie, nur in Striche zerlegt. Aus praktischen Gründen läßt man den Stift erst die ganze Platte von oben nach unten überschleifen und dann von rechts nach links. Dadurch wird bewirkt, daß die Kopie ein gitterartiges Aussehen erhält, wodurch die Bildwirkung besser wird.


Amstutzs neuer Apparat für Fernaufnahmen.

Unsere letzte Abbildung zeigt uns das Porträt des Erfinders dieser Methode, des Amerikaners Amstutz, auf elektrischem Wege kopiert.

Welche Perspektive eröffnet dies Verfahren der weiteren Entwicklung der Fernphotographie! So wie wir durch das Telephon auf viele hundert Kilometer weit sprechen und hören, so werden wir durch den telephotographischen Apparat auf ebensolche Entfernungen sehen und photographieren können! Thatsächlich können wir es heute schon, nur liegt die Sache bis jetzt noch in den Anfangsstadien.


Das durch den elektrischen Draht übertragene Porträt des Erfinders der Fernphotographie Amstutz.

Moderne Luxusreisen zu Lande.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen und 1 Karte.

Vor wenigen Tagen hat sich ein Ereignis vollzogen, das nicht nur für das zum Vergnügen reisende Publikum, sondern für den großen internationalen Verkehr von Bedeutung ist: am 1. Mai ging der erste Orientzug der Internationalen Schlafwagengesellschaft von Berlin nach Konstantinopel ab, so daß fortan die Hauptstadt des Deutschen Reichs mit dem Bosporus in direkter Verbindung steht. Aus diesem Anlaß geben wir in knappen Linien eine Geschichte dieser Gesellschaft, die heute nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten als eine gleichsam offizielle Einrichtung wohl das Anrecht auf allgemeine Beachtung erwiesen hat.



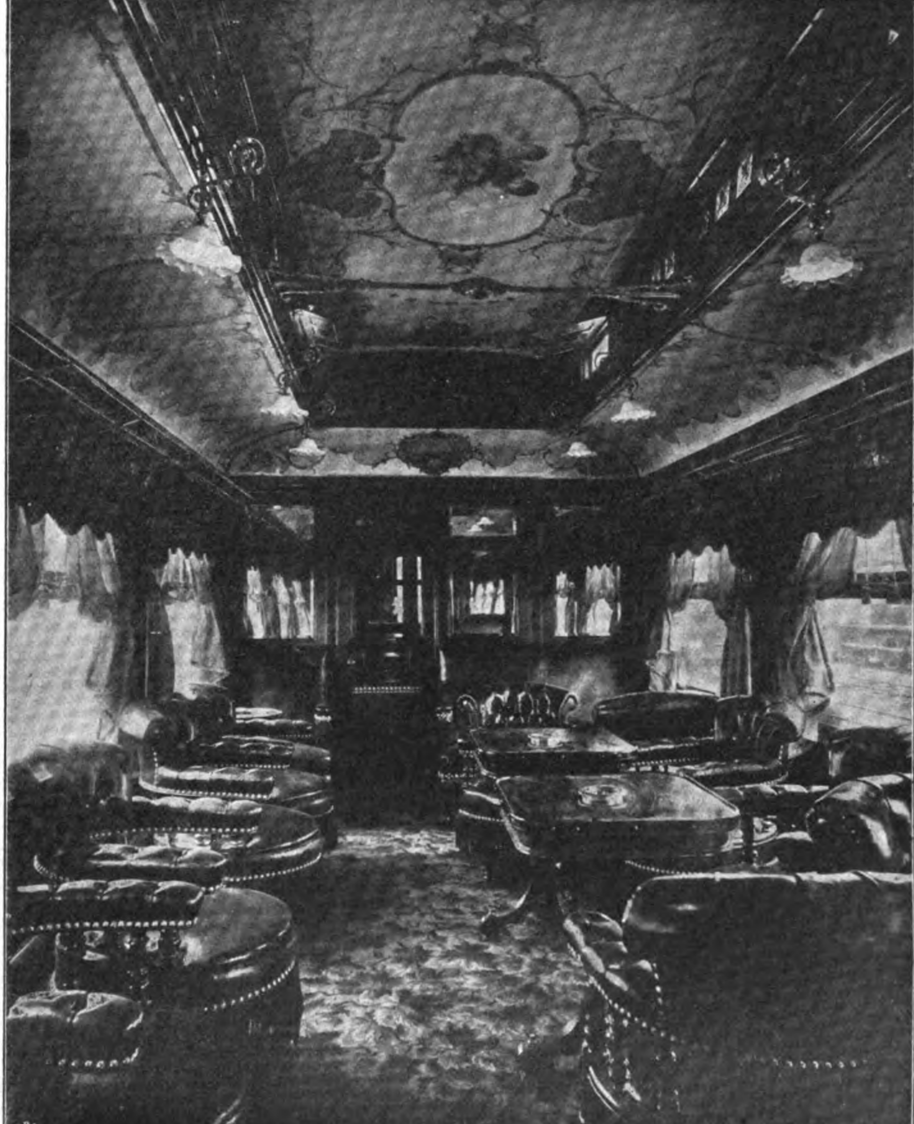
George Nagelmackers,
Begründer und Leiter der Internationalen Schlaf- und Luxuswagengesellschaft.

Die mächtigen, luxuriösen Schlaf-, Speise- und Salonwagen bilden auf unsern Bahnhöfen schon längst eine gewohnte Erscheinung. Aber so manches Auge folgt ihnen noch immer mit gespannter Neugier, denn es umgiebt sie ein ganz besonderer Reiz: sie bringen einen Hauch mit wie von weiten Fernen und unbekannten Zonen; sie sind wie Fremdlinge, wie interessante Gäste, die in unser einförmiges, alltägliches Leben eine exotische Note hineintragen.

Die Internationale Schlafwagen- und Expreßzüge-Gesellschaft bietet aber auch, abgesehen von dieser ihrer pittoresken Seite, ein Interesse dar für jeden, der den Aufschwung im Verkehrsleben aufmerksam verfolgt. An ihrem Werden, ihrer Entwicklung kann man ermessen, was seit den Zeiten der seligen Postkutsche aus unseren Verkehrseinrichtungen geworden und, auf der andern Seite, wie von jeher die Erleichterung in den Verbindungen dem Handel und Wandel zum Segen geworden ist.

Jener schöpferische Mann, der vor siebenundzwanzig Jahren eine der bedeutendsten Verkehrseinrichtungen der modernen Welt aus dem Nichts schuf — hatte er die Bedürfnisse seiner Zeit erkannt, oder schuf er erst unsere Bedürfnisse dadurch, daß er uns Gelegenheit gab, mächtige Entfernungen bequem zu überwinden? Jedenfalls gab die Gründung der Internationalen Schlafwagengesellschaft den Anstoß zu einer vollständigen Umwälzung im gesamten europäischen Eisenbahnwesen, und den Vorteil davon hatte vor allem das reisende Publikum. Das war schließlich die Hauptsache.

George Nagelmackers, der Generaldirektor und Begründer der Schlafwagengesellschaft, ist Belgier. Er stammt aus Lüttich und genoß auch in dieser industriellen Empore Belgiens den ersten technischen Unterricht. Dann ging der junge Mann zur weiteren Ausbildung nach Amerika, wo er mit namenlosem Erstaunen sah, welche großartigen Fortschritte die Amerikaner schon damals in der Industrie des Beförderungswesens gemacht hatten. Nagelmackers kehrte mit zwei großen Gedanken heim. Er wollte dem alten Erdteil entweder Trambahnen schenken oder Eisenbahnschlafwagen. Er entschied sich zunächst für letztere. Seine eigene Familie war es, die das erste Kapital, eine halbe Million Franken, zusammenschoß, um ein Werk in Scene zu setzen, das die Staatsbahnen zwingen wollte, es als berechtigtes neues Glied bei sich aufzunehmen oder ihr eigenes Material zu verbessern. Das war zweifellos kühn genug. Aber Nagelmackers hatte neben dem Mut das Talent, selbst das Unmögliche möglich zu machen. Er fand außerdem vom ersten Tag der Verwirklichung seiner Ziele an einen Mitarbeiter in einem deutschen Landsmann, einem Rheinländer, Namens Schröder (Portr. S. 778), der gradeswegs von der Gewerbeschule in Köln zu ihm kam. Schröder wurde ebenso wie Nagelmackers selbst zu einem jener bedeutenden Organisatoren unserer Zeit, die, von der



Salon in einem modernen Luxuseisenbahnwagen.

großen Menge kaum gekannt, mit Geschick und Klugheit den rechten Blick für die Bedürfnisse der Gegenwart verbinden.

Aus der gemeinsamen Thätigkeit dieser beiden Männer wuchs nach und nach jene Organisation hervor, die heute die ganze Welt kennt. 1873 rollten die ersten Schlafwagen auf der Strecke Aachen-Berlin und später bis Ostende; dann verkehrten solche Wagen auch zwischen Köln und Paris. Nach der Wiener Weltausstellung von 1874 kam Wien-München hinzu, eine Linie, die bald bis Paris ausgedehnt wurde.

Allein das Publikum interessierte sich anfangs sehr wenig für die neue Einrichtung. Die Staatsbehörden hatten mit der Gesellschaft des Herrn Nagelmackers nur Versuchsverträge abgeschlossen. Die ersten Einnahmen waren außerordentlich gering. Da aber trat ein Ereignis von Bedeutung ein. König Leopold von Belgien, ein Monarch, der lebhaftes Interesse für große und der Zeit entsprechende Unternehmungen besitzt, stellte sich an die Spitze der Aktionäre der Schlafwagengesellschaft. Im Jahr 1876 wurde ihr Kapital auf 4 Millionen erhöht. 58 Wagen durchliefen in diesem Jahr bereits 4 868 077 Kilometer.



Direktor Schröder. Direktor Neef.

Im Direktionsbureau der Schlaf- u. Luxuswagengesellschaft in Brüssel.

Photographische Momentaufnahme.

Der Gedanke der Schöpfung von Restaurationswagen datiert seit 1883; seit diesem Jahr nahm auch die Schlafwagengesellschaft den Namen an, den sie heute führt: „Compagnie Internationale des Wagon-lits et des Grands Express Européens". Ueberhaupt bedeutete dies Jahr einen Wendepunkt für die Gesellschaft: die Regierungen betrauten sie mit der Beförderung von Poststücken in ihren Expreßzügen, und damit erhielt sie die Taufe des öffentlichen Vertrauens. Die großen Linien traten nunmehr in die Erscheinung. Paris-Konstantinopel kürzte die Fahrt um 30 Minuten ab; die Strecke Calais-Nizza-Rom wurde viel benutzt. Lissabon hätte schon seit 1884 mit Berlin und St. Petersburg über Madrid und Paris eine direkte Verbindung erhalten, wenn nicht die Cholera diesen Plan vereitelt hätte. Frankreich, Rumänien, Portugal, Oesterreich schlossen von 1885 bis 1891 weitreichende Verträge mit der Gesellschaft ab, der man immer mehr das Monopol des internationalen Verkehrsdienstes einräumte. Alle diese Verträge sind seitdem erneuert und verlängert worden; neue Verträge sind hinzugekommen.



Das neue Trocadero-Hotel der Schlaf- und Luxuswagengesellschaft in Paris.

Photographische Aufnahme von Ed. Avril, Paris.

Vom Mai 1896 ab sah Berlin endlich auch den Nordexpreßzug durch seine Mauern eilen; 1897 erhielt es den Nord-Süd Brenner Expreß; seit Dezember 1899 besteigt man in Berlin den Salonwagen, den man erst in Nizza oder Cannes wieder verläßt. Preußen, Bayern und Oesterreich schufen im Verein mit der Schlafwagengesellschaft den Luxuszug Ostende-Wien und darauf mit Fortsetzung bis Triest im Anschluß an die Dampfer des Oesterreichischen Lloyd. Auf dieselbe Weise wurde Aegypten mit Salon- und Schlafwagen belegt, die heute schon bis Luxor rollen. Und der Traum des Herrn Nagelmackers und seiner treuen Mitarbeiter ist es, den ersten Zug einzurichten, der Kairo mit dem Kap verbinden wird. Als am 4. Januar 1898 die Gesellschaft das Jubiläum ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens in Lüttich feierte und die Regierungen sich an diesem Ehrentag beteiligten, konnten die Herren Nagelmackers und Schröder mit Recht auf ihr Werk und die Verwirklichung ihrer Pläne stolz sein.

Jetzt war es ja auch nicht mehr die Schlafwagen- und Expreßzügegesellschaft allein, die ihrer Obhut und Verwaltung unterstellt war. Die Notwendigkeit der billigen und zuverlässigen Lieferung des Materials, die Notwendigkeit der Beschaffung von eigenen Ateliers zur Vervollkommnung in der Technik und den Bequemlichkeiten der Wagen erforderte eigene Anlagen und Werkstätten. Sie entstanden zuerst in St. Ouen, dann kamen die Werkstätten von Marly oder Valenciennes und von St. Denis hinzu. Sie alle wurden 1892 zu einer eignen Gesellschaft vereinigt; diese Ateliers stellen einen Schlafwagen in sechs Monaten her und sind zur Zeit mit dem Bau von 122 Wagen im Wert von fast 8 Millionen beschäftigt.

Das zweite Werk der Gesellschaft, das 1894 zustande kam, nannte sich die Internationale Gesellschaft der großen Hotels. Wie die Gründung der eigenen Ateliers, so war auch die der eigenen Hotels eine richtige Folge der Geschäftsthätigkeit der Gesellschaft. In Nizza und Monte Carlo, in Lissabon und Kairo, in Konstantinopel und Therapia, in den Ardennen, Ostende und in Abbazia — überall erheben sich heute die prächtigen Hotelpaläste der Gesellschaft für ihre Reisenden, und zwar stets in einer mit

künstlerischem Geschmack erwählten Umgebung. In Petersburg und in Moskau, selbst in Peking werden bald Hotels der Gesellschaft sich aufthun und abendländischen Komfort zu verbreiten suchen. Eine Musteranstalt von riesenhaften Dimensionen in diesem Genre erwartet die Besucher der Pariser Weltausstellung im Trocadero (vergl. Abb. S. 778). Und so wächst das Bereich der Internationalen Schlafwagengesellschaft von Jahr zu Jahr.

Seit 1898 hat die Gesellschaft auch mit Rußland einen Generalvertrag abgeschlossen. Sie wird von Lissabon aus den sibirischen Zug in 15 Tagen nach Port Arthur oder in 20 Tagen von London nach Shanghai oder Japan führen. Schon jetzt rückt ein Luxuszug auf der sibirischen Bahn von Moskau bis Irkutsk vor und folgt, entsprechend den an Ort und Stelle durch René Nagelmackers, den begabten Sohn seines thatkräftigen Vaters, aufgenommenen Studien, etappenmäßig dem Bahnbau. Dann wird Berlin abermals, wie jetzt am 1. Mai d. J. in einen neuen Abschnitt seiner Verkehrsentwicklung treten und der Berliner kann mit Stolz auf seine Stadtbahn blicken, über die hinweg der direkte Schienenweg bis nach Peking führt. Die Ausdehnung des Eisenbahnverkehrs hat noch lange nicht seinen Höhepunkt erreicht; je schneller aber und angenehmer der moderne Mensch von Ort zu Ort fliegt, desto enger knüpfen sich die Bande der einzelnen Nationen, desto weiter dehnt sich die Kultur aus.

Zum Schluß einige wertvolle Ziffern, die einen Begriff geben können, was für eine Arbeitslast und Umsicht die Leitung einer solchen riesenhaften Gesellschaft erfordert. Als Schlaf-, Speise- und Salonwagen rollen heute 921 Wagen durch Europa bis Constanza und Konstantinopel und Irkutsk im Osten, bis Aegypten im Süden. Das Fahrpersonal der Schlafwagengesellschaft als solches zählt 2600, das der großen Hotels 1800, das der Werkstätten 1850, zusammen also 6250 Menschen. Befördert wurden im vergangenen Geschäftsjahr 560 000 Personen; während der Fahrt wurden 1 600 000 Mittagessen verabreicht. In Kilometern ausgedrückt, beherrscht die Gesellschaft heute 122 579 Kilometer, von denen auf die Direktion zu Brüssel, an deren Spitze Direktor Schröder verblieb, fast die Hälfte entfällt.

So also sieht jener kolossale Betrieb aus, der heute die langersehnte direkte Verbindung der Hauptstadt des Deutschen Reiches mit den Ufern des Bosporus herstellt.

Alfred Ruhemann (Brüssel).



Die Episode Klaas.

Skizze von Ida Boy-Ed (Lübeck).

Die ganze Familie befand sich in freudiger Aufregung. Der älteste Sohn war nach Ostasien kommandiert und brachte nun vor der Ausreise noch einige Urlaubswochen bei den Seinen zu.

An den Abschiedsschmerz dachte noch vor der Hand niemand, vielmehr schwelgten alle schon in den Genüssen einer fremdartigen Kultur: die Mutter stattete im Geist ihre Räume mit japanischen Vasen und chinesischen Stickereien aus, die Schwester traf täglich eine neue Bestimmung über die Zahl und die Farben der Seidenroben, die mitgebracht werden sollten, und sogar „Baby", das siebenjährige Töchterlein der Schwester, hatte für den Onkel-Oberleutnant vielerlei Wünsche, unter denen Freimarken, illustrierte Postkarten und ein lebendiger kleiner Chinese obenan standen. Für die Entfernung hatte man keinen Sinn. Für eine Seemanns- und Hanseatenfamilie liegen alle fremden Weltteile nebenan. Desto mehr Verständnis und Sinn aber war für sachgemäße Ausrüstung und praktische Verpackung vorhanden. Der Oberleutnant beschloß, sich einen Burschen zu verschreiben, denselben natürlich, der auf der Ausreise in dieser Eigenschaft ihn zu begleiten hatte.

Im allgemeinen sucht der Leutnant sich seinen Burschen selbst aus; diesmal aber mußte die Wahl von einem freundwilligen Kameraden oder von dem zuständigen Abteilungsadjutanten getroffen werden.

Die Familie sah dem Eintreffen des Burschen mit Spannung entgegen; wenn einer der militärischen Söhne einen Burschen mitbrachte, pflegte sich immer der Diensteifer der Mädchen freudig zu beleben, und auch „Baby" genoß dann hochinteressante Tage. Man setzte auch einen gewissen Ehrgeiz darin, daß den Burschen die Zeit im Elternhaus ihres Leutnants eine festliche wurde, und fütterte und pflegte sie über das verständige Maß hinaus.

Und eines Mittags trat er dann an. Groß, blond, breit und mit einem glattrasierten, unschuldigen Kindergesicht, ein hübscher Junge, dem man kaum mehr als zwanzig Jahr geben mochte; ein echter Niedersachse in der ganzen Erscheinung und von einer so leuchtenden Sauberkeit in seiner Marinetracht, daß man immer gleich an Wasser, Seife und einen Schrubber denken mußte, wenn man ihn ansah. Er hieß Peter Klaas und war in seinem Zivilverhältnis Fischer, auf einem Werder der Elbe zu Haus. Und am Abend wußte es die ganze Familie: Peter Klaas besaß schon ein Weib. Vor seinem kürzlich erst erfolgten Diensteintritt hatte er sich noch rasch trauen lassen, um das Mädchen wieder „ehrlich" zu machen. Und wenn er nun mit hinauszog nach dem Osten, würde sein Weib ihm nach wenig Monaten ein Kindchen gebären.

Seemannslos! Aber immer wieder für diejenigen der Teilnahme wert, die wissen, was Trennung und Gefahr ist, und daß man erhöht liebt, wo man unter beständig drohendem Verlust liebt.

Peter Klaas wurde in der Familie der Held des Tages. Es stellte sich bald heraus, daß seine Vorzüge nicht nach der Seite der Intelligenz, sondern mehr nach der Gemütsseite hin lagen. Die Mutter, die sich ja in der Praxis nicht mit dem langsamen Verstand des guten Menschen herumzuplagen hatte, war von seiner Ehrlichkeit und Treue entzückt und sah besonders letztere in romantischem Licht; sie war überzeugt, Peter Klaas würde sich für seinen Leutnant in Stücke hauen lassen.

Nachdem Peter Klaas acht Tage bei wenig Arbeit und viel Bier, Zigarren und gutem Essen im Haus verlebt, hieß es nach Kiel zurückkehren. Das Mitleid der Familie umgab ihn noch einmal mit fast leidenschaftlicher Wärme; denn man erfuhr, daß er von seiner Frau noch besonderen Abschied zu nehmen kaum Gelegenheit bekommen werde.

Frau Iduna, die Mutter des Oberleutnants, mußte, als Peter Klaas ihr Lebewohl bot, sehr an sich halten, um nicht in überströmendem Gefühl zu sagen: „Passen Sie gut auf meinen Sohn auf." Sie begnügte sich, die Hoffnung auszusprechen, daß es ihm, Peter Klaas, gut im Haus gefallen habe. Anstatt eines überschwenglichen Lobes und eines starken Dankesworts, äußerte Peter Klaas nur ganz phlegmatisch: „O, ganz schön soweit."

Das Schicksal fügte es aber, daß dies kein Abschied gewesen sein sollte. Eines Morgens kam der Oberleutnant, gefolgt von seiner jungen Frau Schwester und deren quecksilbernem Töchterchen, in das Zimmer der Frau Iduna hereingetobt, einen großen Brief in der Hand. Es war ein dienstliches Schreiben: der Oberleutnant sollte nicht, wie vorher bestimmt gewesen, mit einem Transportdampfer hinausgehen, sondern, wegen Ueberfüllung, nebst einigen Kameraden und weiteren Mannschaften auf einem Lloyddampfer die Ausreise machen.

Daß Frau Iduna unter diesen Umständen ihren Sohn von Bremerhaven bis Genua begleiten werde, stand vor Ablauf der nächsten Minute fest. Eine Stunde später war das Billett bestellt, und von diesem Augenblick an wurde die Mutter von ihren Kindern als seebefahrene Persönlichkeit mit maritimen Beziehungen behandelt; des Neckens war kein Ende, und besonders hieß es täglich mehrmals: „Einen Bekannten hast du ja schon an Bord, deinen Freund Peter Klaas." Als Peter Klaas dann aber wirklich an Bord die Mutter seines Leutnants wiedersah, wunderte er sich nicht weiter. Die Seelenbewegung des Sichwunderns war überhaupt seinem Temperament nicht möglich. „O, die gnädige Frau!" sagte er nur.

Dennoch aber glaubten bald die Passagiere der ersten Kajüte und besonders die Offiziere des „Transports," ein geheimes geistiges Einvernehmen zwischen Frau Iduna und Peter Klaas feststellen zu können. Der Transportführer, ein Kapitänleutnant und einer der scharmantesten, geistvollsten und tüchtigsten Marineoffiziere, die je den blauen Rock im Ausland ehrenvoll bekannt gemacht, behauptete beständig, daß Frau Iduna die Bande der militärischen Disziplin lockere.

Wenn das Schiff in freudig stolzer Fahrt so dahinzog unter dem lachenden Frühlingshimmel und weit, weit hinaus nichts sichtbar war als wogende, von ineinander fließenden Farben prachtvoll übermalte Flut, dann lehnten wohl die Passagiere faul am Gitter des Promenadendecks, Ellbogen an Ellbogen, und ließen sich von der Sonne bescheinen und sahen hinab auf das Zwischendeck, wo ein Leutnant zur See die zwanzig Leute Uebungen machen ließ, die als Gemeine zum Transport gehörten. Es waren lauter prachtvolle Kerls in ihren weißen Anzügen mit dem blauen Kragen, der den Hals vorn bis zur Brust hinab freiließ,

anzusehen wie die personifizierte Kraft, Reinlichkeit und Disziplin. Und die findigen Leutnants, die abwechselnd den Dienst besorgten, hatten aus Rahen und Tauwerk kühne Turngeräte konstruiert, an denen sich die Leute großartig produzierten. Die ausländischen Passagiere konnten ihr Erstaunen und ihre Bewunderung über dies Menschenmaterial und seine Schulung kaum verbergen. Die Deutschen sahen mit strahlendem Behagen zu, und Frau Iduna machte Peter Klaas zum Objekt ihrer besonderen Beobachtungen, was diesen reizte, jedesmal ein wenig disziplinwidrig zu grinsen, wenn bei einer Schwenkung die Zuschauer am Gitter des Promenadendecks für ihn sichtbar wurden.

Näherte man sich einem Hafen oder einer Küste, so erhielten die Leute Belehrungen über das, was sie sehen würden, und Ermahnungen, sich an Land der deutschen Kriegsmarine würdig zu betragen. Frau Iduna aber drückte ihrem Freund Peter Klaas in Antwerpen etwas Geld in die Hand, er solle sich amüsieren. Und als die Passagiere sich während der drei Aufenthaltstage in Antwerpen umthaten, hatten sie immer eine Freude, wenn ihnen ein kleiner Trupp der an Land Beurlaubten begegnete. Gesittet und doch durch ihre großen, breiten Gestalten sehr auffallend, von allen Blicken verfolgt, gingen die Blaujacken dahin, mit ihren ruhigen, schweren Schritten, kraftvoll und unbekümmert.

„Hat es Ihnen in Antwerpen gefallen?“ fragte Frau Iduna in der Abfahrtsstunde.

„O, ganz schön so weit,“ sagte Peter Klaas.

„Ihr habt doch nicht zu viel getrunken?“ fragte sie heimlichen Tones.

Er sah sie von oben herab etwas mitleidig an. So etwas konnte nur ein Frauenzimmer fragen, das offenbar keine Idee davon hatte, was es hieß, die Uniform der kaiserlichen Marine im Ausland zu tragen.

„Wo werden wir in ein fremdes Land zu viel trinken! Man muß sich doch als das halten, was man ist. Und sie gucken auch alle so nach unsereinen,“ sprach er belehrend.

„Und das Geld?“

„Das hab ich vor meine Frau aufgehoben. Ich bin nich so.“

Aber seine Kameraden schienen „so“ zu sein, denn als der Dampfer seinen gewaltigen, weißschimmernden Körper schwerfällig vom Quai abschob, um dann mit stolzem Rauschen die Schelde hinabzugleiten, standen die Blaujacken an der Reling des Zwischendecks und winkten und riefen sich allerlei zu mit einer Gruppe von Männern und Frauen, darunter eine im grünen Kleid besonders leidenschaftlich immer wieder rief: „Adjös, adjös.“ Und „adjös Pauline“ schrien die Blaujacken zurück. Diese „grüne Pauline“ spielte nachmals in den Gesprächen der Passagiere eine gewisse Rolle, aber die Herren Seeoffiziere waren ersichtlich stolz auf diese Erfolge ihrer Leute. Ein richtiger Junge von der kaiserlichen Marine müsse schon einen Schatz haben und ein halb Dutzend Freunde, wenn er eine oder zwei Stunden an Land sei.

Sehr befremdete es Frau Iduna, bei ihrem Freund Klaas und seinen Kameraden eine völlige Gleichgiltigkeit gegen die Schönheiten der Natur zu beobachten. Man fuhr unter der spanischen Küste dahin. In schauriger Oede und Größe ragten die Felsenmassen der Sierra Nevada empor, übergipfelt von ihren, in ewigem Schnee starrenden Spitzen, die vor dem blankblauen Himmel weiß leuchteten. Man fuhr unfern der farbenbunten, lustigüppigen Ufer der Riviera dahin.

Ein prachtvolles Bild reihte sich an das andere. Aber während die Passagiere schwelgten, zeigte sich kaum einmal der eine oder andere der Seesoldaten an der Backbordreling, um nach den Wundern der Küste zu schauen. Die Herren Offiziere wußten das zu erklären: „Ein richtiger Seemann, wenn er gerade keinen Dienst hat, denkt immer: besser warmer Mieff*) als kalter Ozon, und bleibt in seiner Koje.“

Und endlich Genua und die Abschiedsstunde. Zu einer letzten Unterredung mit Frau Iduna wurde Peter Klaas von seinem Oberleutnant auf Promenadendeck befohlen. „Nun Klaas,“ sagte sie, „hier an Bord haben Sie es gut, wenig Dienst und famose Verpflegung. Gefällt es Ihnen?“

„O, ganz schön so weit,“ sagte Peter Klaas. Dann ließ Frau Iduna sich die Adresse von Madame Peter Klaas geben, versprach ihr zu schreiben und

*) schlechter Dunst.



ihr eine Kleinigkeit aus Genua mitzubringen und reichte ihm die Hand.

Und mit einemmal geschah etwas Wunderbares: die Frau begriff, daß dieser ehrliche Bursche, dem die Lauterkeit der Seele förmlich vom Gesicht strahlte, tausend, tausend Meilen mit hinauszöge, ihren Sohn zu geleiten, daß er auf lange Zeit mehr Teil am Leben ihres Sohnes haben werde als sie selbst. Und Peter Klaas dachte wohl, daß die Mutter seines Leutnants nun eben so traurig sei, wie daheim sein junges Weib. Und die Augen des Burschen und die Augen der Frau standen in Thränen. Sie drückten sich die Hände, zwei Menschen, zwischen denen es keine Unterschiede der Bildung und des Standes gab, die um ein und derselben großen Sache willen Herzensopfer brachten. „Aber schön ist es doch," meinte Frau Iduna, unter Thränen lächelnd.

„O ja, ganz schön so weit," sagte Peter Klaas; aber diesmal brach ein Strahl leuchtenden Stolzes aus seinen Augen, und er richtete sich stramm, als wolle er unwillkürlich sein Verantwortungsgefühl andeuten.

Während der Dampfer weiter süd- und ostwärts fuhr, kehrte Frau Iduna heim. Ihr Erstes war, für Frau Margarete Klaas ein Kinderjäckchen und ein Mützchen zu kaufen und ihr dies nebst einem Schreiben hinzusenden. Nun entstand eine karge, aber doch in gewisser Weise gründliche Korrespondenz zwischen beiden Frauen, die sich zur Mitteilung im Familienkreis nicht ganz eignete. Eine kleine Margarete Klaas hatte nämlich das Licht der Welt erblickt und gedieh an der Mutter Brust vortrefflich. Bald schickte Frau Klaas ihr und der Kleinen Bildnis. Inzwischen kamen aus dem fernen Osten die erträumten Kisten, und ihr Inhalt füllte das Haus. Peter Klaas hatte mit Erlaubnis seines Oberleutnants einen Lackkasten, eine Photographie von „S. M. S. König", an dessen Bord er sich befand, und zwei große Muscheln für seine Frau zum Weiterschicken an sie beigepackt. Durch irgendein Versehen aber blieben diese Muscheln im Hause zurück.

Monde reihten sich an Monde, und eines Tags hieß es, daß „S. M. S. König" nach vielen ehrenvollen Dienstjahren in den asiatischen Gewässern nun heimkehren und als Kasernenschiff oder sonstwie in der heimischen Station das wohlverdiente Ruheamt haben solle.

Der Oberleutnant blieb draußen, seine Zeit war noch nicht abgelaufen; Peter Klaas aber, in Anbetracht seiner jungen Familie, würde mit heimkehren. Der Oberleutnant schrieb, daß Peter Klaas auf der Durchreise beim Antritt eines Urlaubs vorsprechen würde.

Frau Iduna und die ihren freuten sich auf Peter Klaas als auf den lebendigen Boten, dem man viel mehr würde abfragen können, als Dutzende von Briefen zu berichten vermochten. Aber die berechnete Zeit verging, und kein Peter Klaas kam groß, breit und strahlend und unaussprechlich rein gewaschen zur Thür herein. Anstatt dessen kam eines Tags ein Brief:

„Gnädige Frau! Da ich jetzt glücklich zu Hause angelangt bin greife ich die Feder zur Hand um Ihnen ein paar Zeilen mitzuteilen. Es hat mich sehr gut bei Herr Leutnant gefallen als bursche und wäre gern noch Bursche und auch gern wieder nach Ihr Haus gefahren, aber da ich verheiratet bin so wollte ich lieber mit nach Hause den Herr Leutnant kommt ja doch erst nächstes Jahr wieder und ich dachte auch frei zu kommen jetzt, aber es ist nicht derfall. Gnädige Frau die Ausreise hat mich sehr gut gefallen und da die Gnädige Frau mir versprochen hatten ein kleines Andenken vür meine Frau mitzunehmen aus Genua wozu meine Frau sich sehr gefreut hatte und ich mich auch noch bedanke und meine Sachen die ich mit Herr Leutnant geschickt hatte sind auch alle wohlbehalten hier angekommen, nur wenn ich erwähnen darf hatte ich zwei große Weiße Muscheln geschickt, die hab ich nicht erhalten, weil die Gnädige denke ich es nicht gewußt hat daß es meine wären und wenn ich sie jetzt noch erhalten könnt und die Gnädige Frau wollten sie mir auf meine kosten herschicken so würde ich mich sehr freuen aber wenn es sein sollt daß sie verloren gegangen sind so schadet es auch nicht. Ich weiß der Gnädigen Frau sonst nichts mitzuteilen und hoffe das mein schreiben Euch alle bei gutem Mut und Gesundheit antrifft.

Es grüßt Herr Leutnants ehemaliger bursche

Klaas und Frau."

Dies Schreiben erregte große Sensation. Die vergessenen Muscheln wurden sofort verpackt und eine Puppe dabei gelegt.

Die Herzenshöflichkeit der Familie Klaas zeigte sich abermals in erfreulicher Weise, denn nach einigen Tagen lief ein Schreiben von Frau Margarete ein:

„Gnädige Frau Iduna!

Haben die Kiste mit den Muscheln und mit der Puppe vorige Woche bei bester gesundheit erhalten, wozu wir uns sehr gefreut haben und wofür wir uns herzlich bedanken. Die kleine Tochter freut sich auch sehr zu der Puppe, denn sie ist gesund und munter. Mein Mann hat sich sehr zu der kleinen Tochter, denn sie ist ein niedliches Mädchen, das sich jeder darüber freut der Ihr sieht. Ich hätte schon gleich wieder geschrieben aber die Zeit erlaubte es mir nicht und die Gnädige Frau werden es mir hoffentlich auch nicht übel nehmen das ich nicht gleich geschrieben habe. Wenn mein Mann mal über Eure Stadt kommt will Er Euch gern mal besuchen, aber es hat sich bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu geboten. Mein Mann möchte Leutnant auch noch gerne mal wiedersehen, hoffentlich wird Er Ihn auch ja in Kiel treffen.

Mit herzlichem Gruß

Frau Margarete Klaas und Mann."

„Mein Mann hat sich sehr zu der kleinen Tochter." Frau Iduna sah ein rührendes Bild vor sich, sie sah den jungen Menschen mit dem schwerfälligen, standhaften und reinlichen Charakter die Schwelle seines einfachen Hauses wieder betreten und in unbeholfener Rührung das Kind anwundern, das ihm unterdes geschenkt worden war.

Zugleich fühlte sie, daß die Beziehungen zwischen ihr und der Familie Klaas zu Ende sein würden.

„Wie wunderlich," sagte sie, „das Leben dieser kleinen Fischerfamilie ist eine ganze Zeit eng mit dem meinen verflochten gewesen, wenn man die Fäden auch nicht sah, die uns miteinander verknüpften. Wir trugen die gleiche Sorge, hatten das gleiche Ziel für unsere Gedanken, und der gleiche Stolz füllte unsere Herzen."

„Und wie bald werden Sie diese Leute ganz vergessen haben," meinte eine anwesende Freundin.

„O nein," rief Frau Iduna eifrig, „die Episode Klaas hat mir zu viel offenbart, als daß ich sie vergessen könnte. Sie mag dem oberflächlichen Blick vielleicht als etwas Kleines und Alltägliches erscheinen. Aber es giebt nichts Kleines und Alltägliches. Alles hat seine Beziehungen zum Großen und Ganzen. Der tiefer nachspürende Blick muß in dieser Episode Klaas die geheimen Quellen aufblinken sehen, aus denen sich die sittliche Kraft unseres Volkes immer neu speist."



Warum trinken die deutschen Studenten?

Von Dr. Robert Hessen (Mannheim).

Es ist unlängst vorgekommen, daß ein junger Amerikaner es ablehnte, in Deutschland zu studieren, weil er „nicht soviel trinken könne". Vergleicht man die konsumierten Alkoholmengen, so zeigt es sich zwar, daß Nordamerika mit seinem starken irischen Element — und auch der echte Yankee ist ein stiller Freund von viel Whiskey und Brandy — durchaus nicht hinter Deutschland zurücksteht. Trotzdem wird jeder Leser sofort wissen, was jener junge Mann gemeint hat: daß nämlich unser Nationalgeschmack es verstanden hat, die großen Vorteile, die für die Volksgesundheit in einem billigen, leichten und bekömmlichen Genußmittel lagen, an einer bestimmten, sehr wichtigen Stelle durch Uebertreibung bis zu den Unduldsamkeiten eines an feste Regeln gebundenen Trinkzwanges in ihr Gegenteil zu verkehren. Rußland, das an seinen endlosen Feiertagen seine halbe männliche Bevölkerung an Schnaps betrunken sieht, auch London, dessen Arbeiter sich am Sonnabend seinen Bedarf an Gin einzusorgen pflegt, um den „Sabbath" über sinnlos wie ein Scheit Holz in seiner Wohnung zu liegen, haben keinen Grund mehr, die deutschen Biergärten voll harmlosen, durch die Klänge einer Sonntagsmusik aufgeheiterten Gewimmels zu beneiden, sobald sie auf den führenden Teil unserer akademischen Jugend blicken: sie hat, in den Waffenverbindungen organisiert, die Kunst entwickelt, Bier so zu trinken, daß es die Wirkungen von Branntwein erreicht.

Seit Josef Viktor v. Scheffel mit dem Glanz seines sonnigen Humors und sprühender Witzfunken dieses Treiben beglänzt hat, scheinen die Köpfe unserer Studenten in dauernde Verwirrung geraten. Kuno Fischers bittre Anklage, wie Heidelberg diesem „Saufpoeten" ein Denkmal habe setzen können, stößt nirgend weder auf ein ästhetisches, noch ein hygienisches Verständnis, und des Rodensteiners Ruf: „Man spricht vom vielen Trinken stets, doch nie vom vielen Durste" sammelt seine Getreuen. Sie vergessen, daß Scheffel so gut wie andere vernünftige Sterbliche gewußt hat, wie zur Stillung eines wirklichen brennenden Durstes ein Trunk Wasser am allerwirksamsten ist, und wer als Jäger Gelegenheit hatte, an heißen Spätsommertagen über gelbe Stoppelfelder hin den Rebhühnern zu folgen, wird einen Trunk kalten Thee sogar noch dem Wasser vorziehen. Jeder Athlet, jeder Preiskämpfer meidet, selbst bei quälendster Hitze, alkoholische Getränke: sie setzen die Leistungsfähigkeit herab und machen auf die Dauer müd. Die Fußballspieler quetschen sich nach jedem „goal" hastig den Saft halber Orangen gegenseitig in den Mund; auf jedem rationell verwalteten Tennisplatz ist Bier verboten; wer auf seinem Rad Touren fährt, fragt unterwegs wohl nach Limonade, nach Milch, nach Selterwasser, doch nicht nach Pilsener oder Kulmbacher. Eher möchte man daher schon sagen: die Studenten trinken, um Durst zu bekommen, und wem diese Behauptung absurd erscheint, dem will ich den Seelenzustand eines lieben Kollegen nicht vorenthalten, dessen größter Kummer es war und blieb, daß ihm das Bier „immer erst vom achten Glas ab schmeckte".

Durchaus ähnlich wie dieser umgekehrte Tantalus, der trinken mußte ohne Durst, nur um endlich welchen zu kriegen, empfinden fast sämtliche „Kneipanten", zumal in der Winterszeit, wenn der Körper nur wenig Feuchtigkeit verdunstet, aber — weil die niedrige Außentemperatur die Verdauung größerer Alkoholmengen ohne allzuschädliche Anhitzung der Leber ermöglicht — mehr vertilgt wird als irgendwann im Jahr. Stets wird man bemerken, daß die ersten paar Glas Bier bei der „offiziellen Kneipe" unserer Farbenstudenten eine rein mechanisch zu lösende, ziemlich unerquickliche Aufgabe bilden, über die jeder Anwesende mit leidlichem Anstand hinwegzukommen sucht, unter freudiger Anerkennung jeglichen Bestrebens, den lauen Zustand durch kräftiges „Vorkommen" etwas abzukürzen.

Nein, das Trinken der Studenten hat nicht einmal mit dem „Schmecken" etwas Besonderes zu thun, wieviel weniger mit dem Durst. Um zu begreifen, weshalb solche ungeheuren Mengen alkoholischer Flüssigkeit Tag für Tag, Jahr für Jahr, durch die geduldigen Gurgeln, in die revoltierenden Mägen bis nach den erstaunten und mißbilligenden Nieren gejagt werden, muß man einiges von unsern Urvätern wissen und von ihren Instinkten. Was führte sie dazu, jeden Gegenstand, der ihr politisches Gemeinwesen berührte, einmal nüchtern und einmal trunkenen Muts durchzuberaten? Weil sie deutlich fühlten, in diesem Zustand anders zu denken und zu reden als vorher. Es war nur eine Regung altväterischen Geistes, wenn ein Jugendfreund mir gestand: „Weißt du, wenn ich nichts intus habe, bin ich ein ganz mittelmäßiger Kerl; aber mit der dritten Flasche oder mit dem zwölften Glas Bier wird etwas in mir frei, das man allenfalls genial nennen könnte, und deshalb muß ich von Zeit zu Zeit mich bezechen." Er that sich unrecht, der gute. Er war auch im nüchternen Zustand einer der sympathischten Gesellschafter, die ich jemals kannte. Nur steigerte sich seine Natur im Rausch zu einer grotesken Mischung von geriebener Bauernschlauheit und Mutterwitz mit den dreidrähtigen Manieren eines nie die Miene verziehenden Klowns, so daß eigentlich jedes Wort, das er losließ, ein Schlager war, und man aus dem Lachen nicht mehr herauskam. Dies sind natürlich Stunden des Triumphes für den Betreffenden, und sie zu erleben, werden selbst von Minderbegabten die größten Anstrengungen freudig gemacht. Es ist nicht bloß das stille Bemühen, auch in verdünnter Spielart jene halbe Flasche Sekt sich ins Blut hineinzuschaffen, die nach Bismarcks treffendem Ausspruch „dem deutschen Temperament fehlt"; es ist zugleich die Hoffnung, an andern Teilhabern des Bacchanals einen ähnlichen Zustand hervorzurufen und in all seinen Abwandlungen, Launen und Exzentrizitäten zu belauschen. Der Student trinkt also nicht wie der ruhige Staatsbürger, der sich, ermüdet vom Beruf, in behaglicher Entspannung hinsetzt und in einem wohlschmeckenden Reizmittel, das er mit Kennermiene prüft, die Belohnung für des Tages Mühen sucht; nein, der deutsche Musensohn ist ausgesprochener Quantitätentrinker, weil die vielgerühmte „Fidelität" durch kleine Mengen schlechterdings nicht schnell genug zu erzielen ist. Wenn die Kneiperei beginnt, sogar unter lebhafteren Burschen, die lustiger Improvisationen und Einfälle fähig sind — welch eine Stille! Man sitzt und sieht sich an, ein halblaut surrendes Gespräch wird hier und da durch das übliche „Prost Blume!" unterbrochen; ein, zwei Lieder werden „abgezogen"; endlich, endlich kommt die Sache langsam in Gang. Wer um 9 Uhr diesen Tempel der Trivialität zufällig verließ, sich beglückwünschend, einer so ledernen Gesellschaft entronnen zu sein, würde das laute Durcheinander zu bestaunen haben, das zwischen 11 und 12 Uhr seinen Höhepunkt zu erreichen pflegt. Glühende Gesichter, im Genick sitzende Mützen, in scharfer Dialektik die Luft durchbohrende Zeigefinger, kurze Antworten, Gelächter. Hier kann einer nicht mehr ordentlich stehen und wirft emportaumelnd seinen Stuhl um, ein früh Begnadeter, des allgemeinsten Beifalls gewiß. Nun noch etwas Tempo hineingebracht, ein paar „Bierpauken" zu je drei Ganzen womöglich, dann wird es schon noch gut! Dann passiert noch sicher etwas diese Nacht, etwas ganz Besonderes, Unglaubliches. Und andern Vormittags, wenn sie mit bleichen Gesichtern, trüben Augen und zitternden Händen, „starrend

vor Kater", zum Frühschoppen erscheinen, beginnt das glückselige Wiederkäuen all der erfrischenden Erlebnisse: was für Nachtlokale man noch abgesucht, was für Knoten und Philister man „angeulkt", was für Thorwege erklettert, was für Ständchen gebracht, was für Nachtwächter durch Abdrehen der Gashähne man angeführt habe, bis endlich morgens 5 Uhr beim Bäcker der letzte Kümmel genehmigt worden sei. Noch immer glaub ich zuweilen, obschon zwei Jahrzehnte seitdem vergingen, die Stimme eines über mir wohnenden Couleurbruders zu hören: „Wächter! Wächter! Schließen Sie doch auf!" Dazwischen Fußtritte gegen die Hausthür; seh ihn an der untersten Treppenstufe mir den Rücken zukehren und mit verblendetem Antlitz nach meinem Licht emporblinzeln. Er hatte sich in die fixe Idee verrannt, in ein fremdes Haus geraten zu sein, und fragte mit jener Methode, die zuweilen im Wahnsinn liegt: wie ich in aller Welt hierher käme? Mühsam gelang es mir, ihn soweit umzustimmen, daß er sprachlos vor Staunen die zweite Treppe in sein eigenes Logis hinaufwackeln konnte. Welch ein Erlebnis, welch eine Quelle von Heiterkeit! Kein deutscher Akademiker wird sich wundern, wenn noch nach Semestern Füchse, die davon hören, sich betrinken und andere betrunken machen in der frohen Erwartung, daß irgendetwas auch nur annähernd so Komisches einem von ihnen passieren könnte. Zwar dringt auch zu manchem dieser Helden in späteren Jahren Shakespeares Stoßseufzer: „Wie mag man sein Gehirn nur so lange waschen, bis es schmutzig wird?" Aber die Sucht nach Aufregung, der Wunsch, in einem über der Alltagswelt und ihren Pflichten hoch erhabenen Bierparadies den Strom drolliger Einfälle breiter dahinrauschen zu sehen, die Wonne dieses über sich selbst Hinauswachsens, dieser Potenzierung des Daseins mit gelöster Zunge zu kosten, stecken zu tief im Blut. Es ist nur eine Täuschung, gewiß, die nicht vorhält. Aber auch der Opiumrausch hält nicht vor, und dennoch hat er so begeisterte Verehrer. Er entnervt, und ebenso entnervt das Zechen; es macht auf die Dauer träg, eigensinnig und auch energielos. Aber wenn Unfolgsame, denen es schlechterdings nicht schmecken will, erst einmal durch kräftiges Necken und charaktervolle Erziehung von seiten der älteren Burschen dazu hingeführt wurden, die Seligkeiten jenes Zustandes richtig zu erfassen: wie sollten sie sich nicht weiterbilden? Hat dann treue Sorgfalt den Zechbruder zur vollen Höhe entwickelt, so kommen noch andere causae bibendi hinzu, besonders die Angst vor dem Alleinsein. Wer sich angewöhnt hat, allabendlich im töpfelnden Kreise zu sitzen und mindestens jeden dritten Tag sich einen gründlichen Rausch zu trinken, der hält es im fünften oder sechsten Semester auf seiner einsamen „Bude" nicht mehr aus. Er muß Gesichter um sich sehen, es muß jemand zu ihm sprechen. Und allmählich bildet sich dann auch ein Zustand heraus, den man in der That „Durst" nennen könnte. Die ungeduldigen Nerven vibrieren und sehnen sich nach dem gewohnten Genuß, ohne den auch an Schlaf („Bettschwere") kaum mehr zu denken ist.

Aber noch ein anderer, von der körperlichen Konstitution aus die seelische Entwicklung des Deutschen beherrschender Einfluß spielt beim akademischen Trinken eine Rolle: die Idee, durch bloßes Schlucken etwas Erhebliches und Nennenswertes zu leisten. Den prägnantesten Ausdruck fand diese Gesinnung einmal in Marburg gelegentlich eines Bismarckkommerses, als ein Student seinen Genossen zu längerem Bleiben mit den Worten anspornte: „Komm, trinken wir noch eins; der Mann hat es wirklich verdient." Diese Erinnerung soll keinen Vorwurf bedeuten für irgendwen. Die jedesmalige Jugend ist nicht verantwortlich für das, was sie treibt; der Nachahmungstrieb in ihr ist allzumächtig. Welcher Sechzehn- und Siebzehnjährige, der mit frischen Sinnen, begeisterungsfähig und neugierig auf dieses ihm noch so fremde Leben die Hochschule bezieht, könnte wohl eine Minute zaudern, wenn feiste Gestalten, unendlich imponierend durch ihre Sicherheit, ihren trotzigen Blick, ihre dicken Stimmen ihm die nötigen Anweisungen geben? Er würde herzlich gern auch etwas Tüchtiges, etwas Förderndes treiben, wenn man es ihm nur vormachen wollte; doch guter Wille und Geschick nicht minder wie Kapital sind bei uns in diesem Sinn noch nicht flüssig. Wenn in Oxford und Cambridge den jungen Studenten mit besonderm Nachdruck die Worte grüßen: „Und hier nun unsere Bibliothek, hier unser Lesesaal!" so heißt es in Leipzig, Göttingen oder Würzburg: „Hier unser Frühschoppen, hier unsere Exkneipe!" Das Fechten könnte ein gewisses Gegengewicht bilden; aber die Zeiten, da es als wirkliche Kunst gepflegt wurde, scheinen vorüber zu sein. Unlängst haben sich in Berlin ausländische Fechtgrößen öffentlich sehen lassen, ohnedaß an eine Konkurrenz von seiten der sechstausend Berlin r Studenten auch nur gedacht wurde. Die Zimmergymnastikrder Schlundmuskeln ist das eigentlich Poetische im Hezen unserer Studenten geworden, der Zecher hat den Fechter vollständig in Schatten gestellt.

Aber eine Jugend, die sich ändern soll, will mehr haben als nur Vorwürfe. Es hat noch niemals einen nennenswerten Eindruck auf sie gemacht, ihr dies und jenes zu verbieten; sie will, daß man ihr etwas zeige, das sie an Stelle dessen thun könnte, was man ihr verbot. Weder Ermahnungen liebevoller Mütter, noch Einschärfungen strenger Väter: retten allein können Ableitung und besseres Beispiel, d. h. andere Gewohnheiten, die die jungen Studenten bereits von den Schulen her mitbringen. Es war in diesem Sommer, daß ich auf einem Tennisplatz am Rhein einen Primaner fragte: „Wo stecken denn die andern?" und er gleichmütig antwortete: „Ach, die! Die saufen bloß!" Es hat sich eben längst bis tief in die Schulen hinein die Idee verbreitet, daß „Kneipen" etwas Männliches, höchst Achtbares, mit einem Wort eine Leistung sei, der man eifrig und so früh als möglich nachstreben müsse. In jeder Kleinstadt selbst giebt es Kutscherspelunken, wo der Schüler in leidlicher Sicherheit das Noviziat für seinen späteren akademischen Hauptberuf ablegen kann. Alle Denunziationen und Strafen mehren nur den Reiz der verbotenen Frucht. Aber in Paris, nachdem man jahrelang vergebens gegen den Kartenteufel gepredigt hatte, war eines Tags die Kartenstempelsteuer zur höchsten Verblüffung sämtlicher Finanzleute unter die Hälfte ihres früheren Betrags herabgesunken. Weshalb? Weil dieselben Leute, die früher in den Cafés Tag für Tag in Ecarté oder Piquet ihr kleines „Jeu" machten, neuerdings ein Rad bestiegen und ausflogen. Das Radeln hat in Amerika den Konsum von Zigarren um hunderte von Millionen Stück im Jahr vermindert; es hat dem stumpfsinnigen Dauerskat in Deutschland schon ganz immensen Abbruch gethan. Nicht eher werden daher unsere Studenten vom übermäßigen Zechen lassen, als bis ihnen von den Schulen her Füchse zuströmen, die sich in ihren wichtigsten und liebsten Alltagsinteressen und Beschäftigungen thatsächlich durch Alkoholgenuß behindert und gestört fühlen. Erst wenn es gelungen ist, unsern Schülern außer allerlei philologischen Spezialkenntnissen auch greifbare, lockende, dem Jugendmut verständliche Ideale zu schenken, z. B.: die besten Wettläufer, die besten Hoch- und Weitspringer, die besten Ruderer, Schwimmer, Ringer, Tennis- und Fußballspieler Europas nicht bloß zu stellen, sondern auch im Mannesalter durch stete Uebung an freier Luft sich im Besitz solcher Leibesfertigkeiten zu erhalten, erst dann, wenn durch jährlich wiederkehrende Wettspiele die Keime nobeln Ehrgeizes in die Herzen unserer Jugend gesenkt worden sind, werden die Trinkunsitten unserer Studenten ganz von selbst sich reformieren — doch eher nicht!



Blumenserenade.

Plauderei von Karl Scheffler.

In der Weltgeschichte des menschlichen Gefühls ist eines der ewigen Symbole die Blume. Alles Leben der Natur muß dem Menschen dienen, zum Nutzen oder zur Freude; aber keine organische Bildung dient allen seinen besten Empfindungen so rein und fromm, wie das bunte, blühende Rätselwesen, das aus der dunkeln, schweigsamen Erde emporsprießt. Ueber den ganzen Weg des Lebens ist die Blume die Trägerin sowohl offener wie schamhaft verschwiegener Gefühle, durch alle Mühsal winden sich die Guirlanden ihrer reinen Schönheit. Tausend Sagen und Ueberlieferungen knüpfen sich an Blumen, die Kunst der alten und neuen Zeit treibt mit ihr einen tiefsinnigen, pomphaften Kultus, und die sich wandelnde Kultur, die den altehrwürdigen Hausrat der Menschheit, eingeborene Gewohnheiten wie Gerümpel über den Haufen wirft, giebt auch nicht eine Blüte fort aus ihren rastlosen Händen. Das Volk fragt den Lieblingsblumen seiner geliebten Fürsten nach und erhebt sie zu Wappenzeichen seiner Verehrung, es legt Blumen auf die Wiege, flicht der Braut Blüten ins Haar, schmückt das Gebälk des neuen Hauses mit Kränzen, giebt allen seinen Festen durch Blumen erst rechten Duft, und am reichlichsten zuletzt schmückt es mit blühendem Leben den Tod.

Dieses Schönheitsbedürfnis, das gleichermaßen nach sinnlicher Form und seelischem Inhalt verlangt, ist in allen Aeußerungen und Abirrungen, in den subtilsten Nuancen, ein Spiegel der Volksseele. Wie die Blumen angewandt werden, die Vorliebe für einzelne Arten hervortritt, kurz, mit wie großem Naturgefühl und Geschmack der alte Kultus geübt wird, das zeigt den Höhegrad einer Kultur an. Es ist lehrreich, in Land und Stadt die Gärten zu betrachten, die Schaufenster der Blumenhandlungen zu studieren, über niedrige Zäune in die Fenster der Bauernhäuser zu gucken, über die Blumenmärkte zu schlendern und die Kirchhöfe zu besuchen. Man wird überall eine Besonderheit, eine Eigenart sehen, und wenn man sie gefunden, wird man manches verstehn, was einem fremdartig und sonderlich in der Fremde erschien. Man wird das Leben der Tradition spüren und das ihrer Tochter, der zur Bühne des großen Lebens entlaufenen Mode.

Großväterlich ernsthafte Stauden, von denen man in der Stadt kaum weiß, steife Geranien und die seltsam gesprenkelten Pantoffelblumen, die in ihren geschlossenen Kelchen die Geheimnisse langer Generationen zu bewahren scheinen, stehen auf den Fensterbrettern der Bauernhäuser; am sonnigsten Platz aber eine Myrte, die jedesmal zur Blüte kommt, wenn eine Braut im Hause ist. — Der bürgerliche Geschmack, dem der Marktpreis beständig auf die Finger sieht, schwankt zwischen Tradition und Mode. Er verlangt von der Blume vor allem den Duft, den der Bauer niemals vermißt. Stadtwohnungen des Mittelstandes, ganz ohne Blumen, giebt es kaum. Die Pflege ihrer Bäumchen entschädigt die Frau hier für den fehlenden Garten. — Abgeschnittene Zweige, seltene Gartenblumen neben Arten, die wild an allen Wegen wachsen, in schön geformten Vasen, anmutig geordnet, leuchten im farbigen Halbschatten der Zimmer geschmackvoller Künstlerwohnungen. Reiche Blumenparterres glühender exotischer Farben und Formen, bei denen die Liebe für das einzelne vom Bedürfnis dekorativer Repräsentation verdrängt wird, füllen die Wintergärten der Reichen mit kalter Pracht und unreinem Duft. In Kunststädten, wo die Maler verfeinerten Schmucksinn verbreiten, sieht man in den Fenstern der Blumenläden den prächtigen Mohn, die schlanken Stengel der Gladiolen, farbige Blätter und bunte Beeren, Kiefernzweige und Heidekraut. In den reichen Handelsstädten, wo Vermögen für Blumen ausgegeben werden, liebt man die teuren exotischen Arten, die unheimliche, vampirartige Schönheit der Orchideen, alle die üppigen Formen der tropischen Flora mit ihren langen Pistillen und das ganze Gedränge seltener Züchtungen.

In der Großstadt herrscht ewiger Lenz. Sonst kam der Frühling im April oder Mai gemächlich über die Alpen gestiegen. Seitdem die Erde mit Eisenbahnen bedeckt ist, ist er Reisender geworden, dessen Waren überall, zu jeder Zeit, verlangt werden. Nur wenige kleine Landstädte kommen noch mit den Blumen aus, die die umgebende Landschaft und die Jahreszeiten bieten. Man hat überall Rosen und Flieder im Winter, und die ersten „Kätzchen“ finden sich in einer Umgebung üppiger Sommerblumen. Die Harmlosigkeit dieses Luxus hört auf, wenn das natürliche Schönheitsgefühl sich so verirrt, daß es forcierte Züchtungen vom Gärtner verlangt. Es ist ein Zeichen verdorbenen Geschmacks und fehlenden Naturgefühls, wenn der Sinn für die organischen Bedingungen der Pflanze verloren geht. Zwerghafte Stämmchen, mit einem halben Dutzend Blättern und einer Riesenblume, zurechtgeschnittene Natur, kurz, das Experiment mit der Lebenskraft, hat mit der tiefen menschlichen Blumenfreude nichts mehr zu thun. Wer die Absicht der Natur ehrt und begreift, der mag keine ihrer Aeußerungen missen. Die Blüte ist das Hochzeitskleid des Baumes. Man darf sie nicht absolut nehmen, sondern nur als eine schöne Phase der Entwicklung. Wir dürfen wohl diese Entwicklung unterbrechen, indem wir die Blume pflücken; aber nichts kann es entschuldigen, wenn wir die Lebensbedingungen künstlich verändern. Es ist ferner barbarisch, eine Menge von Blumen aneinander zu drängen, um große Farbflächen und konzentrierten Duft zu genießen. Es gehört zur Schönheit der Blume, daß man sieht, wie sie gewachsen ist, daß man die Konstruktion der Zweige, die Form der Blätter und ihre Entwicklung aus dem Stiel verfolgen kann. Diese Achtung vor der Natur ist leider nicht jedermanns Sache. Denn sonst würden die wilden Blumen des Feldes und Waldes mehr in unsern Häusern zu finden sein. Es würde ein Zeichen höherer Kultur sein. Die wenigsten wissen, welchen Reichtum an Form und Farbe die Natur hervorbringt. Die Mode will nur Rosen, Narzissen, Nelken, seltene Gartenblumen und immer nur „gefüllte“ Arten; aber die künstliche Züchtung erreicht ihre Wirkungen nur durch Aufopferung jenes nuancenreichen, individuellen Charakters, den die Pflanze besitzt, die dort im Erdreich gewachsen ist, wohin ihr Same fiel. Wenn man aber bescheiden ist: ein paar Enzianstengel, im Moor behutsam ausgegraben, eine Distel, vom langen Stengel geschnitten, oder ein Bouquet einfacher Kleeblumen, das alles bietet zehnmal mehr als das parfümierte Chrysanthemum, das traurig am zu dünnen Stengel niederhängt.

Berlins Umgebung ist nicht reich an Feldblumen. Man kann stundenlang durch die Wälder gehen, ohne eine einzige zu finden. Es ist, als wäre das Land zu ernst für die Blume. Man vermißt sie auch nicht, wenn man die dunkle, tiefe Stimmung der Wald- und Flußlandschaft intensiv empfindet; die leise Melancholie verschleiert das Einzelne, der Blick ist ins Weite gerichtet. Der schwermütige Dürer malte solche Landschaften und der stille Hans Thoma. Und doch giebt es verschwiegene Stellen — ich werde sie nicht verraten, denn man soll sie suchen — wo aus Sand und Sumpf plötzlich ein kleiner Hain des farbigen Wunders emporsprießt. Der Himmel weiß, wie der erste Samen hierher gekommen ist; aber er hat Wurzel ge-

schlagen, und von Jahr zu Jahr werden die Früchte weiter in die Runde gestreut. — Berlin ist dennoch eine Blumenstadt. Wenn es nichts anderes bewiese, so würden es die Balkons beweisen, die sich an den traurigen Gipskasernen, Straße auf und ab, wie eine Laubenreihe entlang ziehen. Ein jeder wird von der Blumenfreude bepflanzt, überall ist ein erfinderischer Sinn geschäftig, etwas Neues und Schönes auf kleinstem Raum zu entfalten. Die alten Blumenweiblein auf den Straßen beweisen es und die Berge von Blühendem in den Markthallen. Vor allem aber verraten es die Kirchhöfe. Wieviel Romantik und stille Blumenecken so ein Berliner Kirchhof birgt, das ist schwer zu glauben, wenn man von der Eisenbahn auf diese kahlen Friedhöfe, ohne alten Baumbestand, hinabsieht. Aber man gehe hinein — hier, wo die Liebe am meisten im Spiele ist, gelingt es am besten. Es sind heimliche Kindergärtlein — die einzigsten, die die Großstadt besitzt.

Es ist eine glückliche Idee, daß man jetzt versucht, den Schulkindern die Pflege der Blumen lieb zu machen. Denn die Freude an der blühenden Pflanze ist ohne weiteres sittlich. Ein Kind, das seine Blumen gerne pflegt, wird selten ein Tier quälen. Wer eine Pflanze liebevoll großzieht und die Bedingungen ihres Bestehens zu erkennen sucht, der wird eine Ehrfurcht bekommen vor allem Leben und vor jedem natürlichen Werden und Wachsen.

Die üppigen Blumenparterres vor den Fenstern der Paläste — ja, sie sind wohl schön und erquicklich anzusehen; aber schöner ist der Pfingstanblick, wenn der Bauarbeiter sein Gerät und Gerüst, der Kutscher seine Pferde, der Gastwirt die Thür und der Lokomotivführer die Maschine mit jungen Birkenreisern schmücken. Denn es beweist die heimliche Gegenwart des Schönheitsbedürfnisses, das gleichermaßen nach Form und Inhalt verlangt, es stärkt den Glauben an das unzerstörbare Naturgefühl, das in den tiefsten Schatten der Großstadt nicht verloren gehen kann. Das Volk lebt in Symbolen. Ihm sitzt der Geschmack im Herzen, nicht im Auge. Und darum gelingen ihm Schönheiten, wie der brennende Weihnachtsbaum, von dessen Zweigen die reinste Feststimmung des Jahres leuchtet.



Was die Aerzte sagen.

Mittel gegen Mückenstiche.

Zu den lästigsten Plagen, denen wir bei Eintritt der wärmeren Jahreszeit ausgesetzt sind, gehört der Kampf mit den Mücken. Besonders in der Nähe von Wasserläufen, von Sümpfen, Teichen und andern stehenden Wasserflächen schwärmen die leichtbeschwingten Bewohner der Lüfte zu Tausenden umher und überfallen ahnungslose Menschenkinder. Ein prickelndes Brennen und Jucken, ein leicht stechender Schmerz kündet uns oftmals ganz unvermutet an, daß wir solch einem kleinen Vampir zum Opfer gefallen sind, und manch einer, der besonders „süßes" Blut hat, lockt die lüsterne Insektenschar in geradezu beängstigender Weise an.

Ein allgemein bekanntes Mittel, sich die lästigen Tierchen vom Leibe zu halten, ist der Tabakrauch. Eine qualmende Zigarre oder Zigarette hält sie in respektvoller Entfernung; auch die Einreibung der unbedeckten Haut mit einem scharfriechenden Stoff wie Kampfervaseline oder Mentholsalbe gewährt meist einen leidlichen Schutz. Ist man trotzdem von einem der blutdürstigen Tiere gestochen worden, so thut man gut, die Stichstelle sofort mit etwas Salmiak zu betupfen. Fast noch schneller schwindet der peinigende Juckreiz, wenn man die Stelle mit etwas in Wasser aufgelöstem Seesalz einreibt; auch die Hautschwellung geht dabei schnell zurück und kommt überhaupt nicht erst zum Vorschein, sofern die Einreibung unmittelbar nach erfolgtem Attentat gemacht wird. Der Gebrauch der oben erwähnten Mentholsalbe oder eines angefeuchteten Mentholkrystalls, des sogenannten Migränestiftes, schafft gleichfalls eine angenehme Erleichterung. Man wird daher gut thun, auf gewissen Ausflügen derartige Mittel bei sich zu führen.



Was die Richter sagen.

Die Frau im Scheidungsprozeß.

Verschiedene, bis zum Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs in Deutschland geltende Rechte bestimmten, daß der Ehemann seiner Frau den zur Bestreitung der Kosten des Scheidungsprozesses erforderlichen Geldbetrag vorzuschießen verpflichtet sei, mochte sie Beklagte oder Klägerin sein. Man ging davon aus, daß Prozeßkosten der Frau zu den von dem Mann kraft Gesetzes zu bestreitenden Kosten des Unterhalts gehörten.

Nun kann aber kein Zweifel sein, sowohl nach dem Wortlaut des Bürgerlichen Gesetzbuchs wie nach dessen Vorarbeiten, daß die gesetzliche Unterhaltspflicht des Mannes gegen die Frau nicht auch die Verpflichtung umfaßt, die Kosten eines Prozesses der Frau zu tragen. Auf keinen Fall kann also wie vordem ein Anspruch der Frau an den Mann auf Leistung eines Kostenvorschusses für den gegen ihn zu erhebenden Scheidungsprozeß in der alten Weise begründet werden.

In den meisten Ehen fehlen der Frau die Mittel für einen Scheidungsprozeß, mag sie auch eine „gute Partie" gewesen sein. Denn sowohl im gesetzlichen Güterstand, wie in dem vertragsmäßigen der Gütergemeinschaft, der Fahrnisgemeinschaft und der Errungenschaftsgemeinschaft ist das Vermögen der Frau ihrer einseitigen Verfügung entzogen und befindet sich sozusagen hinter Verschluß des Mannes, es sei denn, daß sie Vorbehaltsgut hat. Aber in wenigen Ehen ist die Frau so vorsichtig, sich die freie Verfügung über ihr Vermögen durch Ehevertrag vorzubehalten. Und wie selten sind im allgemeinen die Fälle, in denen sie sich durch Arbeit oder den selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäfts ein Vorbehaltsgut während der Ehe erworben hat, aus dem sie die Kostenvorschüsse ihrer Prozesse bestreiten könnte.

Um nun dennoch gegen den Mann klagen zu können, steht der Frau der Weg offen, daß sie sich das Armenrecht verschafft. Mag sie selbst vermögend sein, so ist sie doch, sofern das Vermögen der Verwaltung des Mannes unterliegt und damit ihrer eigenen Verfügung entzogen ist, außer stande, ohne Beeinträchtigung des für sie notwendigen Unterhalts die Kosten des Prozesses aus eigenen Mitteln zu bestreiten, und somit wohl befugt, das Armenrecht vom Prozeßgericht zu beanspruchen.

Doch giebt's im neuen Recht einen Weg, um auch ohne Armenrecht in solchen Fällen gegen den Mann klagbar werden zu können. Das Bürgerliche Gesetzbuch bestimmt nämlich, und zwar gleichmäßig für alle vier vorerwähnten Güterstände, daß, wenn für eine Ehefrau zur ordnungsmäßigen Besorgung ihrer persönlichen Angelegenheiten ein Rechtsgeschäft erforderlich ist, zu dem sie an sich der Zustimmung des Mannes bedarf, diese Zustimmung vom Vormundschaftsgericht ersetzt werden kann. Natürlich nur auf Antrag der Frau und nur, wenn der Mann die Zustimmung ohne zureichenden Grund verweigert. Nun ist zweifellos, daß, wenn eine Frau aus einem wirklich ernsten Grund auf Scheidung klagen will, die Verschaffung eines Kostenvorschusses für diesen Prozeß zur ordnungsmäßigen Besorgung ihrer persönlichen Angelegenheiten gehört. Weigert also der Mann in solchem Fall den ihrerseits verlangten Vorschuß, so mag sich die Frau an das Vormundschaftsgericht unter Vorlegung ihrer erfolglos an ihn gerichteten Aufforderung wenden und beantragen, ihr zu gestatten, einen Betrag, der zur Deckung des Vorschusses erforderlich ist, bei irgendeinem Dritten darlehnsweise aufzunehmen. Giebt das Vormundschaftsgericht ihrem Gesuch statt, dann kann der Darlehnsgeber sich unmittelbar an den Mann und an das seiner Verwaltung unterliegende Frauengut wegen Erstattung des Darlehns halten. Unleugbar ist dieser Weg recht umständlich, und deshalb haben bereits verschiedene Gerichte für zulässig erachtet, daß die Frau im Wege der einstweiligen Verfügung genau so wie vor Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs vom Prozeßgericht ermächtigt werden kann, den Mann auf Zahlung des Kostenvorschusses in Anspruch zu nehmen. Es ist aber fraglich, ob eine solche Verfügung nach dem neuen Recht auch zulässig ist. Zunächst besteht hier noch Rechtsunsicherheit, und erwünscht wäre es, wenn das Reichsgericht recht bald sich zu dieser Frage äußern wollte.


Minna Nast.


Irene Abendroth.


Ernst Wachter.


Marie Wittich.


Charlotte Huhn.

Die Dresdener Hofoper.

Die Dresdener Hofoper, an deren Spitze zur Zeit als Generaldirektor Graf Nikolaus von Seebach steht, gilt als eine der vornehmsten und erfolgreichsten Pflegestätten der musikalisch-dramatischen Kunst in Deutschland. Das ist nur berechtigt, denn es untersteht dort eine ausgezeichnete Künstlerschar der Leitung des genialen Generalmusikdirektors, Geh. Hofrats Ernst v. Schuch, vielleicht des feinsten Opernkapellmeisters, den wir zur Zeit besitzen. Unter den Mitgliedern der Bühne finden sich Namen von allerbestem Klang, Künstler von Weltruf, die in der Musikgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts ihren Platz behaupten werden. Es genügt wohl zum Beweis dessen, an Therese Malten zu erinnern, die als Darstellerin gewisser Wagnerscher Frauengestalten unübertroffen geblieben ist, oder an den Barytonisten Karl Scheidemantel, der sich allenthalben der größten Beliebtheit nicht nur als Opern-, sondern auch als Liedersänger erfreut. Neben ihnen wirkt noch eine ganze Reihe anderer, um die man außerhalb die Dresdener Oper beneidet, so der junge Bassist Wachter, die vielumworbene Koloratursängerin Erika Wedekind, die ausgezeichnete Altistin Charlotte Huhn, Irene v Chavanne und Marie Wittich, denen sich noch Irene Abendroth, Minna Nast und Therese Krammer u. a. würdig anschließen.



Hofphot. W. Höffert, Berlin.
Therese Malten als Elisabeth im „Tannhäuser".


Hofphot. Erwin Raupp, Dresden.
Nikolaus Graf v. Seebach, Generaldir. d. Kgl. Schauspiele.

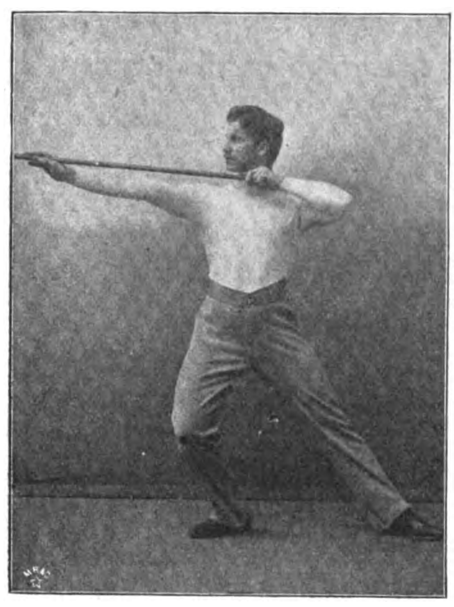

Hofphot. W. Höffert, Berlin.
Kammersängerin Erika Wedekind.

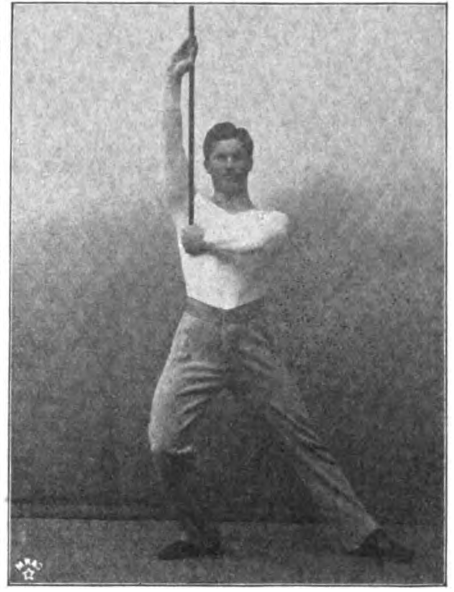

Hofphot. Teich-Hanfstängl, Dresden.
Karl Scheidemantel als Hans Sachs in den „Meistersingern".

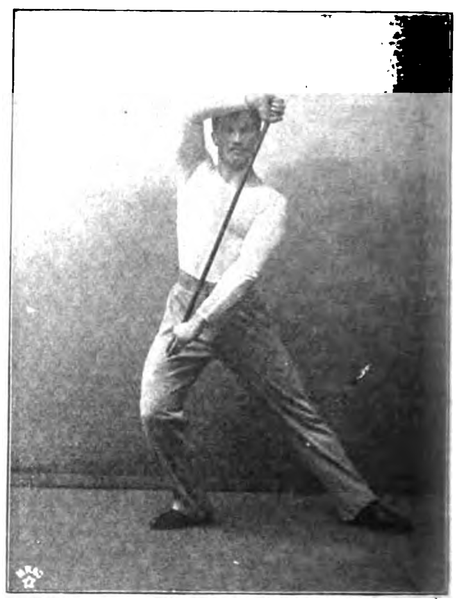

Irene v. Chavanne, Kammersängerin.


Therese Krammer, Hofopernsängerin.


Atelier Adèle, Dresden.
Geh. Hofrat Ernst Edler von Schuch, Generalmusikdirektor.







Sport und Spiel: Hauptstellungen der Stabübungen.
Photographische Momentaufnahmen von Professor E. Uhlenhuth, Koburg.

Sport und Spiel: Stabübungen.

Von Gustav Leutheußer, Oberturnlehrer (Koburg).

Hierzu 6 Abbildungen.

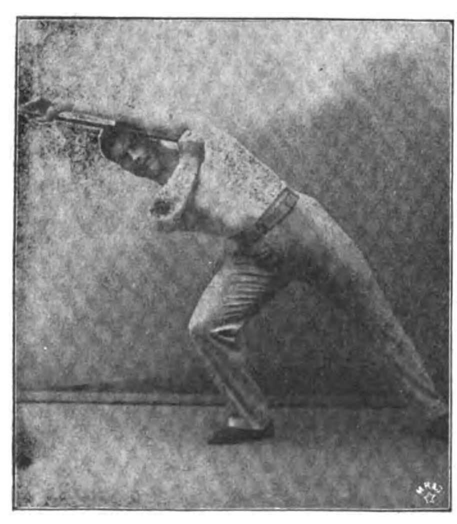
Ein in Aussicht stehendes Turnfest wirft seine Strahlen schon Monate vorher hinein in die Vereine, die Turnwarte aufmunternd, sich mit ihren Mannen vorzubereiten. Wetturner und Musterriegen sind auszubilden, mindestens aber müssen alle das Fest besuchenden Turner mit jenen Uebungen gut vertraut gemacht werden, die zur Massendarstellung gelangen sollen. Dazu werden von dem Festturnwart Frei- oder Stabübungen bestimmt, und wenn die Aufgabe gegeben ist, dann beginnt emsige Arbeit in den Vereinen, um den Turnern die Festübungen zu eigen zu machen. Weiß man ja doch, daß kein Teil eines turnerischen Festprogramms mehr geeignet ist, die Zuschauer so zu fesseln, ja zu begeistern, als die sogenannten allgemeinen Frei- oder Stabübungen. Man denke auch nur, daß hierbei Hunderte oder gar Tausende in Reih und Glied stehen, jedes Winkes des Leiters gewärtig, daß der jugendfrische Jüngling neben dem vollkräftigen Mann steht, dazwischen selbst manch schneeweißes Haupt sichtbar wird, und daß alle nur von dem einen Gedanken beseelt sind, dem Ganzen ein dienendes Glied zu sein!

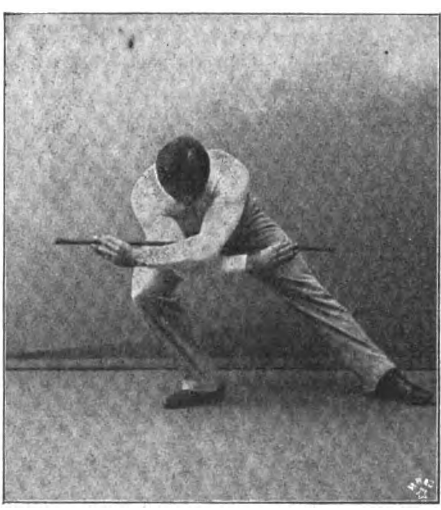
Der Festturnplatz ist gleichsam zu einem wogenden Feld geworden, auf dem turnfrohe Menschen ihre ganze Kraft einsetzen, um nach dem Wort und dem Wink ihres Festturnwarts in rhythmischen Bewegungen wohldurchdachte Uebungen zu einer möglichst vollkommenen Darstellung gelangen zu lassen.

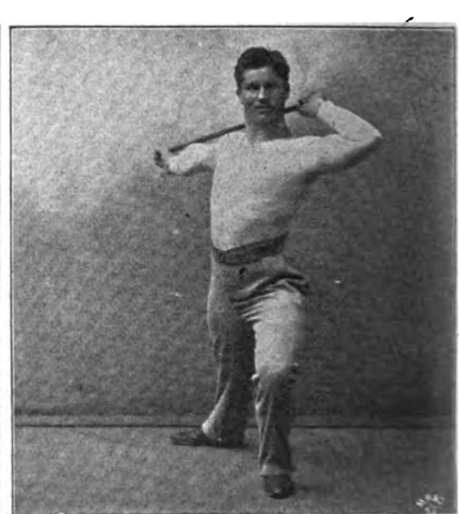
Selbstverständlich bietet die Leitung einer solchen Massenübung ihre Schwierigkeit, weil doch die Ausführenden zum erstenmal zu dieser Einheit zusammentreten. Die Turner kommen aus den verschiedensten Orten und Vereinen und stellen sich aus freiem Willen unter den Befehl dessen, der die Uebungsaufgabe gegeben hat. Aber ebenfalls nicht ganz einfach ist die Aufstellung der Uebungen für die Massendarstellung. Solche Frei- oder Stabübungen dürfen nicht zu schwierig sein, damit recht viele Turner, junge und alte, sie zu leisten vermögen. Sie müssen recht logisch aufgebaut sein, damit sie sich leicht dem Gedächtnis einprägen, und sie müssen anregend genug sein, damit sie die Turner zum fleißigen Einüben auch geneigt machen.

Wir bringen heute unsern Lesern eine Anzahl turnerischer Stellungen eines jugendkräftigen Turners, der Stabübungen ausführt. Das einzelne Bild zeigt die Hauptstellung einer aus vier Bewegungen zusammengesetzten Uebung, und die Uebungen zusammen bilden eine logisch aufgebaute Uebungsgruppe. Diese soll auf dem VII. Thüringischen Kreisturnfest, das vom 21. bis 24. Juli d. J. in Koburg abgehalten wird, von 1200 bis 1500 Turnern als Massenübung ausgeführt werden. Unsere photographischen Aufnahmen werden gewiß auch manchem von denen, die mit dem Eisenstab Zimmergymnastik treiben, Anregung zur Nachahmung geben.

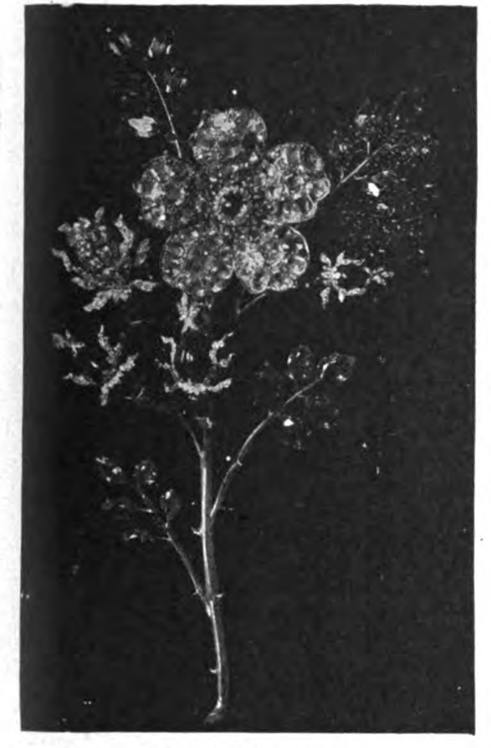








Sport und Spiel: Hauptstellungen der Stabübungen.
Photographische Momentaufnahmen von Professor E. Uhlenhuth, Koburg.



Brosche mit Brillanten.



Schmuckglas mit Goldeinfassung.



Brillantschmuck mit Perlen.

Prunkstücke der modernen amerikanischen Goldschmiedekunst auf der Pariser Weltausstellung.

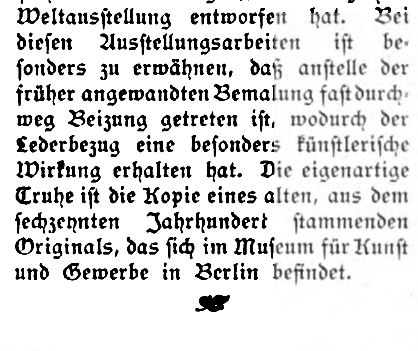
Das Kunstgewerbe auf der Pariser Weltausstellung.

Schmucksachen und Lederarbeiten.

Hierzu 6 Abbildungen.

Die moderne Goldschmiedekunst zeichnet sich vor allem durch das Bestreben aus, durch neue Linienführung und die Verwendung bisher unbeachteter ornamentaler Motive die hergebrachten Formen zu überwinden, die stark zur Schablone geworden waren. Hierbei hat man die Gefahr glücklich vermieden, in jene grotesken Zerrbilder zu verfallen, die um jeden Preis originell sein sollen, und jede Schönheit der Linie außer acht zu lassen. Daß gerade die Goldschmiedekunst sich das volle Verständnis für das mannigfaltige und durchaus verschieden zu behandelnde Material bewahren muß und sich vor allen Uebertreibungen sorgfältig zu hüten hat, das haben in letzter Zeit viele verunglückte Versuche mit streng sezessionistischen Schmuckstücken deutlich bewiesen. Die amerikanischen Schmuckstücke aus der Kollektion Tiffany, die auf der Pariser Weltausstellung auch die Blicke der verwöhntesten Damen auf sich ziehen, zeichnen sich weniger durch die überraschende Originalität der Formen als durch den ausgesuchten Wert des verwendeten Materials aus. Die einzelnen Gegenstände sind mit einer Anzahl edler Steine geschmückt, die in Amerika gefunden sind und infolgedessen von der europäischen Schmuckindustrie bisher weniger häufig verwendet wurden. Durch den Farbenglanz dieser prächtigen Steine wird eine Wirkung erzielt, die unsere Abbildungen leider nicht wiedergeben können.

Welchen Aufschwung die Technik der Lederbehandlung in letzter Zeit bei uns in Deutschland gewonnen hat, zeigen u. a. die verschiedenen kunstgewerblichen Gegenstände (vergl. die untenstehenden Abbildungen), die Georg Hulbe (Hamburg) für die Pariser Weltausstellung entworfen hat. Bei diesen Ausstellungsarbeiten ist besonders zu erwähnen, daß anstelle der früher angewandten Bemalung fast durchweg Beizung getreten ist, wodurch der Lederbezug eine besonders künstlerische Wirkung erhalten hat. Die eigenartige Truhe ist die Kopie eines alten, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Originals, das sich im Museum für Kunst und Gewerbe in Berlin befindet.





Speisezimmerstuhl mit Lederbezug.



Truhe mit Lederarbeit.



Wohnzimmerstuhl mit Lederbezug.

Moderne deutsche Lederarbeiten auf der Pariser Weltausstellung.

Was sollen unsere Kinder werden?

Die Fremdenführerin.

Das Arbeitsfeld der Fremdenführerin ist vor allem die Großstadt, die von Fremden aus aller Herren Ländern während der ganzen Jahreszeit, namentlich aber während der Reisemonate im Frühling und Sommer aufgesucht wird. In zweiter Linie kommen vielbesuchte Ausflugsorte in der Nähe größerer Städte, bekannter Bäder oder in schönen Gebirgsgegenden in Betracht. Der ständig wachsende Reiseverkehr, der auch viele alleinstehende Frauen in die Welt hinausführt, macht die Führerin zu einem Bedürfnis. Die Fremdenführerin bedarf einer umfassenden Bildung, namentlich Sprachkenntnisse. Genaue Kenntnis des Orts und seiner Umgebung, seiner Kunstschätze, Sehenswürdigkeiten, Geschichte und Vergangenheit sind gleichfalls Vorbedingung, denn auf alle Fragen der männlichen und weiblichen Fremden — und viele Reisende wollen bekanntlich alles wissen — muß die Fremdenführerin Rede und Antwort stehen können. Da es vorzugsweise Angehörige der höheren Stände sind, die die Dienste der Führerin in Anspruch nehmen, muß diese vor allen Dingen auch „lady“ sein und die Umgangsformen vornehmer Kreise beherrschen. Um Nachweis von Bestellungen wendet sie sich am besten an Pensionen und Hotels der Stadt. Hat man erst unter den Reisenden ein wenig festen Fuß gefaßt, so thut persönliche Empfehlung schon das übrige.

Das Einkommen der Fremdenführerin hängt von den örtlichen Verhältnissen und persönlichen Uebereinkünften ab. In Berlin erhalten die Damen als solche nicht selten 8 bis 10 Mk. den Tag. Der Beruf eignet sich gerade für vornehme und feingebildete Frauen.



Karikaturen der Woche.
Der Führer der Burenabordnung als moderner Diogenes.

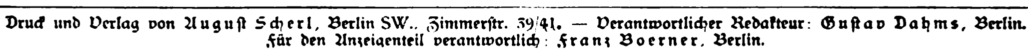
Was die Mode bringt.

Die neuen Sonnenschirme sind schöner und reichhaltiger denn je. Als besondere Modelieblinge gelten die aus zwei Vierecken übereinandergespannten. Der untere Bezug ist einfarbig aus Taffet, der obere aus chinierter Seide: so ergeben sich vier einfarbige und vier gemusterte Spitzen, die mit zierlichen Rüschen umgeben sind. Apart sind auch Modelle in der flachen, runden japanischen Form, reich mit phantastischen Goldvögeln und Blüten auf rosa oder weißem Seidenfond bestickt, die als Abschluß seidene geknotete Fransen tragen. Paris bringt ganze Blumen- und Blätterschirme, darunter einen entzückenden aus Weinlaub mit vollen Weintrauben. Gouffrierter hellgrüner Seidenchiffon bildet das Futter, Zaunrebe ist für den Stock verwendet, und als Krücke dient eine der Natur nachgeahmte Weintraube aus Emaille. Schirme aus Goldgaze mit farbigen applizierten Schmetterlingen in Nadelmalerei wirken recht originell, ebenso die weißen Liberty-exemplare, deren einzelne Stäbe mit Volants — weißer Chiffon mit silbernen Tautropfen als Abschluß — bedeckt sind.

Für Einladungen und unerledigte Briefe fehlt auf manchem Schreibtisch der nötige Behälter. Nun läßt sich das Praktische mit dem Hübschen vereinen in einem sehr schönen Briefständer aus russischer Bronze. Ueber einem Stück Marienglas — als Eisfläche gedacht — ziehen zwei Hunde einen Lattenwagen, der zur Aufnahme der Briefschaften dient. Nicht minder hübsch ist ein großer Block aus Marienglas mit einzelnen Spalten, wie ein Gletscher en miniature, über den zwei Bronzegestalten in Touristenkostüm klettern. Die Briefe stecken zwischen den Eisfugen.







Karikaturen der Woche. „Rosen, Tulpen, Nelken — alle Blumen welken!“ (Roberts in Bloemfontein).

Druck und Verlag von August Scherl, Berlin SW., Zimmerstr. 39/41. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, Berlin.

Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark.

Anzeigenteil der „Woche".

Inserate müssen spätestens zehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

Inseraten-Annahme in der Expedition Berlin S.W. 12, Zimmerstr. 39-41, sowie in allen Annoncen-Expeditionen.



UNTERRICHT.

Soubrettenschule, erste Berlins.
= Bühnenfertige Ausbildung. =
Elli Turné, Schönebergerstr. 18, I.

„**A Paris**“ „**A Paris**“ „**A Paris**“ Unentbehrl. Sprachführer für Deutsche, die Paris besuchen Preis 1 Mk. zu bez. d. jede Buchhdlg. oder von **Leopold Zolki**, Verlagsbh. **Berlin** O. 27.



die Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch, Polnisch, Russisch od. Böhmisch wirklich ● sprechen lernen wollen. ● Gratis und franko zu beziehen durch die Rosenthal'sche Verlagshandlung in Leipzig.

UNTERRICHTSBRIEFE FÜR DEN SELBSTUNTERRICHT

Verlag von E. Haberland in Leipzig
EINZELNE BRIEFE 50 PFENNIG — PROSPEKTE GRATIS

Stottern heilt **Prof. R. Denhardt** i. **Eisenach Th.** Mehrf. staatl ausgez., zul. d. S. M. Kais. Wilhelm II.

Technikum Strelitz i. M.
Ingenieur-, Techniker- u. Meisterkurse
Maschinen- u. Elektrotechnik
Gesammt. Hoch- u. Tief-Baufach
Täglicher Eintritt.
1566

Sichere Existenz für Damen und Herren durch Erlernung der **Zahntechnik**. Honorar mässig. **Zahn-Arzt WOLF**, Berlin W. Leipzigerstr. 130. [1482*

Stern'sches Conservatorium

zugleich Theaterschule für Oper und Schauspiel.
Direktor: **Professor Gustav Hollaender.**
BERLIN S.W. Gegründet 1850. **Bernburgerstr. 22a**
in dem neuen Gebäude der „Philharmonie“.
Vollständige Ausbildung in allen Fächern der Musik.
Elementar-, Klavier- und **Violinschule** für Knaben und Mädchen vom 6. Jahre an. Eintritt jederzeit. Sprechzeit 11–1 Uhr. Prospekte kostenfrei durch das Sekretariat. [1033*

Militair-Pädagogium „Bad Ilmenau“ i. Th.

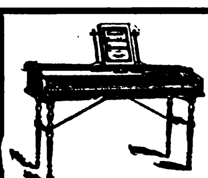
Schnelle Vorbereitung zum Einjährigen- und Fähnrichs-Examen. [835*
Glänzende Erfolge, da bewährte Lehrkräfte. – (Ein Einj.-Aspirant, der zweimal anderweitig vergeblich vorbereitet war, bestand hier nach **nur sechswöchentlicher** Vorbereitung die dritte Prüfung) Keine Verführungen der Grossstädte. Herrl. gesunde Gegend. Prächt. Spaziergänge. Geringe Schülerzahl, daher individ. Behandlung. Ia Referenzen. **Ausführl. Programme kostenfrei durch die Direktion.**

Technikum Mittweida Königreich Sachsen:

HÖHERE TECHNISCHE LEHRANSTALT
für Elektro- und Maschinentechnik.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat. [1093*

H. Strahlendorff's Schreib- und Handelsakademie. Gegründet 1830.

1015*] **BERLIN SW., Beuthstr. 11 am Spittelmarkt, I. II. III. Etage.**
Fernsprecher I, 1750.
Einfache Buchführung 12 Mark, doppelte 25 Mark, kaufm. Rechnen 20 Mark, kaufm. Korrespondenz 20 Mark. Bankbuchführung. Amerikanische Buchführung. Landwirtschaftliche Buchführung. Schönschreiben. Stenographie (Stolze-Schrey). Englisch. Französisch. Italienisch. Spanisch. Näheres Prospekte. Der Unterricht in meinem Institut wird von 12 praktisch erfahrenen Fachlehrern und 4 Lehrerinnen erteilt. Es stehen 14 Klassenzimmer und 40 erstklassige Schreibmaschinen zur Verfügung.



VIRGIL-TECHNIK-KLAVIER

Unentbehrlich zum Unterricht und Studium.
Leicht transportabel. Zu Kauf und Miete.
UNTERRICHT in der VIRGIL'schen METHODE
täglich. Eintritt jeder Zeit.
Ausführlicher Prospekt durch den Sekretär
Virgil-Klavier-Schule, Berlin W., Potsdamer Str. 119.

SELBSTUNTERRICHT.

Das geläufige Sprechen, Schreiben, Lesen und Verstehen des Englischen, Französischen bzw. Deutschen erlernt man ohne Lehrer durch die Selbstunterrichtsmethode Toussaint-Langenscheidt. Vorkenntnisse nicht erforderlich. Viele, die nur diese Unterrichtsbriefe benutzten, haben das Examen als Lehrer für die betr. Sprache „gut“ bestanden. — Probebriefe sendet jede Buchhandlung zur Ansicht, direkt auch die Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin SW. 46.

METHODE TOUSSAINT-LANGENSCHEIDT

Rackows Handelsakademien

Am 3. u. 8. **Mai** beginnen neue **Viertel- u. Halbjahrskurse.**
Herren u. Damen getrennt.
Einzelne Lehrfächer **jederzeit.**
BERLIN, Leipzigerstr. 39
Hannover, Georgstr. 7,
Dresden, Altmarkt 15,
Köln a. Rh., Hohe Pforte 20,
Hamburg, Bergstr. 26,
Frankfurt a. M., Zeil 53,
Leipzig, Universitätsstr. 4,
Magdeburg, Regierungsstr. 7.
Prospekte gratis.

Marinekadetten!

Schüler, welche Ostern d. J. nicht versetzt sind und die trotz ihres Alters zum Marine-Kadetteneintrittsexamen zugelassen zu werden wünschen, erhalten auf Anfrage postwendend und portofrei den Prospekt der **Wissenschaftlichen Lehranstalt für angehende Marinekadetten zu Kiel.** Direktion: **Dr. Schrader, Dr. Hoffmann.**

Derselbe enthält auch einen Auszug aus den neuesten diesbezüglichen Marineverordnungen, Angaben über die Kosten der Marineoffizierkarriere usw. usw.



Stottern heilt d. Suggestivbehandlung **Robert Ernst, Berlin SW.**, Yorkstr. 20. Prospekte grat.

Sichere Existenz
Buchführung
und Comptoirfächer lehrt **mündlich und brieflich** gegen Monatsraten
Handels-Lehrinstitut Morgenstern, Magdeburg, Jakobstrasse 37.
Prospecte u. Probebriefe gratis u. frei.
Hohes Gehalt.

STELLEN-ANGEBOTE.

finden in der „Woche“, die **weit über 400 000 feste zahlende Abonnenten** besitzt, die **stärkste Verbreitung** und damit den **sichersten Erfolg.**

Reisende für gestickte Haussegen sucht [1234* **Bulitta, Leipzig.**

Reisende
für Kunstzeitschrift gesucht. Hohe Provision! Offerten unter **J. E. 6414 an Rudolf Mosse, Berlin SW.** [1263

Schriftstellern u. Schriftstellerinnen bietet sich e. rühr'ge Verlagsbuchhandlg. zum energ. commissionsw. Vertriebe ihrer Werke an dch. weitgeh Verbindg. und zweckm. Reklame, deren Kosten der Verlag trägt, bestmögl. Absatz gesich. Auf prompt. Herstellung, sauberen Druck und eleg. Ausstattg. wird besond. Sorgfalt verwendet. Anfragen unter **D. G. 640 an Rudolf Mosse, Dresden.** [1260

Lohnender Nebenverdienst

für jeden **Amateur-Photogr.** Refl. bel. Off. u. **A. B. 273** an **„Invalidendank“ Leipzig** einzusenden. [1269

Verein junger Kaufleute von Berlin.

Gegründet 1839.

Abteilung für Stellenvermittelung.
Empfohlen von den Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin.
Bureau: SW., Beuthstr. 20.
Für Mitglieder kostenfrei. Hiesige Nichtmitglieder zahlen 1.–, auswärtige 2.– M. Einschreibegebühr für 6 Monate. Nachw. für die Herren Prinzipale kostenfrei. – Reglement gratis und franko.

Neu angemeldet sind folgende Stellen:

Berlin:
Maschinenfabrik, Disponent, engl. u. franz. Correspondenz. Antritt sofort. Gehalt 1800–2400 M.
Papierfabrik, Buchhalter, Platz- u. Branchekenntn. Antritt sofort. Gehalt 1800 M.
Dampfmahlmühle, perf. Buchhalter, Kenntnisse der doppelten Buchführung, sowie derselben oder ähnlichen Branche. Antritt sofort. Gehalt ca. 1800 M.

Breslau:
Kohlen, Disponent u. Buchhalter, umfassende kaufmännische Kenntnisse u. Erfahrungen Antritt bald. Gehalt 2000 2400 M.

Auszug a. d. Stellenvermittelungsregister des Allgem. deutschen Lehrerinnenvereins.
Centralleitung: Leipzig, Hohestr. 35.

Offene Stellen an Schulen:
Für eine höh. Privsch. i Hess.-Nassau wird z. bald. Antritt eine ev., wiss. Lehr. gesucht Gehalt 1000–1100 M.
Für eine höh. Privsch. Norddeutschl. wird z. bald. Antritt eine ev. Lehrer. 30 J.)p ges., welch. beid. Fremdsprach. i. Ausland. erlernt hat. 15–17 Schül. i. Alt. v. 13–15 J. – 23 Std. wöch. – Geh. 1100 M.

Offene Stellen in Familien:
Eine adlig. Fam. i. Kurld. sucht p. sofort eine ev., sehr mus., geprüfte Erz. (ca. 30 J) f 2 Md. v. 8 u. 11 J. u. 1 Kn. v. 7 J. – Guter, deutsch. Unterr., perfekt. Französ. Bedg. – Geh. 1000 M.
Eine deutsche Fam i. Span sucht z. 1. Aug. eine geprüfte Erz. f. 2 Md. v. 11 u. 12 J – All. Fäch. d. höh. Mädchenschule sind z. unterr. – Hohes Gehalt.
Meldungen an obige Adresse erbeten.

STELLEN-GESUCHE.

finden in der „Woche“, die **weit über 400 000 feste zahlende Abonnenten** besitzt, die **stärkste Verbreitung** und damit den **sichersten Erfolg.**

Junger Kaufmann

(Materialist), 17 Jahr alt, sucht Stellung, Engros- oder Detailgeschäft. **Paul Lehmann**, Berlin NW., Thurmstr. 74.

Correspondent,
Christ, 32 Jahre, perfect Englisch, leidlich Französisch, selbständiger fixer Arbeiter, (Stenotypist, eigene Maschine), langjährige Erfahrung in der chemischen Industrie, wünscht sich per 1. Juli oder 1 Oktober zu verändern. Adressen **E. 5** Depeschensaal d. Berl. Lok.-Anz., Unter d. Linden.

Reklame!

Langjähriger selbständiger Redakteur, durchaus erfahren in Reklame, Propaganda, Deutsches Zeitungswesen, ideenreich, sucht gutdotierten, selbständigen Posten bei grosser Firma. Offerten sub. A. 20 „DIE WOCHE“ Berlin, Zimmerstrasse 39-41.

Aus Liebhaberei sucht eine Dame mittl. Alters für die Sommermonate Stellung als **Gesellschafterin** ohne Vergütung in einem Kurhaus für Erholungsbedürftige. Gefällige Offerten unter **0. 18 an die Expedition** der „Woche“.



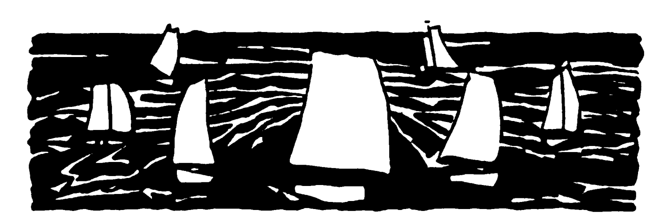
DIE·WOCHE.

Nummer 19. **Berlin, den 12. Mai 1900.** **2. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 19.

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und dessen Vororten bei der Geschäftsstelle Zimmerstraße 39—41, sowie bei allen Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und sämtlichen Buchhandlungen;
im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 8331);
im Ausland bei den Postanstalten folgender Staaten:
Belgien (4,04 fr.), Dänemark (2,83 Kron.), Jtalien (4,88 Lire), Luxemburg (4,20 fr.), Niederlande (2,10 fl.), Norwegen (3,05 Kron.), Oesterreich ([Postzeitungsliste Nr. 4239] 3,70 Kr.), Schweden (3,10 Kron.), Ungarn (4,01 Kr.).
(Der in Klammern gestellte Betrag ist der vierteljährliche Abonnementspreis.)
in der Schweiz und in Rußland nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten Abonnements entgegen;
für Frankreich nimmt die Firma H. Le Soudier, 174/176 Boulevard St. Germain, Paris, Abonnements entgegen;
ür England nimmt die Firma Emile Pelletier, 56 Charlotte Street Fitzroy Square, London W, Abonnements entgegen.



Die sieben Tage der Woche.

3. Mai.

Aus Newyork kommt die Meldung von einer furchtbaren Explosion in dem Pleasant Valley-Kohlenbergwerk, bei der mehr als zweihundert Arbeiter getötet wurden.

4. Mai.

Unter überaus herzlichen Ovationen seitens der Berliner Bevölkerung trifft Kaiser Franz Josef zur Teilnahme an den Festlichkeiten zu Ehren der Großjährigkeitserklärung des Kronprinzen in Berlin ein.

Jn den beim Galadiner gewechselten Toasten wird von Kaiser Wilhelm sowohl wie von seinem Kaiserlichen Gast der Unerschütterlichkeit des Dreibunds beredter Ausdruck verliehen. Jm Laufe des Tags erfolgt ferner die Ankunft des Königs von Sachsen und anderer Fürstlichkeiten in Berlin.

Der Kaiser von Oesterreich verleiht dem Deutschen Kaiser die Würde eines österreichischen General-Feldmarschalls.

Auf Borkum wird mit der Legung des deutsch-atlantischen Kabels nach Nordamerika begonnen.

Lord Roberts rückt mit seiner Armee auf der ganzen Linie vor.

Jn Bulgarien wird in den Bezirken Schumla und Resgrad Standrecht proklamiert.

5. Mai.

Kaiser Franz Josef und Kaiser Wilhelm wohnen einer kriegsmäßigen Schießübung auf dem Jüterboger Schießplatz bei. Nachmittags nehmen beide Kaiser an einem Festmahl in dem Kasino des Kaiser Franz-Garde-Grenadierregiments teil. Abends findet in dem festlich dekorierten Opernhause eine Galavorstellung statt.

Jn einer Depesche an den Vizekönig von Jndien giebt der Kaiser seinen Sympathien für die von der Hungersnot so schwer heimgesuchte Bevölkerung Ausdruck und spricht seine Freude darüber aus, daß von Berlin 400 000 Mark zur Linderung der Not nach Kalkutta gesandt worden sind.

Die diesjährige große Berliner Kunstausstellung wird im Beisein des Kultusministers Dr. v. Studt eröffnet.

Bei den Wahlen in die ungarische Delegation wird der von der Unabhängigkeitspartei zur Wahl präsentierte Abgeordnete Gabriel Ugron wegen seiner notorischen Dreibundfeindlichkeit von der Mehrheit des ungarischen Parlaments abgelehnt.

6. Mai.

Jm Beisein der gesamten Kaiserfamilie mit Ausnahme der durch Krankheit verhinderten Kaiserin Friedrich, sowie des Kaisers von Oesterreich und aller andern Fürstlichkeiten findet in der Kapelle des Königl. Schlosses zu Berlin die feierliche Großjährigkeitserklärung des Kronprinzen statt (vergl. Abb. S. 795). Am Abend erfolgt die Abreise des Kaisers Franz Josef.

Graf Waldersee wird zum Generalfeldmarschall ernannt.

7. Mai.

Der Generalfeldmarschall Prinz Albrecht von Preußen und der Chef des Militärkabinetts General von Hahnke bitten den Kaiser im Namen der Armee die Generalfeldmarschallswürde anzunehmen. Der Kaiser entspricht diesem Wunsch.

8. Mai.

Das Kaiserpaar trifft mit den jüngsten Kaiserlichen Kindern zu längerem Aufenthalt in Schloß Urville (Abb. S. 797) ein.

Der Ministerpräsident v. Körber bringt im österreichischen Abgeordnetenhaus den neuen Sprachgesetzentwurf für Böhmen und Mähren ein. Die Tschechen beginnen mit Obstruktion, und es kommt im Reichsrat zu überaus stürmischen Scenen.

Präsident Krüger eröffnet den Volksraad mit einer längeren Rede.

9. Mai.

Gewaltige Eruptionen des Vesuv und Erdstöße verbreiten unter der Bevölkerung der umliegenden Ortschaften große Panik. Der Verkehr auf der Vesuvbahn ist völlig eingestellt.



Kaiser Franz Josef in Berlin.

Mit dankbewegtem Herzen hat Kaiser Franz Josef Berlin verlassen. Das waren echte, rechte Freudentage, die der Habsburgische Monarch hier verlebt hat. Die frohen Tage waren nicht allzu reichlich gesäet in seinem schicksalsreichen Leben. Der alte Kaiser konnte oft mit Shakespeares König Heinrich IV. gestehen: Schwer ruht das Haupt, das eine Krone trägt. Der Kaiser hat auch als Mensch Entsetzliches durchleben müssen. Die schlichte Größe seines Duldens, das niemals seine katonische Pflichtstrenge abgeschwächt hat, sie hat die Sympathien gesteigert, die dem Kaiser seine überragende, durch keinerlei politische Stürme zu erschütternde Autorität in den Ländern seiner Krone und seine Hochgeltung im Rat der Fürsten und Regierungen geschaffen. Die Art, in der der Kaiser Franz Josef in Berlin empfangen und gefeiert wurde, stellt wohl mit das Größte dar, das einem Monarchen an Glanz und Freudigkeit des Willkommens und der Gastfreundschaft je geboten wurde. Der alte Kaiser wird die offiziellen Veranstaltungen für die würdige Begrüßung seines

Besuchs gewiß hoch bewerten; die ursprüngliche, kraftvolle Herzlichkeit der Stimmung, die durch keine Regie zu schaffen ist, wird ihm erst recht wertvoll dünken.

Kaiser Franz Josef ist heute vielleicht der innigste und rückhaltloseste Freund des Deutschen Reichs, dessen Begründung sich auf den Trümmern der österreichischen Vormacht- und Machtstellung in Deutschland vollziehen mußte. Nie vielleicht hat die genialische Größe der Bismarckischen internationalen Politik einen größeren Erfolg erzielt, als mit der klugen Behandlung Oesterreich-Ungarns seit dem Krieg von 1866, der die deutsche Einheit vorbereitete. Indem Bismarck damals großen Schwierigkeiten gegenüber es durchsetzte, daß dem besiegten Rivalen alles Demütigende, vor allem eine Landabtretung, erspart blieb, bereitete er schon jenen Zustand vor, der mit dem Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses im Jahr 1879 seine Ausbildung erfahren hat. Die seelisch erklärliche Verstimmung am österreichischen Hof, mit der 1870 Frankreich noch aussichtsstark rechnen zu können glaubte, ist zunächst einer besseren weltpolitischen Erkenntnis gewichen und dann in ihren letzten Resten beseitigt worden durch die selbstlose, von dem ehrlichsten Friedenswollen getragene deutsche Auslandspolitik. Der durch Italiens Beitritt ausgebaute Dreibund ist ein ebenso bedeutsamer wie in seiner Bedeutung klar erkennbarer Faktor der europäischen Machtpolitik geworden. Wenn man da und dort zweifelndem Lächeln begegnet und nur eine geringe Würdigung des Werts der Bundesgenossenschaft zweier Reiche für uns zugestehen will, die von inneren Schwierigkeiten durchwühlt sind und deren eines — Italien — neuerdings auch in militärischer Beziehung Mißerfolge zu verzeichnen hatte, so entfernt sich diese Auffassung doch recht weit von dem tiefer begründeten und sorgfältiger abgewogenen Urteil der zünftigen Diplomatie. Und eines vor allem wird übersehen: Bismarck, der bis zu seinem Ende nicht aufgehört hat, den Dreibund hochzuhalten, war doch wahrlich über die Dinge allenthalben genügend unterrichtet, um zu wissen, was er geschaffen und mit soviel Sorgfalt gepflegt hat.

Es war eine mit aller Gewissenhaftigkeit der internationalpolitischen Erwägung, mit vollem Bedacht vorbereitete Kundgebung für den Dreibund, die der jetzige Besuch des Kaisers Franz Josef und des Kronprinzen von Italien und die Art der Aufnahme gerade dieser Fürsten seitens unseres Kaisers bedeutete. Ein feierliches Zeugnis waren die nicht bloß schwungvollen, sondern eine volle Wucht inniger Ueberzeugung aufweisenden Worte, die Kaiser Wilhelm bei der Galatafel am 4. Mai dem Dreibund widmete. Der Kaiser hat auch ausdrücklich darauf hingewiesen, daß der nun über zwei Jahrzehnte bestehende Bund oft verkannt und mit Spott und Hohn übergossen worden sei. Gewiß, diese Geringschätzung, auf die wir bereits oben hingewiesen haben und die zum Teil auch auf einer lediglich mechanischen Wertung der Machtmittel beruht und gewisse moralische Gesichtspunkte nicht genügend berücksichtigt, diese Geringschätzung ist immer noch häufig anzutreffen. Und das ist hier durchaus unberechtigt. Schon der bloße Gedanke, daß im Fall kriegerischer Gefahren Oesterreich-Ungarn und Italien im Lager unserer Feinde stehen könnten, muß es doch erleichtern, die Vorteile dieses Bündnisses für uns zutreffend zu bemessen. Sind sie aber, wie es thatsächlich der Fall ist, mit uns und bei uns, so ergiebt dies für uns einen moralischen und taktischen Gewinn hohen Werts.

Allein man braucht noch gar nicht an den Kriegsfall zu denken. Schon das Bestehen dieses Dreibunds und das höchst solide Gefüge, das er aufweist, schon dies ist ein starkes Moment des Friedensschutzes, der Friedenssicherung. Aber eine dauernde Friedenssicherung giebt es leider nicht, und das Land der Ueberraschungen im Westen will immer sorgfältig beobachtet sein. Ein jähes Emporlodern verderblicher, den Weltfrieden bedrohender Stimmungen unter dem Einwirken einer neuen starken, die Volksleidenschaften hinreißenden Persönlichkeit ist in Frankreich jeden Tag möglich. Eine weitblickende Staatsweisheit muß über den Tag hinauswirken. Die sorgsame Pflege des Bundes mit Oesterreich-Ungarn und Italien enthebt die deutsche Diplomatie nicht der Notwendigkeit, auf eine weitere Verstärkung der Stellung Deutschlands innerhalb der Weltpolitik zu sinnen. Die außerordentlich freundlichen Beziehungen, die, der Volksstimmung nicht immer als nötig erkennbar, zwischen uns und dem offiziellen England bestehen, sind unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten als eine Ergänzung des Gewichts des Dreibunds gegenüber dem Gewicht einer russisch-französischen Koalition. Dergestalt wird aber zugleich die internationale Stellung Italiens, dessen Mittelmeerinteressen England nahe angehen, mitbefestigt und die Aktionsfähigkeit dieses Verbündeten erhöht.

. . . Friede, Friede, Friede — das ist und das bleibt hoffentlich recht lange der schöne Dreiklang, bei dem die Völker ihre Kulturaufgaben fördern, ihre innere Wohlfahrt ausbauen können. Von dem Wunsch, dem Frieden eine möglichst starke Gewähr seiner Erhaltung zu geben, waren die drei Reiche geleitet, die zum Dreibund zusammentraten. Möge der Besuch des Kaisers Franz Josef in Berlin, dem sich der Kronprinz von Italien und die andern Fürsten in stattlicher Zahl angeschlossen, dazu beitragen, das köstlichste Gut der Welt ihr als einen ungestörten Besitz zu festigen! * * *



Zwei deutsch-österreichische Stimmen über den Dreibund.

In dithyrambischen Ausdrücken ist in den letzten Tagen in Deutschland sowohl wie in Oesterreich-Ungarn von dem Bündnis der beiden Monarchien gesprochen worden, das soeben durch den herzlichsten Gedankenaustausch der beiden Kaiser neue feierliche Bekräftigung fand.

Die Festesstimmung ist vorüber. Und die Frage entsteht: Wird in Oesterreich die Begeisterung für das Bündnis anhalten, das doch in dem uns alliierten Staat auch seine scharfen Gegner unter Slawen, Klerikalen und Feudaladel hat — eine Gegnerschaft, die auch während der Berliner Festtage deutlich genug in der Presse Oesterreichs zum Ausdruck kam?

Wir haben es demgemäß für wichtig befunden, zwei Gutachten von zwei deutsch-österreichischen, auch in Deutschland wohlbekannten Politikern einzuholen, die sich beide in ihrer öffentlichen Wirksamkeit nie von den Bahnen kühlen Raisonnements entfernt haben.

Der eine ist das Mitglied des österreichischen Herrenhauses, Staatsminister a. D. Ernst von Plener, gegenwärtig Präsident des gemeinsamen Kaiserl. und Königl. obersten Rechnungshofs, der als einstiger parlamentarischer Führer der Deutschen in Oesterreich und als späterer Finanzminister des Kabinetts Windischgrätz-Plener, dessen Seele er war, auf große Erfahrungen zurückblickt.

Der andere ist das Herrenhausmitglied Professor Dr. Adolf Beer, der als Politiker ein Vierteljahrhundert hindurch im Vordergrund des österreichischen Parlamentarismus stand und auch als Geschichtsforscher sich mit Problemen beschäftigte, die für die Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn im allgemeinen und die handelspolitischen im besonderen entscheidend sind.

Wir unterließen es nicht, die beiden Deutschösterreicher zu befragen, ob sie eine weitere Ausgestaltung des Bündnisses für wahrscheinlich halten — eine Ausgestaltung etwa in kommerzieller Hinsicht, eine Ausgestaltung auch in dem Sinn, daß das Bündnis verfassungsmäßig „festgelegt" würde, wie dies vielfach unter Deutschen in Oesterreich angestrebt wird.

Staatsminister a. D. Ernst von Plener äußerte sich, wie folgt:

„Das Bündnis mit Deutschland entspricht unsern Anschauungen und Neigungen. Isoliert kann Oesterreich-Ungarn nicht dastehen. Mit wem sonst als mit Deutschland aber sollen



wir uns verbünden? Mit Rußland? Eine solche Allianz hätte keine Aussicht auf Bestand. Der Versuch ward bereits gemacht, bewährte sich aber nicht für die Dauer. In der Politik entscheidet die Erfahrung. Das Bündnis mit Deutschland hat die Probe bestanden. In zwanzigjähriger Dauer bewährt es sich, und schon macht sich der Druck dieser uns überlieferten Thatsache in einem Grad geltend, daß wir uns eine andere bessere Kombination anstelle des Bestehenden nicht zu denken vermögen. Ich will nicht sagen, daß alle in Oesterreich dieses Bündnis wollen. Es giebt Elemente, die meinen, Oesterreich wäre durch die Allianz mit dem mächtigeren Deutschland an zweite Stelle im Angesicht Europas gerückt. Es giebt wieder andere, die sich mit dem Bündnis nur abgefunden haben, ohne ihm innerlich zugethan zu sein. Und es giebt auch Elemente — und ich denke dabei an die Ultras des Slawismus und des Föderalismus in Oesterreich — die das Bündnis überhaupt perhorreszieren. Aber die Realpolitik gebietet und macht die etwa auf Zerstörung dieses Bündnisses von slawischer Seite gehenden Bestrebungen aussichtslos. Und sind denn alle Slawen in Oesterreich gegen das Bündnis? Mit nichten. Die Polen z. B., eine große, mächtige Partei im Parlament und hervorragend staatsmännisch veranlagt, sind staatsklug genug, trotzdem das strenge Vorgehen der preußischen Staatsregierung gegen die preußischen Polen ihre nationalen Mitgefühle weckt, das Bündnis unserer Monarchie mit dem Deutschen Reich als das für unsere internationale Stellung beste zu acceptieren.

Daß aber die Deutschen in Oesterreich nicht nur aus realpolitischen, sondern auch aus nationalen Motiven das Bündnis mit Deutschland freudig anzunehmen alle Ursachen hatten, brauche ich wohl nicht von neuem hervorzuheben. Es ist auch klar, daß der enthusiastische Empfang, der unserm Kaiser soeben in Berlin zu teil ward, die Stellung der Deutschen in Oesterreich gegenüber den exzessiven Aspirationen der Slawen moralisch — ich sage moralisch, nicht materiell — stärken muß. Es ist doch klar, daß eine zu slawische Politik in Oesterreich in nächster Zeit aussichtslos sein muß. Russische Sympathien, wie sie manchmal aus tschechischen Reden resultieren, können fortan nur einen akademischen Wert haben.

Möchten die Deutschen in Oesterreich, die es manchmal an Staatsklugheit etwas fehlen lassen, die jetzt nicht so ungünstige Situation nun auch nicht unbenutzt vorübergehen lassen, möchten sie namentlich einsehen, daß ihr Platz an der Staatstafel an der Seite der Ungarn sein muß! So wie Deutsche und Ungarn berufen sind, die Pfeiler des Bündnisses mit Deutschland zu sein, so sollten sie überhaupt Schulter an Schulter innerhalb der dualistischen Monarchie zu einander stehen. Es ist ein Fehler der Deutschen in Oesterreich, daß sie die vielen Schwierigkeiten, unter denen sie ohnehin zu leiden haben, noch dadurch mehren, daß sie mit den radikalen Parteien, die gegen die Ungarn hetzen, in magyarenfeindlicher Stimmung zu wetteifern suchen.

Sie fragen mich, ob ich eine weitere Ausgestaltung des bestehenden Bündnisses mit Deutschland für wahrscheinlich oder möglich halte und ob ich in der anläßlich des Besuches unseres Kaisers in Berlin zu Tage getretenen Intimität zwischen den beiden Reichen eine bereits erfolgte Anbahnung zur Erweiterung dieses Bündnisses erkenne. Um was für eine Erweiterung soll es sich da handeln? Crispi äußerte sich in diesen Tagen in einer retrospektiven Betrachtung über das Bündnis Italiens mit Deutschland, er hätte vor zehn Jahren die Ausgestaltung des politischen Dreibundes zu einem wirtschaftlichen, der politischen Union zu einer Zollunion im Auge gehabt. Sie fragen nun, ob ich es für möglich halte, daß sich die Allianz Oesterreich-Ungarns mit Deutschland eines Tags zu einer Zollunion ausgestalte? — Ich antworte darauf: es besteht wenig Hoffnung, daß dies so werde. Gewiß wird der Handelsvertrag, der in drei Jahren abläuft, erneuert werden. Gewiß! Wie soll man sich denken, daß unsere Monarchie die intime Alliierte Deutschlands wäre und dabei doch ein Tarifkrieg zwischen den beiden Reichen bestünde? Aber andererseits ist der Weg vom Handelsvertrag zur — Zollunion ein sehr weiter.

Ich erwähne, daß schon der Frankfurter Friede dies fast unmöglich macht. Im Frankfurter Frieden ist Frankreich neben fünf andern Staaten das Zugeständnis eingeräumt worden, als meistbegünstigte Nation von Deutschland behandelt zu werden, und dies gilt sozusagen für ‚ewige Zeiten'. Der Abschluß einer Zollunion zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn wäre also eine ungeheure ökonomische Schädigung Frankreichs im Vergleich zu Oesterreich, wäre in einem Punkt die Desavouierung des Frankfurter Friedens. Also schon diese internationale Schwierigkeit stellt sich dem Abschluß einer Zollunion zwischen den beiden mitteleuropäischen Monarchien in den Weg.

Dazu kommen die inneren Schwierigkeiten in Deutschland und in Oesterreich. Schon der Abschluß des letzten Handelsvertrags stieß ja auf die schärfste Opposition der in Deutschland mächtigen Partei der Agrarier — diese scheinen angesichts der in drei Jahren zu gewärtigenden Erneuerung des Handelsvertrags zu noch starrerem Widerstand bereit.

Und ich meine, so wie in Deutschland, so wäre auch in Oesterreich eine Zollunion wenig willkommen. Die österreichische Industrie — und da ist ja die Böhmens an der Spitze — sähe in einer Zollunion vielleicht eine Gefahr. — Also die Zollunion mit Deutschland erscheint mir heute Schimäre.

In welcher andern Richtung nun sollte sich das Bündnis ausgestalten? Sie sagen: es ist unter den Deutschen Oesterreichs davon gesprochen worden, das Bündnis sollte aus dem Rahmen einer internationalen Abmachung, die es jetzt ist, in die österreichische Verfassung Eingang finden, sollte zum eisernen Bestand unseres Staatsrechts, sollte, wie der terminus technicus lautet, inartikuliert werden.

Nun, ich erkläre: die Sache ist anfangs nur vereinzelt und nicht von staatsmännischer Seite in Oesterreich ventiliert worden. Seither haben sich allerdings weitere deutsche Kreise in Oesterreich über die radikalen Deutschnationalen hinaus der Sache bemächtigt. Aber gleichwohl halte ich die ‚Inartikulierung' des Bündnisses mit Deutschland für nicht opportun. Bedenken Sie, zu welchen umständlichen und, wie ich annehmen muß, peinlichen Debatten es im österreichischen Parlament käme. Ich glaube nicht, daß dies für unser Verhältnis zu Deutschland förderlich wäre. Es würden wohl nicht die Tschechen allein solch einer ‚Inartikulierung' entgegenstehen. Ich bin nicht einmal gewiß, ob die Ungarn sie wollen. Die Tschechen würden durch die Inartikulierung zum äußersten getrieben werden, denn nun hätten sie auch von einem etwaigen Systemwechsel in Oesterreich nichts, gar nichts mehr zu erhoffen. Ich halte die Inartikulierung für überflüssig.

Die Allianz mit Deutschland wirkt an sich kraft der Schwere einer zwanzigjährigen Erfahrung, und wie sie unsere äußeren Beziehungen gefestigt hat, so trägt sie, ich wiederhole es, auch erheblich bei zur endlichen Konsolidierung unserer innern Verhältnisse."

Professor Dr. Adolf Beer, der sich völlig unabhängig von Plener über dies ihm vorgetragene Anliegen äußerte, kam zu den gleichen Schlüssen wie der deutschösterreichische Exminister. Er sagte ungefähr:

„Das Bündnis mit Deutschland hat sich bereits in die deutschösterreichischen Herzen eingelebt, und es ist dringend zu wünschen, es möchten sich auch die Nichtdeutschen in Oesterreich damit befreunden, denn ich meine, das Bündnis sei auch in ihrem Interesse. Eine Erweiterung des Bündnisses zu einer handelspolitischen Union halte ich für ausgeschlossen. Ich will mich nicht über die Stimmung unter den Agrariern in Deutschland und manchen mit ihnen verbündeten Industriellen verbreiten. Doch hervorheben will ich, daß auch die Industrie in Oesterreich einer Zollunion nicht geneigt wäre. Und dazu kommt Ungarn, das heute noch größtenteils ein agrarischer Staat ist. Aber nicht nur Ungarns Naturprodukte kommen in Betracht, sondern auch die dort im Werden begriffene Industrie, die ihres Schutzzolls bedarf.

Neben den agrarischen und industriellen Schwierigkeiten sind es jedoch auch Momente finanzieller, etwa steuerpolitischer Natur, die einen Zollzusammenschluß der beiden Monarchien in absehbarer Zeit unmöglich machen. Ich denke an den Tabak hier und den Tabak dort, das Salz hier und das Salz dort. In Oesterreich Monopol, in Deutschland Besteuerung. Das Erträgnis des Tabakmonopols im Jahr 1899 waren 101 Millionen Gulden in Cisleithanien allein und der Nettogewinn davon 60 Millionen . . .

Und wie könnte sich Deutschland mit der aus einer Zollunion sich ergebenden Verminderung der Zolleingänge abfinden, die heute so ungeheuer sind, daß sie nicht nur dem Etat des Reiches, sondern auch dem der einzelnen Länder zu gute kommen? Also die Zollunion, die in manchen Köpfen spukt, erscheint mir heute undurchführbar — undurchführbarer etwa als in den sechziger Jahren, als der österreichische Minister Rechberg die Aufnahme Oesterreichs in den deutschen Zollverband anstrebte. Seit Fürst Bismarck zumal im Jahr 1879 seine Schutzzollpolitik eingeleitet, ist solchen Phantasien, die auf Herstellung einer Zollunion zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland gehen, der Boden abgegraben.

Aber, damit soll keineswegs gemeint sein, daß das letzte Wort betreffs des deutsch-österreichischen Bündnisses bereits gesprochen sei. Die Allianz könnte sich sehr wohl noch intimer gestalten!

Kaiser Franz Josef hat jedenfalls einen ungewöhnlichen Empfang in Berlin gefunden, und dies muß insbesondere die Deutschen in Oesterreich mit großer Genugthuung erfüllen."



Wovon man spricht.

Den Höhepunkt der vergangenen Festtage bildete die feierliche Ablegung des Fahneneides durch den Deutschen Kronprinzen, die unser Zeichner im Bild (S. 795) festgehalten hat. Schon lange vor der festgesetzten Zeit war der glänzende Kuppelraum der Schloßkapelle von goldstrotzenden Uniformen gefüllt. Um 11 Uhr trat der kaiserliche Zug in das Gotteshaus ein. Kaiser Franz Josef führte die Deutsche Kaiserin, deren tiefe Trauer seltsam von den lichten Toiletten der übrigen Damenwelt abstach. Der Kronprinz nahm zwischen den kaiserlichen Eltern Platz. Nachdem der Domchor von der Höhe der Galerie durch einen Psalm die Feier eingeleitet hatte, trat Hofprediger D. Dryander vor den Altar und hielt die Festpredigt, der er nach dem Wunsch des Kaisers einen Text aus dem 1. Buch der Könige, Kapitel 2, Vers 32 zu Grunde gelegt hatte. Seine Worte enthielten eine ernste Mahnung an den jugendlichen Prinzen und klangen aus in die Aufforderung: „Sei ein Mann!" Dann ergriff der Kommandeur, Oberst von Plettenberg, die Fahne des 1. Garderegiments z. F. und senkte das sturmerprobte Panier vor dem Kronprinzen, während die Generäle von Bock und Polach, von Moltke und von Kessel zur Seite der Fahne standen. Auch der Kaiser hatte sich erhoben und stand auf der andern Seite der Fahne seinem Sohn gegenüber. Der Kronprinz hatte sein Haupt wieder mit dem Helm bedeckt, erhob die Schwurfinger und sprach mit klarer, deutlicher Stimme die Eidesformel nach, die der General von Plessen aus einem Schriftstück vorlas. Als er die letzten Worte der Eidesformel gesprochen, hob sich das Panier wieder, der Kronprinz entblößte sein Haupt und wurde von seinem Vater auf das herzlichste in die Arme geschlossen. Dann erhob sich die Gesellschaft, und der Kronprinz führte seine hohe Mutter aus der Kapelle. Noch einmal ertönten die Trompeten und Posaunen, und vom Lustgarten her klang der Donner der Geschütze, der die Vollendung der Feier der Berliner Bevölkerung anzeigte.

In Bayern lebt die Erinnerung an die traurigen Junitage des Jahres 1886 wieder auf. Das körperliche Befinden des unglücklichen Königs Otto giebt wieder zu Besorgnissen Anlaß, so daß mit einem Thronwechsel in nächster Zeit gerechnet werden muß. König Otto war bekanntlich, als er die Regierung antreten sollte, bereits regierungsunfähig, weil ihn lange Jahre vorher schon unheilbare Geisteskrankheit befallen hatte. Die Geschichte wird daher von dem am 27. April 1848 geborenen zweiten Sohn des Königs Maximilian II. nicht viel zu erzählen haben, sie wird sich im wesentlichen darauf beschränken müssen, festzustellen, daß er als Jüngling den Pflichten nachgekommen ist, die ihm als Prinzen des Hauses Wittelsbach oblagen. Er hat den Krieg vom Jahre 1866 im Hauptquartier des Prinzen Karl von Bayern mitgemacht und sich am deutsch-französischen Krieg im Hauptquartier des Königs Wilhelm in Versailles beteiligt. Für ihn führt die Regentschaft Prinz Luitpold, sein Onkel, der älteste Bruder des Königs Maximilian II., als nächster Agnat. Wenn der Tod den kranken König dahinrafft, so wird das bayrische Volk die Nachricht mit gemischten Empfindungen aufnehmen, stärker wird sich noch einmal in ihm das Bedauern über das beklagenswerte Schicksal des Königs äußern, aber es wird die Erlösung des Kranken von seinem Leiden auch als eine Erlösung des Landes betrachten. Allgemein aber wird man es dem Prinzregenten Luitpold gönnen, wenn es ihm noch beschieden sein sollte, auch den Titel eines Königs zu führen, dessen Obliegenheiten er nun schon vierzehn Jahre lang als ein von nationalem Geist erfüllter Fürst versehen hat, mit Erfolg bedacht, zugleich die bayrische Selbständigkeit und die Größe des Deutschen Reichs an seinem Teil zu wahren.

Die Große Berliner Kunstausstellung ist wie alljährlich im Monat Mai feierlich eröffnet worden, sie unterscheidet sich, wie auch Professor Max Koner in seiner Begrüßungsrede hervorhob, nicht wesentlich von ihren Vorgängerinnen; die Kunst

hat sich natürlich nicht verändert, weil wir in ein neues Jahrhundert eingetreten sind. Im wesentlichen waren es auch dieselben Künstler wie sonst, die sich zur Eröffnung eingefunden hatten, nur eine Gestalt war neu, der Kultusminister Dr. Studt, der zum erstenmal an der Feierlichkeit teilnahm. Er vermied es, in seiner Rede ein künstlerisches Glaubensbekenntnis abzulegen, er gedachte der Festtage, in deren Zeichen sich der Akt vollzog und die den Kaiser Franz Josef als Gast unseres Kaisers sahen. Die Freundschaft der beiden Monarchen böte eine Gewähr des Friedens, und nur im Frieden könnten Kunst und Künstler sich frei entfalten. Auch die Sezessionsausstellung hat inzwischen ihre Pforten geöffnet, die in diesem Jahr Professor Dettmann keinen Einlaß gewährten, weil er auf die „Große" seine Bilder für den Altonaer Rathaussaal geschickt hat.

Aus dem Theaterleben. Der rege lebendige Verkehr der beiden Völker, der in politischer Beziehung durch die Reise des Kaisers Franz Josef wieder deutlich zu Tage trat, findet nun auch in der Kunst seinen Ausdruck. Die Wechselgastspiele zwischen Wien und Berlin haben begonnen. Während unser Deutsches Theater mit dem schweren Rüstzeug norddeutscher Kunst die Reise nach der österreichischen Kaiserstadt angetreten hat, sind die Künstler von der schönen blauen Donau mit ihrem leichten Blut und ihrem frischen Humor in das kleine Haus in der Schumannstraße eingezogen. In Norddeutschland sieht es um die heitere Kunst traurig aus. Die moderne Kunst entwirft nur selten ein komisches Weltbild. Und da die Gegenwart nichts bietet, greift man notgedrungen in die Vergangenheit zurück. So machte der Direktor des Berliner Theaters, Dr. Paul Lindau, einen Wiederbelebungsversuch durch die Aufführung der alten Berliner Lokalposse „Berlin bei Nacht" von David Kalisch, und was die Biedermänner vor fünfzig Jahren belachten, das gefiel auch heute noch. Aber die Aufführung bleibt doch ein Experiment, das für die lebendige Bühne wenig bedeuten will. Die Wiener bringen uns mit Anzengrubers „Kreuzelschreiber", Karlweiß „Onkel Toni" und andern heiteren Volksstücken den rechten Frohsinn. Darum herzlich willkommen in Berlin!

Franz Guthery. Während der rauschenden Festtage, die Berlin eben gefeiert hat, ist einer seiner Lieblinge aus der Theaterwelt still für immer dahingegangen. Im Alter von fünfzig Jahren starb der Komiker Franz Guthery, dessen Name uns schon durch seinen ihn überlebenden Vater Robert vertraut geworden war, durch ihn selbst aber neuen und helleren Glanz erhielt. Guthery hat ein erfolgreiches, aber doch vielleicht nicht eigentlich glückliches Leben gelebt, da er zwar stets dem Publikum, aber zum mindesten in den letzten Jahren nicht sich selbst Genüge leistete; jede Rolle, die er spielte, spielte er vortrefflich, aber er hätte seine Kunst gern auch in höheren Aufgaben bethätigt, wozu ihm weder beim Wallnertheater, dem er früher angehörte, noch im Lessingtheater, das ihn später zu seinen Mitgliedern zählte, ausreichende Gelegenheit geboten wurde.

Seit einigen Tagen regt es sich wieder im Innern des **Vesuvs**. Der unheimliche Geselle, der sich wie ein riesenhaftes „Memento mori" aus den lachenden Fluren Campaniens erhebt, scheint die frechen modernen Menschen, die es sogar gewagt haben, Kraft mit Kraft zu messen und eine Bahn bis fast auf seine Gipfel zu erbauen, an seine Existenz erinnern zu wollen. Aus dem Krater steigen gewaltige Feuersäulen, riesige Lavablöcke werden emporgeschleudert, und weithin erbebt die Erde. Das sind Momente, wo auch der Sohn des Jahrhunderts der Erfindungen, der so oft mit Erfolg den Elementen getrotzt, sich seiner Kleinheit gegenüber der Riesenkraft der Natur bewußt wird.

Feier in der Schlosskapelle am 6. Mai: Eidesleistung des Kronprinzen auf die Fahne des 1. Garderegts.
Für die „Woche" gezeichnet von J. Schlattmann.



Die Börsenwoche.

An der Börse berühren sich wieder einmal die Extreme, und „Himmelhochjauchzend — zum Tode betrübt“ sind jetzt alltägliche Vorgänge. Augenblicklich aber durchleben wir in besonders scharf ausgeprägter Weise eine Zeit der unvermittelten und radikalen Stimmungswechsel. Das Börsenvölkchen ist eine Beute hochgradiger Nervosität geworden, und der Spekulationsmarkt beansprucht momentan thatsächlich ein pathologisches Interesse. Wenn man die gewaltigen Preisschwankungen betrachtet, die sich letzthin in den tonangebenden Papieren des Industriemarkts vollzogen, so ist man versucht zu fragen, ob eine Katastrophe dräuend am Börsenhimmel heraufzog. Es hat sich aber in den Verhältnissen in der jüngsten Zeit nur wenig verändert. Nicht neue Ereignisse sind es, die jetzt die bedenkliche Unruhe in die Börse hineingetragen haben, sondern die Börse hat sich dazu bequemt, den Ereignissen endlich in stärkerem Maß Rechnung zu tragen als bisher. In der ablaufenden Woche ist die Geschäftswelt, oder richtiger, die zünftige Börsenspekulation darauf verfallen, die Lage des internationalen Eisenmarktes mit der weitestgehenden Besorgnis zu betrachten, nachdem sie bis dahin diesen Gegenstand mit großem Optimismus behandelt hatte.

Aus dieser Sachlage entspringen die wilden Preisschwankungen, die Tag für Tag in den leitenden Industrieaktien zu verzeichnen waren und die den Gesamtmarkt schwer erschütterten. Ich will nur ganz beiläufig erwähnen, daß die neuere Börsengesetzgebung, die das berechtigte und notwendige Termingeschäft in den wichtigsten Papieren nahezu vernichtet hat, den größten Teil der Schuld an diesem Rückgang der Börse trägt. Das Geschäft ist hierdurch aus seinem alten soliden Rahmen herausgedrängt und in abenteuerliche Bahnen gezwungen worden. Tritt jetzt noch die drohende starke Erhöhung der Umsatzsteuer hinzu, so werden nach Ablauf von wenig Monaten die deutschen Börsen nur noch vegetieren, während die Märkte von London und Paris auf unsere Kosten sich in noch glanzvollerer Weise entwickeln werden.

♣

Es ist unzweifelhaft, daß die mehrjährigen Ausschreitungen am amerikanischen Markt, die dem übermäßig in die Halme geschossenen und mit seiner Macht Mißbrauch treibenden Trustwesen aufs Konto zu setzen sind, drüben eine prekäre Lage geschaffen haben. Auch heute lassen sich diese Verhätnisse, selbst an Ort und Stelle, also noch viel weniger von hier aus klar übersehen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß über Nacht dort ein Umschwung eintritt, der den Eisenmarkt und die Börse plötzlich elektrisiert. Ich habe frühzeitig auf die Gefahr hingewiesen, die uns von Amerika droht. Wenn ich indes schon in voriger Woche davor warnte, den Vorgängen, die sich gegenwärtig drüben abspielen, einen zu weitgehenden Einfluß auf unsere heimischen gewerblichen und Börsenverhältnisse einzuräumen, so glaube ich damit nicht minder im Recht zu sein. Es ist thöricht, ein diesseitiges leises Nachlassen auf vereinzelten Gebieten des Eisenmarkts, eine angeblich hier und dort hervortretende leichte Zurückhaltung des Konsums als „den Anfang vom Ende“ hinzustellen. So weit sind wir noch lange nicht, und der besonnene Geschäftsmann, der potente Papierbesitzer sollte nicht vergessen, daß auch bei uns eine in ihren Mitteln nicht allzu wählerische Spekulation vorhanden ist, die die Erfolge nimmt, wo immer sie sie findet.

♣

Unsere solide Geschäftswelt sollte auch gerade in diesen Tagen, wo man mancherseits das richtige Augenmaß verloren hat, nicht vergessen, daß die heimische Industrie vor neuen großen Staatsaufträgen für Eisenbahn- und Flottenbau steht und daß die Entscheidung über die Kanalvorlage nicht in nebelgraue Fernen entschwunden ist. Unsere Eisen- und Kohlensyndikate freilich werden sich daran gewöhnen müssen, eine bescheidene Preispolitik zu treiben, oder sie werden sich neue Erhöhungen der Verkaufspreise aus dem Kopf zu schlagen haben. Schon die Rücksicht auf die Marktlage in Amerika muß unsere Produzenten in diese entsagungsvolleren Bahnen drängen. Aber diese Gewerbe können auch hierbei sehr wohl bestehen! Nicht minder fordern die Geldverhältnisse fortgesetzt zur Vorsicht heraus. Ich wiederhole daher meine Mahnung: Wachsamkeit und vor allem Besonnenheit!

Junius.

DIE TOTEN DER WOCHE

Iwan Konstantinowitsch Aiwasowski, russischer Marinemaler, † am 2. Mai auf seinem Landgut in der Krim im Alter von 82 Jahren.

Professor Dr. Theodor Beinling, ehemaliger Prorektor des Magdalenen-Gymnasiums in Breslau, † im Alter von 74 Jahren.

Edouard Bocher, ehemaliger Senator und Vertrauter des Herzogs von Orléans, † am 2. Mai in Paris.

Schriftsteller Friedrich Bücker, geistreicher Feuilletonist, † in Groß-Tabarz (Thüringen), im Alter von 65 Jahren.

Dr. Adolf Claus, Professor der Chemie an der Universität Freiburg i. B., † in Dorneck bei Waldshut im Alter von 61 Jahren.

Oberkirchenrat D. Dreyer, Leiter der Kirchenangelegenheiten des Herzogtums Sachsen-Meiningen, † am 5. Mai in Meiningen im Alter von 62 Jahren.

Edouard Grimaux, hervorragender französischer Chemiker, der auch im Dreyfusprozeß politisch hervortrat, † am 3. Mai in Paris im Alter von 65 Jahren.

Franz Guthery, einer der beliebtesten Komiker Berlins, † am 4. Mai im Alter von 50 Jahren.

Hauptmann a. D. Georg Hans Haus, einer der letzten Offiziere des ehemaligen Frankfurter Linienbataillons, † in Frankfurt a. M. im Alter von 65 Jahren.

Ernst Klie, kaiserlicher Marinehafenbaumeister, † auf der Heimreise von Kamerun im Alter von 32 Jahren.

General der Infanterie von Kummer, Führer der nach ihm benannten „Division Kummer“, die sich im Krieg 1870 ganz besonders auszeichnete, † in Hannover im Alter von 84 Jahren.

Prof. Dr. L. Kym, Senior der philosophischen Fakultät an der Universität Zürich, † am 2. Mai im Alter von 78 Jahren.

Professor Dr. Rudolf Ritter von Limbeck, Dozent der Medizin an der Universität Wien, bedeutender Fachmann auf dem Gebiet der Hämatologie, † am 4. Mai im Alter von 39 Jahren.

Oberjustizrat Franz Wilhelm Loeffler, ehemaliger Senatspräsident am Königsberger Oberlandesgericht, † in Erfurt.



Ernst Klie † Franz Guthery †

Pia Marchi-Maggi, hervorragende italienische Schauspielerin, † in Mailand im Alter von 53 Jahren.

Erzbischof von Morawsky, † am 2. Mai in Lemberg.

J. K. Poznanski, hervorragender Großindustrieller, der sich auch an vielen gemeinnützigen Veranstaltungen beteiligte, † in Lodz im Alter von 66 Jahren.

Oberbürgermeister Schüller, Mitglied des preußischen Herrenhauses, † in Koblenz am 9. Mai.

Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 810—814.

Die Kaisertage in Berlin hatten auch eine ganz eigne Industrie gezeitigt. Das reich bewegte Leben auf den Straßen brachte Käufer in Hülle und Fülle, und so etablierte sich bald hier und dort ein kleiner Geschäftsmann, der seine Waren und Ansichtskarten mit lauter Stimme anpries. Namentlich waren die Verkäufer mit Kaiser Franz Josef-Postkarten ganz besonders zahlreich vertreten. Die illustrierten Festberichte flatterten hinaus in alle Welt. Auch die Eisverkäufer etablierten sich, und die warme Frühlingssonne sorgte dafür, daß ihre erfrischenden Süßigkeiten sehr reichen Absatz fanden. Vor allen Dingen waren aber die Photographen am Werk. Ueberall sah man sie mit den Kameras, stets bereit, einige wichtige Momente der feierlichen Begebenheiten im Bilde festzuhalten. Sogar bei der Illumination ruhten sie nicht, und was man früher einfach für völlig unmöglich gehalten, gelang ihnen: auch die Vorgänge bei Nacht bannten sie auf die Platte, wenn auch nicht mit derselben Schärfe wie bei strahlendem Sonnenschein, aber doch deutlich genug, daß sich der Beschauer ein Bild von der ganzen feierlichen Stimmung machen kann. Unsere Abbildungen auf S. 805 veranschaulichen ein paar dieser äußerst schwierigen photographischen Momentaufnahmen.



Während der Berliner Festtage: Strassenverkäufer mit Kaiser Franz Josef-Postkarten.
Nach einer Momentaufnahme unseres Spezialphotographen.

Schloß Urville. Aus dem Trubel der Festtage während der Anwesenheit des Kaisers Franz Josef hat sich Kaiser Wilhelm jetzt in die Einsamkeit und Ruhe des Landlebens geflüchtet. Kurz nachdem der hohe Gast Berlin verlassen, fuhr der Kaiser nach seinem Schloß Urville in Lothringen, um die schönen Frühlingstage dort zu verleben. Und unter den vielen kaiserlichen Schlössern giebt es kaum ein geeigneteres als diesen einfachen Renaissancebau inmitten der lothringischen Wälder. Die Herrschaft Urville, die seit dem Jahre 1891 im Besitz des Kaisers sich befindet, ist vor kurzem erst wieder durch neue Ankäufe bedeutend erweitert. Dem Kaiser ist dieser Besitz an der fernen Westgrenze besonders ans Herz gewachsen, und gern weilt er dort unter den neuen Reichsbürgern, und sein Bestreben geht dahin, sie immer fester und inniger an die Stammesbrüder der alten deutschen Heimat zu ketten.



Schloss Urville in Lothringen,
zur Zeit Aufenthaltsort des Deutschen Kaisers.

Die Rheinfahrt der Torpedobootflottille. (Abbildungen S. 811.) Die Marine, vor wenigen Jahrzehnten noch das Schmerzenskind des deutschen Volkes, ist jetzt sein Stolz, ihre Volkstümlichkeit ist in der neuesten Zeit dank den Bemühungen unseres Kaisers noch gewachsen. Die Deutschen lieben ihre Flotte und bringen für ihre Vermehrung gern große Opfer, aber sie kennen sie, wie es die Natur der Dinge mit sich bringt, nur sehr wenig. Nur einem kleinen Teil der binnenländischen Bevölkerung ist es vergönnt, gelegentlich am Strand der Ost- oder Nordsee zu verweilen, und dort, wenn das Glück gut ist, einmal ein Kriegsschiff zu besichtigen. In der Voraussetzung, daß jeder Deutsche sich freut, einmal etwas von der Marine zu sehn, hat der Kaiser kürzlich den Befehl gegeben, daß eine vollständig kriegsmäßig ausgerüstete Torpedobootsdivision in diesem Frühjahr den Rhein hinauffahren solle. In Verfolg dieser Ordre ist das Divisionsboot D 4 mit sechs anderen Torpedobooten, drei von der Nordsee- und drei von der Ostseestation, über Rotterdam den Rhein hinauf gefahren und ist namentlich in Köln und Bonn mit Jubel begrüßt worden. Unsere Bilder zeigen die Flottille beim Passieren der Kreisstadt Rees und bei der Ankunft in Köln, ferner das Offizierkorps des Divisionsbootes. Die ganze Stadt Köln hat unsern braven Blaujacken den herzlichsten Empfang bereitet, die nicht genug staunen konnten über die Herrlichkeit des Rheins und der schönen alten Stadt an seinen Ufern, die alles noch übertraf, das sie in anderer Herren Länder gesehn. Während das Divisionsboot in Köln zurückbleibt, begeben sich die kleineren Fahrzeuge noch weiter stromaufwärts, um, wenn es der Wasserstand gestattet, sogar bis nach Ludwigshafen und Mannheim vorzudringen.

Zarenbesuch in Moskau (Abbildung S. 812). Der Aufent-

halt des Zarenpaares in Moskau, der ursprünglich nur über die russische Osterzeit geplant war, ist noch um eine Woche verlängert worden, eine Woche voll rauschender Festlichkeiten und kaiserlicher Prachtentfaltung, die die schöne Kremlstadt in einen Rausch patriotischer Begeisterung versetzt. Trotz Petersburg gilt doch immer Moskau als das Herz des heiligen russischen Reichs, und deshalb konnte Zar Nikolaus keinen wärmeren Wunsch seines Volkes erfüllen, als daß er mit seiner schönen und erlauchten Gemahlin den Charfreitag und die Osterwoche an den alten heiligen Stätten zubrachte, die dem rechtgläubigen Russen der Inbegriff des Anbetungswürdigen sind. Die Russen kettet noch ein besonderes inniges Verhältnis an ihren Zaren, der nicht nur unbeschränkt über sein Volk regiert, der auch zugleich das Oberhaupt der orthodoxen Kirche ist. Von allen Seiten war denn auch die Landbevölkerung in die alte Kremlstadt zusammengeströmt und als das Zarenpaar die ehrwürdigen Mauern des Kreml am Ostersonntag verließ, um sich zum Gottesdienst in die Uspenskijkathedrale zu begeben, bereiteten ihm Tausende und Abertausende eine gewaltige Ovation. In dieser an Kunst- und Schmuckschätzen überreichen Kirche hat seit den Tagen Iwan des Schrecklichen die Salbung und Krönung aller russischen Herrscher stattgefunden.

Der große Himmelsglobus (Abb. S. 810) auf der Pariser Weltausstellung, eine der Hauptanziehungen der beginnenden Ausstellungssaison, ist, wie wir bereits in unserer letzten Nummer mitteilten, der unmittelbare Schauplatz eines schweren Unglücks geworden. Trotz des Unfalls war tags darauf der Himmelsglobus bereits wieder das Ziel vieler Tausender, der auf dem ungeheuren Weltball, der in einem nicht minder gigantesken Eisenrund liegend ihnen die Größe unseres Sonnensystems und die Konstellation der Himmelskörper mit bewunderungswerter Deutlichkeit vor Augen führt. Gleich dem Riesenfernrohr, das den Besuchern „la lune à un mètre“ den Mond auf Meterlänge nahe zu bringen — verspricht, wird sich wohl der große Himmelsglobus auch fernerhin des regsten Zuspruchs zu erfreuen haben.

Der Berliner Orientexpreß (Abb. S. 810). Der deutsche Unternehmungsgeist hat einen neuen bedeutungsvollen Erfolg zu verzeichnen. Seit voriger Woche verkehrt zwischen Berlin und Konstantinopel ein direkter deutscher Eisenbahnzug, der über Breslau-Oderberg-Budapest-Sofia nach dem Goldenen Horn führt. Es ist ein Luxuszug, der von der Internationalen Schlafwagengesellschaft mit allem erdenkbaren Komfort der Neuzeit ausgestattet wurde. Zur ersten Fahrt hatte die Gesellschaft eine Anzahl Gäste geladen, um ein kompetentes Urteil über ihr neuestes Werk zu erhalten. Nun, die Teilnehmer an der Reise sind einstimmig in dem Lobe über die vorzüglichen Einrichtungen, die den Aufenthalt in dem Zug äußerst angenehm machen. Aber mehr noch, die Minister der verschiedenen Staaten, deren Hauptstädte der Zug berührte, haben keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie sich von der neuen Verbindung die vorteilhaftesten Folgen für den wirtschaftlichen Verkehr mit Deutschland versprechen. Der Sultan selbst bezeigte sein Interesse an dem Unternehmen am besten dadurch, daß er dem Zuge einige hohe Beamte zur Begrüßung entgegensandte und zu Ehren der Gäste im Sommerpalast in Therapia, wo sie abgestiegen waren, ein Diner veranstalten ließ. Auf dem Bahnhof in Konstantinopel wurden sie von dem Sohn des Stadtpräfekten und dem Direktor der Eisenbahn empfangen.

Bilder vom Transvaalkrieg. (Abbildungen S. 813.) Mit heroischem Mut wehrt sich General Louis Botha mit seinen Scharen gegen die erdrückende Uebermacht des britischen Weltreichs. Der neue Oberbefehlshaber ist unermüdlich, bald ist er hier, bald dort, überall die Kämpfer zur Ausdauer anspornend. Der General ist, wie unser Bild zeigt, eine kräftige, gedrungene Figur, und ein vorzüglicher Reiter. Seine Bedürfnisse sind denkbar einfach. So wie er auf seinem Schimmel sitzt, geht er in die Schlacht. Das einzige Moderne an ihm ist das Doppelglas, mit dem er aufmerksam die feindlichen Reihen beobachtet, um danach seine Befehle zu geben. Die Buren haben sich in diesem Krieg als vortreffliche Soldaten bewährt. Auch technisch zeigten sie sich für den Feldzug vortrefflich geschult, was man von den einfachen Landleuten eigentlich nicht erwarten konnte. Mit großer Umsicht haben sie nicht nur die schweren Eisenbahnbrücken zerstört, um dem Feinde den Anmarsch zu erschweren, auch ihrerseits haben sie wieder in kürzester Zeit Flußübergänge geschaffen, die allen Anforderungen genügten. Aber was hilft auch der heldenmütigste Widerstand, wenn die Kräfte so ungleich sind! Vergebens haben die Burenabgesandten bei den europäischen Regierungen um eine Intervention nachgesucht. Ungehört ist der Hilferuf einer bis zum Aeußersten gequälten Nation auf dieser humanen Erde verschallt. Es kann daher nicht wunder nehmen, wenn schließlich die Buren bis zum Aeußersten getrieben, den ganzen Reichtum ihres Landes, die Minen vernichten und sich selbst unter den Trümmern begraben.

Der japanische Panzerkreuzer „Yakumo“ (Abbildungen S. 814). Die deutsche Schiffsbaukunst steht in hoher Blüte, staatliche und private Werften wetteifern miteinander, ihre Einrichtungen dem Fortschritt der Technik entsprechend zu verbessern und ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen. Nachdem erst vor ganz kurzer Zeit auf der Germaniawerft in Kiel in Gegenwart Kaiser Wilhelms ein russischer Kreuzer vom Stapel gelaufen ist, hat jetzt wieder der „Vulkan“ in Bredow bei Stettin einen Panzerkreuzer für das mächtig aufstrebende japanische Reich fertiggestellt, der den Namen „Yakumo“ erhielt. Zweihundert Matrosen waren von der japanischen Regierung nach Europa entsandt worden, um das neuerbaute Kriegsschiff zu übernehmen. Auf ihrer Reise sind sie auch durch Berlin gekommen und hier speziell für die „Woche“ mit ihren Offizieren — photographiert worden. Die Orden, die die Brust eines großen Teils der Mannschaft schmücken, legen Zeugnis ab, daß sie schon im Dienst des Vaterlands gefochten haben; mit welchem Erfolg, davon wissen die Chinesen ein Liedchen zu singen.

Ernennungen und Jubiläen. Die Festtage am Berliner Hofe hat auch unser Kaiser zum Anlaß genommen, einem besonders verdienten Mitglied der Berliner Königlichen Oper seine Anerkennung in außergewöhnlicher Form zu erkennen zu geben. Während der großen Pause in der Galavorstellung befahl er Frau Emilie Herzog (Portr. S. 810) zu sich und teilte ihr persönlich mit, daß er sie zur Kammersängerin ernannt habe. — In Württemberg wurde der bisherige Ministerialdirektor im Justizministerium Dr. Karl v. Weizsäcker (Portr. S. 812) zum Kultus- und Unterrichtsminister oder, wie es dort offiziell heißt, zum Chef des Schul- und Kirchenwesens ernannt. — Der Geheime Justizrat Professor Dr. Schollmeyer (Portr. S. 810) aus Würzburg, der neben vielen anderen Schriften einen vortrefflichen Kommentar zu einzelnen Teilen des neuen Bürgerlichen Gesetzbuchs geschrieben hat, wurde als Lehrer des deutschen Zivilrechts an die Berliner Universität berufen. — Friedrich Siemens (Portr. S. 810), ein im Jahr 1826 geborener Bruder des verstorbenen Werner v. Siemens, erhielt von der Technischen Hochschule in Dresden den Ehrentitel eines Doktoringenieurs. Friedrich Siemens hat sich durch wertvolle Erfindungen und regen Unternehmungsgeist um die Industrie, insbesondere um die Glasindustrie, große Verdienste erworben. — Zum Vorsitzenden des Deutschen Sprachvereins wurde der Geheime Oberbaurat Sarrazin (Portr. S. 810) im preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten gewählt, der ein ausgezeichnetes Verdeutschungswörterbuch herausgegeben hat. — Vor fünfzig Jahren trat in den Lehrkörper der Berliner Universität der seit 1894 in Meran im Ruhestand lebende Professor Dr. Eduard Henoch (Portr. S. 810) ein, der sich als Leiter der Charitéklinik für Kinderkrankheiten in Berlin durch seine hervorragenden wissenschaftlichen Forschungen und durch die Ausbildung zahlreicher Kinderärzte in gleicher Weise ausgezeichnet hat. — Sein vierzigjähriges Priesterjubiläum feierte der Bischof von Augsburg, Dr. Petrus von Hötzl (Portr. S. 810); er gehörte früher dem Franziskanerorden an und wurde vor fünf Jahren in sein jetziges Amt berufen. — Zum neuen Kardinalvikar von Rom wurde Signor Respighi (Portr. S. 810) gewählt. — Spanien hat kürzlich wieder einmal eine Kabinettskrisis durchgemacht, die aber ausnahmsweise schnell vorübergegangen ist. Der konservative Ministerpräsident Silvela wurde von der Königin-Regentin wieder mit der Neubildung des Ministeriums betraut und löste diese Aufgabe innerhalb 24 Stunden. Die meisten Mitglieder der Regierung behielten ihre Aemter; die wichtigste Aenderung ist wohl, daß Silvela zum Minister des Auswärtigen Aguilar de Campos (Portr. S. 810) berief.





Feier der Grossjährigkeitserklärung des Deutschen Kronprinzen.

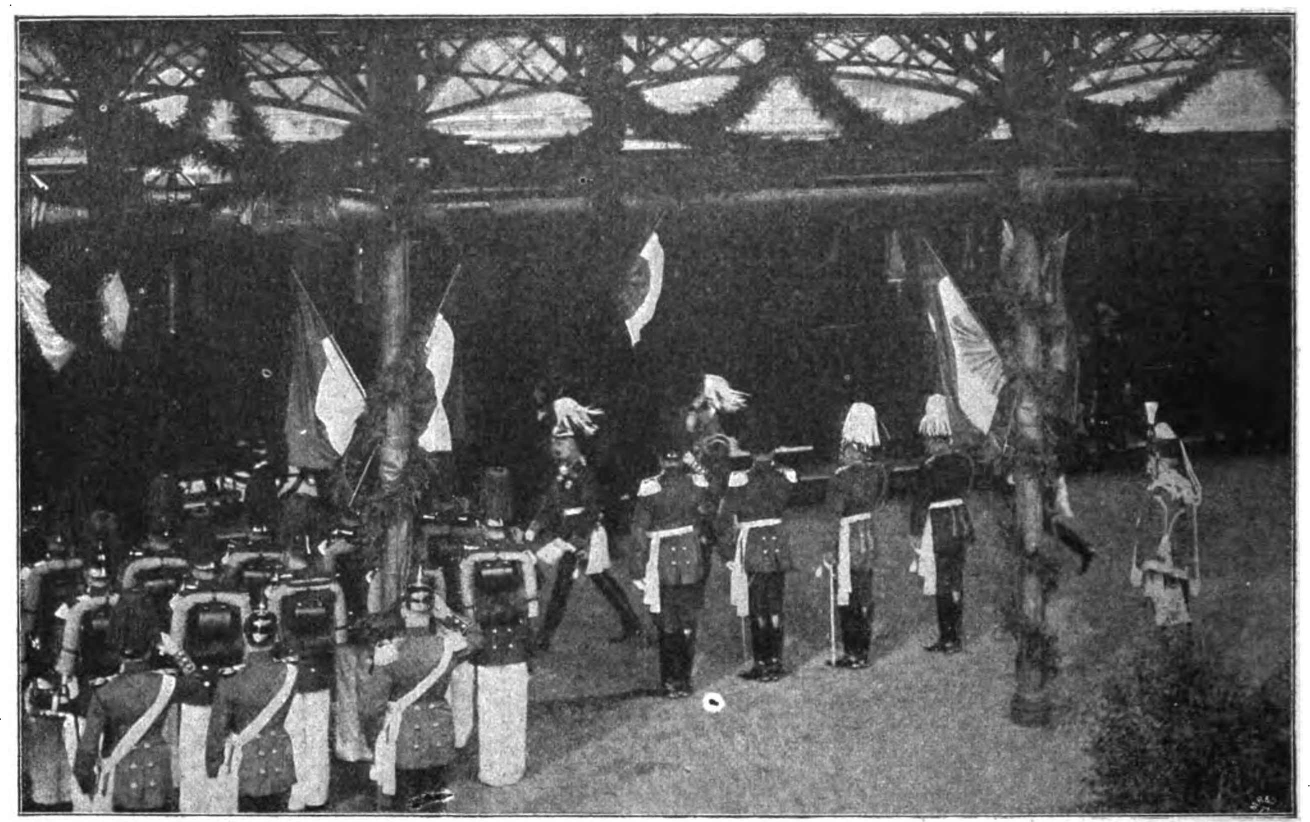
Verklungen und verrauscht sind die Jubelfeste zu Ehren der Großjährigkeitserklärung des Deutschen Kronprinzen Wilhelm. Eine seltene Feier ist nicht nur mit seltener Prachtentfaltung begangen worden, sie gedieh durch die Teilnahme der hohen Verbündeten Kaiser Wilhelms, der deutschen Bundesfürsten und aller souveränen Häuser Europas zu einem politischen Ereignis von größter Bedeutung. Selten ist solche Feier, denn seit König Friedrich Wilhelm IV. war kein König von Preußen als Kronprinz großjährig gesprochen worden. Wenn aber dieses Fest des Hauses Hohenzollern weit über den ihm vorbestimmt gewesenen Rahmen hinaus zu einer stolzen Ehrung des Deutschen Reiches und seines Kaisers sich gestaltete, so war das dem hochherzigen Entschluß des Kaisers und Königs Franz Josef I. zu danken, der spontan seinen Besuch in Berlin ankündigte, um den achtzehnten Geburtstag des Deutschen Kronprinzen mit seiner Gegenwart durch offene Bekundung unverbrüchlicher Freundschaft und Bündnistreue zu verherrlichen. Diesem stolzen Beispiel folgten alle anderen souveränen Häuser in freundschaftlicher Würdigung der bewährten deutschen Friedenspolitik. So war denn auch in diesen Festtagen Kaiser Franz Josef nicht bloß nach seinem Rang, sondern auch nach der Rangordnung der Herzen der ganz besonders ausgezeichnete Ehrengast unseres Kaisers und seiner Familie. In seiner Umgebung waren nicht nur die hervorragenden Militärpersonen, auch der Minister des Aeußern, Graf von Goluchowski, begleitete ihn nach der Reichshauptstadt; eine Thatsache, die allein schon darauf hindeutet, daß es sich nicht nur um die Feier prunkvoller Festlichkeiten handelte, sondern daß wohl auch manche politische Angelegenheit von größerer Tragweite in Berlin durch persönliche Aussprache der beiden Monarchen und ihrer Minister erledigt werden konnte, und es steht zu erwarten, daß diese Zusammenkunft noch weitere segensvolle Folgen haben wird für Deutschland und über seine Grenzen hinaus.

In Frankfurt a. O., der ersten Station, die der österreichische Kaiserzug nach Tagesanbruch erreichte, wurde Kaiser Franz Josef von den Herren des Ehrendienstes begrüßt, denen sich der österreichisch-ungarische Botschafter, Herr v. Szögyeny-Marich, angeschlossen hatte. Die auf dem Bahnhof aufgestellte Ehrenkompagnie des Leibgrenadierregiments Nr. 8 brachte dem verbündeten Monarchen die ersten Grüße des deutschen Heeres.

In mächtiger Steigerung entwickelte sich dann der Empfang auf dem festlich geschmückten Potsdamer Bahnhof, wo Kaiser Wilhelm in der Uniform eines österreichischen Generals, umgeben von den Prinzen des Königlichen Hauses, den Würdenträgern des Hofes, des Reiches und Preußens seinen Freund erwartete, während die Söhne des Kaisers in Reih und Glied der Leibkompagnie des ersten Garderegiments den Ehrendienst als Offiziere leisteten. In dieser Begrüßung war das dynastische Element der Kaiserbegegnung herzlich und bedeutsam enthalten. Und nun kam die Stadt Berlin mit ihren Einwohnern und Gästen aus dem ganzen Deutschen Reiche an die Reihe. Durch die jubelnden Massen von Hunderttausenden, vorbei an den geschmückten Häusern der

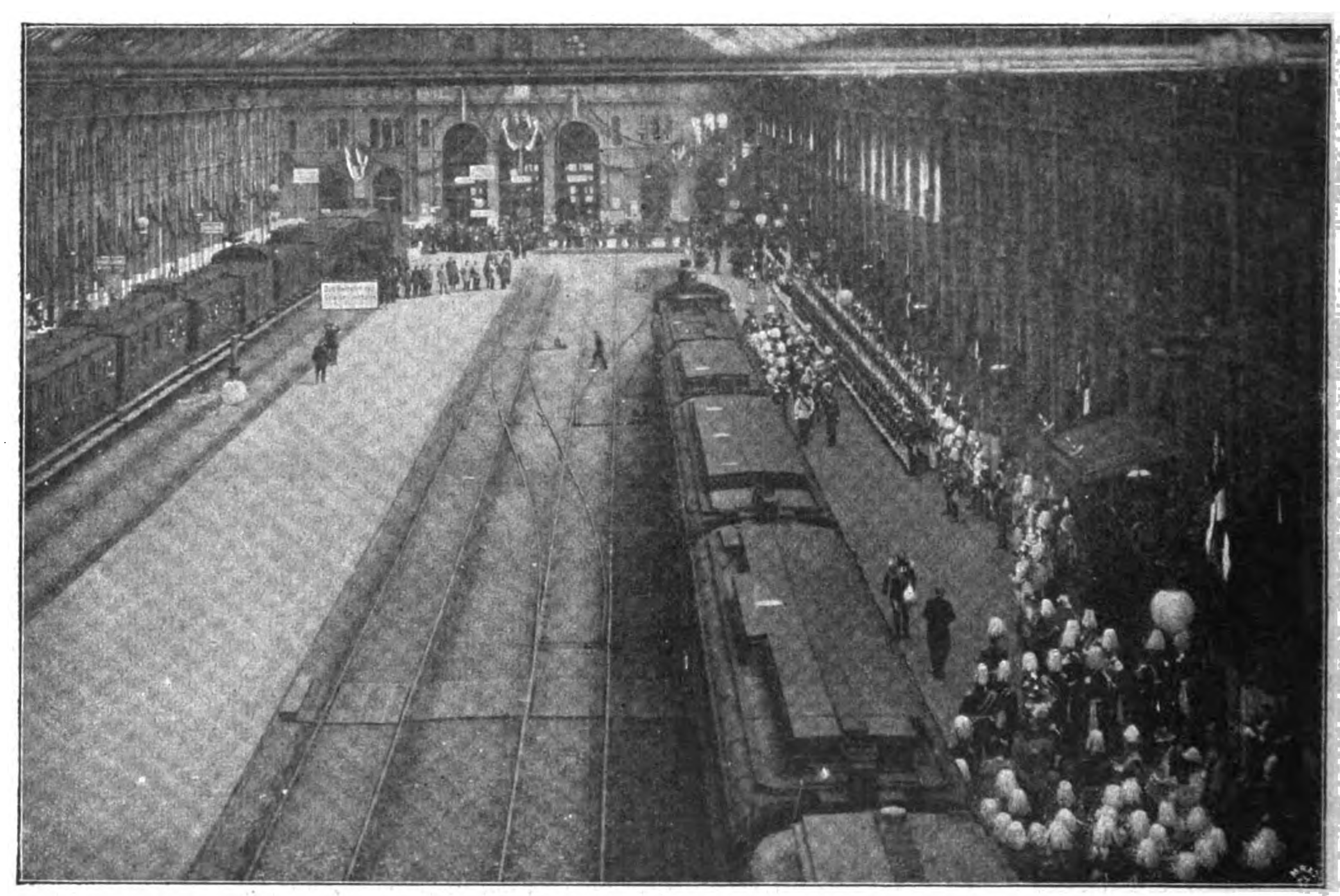


Reliefporträt Kaiser Franz Josefs I. und Kaiser Wilhelms II.
Im österreichisch-ungarischen Botschaftspalais zu Berlin am 6. Mai enthüllt. Entworfen von Alexander Jaray.



Ankunft des Kaisers Franz Josef in Frankfurt a. O.: Der Kaiser schreitet die Front der Ehrenkompagnie des Leibgrenadierregiments Nr. 8 ab.
Momentaufnahme für die „Woche" von Zander u. Labisch, Berlin.

Bellevuestraße, den weißleuchtenden Standbildern der Siegesallee, dem Spalier der Kriegervereine in der Charlottenburger Chaussee bewegte sich der glänzende Wagenzug durch das Brandenburger Thor zum Pariser Platz, der in kurzer Frist zu einem Prunk- und Festraum umgestaltet worden war, wie er hier schöner noch nicht gesehen wurde. Die wuchtigen, im Schimmer von Gold, Laubgewinde und Blumen aufragenden Obelisken, der monumentale Bogen der Ehrenpforte mit seinem herrlichen Baldachin, dem weit ausladenden österreichischen Doppeladler und der zierlichen Zinne, von der herab die Fanfaren



Begrüssung des Kaisers Franz Josef durch den Deutschen Kaiser auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin.
Momentaufnahme für die „Woche" von Zander u. Labisch, Berlin.



Einzug des Kaisers Franz Josef zur Rechten des Kaisers Wilhelm II. durch das Brandenburger Thor.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen Franz Kühn, Berlin.

Begrüssung des Kaisers Franz Josef durch die Vertreter der Stadt Berlin: Ansprache des Oberbürgermeisters Kirschner.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen Franz Kühn, Berlin.

flangen, die wallenden Fahnen Oesterreichs und Ungarns und die mit den schönen Frauen und Mädchen Berlins gefüllten Tribünen. Dies Alles belebt von den Hunderten festlich gekleideter Männer, die nach Rang und Würde Eingang gefunden hatten oder die österreichisch-ungarische Kolonie mit ihren Fahnen vertraten, dieses stolze Ganze bot einen unbeschreiblich schönen Anblick. An dieser Ehrenpforte begrüßte der Oberbürgermeister Berlins, Martin Kirschner, an der Spitze von Magistrat und Stadtverordneten den Kaiser Franz Josef. Hier nahten die Ehrenjungfrauen Fräulein Kirschner, Knoblauch und Jacobi dem kaiserlichen Gaste mit den Grüßen der Dichtung und der Blumen. Der hervorragendste unserer patriotischen Dichter, Ernst von Wildenbruch, hatte ein schwungvolles Begrüßungsgedicht verfaßt, das den Monarchen in gehobener Sprache willkommen hieß. Der Kaiser war sichtlich von dieser Begrüßung erfreut, er verließ den Galawagen und bedankte sich bei den jungen Damen mit herzlichen Worten.

Kaiser Franz Josef nimmt auf dem Pariser Platz die Blumengabe der Ehrenjungfrauen entgegen.
Photographische Momentaufnahme von Hugo Rudolphy, Berlin.

Die Straße Unter den Linden war mit Guirlanden und Fahnen des Mittelweges, mit dem reichen Schmuck der flankierenden Häuser und Paläste in eine glänzende Via triumphalis verwandelt worden, in der die großen Massen des Volks freudig erregt dem einziehenden Kaiser hinter den Spalier bildenden Truppen entgegenharrten. In einer Reihe von Momentaufnahmen haben wir die wichtigsten Stationen dieses Einzuges festgehalten. Nächst den beiden Kaisern waren der Kronprinz und Prinz Heinrich am meisten umjubelt. So bewegte sich der Zug am Denkmal Friedrich des Großen und dem Palais Wilhelms des Großen vorbei zum Lustgarten, wo vor dem Königsschloß die Regimenter der Garde eine mächtig imponierende Ehrenwache bezogen hatten.



Bilder von der Feststrasse: Das Publikum in Erwartung des Kaiserzuges.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Zander u. Labisch, Berlin.



Durchblick durch den Triumphbogen am Pariser Platz auf die festlich geschmückte Strasse Unter den Linden.
Photographische Momentaufnahme von Hugo Rudolphy, Berlin.

Graf Bülow. Graf Goluchowski. Botschafter von Szögyeny-Marich.
Parademarsch der Garde-Infanterieregimenter vor den beiden Kaisern im Lustgarten.
Photographische Momentaufnahme von Hugo Rudolphy, Berlin.



Kronprinz und Prinz Heinrich im Festzuge.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen.

Hier war es so recht eigentlich die Armee, die dem Kriegsherrn der verbündeten Reiche der Habsburger ihren Salut erwies. Die Monarchen schritten die Fronten der Regimenter ab, die dann im Parademarsch vorbeidefilierten. Auch die Staatsmänner aus dem Gefolge der Kaiser, die Grafen Bülow und Goluchowski und Herr von Szögyeny-Marich waren Zeugen des militärischen Schauspiels.

Während aller drei Festtage blieb die Straße Unter den Linden in ihrer Eigenschaft als Via triumphalis. Vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht hinein umstanden die Massen diese schöne Fahrbahn und es gab alle Augenblicke große Freude, wenn die berittenen Schutzmänner angesprengt kamen, die Querstraßen absperrten und nun ein Hofwagen mit erlauchten Gästen oder mit Prinzen heranrollte oder gar einer der Kaiser wieder erschien, die dann immer erneut mit Jubelrufen begrüßt wurden.

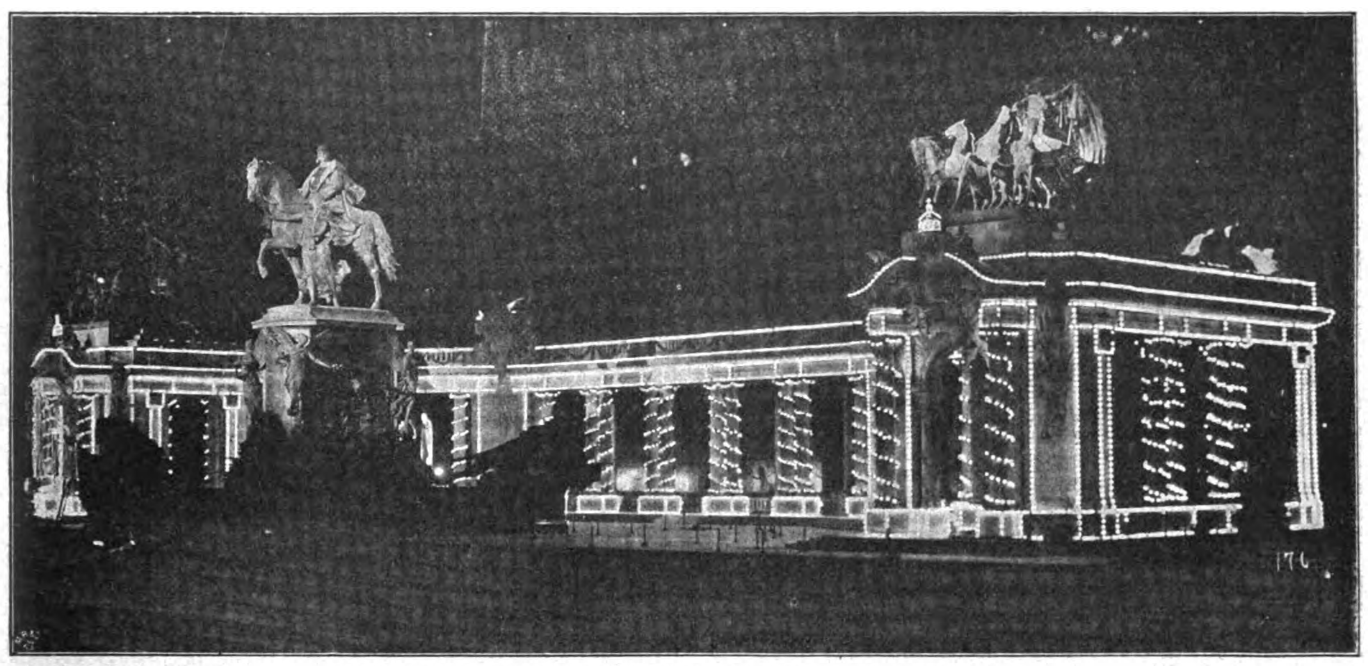
Als nächtliches Dunkel das Kaiserschloß umgab, rückten die Spielleute und Musikkorps der Berliner Garnison zum schmetternden Zapfenstreich vor die erleuchteten Fenster und Balkons und sandten mit andern Märschen und Liedern die Klänge des „Prinz Eugen der edle Ritter" zum ritterlichen Sprossen aus dem Habsburger Hause empor. Und dann flammten überall die Kerzen auf, und das Nationaldenkmal auf der Schloßfreiheit erstrahlte in hellem Glanz des elektrischen Lichts. So verbanden sich Vergangenheit und Gegenwart, Dynastie und Volk und Heer zu einem Begrüßungsfest ohnegleichen.



Kaiser Franz Josef steigt aus dem Wagen und dankt den Ehrenjungfrauen.
Photographische Momentaufnahme von Franz Kühn, Berlin.



Feststimmung Unter den Linden während der Kaisertage.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen.



Festliche Beleuchtung des Kaiser Wilhelm-Denkmals am Abend des 6. Mai.
Photographische Momentaufnahme von Hugo Rudolphy, Berlin.

Grosser Zapfenstreich der Berliner Garnison zu Ehren des Kaisers Franz Josef im Lustgarten. Im Hintergrund der neue Dom.
Photographische Momentaufnahme von Hugo Rudolphy, Berlin.



Artilleristen in der Uniform aus der Zeit Friedrichs des Grossen erwarten die beiden Kaiser an der Eingangspforte des Schiessplatzes.
Photographische Momentaufnahme von G. Meyer, Jüterbog.

Die Schiessübung in Jüterbog.

Die Festtage der vergangenen Woche in der Reichshauptstadt waren nicht nur geräuschvollen Feierlichkeiten gewidmet, sondern die Beherrscher Deutschlands und Oesterreich-Ungarns fanden neben der Repräsentation auch noch Zeit, sich ernster militärischer Thätigkeit zu widmen. Es konnte bei dem regen Interesse, das beide Monarchen ihrer Armee entgegenbringen, nicht ausbleiben, daß Kaiser Wilhelm einerseits von dem Wunsch beseelt war, seinem hohen Verbündeten die Neubewaffnung der deutschen Artillerie in der Praxis vorzuführen, wie andrerseits Kaiser Franz Josef das Bestreben haben mußte, die Wirksamkeit der Artillerie der alliierten Armee aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Das militärische Schauspiel, das sich vor den Augen der beiden obersten Kriegsherrn vollzog, war, da die Elite des preußischen Heeres daran beteiligt war, besonders glänzend, sowohl was die äußere Präzision und den Schneid anbelangte, wie seinem innern Wert nach. Die neuen Haubitzen, die den Bogenschuß des Mörsers wie die flache Flugbahn der Feldgeschütze in sich vereinigen, erwiesen sich denn auch als ein Kriegswerkzeug allerersten Ranges. Daß die Ausbildung der Offiziere wie der Mannschaft sich als über jedes Lob erhaben herausstellte, versteht sich bei der preußischen Garde beinahe von selbst. Die österreichische Armee ist mit Recht ganz besonders stolz auf ihre Artillerie, und die preußischen Mannschaften mußten daher ihr Bestes aufbieten, um unter den kritischen Blicken so vieler Sachverständigen mit Ehren bestehen zu können. Es wurden von den Batterien im Ganzen 3000 Granaten verfeuert, eine Kanonade, wie sie selbst auf dem Jüterboger Schießplatz nur zu den allergrößten Seltenheiten gehört.

Einzug der beiden Kaiser mit ihrem militärischen Gefolge in die Stadt Jüterbog nach dem Manöver am 5. Mai.
Photographische Momentaufnahme von G. Meyer, Jüterbog.



1. Anfahrt des Kronprinzen und des Prinzen Heinrich. 2. Oberbürgermeister Kirschner und Königl. Gartendirektor Geitner. 3 Bildhauer Börmel vor seinem Werk, den Kaiser erwartend.

Enthüllung des Siegmunddenkmals am 6. Mai.

Ueber dem Tiergarten lag die ganze Taufrische eines Maimorgens. Lachender Sonnenschein flutete durch die Alleen und die hellen Marmorstandbilder der Siegesallee hoben sich leuchtend aus der Fülle des zarten Frühlingsgrüns. Schon um 8 Uhr morgens erschienen der Kronprinz und Prinz Heinrich, bald darauf der Kaiser, die Kaiserin und die übrigen Prinzen des Königlichen Hauses, während der Kaiser Franz Josef mit Rücksicht auf die noch kommenden Festlichkeiten der Enthüllungsfeier ferngeblieben war. Der Künstler Eugen Börmel hat dem Herrscher aus dem Hause der Luxemburger eine wahrhaft kaiserliche Majestät verliehen. Vom Kopf bis zu den Füßen in Stahl gerüstet, die Hand am Schwert, steht er trotzig da. Der Kaiser äußerte mehrfach seiner Umgebung gegenüber, zu der auch der jetzige Oberbürgermeister von Berlin Kirschner und der Gartendirektor Geitner gehörten, seine Befriedigung. Für das Hohenzollernhaus ist diese Enthüllungsfeier von historischer Bedeutung: Kaiser Siegmund war der römische Kaiser, der den Burggrafen von Nürnberg mit der Mark Brandenburg belehnte, von wo aus dann der Hohenzollernaar sich zu immer kühnerm Flug aufschwang, bis er schließlich ganz Deutschland mit seinen Schwingen umspannte.

Die Sonntagsmesse in der Hedwigskirche.

Am Sonntag morgen 8 Uhr wohnten Kaiser Franz Josef und König Albert von Sachsen mit den andern Fürstlichkeiten katholischen Glaubens, wie namentlich der Kronprinz von Italien und Herzog Albrecht von Württemberg, dem feierlichen Hochamt bei, das Kardinal Fürstbischof Kopp (Breslau) celebrierte. Kardinal Kopp ist auch österreichischer Kirchenfürst, da die Sprengel der österreichischen Provinz Schlesien ihm unterstehen; er hat auch aus seinem Kirchenamt Sitz und Stimme im österreichischen Herrenhaus. König Albert von Sachsen ist intimer persönlicher Freund des Kaisers Franz Josef und ständiger Gast bei den Kaiserjagden in den obersteirischen Revieren. Herzog Albrecht von Württemberg ist als Enkel des verewigten Erzherzogs Albrecht und Gatte einer Nichte des Kaisers dem hohen Verbündeten Deutschlands nahe verschwägert. Den Kronprinzen von Italien, den Vertreter der dritten Großmacht des Dreibundes, hat aber Kaiser Franz Josef vielfach durch herzliche Begrüßung ausgezeichnet. Außer dem diplomatischen und militärischen Gefolge der Fürsten hatten dreißig katholische Vereine Berlins mit ihren kostbaren Fahnen sich in der Kirche eingefunden. Das Innere der Hedwigskirche war mit Palmen und Blumenarrangements wunderbar geschmückt worden, und an der linken Seite des Altars waren Baldachin, Thronsessel und Betpulte für den Kaiser Franz Josef und den König von Sachsen hergerichtet. Das im schönsten Ebenmaß gehaltene Kuppelgewölbe des vornehmen Gotteshauses überdachte die festliche Gemeinde. Nach dem Hochamt geleitete Kardinal Kopp mit der gesamten Geistlichkeit die Fürsten bis vor das Gotteshaus, wo Kaiser Franz Josef sich vom greisen König Albert verabschiedete.

Kaiser Franz Josef und König Albert vor der Hedwigskirche.
Vor dem Portal steht Kardinal Fürstbischof Kopp.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen Franz Kühn, Berlin.

Bei den Franzern.

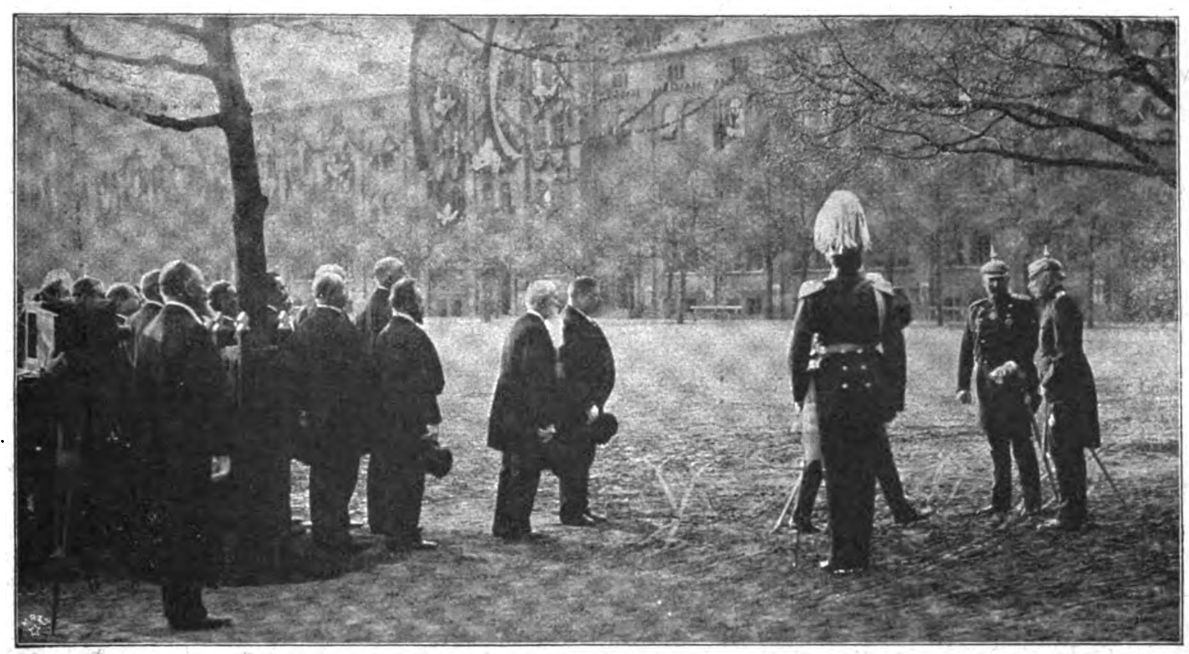
Die militärische Kameradschaft, die Waffenbrüderschaft des deutschen Heeres und der österreichisch-ungarischen Armee kam bei dem Besuch zum Ausdruck, den Kaiser Franz Josef seinem Kaiser Franz-Garde-Grenadierregiment in dessen festlich geschmückter Kaserne an der Urbanstraße abstattete. Diese Ausfahrt der Kaiser führte die Monarchen und ihr militärisches Gefolge durch Straßen, die sonst von dem Festtreiben dieser Tage unberührt geblieben waren. Aber überall wehten die grüßenden Fahnen und umjubelte ein begeistertes Publikum den Wagen der Kaiser. Ein schönes stolzes Kraftbewußtsein, das in Friedensgedanken seine Weihe findet, bekundete sich in den Trinksprüchen, die an der Offizierstafel der Franzer von den verbündeten Monarchen ausgebracht wurden. Mehrfach klang in den Stimmungen bei diesem Besuch die Erinnerung an das hohe Alter des noch immer so rüstigen und lebensfrischen Kaisers Franz Josef durch, als er selbst des Umstands gedachte, daß er nun schon über 50 Jahre lang Inhaber des schönen, in Krieg und Frieden stolz bewährten Regiments sei und als bei dieser Gelegenheit auch eine stattliche Abordnung von Veteranen des Regiments dem Kaiser Franz Josef vorgestellt wurde. Der Speisesaal des Kasinos hatte sich natürlich für das ganze Offizierkorps des Regiments mit Rücksicht auf das ansehnliche Gefolge der Monarchen zu klein erwiesen, und so speisten die jüngeren Offiziere in dem benachbarten Kommandeurzimmer. Die Vereine der ehemaligen Franzer wurden bei diesem Anlaß von dem hohen Regimentsinhaber durch Verleihung neuer Fahnenbänder ausgezeichnet, die, wie General von Schwarzkoppen mitteilte, ehestens in einer besonderen Feierlichkeit übergeben werden sollen. Nicht ohne elegisches Empfinden war die Verabschiedung des Kaisers Franz Josef von seinem Regiment, als er den Offizieren sagte: „Ich hoffe, meine Herren, Sie wiederzusehen ... Ich hoffe es.“ Möge ein gütiges Geschick den treuen Freund Deutschlands noch lange Jahre erhalten.

Die Abreise

des Kaisers Franz Josef nach Wien fand am Sonntag abend (6. Mai) ebenfalls vom Potsdamer Bahnhof aus statt. Mit der gleichen Herzlichkeit, mit der die Monarchen einander begrüßten, verabschiedeten sie sich auf dem diesmal prächtig erleuchteten Bahnhof und stürmische Hurra und Eljenrufe erschallten, als der Hofzug langsam die Halle verließ.

Prunkvolle Tage der Freude hat Berlin gesehen. Aus blauem Himmel lachte die Sonne herab auf festlich geschmückte Straßen, die eine wogende, froh bewegte Menge mit brausenden Jubelrufen erfüllte. Wenn die Nacht hereingesunken war, erstrahlten die Lichter einer feierlichen Beleuchtung von den Palästen und Bürgerhäusern. Und in diesen Festen hatte auch die deutsche Armee, die in heißen Kämpfen das neue Reich ersiegte, ihren Ehrenplatz. Die fremden Regimenter, deren Chef der Deutsche Kaiser ist, hatten militärische Abordnungen entsandt, um den Deutschen Kaiser und den Kronprinzen des Deutschen Reiches und Preußens zu begrüßen. Die glänzenden Galauniformen der fremden Offiziere belebten noch das sonst schon so schöne Bild einer deutschen militärischen Prachtentfaltung, und wie in politischer Hinsicht das Reich, so hat auch die Armee in diesen Tagen Feste gefeiert, die der Ehre und dem Ansehen des deutschen Namens hohe Genugthuung bereiteten.





Im Kasernenhof des Kaiser Franz-Garde-Grenadierregiments: Die alten Franzer vor den beiden Kaisern.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen Franz Kühn, Berlin.

15 16 17 18 19
8 9 10 11 12 13 14
1 2 3 4 5 6 7

1. Hptm. Frhr. v. Seckendorff-Gudent (2. Sächs. Grenadierregt. Nr. 101). 2. Major Bouhler (1 Bayer. Ulanenregt. Kaiser Wilhelm II.). 3. Oberst Graf Vitzthum v. Eckstädt (2. Sächs. Grenadierrgt. Nr. 101 Kaiser Wilhelm II.) 4. Generalmajor v. Butakoff (Russisches Leibgardegrenadierrgt. König Friedrich Wilhelm III.). 5. Oberst Frhr. v. Leonhardi (7 Oesterr. Husarenrgt. Wilhelm II., Deutscher Kaiser). 6. Oberst v. Schempp (2 Württemberg. Infanterieregt. Nr. 120 Kaiser Wilhelm) 7. Rittmstr. Graf Breda (7. Oesterr. Husarenrgt). 8. Oberlt. Frhr. v. Gebsattel (1. Bayer. Ulanenrgt). 9. Oberlt. Schumann (2. Sächs Grenadierrgt. Nr. 101). 10. Hptm. Huber (2. Württemberg. Infanterieregt. Nr. 120). 11. Major Graf v. Roedern (Gardekürassierrgt.) Führer der Abordnungen. 12. Oberlt. Altmann (2. Württemberg. Infanterieregt. Nr. 120). 13. Rittmstr. Frhr. v. Wolfskeel (1. Bayer. Ulanenrgt). 14. Hptm. Werhofzeff (Russ. Leibgardegrenadierrgt.). 15. Feldwebel Litwin (Russ Leibgardegrenadierrgt.). 16. Rittmstr. Prinz Schönburg-Waldenburg (Leibgardehusarenrgt.), Führer der österr.-ungar. Abordnung. 17. Oberlt. Graf Széchényi (7. Oesterr. Husarenrgt.). 18. Hptm. v. Kemnitz (Kaiser Alexander Gardegrenadierregiment), Führer der russischen Abordnung. 19. Feldwebel Baumkötter.

Die Abordnungen nichtpreussischer Regimenter, deren Chef Kaiser Wilhelm II. ist, zur Feier der Grossjährigkeitserklärung des Kronprinzen.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander u. Labisch, Berlin.

Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.



Signore Respighi, der neue Kardinalvikar von Rom.




Aguilar de Campos, der neue spanische Minister des Auswärtigen.






Emilie Herzog, wurde zur preußischen Kammersängerin ernannt.



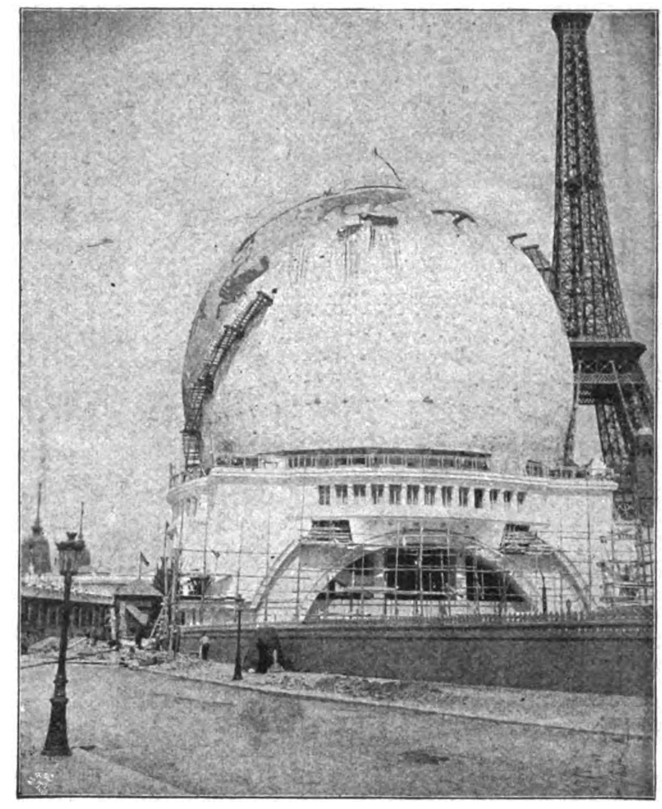
Dr. Friedrich Siemens (Dresden), wurde zum Ehren-Doktoringenieur ernannt.



Dr. Petrus von Hötzl, Bischof von Augsburg, feierte sein 40jähr. Priesterjubiläum



Geh. Oberbaurat Sarrazin (Berlin), der neue Vorsitzende des Deutschen Sprachvereins.



Der grosse Himmelsglobus auf der Pariser Weltausstellung, mit dem Schauplatz des Unglücks am 29. April. Photographische Momentaufnahme von Frères Géniaux, Paris.



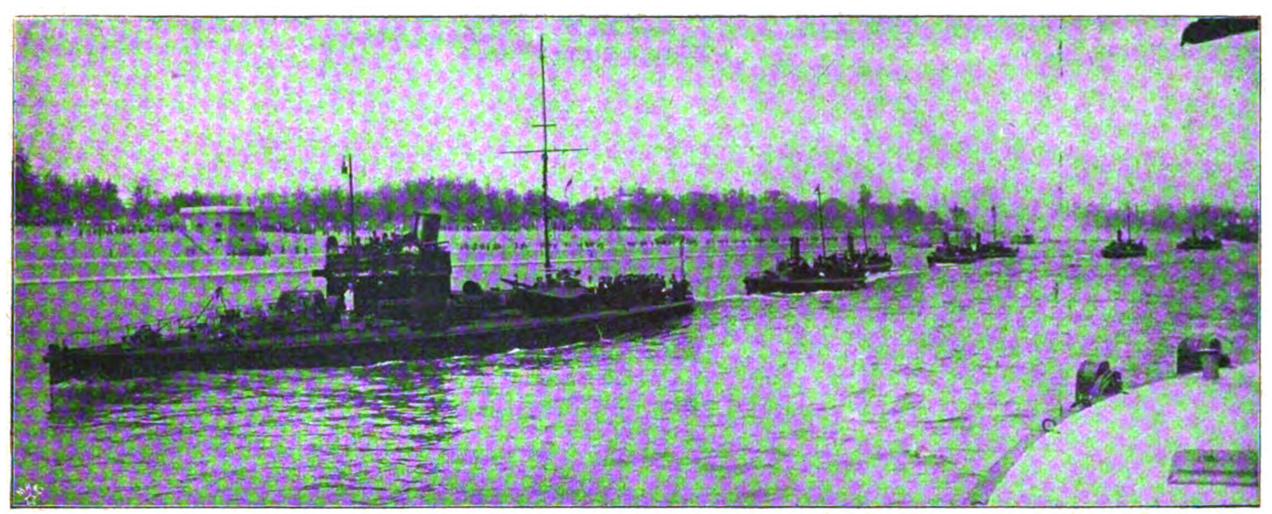
Prof. Dr. Schollmeyer, Geheimer Justizrat, wurde an die Universität Berlin berufen.



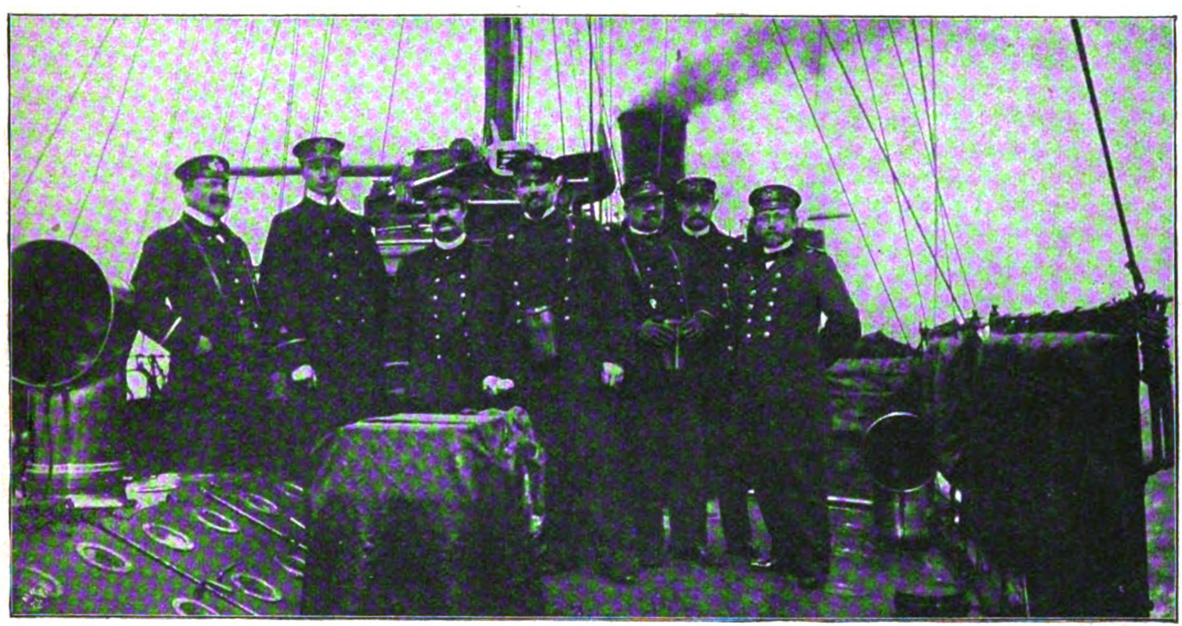
Prof. D. Eduard Henoch (Berlin), feierte sein 50jähriges Professorenjubiläum.



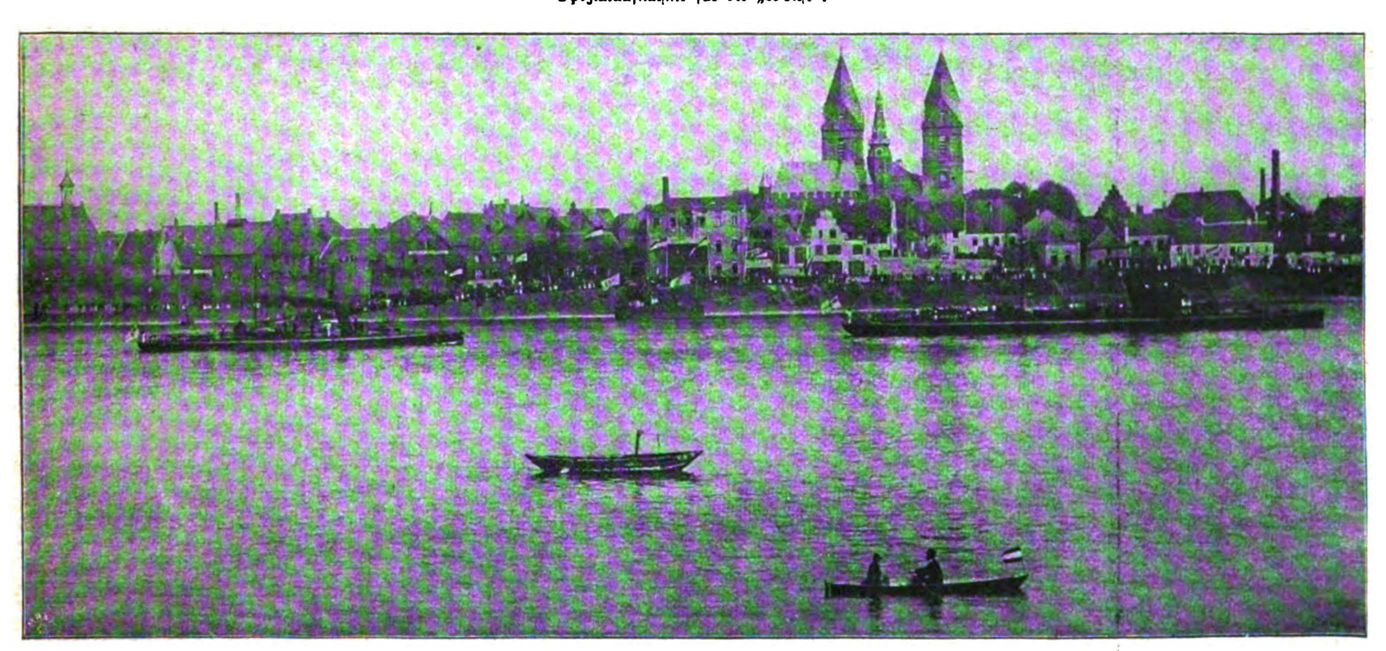
Ankunft des ersten deutschen Orientexpresszuges in Konstantinopel. Spezialaufnahme für die „Woche".



Ankunft der deutschen Torpedobootflottille in Köln a. Rh.: Voran das Divisionsboot (D 4), dann 6 Torpedoboote.
Momentaufnahme von Hofphot. Karl Scholz, Köln-Deutz.



Zahlmeister Beilker. Lt. z. S. von Paleske. Oberassistenzart Dr. Dietzel. Kapitänlt. Funke. Oberlt. z. S. Berger. Oberlt. z. S. v. Rosenberg. Marine-Ingen. Tietge.
Das Offizierkorps des Divisionsbootes (D 4) der deutschen Torpedobootflottille auf der Rheinfahrt.
Spezialaufnahme für die „Woche“.



Die deutsche Torpedobootflottille passiert auf ihrer Rheinfahrt die Kreisstadt Rees.
Photographische Momentaufnahme von Joseph Knippenberg, Rees.



Dr. von Weizsäcker, der neue Chef des Departements für Kirchen- u. Schulwesen im Württembergischen Staatsministerium.



Dr. von Goßler, Oberpräsident der Provinz Westpreußen.



Dr. von Bitter, Oberpräsident der Provinz Posen.



Dr. Witting, Oberbürgermeister der Stadt Posen.



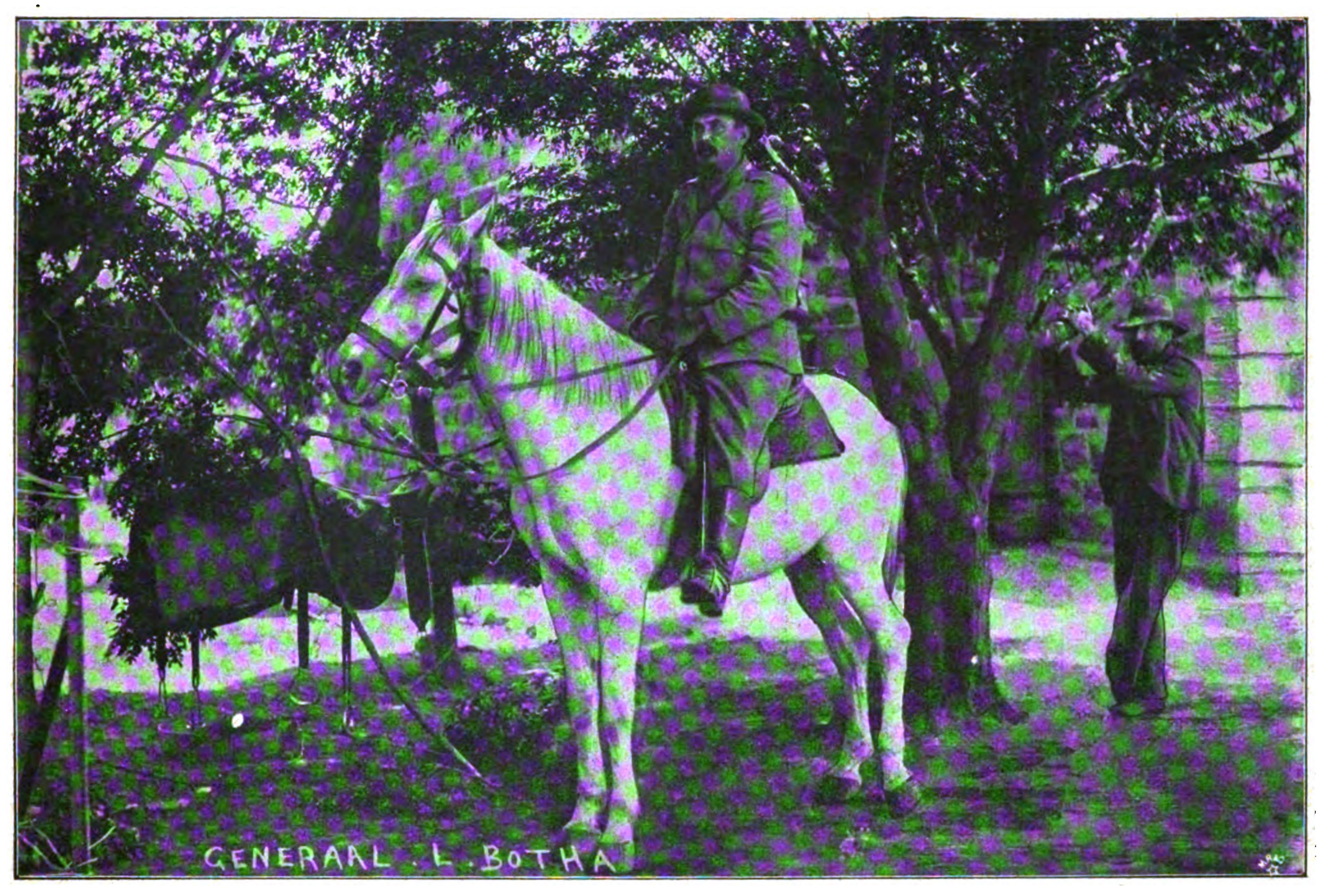
Generaldirektor Marx, Verfasser unseres Artikels (S. 815).

Die Vorkämpfer für die industrielle Entwicklung der preußischen Ostprovinzen (vergl. Artikel S. 815).

Das Zarenpaar.

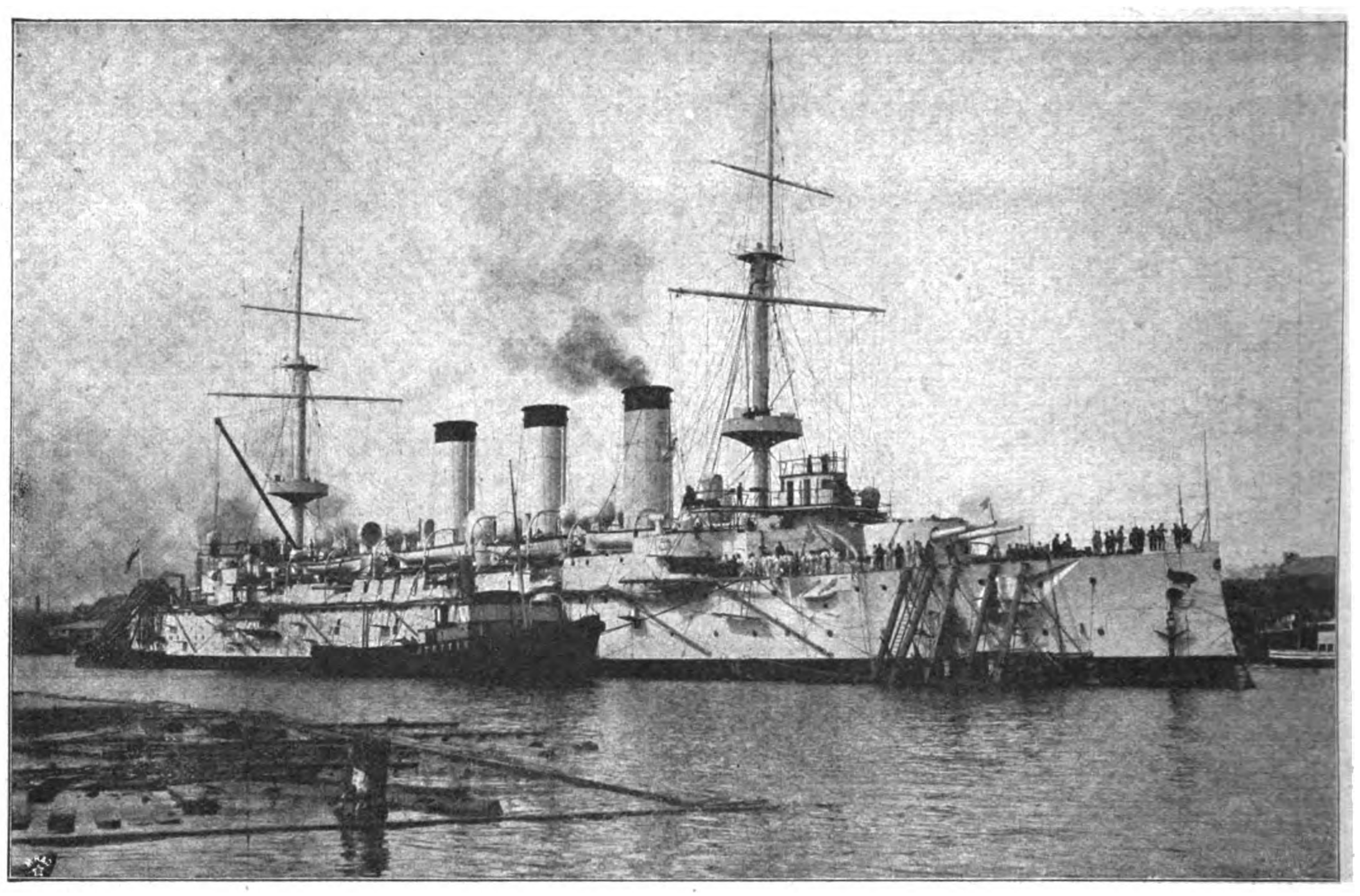
Zum Zarenbesuch in Moskau: Feierlicher Zug des Zarenpaares aus dem Kreml in die Uspenskijkathedrale am russischen Osterfonntag.

Photographische Momentaufnahme.



Bilder vom Transvaalkrieg: Der Oberbefehlshaber der Burenarmee General Louis Botha in Feldausrüstung.
Photographische Momentaufnahme.

Bilder vom Transvaalkrieg: Eine von den Buren geschlagene Kriegsbrücke über den Tugelafluss in Natal.
Photographische Momentaufnahme von B. W. Caney.



Der neue auf der Werft des „Vulkan" in Bredow bei Stettin erbaute japanische Panzerkreuzer „Yakumo".
Momentaufnahme von Hofphotograph Alex. Matthaey, Stettin.



Deckoffizier Yamasaki. Deckoffizier Miyanchi. Fregattenkapitän Kato. Marineattaché Hajashi. Intendanturkapitän Fujiki.
Die Mannschaft des japanischen Panzerkreuzers „Yakumo" auf der Durchreise in Berlin.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander und Labisch, Berlin.

Die industrielle Entwicklung der preussischen Ostprovinzen.

Von Generaldirektor Marx (Danzig).

Für den Fernstehenden, insbesondere für den Westdeutschen sind die preußischen Ostprovinzen fast nur ein geographischer Begriff. Wenige nur kennen die intimen landschaftlichen Reize des Landes. Außer den Einheimischen besuchen vorzugsweise Polen und Russen die reizenden Seebäder der Danziger Bucht oder des samländischen Strandes. Fremder sind naturgemäß dem Fernstehenden noch die wirtschaftlichen Verhältnisse. Es ist deswegen zweckmäßig, immer und immer wieder darauf hinzuweisen, daß es auch im Osten Deutsche giebt und daß es der Mühe wert ist, diese Landesteile mehr als bisher mit dem Ganzen organisch zu verschmelzen.

Die Ostprovinzen Preußens sind nicht immer in einer solchen wirtschaftlichen Depression gewesen, wie es derzeit, wenigstens bis vor einigen Jahren, noch der Fall war. Man kann sogar füglich vor der Zeit der Freiheitskriege von einer verhältnismäßig umfangreichen gewerblichen Bedeutung dieser Provinzen reden. Sogar die Eisenindustrie war in Gestalt zahlreicher kleinerer Eisenhämmer in der Danziger Gegend zu Hause, und der Elbinger Distrikt sowie die angrenzenden Gebiete des heutigen Ostpreußens hatten noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Leinenindustrie. Die Kriegsstürme der Jahre 1805—13 haben keinen Teil Deutschlands so furchtbar heimgesucht, wie den Osten Preußens. Heute noch giebt es Gemeinden, die an den Folgen der damals übernommenen Kriegslasten zu tragen haben.

Nach dem Freiheitskrieg erlangte die Landwirtschaft eine verhältnismäßige Blüte, und dieser Umstand sowie die Entvölkerung der Provinzen hat es wohl zum wesentlichen verhindert, daß sich die alten Industrien wieder erholten und weiter entwickelten.

Das neuerliche Bestreben, die Ostprovinzen Preußens durch Zuführung von Industrie wirtschaftlich zu heben, trifft in seiner Entstehung zusammen mit dem Sinken der kommerziellen Bedeutung der beiden großen östlichen Ostseehäfen, das mit dem Ende der siebziger Jahre begann.

Ihre Bedeutung, insbesondere im letzten Jahrhundert, schöpften diese Häfen vornehmlich aus dem Transithandel mit Getreide, der vorzugsweise von Rußland nach England ging.

Mit dem Anwachsen Amerikas als Konkurrent in diesem Artikel auf dem englischen Markt, mit dem Anwachsen des Konsums der eigenen Produkte in Rußland und Polen selbst sanken die den Häfen zugeführten Quantitäten dauernd, und mit dem Sinken der Zufuhrmengen Hand in Hand ging das Sinken des Handels und des Gewerbes, soweit es von ersterem abhängig ist.

Gleichzeitig entwickelten sich die übrigen Provinzen Preußens durch den bedeutenden Aufschwung der Industrie zu einem nie gekannten Wohlstand und legten durch ihre Entwicklung dem Wirtschaftspolitiker nahe, auch den Ostprovinzen durch Zuführung industrieller Unternehmungen neues Leben und neuen Wohlstand zu bringen.

Diesem einfachen Gedankengang ist das Bestreben entsprungen, industrielle Unternehmungen in den Ostseeprovinzen zu gründen und zu fördern. Seinen Ausgangspunkt hat diese Bewegung in der jüngsten Zeit von dem wirtschaftlich besonders hart getroffenen Danzig aus genommen, wo durch die unermüdliche Thätigkeit des Oberpräsidenten von Goßler der Grundstein zu einer voraussichtlich bedeutenden Entwicklung gelegt worden ist.

Mit dem Amtsantritt des Herrn von Goßler als Oberpräsident der Provinz Westpreußen hat für diese Provinz und insbesondere für die Stadt Danzig eine neue Entwicklungsära begonnen, deren Geschichte dereinst zweifellos ein hochbedeutsames Stück Kulturarbeit zeigen wird.

Stadt und Provinz, die heute schon die segensreichen Folgen dieser stillen, aber emsigen und unablässigen Arbeit an sich spüren, haben die Thätigkeit des höchsten Provinzialbeamten bereits dankbar anerkannt, und es ist noch kein Jahr her, daß die Danziger Stadtverordnetenversammlung einmütig und einstimmig dem Oberpräsidenten das Ehrenbürgerrecht der Stadt verlieh.

Die Provinz Westpreußen ist unter allen preußischen Provinzen industriell am meisten zurückgeblieben, sie hat die geringste Zahl eigentlich gewerblicher Betriebe. Während der Durchschnitt des Verhältnisses von im Gewerbebetrieb befindlichen Pferdekräften zur Einwohnerzahl in ganz Preußen 1:14 beträgt, ist die Verhältnisziffer in Westpreußen 1:45.

Neben der wirtschaftlichen Depression, die an sich schon dringende Abhilfe erfordert, leiden die Ostprovinzen Preußens, worunter hier insbesondere Westpreußen und Posen zu verstehn sind, noch unter dem nationalen Gegensatz zwischen dem deutschen und dem polnischen Element. Das letztere, das durchweg, soweit es sich um Landbewohner handelt, kulturell tiefersteht, drängt den kulturell höherstehenden und deshalb anspruchsvolleren Deutschen mit erheblichem Erfolg zurück, so daß eine wirtschaftliche Stärkung des Deutschtums auch von diesem Gesichtspunkt aus dringend notwendig und erforderlich erscheint.

Es treffen so zwei Momente zusammen, die die von Danzig ausgehende neue Bewegung als durch die Verhältnisse dringend begründet erscheinen lassen.

Zu Anfang des Jahres 1896 war es nach langen Verhandlungen gelungen, ein ungefähres Programm für die industrielle Entwicklung Danzigs zu finden. Dieses Programm basierte auf der außerordentlich günstigen Lage Danzigs, die sich insbesondere durch die glückliche Verbindung von tiefem Fahrwasser und Eisenbahn ergiebt und die in der zweiten Generalversammlung des Verbands Ostdeutscher Industrieller im November 1899 aufgestellte Behauptung rechtfertigt, daß die industrielle Entwicklung Danzigs eine logische Kette wirtschaftlicher Schlußfolgerungen sei, die sich aus der günstigen Lage der Stadt naturnotwendig ergeben haben.

Es war den leitenden Persönlichkeiten selbstverständlich klar, daß eine erhebliche Förderung des Wohlstands der Gesamtprovinz sich nur erreichen ließe, wenn es gelänge, die industrielle Entwicklung zu dezentralisieren, d. h. die Bewegung in allen Teilen der Provinz zugleich mit Erfolg einsetzen zu lassen.

Die ruhige Erwägung ergiebt aber, daß der Dezentralisierung zunächst die Schöpfung eines Zentrums vorausgehen muß, und als solches Zentrum kam selbstverständlich die Provinzialhauptstadt allein in Frage, als Brennpunkt der wirtschaftlichen und geistigen Interessen der Provinz.

Das erste Unternehmen, das dem neuen Programm seine Entstehung verdankte, waren die Ostdeutschen Industriewerke. Die Fabrik, die in unmittelbarer Nähe Danzigs in sehr glücklicher Lage zwischen Weichsel und Weichseluferbahn angelegt wurde, also mit Bahn- und Wasserverbindung rechnen konnte, befaßt sich mit dem Bau von Dampfkesseln, Apparaten, Wasserreinigern nach dem Patent Dervaux-Reisert und mit Brückenbau. Als Absatzgebiet des Werks kamen die Ostprovinzen und Rußland in Betracht. Das Unternehmen gedieh über Erwarten rasch.

Die zweite Gründung, die nach etwa Jahresfrist folgte, war die Herstellung der Straßenbahnverbindung zwischen Danzig und Neufahrwasser, die die Aufgabe haben soll, den Verkehr der Arbeiter von und zu dem in Danzig ge-

gebenen Industriebezirk an der toten Weichsel zu vermitteln. Mit Hilfe Dresdener Kapitals wurde zu diesem Zweck die Danziger Elektrische Straßenbahnaktiengesellschaft ins Leben gerufen.

Aus diesen zu Mitteldeutschland gewonnenen Beziehungen entwickelte sich dann die Nordische Elektrizitäts-Aktiengesellschaft, die sich den Bau von elektrischen Straßenbahnen und städtischen Zentralen zur Aufgabe machte und alsbald Konzessionen größeren Umfangs, insbesondere in Graudenz, Stolp und Memel, erwarb. Die gemeinschaftliche Direktion der Ostdeutschen Industriewerke und der Nordischen Elektrizitäts-Aktiengesellschaft veranlaßte die im Mai 1898 erfolgte Fusion der beiden Unternehmungen.

Durch die erzielten Erfolge war das Vertrauen westdeutschen Kapitals zu den östlichen Verhältnissen gewachsen. Die lose geknüpften Beziehungen, insbesondere zu Kölner und Elberfelder Kreisen wurden wesentlich gefestigt durch die Reise, die der Oberpräsident von Goßler im Oktober 1898 in den rheinisch-westfälischen Industriebezirk unternahm.

An diese Reise knüpfte sich die Gründung einer Waggonfabrik in Danzig, die von der Vereinigung Norddeutscher Waggonfabriken unter Führung des Geheimen Kommerzienrats van der Zypen ins Leben gerufen wurde. Eine weitere Folge der gewonnenen persönlichen Beziehungen war die unter Führung des Bankdirektors Dr. Jordan-Elberfeld ins Leben gerufene Gesellschaft „Holm“, die für industrielle Zwecke einen mehr als 600 Morgen umfassenden Terrainkomplex an der toten Weichsel aufkaufte. Nachdem inzwischen die Errichtung einer Nieten-, Schrauben- und Mutternfabrik gesichert war, nachdem infolge der Anregung des Oberpräsidenten die Holzbearbeitungsindustrie durch Errichtung eines umfangreichen Werks einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan hatte und nachdem die Entwicklung der gegründeten Unternehmungen als eine durchaus befriedigende bezeichnet werden konnte, war die Möglichkeit nähergerückt, der Einbürgerung wirklicher Großindustrie in den Ostprovinzen durch die Errichtung eines großen Hüttenwerks für Erzeugung und Verarbeitung von Stahl näherzutreten.

Im August 1899 beschloß der Aufsichtsrat der Nordischen Elektrizitäts-Aktiengesellschaft, zwecks Errichtung eines Siemens-Martin-Stahlwerks auf der Holminsel das Aktienkapital um zwei Millionen Mark zu erhöhen und die Kreierung von einer Million Mark Obligationen in Aussicht zu nehmen. Mit dem Bau des Werks ist begonnen worden. Die Nordische Elektrizitätsgesellschaft änderte bei dieser Gelegenheit ihren Namen in Elektrizitäts- und Stahlwerke-Aktiengesellschaft.

Es wurden insgesamt in den vier Jahren von 1896 bis 1900 etwa 15 Millionen Mark in neuen Unternehmungen in Danzig investiert und damit der verhältnismäßig geldarmen Provinz ein für östliche Zustände recht bedeutendes Kapital zugeführt. Die Erfolge, die sich hieraus für die Entwicklung Danzigs ergaben, waren geeignet, im ganzen Osten Schule zu machen, und so fielen alsbald an hervorragender Stelle in Ostpreußen sowohl wie in Posen Worte, die auf die Zweckmäßigkeit industrieller Entwicklung hinwiesen.

In der Provinz Posen war es namentlich der weitblickende Leiter der Provinzialhauptstadt, Oberbürgermeister Witting, der für Posen einen gleichen Fortschritt wie in Danzig anstrebte.

Die notwendige behördliche Unterstützung, auf die bei den eigenartigen ostdeutschen Verhältnissen durchaus gerechnet werden muß, wenn Erfolge erzielt werden sollen, ergab sich für Posen, als der Oberpräsident von Bitter die Leitung der Provinz übernahm. Persönliche Beziehungen ermöglichten eine baldige Annäherung, die begünstigt wurde durch die Aenderungen auf dem Gebiet des Bankwesens, die sich in Danzig sowohl wie in Posen in den letzten Jahren vollzogen, ebenfalls zum Teil getragen von der Notwendigkeit gewerblicher Entwicklung und der sich hieraus ergebenden Folgerung für die Erleichterung des Kontokorrentverkehrs.

Im Januar ds. Js. konstituierte sich in den Geschäftsräumen des Oberpräsidiums zu Danzig in Gegenwart der Oberpräsidenten von Goßler und von Bitter die Zentralstelle zur Förderung industrieller Unternehmungen im Osten mit dem Sitz in Posen. Das Präsidium der Zentralstelle übernahm Oberbürgermeister Witting. Auch die Wirkung dieser neuen Einrichtung, die besonders berufen sein dürfte, die Dezentralisation der industriellen Entwicklung im Osten zu fördern, dürfte bald segensreich in die Erscheinung treten.

Es ist erfreulich, konstatieren zu können, daß die industrielle Entwicklung in den Ostprovinzen in allen einsichtsvollen politischen Kreisen ohne Unterschied der Parteistellung gleichmäßig wohlwollend begrüßt und beurteilt worden ist. Gleichviel, ob man sie vom sozialpolitischen oder vom nationalen Standpunkt oder von beiden aus betrachtet, sie ist und bleibt eine Notwendigkeit für jeden Deutschen, dem darum zu thun ist, die divergierenden Elemente des Ostens und Westens aus der Staatseinheit zu einer Volkseinheit überzuführen.



Lob des Goldes.

Ich liebe, was von Golde,
Und schätze hoch das Gold;
Einer goldnen Blütendolde
Bin ich besonders hold.

Ich preise das Gold der Aehren,
Das von dem Felde winkt,
Und möchte nicht gern entbehren
Den Wein, der goldig blinkt.

Auch Locken giebt's, die glänzen
Wie Gold im Sonnenlicht,
Wenn lieblich sie umkränzen
Ein kleines Angesicht.

Das Gold scheint doch entschieden,
Das Beste mir zu sein;
Froh bin ich und zufrieden,
Weil etwas davon mein.

Johannes Trojan.



Die thörichte Jungfrau.

8. Fortsetzung. Roman von Rudolf Stratz.

Jetzt kam der Prinz am Kurhaus vorbei, einem festlich erleuchteten Bienenstock mit seinem Menschensummen, seinen massenhaften Glühlämpchen, seinem taghellen Leben bei Nacht. Auf der Terrasse flimmerte es von extravaganten Damenkleidern, und darunter, auf dem breiten Mittelweg, standen große und kleine Klumpen dunkelgekleideter Männer, eine unaufhörlich raunende, gestikulierende, sonderbare und etwas lichtscheue Gesellschaft, die am ersten einer aufgeregten, leise flüsternden Trauerversammlung glich.

Sollte er da hinaufgehen? Sehen, ob im Getümmel der großen Buchmacherbörse ein Fischzug zu machen war? Vielleicht würde ihn dann das nächste Rennen mehr interessieren, als das heutige? Vielleicht war er dann ganz bei der Sache, erfüllt von der „glorious incertainty" des Turfs, gleich jenem sonnengebräunten Gentleman dort in der dunklen Ecke, der, einen kurzen Sommerpaletot über dem Gesellschaftsanzug, eine Zigarette zwischen den weißen Raubtierzähnen, beide Fäuste in den Hosentaschen, mit einem stöpselartig kurzen und mopsgesichtigen Londoner Buchmacher verhandelte.

Natürlich, für den ehrenwerten Mr. Owen war derlei eine Lebens- und Magenfrage! Das Geschäft vor allem! Er ließ Diner und Tischnachbarin unter irgendeinem Vorwand im Stich, um jetzt, zur Stunde, wo er alle Welt in den Hotels wußte, im Halbdunkel zwischen den krächzenden Gruppen der Turfagenten seine sonderbaren Pfade zu wandeln. Aber immerhin, das war eben Mr. Owen, der englische Gentlemanreiter, dem man alles zutraute und nichts beweisen konnte. Wenn er aber, der Prinz von Eck, in diesen Kreisen erschienen wäre — nein, er lachte trübsinnig bei dem Gedanken, daß diese Leute ihn dann ganz ernst nehmen und ehrfurchtsvoll den Hut vor ihm ziehen würden, und setzte seinen Weg fort.

Wohin? Am Bahnhof war ein wildes Gedränge. Die große Menge, die Ausflügler, die Landwirte aus der Umgegend, alles, was keine Unterkunft mehr in Baden-Baden gefunden hatte oder nicht gesonnen war, sein schweres Geld für sie zu zahlen, strebte heimwärts. Man atmete den Staub in der dunklen Luft und sah, wie er die Gaslaternen umschleierte. Man war umweht von schlechtem Zigarrenqualm — Prinz Wilfried drehte sich erschrocken um und ging in die innere Stadt zurück.

Hier war es stiller. Nur in den Wirtshäusern lärmte und lachte es.

Da saßen die Bürger bei Markgräfler oder bayrisch Bier und besprachen als alteingesessene Einheimische, denen die große Rennwoche seit ihrer Kinderzeit, noch in den Blütejahren Napoleons und der Baden-Badener Spielbank, ein vertrautes Ereignis geworden war, die Zwischenfälle des Tages. Hier wurden weniger die Pferde taxiert, als die Fremden. Daß die Franzosen endlich, seit ein paar Jahren, wieder in das Schwarzwaldstädtchen kämen, das früher beinahe eine Pariser Filiale gewesen; daß die Russen, die beliebtesten Besucher, sich unglücklicherweise mehr und mehr verlören und man an einem Moskauer Fürsten doch mehr verdiene als an einem Hundert Engländer mit Cookkupons oder an deutschen Ferienreisenden mit Rundreiseheften, und daß eben leider, leider das preußische Wiesbaden vom Deutschen Kaiser bevorzugt werde!

Aber dazwischen klang dann wieder einmal der Name „Aegir", von dem derben Fluch eines vierschrötigen Gastes begleitet, durch ein offenes Wirtsfenster, und der Besitzer des Hengstes ging draußen eiliger vorüber, um dem verhaßten, siegreichen Namen zu entgehen.

Ein Händler bot ihm die Abendausgabe einer Zeitung an. Er kaufte sie, fast ohne zu wissen, was er that, und warf einen Blick hinein. Das Wort „Aegir" leuchtete ihm fettgedruckt entgegen und weiter unten, in einem erläuternden kleinen Artikel, sein eigener Name. Er und „Aegir" gehörten nun einmal zusammen. Zwei Leidensgenossen — zwei Luxusartikel der Newyorker!

Prinz Wilfried von Eck war in dem Blatt enthusiastisch geschildert als das Urbild eines wahren Sportsman, der das ihm durch eine Heirat zugefallene große Vermögen in idealster Weise zur Erfüllung seines Lebensziels, der Hebung der deutschen Vollblutzucht, verwende, „in vollem Einverständnis mit seiner jugendschönen, mit ihm in harmonischer Ehe lebenden Gattin, die gleich ihm es sich angelegen sein lasse, dem schönen Baden-Baden zu einem helleren Glanz zu verhelfen. Unsern ehrerbietigen Glückwunsch und Dank dem hohen Paar!"

Darüber lächelte der kleine Prinz bitterlich und ließ das bedruckte Papier in den Staub fallen. Zuweilen kamen ihm die Menschen so seltsam komisch vor, so amüsant und doch bemitleidenswert. Er hatte ihnen gegenüber das Gefühl des Außerhalbseins, als stände er als nachdenklicher Zuschauer vor einem Affenkäfig. Aber gleich darauf kam dann wieder die Erkenntnis: du bist ja selbst in einem goldenen Käfig gefangen und hast nicht die Kraft, zu entspringen, obwohl der Käfig fast täglich Form und Ort wechselt, neulich eine Segeljacht, dann wieder ein Jagdschloß oder ein Ballsaal, jetzt der grüne Rasen, jetzt wieder irgendein Hotel, wie das Gebäude vor ihm mit seinen Kofferbergen am Eingang, seinen hellerleuchteten Fenstern, seiner Tanzmusik.

Er ging hinein. Ein Diener harrte seiner. Man warte ungeduldig auf ihn, meldete er, es sei nur ein kleinerer Kreis zur Feier des heutigen Sieges.

Ein kleinerer Kreis! Er wußte, was das bei Virginia hieß. Ungefähr fünfzig Personen zu Tisch und jetzt, wo nach aufgehobener Tafel getanzt wurde, so ziemlich freier Eintritt für jeden Gentleman, der im Frack und weißer Binde erschien und von irgendeinem Klubmitglied vorgestellt wurde. In dem Hotelleben der Rennwoche nahm man das nicht so genau und seine Frau am wenigsten. Wenn nur Leben um sie war, Licht, Lärm, Lustigkeit und sie der Mittelpunkt — dann mochte morgen die Welt untergehen! Und schließlich, sie hatte eigentlich recht. Und er lief inzwischen als ein verstörter Träumer auf menschenleeren Straßen und gab durch sein Fernbleiben erwünschten Anlaß zu neuem Getuschel und Gespöttel.

Eine Art Reue erfaßte ihn. Aerger gegen sich und Angst vor ihr. Er ließ melden, daß er sich gleich umziehen und in der Gesellschaft erscheinen würde, und begab sich in seine Zimmer.

Vorher sah er noch einmal nach seinem Töchterchen. Das durchsichtigzarte, wachsblasse, kleine Wesen schlief müde, mit offenem Mund und geballten Fäustchen in einer für

seine Verhältnisse ungeheuren, spitzenumrahmten Ruhestatt. Zwei Wärterinnen saßen stumm am Bett des ewig kränkelnden Kindes.

Er winkte den beiden, sich nicht durch ihn stören zu lassen, und blieb vor dem Lager stehen. Er liebte dies gebrechliche Menschengebilde mit einer gewissen melancholischen Zärtlichkeit. Nicht nur, weil es so schwach und klein war und er alles gern hatte, was des Schutzes bedurfte und sich zutraulich anklammerte, sondern auch mit einer Wehmut, einer Gewißheit, es bald wieder für immer zu verlieren. Entweder durch den Tod — das kleine Lebenslicht flackerte ja nur zittrig auf und nieder — oder aber, was da jetzt noch sein war, durch ihn ins Leben gerufen, das mußte im Lauf der Jahre, wenn es selbst zum Menschen wurde und heranwuchs, der Mutter gleich werden, die es zu ihrem Ebenbild erzog, in lächelnder, puppenhafter Oberflächlichkeit und naiver rastloser Genußsucht und Selbstsucht. So wurde sein Kind ihm fremd — lebend oder tot — das einzige, was er eigentlich auf der Welt sein nennen konnte, und der Gedanke daran that ihm weh.

In sein Gemach getreten, ließ er sich von dem Diener den Frack reichen. Aber nun kam doch plötzlich die wirkliche Müdigkeit über ihn. Wie eine Erinnerung von gestern, wo er um diese Zeit noch die dünne, klare Höhenluft geatmet und auf kurze Stunden in der Kameradschaft seiner Gefährtin von den Bergen, die ihm fast unbekannt und gleichgiltig war wie er auch ihr, sich und sein eigentliches Leben vergessen hatte. Und er wußte selber nicht mehr: war das da oben eine Maskerade oder das da unten, diese bunte Komödie im Ballsaal, wo die Fiedeln klangen und die Schleppen flogen und die lächelnden Marionetten sich drehten?

Ein plötzlicher Widerwille erfaßte ihn. Ihm graute vor diesem schwülen, schmeichelnden Meer da unten. Ihm graute vor seiner Frau. Er schickte den Diener hinunter und ließ sich mit Unwohlsein entschuldigen. Er wußte, daß ihm das kein Mensch glaubte. Aber das war ja gleich. Nur allein sein! Er rückte sich einen Stuhl ans Fenster und schaute hinaus in die Augustnacht, die jetzt, über den Schwarzwaldkämmen aufsteigend, der Mond erhellte. Lange saß er da, Stunde um Stunde.

Im Hotel unten wurde es allmählich ruhig, ohne daß sich irgendjemand, am wenigsten seine Frau, um ihn gekümmert hätte. Endlich war alles still.

Ringsum alles still. Der Mond stand hell über der Bäderstadt, leise floß die Oos durch ihr gemauertes Bett, kühles Wehen war in der Luft, ein unbestimmtes Rauschen von fernen Bäumen und Wäldern und Höhen, ein einlullender Klang. Die Welt schlief.

Er sann und sann. Was thun? Fort von ihr! Dann kam er wieder, das wußte er ja. Und blieb er wirklich fort, so war er doch nicht frei. Sie gab ihn nicht frei, sie hatte es ihm ja ganz klar und schonungslos gesagt.

Natürlich, was man teuer gekauft hat, wirft man nachher doch nicht weg. Er war und blieb „der deutsche Prinz", das Eigentum einer Silberdynastie über'm Meer, und blieb es auch vor der Welt, wenn er fern von dem allem und, ohne einen Cent ihres Geldes anzurühren, lebte. Denn wer rechnete ihm das nach, wer glaubte das einem Mann, der sich verkauft hat? Und lehnte er ihr Geld ab, so mußte er doch selber arbeiten! Und was ist das, wenn ein Prinz plötzlich zum Versicherungsagenten oder derlei wird? Doch nur ein Skandal, eine Finte, ein schnöder Versuch, nachträglich noch mehr Geld zu erpressen, weil der Schwiegervater die geforderte Erhöhung der Rente nicht bewilligen wollte! O, er wußte, dafür würden die Verwandten seiner Frau, vielleicht sie selbst, sorgen, daß er dann in keinem andern Licht erschiene!

Und wenn er mit Virginia weiterlebte wie bisher, oder vielmehr neben ihr — er stöhnte auf! Es war ein schaudernder, heißer Widerwille, eine Traurigkeit und doch wieder ein übermächtiges Verlangen. So zu verachten und so zu lieben zugleich — ihm war es wie ein Rätsel.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, seine Frau umzubringen und sich hinterher! Er rückte ärgerlich den Stuhl zurück und stand auf. Es war wirklich hohe Zeit zur Ruhe. Die Ermüdung und Aufregung ließ sein Gehirn fiebern. Wieder lag, während er in das Zimmer zurücktrat, die Alpeneinsamkeit vor ihm, mit ihrem klaren Abendfrieden, ihrem feierlichen Dämmerglühen über ewigem Firn, ihrer Reinheit und Ruhe.

Dort oben war die Ruhe — die letzte. Warum that er nicht einmal einen Fehltritt auf einer seiner schwindligen Wanderungen, warum sandten die Gipfel ihre Steine zu seiner Rechten, ihre Lawinen zu seiner Linken vorbei, warum trugen gerade ihn Schneehang und Gletscherschlund?

Warum aber suchte er gerade in diesem Jahr Gefahr über Gefahr? Er wußte es wohl. Er suchte unwillkürlich den letzten Ausweg. Er wollte vor sich selber fliehen. Besser tot als dies Leiden!

Und in ihm sprach etwas dagegen, wie aus der Stille der Nacht geboren: man kann nicht nur sterben — man kann auch leben! Leben, wie man's verdient. Du erntest deine Thaten. Du hast dein Bestes verkauft. Du hast dich verkauft! Nun läutere dich durch Leiden, daß du wieder aus deinem Traum aufwachst.

Genese vom Weib!

Der kleine Prinz seufzte tief auf. Sehnsucht und Leidenschaft war in ihm und eine bange Erwartung: „Arme Seele, wann wirst du wach?"

13.

Ein riesenhaftes offenes Grab gähnt zum blauen Sommerhimmel Griechenlands empor, auf eine Viertelstunde im Geviert in dem sumpfigen Wiesenthal des Alpheios ausgeschachtet.

Ueber seinen glatten, gelben Lehmwänden nickt das Riedgras, stumpfsinnige Kuhköpfe lugen in die Tiefe, fernes Hundegebell, das Summen zahlloser Stechmücken über fieberdunstenden Tümpeln durchzittert die Abendschwüle, die bleiern auf dem Chaos da unten brütet. Gigantische Säulentrommeln, zersprungene Tempelquadern, vierkantige Riesensockel, Bruchstücke von Steinstufen, Mauerreste, Schutt und Splitter der Jahrtausende, zu ungefügen Bollwerken gegen die Barbaren aufgetürmt, von wütender Christenhand zerstört, vom Erdbeben durchschüttelt, von Wasserfluten überschwemmt, mitleidig von rutschenden Bergmassen begraben und doch wieder mit Hacke und Spaten an das Licht geschaufelt — so liegt Olympia da, eine steinerne Stätte des Todes, ein Siegestempel des steinernen Nichts aus verwittertem, leichenfarbenem Muschelkalk.

Lange Giftschlangen rollen sich auf den heißen Säulenstümpfen und gleiten listig züngelnd zwischen Sumpfrohr und buntem Mosaikboden auf der Froschjagd dahin; große weiße Schildkröten watscheln, das Gras weidend und wie

Gänse fauchend, über den Fleck Fiebererde, der einst dem Wunder der Welt, dem goldenen Zeus des Phidias, zum Thron gedient; und dort drüben, wo vor Zeiten durch die Thorwölbung ein Schwarm heiterer, nackter Götter, die olympischen Kämpfer ihren Einzug auf den Festplatz hielten — da harkt ein schmutzstarrender slavischer Winzer schweißtriefend, mit dem stumpfsinnigen Ausdruck des sorgengeplagten Knechts in seinem Rosinengarten. Neben ihm kläfft sein tückischer, halbverhungerter Köter, und überall aus den glühenden Rebpflanzungen tönt dasselbe Spatenschürfen und Hundegewinsel — ein ewiges Lied: im Schweiß des Angesichts sollst du dein Brot essen! Und nicht wissen, was Lachen heißt und Glück und Schönheit!

Einst hat man hier gelacht. Wo jetzt die Vipern zischen und das Röhricht raschelt, da saß wohl einst Perikles der Olympier, mit seiner Aspasia. Da schritt Themistokles zum Stadion, umbraust vom Rausch des Siegesjubels von Salamis. Da lenkte Nero im Cäsarenwahnsinn seine milchweißen Rosse zum Wettlauf, der Herr der Welt, der nach den Ehren dieses winzigen Stückchens Erde geizt.

Vorbei! Vorbei! Die Kühe blöken. Behaglich wiederkäuend, liegen sie in der Sonne. Der Alltag bleibt und käut ewig das alltägliche Gestern wieder. Die seltenen Feierstunden der Menschheit verwehen im Wind. Kaum ein Hauch bleibt übrig, ein grauer Schatten der bunten Pracht — nur eben noch so viel, um mit seinem wüsten Todesacker das sehnende Auge zu enttäuschen.

Meister Josefus seufzte. Wie er so auf einem Säulenstumpf dasaß, in den großkarierten Staubanzug gehüllt, eine schottische Mütze auf dem blonden Löwenhaupt — da ähnelte er einem jener majestätischen vollbärtigen Lords, wie man sich früher die reisenden Engländer vorstellte. Er war ein satter, gelangweilter Olympier voll träger, verdrießlicher Ruhe.



Ellinor kauerte neben ihm. Sie schwiegen beide schon lange Zeit.

„Unheimlich ist's hier!“ sagte er endlich. „Gespenstig! Wenn ich einen Totenschädel in der Hand halte, kann mir einer lange einreden, das sei einmal die schöne Helena gewesen. Ich glaub's dem Kerl nicht! Ich ärgere mich bloß darüber! Und über dich, daß du mich zu der Reise nach Griechenland verleitet hast.“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. Er meinte es ja nicht so schlimm.

Es war seit jener Abendstunde vor dem Hotel im Berner Oberland nicht mehr zwischen ihnen von der Villa in Florenz und den gemeinsamen Lebensplänen die Rede gewesen — aber dafür um so stärker ein stummes Sicheinsfühlen, das verstohlene Mitwissen und Mithüten eines ihnen beiden gleichmäßig gehörenden kostbaren Geheimnisses.

Seine Gedanken gingen denselben Weg wie ihre. „Und hast du der Lotte auch wirklich nichts davon erzählt?“ hub er plötzlich an, als hätten sie sich die ganze Zeit darüber unterhalten.

Sie verneinte durch eine leise Bewegung, als wollte sie sagen: „Ach, Lotte!“ und faßte seine Hand.

Die hielt er fest. Wieder saßen sie eine Weile stumm beisammen. Und in ihrem Ohr zitterte der Hall der letzten Worte nach, ein Klang von „Lotte“.

„Mir wird die Lotte von Tag zu Tag greulicher!“ murmelte Meister Josefus düster. „Je mehr man sich Griechenland nähert. Je mehr man Mensch wird, im eigentlichen Sinn! Und dann läuft so eine lebendig gewordene Puppe aus dem Spielzeugladen um einen herum und thut so, als sei sie auch ein Mensch! Zu einfältig — die Lotte!“

Sie erwiderte nichts.

„Und gerade jetzt!“ fuhr er fort. „Gerade heute — diese Wirtschaft auf der Eisen-

bahn, mit Orangenkaufen und Rosinen und dem Taschenapparat und der verlorenen Plaidrolle und der zu teuren Hotelrechnung in Korfu — all dies Geschnatter! Es macht mich schon ganz nervös! In der Nähe des Hermes!"

Er drehte sich um und warf einen langen Blick nach rückwärts, wo in einer Viertelstunde Entfernung zwei Gebäude von einem Hügel schimmerten — ein weißgestrichenes Gasthaus und neben ihm, rot bemalt, in Form eines Griechentempels das Museum von Olympia.

„Da oben, hinter den roten Wänden steht er!" In seiner Stimme war ein unsicherer Klang. „Anderthalbtausend Jahre hat er geschlafen. Jetzt ist er wieder von den Toten aufgestanden und so munter wie je — genau so lebendig wie an dem Tag, wo der selige Praxiteles mit seiner eigenen Hand dem Marmor noch die letzte Glätte gegeben hat. Ja, wenn ich ein Philister wäre, dann käme ich nach Hause und steckte mir am Stammtisch eine neue Zigarre an und sagte beiläufig: ‚Apropos, Kinder, den Hermes des Praxiteles hab ich auch gesehen!' Aber ich bin kein Philister, leider, leider! Ich bin ein weltberühmter Töpfergeselle, ein größenwahnsinniger Steinmetz, ein mit Orden bestreckter Stümper! Wer weiß, wie die Begegnung zwischen mir und dem Hermes abläuft, was der mir alles zu sagen hat?"

Sie schlug ihm lachend auf die Schulter, mit dem derben, aufmunternden Handschlag eines treuen Kameraden. „Weißt du, was er sagen wird, Meister Josefus? ‚Kommst du endlich?' wird er sagen. ‚Es war schon hohe Zeit! Aber nun ist's ja gut!'"

Der Siegfried in dem großkarierten Reisekostüm faßte plötzlich ihre beiden Hände und schüttelte sie und sah ihr treuherzig ins Gesicht. „Und wenn es gut wird, Ellinor — wem dank ich's? Dir allein! Was wäre ich jetzt ohne dich? Ein Hofrat! O Gott, ein herzoglich Siebenwaldenscher Hofrat! Oder ein lebenslänglicher Akademieprofessor, ein Mensch wie ein Damenschneider, der in seinem Atelier herumläuft und sich die Hände reibt und katzbuckelt und von höchsten Herrschaften allerhöchste Bestellungen entgegennimmt! Aber warte nur! Wenn erst einmal in Toskana unser Landhaus steht, und da drinnen pfeift ein Kerl und knetet und schafft den ganzen Tag, was er will und nicht die Esel, die andern, und ist seines Lebens so froh, als wär er noch ein kleiner Geisbub auf der Zillerthaler Alp — das ist dann dein Werk, liebe Ellinor! Ein gutes Werk! Es kommt Gutes dabei heraus. Schönes! Ich werde ich!"

Ihre Augen wurden feucht in wortlosem Glück. Sie hielt seine breiten Fäuste fest und nickte ihm tapfer zu.

Er schmunzelte zärtlich. „Du, Ellinor, weißt du eigentlich, daß du immer hübscher wirst — in den letzten acht Tagen?"

Sie errötete wie ein ganz junges Mädchen und machte sich los.

„Ach, hübsch!" sagte sie, scheu lachend und verwirrt. „Ich weiß recht gut, daß ich nicht hübsch bin oder gar jung — aber es ist nur so, es kommt jetzt alles von innen heraus. Ich fühle mich so frei, so leicht, und dadurch wird das alles so ganz anders wie früher — in mir und vielleicht auch äußerlich. Du mußt mich nicht auslachen, Meister Josefus! Aber es ist wahr, ich komme mir seit heute vor acht Tagen vor wie ein Mädchen von zwanzig Jahren, und die Welt liegt wieder wie ein großer Garten vor mir, in dem man sich bloß von den Bäumen zu langen hat, wozu man Lust hat. Das glaubt man ja mit zwanzig Jahren. Lotte z. B., die denkt sich das jetzt noch gar nicht anders!"

„Ach, die thörichte Jungfrau!" Meister Josefus runzelte erzürnt die Stirn. „Aber trotzdem, sie verdient Dank! Es ist ein höherer Sinn in ihrer Unvernunft! Hätte sie mich nicht vor einer Woche in die Gletscherspalte geführt, so hätte ich niemals Einkehr bei mir selbst gehalten. Ich wäre jetzt noch ein Spielball aller Lottchen der Welt und bemerkte gar nicht, was da neben einem hergeht und nur auf einen wartet. Du, Ellinor —" Er dämpfte seine Stimme zu einem ängstlichen, reuevollen Flüstern: „Was hättest du dann gethan?"

„Nichts, ich hätte eben geschwiegen!"

„Aber du hättest mich nicht mehr liebgehabt?"

„Ich hätte dich immer liebgehabt. Ich war ja immer da! Ich hab ja auf dich gewartet, all die Jahre."

„Aber, wenn ich nun nicht gekommen wäre, wenn ich mir weiter und weiter meine Tage um die Ohren geschlagen hätte, mit den Fürsten und den Lottchen, als der Hofrat Seppel, als der Klown, der sich und der Menschheit — dann hätte ich doch dein ganzes Leben auch auf dem Gewissen!"

Sie stand auf. „Was liegt an mir? Die Hauptsache ist, daß ein Leben seinen Inhalt hat. Sein Inhalt warst immer du. Jetzt, wo du zu mir gesprochen hast, ist es das Glück. Andernfalls war es eben das Unglück. Aber reich war es so oder so. Reichtum verträgt man immer, auch den Reichtum an Schmerzen. Das, wovor mir gegraut hätte, das war nur die Leere. Die Angst, daß ich dich einmal nicht mehr liebhaben könnte und dann überhaupt gar nichts mehr auf der Welt hätte."

„Ach geh!" Er schaute zärtlich zu ihr auf mit seinem sonnigen, warmen Siegfriedslächeln. „Du und mich nicht mehr liebhaben! Das giebt's ja gar nicht! Und jetzt gar! Ich seh uns beide schon schaffen in unserer Werkstatt, dich und mich. Ich in meinem kotigen weißen Kittel, der rechte fröhliche Steinmetz bei Pfeifen und Hammerschlag, und du mein Gehilfe, mein guter Geist — und darüber der blaue Himmel von Italien, Blumen, Sonnenlicht, Cypressen und keine Menschen — ach, keine Menschen! Keine mit Glatzen und keine mit langem Haar, keine Kommerzienräte und keine Lottchen! Wir brauchen sie nicht, wir haben einen viel feineren Verkehr, wir fahren in die Uffizien und erkundigen uns, wie es unserer lieben Frau von Medici geht. Wenn die einen angelacht hat, dann kommt man frisch und froh nach Hause — an die Arbeit!"

„Weißt du," fuhr er fort, „ich werde nur noch für dich arbeiten. Um die Leute kümmere ich mich nicht mehr. Nein, ob du zu dem Werk ‚ja' sagst! Du bist ja doch der einzige, der mich versteht. Ich denke mir immer: du fühlst es auch so wie ich. Man ist gar nicht der, den man heißt oder als der man zufällig gerade lebt, sondern es ist eine Kraft in der Welt, die wandert von einem Jahrhundert ins andere und von einem Menschen, wenn der stirbt, in einen andern — ich möchte sagen, wie ein Vogel sein Nest jedes Jahr wo anders baut. Die Menschen sterben, aber die Kraft nicht. Die sagt immer wieder: da bin ich! Da drüben dem Praxiteles hat sie die Hand geführt, wie er den Hermes gemacht hat. Dann hat sie wieder einmal Michel-Angelo geheißen — warum soll sie es jetzt nicht sein? Du, ich fühle so was in mir, als ob

ich's wäre! Verstehst du, einer von den ganz Großen, von den Riesenkerlen, weißt du, von den Kirchtürmen, wie so aus jedem Jahrhundert einer herausschaut, und tief unten, auf dem Markt, da wimmelt allerhand schwärzliches Zeug. Du, Ellinor, liebe Freundin, denk, wenn wir das zustande brächten, wir beide!"

Sie erwiderte nichts, sondern faßte plötzlich mit einer scheuen Bewegung seine Hand, die all die Wunderwerke meißeln sollte, und drückte hastig, wie ein Dieb, einen Kuß darauf.

Er zuckte zusammen, aber dann ließ er es mit einem gütigen Sultanslächeln geschehn.

Es begann zu dämmern. Drüben über den braungebrannten, grünumbuschten Bergen von Arkadien lugte die Sommernacht ins Land, das weite Wiesenthal verschwamm in weißem Nebel, und in dem wüsten Kieferngestrüpp des über Olympia sich wölbenden Kronionhügels nisteten schwarze Schatten.

„Dort oben auf dem Kronion ist der Esel, der Zeus, geboren!" sprach Meister Josefus, während sie vorsichtig durch den Schutt der ringsum liegenden Tempelreste und das schlangenerfüllte hohe Gras dahinstiegen. „Der alte Herakles war dabei und hat's gesehn. Glückliche Menschen, die Griechen, die das alles glauben konnten! Wenn wir doch auch Kinder wären und die Sonne für ein feuriges Droschkengespann hielten und jeden Schnupfen für einen Götterpfeil von oben und jeden Baum und jede Welle für ein hübsches Mädchen!"

Sie lachte. „Ja, das besonders, Meister Josefus!"

Er strich sich nachdenklich seinen blonden Siegfriedbart. „Und was haben wir statt dessen? Nicht die Dinge, wie sie sind oder sein könnten, sondern nur ihren Abglanz, ihren Begriff, lauter Worte auf ‚ung' und ‚keit' und ‚ismus'! Das haben die Römer in unsere Köpfe hineingebracht, die verfluchten Kerle mit ihrem ewigen Denken! Tag und Nacht dachten die Kerle auf lateinisch, und wir müssen's jetzt auf deutsch ausbaden. Denken ist das größte Unglück, Denken macht dumm!"

„Ach, Meister Josefus, du und dumm?"

„Ich denke aber auch nicht!" frohlockte der Meister. „Nie! Mund zu und Augen auf — die Welt anschauen! Heiter anschauen oder traurig, wie's kommt, das ist das Rechte!"

Er blieb neben einer der vom Erdbeben lang hingeschmetterten, in eine lang aufgefächerte Reihe von Riesentrommeln zersprungenen Säulen des großen Zeustempels stehn und schlug ungeduldig mit der Hand nach den Stechfliegen, die in zahllosen Schwärmen über dem gigantischen Steingewirr summten.

Schließlich zündete er sich eine Zigarre an. „Gegen die Mücken! Diese Blutsauger sind gefährlich. Es heißt jetzt, daß die Malaria durch Mückenstiche weiter verbreitet wird. Und hier sind wir mitten im rechten Malaria-Idyll darinnen. Rechts ein halbvertrockneter Fluß, links ein zweiter, und dazwischen ein um- und umgewühlter und ausgeschaufelter Sumpfboden. Nimm dich nur in acht, daß du nichts erwischst!"

Ellinor drehte sich ungeduldig um. Sie war blaß, und ihre Augen glänzten. „Rede doch nichts vom Kranksein heute! Am ersten Abend in Griechenland!"

Er nickte nachdenklich. „Am ersten Abend zu Hause! Ach, wenn man einmal eine Heimat finden könnte in der Welt! Aber vielleicht ist's hier? Hier ist Leben! Sieh doch nur, welch eine Leuchtkraft, welch eine Fülle von Licht jetzt noch aus den toten, zerschlagenen Steinen um uns strömt, obwohl die Sonne schon weg ist. Hier müssen die Steine reden und mir sagen, wie man sie bezwingt, wie man die verwunschene Venus erlöst und herausmeißelt, die in jedem Marmorblock steckt — statt meiner Stümperei bisher, meiner Tiroler Seppelei! Jawohl, Stümperei hab ich gesagt, liebe Freundin, widerspreche mir nicht!"

Sie wies nur mit der Hand nach dem Hügel. Dort schimmerte das rote Haus, und in ihm stand der Gott und wartete.

Unwillkürlich beschleunigte er seine Schritte. Auf baufälliger Brücke gingen sie über den Kladeosbach und den Berg hinan.

„Ob Lotte immer noch schläft?" fragte er plötzlich ganz unvermittelt.

Sie zuckte die Achseln. „Wahrscheinlich! Sie war wenigstens sehr ermüdet von der Seereise und der Eisenbahnfahrt!"

Aber im Augenblick, als sie vor dem Museum anlangten und Meister Josefus unschlüssig stehen blieb, kam Lotte heraus, frisch und rosig, herzhaft gähnend, ein paar große Feldsteine unter dem Arm.

Die Steine ließ sie jetzt achtlos zu Boden fallen. „Gott sei Dank, mit denen brauche ich mich nicht mehr zu schleppen! Jetzt könnt ihr mich gegen die abscheulichen Hirtenköter verteidigen! Wie ist's denn da unten in Olympia? Ich hab euch sitzen sehen, wie zwei schwarze Fliegen in einer großen, grauen Schüssel. Ueberhaupt, ich finde es gräßlich hier!"

Meister Josefus runzelte nur die Stirn. Seine Begleiterin sah Lotte kopfschüttelnd an. „Warst du denn wirklich eben da drinnen im Museum?"

„Und ob! Aus Langeweile! Eine Viertelstunde gewiß!"

„Und — und hast aus Langeweile den Hermes angesehen?"

„Ja!" Lotte bückte sich nach einem der Feldsteine und warf ihn mit geübter Hand einem sie umkläffenden Schäferhund zwischen die Beine, daß er heulend die Flucht ergriff. „Greulich sind die Köter! Immer schnappen sie einem nach den Waden! Ja, natürlich hab ich den Hermes gesehen! Ganz genau! Ich hab sogar entdeckt, daß die Sandalenriemen am rechten Fuß rot bemalt sind! Der linke Fuß ist aus Gips. Es fehlt überhaupt eine Menge. Aber sonst ist er sehr hübsch! Und hinten hat er eine Eisenstange, damit er beim Erdbeben nicht herunterfällt. Nur das Kind, das er auf dem Arm hat, das ist furchtbar dick. Viel zu fett! Das finde ich nicht natürlich! Ueberhaupt, daß ein Mann ein kleines Kind wartet — komisch, nicht?"

„Ja, thörichte Lotte." Der Meister nickte melancholisch. „Der Hermes, das ist das Komischte, was es giebt! Eigens geschaffen, um nach zweieinhalb Jahrtausenden dich heiter zu stimmen! O Gott! O Gott!"

Er wendete sich zu Ellinor. „Nun hat mir dieses Mädchen wieder alle Stimmung und Sammlung weggeplappert! Nun kann ich nicht hinein!"

„Ja, was hab ich denn gethan?" forschte Lotte arglos.

Er sah ihr betrübt in das reizende Kindergesicht. „So schöne große Madonnenaugen zu haben!" murmelte er. „Und dabei blind zu sein! Arme Lotte, blind wie eine junge Maus!"

„Ich? Ich seh' aber sehr gut!"

„Nichts!“ Er wurde plötzlich zornig. „Vielleicht Modekupfer, Putzblätter, Weiberkram! O, du verstockter, kleiner Philister! Das hat nun das unverdiente Glück und ist begnadet, mit seinen eigenen Augen den Hermes zu sehen, und kommt heraus und wirft mit Steinen nach Hunden und plappert dazwischen beiläufig von Eisenstangen und Sandalenriemen und einem fetten Kind! Still, ich kann dir nur eins sagen: du hast mir Hunger gemacht! Du hast mich ernüchtert! Der Gedanke sei deine Strafe! Vorwärts, ich will essen!“

Und ohne sich weiter um Lotte zu kümmern oder noch einen Blick nach dem Museum zu werfen, ging er unwirsch mit langen Schritten dem nahen Gasthaus zu.

Lotte folgte ihm mit ihrer Schwester. „Brrr!“ sagte sie. „Der Meister ist ungnädig! Hab ich wirklich so dummes Zeug geredet? Es scheint so — nach deinem Gesicht! Na, einerlei! Aber mit dem Hotel werdet ihr euch wundern!“ Ihre Augen funkelten vor Schadenfreude. „Schau dir nur einmal dein Schlafzimmer an, Meister Josefus! Du klagst ja immer über das ewige Einerlei in den Hotels! Aber hier ist alles anders! Hier ist noch wahre Romantik, das reine Zauberland. Die Bettücher haben schon ganze Generationen von Griechen nächtigen sehen, die elektrische Beleuchtung besteht aus einem Talglichtstümpfchen, das auf einen zerbrochenen Stiefelknecht geklebt ist, der Staub und das Spinnweb in den Ecken stammt sicher noch aus der Zeit des Praxiteles. Waschwasser giebt es nicht — ganz originell! Hinter meiner Thür sitzt eine große, grüne Eidechse und schmatzt lautlos mit den Kiefern, als ob sie lachte — wahrscheinlich über uns? Recht hat sie! Aber ich möchte weinen, wenn ich an die kommende Nacht denke. — So, da ist die Thür zum Speisezimmer. Man muß ordentlich mit dem Fuß dagegen treten! Sonst geht sie nicht auf! Nun erschreckt aber nicht über die märchenhafte Pracht!“

Von Knoblauchdunst erfüllt, von einer einsamen Lampe mehr verdüstert als erhellt, lag der große Raum mit seinen blitzenden Glas- und Metallpunkten auf den langen, gedeckten Speisetischen da.

Aus einer dunklen Ecke im Hintergrund schnarchte es tief und schwer. Dort schlief der alte Kellner. Sein fettüberkrusteter Frack diente ihm als Kopfkissen. Die Schlappschuhe lagen zwischen Zigarrenstummeln neben ihm auf dem Fußboden. Vor ihm auf dem Tisch schimmerten als ein buntbekleckster Stoß die zwölf diesen Sommer im Gebrauch befindlichen Servietten des Hotels. Der ewigen Klagen der Gäste über deren Unsauberkeit müde, überließ es der philosophische Frackträger einem jeden, sich selbst die Serviette auszusuchen, deren Farbenzusammenstellung seinem Geschmack entsprach.

Wie die Tücher, so die Tafel. Ein Gewimmel von Rotweinflecken und Bratentropfen auf dem Tischlaken, von Eidotterspritzern und Fischgräten auf den Tellern, von fettigen Spiegeln auf Gabeln und Messern und Staubkrusten auf den Gläsern. Es lag beinahe etwas Imposantes, ein großer Zug in diesem alles beherrschenden Schmutz.

Meister Josefus machte ein ganz weinerliches Gesicht. „Da vergeht sogar mir der Appetit! Und ich hatte mich so gefreut, endlich was Gutes zu essen zu kriegen!“

„Das sollst du auch kriegen, Meister!“ Lotte tröstete ihn mitleidig wie ein krankes Kind. „Schau, ich bin nicht so! Wie ein Heinzelmännchen hab ich für euch gesorgt, bei der Hitze und so müd ich war! Aber behaglich wollt ich dir's doch machen, dazu bin ich ja da! Denn ihr geistert ja doch nur Hand in Hand herum und denkt: vom Hermes wird man satt!“

Sie wies auf die Ecke der langen Tafel, wo vor drei Stühlen alles blitzblank funkelte. „Das hab ich vorhin alles gerichtet, während ihr im klassischen Hellas geschwärmt habt. Prosaisch, was? Aber nachher ist die Prosa doch ganz angenehm! Statt der Servietten hab ich Taschentücher hingelegt. Und nun los!“

Sie klatschte in die Hände, worauf der Alte in der Ecke aufsprang, schlaftrunken um sich stierte und dann mit schläfrigem Nicken, den Frack wie ein kleines Kind unterm Arm, die Pantoffeln in der Hand, nach der Küche hinausschlich.

Mitten in der Mahlzeit legte Meister Josefus plötzlich Messer und Gabel hin und sah lange tiefsinnig seine reizende Gefährtin an. „Wozu bist du eigentlich auf der Welt, Lotte?“ fragte er. „Weißt du's? Nein? Ich auch nicht. Ich spüre nur die Unruhe, die von allem ausgeht, was lange Haare hat. Kaum bin ich mit Ellinor zu meiner Rechten oben auf den idealen Höhen der Menschheit, dann ernüchtert mich wieder die thörichte Jungfrau zu meiner Linken und zieht mich wieder hinab zu Speise und Trank und Philisterbehagen. Und es schmeckt mir, das ist das Elend, es schmeckt mir vorzüglich, und sie schaut mir ganz zufrieden und kühl zu, kühl wie ein kleiner Frosch. Das ist noch das Beste an ihr. Sie sitzt da und lächelt wie ein Spitzbube. Wahrscheinlich wieder über mich! Ich muß immer an Tizian denken, an sein Bild: ‚Himmlische und irdische Liebe‘. So throne ich zwischen euch! Besser ein lebendiger Steinklopfer als ein toter Praxiteles! Das hat der Achilles schon dem Homer gesagt, und das sagt die Lotte noch heute!“

„Ich sage gar nichts! Ich kriege ja doch nur Schelte!“

„Ach, Kind, die Augen reden! Und schöne Augen hast du! Dies zärtliche, melancholische Wohlwollen, mit dem sie die Welt betrachtet und sich selber im Spiegel dazu! Sie lebt so gern und ist so gern jung. So rührend gern — das kleine Schaf!“

„Auf Lotte kommt es gar nicht an!“ sagte Ellinor, ohne ihre schöne Schwester anzusehen. „Die soll froh sein, daß sie das Leben hat und ein paar schöne melancholische Augen dazu, was du ihr gar nicht mitzuteilen brauchst, denn sie weiß es selber schon ganz genau. Es handelt sich nur um dich, lieber Freund und Meister. Du sollst hier aus der Stimmung heraus, wo du die ganze Welt als einen Tiroler Tanzboden ansiehst, auf der man jodelt und Schnadahüpfeln singt und die Dirndl küßt und mit den Buben rauft. Vorhin in Olympia unten warst du ein ganz anderer Mensch wie eben. Und das solltest du bleiben! Das verstehe ich nicht, wie das alles überhaupt so plötzlich in einem wechseln kann!“

Meister Josefus schob den Teller zurück und verließ, ohne ein Wort zu sagen, den Saal.

Die beiden Mädchen blieben sitzen. Dann legten auch sie, des stummen Beisammenseins müde, Messer und Gabel hin und traten vor das Gasthaus in die Vollmondnacht hinaus.

Fortsetzung folgt.



Letzter Besuch in Michael von Munkacsys Künstlerheim.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen und eine Originalhandzeichnung des Künstlers.

Am 1. Mai hat der Tod einen Künstler abberufen, dessen Ruhm einst beide Welten füllte: in der Nervenheilanstalt in Endenich bei Bonn a. Rh. ist der Maler Michael von Munkacsy seinen langen und schweren Leiden erlegen. Ein an Ehren und Erfolgen reiches Künstlerleben hat damit seinen Abschluß gefunden.

Als sich 1873 die Kunde verbreitete, die junge verwitwete Baronin Cécile de Marches geb. Papier, die still und zurückgezogen auf ihrem schönen Luxemburger Schloß Colpach lebte, wolle sich wieder verheiraten, schüttelten alle Bauern der Umgegend den Kopf. Das war ihnen unfaßbar. In den alten, stolzen Herrensitz, wo seit Jahrhunderten die Edlen von Pforzheim und die de Marches gesessen hatten, sollte ein Bürgerlicher einziehen! Man raunte sich allerhand tolle Geschichten in die Ohren: es sei ein Künstler, ein Maler, irgendwoher aus dem fernen Ungarland oder da herum; früher sei er Tischler gewesen, habe dann bei Wasser und Brot studiert und gezeichnet und gepinselt, Tag und Nacht gearbeitet, bis er ein großes, wunderliches, grausiges Ding nach Paris auf die Ausstellung geschickt und eine Medaille dafür erhalten habe: das Bild eines zum Tode Verurteilten! Er selbst hatte auch etwas Unheimliches an sich; die Bauern erinnerten sich, den stillen, schweigsamen Mann vor einigen Jahren, noch zu Zeiten des seligen Barons in Colpach gesehen zu haben, den Mann mit den tiefliegenden, blitzenden Augen, mit dem krausen, schwarzen Haar — damals war er oft einsam über die Höhen gegangen, hatte stundenlang regungslos dagestanden, wenn des Abends die Sonne langsam niedersank und der Himmel sich rot und gelb und violett färbte und fern auf die Wälder der aufsteigende Nebel aus den feuchten Wiesengründen sich wie ein Schleier breitete.

Jetzt erinnerte man sich auch, wie damals die Diener vom Schloß in der Dorfschenke erzählt hatten, daß der stille, ernste

Michael von Munkacsy in seinem Atelier auf Schloss Colpach bei Luxemburg.
Photographische Momentaufnahme von Hofphot. Bernhof, Luxemburg.

Mann zuweilen lustig sei wie ein ausgelassenes Kind, daß er dann wieder schwermütige Lieder in einer weichen fremden Sprache singe oder auch so wundersam pfeife, daß man die Vögel zwitschern zu hören glaube. Jetzt erinnerte man sich auch, wie er damals gemalt und gezeichnet hatte — die Wäscherinnen am Bach, die Gänse auf der Wiese, einmal auch ein Bauernbegräbnis. Und der „Hofmann" wußte dann noch besonders von dem einen Zimmer im Schloß zu erzählen: da waren alle Wände von dem Ungarn bemalt worden — der selige Baron war da zu sehen, wie er am Parkthor mit dem Pfarrer von Ell plauderte, da war der Bach, der Förster im Wald, Holzsucherinnen — aber alles dunkel und düster wie der Maler selbst. Nein, das war doch kein richtiger Mann für die liebe gnädige Frau!

Und doch war die Sache richtig. Frau Baronin de Marches hatte sich entschlossen, dem treuen Freund ihres ersten Gatten, dem Maler Michael Munkacsy, die Hand zum Lebensbund zu reichen. Jetzt jagte nicht mehr wie zu Zeiten des seligen Barons der Viererzug rasselnd und staubaufwirbelnd über die Landstraße, die Büchse knallte nicht mehr auf den Höhen; kein Bauer sah je den neuen Herrn zu Pferde, und die Luxemburger Sprache, in der der alte joviale Baron mit dem gewöhnlichen Mann plauderte, blieb Munkacsy immer — spanisch. Dafür wurde aber in dem Anbau mit den hohen Glasfenstern jetzt mit Kohle und Kreide und Farben hantiert, es roch nach Oel und Terpentin und Firnis, und wenn der Meister aus dem Atelier heraustrat, war er rot und grün und blau besprenkelt.

Trotzdem war es nicht stiller geworden im Schloß. Der Künstler war kein Griesgram und wußte zu leben. Wenn er mit seiner Gattin von Paris, wo sie den größten Teil des Jahres zubrachten, während der Sommermonate in Colpach erschien, hatten die Ahnenbilder an den Wänden Grund genug, erstaunt in die veränderte Welt hinabzublicken: zu dem Neuen, dem Bürgerlichen, dem früheren Tischler kam es herangezogen aus den vier Winden — es war ein Leben wie an einem kleinen Fürstenhof. Und wenn abends die Sonne hinter den bewaldeten Höhen der Ardennen untergegangen war und die Feuchtigkeit sich wie ein nasser Schleier auf die Wiesen legte, dann klang es vom Schloß noch spät in das schlafende Dorf hinüber, Stimmengewirr und verhallende Töne aus dem Musikzimmer; wie Schatten huschten die Diener an den erleuchteten Fenstern vorüber, die hellschimmernden Kerzen der mächtigen Kronleuchter blinzelten in den stillen, dunklen Park hinaus, daß die Nachtfalter dem Licht zuflogen und geblendet gegen die Glasscheiben schwirrten.

Phot. Koller Károly, Budapest

Wehmut krampft uns das Herz zusammen, wenn wir jetzt durch die stillen Säle des Schlosses gehen. Hier hat er geweilt, hier trat er uns als Mensch entgegen, hier hat er als Künstler geschaffen, und es ist, als schwebe ein Hauch seines Geistes noch jetzt über die verlassene Stätte.

Alles sieht noch aus wie früher; die farbenbespritzten Staffeleien stehen noch wie einst im Atelier, die Bilder schauen von den Wänden herab, die altertümlichen Kelche und Waffen liegen auf den geschnitzten Truhen, wie einst hängen die silber- und goldgestickten Seidenstoffe über den Sesseln, aber es ist, als habe sich eine schwere, drückende Last herabgesenkt auf die Pracht. Die träumerische Stimmung der Erinnerung überkommt uns.

Hier saß er sonst, abends, wenn er noch beim Lampenlicht zeichnete, immer auf demselben Platz vor dem schweren Louis XIII. Tisch; wir kennen den Tisch, wir kennen die persische Decke auf ihm; in „Milton" hat Munkacsy sie auf die Leinwand gezaubert — jeder Stuhl, jede Vase kommt uns bekannt vor — hier das alte braune Klavier seiner Salonbilder, das Gewächshaus, dort der venezianische Spiegel, der hohe, ledergepolsterte Stuhl mit kupfernen Nägeln — es ist, als weilten wir in einer Zauberwelt, die sein Pinsel geschaffen hat, als müßten die Gestalten seiner Bilder hereintreten, die Duellanten mit Spitzenkragen und Raufdegen hier vor dem offenen Kamin aus rotem Sandstein, als müßte dort am Sessel der alte Milton in schwarzem Puritanerkleid erscheinen, um mit erhobenem Arm das „Verlorene Paradies" vorzutragen. Dann wieder denken wir an ihn, den großen Künstler selbst, an Munkacsy. Bunt durcheinander tauchen die Scenen seines Lebens aus dem Dunkel auf; jeder Gegenstand um uns erinnert uns an ihn, an Stunden begeisterten Schaffens, an Stunden stolzen Triumphes. Sein ganzes Dasein zieht an uns vorbei.

Hier hängt ein Stich seines „Verurteilten". Damals lebte er in Düsseldorf, arm, unbekannt; zagend schickte er das Bild zur Pariser Ausstellung, zitternd, es könnte zurückgewiesen werden, das Werk, dem dann einstimmig die goldene Medaille zugesprochen wurde, das Werk, das den Maler über Nacht berühmt gemacht hat! Dort steht eine kleine Farbenstudie zu einem Christuskopf; sie gehört zu Munkacsys letztem Bild, dem „Ecce homo". Als der letzte Strich fertig war, ahnte der Meister es schon, daß er nie wieder einen Pinsel anrühren werde; er wußte es, daß sein Ende ge-

kommen war. Es ist, als habe er zum Schluß noch einmal alle seine Kraft und seine ganze Schaffensfreude zusammengefaßt; sein letztes Riesenwerk, die große Christustrilogie, mußte fertig werden, und sie ward fertig: „Christus vor Pilatus“, „Golgatha“ und „Ecce homo“.



Original-Federzeichnung von der Hand Munkacsys,
bisher noch nicht veröffentlicht

Michael von Munkacsy mit seiner Gemahlin.
Photographische Aufnahme von Koller Károly, Budapest.

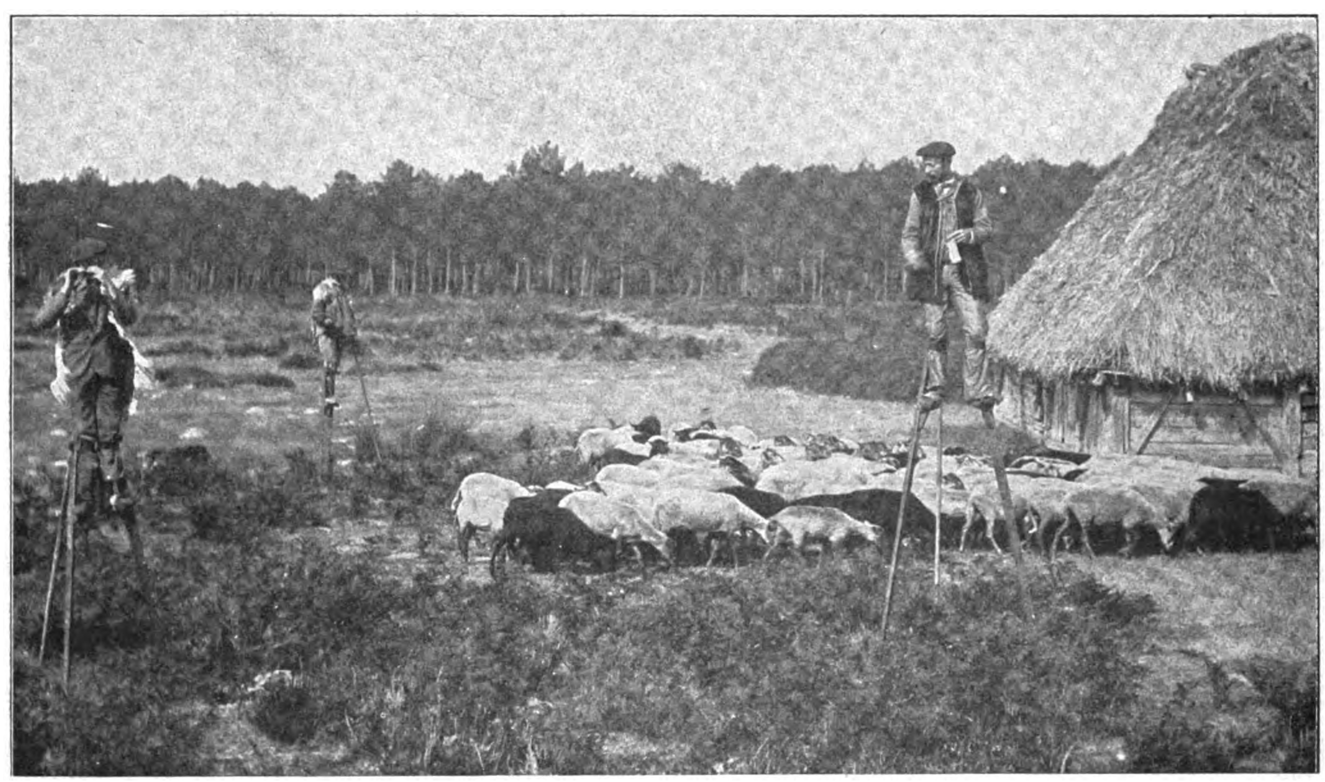
Hier auf dem Tisch vor uns steht ein zierlicher Kasten aus Schmiedeeisen und Krystall, ein silberner Kranz liegt darin, den die Stadt Pest ihm, ihrem großen Ehrenbürger, 1882 in feierlicher Sitzung überreichen ließ. Das war ein großer Tag! Wie im Triumph hatten die Ungarn Munkacsy (vergl. Portr. des Künstlers in ungarischer Tracht S. 824) empfangen; die welken Lorberkränze an den Wänden erinnern noch an den Fackelzug, den die Studentenschaft ihm darbrachte. Damals durfte er es stolz empfinden: sein Name war mit unverlöschlichen Zeichen ins goldene Buch seines Vaterlandes eingetragen.

Wieder andere Scenen erscheinen uns; sein Pariser Haus, sein Atelier — jetzt steht es leer und ausgeräumt, und nichts erinnert mehr an die glänzenden Feste, die sich einst dort abspielten. In Gedanken schreiten wir wieder die breite Treppe aus altersgeschwärztem Eichenholz hinauf; zwischen dunklem Grün der Blattpflanzen schimmern die Spiegel an den Wänden, glühen die elektrischen Lämpchen in mattgefärbtem Glas. Alle Säle sind offen, hier das Speisezimmer im Stil Henri III., auf dem mächtigen Büffett blitzt das Silber, der kleine Salon mit seiner Kassettendecke und dem offenen Kamin, dann der große Saal und dahinter das Atelier. Hier ist der Ort, der Vergangenheit zu gedenken. Die hohen und höchsten Herrschaften ziehen vor unserm geistigen Auge vorüber. Kaiser Alexander III. von Rußland, der als Cesarewitsch Munkacsys Atelier besuchte, die Großherzöge von Luxemburg, von Sachsen-Weimar, der Prinz von Wales, die Kaiserin Friedrich, die Königin von Dänemark, die Botschafter und Gesandten aller Mächte, viele Staatsmänner und Würdenträger der europäischen Staaten, die Politiker Frankreichs von Gambetta bis Deschanel, die Präsidenten der Republik; dann die Künstler, die Maler und Musiker, die Schriftsteller, die Sänger und Sängerinnen — eine bunte Welt ist es, die vor uns wiederersteht: wir sehen Dumas Sohn, Pailleron, Daudet, Coppée, France und Hervieu erscheinen; Massenet, Gounod, Delibes, Hubay haben hier musiziert; Knaus, Werner, Vautier, Liebermann, Uhde, Détaille, Duran, Cabanel, Lepage und Makart besuchen ihren Freund und Kollegen. Die Namen werden hier vor uns lebendig, und die Personen treten uns greifbar entgegen. Dann lösen sich einzelne Bilder schärfer aus der Masse ab, Erinnerungen an besondere bemerkenswerte Scenen: die große Soiree, als „Mozart“ fertig geworden war; dann das Fest zu Ehren der 800 aus Italien zurückkehrenden Ungarn, wohin sie Kossuths vaterländische Erde gebracht hatten; dann der unvergeßliche Lisztabend, wo nur Werke des anwesenden greisen Meisters aufgeführt wurden. Seine Schüler Diemer und Saint-Saëns spielten, Faure sang, und den Chor bildeten die Schülerinnen der Marchesi. Und als sich am Schluß Liszt selbst erhob und zum Flügel schritt — totenstill war es in dem weiten Saal, die Fächer hatten aufgehört zu knistern, kein Laut, keine Bewegung — und dann spielte er, so hinreißend, so wunderbar!

Als der Wagen, der uns zum Bahnhof bringen soll, über die Kieswege des stillen Parks rollt, als der letzte rötliche Streifen der Gebäude zwischen den hohen Bäumen verschwindet, ist es, als wiche ein Alp, der uns bedrückte. Die Stätte zu sehen, wo ein großer Mann geweilt hat, stimmt erhebend, aber auch wehmütig, da uns hier gleichsam der Geist einer Persönlichkeit entgegentritt, deren Scheiden aus dem Leben wir so schmerzlich empfinden.

F. Walther Ilges.





Schafhüter auf Stelzen in der Gascogne.

Die Stelzenläufer der Gascogne.

Hierzu 2 photographische Momentaufnahmen von J. Kuhn, Paris.

Die Besucher der Pariser Weltausstellung, die die Gelegenheit benutzen, den schönen Süden Frankreichs kennen zu lernen, werden sich nicht wundern, wenn die Gascogner sich einbilden, mehr zu sein als andere Menschen. Sie haben nämlich Lebensgewohnheiten, die in ihnen etwas vom Bewußtsein des Uebermenschen erzeugen müssen. Bis heute hat sich die Gewohnheit des Stelzengehens in der Landschaft „Les Landes“ erhalten. Auf die Weideplätze lassen die Bauern des Landes ihre Schafherden treiben, und die Schäfer, die alten und jungen, Männer und Frauen benutzen auf den weiten, holperigen, sumpfigen Strecken die Siebenmeilenstiefel der Stelzen (vergl. obenstehende Abb.). Auch der Landbriefträger kürzt den weiten Weg von Dorf zu Dorf, der keineswegs mit dem Zweirad befahrbar ist, durch Benutzung der Stelzen, wie das nebenstehende Bild zeigt. Nur an der Küste sind die Stelzen unverwendbar, weil sie im Dünensand versinken. Die meisten dieser Stelzen sind sechs bis sieben Fuß hoch und haben in der Höhe von fünf Fuß einen Tritt als Stütze des Fußes. Für Kinder und Frauen ist dieser Tritt niedriger angebracht. Ein ebenso hoher Stock dient den Hirten als Hirtenstab, aber auch, gegen den Rücken gelehnt, als Stuhl bei der Nacht. Die seit Jahrhunderten überkommene Gewöhnung hat die Benutzung der Stelze zu einer wahren Kunstfertigkeit ausgebildet, so daß die Leute Blumen pflücken, Gegenstände vom Boden aufheben, ohne von der Stelze, an die der Fuß mit Riemen angeschnallt ist, abzusteigen. Bei ländlichen Festen spielen Wett- und Kunstläufe auf Stelzen eine Hauptrolle. Im Mittelalter ging die Benutzung der Stelze von der Gascogne durchs Burgunderland bis hinauf nach Belgien. Heute besteht sie nur noch in „Les Landes“, und noch Napoleon I sah bei seinem Einzug in Namur Kampfspiele auf Stelzen, die der Magistrat ihm zu Ehren veranstaltete. Diese Kampfspiele wurden seither, da es fast regelmäßig Tote und Schwerverwundete dabei absetzte, verboten. Hingegen ist, wie schon erwähnt, die Benutzung der Stelze in der ganzen bäuerlichen Bevölkerung des Landes heimisch geblieben. Sonntags zum Kirchgang in das entlegene Kirchdorf wandern ganze Familien von den Großeltern bis zum Enkel, das Gebetbuch in der Hand, auf Stelzen über die Heide. Auf Stelzen giebt der Bursche seiner Schönen das Geleit auf dem Heimweg, und auf Stelzen laufen, hüpfen jahraus, jahrein von entlegenen Gehöften die Kinder zur Schule. Und da sollen sich die Leute nicht wie Riesen vorkommen gegen die kleinen Menschen, die auf ihren eigenen Füßen gehen!



Landbriefträger in der Gascogne.
Photographische Momentaufnahme.



Erste Station der neuen Jungfraubahn am Eigergletscher.
Photographische Momentaufnahme von Gebr. Wehrli, Kilchberg (Zürich).

Ein Wunderwerk der Technik.

Hierzu 5 Porträts und 5 photographische Momentaufnahmen.

Eine tiefe Lücke hat das 19. Jahrhundert noch in seinem letzten Jahr in die Reihen der großen Männer gerissen, von denen die Technik, nicht in ihrem gewöhnlichen Alltagstrott, aber in ihren großen und außerordentlichen Werken und Fortschritten lebt, jener Männer wie Stephenson, Brunel, List, Krupp, Siemens, Lesseps u. a. m., deren Namen, wie mit mächtigen Denksteinen, mit umwälzenden Neuerungen oder enormen Einzelwerken des technisch-industriellen Lebens unverrückbar verbunden sind.

Zu ihnen gehörte auch der Mann, dem und dessen letztem Lebenswerk die folgenden Zeilen gewidmet sind. Am 3. April 1899 starb in Zürich, wo er geboren wurde, der kühnste schweizerische Eisenbahnmagnat Guyer-Zeller (Portr. S. 828), dessen Name durch sein genial erdachtes und mit felsenfestem Zuvertrauen ins Werk gesetztes Unternehmen der Jungfraubahn weiteren Kreisen der gebildeten Welt bekannt geworden ist, als durch alle seine früheren glücklichen Spekulationen.

Er ist auf dem Feld seiner Arbeit, zu den Füßen der gewaltigen Bergriesen gestorben, die sein Geist auch noch nach seinem Tod bezwingen wird, wie Favre, der Bändiger des St. Gotthard, den vor der Vollendung seines Tunnels das Geschick ereilte, wie Alfred Brandt, der die Vollendung des Simplontunnels ebenfalls nicht erleben sollte, wie Imfeld, der den Plan zur Gornergratbahn entwarf und dann am Montblanc ein Opfer seines gefahrvollen Berufs wurde, bevor noch zu dem erstaunlichen Werk, das sein Geist ersonnen, die erste Schwelle gelegt war.

Die Berge sind grausam, furchtbar und erbarmungslos. Wie sie den, der ihre Hochzinnen betritt, gleichgiltig abschütteln beim ersten Fehltritt, beim geringsten Schwindel, so scheint ihr Haß jeden zu verfolgen, der sich vermißt, ihnen die Fesseln des Weltverkehrs anzulegen.

Die Jungfraubahn und der Simplontunnel — beide gehören zu dem Erbe, das vom 19. Jahrhundert dem 20. zur Vollziehung hinterlassen worden ist. Keins der beiden Riesenwerke ist vor der Jahrhundertwende zur Vollendung gekommen, dennoch sind beides echte Erzeugnisse des 19. Jahrhunderts, in dem Wagemut, den sie erforderten, und in dem schweren Ringen, das notwendig ist, um heute Schwierigkeiten zu besiegen, die der vervollkommneten Technik späterer Zeiten vielleicht belanglos erscheinen werden.

Das Gelingen der Jungfraubahn stand so ganz auf zwei Augen, daß sie vielleicht in Jahrzehnten nicht begonnen worden wäre, wenn sich diese zwei Augen zwei Jahre früher geschlossen hätten, ja daß sie vielleicht, wenn


Guyer-Zeller, Erbauer der Jungfraubahn.


Dr. Friedrich Wrubel, Inspektor.


Robert Gobat, leitender Ingenieur.


Edmund von Hegner, Präs. d. Jungfraubahngesellschaft.


Prof. Dr. Ludwig von Salis, Vizepräs. des Verwaltungsrats.

auch damit die Verzinsung des bereits aufgewandten Kapitals erreicht werden kann, weit unter dem Gipfel des königlichen Ziels am Mönch ihr Ende erreichen wird! Und die Bauschwierigkeiten des andern Riesenwerks, des Simplontunnels, sind so groß, daß Alfred Brandt, der schon am Gotthard geschulte Altmeister der Tunnelbohrung, ein ganz neues Arbeitssystem erfinden mußte, um der zu erwartenden Gesteinshitze Herr zu werden.

Schenken wir heute nur einer der beiden Unternehmungen, der von der kleinen Scheideck die Eisgrate des Mönch, Eiger und ihrer stolzen Königin aufsuchenden Jungfraubahn, einen flüchtigen Blick.

Nachdem alle äußeren Schwierigkeiten der Kapitalbeschaffung, Tracenführung, Konzessionserlangung, der Ueberzeugung, daß keine schädlichen Folgen mit der Fahrt auf 4000 Meter Höhe verbunden sein würden, überwunden waren, begann im Jahr 1896 die Vorbereitung des Bahnkörpers und im nächsten Jahr die ernsthafte Ausführung der Jungfraubahn. Gerade auf der ersten offenen Strecke, von der Jochstation der Wengernalpbahn (2070 Meter) bis zu dem 270 Meter höheren Fuß des Eigergletschers (vergl. S. 827), nahm die Arbeit, ohne große Schwierigkeiten zu bieten, doch verhältnismäßig viel Zeit in Anspruch. Wo der Schnee nur während vier Monaten soweit von den Hängen weicht, daß im Freien gearbeitet werden kann, ist kein bedeutender Fortschritt zu erwarten, zumal das Unternehmen in der ersten Zeit, als an die Möglichkeit der Ausführung eigentlich doch nur Guyer-Zeller selbst glaubte, auch noch mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Endlich — im Frühsommer 1898 waren 350 bis 400 Leute auf dem kurzen Stück bis zum Eigergletscher und dem bereits begonnenen Tunnel des Eiger beschäftigt — konnte die erste Sektion eröffnet werden. Statt Mitte Juli war es der 19. September geworden, als von Lauterbrunnen und Grindelwald die langen Wagenreihen der Wengernalpbahn die Menge der Festgenossen nach Klein-Scheideck, die Jungfraulokomotiven sie hinauf zum Gletscher unter der Eiger-

Ingenieure und Führer bei der Festlegung der Linie der Jungfraubahn vor der Konkordiahütte.

Photographische Momentaufnahme.

wand brachten, wo in erhabener Einsamkeit das Festspiel: „Eiger, Mönch und Jungfrau" symbolisch den Kampf des Menschen mit den Berggewalten wiedergab. Es war des Schöpfers erster und letzter großer Tag auf der Arbeitstätte, wo er eine Festversammlung aus allen Teilen Europas um sich versammelt hatte.

Als die Sommersonne zum zweitenmal den Schnee von den Gleisen der Hochbahn leckte, hat das Auge Guyer-Zellers sie nicht mehr gesehen. Schon jetzt konnte man übrigens den Besuchern ein hübsches Stück des Tunnels zeigen, in dem nunmehr, vom zweiten Winter an, mit verdoppelten Kräften gearbeitet werden konnte, nachdem die an der Lütschine aufgestellten Dynamomaschinen ihre Arbeit aufgenommen hatten und ihren Strom hoch in die Totenstille der Felseinsamkeit hinaufsandten. Bald wurde mit den Berliner elektrischen Bohrmaschinen und unter allnächtlichen Sprengungen dem Tunnel ein Fortschritt von 3 1/2 bis 4 Meter in je 24 Stunden abgewonnen; man durfte hoffen, es täglich auf 5 Meter zu bringen, und hat dies Ziel wohl inzwischen auch erreicht. Die erste, bereits interessante Blicke in das Gebiet



Einfahrt in den Tunnel bei der Station Rotstock.
Photographische Momentaufnahme von Gebr. Wehrli, Kilchberg (Zürich).

Station Eigergletscher und Eingang in den Eigertunnel.
Photographische Aufnahme von Gebr. Wehrli, Kilchberg (Zürich).

der Gletscher und des ewigen Eises gewährende Sektion wurde sofort nach der Einweihung eröffnet.

Mit dem Eintritt des Winters begann die klösterliche Abschließung der Arbeiter und Betriebsleiter von aller Welt, die aber keineswegs eine Unterbrechung der Arbeiten bedeutete. Mitten im tiefen Schweigen des Hochgebirgswinters, unter der ungeheuren Eis- und Schneedecke des Eiger, wühlte sich der Tunnel, stetig aufsteigend, immer tiefer und tiefer in den Berg hinein.

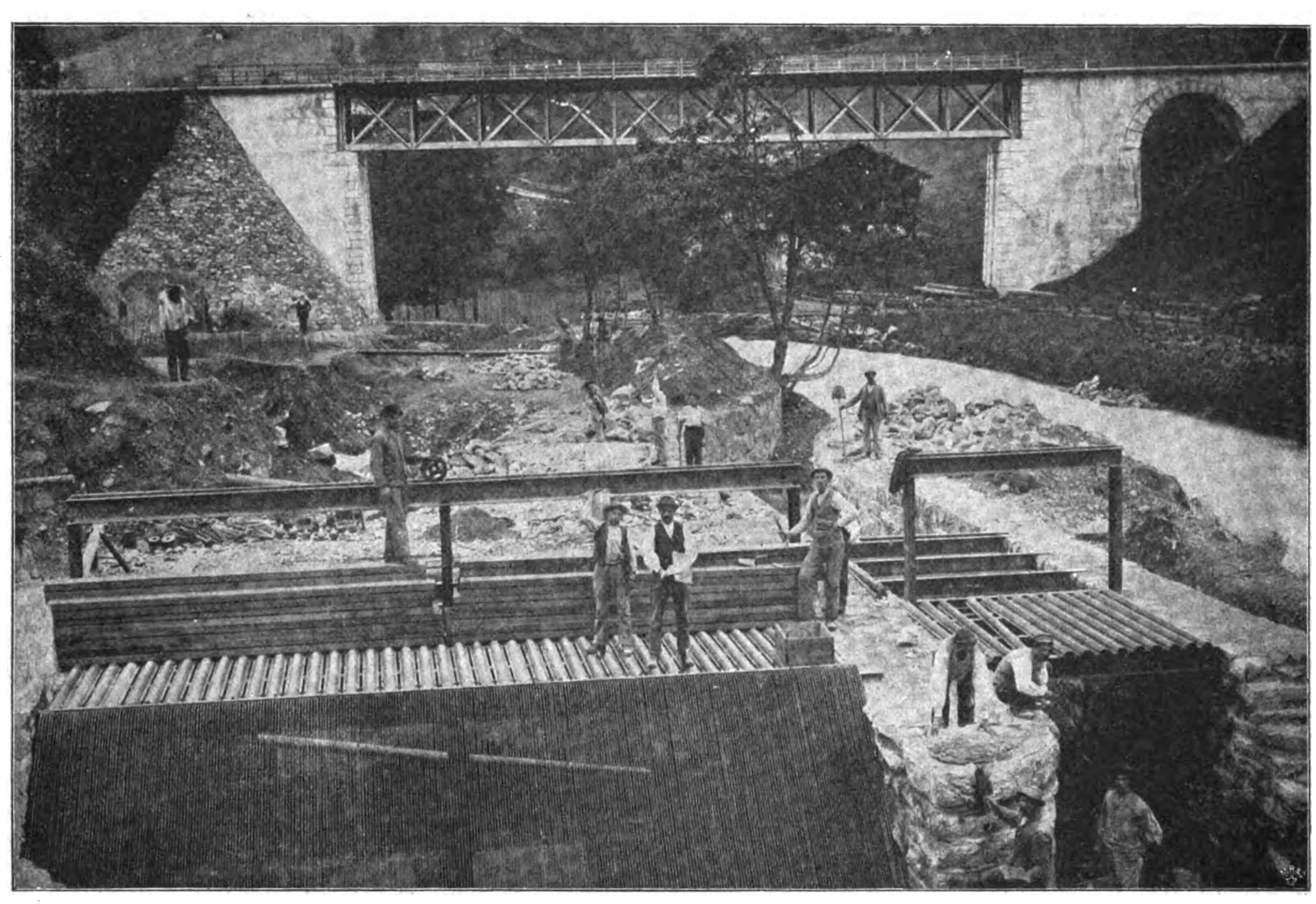
Es kamen verhängnisvolle Tage. Arbeitseinstellungen, mit denen die aufgehetzten Arbeiter mehrfach drohten, wurden mit Energie und Klugheit vermieden oder auf einige Tage beschränkt. Am 27. Februar 1899 nachts ereignete sich am Tunnelende jene verhängnisvolle Dynamitexplosion, der sechs Arbeiter zum Opfer fielen. Kein in der Nähe der Arbeitstätte Befindlicher blieb übrig, um über die Ursachen des schrecklichen Unglücks Aufschluß zu geben.

Am 7. März war man nicht allein an die vorher berechnete Stelle gelangt, wo sich der Haupttunnel der tief einspringenden Wand der Rotstockschlucht auf wenige Klafter nähert, sondern hatte auch bereits den acht Meter langen Querstollen geschlagen, der an dieser Stelle, wo die Station Rotstock vorgesehen war, aus der Nacht des Tunnels ans Licht führt (vgl. S. 829). Das war die letzte gute Nachricht, die den Schöpfer von seinem Werk erreichen sollte; vier Wochen später schloß er die Augen auf immer.

Damit scheint das Tempo der Arbeiten bedeutend nachgelassen zu haben, denn es hätte wohl sonst möglich sein müssen, die Schienenverlegung und Fertigstellung der 1½ Kilometer langen Tunnelstrecke bis Rotstock rechtzeitig zu bewirken, um mit dem Saisonbeginn gleich die Strecke Klein-Scheideck—Rotstock zu eröffnen. Aber man begnügte sich einstweilen — eine Aktiengesellschaft war inzwischen glücklich zustande gebracht worden — am 13. Juni die offene Strecke bis Eigergletscher wieder in Betrieb zu nehmen und die Eröffnung des ersten Tunnelstücks auf den 10. Juli zu verschieben.

Es wurde dann doch leider der 1. August, bevor die Abnahme der zweiten Sektion erfolgte, und am 2. nachmittags rollte der erste, von 60 Personen gefüllte Waggon bis zur Rotstockgalerie; der fahrplanmäßige Betrieb, beiläufig für 3 Franken bis Eigergletscher, 5 Franken bis Rotstock, nahm damit seinen Anfang.

Diese Station bietet bereits wundervolle, von der Kleinen Scheideck nicht entfernt zu erreichende Ausblicke in die Hochgebirgswelt. Am Ausgang des Querstollens sieht man auf die Bergkette zwischen der Scheideck und Interlaken hinaus und befindet sich zwischen riesigen, senkrechten Felskulissen; ein Weg führt den Besucher auf die 100 Meter höhere Rotstockspitze mit ihrem gewaltigen Panorama vom Eiger bis zur Jungfrau.



Zentralstation für die Kraftversorgung der Jungfraubahn im Lauterbrunner Thal.
Photographische Momentaufnahme.

Der Hochsommer des vergangenen Jahres wurde größtenteils durch die Erforschung und Festlegung der Streckenfortsetzung durch bewährte Fachleute ausgefüllt. Bei dem Eintritt des Winters und dem Ende der kurzen Hochgebirgssaison, die denn doch dem Anfang der Jungfraubahn noch gegen 20 000 Gäste und 70 000 Franken eingebracht hatte, ist dann die Weiterarbeit im Tunnel kräftig wieder aufgenommen worden. Was nun die Zukunft dem Unternehmen bringen wird, ob es, wie die Gesellschaft anfänglich beabsichtigte, am Mönch endigen, ob es den ersehnten Gipfel erreichen wird, darüber kann in den Anfängen der kommende Sommer, voll und ganz wohl erst das nächste Jahrzehnt uns Aufschluß geben.

Wilhelm Berdrow.

Meine erste Liebe.

Skizze von Adele Hindermann.

Das Schicksal läßt sich nichts abkaufen. Vielleicht auch waren ihm die Jahre meines Lebens, die ich damals gern für ein Wiedersehn gezahlt haben würde, ein zu geringer Preis. Und mir scheint's jetzt, als sei mein Gebot viel — viel zu hoch gewesen.

Heute, nach langen Jahren, führte ihn der Zufall mir in den Weg. Mehr als ein sehr gelassenes, ja etwas ironisches Lächeln habe ich nicht für diese einst so glühend ersehnte Begegnung gehabt. Ganz „ohne Wunden", ganz „ruhig" — c' est la vie.

Beinahe hätte ich's ihm erzählt. Aber ich that es nicht.

Was geht diesen blondbärtigen, wohlsituierten Mann, dessen Gestalt eine leise Neigung zum „Dinerprofil" zeigt, seit er in eine Treibriemenfabrik hineingeheiratet hat, meine erste Liebe an, deren Gegenstand allerdings zufällig er war? Gar nichts. Ging ihn nie etwas an, auch damals nicht.

Und als wir dann in einer Konditorei bei einer Tasse Kaffee plaudernd bei einander saßen und er so liebenswürdig war, sich zu verwundern, daß ich — „gerade Sie", so sagte er wörtlich — eine „alte Jungfer" geworden sei — so sagte er nicht wörtlich — da sah ich, daß seine Hände sich im Lauf der Jahre eine Fettschicht, einen Trauring und einen großen Brillanten zugelegt hatten.

Damals, als sie korrigierend in meinen Schulheften gehaust, waren sie lang und schlank und ringlos gewesen, und die papiernen Seiten, auf denen sie geruht, hatte ich nachher heimlich mit den Lippen berührt.

Es ärgerte mich, daß sie nun so ganz anders geworden, diese Hände, dieser ganze Mann. Erste Lieben sollten nicht dick werden. Es ist eine Rücksichtslosigkeit, eine verletzende Kritik am guten Geschmack des andern; es ist ein durchaus unberechtigtes nachträgliches Lächerlichmachen der Angelegenheit eines Mitmenschen.

Oder aber, man läuft wenigstens einer Frau, deren erste Liebe man war, nicht in den Weg, nachdem man sich einen scheußlichen Backenbart angeschafft hat und durch das Wohlleben aus der ursprünglichen Fasson gekommen ist.

Ja so — er ahnt nichts von damals. Ich bin tolerant genug, das als eine schwache Entschuldigung gelten zu lassen.

Wir sind sehr heiter, während wir in der Konditorei unsern Kaffee trinken, und schwatzen von alten Zeiten, von seiner lustigen Einjährigenzeit, von meinem Bruder Fritz, seinem Kameraden, von dem gemütlichen Verkehr in meinem Elternhaus; auch von meiner damals vierzehnjährigen Persönlichkeit, die sich in jener Zeit noch eines völligen Mangels jeder gesellschaftlichen Kultur erfreute.

Ich wäre ein wunderliches kleines Mädel gewesen, meint er; manchmal, besonders zu Anfang unserer Bekanntschaft, riesig nett und vergnügt; später von einer Borstigkeit — jawohl, er könne es nicht anders nennen — die schon nicht mehr schön gewesen sei. „Gestehen Sie's nur, mich konnten Sie nie so recht leiden?"

Ich glaube, ich bin auf meine alten Tage rot geworden.

„O nicht doch!" Wahrhaftig, jetzt war ich nahe daran, ihm alles zu beichten. Wie würden wir beide amüsiert darüber gelacht haben!

Ich that es nicht.

Sie waren zwei ganz verschiedene Wesen, der Treibriemenfabrikant da vor mir und der junge langaufgeschossene Mensch, durch den mir zum erstenmal eine Ahnung jenes wunderlichen Dinges aufging, das man — Liebe nennt.

Eine sehr blasse Ahnung zwar nur gleich dem ersten zarten Schimmer des Morgenrots, dem man es noch nicht ansieht, daß eine brennende, sengende Sonne daraus heraufsteigen kann.

Dort diese morgenrotjunge Liebe — hier der Treibriemenfabrikant mit dem Brillantring und der Atmosphäre von sattem Behagen — es liegt Humor darin.

„Was lachen Sie?"

Ja, hatte ich denn gelacht, auch äußerlich?

Jedenfalls lächelt er nun auch.

Ich sehe mitten in seine guten Augen von jenem intensiven Blau, das auf Photographien fast weiß kommt. Diese Augen wenigstens unter den dunklen Wimpern und Brauen sind dieselben geblieben, froh und gütig und ehrlich; diesen Augen haben die langen Jahre nichts anhaben können. Hier ist ein feiner loser Faden, der an das „Damals" anknüpft . . .

❦

Ein Maiabend war's gegen sieben Uhr. Ueber dem Jahrmarktsgetümmel stand ein durchsichtig klarer Himmel mit sinkendem Sonnenball. Schwalbengeschwirr über den weißen Buden und Zelten, in denen schon trotz der Tageshelle die langen Reihen bunter Lämpchen angezündet waren.

Ich sehe diese eigentümlich beleuchtete Situation, als ob es gestern gewesen wäre. Ich höre das Durcheinander der sich übertönenden Musik: „Wien bleibt Wien", die „Kölner Schusterjungen" und die „Blaue Donau".

Meine Freundin und Mitschülerin Magda Hoppner und ich fahren im Karussell, das stets neun Zehntel unseres schmalen Jahrmarktsgeldes verschlang. Sitzen auf den kleinen rotsammetenen Bänkchen, unsere Paketchen — Magda gefüllte Schokolade, ich zwei Puppenhüte modernster Fasson — fest an uns gedrückt, sind sehr heiter, lachen über alles und jedes und knabbern gebrannte Mandeln dazu.

Von den Fliederbüschen des nahen Stadtparks weht eine schwüle Duftwoge herüber, tiefblau zieht sich die sanfte Linie der heimatlichen Bergkette am Horizont entlang, wo die altmodischen roten Dächer unseres Städtchens ihn freilassen, und ein blasser, noch glanzloser Vollmond schwimmt in der unendlichen Weite des abendlichen Frühlingshimmels, gerade wo das zarte Aetherblau sich mit den leuchtenden Tönen der letzten Sonnenspur zu einem feinen Grün vermischt.

Es ist, als senke sich die träumerische Stimmung des sinkenden Tages, die über dem bunten lärmenden Getriebe schwebt, langsam auf uns herab. Nach und nach lachen wir nicht mehr über Nichtigkeiten, wir knabbern auch nicht mehr.

Wir fahren rund, ungezählte Male, mit wohlig halbgeschlossenen Augen, nichts Einzelnes mehr wahrnehmend; das Menschengewoge rings herum ist ein bewegter grauvioletter Farbenton, nichts weiter.

Die Musik bricht ab. Wieder mal eine Fahrt zu Ende. Und kein Groschen mehr da für eine neue.

Etwas schwindelig, mit einem leisen Seufzer erheben wir uns.

Und nun geschieht es, das Seltsame.

Eine schlanke, weiße Hand streckt sich mir entgegen, als ich im Begriff bin, von der schwankenden Drehscheibe herabzuspringen. Ich sehe eine Reihe blitzender Messingknöpfe und darüber ein leicht gebräuntes junges Gesicht mit frohen, blauen Augen, eigentümlich angestrahlt von den rotgelben Karussellampen und dem letzten fahlblauen Tageslicht.

Ein Gesicht, das ich seit Wochen in meinem Elternhaus aus- und eingehen sah, ohne sonderlich Notiz davon zu nehmen. Es war eben der Artillerie-Schultz — so genannt zum Unterschied von Schultz II von der Infanterie — und stand als Einjähriger mit meinem Bruder zusammen bei der dritten Batterie. Daß er sich auch zuweilen in onkelhafter Manier mit uns Kindern befaßte und mir bei den verzwickten Rechenexempeln half, fand ich sehr nett von ihm. Denn diese „Schinderei" mit dem Suchen nach der unbekannten Größe X war mir auf das tiefste verhaßt; die Geschichte wollte durchaus nicht in meinen fahrigen Kopf. Er fand das Resultat spielend, und das staunte ich an. Waren die Aufgaben fehlerlos gemacht, die Bücher fertig im Plaidriemen verpackt, so sagte ich dem Artillerie-Schultz ein biederes „Dankeschön" und — vergaß ihn für Tage.

Und jetzt, am zwölften Mai, abends sieben Uhr —

Ich ergreife wie im Traum seine Hand und höre wie aus weiter, weiter Ferne, was er sagt.

„Nun, schon absteigen?" Kordial, nachlässig freundlich, wie man zu Schulmädchen spricht.

Ich antworte nicht, starre ihn an und sehe zum erstenmal, wie tadellos sich seine gerade, schmale Nase an die Stirn ansetzt, an die unter dem Mützenschirm weiß gebliebene Stirn.

Da ich stumm bleibe, übernimmt es Magda, zu antworten. „Geld ist alle," sagte sie lachend, „sonst —"

„Geld alle? Gar kein Grund! Fahrt nur noch mal —" Damit macht er ein paar Schritte nach der einsammelnden Frau hin.

Ich greife Magda am Arm. „Du, er will für uns bezahlen. Auf keinen Fall -- das geht nicht. Wir sind ja keine Kinder mehr!"

„Ach Gott, was thut das?" meint sie gelassen. „Uebrigens, nun ist's schon zu spät. Er hat ihr das Geld schon gegeben. Komm nur."

Ich füge mich. Eine einmal bezahlte Sache fahren lassen — dieser Gedanke ist völlig ausgeschlossen.

Wir setzen uns wieder auf eines der roten Bänkchen und fahren noch einmal.

Eine seltsame Fahrt. Magda spricht in ihrer zerfahrenen Art auf mich ein. Ich bin zu beschäftigt, um zu antworten. Nicke nur hier und da zerstreut zu ihren Bemerkungen.

„Wir können ihm das Geld ja morgen zurückgeben, nicht?"

Ich nicke.

„Ich habe noch neunzig Pfennig zu Haus. Hast du auch noch was?"

Ich nicke wieder.

„Sehr hübsch ist er, nicht wahr?"

Jetzt nicke ich nicht. „Der — hübsch? Keine Spur," sage ich hastig. Und eine Angst steigt in mir auf, sie könne etwas ahnen, etwas, das mir selbst noch so unerhört neu, entzückend und beängstigend ist, das vor einer Viertelstunde noch nicht da war und nun vorhanden ist, ohne daß es doch zu greifen wäre — was nur, mein Gott, was?

Dort unter der großen Laterne steht er. Und wenn wir vorüberfahren, ganz dicht, sieht er lächelnd, amüsiert zu uns herüber. Nickt auch wohl gönnerhaft.

Ich wage kaum, ihn anzublicken. Und doch, während der halben Minute, die der Kreislauf dauert, sehne ich mich nach dem Moment, da sein blonder Kopf wieder in meinen Gesichtskreis kommen wird.

In dieser flüchtigen Sekunde sehe ich viel: z. B., daß immer dieselben vier obersten Knöpfe seiner Uniform im Lampenlicht aufblitzen, daß er die weißen ledernen Handschuhe in der Linken schlenkert; ich sehe, wie goldig die Enden des feinen blonden Schnurrbarts auf den gebräunten Wangen flimmern, und wie merkwürdig dunkel dagegen Wimpern und Brauen gezeichnet sind.

Und alles dies erscheint mir ungeheuer wichtig. Ich nehme mit einer Art innerlichen Aplombs Notiz davon.

Ich habe die dunkle Empfindung, daß sich etwas noch nicht zu Ueberschauendes in mein Leben geschoben hat. Es ist ein Brausen und Tosen in meinem Kopf und dabei zugleich etwas so süß Einschläferndes, wie ein altes Kinderlied. Ich möchte die Augen schließen und sie nie wieder aufmachen.

Meine Augen — was ist denn das? — sie sind feucht! Ich bin so unsäglich glücklich, wie noch nie in meinem Leben, und muß weinen? Möchte weinen, schluchzen, ohne Ende — warum?

Vielleicht aber irre ich mich, bin ich gar nicht glücklich, sondern sehr, sehr unglücklich?

Ich weiß es nicht! Ich kenne diese beiden Extreme nicht mehr auseinander. Habe auch nicht die Kraft, mit Gedankenthätigkeit der Sache auf den Grund zu kommen. Denn über meinen Gedanken liegt's wie ein zartblauer Nebel oder wie ein leiser Rausch nach schwerem, jungem Wein —

Die Fahrt ist aus, wir müssen absteigen. Und wie ich die wenigen Schritte bis zum Rand der Scheibe gehe, weiß ich's mit einem Mal: das ist — Liebe!

Das ist wie ein Blitz.

Und ein Abend steht plötzlich vor meiner Erinnerung: ein Mädchenkaffee unlängst. Nach der Maibowle, als die Sterne aufgingen, hatte man eng die Köpfe zusammengesteckt und sich — nach Schwüren ewiger Verschwiegenheit natürlich — allerhand Herzensangelegenheiten gebeichtet. Jede gab ihr Geheimnis preis, mit Namensnennung sogar. Nur ich gestand nichts, weil ich eben nichts zu gestehen hatte. Man glaubte es nicht, man höhnte, man wurde ärgerlich und verlangte, ich solle „auf Ehre" sagen.

Ich sagte „auf Ehre", und mit einem überlegenen Lächeln that man mich ab.

Das war vor vier Wochen gewesen, in einer noch kahlen Weinlaube, durch deren geradlinige Latten derselbe Vollmond blinzelte, der heute auf mich herabsieht.

Kaum vier Wochen — und wenn mich heute eine fragte, ich könnte nicht mehr den Kopf schütteln und sagen „auf Ehre". Heute kann ich mitreden! Ich empfinde es wie eine Art Ritterschlag.

Und doch jetzt, wo ich reden könnte, fasse ich nicht, wie man reden kann! Es über die Lippen bringen vor einem Menschen auf der Welt — lieber sterben! Sie sind mir unverständlich die andern, die, wenn auch stockend und zagend, aber doch schließlich ganz rückhaltlos einem halben Dutzend Freundinnen dieses ihr Ureigenstes preisgegeben hatten. Daß sich die Lippen nicht geweigert hatten, diesen Verrat am eigenen Selbst zu begehen! —

Wieder streckt er mir seine Hand entgegen; ich stoße sie brüsk zur Seite und springe allein hinunter.

Wir gehen ein paar Schritte zusammen; er plaudert über dies und das, und Magda antwortet. Ich sage nichts,

es ist mir eine Wonne, zu schweigen; ich meine, wenn ich reden würde, möchte etwas zerflattern, etwas ganz Zartes, nicht Greifbares, ohne das ich aber nicht mehr existieren kann. So gehe ich einsilbig neben ihm und empfinde ein bewußtes Glückgefühl, ihm so nahe zu sein, und eine unendliche Zärtlichkeit für alles, was mit seiner Person, ja mit seiner Existenz überhaupt zusammenhängt. Für das feine, blaue Tuch seiner Uniform, die Achselklappen mit den schwarzweißen Schnüren, die rotgeränderten Aufschläge — ach, wenn ich einmal hätte leise über den Aermel streicheln dürfen!

Und dann besinne ich mich: das sind ja leblose Dinge, ein Stück Stoff, das vor kurzem noch in irgendeiner Schneiderwerkstatt lag —

Wie sonderbar ich bin! Es ist nur gut, daß es niemand weiß; die ganze Welt würde über mich lachen. Und mit Recht. So etwas Komisches habe ich doch auch früher nie empfunden. Aber nun ist es einmal so. Es läßt sich auch nichts dagegen thun. Nur darf es nie — nie jemand merken. Am wenigsten er selbst.

Die nächste Konsequenz dieses krausen Gedankenganges ist, daß meine Antworten noch um eine Schattierung kürzer und schnippischer werden.

„Was habt ihr denn da in euren Packeten?"

„Ich Cremeschokolade, wollen Sie welche?" sagt Magda zungenfertig. „Und Hedwig hat —"

„Sag's nicht!" zische ich leise.

Puppenhüte — ich hätte mich ja vor ihm zu Tode schämen müssen.

„Nun bin ich erst recht neugierig geworden," lacht er. „Sag's, Hede, es bleibt auch ganz unter uns."

„Wir müssen jetzt nach Haus, adieu," lenke ich kurz ab.

„Schon? Mußt du noch Rechenaufgaben machen?"

„Nein."

Wie stehe ich eigentlich vor ihm da! Er muß mich für dumm halten. Jede Rechenaufgabe, die ich mir träge von ihm hatte lösen lassen, brennt mir nun auf der Seele. Ach, wer ihm doch so recht tüchtig hätte imponieren können!

„Also ihr geht wirklich? Nun, eine Patschhand werdet ihr mir doch geben?"

Wir thun es; Magda freimütig, ich zögernd.

Und er — er ergreift sie nicht, unsere Hände. Etwas anderes fesselt seine Aufmerksamkeit. Er sieht zur Seite, er wendet sich langsam um; und sie, der er nachsieht, wendet sich ebenfalls um.

Es ist die Marie aus dem Grünkramladen, ein eigentlich häßliches Geschöpf mit aufgeworfenen Lippen und lauernden schwarzen Augen. Abends brennt sie sich Locken und steckt einen Korallenkamm in das borstige Haar.

Sie nickt ihm zu, fast unmerklich, er nickt wieder.

Mir ist, als habe mir jemand einen Peitschenschlag versetzt.

„Komm!"

Ich reiße Magda am Arm und ziehe sie mit fort, noch bevor sein Kopf sich wieder zu uns zurückgewendet hat.

„Hast du wohl gemerkt — die beiden kennen sich!" kichert Magda. „Nun hätten wir ihn mal fein mit der Gemüsemarie aufziehen können."

Die Gemüsemarie — das Wort klingt in mir weiter wie eine große erstaunte und sehr schmerzhafte Frage, auf die ich keine Antwort weiß.

Erst am Abend wäscht sie sich ordentlich, sie hat rote, häßliche Hände, sie verwechselt mir und mich — mit einem Wort, sie steht abgrundtief unter ihm — ja, ist denn so etwas überhaupt möglich?

Der Jahrmarktstrubel liegt hinter uns. Wir sind gelaufen wie gehetzt. Atemlos bleibe ich stehen und blicke zurück.

Es ist fast dunkel geworden inzwischen. Der runde Mond wirft schon kleine, zaghafte Schatten. Ueber den Buden ballt sich eine matte, lichtdurchtränkte Helle. Wie eine Insel liegt die kleine Zeltstadt inmitten der stumpfgrünen Wiese. Gedämpft durch den beginnenden Abendnebel tönt die Musik herüber, hier und da ein schriller Klingelton, eine gellende Dampfpfeife.

Und mitten darin — er.

Ich stehe wie eingewurzelt. Wie mit unsichtbaren starken Armen zieht's mich zurück, als könne ich nur dort noch existieren, wo er ist.

Und die Gemüsemarie —

Ich presse die Lippen aufeinander und wende mich stadtwärts. Ich haste nach Haus, denn erst in meinem Stübchen daheim kann ich mich ausschluchzen . . .

❧

Von nun an lebte ich heimlich sein Leben mit.

Ich habe um seine Gefreitenknöpfe gezittert und um die Tressen gebangt. Er erlangte beides.

Ich bin tausend Tode gestorben, wenn man in meiner Umgebung von seinem leichtsinnigen Leben sprach, und habe die Gemüsemarie von fern mit vibrierender Neugier beobachtet. Lange Zeit kämpfte ich mit der Versuchung, mir einen unechten Korallenkamm, wie sie ihn trug, zu kaufen, aber ein Etwas hielt mich immer wieder davon zurück.

Seinen Dienst wußte ich stets genau, so konnte ich ihn im Geist verfolgen den ganzen Tag über. Die Stunden, in denen ich nicht wußte, wo er war, verbrachte ich in quälendem Grübeln.

An der Ecke einer alten Kirche fand ich eines Tages die von irgendeiner Jungenshand mit Oelfarbe hingeschmierten Buchstaben: H. S. Das hieß Heinrich Schultz für mich, und ich machte manchen Umweg, um diese lieben Initialen an der verwitterten Mauer zu sehen.

Wie ein frierender kleiner Grashalm nach der Sonne, so sehnte ich mich beständig nach ihm; und wenn er schließlich kam, nachdem ich stundenlang auf jedes Klingeln gehorcht hatte, ging ich mit kaltem Gruß aus dem Zimmer.

Er war ja im Hause, unter einem Dache mit mir! Das war mir genug. „Nur nicht fortgehen! Bleiben!" klang es in mir wie ein dringliches Gebet. Und wenn er ging, lachend, lärmend, säbelrasselnd, glaubte ich die Stunden bis zum nächsten Wiedersehen einfach nicht ertragen zu können.

Die drei Manöverwochen, in denen ich seinen Anblick entbehren mußte, stehen noch heute wie eine schwarze gähnende Lücke in meiner Erinnerung.

Er kam wieder. Auf Tage. Ich sah ihn einmal, zweimal flüchtig. Ein kurzer kordialer Abschied, etwas zerstreut seinerseits, unter Qualen gezwungen ruhig meinerseits — dann war er fort.

Ich sah ihn nicht mehr — nie mehr.

Innerlich vollkommen zu Boden gebeugt schlich ich durch den regnerischen Herbst. Dabei gepeitscht von dem Gedanken: daß nur niemand etwas merkt. Der unbändige Stolz, das Leitmotiv meines Lebens, feierte seine ersten glänzenden Siege.

Man fand es gar nicht so verwunderlich, daß die Hede mager und hohlwangig wurde, das kam vom raschen Wachsen. Sie bekam Eisen zu trinken.

Ich zuckte die Achseln und trank das Zeug.

Innerlich war ich fest überzeugt, daß ich langsam zu Grunde gehen würde.

Und das fand ich eigentlich auch sehr stimmungsvoll und der Situation angemessen. Nur mußte ich noch rechtzeitig vor meinem Tode den einen weißen, waschledernen Handschuh von ihm, den ich in einem verschließbaren Kästchen bewahrte, vernichten. Ich hatte ihn eines Tages in meines Bruders Zimmer gefunden und, heimlich frohlockend, beiseite geschafft. Am nächsten Tage, als danach gesucht wurde, suchte ich mit; bleich vor Aufregung, mit zitternden Händen und heimlicher Todesangst vor dem — Strafgesetzbuch. Natürlich hat er sich nicht gefunden.

Den also mußte ich verbrennen. Noch lieber hätte ich ihn freilich mit ins Grab genommen, aber dann würden sie's ja erfahren haben, die andern —

Also es blieb dabei, ins Feuer damit, sobald ich das Ende herannahen fühlte.

Ich hatte aber nicht mit meiner gesunden Natur gerechnet, die sich energisch dagegen sträubte, einen Herzenskummer auf die Dauer zu hätscheln.

Als die ersten wirklich kummervollen Monate überstanden waren, kam nach und nach eine bewußte jugendselige Lebensfreude über mich, die ich fast wie Untreue empfand. Das Herz hatte seine erste heftige Kinderkrankheit siegreich überstanden, es war nicht gebrochen.

Die interessante Blässe schwand, die roten Backen kamen wieder. Das Eisen habe sich wieder einmal glänzend bewährt, fand meine Mutter.

❦

Heinrich Schultz — der heutige — rief mich in die Gegenwart zurück. „Sie sind so still geworden, woran denken Sie?"

Ich rührte mechanisch in meiner leeren Kaffeetasse und antwortete, was man auf solch eine Frage stets antwortet: „An nichts."

Was geht den Treibriemenfabrikanten mit dem Brillantring meine erste, junge Liebe an?



Die Schutztruppen der Pflanzen.

Plauderei von Dr. Udo Dammer.

Die Welt der Pflanzen bildet in unserm Ideenkreis die Mittelstufe zwischen dem unbelebten Reich der Steine und den mit Sinneswerkzeugen ausgerüsteten Tieren. Die Pflanzen sehen nicht, hören nicht, es fehlt ihnen der Sinn des Geruchs und Geschmacks. Im allgemeinen sind wir auch der Meinung, daß sie nicht fühlen, denn sonst würden wir uns sicher zweimal besinnen, ehe wir eine Blume abschneiden; nur eine grausame Natur oder kindliche Unbefangenheit kann einem Tier ein Glied abschneiden. Freilich, wer zum erstenmal das Blatt einer Mimosa berührt und sieht, wie sich unmittelbar darauf die einzelnen Blättchen zusammenfalten, der legt sich unwillkürlich die Frage vor: „Ja, hat denn die Pflanze die Berührung gefühlt?" Und wenn er dann die Augen aufmacht und sich umschaut im weiten Gebiet der Pflanzenwelt, dann tritt ihm häufiger, als er anfänglich vermutet, eine Erscheinung entgegen, die ihn auf die Vermutung bringen könnte, daß die Pflanzen Gefühl haben. Wir brauchen dabei nicht an so intensives Gefühl denken, wie wir es selbst besitzen; immerhin aber können wir, ja müssen wir annehmen, daß die Pflanzen, wenn ihnen auch Gefühlsorgane, Nerven abgehen, doch auf einen Reiz, sei dies ein Druck oder ein Stoß, reagieren. Diese Reizbarkeit setzt nun noch keineswegs voraus, daß den Pflanzen der Reiz zum Bewußtsein kommt, daß die Pflanzen überhaupt Bewußtsein haben. Unsere Vorstellung vom Wesen der Pflanzen gipfelt vielmehr darin, daß ihnen ein Bewußsein völlig fehlt. Ob diese Vorstellung richtig, ist eine andere Frage.

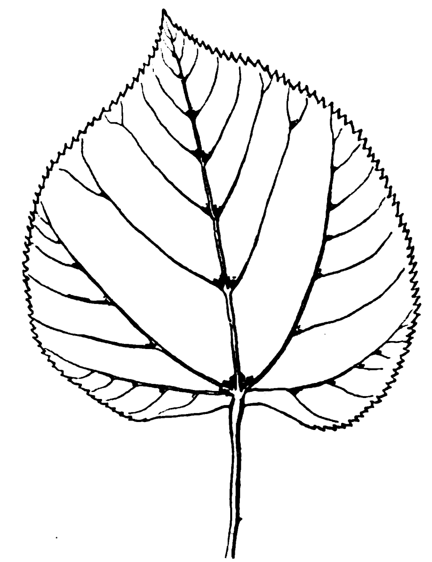
Zu den kleinsten Lebewesen, die zu den Pflanzen gerechnet werden, gehören die Bacillariaceen oder Diatomeen. Diese Pflanzen sind dadurch ausgezeichnet, daß sie mit einem äußerst zierlich gezeichneten Kieselpanzer umgeben sind, der aus zwei Hälften besteht, die schachtelartig übereinandergreifen. Dieser Kieselpanzer hat feine Oeffnungen, durch die ein Teil des Pflanzenleibes in Gestalt feiner Fäden heraustritt, mit deren Hilfe die Diatomee auf einer Unterlage kriecht. Die Geschwindigkeit der Fortbewegung ist relativ bedeutend: in wenigen Sekunden kann sich die Pflanze um ein Stück, gleich ihrer eigenen Länge, fortbewegen. Kürzlich sah ich unter dem Mikroskop eine solche Diatomee von beiläufig 0,015 Millimeter Länge sich auf dem Objektträger fortbewegen. Dabei kam sie an einem kleinen Körnchen von etwa 0,002 Millimeter Durchmesser vorbei, das an ihr hängen blieb. Nachdem die Diatomee noch eine kurze Strecke vorwärts gekrochen war, machte sie plötzlich Halt und bewegte sich dann rückwärts, bis sie zu einem größeren Stück Pflanzensubstanz kam. An diesem streifte sie entlang, bis das Körnchen an demselben hängen blieb, dann kroch sie schräg von der Pflanzensubstanz fort.

Wer einen solchen Vorgang zum erstenmal beobachtet, der kommt ganz unwillkürlich auf die Vermutung, daß diese Pflanzen nicht nur Gefühl, sondern auch Bewußtsein und Ueberlegung haben, und er wird irre an der pflanzlichen Natur des Gebildes. In der That haben viele Zoologen die Diatomeen als in ihr Reich gehörig angesehen.

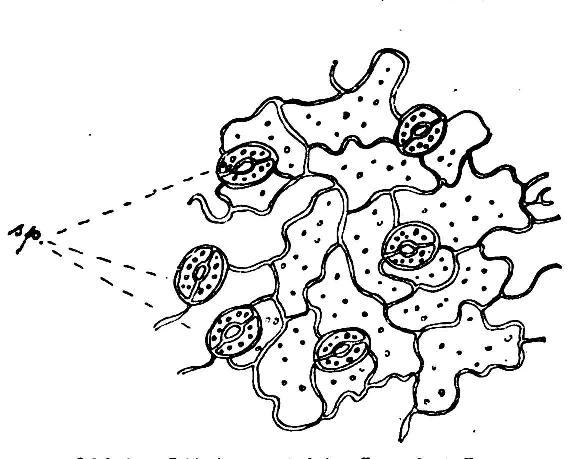
Aber nicht nur so niedrigstehende Organismen zeigen uns Lebensäußerungen, denen wir ein bewußtes Handeln zu Grunde legen möchten. Auch die sogenannten höheren Pflanzen, die mit Blättern und Blüten ausgestattet sind, geben dem Beobachter manches Rätsel zu lösen, da ihre Lebenserscheinungen nicht selten der Ausfluß einer genauen Ueberlegung zu sein scheinen. Zwar läßt sich vieles an diesen Erscheinungen auf rein mechanischem Wege erklären. Aber es bleibt doch immer noch etwas von diesen Erscheinungen übrig, demgegenüber unsere bisherigen Hilfsmittel der Forschung versagen, vor dem wir Halt machen und bekennen müssen: wir wissen es nicht. Wenn wir uns z. B. den Verdunstungsapparat an den Blättern ansehen und seine ebenso einfache, wie zweckentsprechende Einrichtung staunend studieren, so können wir

wohl den selbstthätigen Mechanismus der sich je nach Bedarf öffnenden oder schließenden Spalten erklären. Aber wie die Pflanzen dazu kamen, einen solchen Mechanismus zu bilden, das wissen wir nicht. So einfach er ist, so wirksam ist er auch. Ein geschickter Mechaniker dürfte kaum etwas Besseres erfinden können, wenn ihm die Aufgabe gestellt wäre, einen Apparat zu ersinnen, der es ermöglicht, daß in einem Gefäß, in dem beständig Wasserdampf gebildet wird, und zwar bald mehr, bald weniger, der Wasserdampf stets unter einer bestimmten, in gewissen Grenzen schwankenden Spannung stehe. Die Pflanze hat das Problem in der Weise gelöst, daß sie ein Zellenpaar gebildet hat, das aus zwei gleichen, wurstförmigen Zellen besteht, die mit ihren Enden so aneinander liegen, daß sie ihre konkaven Seiten einander zukehren. Ist die Dampfbildung im Gefäß, d. h. im Blatt stark, droht Ueberdruck, so werden die Zellen straff, der Spalt zwischen den Zellen erweitert sich: das Sicherheitsventil ist offen. Läßt die Dampfspannung nach, so strecken sich die Zellen, indem sie schlaffer werden: das Ventil wird enger und schließt sich, wenn die untere Druckgrenze erreicht ist. Bei reichlichem Wasservorrat kann die Pflanze ohne Schaden reichlich verdunsten, die Spaltöffnungen werden weit. Wird die Erde trocken, droht der Pflanze Wassernot, dann schließen sich die Oeffnungen. Diesen Apparat finden wir bei allen beblätterten Pflanzen in den mannigfachsten Variationen, bald einfacher, bald durch allerlei Beiwerk modifiziert und dadurch wirksamer gemacht. Im Prinzip ist er aber immer derselbe. Für die Entstehung des Beiwerks haben wir Erklärungen, für die Entstehung des Apparats an sich (vergl. Abb. 2) fehlen sie uns.

Jedermann kennt die Zitterpappel und weiß, daß der leiseste Windhauch ihre Blätter in Bewegung setzt. Wenige haben sich aber wohl schon die Mühe gemacht, festzustellen, warum gerade die Pappeln immer „pappeln". Die Sache ist höchst einfach. Die großen Blattflächen sitzen an langen, sehr flachen, aber breiten Blattstielen. Man schneide sich ein Stück Papier in der



1. Lindenblatt (von der Rückseite) mit Milbenwohnungen.



2. Stück eines Erbsenblattes mit sechs offenen Spaltöffnungen.



3. Ceropeia (Ameisenpflanze) mit Ameisennestern.

Form eines Pappelblatts mit einem gleich dünnen, aber breiten Blattstiel aus und halte dies Blatt am Stiel allein. Es wird nicht so leicht beweglich sein. Drehen wir aber den Stil um 90 Grad: sofort halten wir ein beständig schwankendes Blatt in der Hand. In der That sind die beiden Flächen des Pappelblattstiels nicht nach oben und unten, sondern nach rechts und links gewendet.

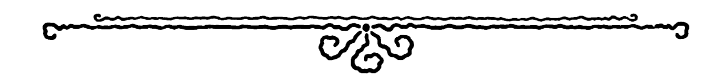
Merkwürdigerweise finden wir diese Einrichtung am ausgeprägtesten an den ältesten Blättern jedes Zweiges, die im Frühjahr gebildet wurden; an den jüngsten Blättern, die sich erst im Hochsommer entwickelten, können wir sie kaum noch wahrnehmen. Die Blattstiele sind kürzer und stärker. Ein schwedischer Botaniker, Lundström, hat darauf hingewiesen, daß die Einrichtung die Pflanze sehr wirksam gegen Raupenangriffe schützt: die sehr sensiblen Raupen werden durch die beständige Bewegung der Blattstiele abgeschreckt, sich auf die Blätter zu begeben. Der Hauptangriff durch Raupen droht dem Laub im Frühjahr und ersten Sommer; im Hochsommer dagegen vermindert sich die Gefahr mehr und mehr, die Ausbildung der Schutzeinrichtung ist nicht mehr so nötig. Auch hier tritt die Frage an uns heran: handelt die Pappel mit Ueberlegung?

Auf der Unterseite der Blätter von Linden, Haseln und vielen andern Pflanzen sehen wir in den Winkeln, die die größeren „Nerven" bilden, kleine Haarbüschelchen (vergl. Abb. 1). Sie sind längst bekannt. Bis in verhältnismäßig neueste Zeit hielt man sie für Eigentümlichkeiten dieser Pflanzenarten, deren Bedeutung unklar war. Ebenfalls Lundström hat gezeigt, daß diese Haarbüschel eine kleine Grube in der Blattsubstanz bedecken, gewissermaßen das Dach eines kleinen Hauses sind, das von kleinen Milben bewohnt wird. Er fand, daß an andern Blättern umgerollte Blattränder und ähnliche Einrichtungen in gleicher Weise Milben als Wohnort dienen, und nannte alle diese Einrichtungen „Domatien". Weitere Untersuchungen belehrten ihn, daß das Auftreten der Milben in diesen Domatien kein zufälliges ist. Wer schon einmal im dunklen Zimmer einen

Sonnenstrahl, der durch einen Fensterspalt eindrang, gesehen hat, der kennt die Millionen feiner Stäubchen, die in der Luft schweben. Einen nicht geringen Prozentsatz dieser Stäubchen bilden Pilzsporen, d. h. Dauerzellen von Pilzen, die es dem Pilz ermöglichen, längere Zeit im trockenen Zustand zu verharren und in diesem Zustand durch die Luft zu wandern. Täglich fallen auf jedes Blatt zahllose solcher Pilzsporen, und wenn auch nicht alle auf dem Blatt zu keimen vermögen, so doch ein Teil davon. Schutzlos wären die Pflanzen den Angriffen der Pilze preisgegeben, wenn nicht eben jene die Domatien bewohnenden Milben als Sanitätspolizei, als Schutztruppe aufträten und des Nachts, aus ihren Wohnungen hervorkommend, die Blätter von den Pilzsporen säuberten, die ihnen als Nahrung dienen. Und wieder tritt uns die Frage entgegen: was bewog jene Pflanzen, Domatien zu bilden? War es Ueberlegung? Im Botanischen Garten zu Berlin wird eine Pflanze kultiviert, die aus Java stammt und den Namen Myrmecodia echinata führt. Ihr Stamm ist an der Basis etwa faustgroß verdickt. Der reichlich daumenstarke Stamm ist etwa 30 Zentimeter hoch und trägt an seiner Spitze einen Schopf etwas fleischiger, hellgrüner, lanzettlicher Blätter. Die knollige, oberirdische Verdickung ist mit zahlreichen, in Spitzen auslaufenden Höckern besetzt. Am Stamm sehen wir flache, langgestreckte, beiderseits von Stacheln flankierte Vertiefungen, aus denen hier und da kleine weiße, unscheinbare Blütchen, hin und wieder auch kleine orangefarbene fleischige Früchte hervorsehen. Soweit wäre an der Pflanze nichts Besonderes, wenn nicht der Umstand, daß die Samen schon nach 24 Stunden keimen.

Die Pflanze wird in einem aus Stäben zusammengebauten Korb kultiviert. Das ermöglicht es uns, die Pflanze auch von unten zu besehen. Da finden wir, daß ein Loch, groß genug, um den Finger einzuführen, in die knollige Verdickung führt. Letztere ist hohl. Ein Schnitt durch diese hohle Verdickung würde uns belehren, daß ein Labyrinth von Hohlräumen sie durchsetzt. Nicht aus Altersschwäche ist die Pflanze hier hohl. Schon als ganz junges Pflänzchen zeigt es die beginnende Höhlung. In der Heimat findet man stets in dieser ausgehöhlten Verdickung einen Staat höchst bissiger Ameisen. Wehe dem, der dort eine solche Pflanze berührt! Sofort stürzen die Ameisen aus ihrem Bau und scheuchen den Unvorsichtigen durch wütende Bisse in schleunige Flucht. Man hat geglaubt, daß die Pflanze die Verdickung und die Höhlungen nur bei Gegenwart von Ameisen ausbilde, daß sie ohne Ameisen nicht gedeihen könne. Das ist nicht der Fall, wie das Exemplar im Berliner Botanischen Garten und der zahlreiche, aus selbstgeernteten Samen erzogene Nachwuchs lehrt. Aber was bewog die Pflanze überhaupt, solch einen Wohnplatz für Ameisen, die sie so trefflich gegen Angriffe von andern Tieren schützen, zu bilden?

Solche „Ameisenpflanzen", d. h. Pflanzen, die in ihrem Körper Hohlräume bilden, in denen sich dauernd Ameisen aufhalten, die andere Tiere von der Pflanze durch ihre Angriffe fernhalten, giebt es eine größere Anzahl, nicht nur in den asiatischen, sondern auch in den amerikanischen Tropen. Bald sind es hohle Stengel mit besonderen Auslaßöffnungen, die den Ameisen als Wohnort dienen, wie z. B. bei der Ceropeia, bald sackartige Erweiterungen an den Blattflächen, wie bei manchen Melastomaceen. Unsere Abbildung 3 (S. 827) zeigt einige dieser Ameisenwohnungen. Wie aber kommen, so fragen wir nochmals zum Schluß, diese Pflanzen dazu, diese Wohnungen zu bauen. Sahen sie den Nutzen der Schutztruppe ein? Handelten sie mit Ueberlegung?



Kinderkrankheit und Charakterentwicklung.

Von Dr. Ernst Rauert (Berlin).

„Mit meinem Jungen, Doktor — er ist jetzt viereinhalb Jahr — ist nicht mehr auszukommen. Er nörgelt in einem fort. Nichts ist ihm recht, dann will er dies haben und im nächsten Augenblick das. Gebe ich es ihm nicht, dann wird er fast rasend vor Wut. Und was das Schlimmste ist, er steckt voll der scheußlichsten Hinterlist und Bosheit. Schlagen nützt gar nichts. Auf dem habe ich wohl ein Dutzend Rohrstöcke entzweigeschlagen. Es wird nicht besser, es wird nur schlimmer." So klagt die Mutter. „Und von uns hat er es nicht," meint der Vater, „wir sind rechtliche Leute!"

Der Mann hat recht. Eigentümlichkeiten des Charakters einer Volksrasse mögen sich wohl vererben; aber daß die schlechten Charaktereigenschaften der Eltern einer soweit gut gearteten Volksrasse auf ein Kind vererbt werden, erscheint mir sehr zweifelhaft. Das Kind lernt von den Eltern und wird dann oft wie die Eltern. Es müssen noch andere Faktoren außer Erziehung, gutem und schlechtem Beispiel u. s. w. bei der Charakterentwicklung eines Kindes in Betracht kommen. Wir wollen versuchen, diese bei unserm kleinen Taugenichts zu ergründen.

Zunächst sehen wir uns mal den trotzig, mit niedergeschlagenen Augen dastehenden Burschen an. Er ist krank, das sieht das kundige Auge des Arztes auf den ersten Blick. Und eine nähere Untersuchung ergiebt die unschwer gestellte Diagnose: chronische Verdauungsstörungen, hochgradige Rhachitis. Die Muskulatur ist schlaff und schlecht entwickelt, das Unterhautzellgewebe fettarm, der Bauch abnorm groß und aufgetrieben wie eine Trommel, die Rippenknorpelansätze verdickt, ebenso die Gelenkknorpel, die Beine zu O-Beinen gekrümmt, die Zähne deformiert und fast sämtlich bereits gestockt, die Hals- und Inguinaldrüsen geschwollen.

Viele gesunde Tage hat das Kind während seines Daseins noch nicht gesehen, das steht fest. Die Angaben der Mutter zur Krankengeschichte bestätigen dies vollauf. „In den ersten Monaten entwickelte sich das Kind," so erzählt die Mutter, „auf das beste. Es war dick und rund, schlief die ganze Nacht und weinte fast gar nicht. Es lachte und kreischte und war lustig: es war ein liebes Kind. Dann wurde der Junge krank. Er langte immer nach unserm Essen, wenn wir beim Mittag waren. Und da hatte ich ihm wohl ein wenig zuviel Kartoffeln — die mochte er so gerne — oder Schweinefleisch oder Sauerkohl, vielleicht auch Kuchen gegeben. Er bekam Durchfall und etwas Erbrechen. Lange hat die Erkrankung nicht angehalten, und einen Arzt haben wir gar nicht erst gebraucht. Heruntergekommen war er aber doch, und so schön dick und rund wurde er nicht wieder. Er war auch so eigensinnig und wollte nichts anderes essen als Kartoffel, Aepfel oder Kuchen. Ich habe mir solche Mühe gegeben, er nahm kaum etwas anderes!"

Die Krankengeschichte ist klar und verständlich. In den ersten Monaten war er bei richtiger, künstlicher Ernährung oder an der Mutterbrust ein gesundes Kind in bester Ent-

wicklung. Dann hatte ihm Liebe, Leichtsinn oder Unverstand der Eltern durch unzweckmäßige Nahrung den Magendarmkatarrh erzeugt. Aus der akuten Verdauungsstörung war, da eine ärztliche Behandlung und richtige Ernährung nicht erfolgte, ein chronischer Magendarmkatarrh entstanden. Auch dieser wurde nicht nur nicht sachgemäß behandelt, sondern durch Verabreichung schädlicher Nahrungsmittel, zu denen das Kind in seiner Erkrankung Neigung zeigte, wachgehalten und verschlimmert. Bei der ungenügenden Zufuhr von Nahrungsmitteln und ihrer schlechten Verarbeitung durch die erkrankten Verdauungsorgane konnte naturgemäß der Körper seinen zur Erhaltung und zum Aufbau nötigen Bedarf an Nährmitteln nicht decken. Er befand sich — medizinisch gedacht — beständig im Hungerzustand. Die Folge davon war die Entwicklung der Rhachitis, die in den meisten Fällen auf chronische Verdauungsstörungen zurückzuführen ist.

Ein gesundes Kind, das nach festem Schlaf des Morgens erwacht, reckt sich und streckt sich, nimmt das Beinchen unter der Decke heraus und spielt mit seinen Zehen. Hat die Mutter seine Morgentoilette beendet und reicht ihm die Flasche oder die Brust, dann trinkt es mit Behagen in vollen Zügen, lächelt die Mutter an ob ihrer Liebkosungen, patscht ihr ins Gesicht und greift ihr in die Haare. Man sieht, das Kind hat unbewußt Freude an seinem Leben, Freude, weil nichts sein Dasein trübt. Es ist glücklich wie ein Kind, sagen wir: glücklich wie ein gesundes Kind.

Jenes andere Kind aber, das von chronischen Verdauungsstörungen gequält wird, kennt nicht ein frohes Erwachen. Sein Schlaf ist gestört gewesen durch unangenehme, beängstigende Träume, durch Schmerzen und Unbehagen. Und am Morgen mag ihm zu Mut sein wie einem Erwachsenen nach einer bei reichlichem Alkoholgenuß durchschwärmten Nacht. Sein Kopf ist ihm schwer und schmerzt ihm, es hat Uebelsein und Durstgefühl. Mit Gier trinkt es seine Flasche, des Durstes, nicht eines gesunden Hungers wegen. Und sogleich erzeugt die eingenommene Nahrung in ihm das unbehagliche Gefühl des Vollseins. Jedes Geräusch im Zimmer, die Hantierungen der Mutter beim Reinigen, ihr Zureden und ihre Liebkosungen machen ihm Schmerzen, vermehren sein Kopfweh. Ruhe, nur Ruhe thut ihm wohl.

Immer zu liegen, dagegen sträubt sich jedoch sein Naturtrieb. Es will auch spielen, durch Schreien verlangt es Beschäftigung. Ein paar Minuten wird es durch das Interesse für sein Spielzeug aufrecht erhalten, dann sinkt es ermattet in die Kissen zurück. So geht's tagein, tagaus. Das Kind wird „nervös". Es ärgert sich über alles, was herum und mit ihm geschieht. Das Spiel der Geschwister macht ihm Unbehagen; halten sie sich fern von ihm, dann schreit es, weil sie nicht mit ihm spielen; denn der Trieb zum Spiel ist auch ihm von der Natur gegeben. Die Liebkosungen der Mutter empfindet es nicht als Liebkosungen. Sie reizen und machen ihm Kopfschmerzen. Das Kind schlägt nach der Mutter, und doch soll sie nicht von seiner Seite weichen. Die Flasche macht ihm Uebelsein und Beschwerden. Ein Groll erfaßt das Kind gegen seine ganze Umgebung und, ich glaube, gegen sich selbst. So verlaufen die ersten paar Jahre.

Endlich schlägt auch für den Jungen die Stunde, wo seine gekrümmten Beinchen die Tragfähigkeit erlangt haben. In den ersten Höschen, in dem ersten Kittelchen zieht er stolz auf die Straße, um sich im Spiel mit seinen Altersgenossen zu vereinigen. Da kommt für ihn die zweite Leidensperiode. Er kann nicht mitthun mit den andern. Seine krummen Beine, seine Unbeholfenheit in den Bewegungen, seine watschelnder Gang geben den Gespielen außerdem noch Stoff genug, um ihn zur Zielscheibe ihres kindlich grausamen Spottes und Hohnes zu machen. An ein Erwehren mit der Faust ist nicht zu denken. Ungerächt muß er es über sich ergehen lassen. Er ist der Verhöhnte, Zurückgesetzte, Ausgestoßene; das erbittert ihn gegen seine Genossen, das verpestet ihm seine junge Seele.

Vergeltung muß und will er haben. Er leidet und will auch die andern leiden sehen. Jedes Mittel und jede Gelegenheit sind ihm recht. Hinterrücks ein Stoß, ein Schlag, ein Stich mit der Nadel. Bei den kleinsten Dummheiten der andern ein Verklatschen und Verschwatzen bei der Mutter. Er sucht zu tollen Streichen zu verführen, um sich nachher unter Vorschützung seiner Krankheit klug aus der Affäre zu ziehen. Setzt es für die andern Schelte und Prügel, dann freut er sich: er wird schlecht!

Allmählich gesundet sein Körper. Seine Kräfte nehmen zu, seine krummen Beine wachsen sich gerade. Er ist wieder von einigermaßen normaler Körperbeschaffenheit und fühlt sich seiner Beschwerden enthoben. Seine schlimmen Charaktereigenschaften aber haften fester: sie sind ihm — um mich der genauen Worte eines Vaters zu bedienen — „zur zweiten Natur" geworden. Er hat Lust gefunden an seinen schlechten Streichen. Er verlangt auch ferner unberechtigt die Rücksichten, die man früher gegen das kranke Kind geübt hat. Ein gutes Stück seines Charakters ist eben fertig, und es mag den Eltern und der Schule schwer werden, die schlechte Wurzel auszuroden. Es bedarf besonderer Erziehungsmittel, einer besonderen Bewahrung, einer besonderen Auswahl der Spielgenossen u. s. w., um ein Wuchern und Sprossen dieser Wurzel zu verhüten.

Man hat bei Verbrechern, deren Thaten so recht den Stempel der Scheußlichkeit trugen, Anormalitäten des Körpers gefunden. Mir erscheint es lohnend, in solchen Fällen nach der Entwicklung des Betreffenden in den ersten Lebensjahren zu forschen.

Ich will zwar beileibe nicht behaupten, daß nun jedes rhachitische oder skrofulöse Kind ein schlechter Mensch oder gar ein Verbrecher werden muß. Denn dann würde die Bevölkerung, besonders einer Großstadt, bald von solchen Individuen wimmeln. Aber bezeichnend waren für mich doch die Worte einer klugen und gewissenhaften Masseurin eines großen Berliner orthopädischen Instituts: „Sie glauben nicht, Herr Doktor, von welcher Niedertracht oft diese kleinen Buckligen sind!"

Gesunde Kinder sind auch unartig, recht unartig sogar. Aber ihre Unarten tragen meist nicht den Stempel der Schlechtigkeit an sich; sie sind harmloserer Natur. Wenn eine Mutter an ihrem Kinde schlimme Charaktereigenschaften wie Eigensinn, Bosheit, Verlogenheit findet, dann soll sie nicht das Kind einfach als ungeartet verdammen, sondern soll ihren Hausarzt zu Rate ziehen, ob nicht vielleicht eine krankhafte körperliche Entwicklung die Ursache bildet. Wie oft wird von einer Mutter das viele, nach ihrer Meinung grundlose Schreien ihres Kindes als eigensinnig bezeichnet, während eine chronische Verdauungsstörung, durch unzweckmäßige Ernährung hervorgerufen, die ganz natürliche Ursache ist. Sie hat oft selber gezüchtet, was sie nachher verdammt.

Drum hüte sich die Mutter, besonders in den ersten Lebensjahren, die dem Aufbau und der Entwicklung des zarten und widerstandslosen Körpers in so hohem Maß gewidmet sind, die richtige Auswahl der Nahrungsmittel zu verfehlen.

Vor allen Dingen Achtung an dem Scheidewege, wo die reine Milchernährung zur gemischten Nahrung übergeht! Dort liegt die größte Gefahr, chronische Verdauungsstörungen mit ihren verhängnisschweren Folgeerscheinungen für Leib und Seele zu erzeugen.





Hygiene des Essens.

Die Erfahrung des täglichen Lebens lehrt, daß unser Gemütszustand zur Zeit der Nahrungsaufnahme von sehr wesentlichem Einfluß auf den Ablauf der Verdauungsvorgänge ist: bei Aerger bekommt uns das Essen nicht, und wir magern ab. „Wir verdauen gewiß ganz anders", sagt der Hygieniker Veit sehr treffend, „bei Aussicht in eine heitere Gegend als auf Kerker- und Klostermauern." Es ist sogar vielfach beobachtet worden, daß für bestimmte Verdauungsstörungen der Anlaß in Gemütserregungen zu suchen ist, in Schreck, Aerger, heftigen Aufregungen, die den Betreffenden gerade bei der Mahlzeit überfallen haben. Daraus ergiebt sich die wichtige Regel, niemals eine Mahlzeit zu beginnen, bevor die Wogen der heftigen Erregung sich gelegt haben und eine ruhige Stimmung Platz gegriffen hat.

Für das allgemeine Verhalten während des Essens ist zunächst hervorzuheben, daß langsames Essen von wesentlichem Vorteil ist und zwar, weil nur bei langsamem Essen ein gehöriges Kauen möglich ist. Nur bei sorgfältigem, einige Zeit in Anspruch nehmendem Kauen kann die so wichtige Durchtränkung des Gekauten mit dem Mundsaft, die sogenannte Einspeichelung, in genügendem Maß erfolgen; die Speisen werden dadurch schlüpfrig, sind leicht herunterzuschlucken und werden im Magen besser verdaut. Auch geistige Beschäftigung oder sonstige Bethätigung lenkt vom eigentlichen Eßakt ab und läßt das Kauen nur unzureichend vor sich gehen; daher empfiehlt es sich auch nicht, wie es so häufig geschieht, beim Essen zu lesen. Man soll also langsam essen; das schnelle Herabschlingen der Speisen hat für gewöhnlich zur Folge, daß dieselben ungekaut, in größeren Stücken in den Magen gelangen und dort das Gefühl von Druck und Schmerz hervorrufen. Der Reisende, der in den Bahnhofsrestaurationen während weniger Minuten Aufenthalts seine Mahlzeit schnell einnehmen muß, lernt nur zu oft die nach hastigem Essen eintretenden Verdauungsbeschwerden kennen; vom ärztlichen Standpunkt ist daher den Speisewagen sehr das Wort zu reden.

Man streitet oft darüber, ob man während des Essens Flüssiges zu sich nehmen soll und wie viel. Ein Teller Fleischbrühe als Einleitung zu einer größeren Mahlzeit ist zweckmäßig: die Würz- und Genußstoffe der Brühe regen, wie der berühmte Physiologe Munk nachgewiesen hat, die Abscheidung der Verdauungssäfte in den Magen an und befördern dadurch den Verdauungsvorgang. Daneben aber noch eine größere Menge, sei es auch nur 1/4—1/2 Liter, Flüssigkeit in Form von Wasser oder Bier zu sich zu nehmen, ist nicht zu empfehlen; denn dadurch wird der Magensaft, mit Hilfe dessen wir verdauen, verdünnt und seine Verdauungsfähigkeit beeinträchtigt. Allenfalls kann kohlensaures Wasser, Selters z. B., gestattet werden; auch gegen ein Glas guten Weins bei Tisch ist nichts einzuwenden. Bei fetten Speisen erweist sich für viele, die an sich Fette nicht gut vertragen und danach an Verdaungsstörungen leiden, ein Gläschen Kognak als vorteilhaft.

Von nicht genügend gewürdigter Bedeutung für die Verdauungsvorgänge ist das zweckmäßige Verhalten nach dem Essen. Der Verdauungsakt nimmt für die Verdaungsorgane einen erheblichen Teil der Gesamtblutmasse des menschlichen Körpers in Anspruch und macht infolgedessen das Gehirn blutleerer. So stellt sich mit Notwendigkeit nach größeren Mahlzeiten ein mehr oder minder ausgesprochenes Müdigkeitsgefühl ein, das wir durch die erregende Wirkung des Kaffees zu bekämpfen suchen. Beim Säugling ist dies Müdigkeitsgefühl so überwältigend, daß er in unmittelbarem Anschluß an die Nahrungsaufnahme sofort einschläft; aber auch blutarme, bleichsüchtige, fettleibige und magenkranke Personen können selbst unter Aufbietung großer Energie diesem Müdigkeitsgefühl für gewöhnlich nicht widerstehen. Die so häufig erörterte Frage, ob es zweckmäßig ist, nach Tisch zu schlafen oder nicht oder gar Körperbewegungen zu machen, läßt sich keinesfalls nach der einen oder anderen Seite ausschließlich entscheiden. Ohne Zweifel empfinden viele Menschen Körperbewegungen in unmittelbarem Anschluß an das Essen als eine Anstrengung, während sie ruhiges Sitzen als Behagen empfinden und sich dann schnell wieder frisch und arbeitsfähig fühlen. Ein Grund, sich mit vollem Magen absichtlich stark zu bewegen, liegt nicht vor. Die Notwendigkeit des Schlafens nach Tisch besteht allenfalls für Schwächliche, sowie für Nervöse, Magenleidende und Bleichsüchtige, und ein halb- bis allerhöchstens einstündiger Schlaf kann schon gestattet werden; indes bei ausgesprochener Fettleibigkeit und gewissen Herz- und Gefäßerkrankungen ist, da in der Verdauung der Blutdruck gesteigert ist, ein Schlaf in horizontaler Lage unmittelbar nach dem Essen zu vermeiden. Auch geistige Thätigkeit unmittelbar nach der Nahrungsaufnahme ist nicht empfehlenswert; besonders Unterrichtsstunden gleich nach der Mittagszeit sind durchaus unhygienisch und daher vom ärztlichen Standpunkt zu verwerfen.

Was die Richter sagen.

Juristische Winke für Weltausstellungsbesucher.

Die sich immer weiter ausdehnende Beteiligung Deutschlands am Weltverkehr nötigt Juristen und Laien, insbesondere Kaufleute, sich mit den Gesetzen anderer Kulturstaaten vertraut zu machen. Die Kenntnis des fremden Rechts wird fast so unerläßlich wie die der fremden Sprache. Im Jahr der Pariser Weltausstellung gilt dies natürlich in erster Linie von dem Recht unserer westlichen Nachbarn, und zwar in den Fragen, die voraussichtlich am häufigsten praktisch werden. Vornämlich die Vorschriften über Gastwirte und Reisende werden von Interesse sein.

Darin sind die modernen Gesetzgebungen der verschiedensten Staaten einig, daß sie die Gastwirte nicht bloß bei schuldhafter Verletzung ihrer Vertragspflicht für Schaden haften lassen, sondern weitergehend auch bei eigener Schuldlosigkeit. Für Frankreich gilt hier folgendes. Der Wirt haftet für Verlust und Beschädigung an den Sachen, der bei ihm eingekehrten Reisenden. Er befreit sich von dieser Haftung nur, indem er nachweist, daß der Schaden entstanden ist: sei es durch höhere Gewalt, sei es durch eigene Schuld des Reisenden oder seiner Dienstleute. Als höhere Gewalt gilt ein auch mit aller erdenkbaren Vorsicht unabwendbares Ereignis, z. B. ein Brand, ein Erdbeben, ein Sturm, aber auch ein mit bewaffneter Hand verübter Diebstahl, nicht jedoch jeder Einbruchsdiebstahl oder Diebstahl mit Nachschlüsseln. Auch haftet der Wirt dann für Diebstahl mit bewaffneter Hand, wenn dieser von seinem Personal oder von andern Hotelgästen verübt ist. Ein eigenes Verschulden des Reisenden liegt z. B. dann vor, wenn er Wertsachen im Hotelzimmer unverschlossen liegen läßt.

Diese weitgehende Haftung des Wirts beginnt mit der Uebernahme der Sachen in seinen Bereich und erstreckt sich auch auf die von dem Reisenden später bei der Abreise vergessenen Sachen. Der Reisende hat nur zu beweisen, daß die Sachen wirklich in dem Wirtshaus verloren gegangen oder beschädigt sind, und kann sich hierfür jedes Beweismittels bedienen.

Anders als das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch, das im Interesse des Wirts den Ersatzanspruch des Gastes erlöschen läßt, wenn er nicht unverzüglich nach erlangter Kenntnis von dem Schaden dem Wirt Anzeige macht, stellt der französische Gesetzgeber in dieser Hinsicht an den Gast keine Anforderung. Dagegen gestattet ein Gesetz von 1896 dem Wirt, die als Pfand für Schulden des Gastes zurückgebliebenen, sowie die im Stich gelassenen Sachen sechs Monate nach der Abreise des Gastes, bei außerordentlicher Dringlichkeit auch schon früher, öffentlich versteigern zu lassen.

Was vorstehend über Gastwirte ausgeführt ist, gilt auch von andern Personen, deren Gewerbe es ist, Reisende oder Gäste bei sich aufzunehmen, so von denen, die an Reisende möbliert vermieten, von Inhabern öffentlicher Badeanstalten oder eines Garderoberaums in Konzerten und Theatern. Dagegen finden diese Vorschriften keine Anwendung auf Cafetiers und Restaurateure oder auf die internationale Schlafwagengesellschaft.

Wer übrigens in Frankreich als Kläger einen Prozeß zu führen hat, der halte sich gegenwärtig, daß dort der Ausländer in allen Rechtsstreitigkeiten, wenn der Beklagte es beantragt, Sicherheit für die gerichtlichen und außergerichtlichen Kosten zu leisten hat, sofern er nicht in Frankreich belegene Grundstücke besitzt, deren Wert zur Deckung der Prozeßkosten hinreicht.




Otto Nauhardt (Leipzig), Erster Schatzmeister.


Wilhelm Müller (Wien), Zweiter Schatzmeister.


Dr. W. Ruprecht (Göttingen), Erster Schriftführer.


Emil Reinicke (Leipzig), Zweiter Schriftführer.


Joh. Stettner (Freiberg i. S.), Zweiter Vorsitzender

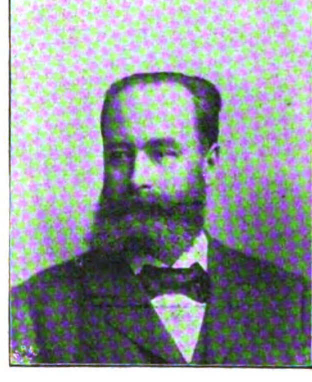
Die Vorstandsmitglieder des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig.

Die Buchhändler-Messe in Leipzig.

Hierzu 8 Porträts und eine photographische Aufnahme.

Alljährlich findet in der Cantate-Woche in Leipzig die allgemeine Abrechnung der Buchhändler untereinander statt, zu der sich in dem prächtig ausgestatteten Buchhändlerhaus in der Hospitalstraße Vertreter des Buchgewerbes aus aller Herren Ländern einfinden. An diese Abrechnung schließt sich das übliche Cantate-Festmahl, nachdem die Vorstände ihre Gäste vorher in zwangloser Weise im großen Saal des Buchhändlerhauses begrüßt haben. Der Festausschuß des Börsenvereins der deutschen Buchhändler versteht es überdies, den Besuchern der Leipziger Ostermesse ihren Aufenthalt in Klein-Paris angenehm und behaglich zu machen. Der diesjährige Festakt wird sich noch besonders feierlich gestalten durch die heute (12. Mai) erfolgende Einweihung des neuen Deutschen Buchgewerbehauses, dessen Abbildung wir bringen, die Einweihung der Gutenberghalle und die Enthüllung des Ehrendenkmals für Gutenberg. Unsere Porträts zeigen die verdienten Vorstandsmitglieder und Leiter des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, an dessen Spitze zur Zeit als erster Vorsitzender der bekannte Stuttgarter Verlagsbuchhändler Karl Engelhorn steht.


G. Thomälen, Geschäftsführer.


Karl Engelhorn (Stuttgart), Erster Vorsitzender.


Rechtsanwalt Paul Frenkel, Juristischer Beirat.




Zur Buchhändler-Messe in Leipzig: Das neue Buchgewerbehaus.
Photographische Aufnahme.

Was die Mode bringt.

Wer in seiner Wohnung an Raummangel leidet und daher gezwungen ist, sein Fahrrad auf dem Flur unterzubringen, dürfte sehr entzückt sein über eine Neuerung, das Rad geschmackvoll zu verkleiden. Ein schmaler Doppelständer aus Bambusrohr ist mit leichter Libertyseide wie ein Paravent bezogen, öffnet sich und kann so über und um das Rad geleitet werden, daß nur der Griff der Lenkstange sichtbar bleibt. So ist das Rad den Blicken und dem Staub in gleicher Weise entzogen.

Der Krawattenschmuck ist jetzt ein besonderer Günstling der Damenmode geworden. Seine neuste Variation ist ebenso schick wie kleidsam. Um den Hals liegt ein breites Atlasband, vorn zu einer geraden Schleife mit Fransenenden gebunden. Zwei Bänder laufen unter ihr hervor bis zum Taillenschluß, wo sie eine zweite, größere Schleife bilden, anschließend an einen Gürtel, der rückwärts in eine noch größere Schleife ausläuft, deren lange Enden rechts und links, am Kleidersaum wieder durch kleinere Schlupfen geschmückt, enden.

Eine neue Erfindung auf dem Gebiet der Blusen sind leichte seidene Modelle mit verschlungenen Arabesken, die aus Vogelfedern in schimmernden Farben gebildet werden und Pailletten als Abschluß haben. Gleichzeitig fast erleben die weißseidenen Taftblusen, die mit Goldplaketten belegt sind, die größten Triumphe. In ein schlankes Rankenmuster aus Goldfäden sind runde, durchlöcherte Goldplatten mit erhabenen Engelsköpfchen eingefügt und durch echte Perlen auf dem zarten Seidengrund befestigt. Gürtel und Stehkragen bilden auf schwarzem Sammetfond eine Kette aneinander gereihter Goldplättchen mit je zwei Perlenschnüren oben und unten.

Karikaturen der Woche.



Ein Besuch auf der Pariser Weltausstellung.

Zu wenig lockend ist noch die Visite,
Denn überall prangt: „Entrée interdite!“

Still mit seinem Los zufrieden
Wandelte Ohm Paul hienieden —

Plötzlich aus des Waldes Düster
Stürzen auf ihn die Minister:

„Giebst du nicht dein Gold, du Schuft,
Wirst du in die Luft gepufft!“

Und dies arge Bubenstück
Nennt man hohe Politik.

Druck und Verlag von August Scherl, Berlin SW., Zimmerstr. 39/41. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, Berlin.

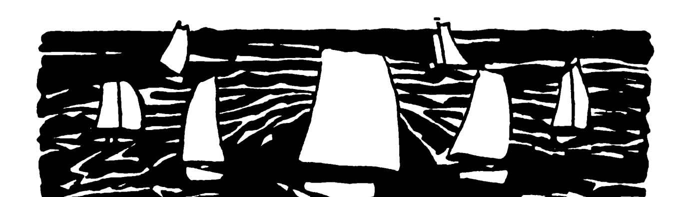
DIE·WOCHE.

Nummer 20. | Berlin, den 19. Mai 1900. | 2. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 20.

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und dessen Vororten bei der Geschäftsstelle Zimmerstraße 39—41, sowie bei allen Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und sämtlichen Buchhandlungen;
im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 8331);
im Ausland bei den Postanstalten folgender Staaten:
Belgien (4,04 fr.), Dänemark (2,85 Kron.), Italien (4,88 Lire), Luxemburg (4,20 fr.), Niederlande (2,10 fl.), Norwegen (3,05 Kron.), Oesterreich ([Postzeitungsliste Nr. 4259] 3,70 Kr.), Schweden (3,10 Kron.), Ungarn (4,01 Kr.).
(Der in Klammern gestellte Betrag ist der vierteljährliche Abonnementspreis.)
in der Schweiz und in Rußland nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten Abonnements entgegen;
für Frankreich nimmt die Firma H. Le Soudier, 174/176 Boulevard St. Germain, Paris, Abonnements entgegen;
ür England nimmt die Firma Emile Pelletier, 56 Charlotte Street Fitzroy Square, London W, Abonnements entgegen.



Die sieben Tage der Woche.

10. Mai.

Das Berliner Stadtverordnetenkollegium beschließt in geheimer Sitzung mit 87 gegen 9 Stimmen, den Stadtverordnetenvorsteher Dr. Paul Langerhans (Portr. S. 849) anläßlich seines achtzigsten Geburtstages zum Ehrenbürger von Berlin zu ernennen.

Der Domprobst Dr. Schneider (Portr. S. 850) wird zum Bischof von Paderborn gewählt.

Die Buren geben die Verteidigungslinie am Sandfluß auf und treten den Rückzug an.

11. Mai.

In der württembergischen Zweiten Kammer wird ein Antrag, die Einführung einer progressiven Umsatzsteuer für Warenhäuser der Regierung zur Berücksichtigung zu empfehlen, mit Stimmengleichheit abgelehnt.

In zahlreichen Städten Spaniens kommt es zu neuen ernsten Unruhen, so daß über die Provinzen Barcelona und Valencia der Belagerungszustand verhängt wird.

Das Exekutivkomitee der tschechisch-radikalen staatsrechtlichen Partei erklärt den von der österreichischen Regierung eingebrachten Sprachengesetzentwurf für unannehmbar.

In Wien finden Studentenunruhen statt. Der Rektor erläßt ein allgemeines Verbot des Farbentragens.

Die Nationalkonvention der Populisten in den Vereinigten Staaten proklamiert Bryan zum Präsidentschaftskandidaten.

12. Mai.

Im Reichstag erklärt der Präsident Graf Ballestrem, er sehe fortan von der Einberufung des Seniorenkonvents ab und zwar wegen der von der Linken bei Beratung der lex Heinze befolgten Obstruktionstaktik.

Der deutsche Handelstag richtet an die Reichsregierung eine Eingabe gegen die geplante Belastung des Handels durch neue Steuern.

Der Rektor der Wiener Universität legt aus Anlaß der Studentenunruhen seine Amtswürde nieder.

Die österreichisch-ungarischen Delegationen treten in Budapest zusammen.

13. Mai.

Lord Roberts besetzt Kroonstad, nachdem die Buren die umliegenden Befestigungen ohne Kampf geräumt haben. Präsident Steijn erläßt eine Proklamation, in der Heilbron zum Sitz der Regierung des Oranjefreistaats erklärt wird.

14. Mai.

Im Budgetausschuß der österreichischen Delegationen giebt Graf Goluchowski ein Exposé über die internationale Lage und betont dabei mit besonderer Wärme die durch den Berliner Kaiserbesuch zum Ausdruck gebrachte Festigkeit des Dreibunds.

General Buller meldet, daß er die Biggarsbergpässe forciert habe, ohne auf besonderen Widerstand gestoßen zu sein.

Im Gegensatz zu Paris fallen die Munizipalwahlen in den meisten größeren Städten Frankreichs zu Gunsten der Republikaner aus.

15. Mai.

In der Budgetkommission des Reichstags beginnt die zweite Lesung der Flottenvorlage.

Die Burenmission trifft in New York ein, wo ihr große Ovationen bereitet werden.

Die spanische Regierung erläßt ein Dekret, in dem die Abschaffung der Handelskammern angedroht wird.

16. Mai.

In Wiesbaden beginnen im Beisein des Kaisers die Sportwoche und die Festspiele im Hoftheater (vergl. S. 847, 852 u. 853).

Eine von 6000 Personen besuchte Versammlung von Angestellten der Berliner Straßenbahnen nimmt eine Resolution an, in der eine Erhöhung der Löhne und andere Verbesserungen ihrer materiellen Lage gefordert werden.

Der Burengeneral Snyman meldet, daß Oberst Baden-Powell, der Verteidiger von Mafeking, mit 900 Mann kapituliert habe.



Der Umschwung in Paris.

„Alles fließt,“ meint Heraklit, der alte Philosoph von Ephesus. Moderner sagen wir, daß der Wechsel das Dauernde sei. Und wenn das für irgendwen und irgendwas zutrifft, so ist's Paris, die schöne Lutetia, die sich in ihren Launen und Eigenheiten sogar auch dann gefällt, wenn sie die Welt zum Zweck der Bewunderung ihrer Pracht und Herrlichkeit zum Besuch der großen Ausstellung einlädt. Paris will wieder einmal politisch etwas Neues haben, etwas anderes sein. Man sprach von einem großen inneren Frieden oder lieber von einem Waffenstillstand der Politik in Frankreich, unter dessen Segen die Weltausstellung gedeihen sollte. In der That, es schien alles ruhig, und harmlose Gemüter konnten glauben, daß Wildfänge plötzlich sittige Musterknaben geworden seien.

Da kamen die Pariser Gemeindewahlen. Welche Ueberraschung! Die Republikaner, insbesondere die von sozialistischer

Färbung, wurden aus festem Besitzstand verdrängt. Verdrängt? Das Wort sagt nicht genug. Vertrieben wie durch die Gewalt eines Orkans, der jäh herauffährt aus des Ozeans Tiefen. Die Nationalisten aber behielten ihre Sitze und gewannen eine stattliche Anzahl neuer hinzu. So stellte sich das Bild des ersten Wahlganges dar. Die endgiltige Gestaltung des Pariser Gemeinderats sollten erst die Stichwahlen bringen. Sie sind vorbei, und vorbei ist es auch mit der Herrschaft der Republikaner in der Pariser Stadtverwaltung. Die Nationalisten haben einen großen, rein objektiv betrachtet, imposanten Sieg errungen. 51 Gemeinderäte sind die Auserwählten und Vertrauensmänner der sogenannten Vaterlandsliga, und 29 gehören zu den republikanischen Regierungsgruppen und den Sozialisten. Der seitherige Gemeinderatspräsident wurde durch den Sekretär der Patriotenliga verdrängt.

Wie das alles nur so kam? Es wäre leicht, nach dem ehrwürdigen Schema F von einer fessellosen Agitation zu reden, die den Umschwung herbeigeführt. Wer tiefer denkt, der weiß, daß auch die rücksichtsloseste und genialste Wühlerei einen so gewaltigen Umsturz nicht schaffen kann, wenn die Voraussetzung einer empfänglichen Stimmung, einer noch nicht allenthalben klar herausgearbeiteten Uebereinstimmung fehlt. In Paris war diese Voraussetzung unzweifelhaft gegeben; im Lande waren die Dinge noch nicht so weit gereift, und so haben die Gemeindewahlen zunächst erst in der Hauptstadt diese bedeutsame Wendung gebracht. Man sagte einst, Paris sei Frankreich. Und die Geschehnisse haben dieses Wort sehr häufig bestätigt. Wenn dieses moralische und intellektuelle Uebergewicht der Hauptstadt noch vorhanden sein sollte, so stehen in dem Land der Ueberraschungen für die Zukunft Wandlungen bevor, die der sorgsamsten Beachtung und Beobachtung bedürfen werden.

Was sich aber unter der Flagge des Nationalismus sammelt, das ist eine sehr vielgestaltige Truppe, einig nur im Haß nnd in der Feindschaft gegenüber der republikanischen Regierung. Die großen Meinungsunterschiede innerhalb der einzelnen Gruppen der nationalistischen Mehrheit werden indes wohl eine Unruhe innerhalb dieser Mehrheit schaffen, die ihre positive Wirksamkeit erschweren, somit die Gefahren aus der neuen Lage für die allgemeine Politik verringern dürfte.

Man thut daher gut, bei der Beurteilung der Bedeutung dieses überraschenden Pariser Umschwungs für die französische Politik sich von allen Uebertreibungen freizuhalten. Die Gefahr ist ja nicht gering — aber wenn wir von Gefahr reden, so haben wir insbesondere die etwas zweifelhaften Aussichten im Auge, die eine neuboulangistische Abenteurerregierung in Paris dem Weltfrieden eröffnen könnte; aber die Gefahr ist zu überwinden. Wurde doch einst General Boulanger mit 245 000 Stimmen zum Abgeordneten in Paris gewählt; und über ein Weilchen hatte die republikanische Regierung der Republik wieder die volle Autorität zurückgewonnen! Sicher wird die ohnehin nicht eben auf Rosen wandelnde Regierung Waldeck-Rousseau, der der Sozialist Millerand als Mitglied angehört, vor wachsende Schwierigkeiten und gesteigerte Aufgaben gestellt. Sie wird sich ebenso sehr vor Maßregeln des Zorns und der gehässig scheinenden Verfolgung zu hüten haben wie vor einer Schwäche, die verhängnisvoll werden könnte. Eine Auflösung des Pariser Gemeinderats läge nahe; ob eine solche Maßregel aber nicht Oel ins Feuer gießen und im Land stärkere Oppositionskräfte loslösen könnte, das ist eine zweite Frage.

Das, was das Ausland, insbesondere uns Deutsche, bei dem neusten Kapitel der innerfranzösischen Geschichte vornehmlich interessiert, das ist die innige Verwandtschaft zwischen dem in Paris zum Sieg gelangten Nationalismus und jenem Chauvinismus à la Déroulède, der in dem Augenblick aufhören würde, eine Pariser Gaminspielerei zu bedeuten, in dem der Nationalismus zu wirklicher Macht gelangt. Dieser Chauvinismus aber würde allerdings eine Gefahr für den Frieden Europas sein.



Der Berliner Kunstkrieg.

Das Berliner Kunstleben ging so lange in stockendem, trägem Gang vorwärts, wie die Monopolherrschaft der „Großen Kunstausstellungen" währte. Da kamen die „Modernen", diese ungezogenen, neuerungssüchtigen, aufrührerischen und, weiß der Teufel, doch immer so interessanten Modernen, rüttelten an dem ehrwürdigen Bau ihrer Statuten und entschlossen sich, da diese Rüttelung erfolglos blieb, zu der seit den Tagen des seligen Menenius Agrippa in solchen Fällen üblichen „secessio plebis". Und mit einem Schlag erblühte ein neues, frisches Leben! Der Sommer 1899 fand die Parteien schon zum Kampf gerüstet; doch er ward hauptsächlich dem Kundschafterdienst gewidmet, die feindlichen Heere schätzten sich gegenseitig ab, suchten ihre Stellungen zu erspähen und lieferten sich nur ein Rekognoszierungsgefecht. Dann aber begannen auf beiden Seiten die umfassendsten Vorbereitungen für den kommenden Frühjahrsfeldzug, und nun, in diesen holden Maientagen, deren Lenzeswonne nur die drei gestrengen Herren rauh unterbrachen, erfolgte die erste große Schlacht. Es war ein prächtiges Schauspiel!

Der Sieg ist ohne Frage auf der Seite der Sezession. Das ist nicht verwunderlich. Sie hat erstens die Uebermacht — denn die Uebermacht ist in Kunstkriegen meist da, wo die numerisch kleinere Armee ist! — sie hat zweitens die Jugend, und die Jugend hat immer recht. In den behaglichen sieben Sälen des Ausstellungshauses am Theater des Westens tummeln sich die frischen, kecken, unverbrauchten Kräfte. Es giebt nichts Reizvolleres als diese heranreifenden, in der Entwicklung begriffenen Talente zu beobachten, die mit den widerspenstigen Pinseln und den trägen Farben ringen, um die Erscheinungen der Welt so wiederzugeben, wie ihr Malerauge sie gesehen. Wenn auch der Most sich nach der Meinung mancher vielleicht noch etwas absurd gebärdet, er wird schon noch 'nen Wein geben, und wahrscheinlich einen recht feurigen und gehaltvollen! In kluger und strenger Auswahl hat die Jury schon von vornherein nur solche Dinge zugelassen, aus denen eine persönliche, eigenartige Begabung spricht. Sie war so glücklich, sich immer mit Raummangel entschuldigen zu können, wenn sie unselbständige Nachtreter und berechnende Spekulanten hinauskomplimentieren wollte.

Neben den Novizen, die frohe Zukunftshoffnungen erwecken, steht die Schar der bewährten Kämpen. Voran die großen Alten, die die junge Kunst vorbereiten halfen. Böcklin erscheint mit einigen älteren Meisterwerken aus Berliner Privatbesitz und einem neuen Triptychon aus dem letzten Jahr, das leider unwiderleglich aufs neue beweist, daß die Hand des Einzigen zu ermatten beginnt. Thomas poetische Zauberwelt, die uns Deutschen so innig ans Herz gewachsen, thut sich in einer ganzen Kette kostbarer Bilder auf. Leibl, das Ehrenmitglied der Sezession, fehlt diesmal. Aber ein früh Dahingeschiedener, der nur zu lange vergessen war, wird geehrt: Hans von Marées. Er gehörte zu der Gruppe deutscher Maler, die schon vor zwanzig Jahren, als bei uns erst die realistische Wirklichkeitsmalerei einzog, von einer freien Schönheitskunst träumten, die bestimmt sein sollte, den Realismus zu überwinden. Er ging nach Italien, wie Böcklin, wie Adolf Hildebrand, der Bildhauer, wie Lenbach, mit dem zusammen er sich auf einem der ausgestellten Bilder porträtierte, und er starb in Rom, ohne seiner Träume Erfüllung erlebt zu haben. Marées wollte auch über Böcklin noch hinausgehen; er wollte die „große" Malerei erneuern, ihre Prinzipien mit dem Gefühlsinhalt der modernen Zeit versöhnen und dekorative, monumentale Kompositionen schaffen, er hatte bereits die Ziele erkannt, die heute den jüngeren Deutschen vorschweben. Die Zeit aber war seinem Ideal nicht reif und auch er selbst, trotz all seiner hohen Begabung, seinen hochfliegenden Plänen nicht gewachsen. Er besaß nicht die dauernde Kraft Böcklins, die Nichtachtung lachend zu ertragen und zu warten, bis seine Stunde gekommen. So ging er dahin, unglücklich und vergrämt . . .

Nach den ehrwürdigen Vorkämpfern rücken die aktiven Generale des Sezessionistenheeres an, die Träger der Namen, die für die

Malerei der unmittelbaren Gegenwart bezeichnend sind: Liebermann und Uhde, Kalckreuth und Dill, Trübner und Skarbina, Stuck und Habermann, Zügel und Leistikow, Hofmann und Lepsius. Sie stellen ältere und neuere Arbeiten aus, die ihren Ruhm befestigen, ohne ihr Bild zu verändern. Den Kommandierenden folgen die jüngeren Offiziere, unter denen Slevogt und Corinth die schneidigsten malerischen Temperamente sind; Corinths derb-sinnliche „Salome" ist nicht nur die Sensation, der „Clou" der Ausstellung, sondern eins ihrer besten Stücke. Th. Th. Heine, der geistreich-graziöse Spötter, Baluschek, der sozialkritische Schilderer des Berliner Lebens, Kurt Herrmann, der geschmackvolle Kolorist, Viktor Freudemann, der poetische Schilderer alter schiefwinkliger Nester, gehören zu dieser Gruppe. Aus allen deutschen Kunststätten stellen sich Vertreter vor: aus München und Stuttgart, aus Weimar und Karlsruhe, aus Hamburg und Worpswede; von Frankfurt a. M. her melden sich die Angehörigen des Thomaschen Kreises zum Wort: der alte Steinhausen und zwei Jüngere, die zum erstenmal mit kostbaren Werken in Berlin erscheinen: Wilhelm Altheim und Fritz Böhle. Doch mehr Namen darf ich nicht herausheben, ohne ungerecht zu werden. Oder ich müßte den ganzen Katalog aufzählen. Denn die überwiegende Mehrzahl der 350 erlesenen Gemälde, die uns die Sezession vorführt, hat ihren besonderen Wert, und kaum eins ist wirklich verfehlt.

Solch überlegener Taktik mußte die Große Ausstellung am Lehrter Bahnhof weichen. Sie hat allerdings gewußt, welchen Gegner sie vor sich haben würde, und hat ihre Mobilmachung mit einer Sorgfalt und einem Geschick insceniert, wie man es aus früheren Zeitläuften bei ihr nicht gewohnt war. Aber sie ist mit Ehren — unterlegen. Sie mußte einen zu großen Troß von Invaliden und minderwertigen Truppenteilen mitschleppen, und sie konnte sich nicht durch Raummangel entschuldigen; denn im Landesausstellungsgebäude ist unangenehm viel Platz. Vielleicht wird sie künftig noch rücksichtsloser gegen alle die unsicheren Kantonisten sein müssen, die an ihren Pforten Einlaß begehren. Jetzt werden auch die, die es vordem nicht glauben wollten, mit vollster Deutlichkeit erkennen, zu welch grausigen Zuständen es geführt hätte, wenn man der Majorität des Künstlervereins nachgegeben und jedem Mitglied dieses Vereins die Juryfreiheit für je ein Bild garantiert hätte!

Doch niemand ist verpflichtet, die zahlreichen mittelmäßigen Bilder, die am Lehrter Bahnhof unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wollen, zu betrachten, wenn es auch nicht immer leicht ist, an ihnen vorüberzueilen, ohne sich zu ärgern. Es steht uns frei, sie mit einem schnellen strafenden Blick abzuthun und uns an das Positive und Gute zu halten. Und das ist diesmal auch auf der Großen Ausstellung immerhin zu finden. Da ist ein Saal von Eugen Bracht, dem trefflichen Berliner Landschaftsmaler. Es ist ein hoher Genuß, darin zu weilen. Eine reiche, herrliche Welt öffnet sich. Eine Welt voll großartiger Linien und glühender Farben. Die einfachen Motive der deutschen Landschaft sind in eine wahrhaft heroische Stimmung emporgehoben. Nicht durch ein von außen hereingetragenes Pathos erreicht Bracht diese Wirkungen, sondern von innen heraus, durch ein stilles Versenken in die Seele der Natur, durch eine bewundernswerte Fähigkeit, aus der Fülle der Erscheinungen nur das Entscheidende, Wichtige festzuhalten und von allen kleinlichen Nebendingen abzusehen. Da ist ferner der stattliche Saal von Hugo Vogel. Er ist beherrscht von den großen Wandgemälden des Künstlers für das Merseburger Ständehaus, diesen prächtig gelungenen Versuchen, in heller, lichter, wenn man will „moderner" Farbengebung geschichtliche Monumentalbilder so zu malen, daß der dekorative Charakter streng gewahrt bleibt, daß die figurenreichen Darstellungen doch stets als Flächenschmuck für eine große Saalwand erscheinen. Ludwig Dettmann, dessen Bilder für das Altonaer Rathaus den Eintretenden gleich im ersten Saal grüßen, hat den dekorativen Zweck vielleicht nicht so streng beachtet. Doch als malerische Einzelleistungen verdienen diese Schöpfungen höchstes Lob; ihr flotter Vortrag, ihr koloristischer Reiz und der glückliche Wurf ihrer Komposition hebt sie himmelhoch über das Niveau derartiger Arbeiten empor, die in der letzten Zeit so vielfach in unserm Vaterland entstanden sind. Dann wandern wir weiter und suchen uns aus der reichlichen Spreu die spärlichen Weizenkörner herauszupicken. In den Berliner Sälen machen wir an Koners Bildnissen und an den Porträts einiger jüngerer Künstler, zumal an denen Ernst Heilemanns, an Hans Herrmanns ausgezeichneten holländischen Stadtscenen und an Müller-Münsters Landsknechtbild Halt; in der Sonderausstellung der „Freien Vereinigung der Graphiker" treffen wir manch fesselndes Blatt; bei den Münchenern, die im ganzen diesmal recht schlecht vertreten sind, trösten uns ein paar Lenbachs, bei den Düsseldorfern beruhigt uns ein Tierbild von Julius Bergmann, bis wir im großen Saal des Illustratorenverbandes die erfreuliche Thatsache feststellen, daß unsere Zeichner von Jahr zu Jahr an Frische, Grazie und Witz gewinnen.

So ficht die Schlacht bei den Haupttruppenteilen in der Mitte aus. An den Seiten verschiebt sich das Bild ein wenig. Auf dem plastischen Flügel freilich ist es der Großen Ausstellung noch schlechter ergangen. Das ist keine ehrenvolle Niederlage mehr, sondern eine Katastrophe, nur der am Spionkop vergleichbar! Auch Eberleins Sonderausstellung vermochte das Unheil nicht abzuwenden. Die Sezession hat auf dem Skulpturengebiet glänzend triumphiert. Nicht allein die Belgier, wie Meunier, Lagae und Du Bois, auch die jungen Berliner und Münchner haben sich hier unter Meister Adolf Hildebrands Führung mit ganz außerordentlicher Bravour geschlagen.

Nicht ebenso steht es auf dem andern Flügel, wo die ausländischen Hilfstruppen postiert sind, die sich die gegnerischen Parteien beide kommen ließen. Hier neigt sich das Kriegsglück mehr auf die Seite der Großen Ausstellung. Gewiß hat die Sezession einen der größten Techniker Europas bei sich: den immer aufs neue verblüffenden pariserischen Schweden Anders Zorn. Aber hier sind ganze Säle mit glänzenden Bildern der Schweden und Dänen gefüllt, unter denen zumal der Kopenhagener Vilhelm Hammershöj hervorragt. Im Sezessionsgebäude am Theater des Westens lernt man einige charakteristische französische Bilder kennen: vom alten Pissaro und von Despagnat, dem jüngsten Impressionistengenie, von Roll, dem dekorativen Pleinairmaler, und Valloton, dem burlesken Humoristen. Aber auf der Großen Ausstellung am Lehrter Bahnhof sieht man eine ganze Schar tüchtiger Pariser, darunter das Dreigestirn Cottet, Menard und Lucien Simon, die wieder aus technischer Ueberraffiniertheit der Einfachheit älterer Volkskunst zustreben. Dort sind delikate Porträts von Whistler und Lavery; aber hier ist eine ganze Sonderausstellung von Emile Wauters, dem vlämischen Bildnismaler, und von Gari Melchers, dessen herrliche Gemälde mit ihren zarten, leuchtenden Farben zum Allerschönsten gehören, was wir seit langer Zeit in Berlin gesehen haben.

Dieser edle Wetteifer im Heranziehen des Auslands ist so recht bezeichnend für die Situation auf dem Berliner Kunstkriegsschauplatz. Auf beiden Seiten werden die Kräfte in einer Weise angespannt, wie man das vordem nicht kannte, ja man wird sich vielfach erst der eigenen, bisher schlummernden Kraft so recht bewußt. Der Präsident der Großen Ausstellung, Max Koner, den alle Gruppen und Parteien gleich hochschätzen, sprach in seiner Eröffnungsrede die Hoffnung aus, dieser Sommer werde dazu beitragen, die Gegensätze in der Berliner Künstlerschaft auszugleichen und zu versöhnen. Ich kann mich diesem Wunsch nicht anschließen. Der herrschende Zustand mag den Künstlern oft Verdrießlichkeiten bringen. Wir, die Kunstgenießenden, und die Kunst selbst können nur dadurch gewinnen! Auch im Land der Malerei und Plastik und der andern Musen ist oftmals ein frischfröhlicher Krieg einem „faulen Frieden" vorzuziehen. Und so meine ich, müßte das Gebet jedes Berliner Kunstfreundes heute lauten: „Lieber Gott, mach', daß sie sich noch recht lange in den Haaren liegen!"

Dr. Max Osborn.





Wovon man spricht.

Schloß Achilleion auf Korfu, die Schöpfung und das Buonretiro der verewigten Kaiserin Elisabeth, ist verkauft worden, und eine englische Gesellschaft beabsichtigt, in den Sälen des Schlosses eine Spielbank zu errichten. Von Athen aus ist die Nachricht, die griechische Regierung habe eine Konzession zum Betrieb der Spielbank verliehen, dementiert worden; aber derlei Dementis haben meist nur kurzen Atem. Es braucht ja keine offene Spielbank zu sein, wie in Monte Carlo, nur ein Fremdenklub, cercle des étrangers, wie in Ostende und andern Badeorten. Der griechischen Regierung wäre ein solcher Betrieb nicht weiter zu verargen; sie braucht das Geld dringender als das reiche Belgien, und schön ist es auf Korfu wie an der westlichen Riviera. Seit einem halben Jahrhundert wird Korfu als klimatischer Winterkurort von Brustkranken und Rekonvaleszenten besucht. Warum sollen nicht auch Spieler und das sonstige Spielbankpublikum dorthin ihren Weg finden? Die Kunstschätze, die das Schloß enthielt, insbesondere die Denkmäler des Kronprinzen Rudolf und Heinrich Heines, ebenso die wertvolle Einrichtung, sind nach dem Tod der Kaiserin Elisabeth entfernt und in den kaiserlichen Schlössern zu Wien und Schönbrunn untergebracht worden. Die Erinnerungen, die an dem Haus und dem Park haften, sind spärlicher, als man glauben sollte. Die Kaiserin Elisabeth hatte in ihren Bauliebhabereien eine gewisse Aehnlichkeit mit ihrem unglücklichen Vetter, dem König Ludwig II. von Bayern. Das Werdende interessierte sie in hohem Maß, das Fertige wurde ihr bald gleichgiltig oder lästig; sie hat Schloß Achilleion bewohnt, solange es dort nachzuschaffen, zu ergänzen, zu ändern gab. Seitdem dort alles fertig war, fuhr sie alljährlich auf der Jacht „Miramare" aus der Adria hinaus ins Mittelmeer, besuchte die Küsten Afrikas, Spaniens, Frankreichs und Italiens. Den Frühjahrsaufenthalt nahm sie in Territet und Kap St. Martin, und vereinsamt blieb das marmorblinkende Schloß auf Korfu, dem der zürnende Pelide Achilles den Namen gegeben hatte.

Schloss Achilleion auf der Insel Korfu,
ehemals Besitztum der verstorbenen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, jetzt Eigentum einer englischen Spielbankgesellschaft.

Die Totalisatorsteuer soll nach einem Beschluß der Budgetkommission des Reichstags, die gegenwärtig über die Flottendeckungsfrage berät, verdoppelt werden. Die Freunde des Rennsports bekämpfen in Uebereinstimmung mit der Regierung diesen Beschluß, weil sie fürchten, daß dadurch der Umsatz an der Wettmaschine eine wesentliche Einschränkung erfahren, der im Interesse der Pferdezucht erwünschte Gewinnanteil der Rennvereine also sich vermindern, der Steuerertrag aber sich nicht erhöhen wird. Finanziell würde demnach die Maßregel nach Ansicht ihrer Gegner wertlos sein; die Budgetkommission beharrt aber vorläufig dabei aus ethischen Rücksichten, sie hofft dadurch der wirtschaftlich verderblichen Wettsucht des Publikums einen Riegel vorschieben zu können.

Graf Goluchowski, der österreichische Minister des Aeußern, hat in den Delegationen von der internationalen Lage ein überaus freundliches Bild entworfen, und das Beste daran ist, es entspricht der Wirklichkeit und ist nicht zu rosig gefärbt. Die Völker Europas und ihre Herrscher empfinden alle ein ehrliches, tiefgehendes Friedensbedürfnis, so daß die Hoffnung des Grafen: daß auch der Krieg in Südafrika ohne gefährliche Rückwirkung für den europäischen Frieden zu Ende gehen werde, sich als gerechtfertigt erweisen dürfte. Sehr traurig dagegen erscheinen nach wie vor die inneren Verhältnisse in den verschiedenen europäischen Staaten. In Oesterreich, das uns am nächsten steht, haben die politischen Gegensätze wieder eine solche Schärfe erreicht, daß man schließlich an der Möglichkeit einer ersprießlichen Thätigkeit des österreichischen Reichsrats zweifeln muß. Die Tschechen, nunmehr in der Opposition, werfen ihre Maske ab und betonen ihre weitgehenden nationalen Aspirationen mit einer Unverfrorenheit, die selbst den ärgsten Optimisten am Wiener Kaiserhof die Augen über ihre wahre Ziele öffnen müssen. Kein Wunder, daß der Kaiser Franz Josef in wehmütiger Resignation den Oesterreichern die parlamentarischen Verhältnisse in Ungarn als Vorbild hinstellt, obwohl auch diese manches zu wünschen übrig lassen. Mit Italien steht es nicht viel besser; auch dort droht die jetzt allenthalben epidemisch auftretende politische Krankheit, Obstruktion genannt, jede gedeihliche gesetzgeberische Arbeit unmöglich zu machen. Am traurigsten sieht es allerdings in Spanien aus, wo die innere politische Zerrüttung, gesteigert durch wirtschaftliche Krisen, ernste Gefahren in sich birgt.

„Die drei gestrengen Herren." Die grimmen Eismänner des Mai haben in diesem Jahr schlimmer und länger gehaust als sonst. Die Tage vom 11. bis zum 13. Mai gelten dafür, daß sie ihnen verfallen sind; aber diesmal wurde es schon am 9. recht ungemütlich, und der mailiche Nachwinter steigerte sich bis zum 15. so sehr, daß der Schwarzwald, der Harz und viele Landstriche der norddeutschen Tiefebenen mit Schneefällen heimgesucht wurden. Viel Schaden haben die gestrengen Herren an den Obstbäumen angerichtet, die in voller Blüte standen, als der eisige Nordwind kam, und manches armselige Menschenkind, das die Winterkleider fürsorglich schon verpackt hatte, holte sich in diesen Tagen einen traurigen Schnupfen.

Aus den Berliner Theatern. Abgesehen von dem Gastspiel des Wiener Deutschen Volkstheaters, über das wir an anderer Stelle in Wort und Bild berichten (S. 847 u. 851), ist von der vergangenen Berliner Theaterwoche nicht viel Gutes zu sagen. Der Tragödie „Schwarmgeister" von dem Professor der Aesthetik Karl Weitbrecht, die das Königliche Schauspielhaus zum erstenmal aufführte, dürfte kaum ein langes Leben beschieden sein. Das verfehlte Stück, dessen Stoff aus unseres Heinrich von Kleist herrlichen Novelle „Michael Kohlhas" bekannt ist, nahmen selbst die Freunde der Hofbühne nicht ruhig hin. — Auch die drei Einakter des Schweden August Strindberg „Paria", „Mutterliebe" und „Debet und Kredit", die das Residenztheater in einer Sonntagmittagaufführung brachte, bedeuten keinen Gewinn für unsere stehende Bühne. Der grimme Frauenverächter giebt seinen Zuschauern wohl genug zu denken, aber das Herz geht leer aus.

Die Leipziger Buchhändlermesse. Alljährlich in der fünften Woche nach Ostern, in der Cantatewoche, kommen in Leipzig die deutschen Buchhändler zusammen. Da wird Abrechnung gehalten zwischen den einzelnen Firmen, es werden über das Wohl und Wehe des Gewerbes die Meinungen ausgetauscht, aber es wird auch vergnüglich getafelt, und mancher gute Tropfen rinnt durch durstige Kehlen; man versteht es in der Pleißestadt,

das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Die Leipziger sind stolz und dürfen stolz sein, daß sie die erste Stellung im deutschen Buchhandel, die sie unbestritten einnahmen, seit sich die Norddeutschen von der Messe in Frankfurt a. M. zurückzogen, auch heute noch behaupten. Mit besonders gehobenen Gefühlen aber sahen sie in diesem Jahr dem Cantatetermin entgegen, der ihnen die Eröffnung des neuen Leipziger Buchgewerbehauses, die Weihe seiner Gutenberghalle, die Enthüllung des allgemeinen deutschen Ehrendenkmals der Buchdruckerkunst und damit eine schöne Vorfeier des fünfhundertjährigen Geburtstags Johann Gutenbergs brachte. Die Bedeutung des Ereignisses wurde auch allseitig anerkannt, nicht nur die Spitzen der am Ort befindlichen Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden nahmen an der Feier teil, auch der Kaiser, der König von Sachsen, der Großherzog von Weimar entsandten Vertreter, denen sich der erste Vizepräsident des Reichstags zugesellte. Es war eine erlesene Versammlung, an die unter andern auch der Staatssekretär Graf Posadowsky eine bedeutsame Ansprache richtete. Der Vertreter des Kaisers schilderte in kurzen Zügen die Bedeutung der Gutenbergschen Erfindung als einer wahrhaft geisterbefreienden That und gedachte der hohen Blüte, zu der sich gerade in Leipzig das Buchgewerbe nicht zufällig, wie er ausführte, entwickelt hat.

❦

Der Krieg in Südafrika. Von Bloemfontein bis Kroonstad ist die englische Armee 12 Tage marschiert, aber gerade zwei Monate sind verflossen, bis auf die Besetzung von Bloemfontein, 13. März, der Einzug in Kroonstad, 12. Mai, folgte. Ist auf der einen Seite die Geschicklichkeit zu bewundern, mit der General Louis Botha den Rückzug der Buren zu decken wußte, so tritt andererseits immer deutlicher zu Tage, daß die Feldherrnkunst des Lord Roberts noch auf derselben Höhe steht wie 1880, als er den berühmten Marsch zum Entsatz des in Kandahar in Afghanistan eingeschlossenen Heeres ausführte. Planmäßig, besonnen und langsam, aber sicher geht er vor, besetzt einen wichtigen Punkt nach dem andern, verläßt aber keinen, ohne seine Maßregeln getroffen zu haben, um den Weg, der zurückgelegt wurde, die Eisenbahnen, Brücken, Uebergänge gegen mögliche feindliche Ueberfälle zu schützen. Dieser Gewohnheit getreu wird er vermutlich jetzt einige Wochen bei Kroonstad verharren, wie er es bei Bloemfontein gethan hat, um dann wieder einen neuen Vorstoß auf Johannesburg oder Pretoria zu wagen. Wann er sein Ziel erreichen wird, steht freilich noch dahin. Von Bloemfontein bis Kroonstad sind etwa 200 Kilometer, die englische Armee hat also auf ihrem Marsch durchschnittlich 16 bis 17 Kilometer täglich zurückgelegt; bewegt sie sich später in demselben Tempo weiter, so würde sie von Kroonstad nach Pretoria zwei Tage mehr gebrauchen, denn diese Entfernung beträgt rund 230 Kilometer. Allein man hat nicht nur mit den räumlichen Verhältnissen zu rechnen, wesentlich fällt die Witterung und natürlich die Haltung der Buren ins Gewicht, ob sie noch einmal dem Feind standzuhalten versuchen oder nicht. Der Termin also ist noch ungewiß, aber an dem endgiltigen Sieg Großbritanniens können heute auch die wärmsten Freunde der Buren leider nicht mehr zweifeln. Selbst der Fall Mafekings vermag daran wohl nichts mehr zu ändern.

Von Bloemfontein bis Heilbron.

Terrainkarte des jetzigen Kriegsschauplatzes in Südafrika.
Für die „Woche“ gezeichnet von Paul Burmeister, Berlin.



Die Börsenwoche.

Die hochgehenden Wogen des Spekulationsmarkts wollen sich noch immer nicht glätten, und der Sturmwind, der das leichtbewegliche Heer der Papiere tüchtig gezaust, hat bisher noch nicht nachgelassen. Man hört noch immer die Behauptung aufstellen, daß dieser Orkan, der uns heimsucht, lediglich von Westen kommt, aus den Vereinigten Staaten, wo angeblich der Eisen- und Stahlmarkt völlig erschüttert ist. Man will auf vielen Seiten noch immer nicht einsehen, daß die Jahre hindurch andauernde Ueberlastung unseres Geschäfts- und Privatpublikums mit Industriepapieren, die nur zum allerkleinsten Teil mit dem eigenen Geld der Käufer bezahlt wurden, den Hauptanlaß der losgebrochenen Kursrückgänge bildet und daß der möglicherweise ganz vorübergehende Konjunkturnachlaß im amerikanischen Eisengewerbe lediglich der Tropfen war, der das volle Gefäß zum Ueberlaufen brachte. Wären bei uns gesunde Börsenverhältnisse vorhanden gewesen, als der famose Herr Gates drüben über Nacht zwölf Werke der Steel and Wire Company schloß, so würde heute die Berliner Börse nicht vor jeder Preisverschlechterung gewisser amerikanischer Spielpapiere des Industriemarkts zittern und ein Spielball jeder Machenschaft sein.

Man hört heute viel von einer durchgreifenden Verschlechterung des internationalen Eisenmarkts reden, und diejenigen, die den angeblich eingetretenen Umschwung verkünden, verweisen immer wieder auf die amerikanischen Preisherabsetzungen, wie sie noch anfangs der Woche auf den letzten forcierten Rückgang des Glasgower Warrantkurses verwiesen haben. Außerdem behaupten sie, wenn auch etwas verschämt, daß Amerika große Roheisenlieferungen nach Europa abgeschlossen habe. Die amerikanischen Preise für Roheisen und für gewisse Fabrikate sind allerdings zum Teil ansehnlich herabgesetzt worden, aber sie waren im Lauf der Zeit durch die profitgierigen amerikanischen Syndikate so wild getrieben worden, daß beim ersten Anzeichen des nachlassenden Bedarfs eine Preisregulierung stattfinden mußte, die die Ware wieder auf eine den Konsum anlockende, halbwegs vernünftige Basis bringen soll. Ob diese Grundlage heute bereits erreicht ist, läßt sich augenblicklich schwer erkennen. Eine ganze Anzahl kompetenter Beurteiler bejaht es. Daß aber auch heute noch der Preis von amerikanischem Roheisen sowie von Halb- und Fertigfabrikaten wesentlich über den deutschen Marktpreisen steht, ist eine Thatsache, und was von größeren amerikanischen Lieferungen hierher berichtet wird, ist unrichtig. Daß von drüben Angebote gemacht sein können, soll nicht bestritten werden. Derartige Offerten gehen meist von Spekulanten aus, die viel weniger an eine effektive Lieferung, als an die Hervorbringung eines Drucks auf die Börse denken, um vorverkaufte Papiere mit fettem Gewinn zurückkaufen zu können.

Unsere Börse wird wohl erst dann wieder ihr inneres und äußeres Gleichgewicht zurückerlangen, wenn sie den größten Teil der ungesunden Hausseverpflichtungen losgeworden ist, die nicht durch die eigene Kraft der gegenwärtigen Besitzer, sondern zum überwiegenden Teil mittels geliehener Mittel gehalten werden. Und zu einer raschen Erholung sind die Vorbedingungen sonst doch günstig genug. Die Lage unserer Kohlenmärkte ist so glänzend, wie nur erwartet werden kann. Dennoch wurde auch mit der Tatarennachricht großer amerikanischer Kohlenabschlüsse nach deutschen Industriebezirken unlängst versucht, die Börse in der nämlichen Weise in Schrecken zu setzen, wie mit den angeblichen großen Eisenlieferungen. Die Politik zeigt ein freundlicheres Gesicht als seit geraumer Zeit. Der Krieg in Südafrika geht mit raschen Schritten seinem Ende entgegen, und mit Recht erwartet die gesamte kommerzielle Welt hieraus einen neuen großen Aufschwung des internationalen Handels. Im engen Zusammenhang damit steht die Lage des Geldmarkts. Die Spannung in London wird alsbald nachlassen, wenn die leidige Transvaalfrage erledigt ist und wenn auch in absehbarer Zeit nicht von der Wiederaufschließung der südafrikanischen Goldquellen gesprochen werden kann, so wird doch schon die Inaussichtnahme jener Wiedererschließung den zähegewordenen Geldstrom flüssiger machen.

Inzwischen hat Rußland aus seinem Goldüberfluß den Engländern beträchtliche Summen zugewendet, und mit Recht deutet die politische Welt diese überraschende Erscheinung als eminent friedliches Symptom. Die Börse erblickt darin den Vorläufer der schon lange spukenden großen Russischen Anleihe. Die französische Weltausstellung ist bei der Erörterung der geschäftlichen Verhältnisse der nächsten Zukunft gleichfalls nicht völlig außer Betracht zu lassen. Eine erhebliche Beklemmung bildet aber für die Börse die Gestaltung der herbstlichen Geldverhältnisse. Man ist glücklicherweise in dieser Beziehung auf so Schlimmes gefaßt, daß die Wirklichkeit seiner Zeit leicht eine angenehme Enttäuschung bringen könnte, und dies um so mehr, als der im Gang befindliche Börsenreinigungsprozeß seine gesunde Wirkung üben muß.

Junius.



Die Toten der Woche.

Unnecke, Bürgermeister von Dortmund, † am 11. Mai.

Franz Binjé, ausgezeichneter Landschaftsmaler, † am 11. Mai in Brüssel im Alter von 64 Jahren.

Johann Karl Christian Brosböll, der unter dem Namen Carit Etlar bekannte dänische Romanschriftsteller, † am 9. Mai in Gjentofte bei Kopenhagen im Alter von 84 Jahren.

Graf Moritz Esterhazy, Mitglied des ungarischen Magnatenhauses, bekannter Sportsman, † am 12. Mai in Wien.

Kommerzienrat Gustav Gebhard, namhafter rheinischer Großindustrieller, † in Berlin im Alter von 72 Jahren.

Josef Knötzinger, königl. Landesgerichtsrat a. D., † in München im Alter von 73 Jahren.

Geheimer Sanitätsrat Dr. Heinrich Laudahn, Direktor der Irrenanstalt zu Lindenburg, † in Köln im Alter von 70 Jahren.

Sanitätsrat Dr. Eduard Heinrich Lehmann, bekannt durch fachwissenschaftliche Werke, † in Polzin (Pommern).

Generalmusikdirektor Hermann Levi, einer der hervorragendsten Dirigenten Wagnerscher Werke, † am 13. Mai im Alter von 60 Jahren (Portr. S. 854).

Geh. Regierungsrat Lindemann, früher Oberbürgermeister von Düsseldorf, † am 8. Mai in Düsseldorf im Alter von 68 Jahren.

Attilio Luzzatto, Direktor und Herausgeber der römischen Zeitung „Tribuna“, † am 12. Mai in Rom.

Oberlandesgerichtsrat Dr. Murhard, † in Frankfurt a. M. im Alter von 67 Jahren.

Generalmajor Pagenstecher, Kommandeur der ersten Infanteriebrigade, † am 10. Mai in Königsberg.

Emilia Peruzzi, Witwe des früheren italienischen Ministers, † auf ihrem Landsitz Antella bei Florenz, über 70 Jahr alt.



Kommerzienrat Gustav Gebhard †.

Feldmarschalleutnant Freiherr Ludwig von Pielsticker, einer der hervorragendsten Generäle der österreichischen Armee, † im Alter von 66 Jahren.

Professor Valerian von Schäffer, † in Moskau im Alter von 36 Jahren.

Professor Dr. Immanuel Schmidt, † am 15. Mai in Groß-Lichterfelde bei Berlin im Alter von 72 Jahren.

Hugo Schulz, beliebter Berliner Komiker, † in Berlin im Alter von 55 Jahren.

Graf Johann von Sztaray, bekannter Sportsman, † im Alter von 61 Jahren.

Oberst Weyrach, Kommandant des 61. Regiments bei Dijon im Feldzug 1870, † am 15. Mai in Görlitz.

Friedrich Graf Westphalen, Wirklicher Geh. Rat, Mitglied des preußischen und österreichischen Herrenhauses, † auf Schloß Kulm bei Teplitz im Alter von 71 Jahren.

Generalleutnant z. D. Emil von Wienskowski, † am 9. Mai in Kassel im Alter von 74 Jahren.

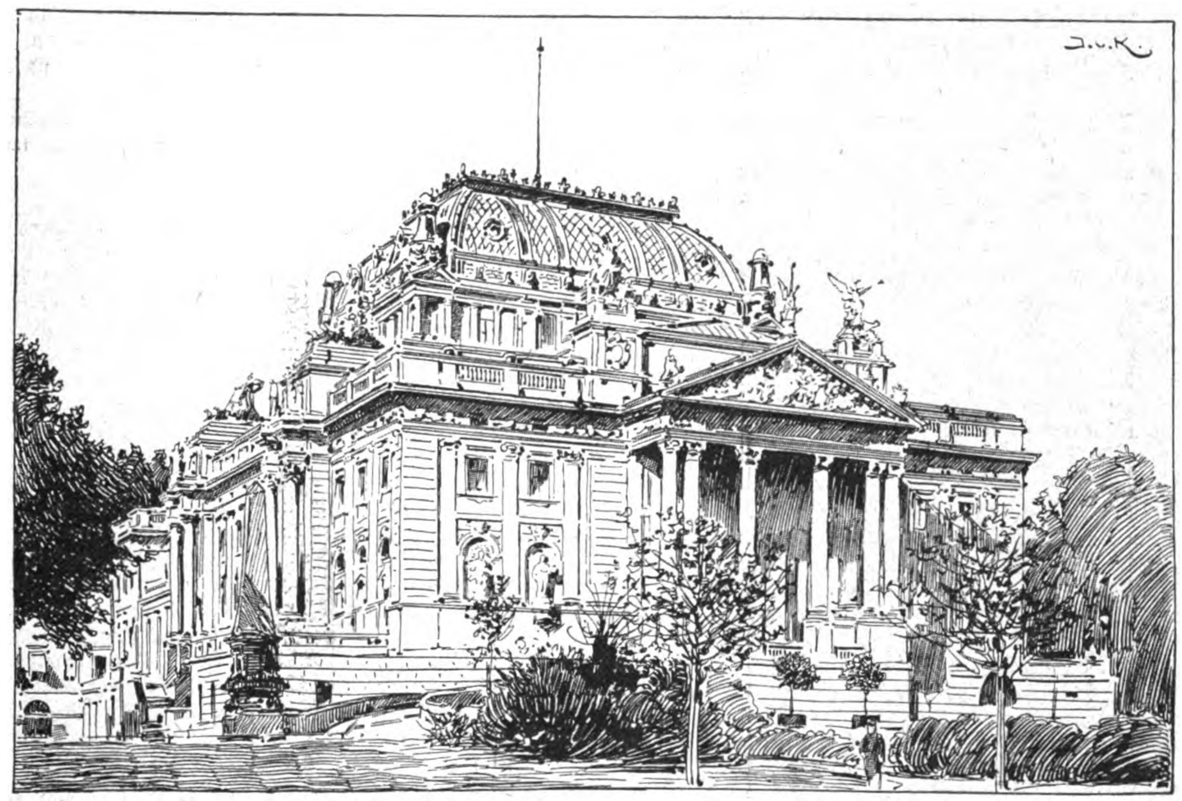


Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 849—856.

Die Wiesbadener Festspiele. (Abb. S. 852 und 853.) Seit einer Reihe von Jahren sind sogenannte Mustervorstellungen in Deutschland Mode geworden. Die Bayreuther Aufführungen Wagnerscher Werke haben in verschiedener Richtung die Lust, wenngleich nicht immer die Fähigkeit zur Nacheiferung geweckt. Einzelne Theaterleiter haben mit größerem oder geringerem Erfolg den Gedanken verfolgt, unter Zuziehung fremder Kräfte die Meisterwerke großer Künstler, zumal großer Tondichter, dem Publikum in meisterlicher Wiedergabe vorzuführen. Von eigener Art aber sind die jetzt regelmäßig wiederkehrenden Wiesbadener Festspiele unter der Leitung des rührigen Hoftheaterintendanten Georg von Hülsen, weil sie Oper und Schauspiel, Altes und Neues in gleichem Maß umfassen. Es werden dem Publikum hier Neuheiten und Neueinstudierungen geboten, an denen der Kaiser besonders lebhaften Anteil nimmt, deren Aufführung auf seinen Wunsch zurückzuführen ist oder mindestens nur nach eingehender Besprechung mit ihm stattfindet. Dieses Jahr bringt die Ueberarbeitung des Weberschen „Oberon". Daß der Text des Herrn Planché kein unantastbares Erzeugnis eines dichterischen Genies sei, darüber herrschte nur eine Stimme, so daß Josef Lauff nirgends Widerspruch zu fürchten brauchte, wenn er sich an dessen Neugestaltung zu machen wagte. Aber daß auch der Kapellmeister Josef Schlar (Portr. S. 854) die Musik überarbeiten oder ergänzen wollte, schien vielen ein allzu kühnes Unterfangen. Indessen kommt es hier wirklich nur darauf an, wie Schlar seine Aufgabe gelöst hat; gegen das Beginnen an sich ist nichts einzuwenden. Weber selbst empfand es als einen Mangel, daß in der Oper der gesprochene Dialog einen zu breiten Raum einnimmt, ein Mangel, den die Gegenwart, die zum musikalischen Drama Wagners schwört, natürlich noch stärker empfindet. Es ist daher auch schon öfter, der Versuch gemacht worden, den Dialog durch nachkomponierte Rezitation zu ersetzen. Schlar hat wohl noch mehr gethan, aber im wesentlichen war dies seine Aufgabe. Natürlich ist in Wiesbaden auch alles Erdenkliche gethan, um unter Benutzung der modernen technischen Errungenschaften das neubearbeitete und neu einstudierte Werk aufs prächtigste auszustatten, wovon unsere Abbildungen Proben geben. Um die Aufführung zugleich zu einer Gedächtnisfeier für den Komponisten zu gestalten, hat der Kaiser dessen Enkelin und nächste lebende Verwandte, die Gemahlin des Dichters Ernst v. Wildenbruch, dazu eingeladen. Gleichsam als Vertreterin Karl Maria v. Webers zeigt sie unser Bild (S. 852) inmitten der Künstlerinnen, die berufen sind, an den Festspielen mitzuwirken. Zu den Mitgliedern der Königlichen Oper in Wiesbaden, Ada Robinson, Hedwig Kauffmann, Nelly Brodmann, gesellen sich Erika Wedekind von der Dresdner Hofoper, deren Porträt wir jüngst brachten (Nr. 18, S. 787), und Thila Plaichinger vom Straßburger Stadttheater, die als dramatische Sängerin an die Berliner Oper kommen soll. Unter den Schauspielerinnen sind Luise Willig, eine Zierde der Wiesbadener Bühne hervorzuheben, und als hochragende Säule dramatischer Kunst die weltbekannte Heroine Klara Ziegler



Das Königliche Hoftheater in Wiesbaden,
in dem zur Zeit im Beisein des Kaisers Festspiele unter Leitung Georg von Hülsens stattfinden.

Chinesenhinrichtung (Abb. S. 849). Eine blutige That hat vor kurzem in Litzun in China blutige Sühne gefunden. Fünf Chinesen, von denen vier als Soldaten der deutschen Chinesenkompagnie angehörten, plünderten unter der Leitung ihres Anführers, eines chinesischen Kaufmanns, Einwohner des Dorfes Tei-dun-tschen, die außerdem von den Räubern auf das schwerste mißhandelt wurden. Das deutsche Gericht unter dem Vorsitz Dr. Eichheims begab sich zwecks Feststellung der Greuelthaten an den Ort der That und verurteilte die chinesischen Soldaten wie ihren Anführer zum Tode. Unser Bild zeigt die Vollstreckung des Todesurteils am 3. März durch fünf Sektionen der verschiedenen Kompagnien unter dem Kommando des Hauptmanns Mauve und Oberleutnants Karst.

Prinz Heinrich und seine Familie (Abb. S. 850). Die neuste Aufnahme des einzigen Bruders unseres Kaisers im Kreise seiner Familie, die den jüngsten Hohenzollernsproß, den zu Anfang d. Js. geborenen jüngsten Sohn des prinzlichen Paars an der Seite seiner „großen" Brüder, der elf- und vierjährigen Prinzen Waldemar und Sigismund, zeigt, ist zugleich das erste Bild, das Prinz Heinrich nach der Rückkehr von seiner zweijährigen Reise nach China wiedergiebt.

Fürstliche Hochzeiten. (Abb. S. 850.) Im Beisein der Vertreter sämtlicher europäischer Fürstlichkeiten hat am 1. Mai in München die Vermählung der Enkelin des Prinzregenten und Tochter von dessen ältestem Sohn, Prinzessin Mathilde von Bayern, mit dem Enkel der Prinzessin Klementine von Koburg, dem Prinzen Ludwig von Sachsen-Koburg-Gotha, stattgefunden. Nach vollzogener Trauung begab sich das junge Paar auf Schloß Ebenthal bei Wien, der Besitzung der Prinzessin Klementine, um dort die Flitterwochen zu verleben. — Am vergangenen Sonntag hat in Korfu, in Anwesenheit der griechischen Königsfamilie und des Großfürsten Michael, die Vermählung des jüngst verlobten Paares, des Großfürsten Georg Michailowitsch mit der einzigen Tochter des Königs der Hellenen, stattgefunden.

Königin Margherita auf einem römischen Wohlthätigkeitsbazar (Abb. S. 855). Die liebenswürdige, geist- und anmutvolle Königin von Italien, die sich einer einmütigen Verehrung erfreut, gilt weit über die Grenzen ihrer Heimat als eine Frau, deren Hand stets der Mildthätigkeit geöffnet ist. Mit ihrer Gegenwart verschönt sie nicht nur Veranstaltungen, die von der exklusiven römischen Aristokratie in Scene gesetzt werden, sondern auch Volksfeste, bei denen ihr Erscheinen sich stets zu einer stürmischen Huldigung für „la bella regina“ gestaltet.

Michael Munkacsys Ehrenbegräbnis. (Abb. S. 855.) Die ungarische Nation ehrte das Andenken an den verstorbenen Maler, indem sie ihm ein Ehrenbegräbnis in Budapest bereitete, das sich zu einer ergreifenden Huldigung für den toten Meister gestaltete.

Die beiden Berliner Kunstausstellungen (Abbildungen S. 854). Unsere Bilder zeigen die Jury der diesjährigen „Großen“, die aus den Professoren Schäfer, Saltzmann, Flick und Koner und den Malern Bombach und Hoffmann v. Fallersleben besteht, sowie den Vorstand der zweiten Jahresausstellung der Sezession: neben Walter Leistikow die Herren Kurt Herrmann und Fritz Klimsch und neben Max Liebermann die Herren Otto Engel, Bruno Cassirer und Willi Döring.

Die Wiener in Berlin (Abbildungen S. 851). Die Wiener Künstler können mit dem Empfang in Berlin sehr wohl zufrieden sein. Ebenso gastlich, wie Direktor Dr. Otto Brahm mit seinem Berliner Deutschen Theater in Wien, ist der Leiter des Wiener Deutschen Volkstheaters, Emmerich von Bukovics, mit seinem trefflichen Ensemble in Berlin aufgenommen worden. Mit ihrer frischen und humorvollen Darstellung von Anzengrubers „Kreuzelschreibern“ haben die Künstler von der schönen blauen Donau schon am ersten Abend unser Herz gewonnen. Unsere Abbildungen geben einige Hauptscenen aus den Stücken wieder, die uns die österreichischen Gäste mitgebracht haben. Eine ganze Reihe der Wiener Künstler und Künstlerinnen ist uns noch von früheren Gastspielen oder Engagements an Berliner Bühnen in guter Erinnerung, so die Damen Rosa Retty-Albach, Pepi Glöckner und Helene Odilon, die inzwischen Weltruf erlangt hat, und die Herren Martinelli, unser bester Anzengruberdarsteller, und der drastische Tewele. Andere, wie besonders der feinkomische Herr Kramer, und auch die Herren Kutschera und Theodor Weiß haben sich bei uns recht gut eingeführt. Wenn diese Wechselgastspiele zwischen Wien und Berlin sich alljährlich wiederholten, so könnten beide Völker mit dem Tausch zufrieden sein. Wir geben den Wienern ein bißchen zu denken, und die Wiener lehren uns das fröhliche Lachen.

Bilder von der Pariser Weltausstellung. (Abb. S. 849). Unter regster Beteiligung der zahlreichen Fremden hat in Paris jüngst die Eröffnung des großen Kunstpalastes stattgefunden, den moderne Maler und Bildner mit einem Heer moderner und mythologischer Gestalten bevölkert haben. Das Victor Hugo-Denkmal, das Falguière mit Meisterhand geschaffen, fesselt unzählige Beschauer vor dem lebenswahren Marmorwerk. In der deutschen Abteilung erregt besonders die reiche Sammlung Lenbachscher Porträts das größte Interesse, auch Liebermann und Leistikow werden als liebe Bekannte begrüßt, Koners Kaiserbild lobend anerkannt, dagegen mit Bedauern konstatiert, daß Altmeister Menzel nur mit zwei, allerdings meisterhaften Aquarellen vertreten ist.

Bilder vom Transvaalkrieg. (Abb. S. 856). So tapfer sich das kleine Burenvolk auch bisher gehalten hat, in absehbarer Zeit wird es doch der erdrückenden Uebermacht der Engländer erliegen müssen. Selbst ein so tüchtiger Heerführer, wie der General Louis Botha, dem ein erprobter Kriegsrat zur Seite steht, wird das unvermeidliche Schicksal nicht aufhalten können. Immer weiter nördlich ziehn sich die Buren vor der vordringenden Armee des Feldmarschalls Lord Roberts zurück. Nur selten machen sie Rast auf ihrem Marsch, um sich selbst und ihren erschöpften Pferden eine kurze Ruhe zu gönnen. Wie lange wird es noch währen, bis der englische Sieger in Pretoria einzieht?

Unsere Mitarbeiter (Porträts S. 879). Wilhelm Oncken, der Verfasser unserer Artikel „Die deutsche Arbeit im Kampf um den Weltmarkt“, deren ersten wir heute veröffentlichen, ist ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Gießen. Er hat namentlich als Herausgeber seiner „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen“ mit größtem Erfolg dem Bestreben gehuldigt, die Ergebnisse der Wissenschaft volkstümlich darzustellen. Wissenschaftlichkeit und Gemeinverständlichkeit sind es auch, die seinem im vorliegenden Heft enthaltenen Aufsatz „Made in Germany“ das charakteristische Gepräge verleihen. — Ans goldene Horn führt uns der berühmte ungarische Reisende und Orientalist Professor Hermann Vambéry, der in zahlreichen Schriften und in seiner Lehrthätigkeit als Professor an der Universität Budapest die Erfahrungen der Wissenschaft dienstbar macht, die er auf seinen Reisen im Orient gesammelt hat.

Mit Hermann Levi (Portr. S. 854), der in München, wo er von 1872 ab ein Vierteljahrhundert als Opernkapellmeister und Generalmusikdirektor wirkte, gestorben ist, hat die deutsche Musik einen ihrer hervorragendsten Interpreten verloren. Levi, eine universell gebildete Persönlichkeit von vielseitiger Begabung, war auch als Künstler universell. Als Konzert- und Operndirigent war er von gleich hervorragender Bedeutung. Besonders große Verdienste aber erwarb er sich um die Sache Richard Wagners. Mit Hans Richter war er einer der ersten und erfolgreichsten Propheten der neuen Kunst am Dirigentenpult. Der Bayreuther Meister wußte wohl, was er that, als er Hermann Levi damit betraute, die erste Aufführung des „Parsifal“ im Jahr 1882 zu leiten. Stattete er mit der Berufung zu dieser Aufgabe dem Münchener Kapellmeister seinen Dank ab für dessen unermüdliche Thätigkeit, so nützte er auch seinem Werk dadurch; denn einen besseren Interpreten hätte er nicht finden können, als diesen Mann, der nicht nur den Geist seiner Schöpfungen völlig erfaßt hatte, sondern auch in der Auffassung von Leben und Welt mit ihm übereinstimmte. Vor drei Jahren schon zog sich Levi von aller öffentlichen Thätigkeit zurück; er durfte ins Privatleben das stolze Bewußtsein hinübernehmen, nicht vergebens gewirkt zu haben.

Personalien. Dr. Paul Langerhans (Portr. S. 849), der neuste Ehrenbürger von Berlin, hat in seinem langen Leben eine umfassende gemeinnützige Thätigkeit entfaltet. Noch heute sehen wir den Achtzigjährigen mit geradezu staunenswerter Frische seines Amts als Vorsteher der Berliner Stadtverordnetenversammlung sowie als Abgeordneter im Preußischen Landtag und im Deutschen Reichstag walten. — Der Abgeordnete Müller-Fulda (Portr. S. 849), Mitglied des Zentrums im Reichstag, steht augenblicklich im Vordergrund des Interesses als Urheber des Kompromisses, auf Grund dessen die neue Flottenvorlage höchst wahrscheinlich gleich nach Pfingsten zur Annahme gelangen wird. — Der bisherige Domprobst Dr. Schneider (Portr. S. 850) wurde als Nachfolger des Kölner Erzbischofs Simar zum Bischof von Paderborn erwählt. — Seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feierte der Lustspiel- und Schwankdichter Gustav von Moser (Portr. S. 854), der mit seinem „Veilchenfresser“, „Krieg im Frieden“ und vielen andern Lustspielen uns allen manche heitere Stunde bereitet hat. — Das achtzigste Lebensjahr vollendete der Generalmajor z. D. Schott in Danzig (Portr. S. 850), der auch als Verfasser ethisch-philosophischer Schriften sich einen Namen gemacht hat. — Die Rettungsmedaille am Bande erhielt zu seinen andern Orden der Generalleutnant Graf von Wartensleben (Portr. S. 850), der kürzlich einem ins Wasser gefallenen Knaben ohne Bedenken in voller Uniform nachsprang und ihn mit eigener Lebensgefahr rettete.



Bilder vom Tage.

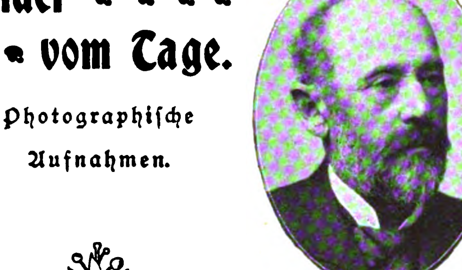
Photographische Aufnahmen.



Dr. Paul Langerhans, wurde zum Ehrenbürger der Stadt Berlin ernannt.



Dr. Müller-Fulda (Zentrum), Führer der Reichstagsmehrheit in der Flottenfrage.



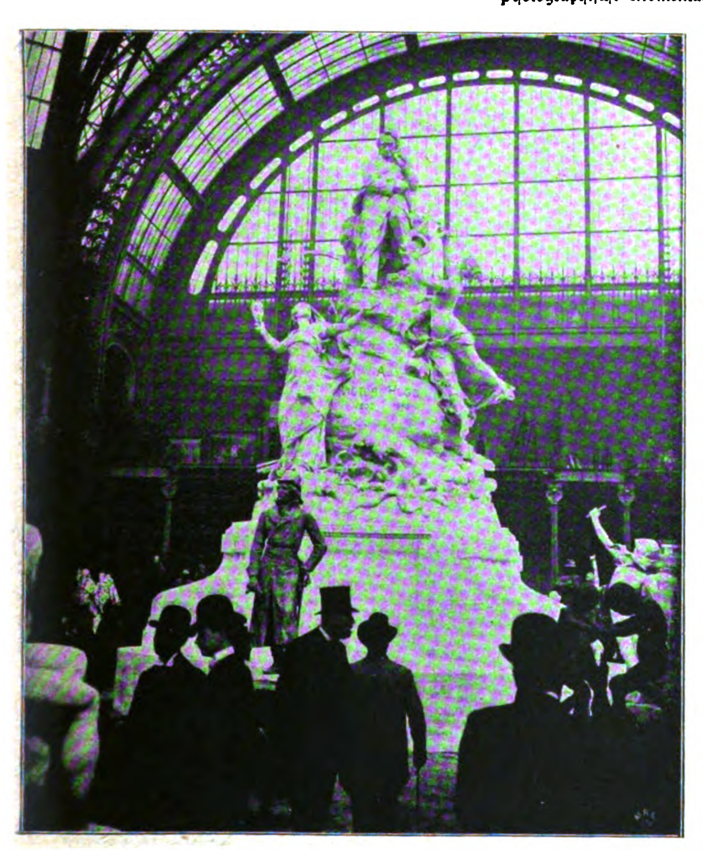
Prof. Herm. Vambéry (Budapest), Verfasser unseres Aufsatzes S. 869.



Prof. Dr. Wilh. Oncken (Gießen), Verfasser unseres Artikels S. 857.



Vollstreckung des Todesurteils an fünf Chinesen durch deutsches Militär in Litzun. (Vergl. S. 847.)
Photographische Momentaufnahme für die „Woche“.



Das Victor Hugo-Denkmal, modelliert von Falguière.



Präsident Loubet vor dem großen Kunstpalast.

Bilder von der Pariser Weltausstellung: Eröffnung der Abteilung für die Künste im grossen Kunstpalast.
Photographische Momentaufnahmen von Frères Géniaux, Paris.



Prinzessin Maria von Griechenland verlobte sich mit dem Großfürsten Georg Michailowitsch.



Zur Hochzeitsfeier im bayrischen Königshaus: Prinz Ludwig von Sachsen-Koburg-Gotha und Prinzessin Mathilde, geb. Prinzessin von Bayern. Aufnahme von Hofphotograph Ad. Baumann, München.



Großfürst Georg Michailowitsch, verlobte sich mit der Prinzessin Maria von Griechenland.



Domprobst Dr. Schneider, wurde vom Domkapitel zum Bischof von Paderborn gewählt.



Generalmajor Schott (Danzig), feierte am 12. Mai seinen 80. Geburtstag.



Prof. Dr. Adolf Claus †, Dozent der Chemie in Freiburg i. B.



Neuste Aufnahme des Prinzen Heinrich von Preussen im Kreise seiner Familie. Photographische Aufnahme von Loescher u. Petsch, Berlin.



Generallt. Graf von Wartensleben, erhielt die Rettungsmedaille.



Oberbürgermeister Schüller † (Koblenz).



Otto Dreyer † evangel. Oberkirchenrat (Meiningen).



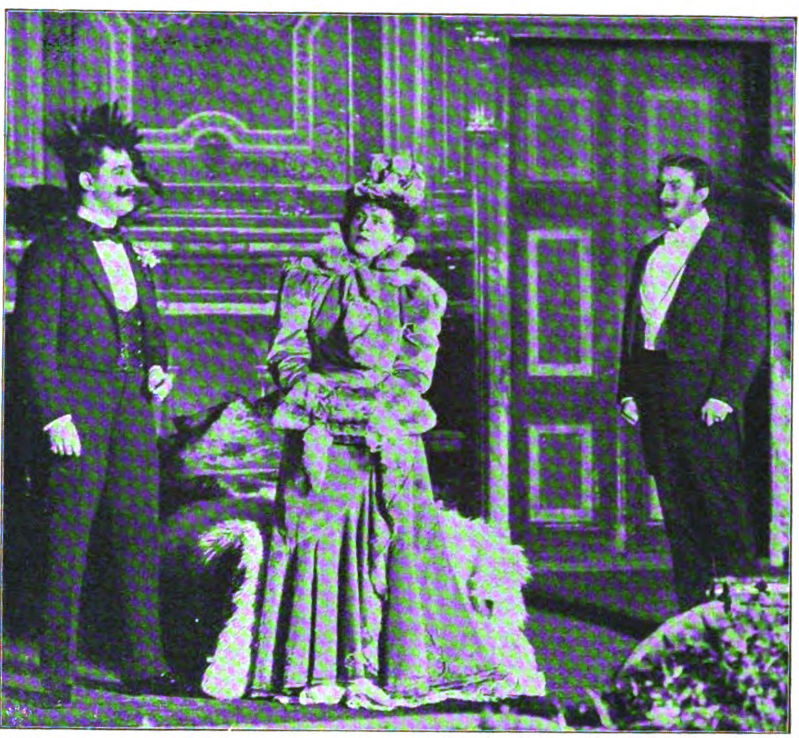
Prof. Th. Beinling † (Breslau).



Adolf Sommer (Berlin) †, Begründer d. Ver. deutsch. Kaufleute.



Rosa Albach-Retty und Franz Tewele
in der Komödie „Onkel Toni“ von K. Karlweis.



Leopold Kramer, Helene Odilon und Viktor Kutschera
in dem Lustspiel „Untreu“ von Roberto Bracco.

5 1 2 3 4

1. Ludwig Martinelli (Steinklopferhans). 2. Pepi Glöckner (Gelbhofbäuerin). 3. Josef Meth (Gelbhofbauer). 4. Ernst Greißnegger (Altlechner). 5. Theodor Weiß (Tobias).
Erstaufführung von Anzengrubers Bauernkomödie „Die Kreuzelschreiber“ am 9. Mai.

Die Wiener in Berlin: Gastspiel des Wiener Deutschen Volkstheaters im Deutschen Theater zu Berlin.
Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Zander u. Labisch, Berlin.



Ada Robinson,
Kgl. Opernsängerin in Wiesbaden.



Thila Plaichinger,
dramatische Sängerin am Stadttheater in Straßburg i. E.



Hedwig Kauffmann,
Königl. Opernsängerin in Wiesbaden.



Klara Ziegler, Heroine,
gastiert in Wiesbaden.



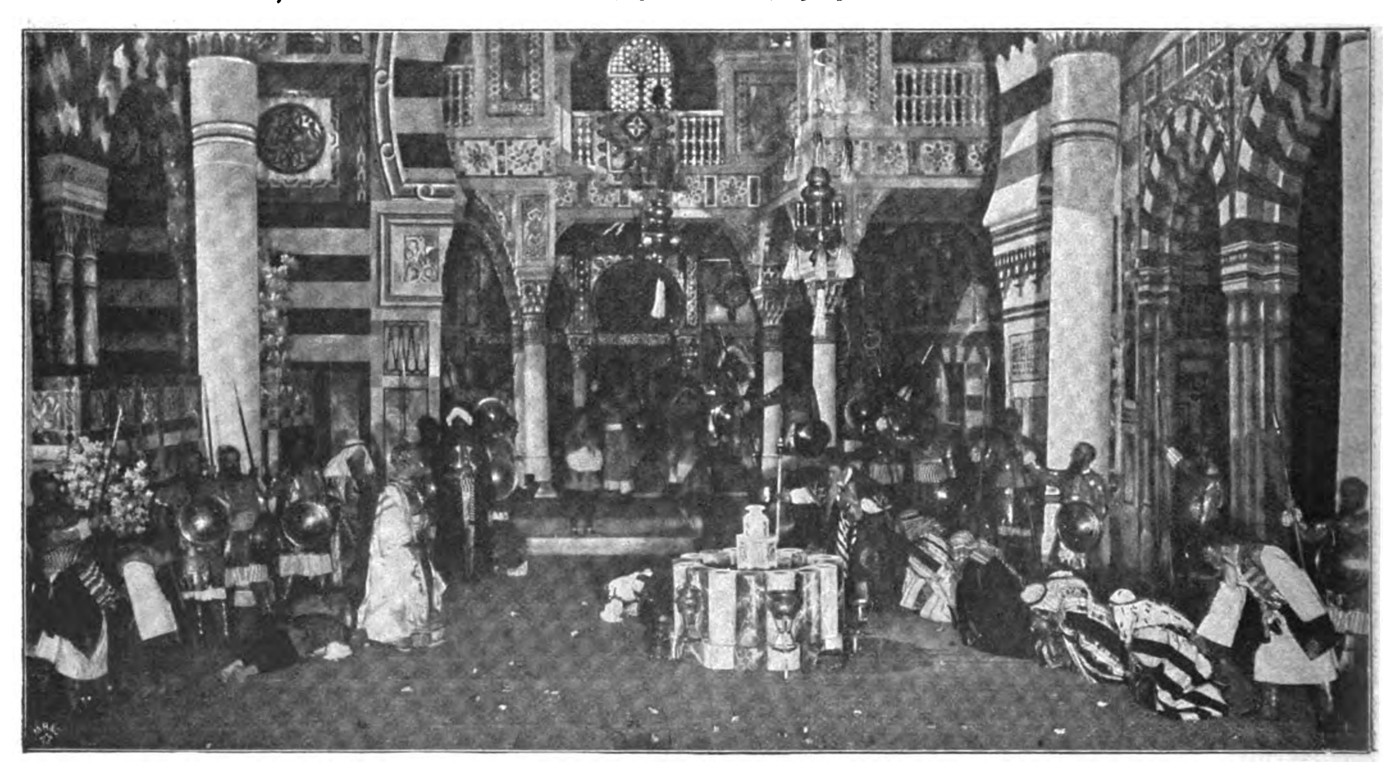
Nelly Brodmann,
Kgl. Opernsängerin in Wiesbaden.



Frau Ernst von Wildenbruch, geb. v. Weber,
Enkelin und nächste lebende Verwandte Karl Maria von Webers,
wurde vom Kaiser zur Oberonaufführung eingeladen.



Luise Willig,
Kgl. Hofschauspielerin in Wiesbaden.



Wiesbadener Festspiele: Generalprobe der Neuaufführung von Webers „Oberon". Scene im Palast des Kalifen (Akt II).
Spezialaufnahme für die „Woche" von Hofphot. Julius Jacob, Wiesbaden.



Wiesbadener Festspiele: Meerdekoration für die Neuaufführung von Webers „Oberon“.

II. Akt, 2. Verwandlung.

Im Auftrag des Kaisers von Professor Karl Saltzmann (Berlin-Neubabelsberg) gemalt.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Hofphot. Julius Jacob, Wiesbaden.



Gustav von Moser, vollendet sein 75. Lebensjahr.

Architekt Prof. Emanuel Seidl (München), Arrangeur der Abteilung für deutsche Kunst auf der Pariser Weltausstellung.



Prof. Flick. Hoffmann von Fallersleben.
Prof. Schäfer. Prof. Saltzmann. Prof. Max Koner. Fr. Bombach.

Die Mitglieder der Jury der Grossen Berliner Kunstausstellung 1900.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Hermann Boll.



Hermann Levi †, Generalmusikdirektor (München).



Hofkapellmeister Josef Schlar, ergänzte die Komposition von Webers „Oberon“ für die Wiesbadener Festspiele.

Max Liebermann. Walter Leistikow.

Ausstellung der Berliner Sezession in Charlottenburg (Kantstrasse): Vorstand und Hängekommission bei der Arbeit.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Zander & Labisch, Berlin.



Iwan K. Aiwasowski †,
bekannter Marinemaler (Petersburg)



Prof. der Chemie Ed. Grimaux †,
Mitglied des „Institut de France"
(Paris).



Königin Margherita von Italien auf dem Wohlthätigkeitsbazar,
der von der römischen Aristokratie auf dem Monte Pincio veranstaltet wurde.
Photographische Momentaufnahme von Pietro Sbisa, Rom.

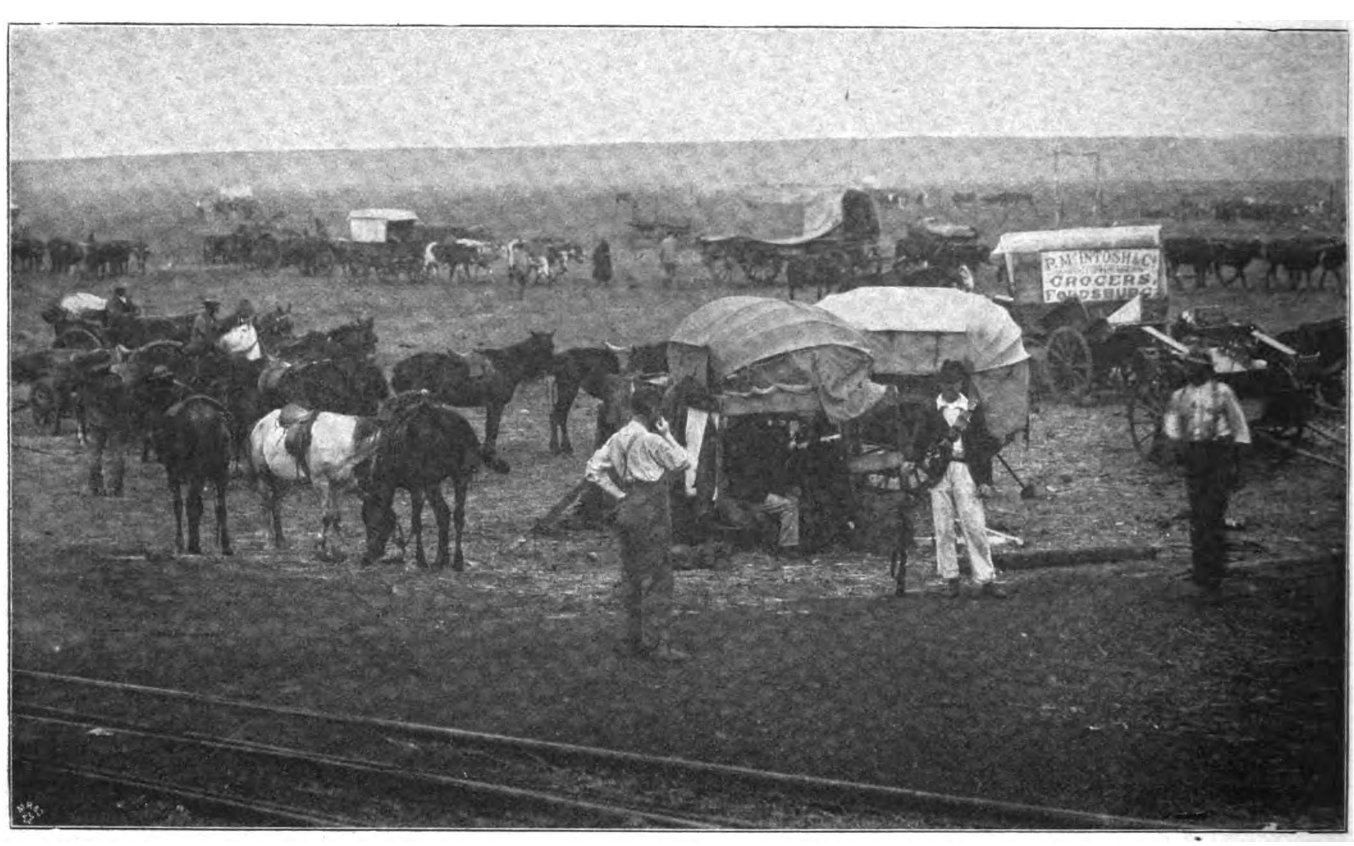


Sir W. O. Priestley †,
hervorragender Arzt (London).



Fabrikbesitzer Poznanski †,
bekannter Großindustrieller
(Lodz)

Staatliches Ehrenbegräbnis des ungarischen Malers Michael von Munkacsy in Budapest am 9. Mai.
Photographische Momentaufnahme.



Bilder vom Transvaalkrieg: Rückzug der Buren vor der Uebermacht der Engländer unter Feldmarschall Lord Roberts durch den Oranjefreistaat.
Rast einer Abteilung Transvaalburen mit ihren Gepäckwagen auf dem Rückzugsmarsch und Errichtung eines neuen Feldlagers.
Photographische Momentaufnahme.

Bilder vom Transvaalkrieg: Kriegsrat der Burenführer unter General Louis Botha.
In der Mitte sitzt Generalissimus Botha; rechts von ihm steht Oberst Braun, der Führer des deutschen Korps.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Rudolf Steger, Pretoria.

Die deutsche Arbeit im Kampf um den Weltmarkt.

I. Made in Germany 1896.

Von Prof. Dr. **Wilhelm Oncken** (Gießen).

Bevor das Deutsche Reich durch Neubau seiner Kriegsflotte den lang vertagten Anlauf nahm, sich in den Sattel der Weltpolitik zu schwingen, hatte die deutsche Arbeit in aller Stille ein Werk verrichtet, das überall bemerkt ward, nur in Deutschland selber nicht. Mit ungeheurer Mühe, aber ohne alles Geräusch hatte sie sich auf dem großen Völkermarkt ihren Platz erkämpft, die Weltstellung des deutschen Fleißes und der deutschen Technik, des zur Kunst gewordenen Gewerbes und des zur Wissenschaft erhobenen Handels begründet und war damit auf allen Meeren und in allen Landen zum Sieg gelangt, gerade in dem Augenblick, als in der Heimat eine „Reichsnörgelei" und „Reichsverdrossenheit" in Presse und Parlament am Wort war, als wäre der Erde plötzlich aller Wert und dem Himmel sein ganzes Sternenheer abhanden gekommen.

Mit der Ueberschrift: „Vor der Flut!" und dem Datum „Montreux im September 1897" ließ der Reichsgerichtsrat Otto Mittelstaedt „sechs Briefe zur Politik der deutschen Gegenwart" erscheinen, in denen von unserm gesamten öffentlichen Leben ein schlechthin trostloses Bild entworfen ward, und mit Recht; denn das Reich, das sich in diesem Kopf malte, war einem Zustand „allgemeiner Versumpfung" verfallen; auf der Höhe war keine Kraft und keine Zuversicht, in den Tiefen war kein Glaube, kein Vertrauen, kein Gehorsam mehr; überall sah dieser Betrachter einen Kampf der Geister im Gang, der rein als Thatsache an sich jedem ehrlichen Patrioten ein Grauen erregen mußte, den Kampf zwischen den Geistern der Monarchie und der Anarchie, dessen Entscheidung er mit dem Schlußruf entgegensah: „Vor der Flut! Gott schütze das Vaterland!"

Von Menschen erwartete er keine Hilfe mehr. Denn das einzige Mittel, das nach seiner Meinung vielleicht noch hätte helfen können, wäre ein großer Krieg gewesen, ein ungeheurer Aderlaß, der unser krankes Volk mit einem Schlag von allen Gebresten geheilt hätte, ein Krieg, wie ihn Emanuel Geibel im Jahr 1844 beim ersten Wetterleuchten der schleswig-holsteinischen Frage erfleht hatte: „Gebt einen Krieg uns für den Hader, der uns das Mark versenget im Gebein. Deutschland ist todkrank, schlagt ihm eine Ader." Ein Krieg also? Aber gegen wen und weshalb? Zur Abwehr welches Angriffs? Zur Verteidigung welches bedrohten oder vergewaltigten Rechts? Ueber diese Frage wagte Mittelstaedt nicht die leiseste Andeutung. Auf unserm Festland, an dem seine Blicke ausschließlich hafteten, war schlechterdings kein fremder Angriff zu besorgen oder vielmehr zu hoffen; folglich wäre, um zum Krieg zu gelangen, gar nichts anders übrig geblieben, als ein Friedensbruch von unserer Seite, ein Ueberfall auf einen friedlichen Nachbar, also eine Ruchlosigkeit, die selbst die Napoleons III. vom Juli 1870 weit hinter sich gelassen hätte.

Merkwürdig! In denselben Septembertagen desselben Jahres 1897, da Mittelstaedt, versunken in den Anblick der Herrlichkeit des Genfer Sees mit der Majestät des Mont Blanc im Hintergrund, für sein deutsches Volk einen frischen, fröhlichen Genesungskrieg verlangte, ohne zu wissen gegen wen? — veröffentlichte eine ernste englische Wochenschrift die „Saturday Review" (Sonnabendsrundschau) einen Artikel, in dem zur Befreiung Englands von unerträglichem Alpdruck auch ein Krieg verlangt ward und zwar ein Angriffskrieg wider uns, ein Vernichtungskrieg gegen das Deutsche Reich, der ohne Aufschub unternommen, ohne Gnade und Barmherzigkeit durchgeführt werden müßte, bevor England die letzte Bürgschaft des Erfolgs verliere, die ihm noch geblieben sei, nämlich die Ueberlegenheit seiner Flotte; einen Krieg, um Bremen, Hamburg, Kiel, den Kaiser Wilhelmkanal und die preußischen Ostseehäfen samt und sonders zusammenzuschießen, zu vernichten samt allen Bauten und Werten — „Delenda est Germania" — so schloß der berühmte Kriegsartikel der Saturday Review vom 11. September 1897.

Die Thatsachen- und Stimmungswelt, aus der dieser Kriegsruf stammte, war der Betrachtung des geistvollen Reichsgerichtsrats ganz entgangen: er sah nur einen Kampf um die Staatsgewalt und meinte, man müsse, um Deutschland zu retten, ein Rezept erfinden, das schlimmer gewesen wäre als das Uebel, während auf einem andern Gebiet längst ein ungeheurer Kampf entbrannt war, in dem die unerschöpfliche Lebens- und Geisteskraft des deutschen Volks Tag für Tag unblutige Schlachten schlug und gewann, in dem den Widersachern draußen Hören und Sehen verging unter den Hieben, die der deutsche Michel nicht müde ward, nach allen Seiten auszuteilen, der deutsche Michel, den die Wissenschaft behandelte, als wäre er verschwunden aus dem Reich der Lebenden und hinabgesunken in die Schattenwelt. Das war der Kampf der deutschen Arbeit um den Weltmarkt, und jener Kriegsruf aus England war ein Notschrei der Verzweiflung aus dem Lager derer, die in jeder dieser unblutigen Schlachten unterlegen waren und mit Entsetzen dem nahenden Zusammenbruch ihrer Weltstellung als See- und Handelsgroßmacht entgegensahen. Das Beispiel Mittelstaedts aber zeigte, daß ein Deutscher heutzutage über Deutschland nicht mehr schreiben darf, wenn er bloß die deutsche Tagespresse kennt und den sehr ernsten und gründlichen Forschungen nicht folgt, die von Fremden überhaupt, von Franzosen und Engländern im besondern über Deutschland neuerdings angestellt worden sind und in steigendem Umfang angestellt werden. Hätte Mittelstaedt von zwei Schriften der englischen und französischen Litteratur Kenntnis gehabt, die beide ein volles Jahr früher als seine sechs Briefe erschienen sind*), so hätte er schon im Jahr 1896 gewußt, daß, wenn wir einen Krieg durchaus haben mußten, wir ihn nicht zu suchen brauchten; denn er suchte uns, aber zur See, und von der See her kam denn auch, noch ehe das Jahr 1897 zu Ende ging, der befreiende Luftzug eines neuen mächtigen Aufschwungs deutscher Kraft und deutschen Kraftgefühls, den unsere Flottenthaten von Haiti und Kiautschau verkündigten und vor dem die Katzenjammerstimmung der Landrattenseelen verflog wie die Gespenster einer unruhigen Nacht.

Sie war eben aufgegangen, die Aussaat der Handelsverträge von 1892 mit Oesterreich, Italien, Belgien und der Schweiz, von 1893 mit Rumänien und Serbien, von 1894 mit Rußland; einem neu eröffneten Welthandel war ein Weltmarkt gesichert und diesem Weltmarkt vertragsmäßig auf ein Jahrzehnt hinaus ein Rechtsboden geschaffen, der mit dem ungeheuren Vorteil der dauernd berechenbaren Stetigkeit aller Verhältnisse und des Schutzes gegen brutalen oder schleichenden Zollkrieg alle Mißgriffe, die im einzelnen begangen sein mochten, überwog. Der fabelhafte Aufschwung aber, den insbesondere Deutschlands Handel und Wandel infolge der Aufhebung, der Herabsetzung oder Bindung unzähliger Auslandszölle nahm, machte sofort dem Aberglauben ein Ende, der sich in dem Schlagwort geäußert hatte, diese Verträge hätten der Industrie keinen Gewinn, dem Ackerbau aber unendlichen Schaden gebracht. Der „Gewinn" der Industrie bezifferte sich nach Hunderten, bald nach Tausenden von Millionen, und aus den Ländern, auf deren Kosten Deutschland seinen Gewinn machte, kamen denn auch die ersten lauten Klagen.

Es war im Jahr 1887, am 23. August, als in England ein Gesetz über „Warenzeichen" (Merchandise-Marks-Act) gemacht ward, das eine Strafe von nicht über zwei Jahren, mit Verschärfung durch Zwangsarbeit, demjenigen androhte, der im Ausland gefertigte Waren in England verkaufte mit einem Wort oder Zeichen daran, wodurch der Käufer verleitet werden konnte, zu glauben, sie seien in England selbst gefertigt.

*) Es ist außer der sogleich zu besprechenden Schrift von Williams „Made in Germany" die französische Schrift von M. Schwob „Le danger allemand" gemeint die im nächsten Artikel eingehend zur Sprache kommen wird.

In dem Gesetz war Deutschland nicht genannt, aber überall gemeint, ja, es war durch Deutschland allein veranlaßt, gegen Deutschland ausschließlich gerichtet. Durch die Verpflichtung, die jetzt für alle in Deutschland gefertigte Waren in Kraft trat, mit der Bezeichnung „Made in Germany" ihren deutschen Ursprung zu erkennen zu geben, sollten deutsche Waren, die bisher fälschlich für englische Waren gegolten hatten, als deutsches Erzeugnis entlarvt, gebrandmarkt, mit einem Kainszeichen versehen werden, weil man annahm, sie hätten in England Käufer nur gefunden, weil diese durch falsche Ursprungsbezeichnungen zu dem Glauben verführt worden wären, sie seien englische Waren. Was aber war die Folge? Die Folge war die überraschende Entdeckung, daß eine unübersehbare Fülle von Waren, die man für englische Erzeugnisse gehalten hatte, weil sie gut und billig waren, durch die Bezeichnung made in Germany als deutsche Waren erkennbar wurden, und nachdem das Gesetz beiläufig zehn Jahr in Kraft gewesen war, brachte im Sommer des Jahres 1896 ein englischer Schriftsteller Namens Ernest Edwin Williams mit einer erdrückenden Fülle von Einzelheiten die Thatsache ans Licht, daß der englische Markt geradezu überfüllt war mit deutschen Waren, die sich überall, wo sie einmal waren, eingebürgert hatten, weil sie in England so trefflich und zugleich so wohlfeil gar nicht hergestellt werden konnten, und daß somit der englische Markt ganzen Gattungen bisher englischer Waren völlig verloren gegangen war.

Diese Entdeckung hatte Williams erst in einer Zeitschrift New Review in einzelnen Aufsätzen nachgewiesen, dann im Juni 1896 daraus eine besondere Schrift unter dem Titel „Made in Germany" hergestellt, die gleich im ersten Jahr in fünf Auflagen erschienen ist und die, wie in England selbst, so auch sofort in Frankreich ein weithin hallendes Echo geweckt hat.

Die Schrift begann mit einem Kapitel, das unter der Ueberschrift „Schwindende Herrlichkeit" (departing glory) den Gedanken ausführte, die Weltherrschaft der englischen Industrie sei lange Zeit eine Thatsache von sprichwörtlicher Giltigkeit gewesen, jetzt sei sie nahe daran, zu einer Mythe zu werden, die mit den Thatsachen in ebenso scharfem Widerspruch sich befinde, wie das Haushaltungsbuch des Kaisers von China. Unter der Ueberschrift: „Wie es war" hieß es dann: Es gab eine Zeit, da war das Weltreich unserer Industrie unbestritten. England war das erste Land, das sich über die Stufe des Kleinbetriebs erhoben hatte. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts vollzog es die Revolution der Industrie, und etwa bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte es die Unzahl seiner Fabriken, Faktoreien, Gruben und Warenhäuser, nicht gestört durch Kriege daheim, nur gefördert durch Kriege außerhalb. Die großen Ringkämpfe, die die Kraft der Festlandvölker erschöpften, besiegelten seine industrielle Herrscherstellung und machten es zum unbedingten Gebieter des Weltmarktes. So wurde es der Versorger der Völkerwelt. Englische Maschinen, englische Töpfereien, englische Eisenwaren, Geschütze und Messerschmiedereien, englische Schienen und Brückenbogen, englische Manufakturen von allen nur denkbaren Gegenständen bildeten die Grundlage der Menschengesittung auf dem ganzen Erdball. Es bedeckte das trockene Land mit einem Netz von Schienenwegen, und die Meere wimmelten von seinen Schiffen, die befrachtet waren mit seinen Waren. Zwischen 1793 und 1815 war der Wert seiner Ausfuhrgüter von 17 Millionen auf 58 Millionen Pfund gestiegen.

Aber von all dem heißt es jetzt: es war einmal, es ist gewesen. Eine „deutsche Revolution", die im nächsten Kapitel geschildert wird, hat die Alleinherrschaft der Industrie Englands gebrochen zu Wasser und zu Land und einen Zustand herbeigeführt, den der Verfasser seinen verblüfften Landsleuten durch folgende drollige Betrachtung anschaulich macht: „Paß auf, geneigter Leser, und sieh um dich, da wirst du finden, daß der Stoff einiger deiner eigenen Kleider wahrscheinlich in Deutschland gewoben ist. Noch wahrscheinlicher ist, daß einige von den Gewändern deiner Frau aus Deutschland eingeführt sind, während außer Zweifel steht, daß die prächtigen Mäntel und Jäckchen, in denen eure Mädchen ihren Sonntagsausgang machen, in Deutschland angefertigt und in Deutschland gekauft sind, denn nur dort konnten sie so wohlfeil hergestellt werden. Deine Gouvernante hat einen Bräutigam; er ist Buchhalter in der City, aber auch er ist — made in Germany. Das Spielzeug, die Puppen und die Märchenbücher, die von deinen Kindern in der Kinderstube mißhandelt werden, sind gefertigt in Deutschland; ja das Papier, auf dem deine gut patriotische Lieblingszeitung gedruckt erscheint, stammt eher als nicht aus demselben Geburtsland. Räume dein Haus auf, und die verhängnisvolle Marke grüßt dich an jeder Ecke, von dem Piano im Empfangszimmer an bis zu der Kanne auf deinem Küchentisch, auch wenn sie verziert ist mit der Aufschrift: a present from Margate. Steige in die Tiefen deines Hauses hinab, und du findest, sogar die Ablaufröhren sind deutsches Erzeugnis. Du greifst aus dem Kaminrost die Papierfetzen von einer Bücherverpackung auf, und auch sie sind made in Germany. Du stopfst sie ins Feuer und bemerkst, daß der Feuerhaken, den du in der Hand hast, geschmiedet ist in Deutschland. Beim Aufstehen wirfst du einen Schmuckgegenstand vom Kaminsims herunter: du sammelst die Scherben auf und findest auf dem Fußstück die Worte „manufactured in Germany". Du stellst trübe Betrachtungen an und schreibst sie mit einem Bleistift nieder, der in Deutschland gemacht ist. Um Mitternacht kommt die Gattin nach Haus aus einer Oper, die in Deutschland gemacht ist; sie ist aufgeführt worden von Sängern und Spielern und unter einem Dirigenten, die alle sind made in Germany, mit Hilfe von Instrumenten und Notenblättern gleichfalls made in Germany. Du gehst zu Bett und glotzest grimmig ein Druckblatt an, das an der Wand hängt, es ist geziert mit einer englischen Dorfkirche und ist „printed in Germany". Hast du Phantasie und einen schlechten Magen, so fährst du aus dem Schlaf auf, nur um zu träumen vom heiligen Petrus — mit einem gehörig gestempelten Heiligenschein rund um den Kopf und einem Schlüsselbund, der aus dem Rheinland stammt — er hat dir den Eintritt ins Paradies verwehrt, weil du nicht das Zeichen des Tieres auf der Stirn trägst und nicht in Deutschland gefertigt bist (not of German make). Aber du tröstest dich mit dem Gedanken, daß das nur ein Bierhausparadies war, und wachst am Morgen auf unter den vollen Klängen der Blechmusik einer deutschen Bande."

So ist das „made in Germany" die für jeden Engländer lesbare Urkunde geworden über die große deutsche Revolution, die aus dem früheren Ackerbaustaat Deutschland in wenig Jahren einen riesenhaften Handelsstaat (a gigantic commercial state) gemacht hat, der „sich erhebt, um unsern Wohlstand zu bedrohen und mit uns zu ringen um den Handel der Welt."

Das haben die Deutschen fertig gebracht, die ihre jungen Leute massenhaft in englische Häuser geschickt haben, um deren Fabrikgeheimnisse zu erspähen und damit sich selber zu bereichern; die sich abgearbeitet haben an ihren Pulten, um sich eine strenge Kontrolle aller Fasern des Geschäfts zu verschaffen; die sich eingenistet haben in allen Weltteilen und bei allen Völkern — gebildeten, barbarischen, wilden — ihre Sprachen zu erlernen und geduldig ihre Bedürfnisse und Geschmacksrichtungen zu erforschen; deren Diplomaten unzählige Handelsverträge geschlossen, deren Kapitalisten sich mit mäßigem Zins begnügt haben um dauernder Anlagen willen*); deren Landbevölkerungen jetzt gerade so wie in England in ungeheuren Fabrikstädten zusammenströmen; deren Werften gerade so wie in England Massen von Schiffen bauen für die Beförderung deutscher Waren; deren Agenten und Reisenden durch Rußland schwärmen und durch alle Länder, wo es etwas zu verdienen giebt, und die sich jetzt anschicken, England auch in seinem letzten Vorrecht zu bekämpfen, dem der Vermittlung des Kaufes und Verkaufes fremder Waren. „England," sagt Williams, „ist ja nicht bloß der Fabrikant für andere Völker (a manufacturer for other peoples), sondern auch der Vermittler ihres Handels (their agent for distribution). Es giebt kaum eine Nation —

*) Williams fügt hier als bemerkenswertes Beispiel an: ein rheinisches Eisenwerk macht sich zum Gesetz, von allen Gewinsten, wie hoch sie auch seien, niemals mehr als 5 Prozent zu verteilen. Das übrige geht in einen Rückhaltfond und in einen Fond für Anschaffung neuer, verbesserter Einrichtungen und Maschinen.



sicherlich keine von irgendwelcher Bedeutung — die nicht nach England käme, um Güter zu kaufen, die von anderwärts her zum Verkauf eingesandt worden sind. England verkauft diesen Völkern Erzeugnisse seiner Kolonien, Kaffee aus Arabien, Handschuhe aus Frankreich, Korinthen aus Griechenland, Baumwolle aus Amerika — in Wahrheit, es wird nicht leicht ein auswärtiger Artikel genannt werden, der nicht auf den unermeßlichen Marktplätzen am Mersey (Liverpool) und an der Themse (London) feilgehalten würde. Auch in diesem Kleinhandel beginnen die Deutschen uns zu schlagen, und Südamerikaner beziehen schon ihr irisches Leinen durch Hamburger Häuser. Wenn bei dieser Art von Wettbewerb den Deutschen nur irgendein Ueberschuß bleibt, so werden wir auch noch den kleinen Vorteil verlieren, der von dem Ausfuhrhandel der Deutschen für uns abfällt; in jedem andern Betracht ist er uns geradezu tödlich."

Die oben mitgeteilte Sammlung von Beispielen des Vorkommens der Handelsmarke „Made in Germany" macht auf den Deutschen einen scherzhaften, auf den Engländer aber einen tief betrübenden Eindruck und zwar deshalb, weil es sich dabei nicht um Gegenstände handelt, die England aus dem Ausland beziehn müßte, wie Orangen oder Guano, sondern aus lauter Waren, die früher von England vorzugsweise hergestellt und in den Handel gebracht worden sind. Dies weist Williams mit einer ganzen Reihe von schlagenden Ziffern nach; sie gipfeln in ein paar Angaben aus dem Gebiet, das recht eigentlich die nationale Großindustrie Englands umfaßt: Stahl und Eisen, Baumwolle und Schiffsbewegung. Die Eisenerzeugung in Deutschland betrug im Jahr 1878: 2 147 000 Tonnen und war im Jahr 1895 auf 5 788 000, also nahezu 6 Millionen Tonnen gestiegen. An Stahl hatte Deutschland im Jahr 1878: 492 512 Tonnen erzeugt; im Jahr 1894 war die Ziffer von 3 617 000 Tonnen erreicht. Diesem Verhältnis entspricht das Wachstum der Ausfuhr. Im Jahr 1880 führte Deutschland an Eisen insgesamt nicht mehr als 1 301 000 Tonnen, im Jahr 1894 aber schon 2 008 000 Tonnen aus, während in derselben Zeit die Eisenausfuhr Englands zurückgegangen war. An Baumwolle führte Deutschland im Jahr 1883: 14 666 100 Kilogramm aus, im Jahr 1893 aber 33 350 800 Kilogramm, das war eine Zunahme von 127 Prozent, während Englands Baumwollausfuhr um dieselbe Zeit nicht mehr als $2^1/_2$ Prozent zugenommen hatte. Die Ziffern der Schiffsbewegung eines Volks sind ein ziemlich sicheres Zeichen seiner Handelsblüte: es ist deshalb bezeichnend, daß im Jahr 1893 der gesamte Tonnengehalt der Seeschiffe, die in Hamburg eingelaufen sind, zum erstenmal Liverpool hinter sich gelassen und daß im Jahr 1894 Hamburg die Ziffer vom Jahr vorher überholt hat.

Die meisten der vielen Ziffern, die Williams auf den 175 Seiten seiner Schrift mit unendlichem Fleiß zusammengetragen hat, um den Rückgang Englands und den imposanten Aufschwung Deutschlands als Industrie-, Handels- und Schiffahrtsstaat zu beweisen, sind jetzt überholt durch seitdem eingetretene Fortschritte, die die kühnsten Erwartungen jener, so kurze Zeit hinter uns liegenden Tage weit übertroffen haben. Fast zwerghaft nehmen sie sich aus neben den Angaben, die schon im Jahr 1898 von G. Blondel in seinem ausgezeichneten Buch: L'essor industriel et commercial du peuple allemand (Paris 1898) gemacht worden sind, und vollends gegenüber dem Gesamtbild von dem riesenhaften Wachstum unserer Seeinteressen, das das deutsche Reichsmarineamt in zwei ausgezeichneten Denkschriften dem deutschen Reichstag zur Unterstützung der Flottenvorlage vorgelegt hat.*)

Jede Ueberholung dieser Art ist aber eine Bestätigung der Schlüsse, die Williams schon aus den ersten Ansätzen dieser ganzen Aufschwungbewegung gefolgert hat, insbesondere für die Richtigkeit der Reichspolitik, die hier der Arbeit und dem Unternehmungsgeist des Volkes zu statten gekommen ist.

*) „Die Steigerung der deutschen Seeinteressen von 1896—1898" (vorgelegt am 26. Jan. 1900). 92 S.

„Die deutschen Kapitalanlagen in überseeischen Ländern." Zusammengestellt im Reichsmarineamt. 42 S.

Von der Handelsdiplomatie der Verwaltung des Reichskanzlers Graf Caprivi, ihren Handelsverträgen, namentlich dem durch einen fast achtmonatlichen Zollkrieg erkämpften Vertrag mit Rußland — dem viel verschrienen — spricht Williams mit Auszeichnung; er hebt den großartigen Erfolg hervor, den der letztere für die Erweiterung und Vermehrung unseres Handels gehabt hat; er rühmt die Weisheit, mit der die Weltschau von Chicago benutzt worden ist zur Anstellung eines besonderen Handelsagenten bei dem Generalkonsulat zu Chicago, der sofort im ersten Jahr seiner Thätigkeit mit mehr als 800 amerikanischen Häusern und Vereinigungen direkte Verbindung angeknüpft und das Aeußerste aufgeboten hat, um Preisverzeichnisse und Warenproben, die ihm von Hause zugegangen sind, persönlich zu verbreiten. Die Deutschen, meint er, hätten mehr Ursache mit ihrer Handelsdiplomatie zufrieden zu sein als die Engländer mit der ihrigen und beweist das durch folgenden Hinweis. Durch den Vertrag vom 30. Mai 1865 hat England verzichtet auf das Recht, mit seinen eigenen Kolonien solche Vereinbarungen zu treffen, durch die die letzteren ermächtigt würden, aus Deutschland kommende Waren zu Gunsten solcher aus dem Mutterland mit Zöllen zu belasten.*) Drei Jahr früher hatte Belgien sich von England einen ähnlichen Vertrag ausbedungen. Das Scherzhafte an der Sache liegt in dem Umstand, daß Belgien und Deutschland die beiden Länder sind, die vom Tag der Unterzeichnung jener Verträge an den Engländern den Handel mit ihren eigenen Kolonien aufs Wirksamste streitig gemacht haben. „Die Kolonien aber haben sich seitdem immer gewundert, warum ihre Mutter solch eine Närrin (such a fool) gewesen ist." In Wahrheit, die englische Diplomatie, die 1862 und 1865 an ein Gefährlichwerden von Ländern wie Belgien und Deutschland nicht dachte, stand an Voraussicht weit zurück hinter einer Staatsweisheit, die schon damals die Möglichkeit von Entwürfen erwog, die wir erst unter den Schlagwörtern „Imperialien" und „Greater Britain" haben auftauchen sehn. Im übrigen ist jener Vertrag vom 30. Mai 1865 am 30. Juli 1897 von seiten Englands gekündigt worden.

*) In diesem am 30. Mai 1865 zu Berlin unterzeichneten Handelsvertrag zwischen Großbritannien und dem Zollverein heißt der 7. Artikel in der That: Die in den vorstehenden Artikeln 1—6 geschaffenen Bestimmungen finden auch auf die Kolonien und auswärtigen Besitzungen Ihrer britischen Majestät Anwendung. In diesen Kolonien und Besitzungen sollen die Erzeugnisse der Staaten des Zollvereins keinen höheren oder andern Eingangsabgaben unterliegen, als die gleichartigen Erzeugnisse des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, oder irgendeines andern Landes, und es soll die Ausfuhr aus diesen Kolonien oder Besitzungen nach dem Zollverein keinen höhern oder anderen Abgaben unterworfen sein, als die Einfuhr nach dem Vereinigten Königreich von Großbritannien und Irland. (Geffcken: Recueil manuel et pratique de traités et conventions I, Leipzig 1885, S. 330-31.)



Kindersehnsucht.

In Vaters Garten, wenn die Sonne sank,
Dann hockten wir beisammen auf der Bank,
Ganz stumm und still, und schauten in das Leben,
Das uns so märchenhaft erschien, hinein
Und sahn den Mond, die Sterne droben schweben
Und fühlten uns so grausam schwach und klein.

Dann weinten wir — und schämten uns der Thränen —
Und lachten auf — und schämten uns der Lust
Und standen ratlos vor dem grossen Sehnen,
Dem fremden Weh in unsrer Kinderbrust. . .
Doch keiner war, der auf die tausend Fragen,
Die uns verwirrten, mochte Antwort sagen.

Anna Ritter.



Die thörichte Jungfrau.

9. Fortsetzung. Roman von Rudolf Stratz.

14.

Eine taghelle, schwüle Fiebernacht. Drüben im Osten, über Arkadien, stand der Vollmond, unter ihm, in schwarzen Wellen, die peloponnesischen Berge, von einem feinen giftigen Nebel umsponnen, der aus den unruhig zitternden Spiegelflächen des Thales aufstieg. Dort wälzte, halb ausgetrocknet und doch noch in einem Dutzend glitzernder Schlangen und Schlänglein sich krümmend, der Alpheios in einem wohl eine halbe Stunde breiten Kieselbett sein Wasser den Windungen des Kladeos entgegen und einte sich mit dessen schmalem, vielverästeltem Geäder zu einem neuen Netze gen Sonnenaufgang rollender Silberfäden. Unbewegliche Tümpel blinkten gestrüppumwachsen dazwischen. Aus ihnen stiegen der Fieberhauch und die Schwärme der Stechmücken, die ihn weiter trugen zu den unvorsichtigen Menschen oben auf dem Hügel empor, die in einer Augustmitternacht im Freien sich ergingen.

Lotte gähnte und haschte mit der Hand nach einer vorbeifliegenden Fledermaus. „Wenn ich ein Bildhauer wäre, würde ich auf den Praxiteles pfeifen! Der Lebendige hat recht. Denn der Mensch soll kein Maulwurf sein und in der Erde herumkriechen, um zu sehen, ob da noch von früher her irgendetwas stecken geblieben ist, sondern soll selbst etwas leisten. Das werd ich auch morgen unserm Meister sagen, wenn er wieder den Weltschmerz kriegt."

Sie standen vor dem Museumstempel und musterten ihn stumm. „Komisch!" sagte Lotte endlich. „Die Thür steht offen. Und ein Wächter daneben. Jetzt, so spät abends — das wäre eine Idee, jetzt da hineinzugehen!"

„Der Mann wird es doch nicht erlauben!"

„Versuchen wir's!" Lotte schritt unbefangen an dem griechischen Beamten vorbei, und zu ihrem Erstaunen grüßte der nur schweigend und die Hand an die Mütze legend, als habe er ihr Kommen bereits erwartet.

Aber kaum war sie in den großen, bläulich-hell von oben her erleuchteten Saal getreten, so blieb sie beklommen stehen und drängte sich an ihre Schwester. „Du," flüsterte sie, „das sind wie Gespenster im Mondschein und in der unheimlichen Dämmerung. Alle diese weißen riesigen Gestalten und alle entzwei und, schau nur, der in der Mitte da, der zehn Fuß hohe Kerl — der lacht ganz deutlich zu uns herüber — brrr! Wie all die einzelnen Köpfe und Arme und Beine da auf Eisenstangen aufgespießt sind! Und dazwischen wieder nichts, und da hinten dieses weiße Riesenweib — wie sich das von den andern herunterstürzt!"

„Das ist die berühmte Nike Apteros und rechts und links von uns der Fries des Zeustempels."

„Mag sein!" Ihre Schwester schaute beklommen nach der Thür und dämpfte ihre Stimme noch mehr. „Aber ich liebe diese nasenlosen, riesigen, weißen Dinger nicht — wenigstens nicht um Mitternacht. Sie werden immer größer, wenn man sie ansieht. Sie bewegen sich förmlich. Siehst du, dieser einzelne Arm in der Ecke macht schon ganz langsam eine Faust gegen uns. Ich will doch lieber wieder hinaus!"

Ellinor schüttelte den Kopf und zog sie mit sich weiter. „Komm!" flüsterte sie: „In dem kleinen Raum dort am Ende muß der Hermes stehn."

Sie schlichen Hand in Hand, unwillkürlich auf den Fußspitzen und mit angehaltenem Atem, durch das Spalier der zertrümmert an den beiden Wänden festgebannten Klumpen Gigantenwelt, an der alles überragenden Gestalt des Apollo, den Pferdebruchstücken, den kauernden Mädchen und faulenzenden Flußgöttern vorbei, und blieben plötzlich stehen.

Durch die Scheiben her von bläulichem Himmelsdämmern umkost, lächelte ihnen von seinem hohen Postament der Gott entgegen. Eine übermenschliche Heiterkeit ruhte selig und sonnig auf seinem Antlitz voll niegeschauter, jugendlicher Mannesschönheit und durchgeistigte den fleischgewordenen Stein, daß es schien, als wolle jeden Augenblick dieser zu Sammetweiche geglättete Marmor seine Brust zu tiefen Atemzügen wölben, als müßten diese dem Dionysosknaben auf dem Arme zulächelnden Lippen sich zu Worten von unerhörtem Wohlklang öffnen und unter den halbgesenkten Lidern die Morgensonne des Olympos ausstrahlen.

In ewiger Schönheit lächelte der Gott, wie er vor Jahrtausenden unten im Tempel sein auserwähltes Volk der Freude und des Lichts gegrüßt. Dem Erdengrab entstiegen, stand er als Sieger auf seinem Thron, als Sieger über Raum und Zeit, über Völkerschicksale und Naturgewalten, und offenbarte herrlich wie am ersten Tag die höchste Kraft auf Erden: den schaffenden Menschengeist, der in ihm zu Stein und ewigem Leben geworden war.

„Ich bitte dich," murmelte Ellinor zu ihrer Schwester, ehe jene noch den Mund geöffnet. „Rede jetzt kein Wort!"

Und wieder schaute sie, unwillkürlich die Hände verschlingend, zu dem Gott empor, den das verklärende Schmeicheln der Mondstrahlen mit ihrem silbernen Spinnweb von der Erde zu seinen Füßen schied, als sei er wirklich mit beflügelter Ferse aus einer andern Welt herabgestiegen, um noch einmal dem schmutzigen Jahrhundert der Fabriken und Herdenmenschen den ersten und letzten Glaubenssatz für Kunst und Künstler zu verkünden: „Im Anfang war die Schönheit!"

Plötzlich fuhr Lotte zusammen und zupfte sie am Aermel. „Da schau mal!" flüsterte sie, ein Kichern unterdrückend. „Da sitzt er ja, der arme Meister!"

Sie folgte der Richtung, die Lottes Hand wies: auf den Boden zu den Füßen des Hermes, wo der tiefe Schlagschatten des Postaments alles in Dunkelheit hüllte. Da kauerte etwas, eine unbestimmte Gestalt mit gekreuzten Beinen auf den Fliesen. Ein erstickter Ton, wie ein kindisches, wehleidiges Aufschluchzen, erschütterte zuweilen den Körper, und zwei Fäuste tasteten längs der Quadern des Sockels — man wußte nicht, um sie gleich dem Fußgestell einer Reliquie anbetend zu umfangen oder in dem vergeblichen Mühen, sie und, was darauf stand, im Zorn umzustürzen.

Jetzt sprang der Meister auf, mit einem jähen Ruck und erhobenem Arm, als wolle er sich an dem steinernen Gott, dem seine mächtige Gestalt gerade bis zu den rotgefärbten Schuhriemen reichte, thätlich vergreifen. Aber auf halbem Weg ließ er die Rechte sinken und stand unbeweglich, schwer atmend, während dicke Thränen ihm in den blonden Vollbart liefen.

Lotte war herangetreten. „Was ist denn los, Meister Josefus?" forschte sie, mühsam ihr Lachen verbeißend, „es ist doch kein Unglück geschehen?"

„Kein Unglück?" Er schien gar nicht erstaunt, die beiden Freundinnen neben sich zu erblicken, und starrte wieder wie gebannt, außer stande, etwas anderes zu fassen und zu bedenken, zu dem friedlich lächelnden Marmorbild empor. „Ist das da oben kein Unglück? Für uns alle — uns Tröpfe im zwanzigsten Jahrhundert? Warum lebt so was? Warum steht's da oben und lacht mich aus? Warum läßt man so ein Ding nicht in der Erde? Zerschlagen sollt man es, wenn es wieder lebendig werden will!"

Er machte wirklich eine Bewegung, als wolle er die Statue packen und herabzerren; aber schon beruhigte er sich wieder. „Die Esel!" murmelte er verstört und halb weinend. „So was auszugraben!"

„Aber es ist doch sehr schön!"

„Ach, sei still, thörichte Jungfrau! Schön ist kein Wort dafür. Schön ist vieles auf der Welt! Du bist auch schön! Aber das da, dieser Kerl von einem Gott da oben — das ist — darüber hinaus giebt es nichts mehr! Da ist überhaupt alles zu Ende! Ich will einen Batzenstrick kaufen und mich aufhängen!"

Er trat einen Schritt zurück, um seinen Feind auf dem Postament mit vor Verwunderung und Zorn nassen Augen zu messen. „Ich will Steinklopfer an der Chaussee werden, mit einem großen, grünen Augenschirm, hinter einem Zaun. Dazu langt's vielleicht noch!"

Er machte den beiden, die ihm etwas erwidern wollten, ein Zeichen zu schweigen und warf einen Abschiedsblick auf die Figur. „Schuft!" murmelte er, wieder die Fäuste ballend. „So was zu können! Schuft! Schuft! Und zu denken, daß solch ein Gott in jedem Marmorblock darin steckt! Man muß ihn nur heraushauen. In meinem Atelier habe ich Marmor genug. Aber ich kann ihn nicht erlösen. Und die andern von heutzutage auch nicht. Das sind Stümper, und ich bin der schlimmste Thonkneter von allen. Gut, daß ich's jetzt weiß!



Dazu bin ich hierher gekommen und habe den Wächter bestochen, daß er mich zur Nacht hier hereinläßt und mich niemand stört. Aber natürlich seid ihr doch hinterdrein gelaufen!"

Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er rasch, mit schweren Schritten, durch den Hauptsaal, zwischen den Reihen der riesigen, halb zerschellten, weißen Steingespenster an den Wänden, hinaus ins Freie. Draußen, in dem mondhellen Frieden der Sommernacht blieb er, tief aufseufzend, stehen. Die andern standen neben ihm. Es war ein beklommenes Schweigen.

„Eigentlich müßte man den Hermes stehlen!" sagte Lotte endlich. „Und anderswo aufstellen, in einer Weltstadt, in Berlin oder London oder Paris, wo ihn jeder sehen kann, statt hier in diesem gottverlassenen Winkel voll Fieber und Mücken und Schmutz — wie viele Menschen verirren sich denn überhaupt hierher!"

Meister Josefus antwortete nichts.

„Uebrigens ist er gar nicht ganz echt," fuhr sie tröstend fort. „Weißt du, Meister Josefus, die Beine sind neu! Man sieht es deutlich! Und der rechte Arm fehlt doch auch! Und das Kind auf dem Arm ist, wie gesagt, doch viel zu fett und zu plump. Siehst du, da sind auch Mängel —"

„Lotte, thörichte Jungfrau!" sagte der Bildhauer melancholisch. „Gehe doch schlafen! Es ist schrecklich, wenn auf diesem geweihten Boden, in dieser geheiligten Nacht, ein Mensch dasteht und die Luft mit leeren Worten füllt. Wer schlummert, schwatzt nicht. Gute Nacht!"

„Also angenehme Nachtruhe, Herr Professor!" Lotte bot ihm und ihrer Schwester gleichmütig die Hand und sah sehr sanft darein. „Seid nicht zu wehmütig miteinander. Macht's wie ich! Ich bin vergnügt. Immer! Wegen so einem Hermes das Geschluchze im Mondschein zu kriegen — zu dumm!"

Sie stieg mit leichten Schritten die Anhöhe zum Hotel empor und verschwand. Er blickte ihr mit gefurchten Brauen nach. „Die versteht mich nie in ihrem Leben!“ sagte er plötzlich ganz laut vor sich hin. „Sie ist zu dumm dazu. Das heißt, dumm — nein — aber wie ein hübsches, kleines Tier. Sie schnuppert am Boden herum und sieht immer nur das Nächste. Was hinter den Dingen steckt, das hält sie für komisch — das Schaf! Der richtige Philister, das richtige Frauenzimmer!“

„Du kennst mich,“ fuhr er fort, sich auf dem warmen, trockenen Grasboden am Abhang des Hügels niederlassend und ihr winkend, sich neben ihm hinzusetzen. „Du weißt, es hat viel nebeneinander in einem Menschen Platz. Mehr, als man glaubt und als eine Eintagsfliege wie die Lotte sieht. Aber das, was die Lotte an mir sieht, damit hat es auch seine Richtigkeit. Das ist auch da, das andere — und dies andere, das gerade ist so stark! Auch in mir! Da in mir sitzt ein greulicher Kerl, der will bloß leben und genießen und seine Feinde ärgern, und dazu ist ihm die Kunst als Mittel eben gut genug. Das ist das Schändliche und das Gefährliche! Es steht nicht umsonst geschrieben: du sollst keine anderen Götter haben neben mir! Und ich hab so viele! Und Göttinnen vor allem! Ach, du liebe Zeit! Ja, wenn's keine Weiber auf der Welt gäbe! Aber dann langweilte ich mich wieder zu Tode. Da wäre auch nicht viel gewonnen!“

Er riß ein Grasbüschel aus dem Boden und zerpflückte es unruhig zwischen den Fingern. „Mir hat's schon lange geschwant, daß ich bloß ein Steinklopfer bin!“ murmelte er. „Chausseesteine muß man klopfen! Das ist eine Kunst, die auch der Minderbegabte mit Fleiß und Ausdauer im Lauf der Jahre einigermaßen bemeistern kann — aber das Thonkneten läßt man besser, das fördert doch nur Mißgeburten ans Tageslicht!“

„Aber, lieber Meister, deine Werke —“

„Nein, Mißgeburten sind's auch nicht. Etwas viel Schlimmeres; Alltagssteine sind's, wie es Alltagsmenschen giebt, Menschen aus zweiter Hand, in der Fabrik abgestempelt, einer wie der andere. Und ich selbst bin doch ein Kerl aus erster Hand! Warum wollen meine Kinder mir nicht ähneln? Du glaubst nicht, wie bitter das einen Vater kränkt, lauter solch semmelblondes Sonntagsnachmittagsvolk in Stein und Thon um sich zu sehen und sich zu sagen: das alles hast du in die Welt gesetzt — du — der Meister Josefus! O, es ist traurig, tieftraurig! Also wundere dich nicht, wenn du nächsten Sommer auf der Stilfser Jochstraße zwischen Bormio und Trafoi einen Mann mit grünem Augenschirm und blondem Vollbart hinter einem Schotterhaufen siehst. Das bin dann ich und hämmere darauf los, als gelte es, den Hermes da drinnen in Stücke zu zerhauen!“

Er wurde traurig. „Sieh, Ellinor, der Praxiteles war vor allem kein Hofrat. Wollt es auch nicht werden! Das war ein ganz naiver, vergnügter Griechenbengel. Hellas fehlt uns: nackte schöne Menschen, tiefblauer Himmel und tiefblaue See, Epheukränze und Weinkrüge! Die Kerle hatten leicht, Götter zu bilden, das waren ja selber Götter, und jeder das Modell des andern. Aber wir — ich hör ja in München den Landregen schon an meine Fenster klatschen, ich sehe unten dickbäuchige Fiaker zum Bier ziehen — Proletarier, Schutzleute — Fabrikschornsteine im Nebel — ein Glockengebrumm in der Luft und die hübschesten Weiber bis zur Unkenntlichkeit eingewickelt, weil sie sich ihrer Schönheit schämen und nebenbei auch frieren und sich den Schnupfen holen würden — Ja, wer soll denn da —?“

„Aber Florenz ist doch nicht München!“

„In Florenz sind Menschen wie andere! Unsere Kunst ist ja die engste von allen. Sie kann nur den Menschen schaffen! Sogar nur den schönen Menschen. Und die Menschen von heutzutage sind nicht schön, und an den Menschen von heutzutage geht meine Kunst zu Grunde! Die Hellenen lachten und sagten: wir stammen von den Göttern! Wir aber haben glücklich herausgefunden, daß wir von den Affen abstammen! Das nennt man die fortschreitende Kultur. Aber Affen kann man nicht modellieren; wenigstens werden sie nicht so schön wie die Medicäerin und der olympische Hermes!“

Er gähnte nervös. „Und nun wollen wir schlafen gehen. Was hast du denn, Ellinor? Du zitterst ja förmlich?“

„O nichts! Nur so ein bißchen Frösteln!“

„Jetzt? In der badwarmen Nacht?“ Er wurde unruhig.

„Ach, ich krieg kein Fieber. Ich bin ja nie krank.“

Er folgte ihr den kleinen Hügel hinauf. Noch einmal sah er sich nach dem Haus des Hermes um. „Schuft!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Schuft, Schuft! Er hat's erreicht, er hat mir allen Mut genommen — er bringt mich um!“

15.

„Psillós — der Floh, Koréos — die Wanze, Psirás — die L . . . Ach so, das ist ein unpassendes Tier! Also noch einmal: Psillós — der Floh, Koréos — die Wanze —“

„Lotte, was treibst du denn?“

„Pscht! Ich lerne Neugriechisch! Schon die ganze Zeit, während du mit dem Meister Josefus Mondschein geschwärmt hast. Da steht es: Seite 13 der praktischen Vorbemerkungen zu Bädeckers Griechenland!“

„Ach, Unsinn, es ist Mitternacht vorbei!“

„Seite 13 der praktischen Vorbemerkungen: Psillós — der Floh!“

„Jetzt schlaf lieber! Was soll denn das? Du reißt einen immer aus aller Stimmung mit deinen thörichten Geschichten“.

„Schlafen!“ Lotte saß melancholisch, das aufgeklappte rote Buch im Schoß, im langen, von losem Haar überfluteten Frisiermantel und gelben Pantoffeln, auf einem Stuhl vor ihrem Bett. „Ich wollte wohl schlafen, aber man hat mich auch aus der Stimmung dazu herausgerissen.“

„Wer denn?“

Lotte verzog das rosige Gesicht zu einer Grimasse. „Du willst durch das geheiligte Hellas reisen und weißt nicht, was Psillós heißt oder gar Koréos! Na warte, du wirst es erfahren! In einer Viertelstunde spätestens!“

„Ich wollt', die Sonne wäre schon da!“ fuhr sie fort, da die andere schwieg. „Ach, arme Lore! Aus allen Mondscheinträumen erwacht und das Insektenpulver in der Hand! Gieb dir keine Mühe, die Schachtel ist leer! Ich habe schon alles, was darin war, vergeudet und verstreut, und es hat gar nichts geholfen. Die Psillós- und Koréostiere scheinen es im Gegenteil zu lieben. Sie kriechen in Scharen darnach wie die Fliegen nach dem Zucker. Puh, und die Stechmücken!“ Sie warf den Kopf zurück, daß ihr offenes Haar wie eine lange, weichrollende Welle freischwebend fast bis zum Boden niederglitt, und fächelte mit dem Reisehandbuch durch die Luft. „Die Mücken bringen mich noch um. Die machen mich mit ihrem feinen Singen schon beinahe wahnsinnig. Und es werden immer mehr!

Aber weißt du, daß du ganz blaß aussiehst, Lore! Wahrhaftig, förmlich blaue Ringe unter den Augen! Es fehlt dir doch nichts?"

„Nein, eigentlich nicht. Es ist mir nur so schwer im Kopf. Aber mehr traurig als krank. Gerade wie wenn irgendein Unglück bevorstände."

Lotte hatte sich am Boden hingekauert und kramte in dem Koffer. „O weh!" murmelte sie plötzlich mit verdutztem Gesicht.

Ihre Schwester mußte wider Willen lachen. „Ist das Unglück schon da? Hast du es in dem Kästchen?"

„Lache nicht, Lore! In dem Kästchen war unser Chinin und ist durch die Seeluft feucht geworden und ist nur noch ein einziger bitterer Oblatenbrei!" Sie verzog schmerzlich den Mund, während sie mit Hilfe des kleinen Fingers kostete. „Das ist eine schöne Bescherung! All unser Chinin weg! Der Meister hat natürlich nie so etwas mit. Was machen wir nun? Kriege nur kein Fieber! Du schaust miserabel aus!"

„Ach wo!" Ihre Schwester wickelte sich in einen Reiseplaid, setzte sich auf einen Stuhl und löschte das Licht.

Es war still zwischen ihnen. Mit beinahe taghellem Glanz füllte der Vollmond das Gemach mit den beiden dunklen, schlaftrunken auf den unbequemen Stühlen sich zurechtrückenden Gestalten. Von draußen klang das ferne, tausendstimmige Froschgequake und Grillenzirpen, dazwischen rasch näherkommend und wieder verhallend das Gekläff der jagenden Köter. Nun war wieder alles ruhig. Nur die schweren Atemzüge der beiden Mädchen durchdrangen das Mondscheinflüstern der Nacht. Dann begann Lotte plötzlich, wie aus dem Schlaf heraus, halblaut zu singen. Eine einförmige, freierfundene Melodie von drei Tönen, die sich ewig, wie gleichmäßig fallende Tropfen wiederholten.

„Hör mal, Lotte, das macht einen ja verrückt," sagte Ellinor endlich. „Muß denn zu allen andern Greueln auch noch dein Gesang kommen?"

Lotte machte die Augen auf, und ihre hübschen Züge belebten sich im Zorn. „Mich laß in Ruh! Der Meister Josefus ist an allem schuld. Du sei nur still! Du liebst ihn! Also darfst du nicht klagen. Eine schöne Liebe, die nicht ein paar Stechmücken und Springflöhchen überwindet! Aber ich! Liebe ich ihn etwa auch? Nein, ich bin nahe daran, ihn zu hassen, von Tag zu Tag mehr. Solch ein Mensch! Ein sechs Fuß langes, hinterlistiges Wickelkind mit blondem Vollbart! Was du an ihm findest — na, einerlei! Jedenfalls muß ich hinter euch herlaufen und habe allen Verdruß und alle Mühsal von eurer Verlobungsreise und darf nicht einmal mehr dazu singen!"

„Verlobungsreise?" wiederholte Ellinor mit hochgezogenen Brauen. Aber schon war die andere, im langflatternden Frisiermantel durch das Zimmer schießend, neben ihr, hielt ihre Hände fest und lachte ihr ins Gesicht.

„Ich kenne dich doch! Wie du so herumwandelst, ganz feierlich, ganz weltentrückt seit acht Tagen, habe ich doch schon gemerkt, was passiert ist! Und gottlos, wie ich bin, fing ich an, laut die praktischen Reisebemerkungen über den Psillós zu lesen, als du kamst! Rein aus Neid und Bosheit, weil ich hier niemand habe, mit dem ich mich verloben kann!"

Sie erhielt keine Antwort und schmeichelte ihrer Schwester wie eine Katze. „Sei nicht böse. Aber ihr seid ja eigentlich schon dreizehn Jahr verlobt, und da wirkt es auf mich nicht mehr so recht, und ich verliere alle Feierlichkeit. Aber ich mein's gut, wenn ich ihn auch nicht ausstehen kann. Komm, gieb mir einen Kuß! Bitte, bitte!" Sie schaute die Schwester besorgt an. „Was du für kalte Lippen hast! Schatz, werde mir nur nicht krank! Und ich lasse in meiner Dummheit auch noch das Fenster offen, daß die Fieberluft nur ja herein kann!"

„Davon ist's nicht!" sagte Ellinor und starrte vor sich hin. Ihr Kopf wurde immer schwerer, die unbestimmte Mattigkeit und Traurigkeit in ihr wuchs. Sie fühlte sich sonderbar gleichgiltig gegen alles. Gegen den Meister Josefus, gegen den krausen Gedankenzickzack ihrer Schwester, gegen den Hermes, gegen Griechenland und die ganze Welt. Lotte sanft von sich schiebend, schloß sie die Augen und versuchte zu schlafen, einen unruhigen, von abenteuerlichem Traumgefunkel durchsponnenen Halbschlummer, in dem die wenigen noch übrigen Stunden der Nacht dahinrollten.

Als sie wieder einmal, aufseufzend und lahm von dem unbequemen Sitz, die Wimpern emporschlug, war es ganz hell in dem Zimmer, nicht mehr von dem bläulich gedämpften Schimmer des Mondes, sondern vom roten, warmen Licht des jungen Tags. Ein Poltern hatte sie geweckt. Lotte war im Traum vom Stuhl gefallen und saß nun, wie eine Heilige von langem, sonnenglitzerndem Blondhaar umwallt, auf dem Boden, mit offenem Mund, schlaftrunken und verdutzt aus großen Märchenaugen in das tiefe Blau hinausstarrend.

Wolkenloses Blau dehnte sich über den kahlen, in der Ferne rosig schimmernden Höhen, den bebuschten Thälern, den weithin gewundenen Flußspiegeln von Elis. Zwischen den saftig-grünen Fluren im Grund lag wie gestern, tief eingebettet, die graue Spielzeugschachtel von Olympia mit ihren umgestürzten Säulenreihen, ihren verwitterten Tuffsteinquadern und durcheinander geworfenen Marmorblöcken, und darüber hob der heilige Hügel und die Wiege des Zeus, der Kronion, düster sein von Gestrüpp und Kieferwirrwarr gesträubtes Haupt. Neuer Tag, neues Leben, neues Licht war überall.

Eine Faust pochte an der Thür. „Seid ihr schon wach?" fragte der Baß des Meisters Josefus. „Ich halt's in dem Hotel nicht mehr aus. Ich will ins Freie. Kommt ihr mit?"

Lotte, die immer noch ganz vergeistert auf dem Boden saß, gab keine Antwort. Ihre Schwester aber ging zur Thür, weniger elastisch, mit langsameren Bewegungen als sonst. „Wir kommen gleich," sagte sie halblaut.

„Wie seltsam deine Stimme klingt! Du bist doch nicht krank?"

Sie schüttelte energisch den Kopf. „Ich hab's mir eingebildet heut nacht. Aber das darf jetzt nicht sein, das muß wieder besser werden!"

Sie gingen langsam in dem taufrischen Morgen den Weg nach Arkadien dahin, einen wüsten, vielfach verschlungenen Reitpfad am Ufer des Alpheios. Rebenpflanzungen säumten ihn zu beiden Seiten ein, mit stumpfsinnigen, geplagten Winzern und wütenden Kötern. Durch die Furt schob sich klingelnd ein Trupp bis zum Bauch im Wasser stolpernder Maultiere, die Reiter daneben nur noch mit Kopf und Schultern aus den Fluten tauchend. Sonst kein Leben auf den im Kreis kahl aufgetürmten, von der Sonne verbrannten Steinhalden als eine Herde halbwilder, das letzte Grün aus dem Boden weidender Ziegen, spärliche Hütten zwischen verdorrtem Buschwerk da und dort im Thal. Das Ganze eine Oede, ein Schweigen, eine Schwermut trotz des glühendblauen, alles in seinem Feuer verklärenden Augusthimmels.

„Wißt ihr, woran ich denken muß?“ sagte Meister Josefus. „Vor Jahren, an ein Bild im bayrischen Hochland. Da kam ich auf einer Fußwanderung an einen Bauernhof hoch oben. Da war eben die Tochter des Bauern gestorben. Ganz still und weiß hat sie im offenen Sarg vor dem Elternhaus gelegen, mitten in dem schönen Sommermorgen. Alles ringsum hat gelacht und gelebt: der rote Mohn am Weg und die Goldkäfer darunter und die Schmetterlinge in der Luft. Bloß das arme Dirndl, das hat mit geschlossenen Augen da geruht, als ob es träumte, und nichts mehr von der Pracht gesehen und dem weißen Schnee in der Ferne und dem blauen Himmel. Und dann sind Männer gekommen, vierschrötige, dumme Kerle, und haben den Sarg zugenagelt und fortgeschleppt ins Thal hinunter, in die Nacht, unter die Erde!“

„Aber wieso erinnerst du dich gerade jetzt daran?“ fragte Lotte.

„Sind hier nicht auch solche schwarzen Männer gekommen, thörichte Jungfrau? Wenn du nicht immer in der Töchterschule sitzen geblieben wärst, wüßtest du's! Die Männer haben mein Griechenland in einen Sarg gelegt und in die dunkle Erde verscharrt. Da war es aus. Da haben sich auch die alten Griechen hingelegt und sind lieber gestorben, als es herauskam, daß Lieben Sünde ist. Das verstehst du natürlich nicht, Lotte! Denn du kannst überhaupt nicht lieben, sondern bist eine kalte, kleine Schlange, tief, tief im Wald mit Madonnenaugen und einem Krönchen auf dem Kopf. Ja, schaue nur so rosig und dumm in den Sommermorgen hinein und beiß dir auf die Lippen, um nicht zu lachen! Ich kenne dich doch!“

Er schüttelte wehmütig das blonde Haupt. „Ja, solch thörichte Jungfrau! Die hat recht von ihrem Standpunkt aus. Die läuft wie ein Gassenjunge durch die Welt und pfeift auf Hellas. Aber ich —“

Lotte drehte sich um. „Seid doch vergnügt, Meister!“ rief sie. „Freu dich, daß du das Leben hast. Einmal werden wir alle begraben!“

„Ach, sei still, du kleiner Gassenjunge!“ sagte der Bildhauer traurig. „Ihr mögt euch freuen über euer Leben! Weil ihr blinde Maulwürfe seid, ihr Lottchen! Aber ich nicht, ich bin kein Frauenzimmer, Gott sei Dank!

Lotte knabberte nachdenklich an einem Grashalm, daß die weißen Zähne blitzten. „Der Meister wird jeden Tag gröber zu mir,“ sagte sie zu ihrer Schwester, „ich glaube wirklich, er hat mich lieb!“

Ellinor schüttelte abwehrend den Kopf. Es war etwas in ihr, was sie erschreckte. Sie wußte nicht: kam es vom Körper oder vom Geist? Eine tiefe Schwermut, eine unsägliche Müdigkeit, eine Sehnsucht nach dunkler Nacht, und doch eine Angst, eine beklemmende Schwüle — Glut und Mückensummen und schwarzes Geflimmer vor den Augen und alle Dinge wie durch einen heißen, trüben Flor verschwimmend. Der Augusthimmel hatte sich verschleiert, ohne daß man eigentliche Wolken an ihm sah. Ein bleigrauer Dunst spann sich über seine Wölbung hin und gab der Sonne einen unheimlich rötlichen Glanz. Und obwohl sie sich in diesem schweren, trübe lastenden Luftgespinst halb verlor, schossen doch ihre Strahlen wie Feuerpfeile nieder, daß Berg, Thal und Fluß in der Glut zu zittern schienen.

Die drei kehrten um und gingen, dem fernen, in der Violettfärbung des Horizonts blauenden Arkadien den Rücken drehend, den Weg nach Hause.

Meister Josefus sah seine Begleiterin stirnrunzelnd an. „Bist du krank?“ forschte er. „Du wirst immer blasser.“

Sie verneinte stumm. Sie wollte ihm und sich nicht angst machen.

Er schaute schon wieder ganz beruhigt von ihr weg nach der Trümmerstätte von Olympia und ballte die Faust. „Kinder, ich bin zwei Jahrtausende zu spät auf die Welt gekommen. Ich hätte hier der Aspasia den Spinnrocken halten müssen und mit dem Perikles Brüderschaft trinken — aber jetzt?“

Er wurde ganz traurig. Lotte hinter ihm lachte, während sie, die jeden Augenblick mit etwas Neuem spielen mußte, eine Orange auseinanderriß und die Schnitten auszusaugen begann. „Jetzt macht er wieder seine majestätische Miene! Wie ein Löwe im Käfig, wie ein feierlicher, gelangweilter Lord. Die Griechen nennen doch jeden Fremden einen Lordos! Aber es ist etwas Wahres darin, du hast neuerdings so etwas Vornehmes an dir!“

Meister Josefus nickte ergrimmt. „Ich bin auch einer der letzten vornehmen Menschen auf der Welt! Ein Künstler! Ein Geißbub! Ein Grieche! Das ist alles ein und dasselbe. Das denkt nichts und weiß nichts und will nichts und soll nichts, sondern steht einfach da und sieht die Welt mit offenen Augen an und ist vergnügt. Da wird die Welt anders, da wird's Sonntagnachmittag! Einfältig muß man sein, wie ich, der letzte Grieche! Ihr seid's alle nicht! Ihr seid zu klug! Drum seid ihr so dumm!“

Lotte hängte sich kameradschaftlich in seinen Arm und bemühte sich, graziös den Tritt wechselnd, mit ihm gleichen Schritt zu halten.

„Solch ein armes riesiges Sonntagskind!“ sagte sie, zärtlich spottend. „Heute redet der Meister wieder ein Zeug zusammen — ich versteh es nicht!“

Er sah sie melancholisch an. „Wie solltest du das verstehen, thörichte Jungfrau? Du begreifst mich am Montag und am Dienstag und die ganze Woche — aber am Sonntagnachmittag nicht. Da rede ich griechisch mit Ellinor. Du ahnst gar nicht, Kind, wie überflüssig du in Griechenland bist. Du gehörst wo andershin. Droben im Norden, im Landregen, im November steht ein Baum, und um den Baum ringelt sich eine Schlange, und unter der Schlange sitzest du und hältst einen Apfel in der Hand. Und wer ihn nimmt und wer dich nimmt, begeht eine große Dummheit. Du verleitest einen zu der Dummheit, du ewige Eva!“

Er sah zornig in das reizende Kindergesicht mit den großen melancholischen Märchenaugen und den halboffenen, roten Lippen.

Sie that, als ob sie gar nichts gehört hätte. „Da,“ sagte sie und hielt ihm ihre Orange hin. „Beiße einmal hinein! Sie ist gut, ich habe sie vorhin gekauft!“

Es schien einen Augenblick, als wolle er sich ihrem Wunsch fügen. Aber dann maß er sie mit einem strafenden Blick und schleuderte die Apfelsine weit von sich in den zur Seite fließenden Bach.

Sie lachte nur. „Garstiger Seppl!“ murmelte sie, schlüpfte gewandt wie eine Katze aus seinem Arm und lief dann wieder ein paar Schritte voraus, sorglos pfeifend und die Hunde scheuchend, wie sie es zuvor getrieben.

Fortsetzung folgt.





Professor Ludwig Dettmann vor seinem Wandgemälde für das Altonaer Rathaus.
Spezialaufnahme für die „Woche".

Berliner Malerateliers.

II.

Hierzu 2 Spezialaufnahmen für die „Woche" von Johannes Lüpke, Berlin.

Nur wenige Tage lagen diesmal zwischen der Eröffnung der „Großen" am Lehrter Bahnhof und der Sezessionsausstellung neben dem Theater des Westens. „Der grimme Krieg", der im Vorjahr sich zwischen den Getreuen Anton von Werners und der Gefolgschaft Max Liebermanns entfachen wollte, „hat inzwischen seine Stirn entrunzelt." Es giebt keinen Toten und Verwundeten. Die beiden Ausstellungen marschieren getrennt und siegen vereint, denn hüben und drüben finden die Besucher, daß die Ausstellungen sehr schön sind. War im Vorjahr der liebenswürdige und freundwillige Max Koner bei Eröffnung der Sezessionsausstellung der Friedensbote der Akademie, so hatte in diesem Jahr der fleißige und in Arbeiten unerschöpfliche Bildhauer Eberlein sogar seinen Pegasus gesattelt, um die Modernen zu begrüßen. Und so wollen auch wir aus unsern Atelierbesuchen heute Meister aus beiden Lagern unsern Lesern vorführen.

In der Königin-Augustastraße, so recht mitten im Malerviertel, in der nächsten Nachbarschaft von Knaus, Gude, Meyerheim hat Professor Franz Skarbina sich behaglich, aber für fremde Besucher einigermaßen vorsichtig eingerichtet. Er wohnt nämlich im Gartengebäude eines Hauses, dessen Thorwart nicht zu finden ist; deshalb klettert mancher Freund, der noch nicht Bescheid weiß, erst alle Stockwerke des Vorderhauses ab, ehe er das im Garten belegene Atelier entdeckt, in dem einer der Matadore der Berliner Sezession wohnt und schafft. Gleich Max Liebermann verschmäht Franz Skarbina alle Ausschmückung der Künstlerwerkstatt. Die breite Fensterwand nach Norden, drei mit Skizzen und Entwürfen behängte graue Wände, etliche Staffeleien mit angefangenen und fertigen Bildern, Tische für das Malergerät und ein paar hübsch geschnitzte Stühle bilden die ganze Einrichtung. Der Schmuck des Ateliers sind die Werke des Meisters, der die Landschaften der Natur so schön abguckt, um sie mit ausdrucksvollen Menschengestalten zu beleben, und der charakteristische Menschenfiguren in die richtige landschaftliche Umgebung stellt. Schlicht und ohne philosophierende Stimmungen schafft Franz Skarbina aus dem — man möchte sagen — naiven Leben der Menschen und der Natur; er sieht Personen und Dinge ohne Voreingenommenheit, wie sie sind, und mit sicherer Hand bringt er das Gesehene auf die Leinwand, darum sind seine Bilder auch in der Stimmung doppelt wirksam, weil sie wahr und in der Wahrheit schön sind. Wie flott und stramm steht der Grenadier mit geschultertem Gewehr auf Wache vor dem bescheidenen Bauernhaus, in dem Friedrich der Große sein Hauptquartier aufgeschlagen hat! Und doch spricht aus dem einfachen Soldaten der ganze große Geist einer großen Zeit. Der Mann gehört zu den „langen Kerls", die in hunderten von Schlachten und Schar-

mützeln die Fahnen zum Sieg führten. Eine wundervolle Abendstimmung liegt über dem Bild, das vorerst noch nicht vollendet ist. Mit einem kleinen Atelierscherz gab uns der Meister den Vollgenuß des Bildes; er wies auf einen in der Ecke stehenden Spiegel, der das Bild wiedergab; in der dadurch verdoppelten Entfernung schwanden die Unfertigkeiten der Ausführung, und das Bild präsentierte sich in der Perspektive des großen Galeriesaals, für den es bestimmt ist, in seiner ganzen Wirkung. Franz Skarbina liebt sein Berlin und in diesem namentlich die alten, einst so charakteristischen Gestalten des Berlin von ehedem, das heute in der aufblühenden oder auch

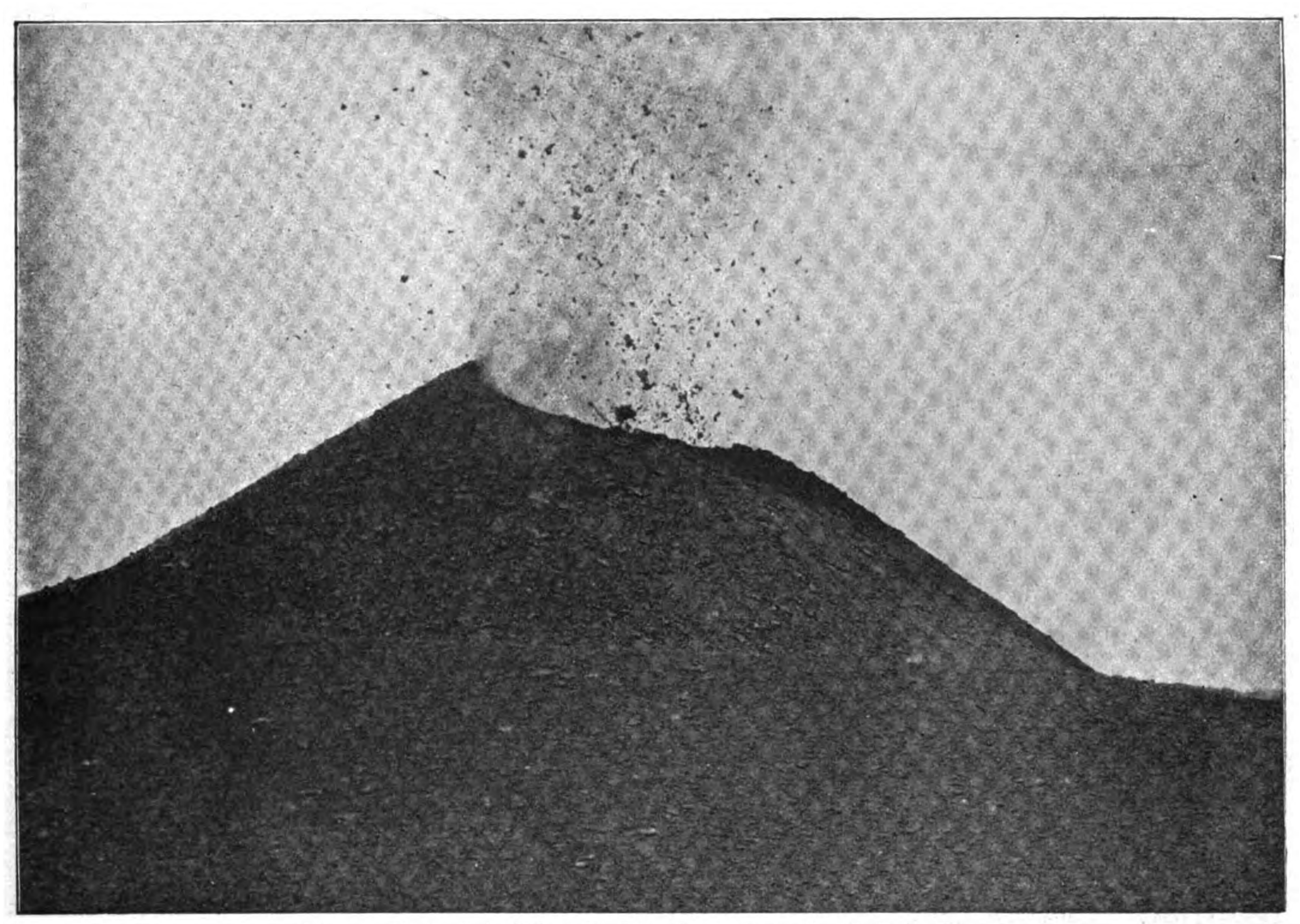


Professor Franz Skarbina vor seinen neusten Gemälden.
Spezialaufnahme für die „Woche“.

nivellierenden Großstadt immer mehr verschwindet. Leider ist auf unserer Aufnahme die Skizze des Bildes verdeckt, das als eines der reizvollsten jetzt die Sezessionsausstellung ziert: eine Droschke zweiter Güte; der Kutscher, ein alter echter Graubart, thront in winterlicher Kleidung, Mütze und Mantel, behaglich auf dem Kutschbock, das Pferdchen, ein etwas klapperiger, aber noch leidlich rüstiger Brauner ist mit der Decke zugedeckt und giebt sich ungefähr denselben Betrachtungen hin wie sein Lenker und hinten der breite Familienkasten von Wagen. Das ist die gute alte, billige Droschke, wie sie war, wie sie noch ist, aber freilich nicht mehr lange sein wird. Kein Spott ist in dem Bild, sondern Liebe, und darum heimelt es in seiner meisterlichen Ausführung jeden an, der für „so Etwas“ Sinn hat.

Professor Ludwig Dettmann war bekanntlich im Vorjahr bei den Sezessionisten und ist jetzt mit seinen Historien für Altona wieder in die „Große“ übergesiedelt. Eins dieser Wandgemälde, an dem er eben mit dem Modell der Ratsherren arbeitet, zeigt unsere Aufnahme. Professor Dettmann ist ein viel geschätzter Künstler, dessen fleißig und sorgsam gemalte Bilder, wie namentlich die letzten Schöpfungen, einen guten, repräsentativen Eindruck machen. Mit zu den führenden Großen der einen oder andern Richtung gehört Dettmann noch nicht, und deshalb ist auch seine Sezession aus der Sezession nicht das Ereignis geworden, das weitergehende Erörterungen veranlaßt hätte. Sein Atelier auf dem Lützowplatz ist ein wunderschöner Hochraum, der sich in geschmackvoller Holztäfelung, die an der Hauptfront sich zu einem mit dem Madonnenbild geschmückten Kreuz zuspitzt, äußerst heimlich und geschmackvoll ausnimmt. Hier sind die großen Wandgemälde entstanden, die augenblicklich das Interesse des Publikums fesseln. Ihre Bedeutung liegt vor allem darin, daß sie die malerischen Errungenschaften der modernen Kunst mit den monumentalen Wirkungen der Wandmalerei aufs glücklichste vereinen. Sie sind ein Beweis dafür, daß die moderne Kunst ihre Sturm- und Drangperiode durchlaufen hat und nach einer Zeit des Experimentierens sich wieder nach großen Aufgaben sehnt.

Emil Granichstaedten.



Ein neuer Ausbruch des Vesuv: Der Aschenkegel mit dem feuerspeienden Krater.
Photographische Momentaufnahme.

Ein neuer Ausbruch des Vesuv.

Hierzu 3 photographische Momentaufnahmen von Ed. Brogi, Neapel.

Durch die Gegend von Neapel läuft wieder einmal die Schreckenskunde: der Vesuv arbeitet. Professor Semmola telegraphierte von dem seismographischen Observatorium, daß gewaltige Explosionen im Innern, von starken Detonationen begleitet, Lavablöcke und glühende Massen hunderte von Metern in die Höhe schleuderten, aus der sie dann gleich einem Feuerregen zur Erde niederfielen. Zahlreiche Häuser und Hütten sind bereits zerstört, eine ganze Anzahl von Menschen getötet, die Bergführer sind aus Furcht vor der Lava geflohen, der Verkehr auf der zur Höhe des Berges führenden Drahtseilbahn ist eingestellt; in den um den Vesuv herum liegenden Dörfern werden allenthalben Bußgottesdienste abgehalten, und die Bewohner bringen auch die Nächte jammernd auf den Straßen zu. „Der Vesuv arbeitet" heißt: „er speit Tod und Verderben"; die Bevölkerung weiß es teils aus eigener Erfahrung, teils aus den Erzählungen der Väter und den Lehren der Geschichte nur allzu gut, welchen Schaden und welche furchtbaren Zerstörungen die glühenden Lavamassen, die der Berg aus seinem Innern hervorschleudert, in der ganzen Umgebung des Vesuvs anrichten.

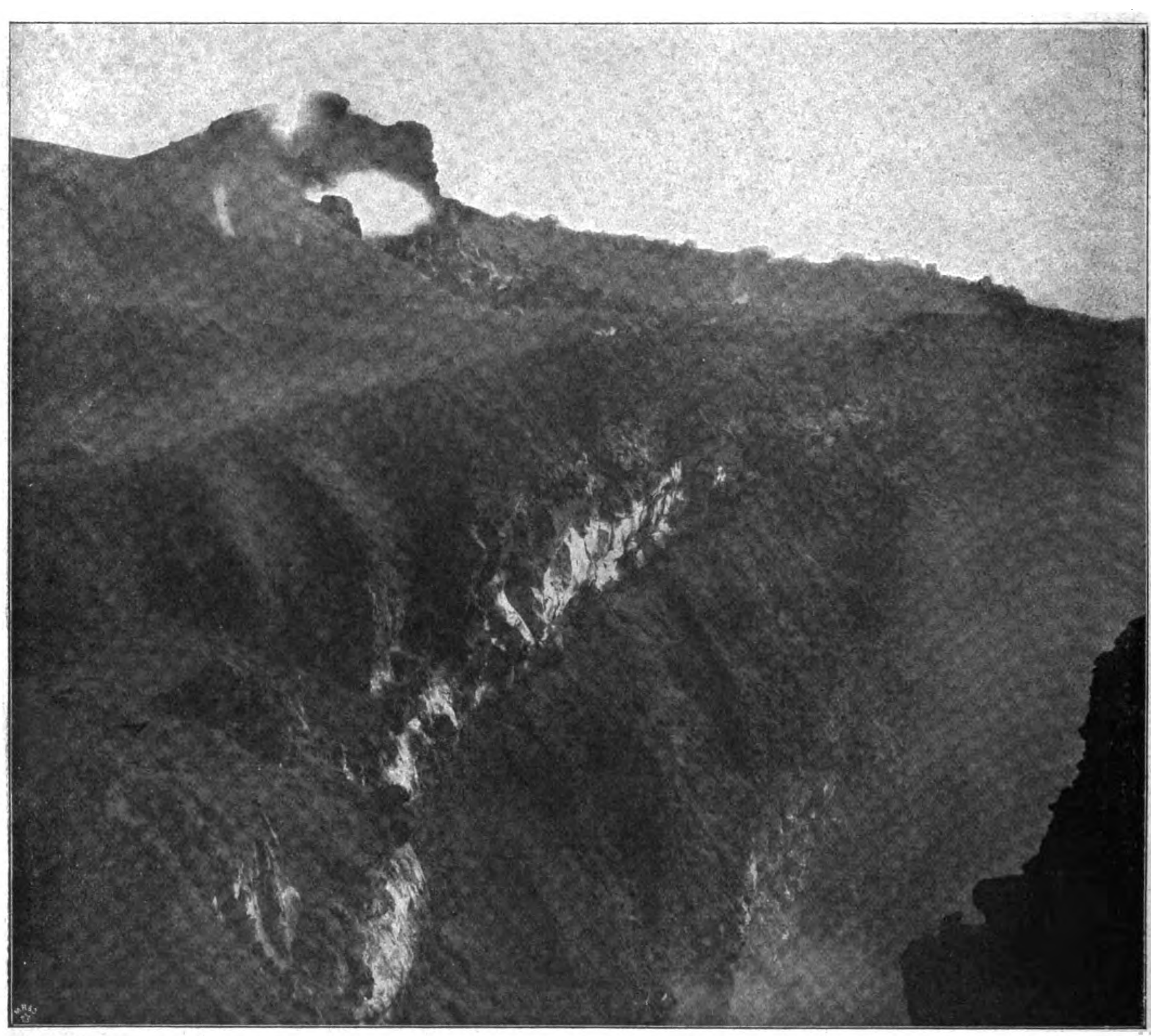
Drahtseilbahn (Funiculare) auf den Vesuv.
Photographische Momentaufnahme.

Während alle übrigen feuerspeienden Berge auf dem europäischen Kontinent im Lauf der Jahrtausende ihre Verderben bringende Thätigkeit völlig eingestellt haben, ist der Vesuv allein noch nicht zur Ruhe gekommen. Seit im Jahr 79 n. Chr. die Städte Herkulanum und Pompeji, die jetzt wieder ausgegraben sind und, in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten, uns manchen Einblick in das römische Leben gewähren, durch seine Lavamassen völlig verschüttet wurden, hat er von Zeit zu Zeit immer wieder durch größere Ausbrüche die Menschheit in Schrecken versetzt, so namentlich im Jahr 1631 n. Chr., wo er nach Millionen zählende Kubikmeter Lava auswarf, in denen mehr als 3000 Personen zu Grunde gingen. Daher herrscht vielfach die Vor-

stellung, als sei der Vesuv der einzige Vulkan von Bedeutung, während er unter den etwa 300 heute auf dem ganzen Erdball noch thätigen Feuerbergen in Wahrheit der kleinste ist. Sein Kraterrand hat einen Umfang von noch nicht zwei Kilometern, und er erhebt sich nur bis zu 1137 Metern, während der größte Vulkan beinahe dem höchsten europäischen Berg gleichkommt; es ist dies der 4170 Meter hohe Maonaloa auf Hawaii, dessen Krater 15 Kilometer Umfang hat.

Die bedeutendsten Ausbrüche des Vesuv im vergangenen Jahrhundert fanden 1822 und 1872 statt, dann blieb er still, bis in den letzten Tagen wieder die alte Wildheit über ihn kam. Der Vesuv beginnt seine Arbeit gewohnheitsmäßig beim Herannahen des Sommers, wenn der Fremdenstrom aus dem Norden nach Italien stärker wird, und bildet dann für die Gegend um Neapel einen Anziehungspunkt mehr. Auch jetzt war anfangs wieder nur die Rede davon, daß der Vulkan infolge seiner Thätigkeit einen schauerlich-schönen, prachtvollen Anblick gewähre, allein die lockenden Töne mußten nur zu bald dem Angstgeschrei der bedrohten Bevölkerung weichen.

So furchtbar freilich, so mörderisch wie zu Beginn der christlichen Zeitrechnung, als die bereits erwähnten Städte ihren Untergang fanden, werden die Eruptionen heute nicht mehr wirken, weil sie nicht mehr so überraschend kommen. Damals mögen wohl einige Gelehrte die vulkanische Natur des Vesuv gekannt haben, das Volk hatte jedoch keine Ahnung davon, von einem Krater war damals nichts zu sehen, denn der Monte Somma, jener Teil des Vesuv, der im Jahr 79 den Eruptionsherd bildete, war dem äußeren Anschein nach ein Berg wie andere auch, der mit seinem prächtigen Waldstand blau in die Ferne schimmerte. Es ist ja überhaupt eine der herrlichsten Gegenden, in deren Mitte der Verderben spendende Vulkan sich auftürmt, an dessen unterem Gelände trotz der immer wiederkehrenden Gefahren sich in einer größeren Anzahl von Städten und Dörfern, angelockt durch den fruchtbaren Boden, wohl hunderttausend Menschen angesiedelt haben. Sie können so recht die Kraft des menschlichen Geistes und ihre Grenzen erkennen. Wissenschaft und Technik haben die Natur bis zu einem gewissen Grad überwunden, die seismographischen Instrumente geben über die Stärke der Bewegungen im Innern der Erde Aufschluß und künden sie an, noch bevor der Mensch sie spürt. Der menschliche Geist ist wohl imstande, das Entstehen der Lavaströme zu ergründen, aber sie ins Innere der Erde zu bannen, vermag er nicht.



Ein neuer Ausbruch des Vesuv: Die Kraterwände mit aufsteigenden Schwefeldämpfen.
Photographische Momentaufnahme.

Der Haushalt des Sultans.

Von Professor Hermann Vambéry (Budapest).

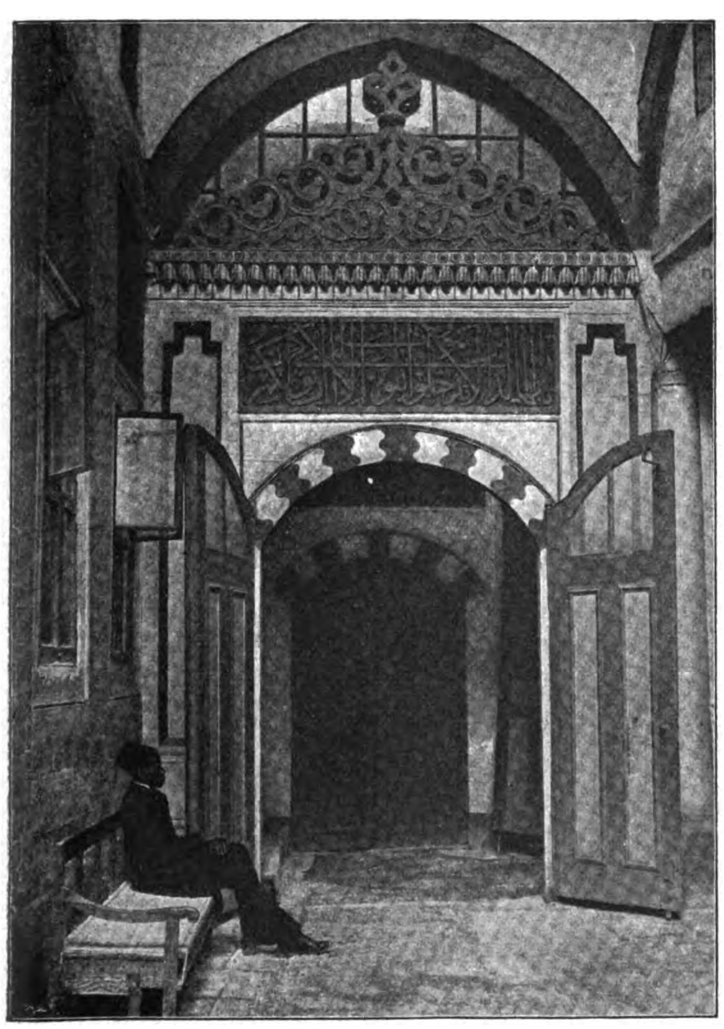
Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Wenn von den Palästen und dem Haushalt morgenländischer Fürsten die Rede ist, so befinden wir uns meistens unter dem Einfluß jener Märchen und Wundersagen, die uns von den längst vergangenen Zeiten im Orient berichten. Im Mittelalter, als die abendländische Welt im Dunkel gehüllt, in den Banden der Sklaverei schmachtete, da hat das Morgenland mit seiner Pracht, mit seiner Wissenschaft, mit seiner Macht, Kunst und Industrie uns bedeutend überragt. Doch diese Zeiten sind längst vorüber. Unsere mächtig aufkeimende Kultur hat im Orient Handel und Wandel erdrückt. Der Orientale ist matt, kraftlos und schläfrig geworden. Das sprichwörtliche „ex oriente lux“ hat eine entgegengesetzte Richtung genommen, denn heute erwartet der Mensch im Land des Sonnenaufgangs sein Heil, sein Glück, seine Befreiung und seine menschenwürdige Existenz von jenen Strahlen, die aus dem Land des Sonnenuntergangs zu ihm dringen.

Eine genaue und richtige Würdigung dieses Verhältnisses mag daher die Erwartung vom Bericht über den Haushalt der Sultane der Türkei bedeutend herabstimmen. Das alte türkische Sprichwort: „Mal Hindustan, Akl Frengistan, Saltanat Al-Osman, d. h. Reichtum giebt's in Indien, Verstand in Europa und Pracht in der Türkei“ hat heute seine Bedeutung verloren, und in dem Maß, wie einzelne Provinzen von dem ehedem auf drei Weltteile sich erstreckenden Osmanenreich sich abbröckelten, im selben Maß hat Wohlstand, Pracht und Luxus abgenommen, und diese allseitige Abnahme ist selbstverständlich nicht nur im Haus und Hof der Landesgroßen, sondern selbst im Palast des Großherrn zum Ausdruck gelangt. Was ist das Yildizpalais Sultan Abdul Hamids im Vergleich zur Palastwirtschaft in Dolma-bagtsche, Beschiktasch Tschiragan, Beglerbeg und anderer Punkte, die ich in meiner Jugend, als ich im Haus des Großveziers geweilt, kennen gelernt! Ein erbärmlicher Abklatsch von dem, was man orientalische Pracht, Wohlstand und Reichtum nennt. Ich glaube, zur Zeit Abdul Medschids hat die Haushaltung des Sultans an einem Tag mehr Geld gekostet als heute während eines ganzen Monats. Viele Paläste stehen leer und dienen als Schaustück den europäischen Touristen, andere sind ganz verfallen, und niemand denkt an deren Renovierung. Das ehemalige Beamtenkorps und der Dienertroß der kaiserlichen Haushaltung ist mehr als zur Hälfte herabgeschmolzen, und selbst diese Hälfte muß in Armut und Elend ihre Existenz fristen. Zu meiner Zeit haben die Baltadschis, schwarzgekleidete Palastdiener mit einem blauen Seidenband auf dem Kragen, aus den reichen Magazinen Peras die teuersten Luxusgegenstände europäischer Industrie in den Harem des Sultans gebracht und die Peraer Kaufleute bereichert. Heute sind diese Baltadschis gänzlich verschwunden und mit ihnen auch der belebende Handel aus dem europäischen Stadtteil der türkischen Hauptstadt.



Haremswächterin.
Photographische Momentaufnahme.



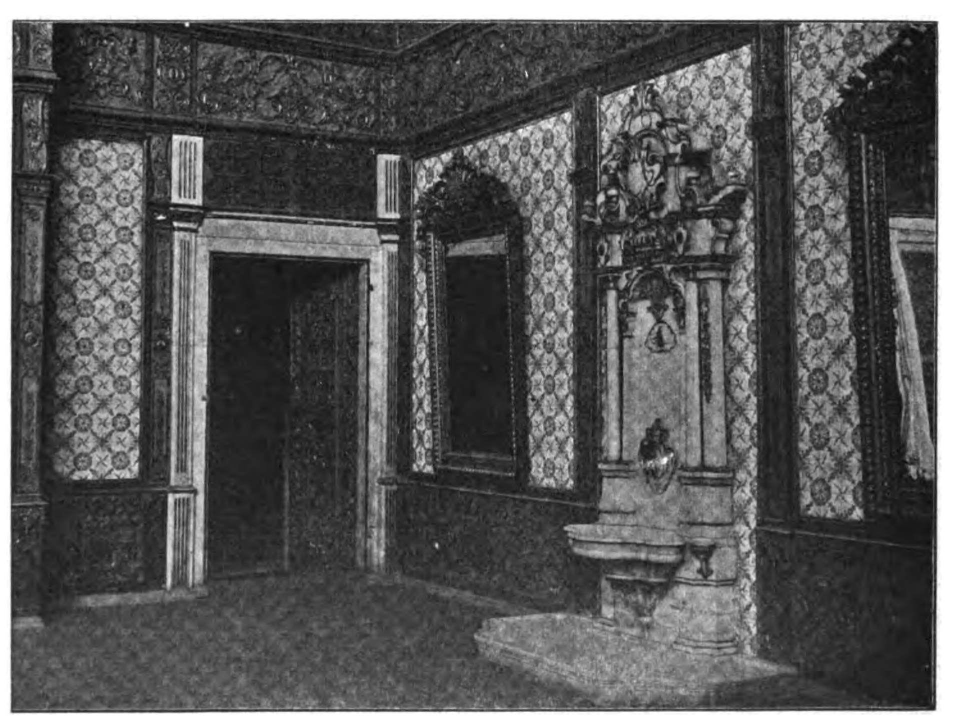
Eingang zum Harem des Sultans im alten Serail.
Photographische Momentaufnahme von Abdullah Frères, Konstantinopel.

Mit einem Wort, Konstantinopel hat keine Spur seiner alten Herrlichkeit aufbewahrt, und wenn man trotz alledem von dem Haushalt des Sultans sich heute noch ganz außerordentliche Vorstellungen macht, so ist die Ursache hauptsächlich in der Verschlossenheit des türkischen Hoflebens zu suchen, noch mehr aber in unserer Unkenntnis der Dinge und in den albernen Märchen, die hierüber in Europa Verbreitung gefunden. Der wesentliche Unterschied zwischen dem Haushalt des Sultans und dem unserer eigenen europäischen Fürsten läßt sich in folgendem zusammenfassen. Erstens sind im Orient die Mitglieder des Herrscherhauses in nächster Nähe des Herrschers konzentriert, und alles, was zur kaiserlichen Familie gehört, befindet sich in Konstantinopel. Was speziell Yildiz anbelangt, so wohnen in diesem mit kleineren und größeren Gebäuden angefüllten Park allerdings nur die zur engeren Familie Abdul Hamids gehörigen Mitglieder, als dessen ledige und verheiratete Kinder, seine Tanten und Nichten, sowie einzelne jener höheren Frauen — Beamten und Dienerinnen, die am Hof seines Vaters und Vetters in Ehren gestanden. Zweitens hat der Sultan außer Yildiz keinen andern Palast, der ihm zum Aufenthaltsort dient, während z. B. unsere europäischen Fürsten, je nach der Jahreszeit, an verschiedenen Punkten ihres Reiches Aufenthalt nehmen und mehrere Paläste unterhalten. Wenn wir nun in Erwägung ziehen, daß im Orient hochgestellte Persönlichkeiten des Ansehens halber sich von zahlreichen Hofbeamten und von einer ganzen Schar von Dienern umgeben müssen und daß z. B. jede Gemahlin, Muhme und Witwe der Sultane ihre spezielle Hofintendantin, Zahlmeisterin, Hausbesorgerin nebst einer stattlichen Anzahl von schwarzen und weißen Odalisken haben muß, abgesehen vom endlosen Troß der Pensionierten, die ebenfalls im Palast leben, so wird man die große Zahl der Frauen, die der kaiserliche Harem in Yildiz beherbergt, wohl leicht begreiflich finden. Diese Damen stehen zum zeitweiligen Herrscher in einem ähnlichen Verhältnis wie die Frauen der Burgkastellane und höheren Hofchargen, wie die Zofen, Gesellschafterinnen, Stubenmädchen zur Person des regierenden Fürsten in Europa; mit dem einen Unterschied jedoch, daß im Orient die Tanten, Schwestern, Nichten des regierenden Fürsten zu gewissen feierlichen Gelegenheiten mit einer eigens erzogenen, auffallend schönen oder sonst begabten Odaliske den Glanz der weiblichen Dienergesellschaft zu vermehren suchen. Eine solche Dame verbleibt in ihrem früheren Stand und pflegt äußerst selten in die Reihe der vier legalen Frauen einzutreten.



Türkisches Haremskind.
Photographische Momentaufnahme.

Die wesentlichen Bestandteile des Haushalts des Sultans sind daher folgende: 1. Der kaiserliche Harem (d. h. ein Sammelname für sämtliche zur engeren Familie des Sultans gehörigen Frauen und Mädchen), der heute weder so zahlreich noch so reichlich dotiert ist wie vor 20 oder 30 Jahren und auch bezüglich der Sitten, Gebräuche und der dort herrschenden Weltanschauung bedeutenden Veränderungen unterlegen ist. Vornehme europäische Damen erhalten auf Einladung des Sultans Zutritt in die Frauengemächer von Yildiz, wo sie von der einen oder andern Frau des Herrschers empfangen und bewirtet werden, und da es im kaiserlichen Harem nie an



Schlafzimmer im alten Palast des Sultans in Konstantinopel.
Photographische Aufnahme von Abdullah Frères.

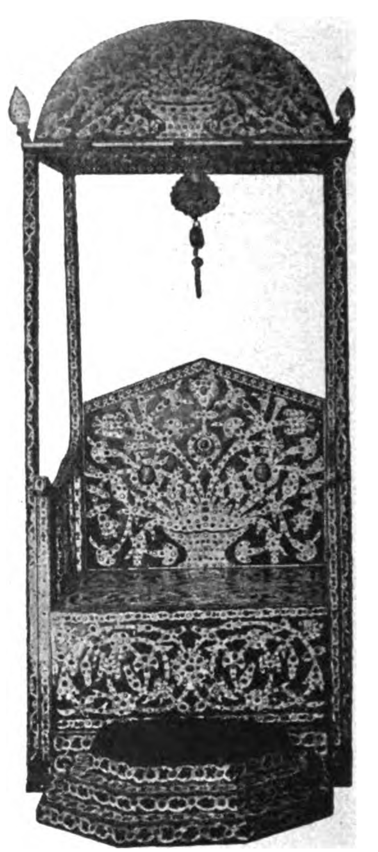
Christinnen, die der französischen oder deutschen Sprache mächtig sind, fehlt, so gestaltet sich mitunter ein recht reger gesellschaftlicher Verkehr. Theatralische Vorstellungen, Konzerte, Tänze und sonstige Belustigungen finden zumeist Nachmittags oder in den Abendstunden statt, und da der Verkehr der Haremsdamen mit Europäerinnen stetig zunimmt, so ist die alte Scheidewand heute schon ziemlich gewichen, und der feine Ton und die Geschicklichkeit der vornehmen Türkinnen ist schon vielen aufgefallen. Einige Frauen zeichnen sich im Klavierspielen aus, und eine junge Tochter des Sultans Prinzessin M . . . ., hat sich sogar schon in Gegenwart diplomatischer Gäste produziert. Infolge alter Sitte und Hofetikette sind im Harem noch immer Eunuchen anzutreffen, doch ist deren Zahl bei weitem nicht so groß wie ehemals, und an Einfluß gebricht es ihnen vollständig, denn sie sind zur Gattung ganz inferiorer Diener herabgesunken, und selbst der offizielle hohe Rang des Oberhaupts der Eunuchen (Dar es seadet Agasi, d. h. Vorstand im Haus der Glückseligkeit), der mit dem Großvezier gleichen Rang hat, ist ganz bedeutungslos geworden. 2. Die Hofbeamten, an deren Spitze bis vor kurzem der jüngst verstorbene Held von Plewna, Ghazi Osman Pascha, stand und zu denen die Kämmerer, Sekretäre, Dolmetscher, Hofgeistliche, Palastintendanten, Aufseher der Schatzkammer, die Musikkapelle und außerdem die speziell um die Person des Sultans beschäftigten Beamten und Diener, wie Kleiderbewahrer, Waschbeckenhalter, Waffenträger u. s. w. gerechnet werden. Solange der Sultan im Frauengemach weilt, ruhen die Staats- und Palastangelegenheiten gänzlich, und nur, nachdem er es verlassen, tritt er durch die der Reihe nach Tagesdienst versehenden Kämmerer mit der Außenwelt in Berührung. Die Thätigkeit der letzteren ist mitunter äußerst anstrengend und von delikater Natur, denn sie haben oft recht unangenehme Berichte zu überliefern und dabei die volle Wucht der großherrlichen Laune zu fühlen. Von früh morgens bis spät nach Mitternacht dienen sie als Vermittler zwischen der Außenwelt und dem Sultan, der seine Befehle dem ersten Sekretär überschickt und durch diesen der betreffenden Partei. Mit dem Sultan persönlich verkehren die türkischen Würdenträger, mit Ausnahme etwa des Großveziers, des Ministers der äußeren Angelegenheiten, des Scheich-ul-Islam und des ersten Hofsekretärs, äußerst selten, und was man dem Sultan zu übermitteln hat, das besorgt der erste Sekretär mit seinem aus 25 Untersekretären bestehenden Bureau. Nur mit dem Minister der Zivilliste pflegt der



Verschleierte Haremsfrauen.
Photographische Momentaufnahme.

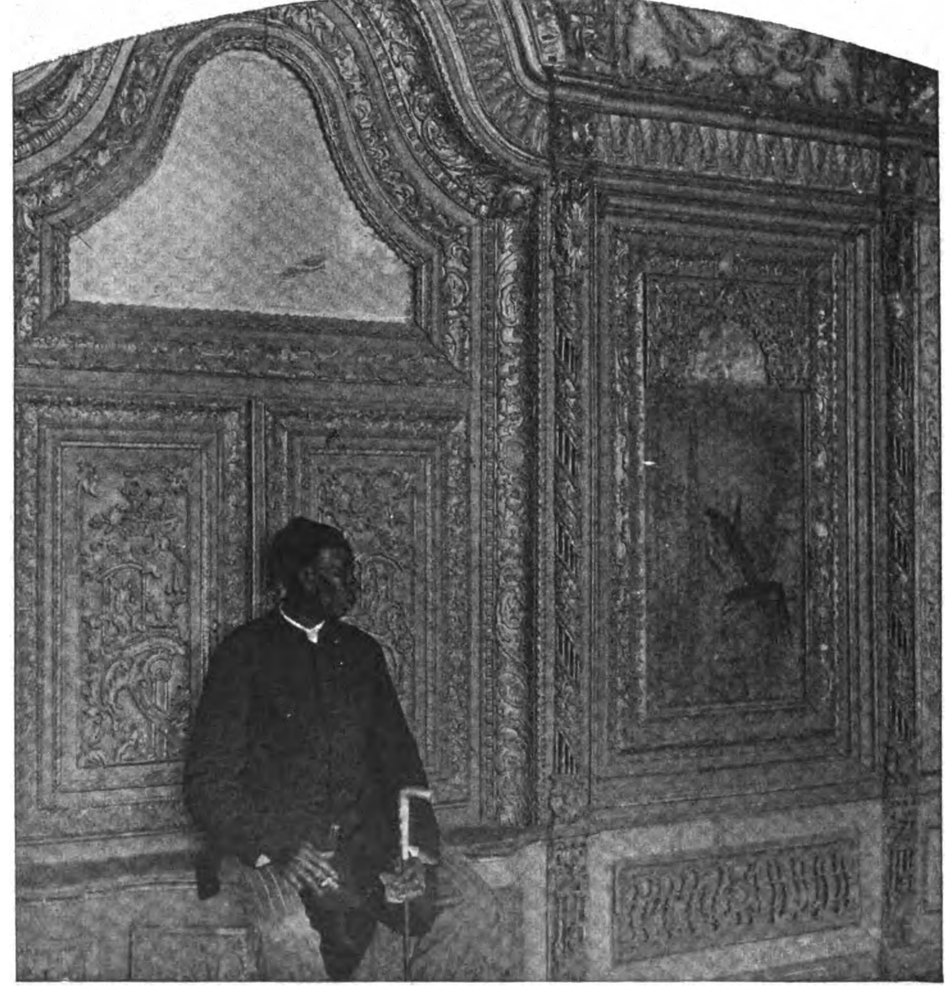

Phot. A. Krohsdorff.
Vornehme Jungtürkin.

Sultan in eigener Person die schwebenden Angelegenheiten zu ordnen, und eine derartige Scene, wie der Sultan, auf dem Kanapee sitzend, mit dem ihm gegenüber stehenden oder am Boden hockenden Minister (zumeist Christen) Rechnungen revidiert, Kontos vergleicht und Bilanz macht, giebt einen klaren Beweis vom Sparsamkeitssinn des heutigen Herrschers der Osmanen. 3. Der kaiserliche Marstall, enthaltend die Reit- und Wagenpferde des Hofes, an dessen Spitze der Oberststallmeister mit einer großen Zahl von Unterbeamten steht. Die Erlaubnis, diese Stallungen zu besuchen, wird als besondre Gunst angerechnet und nur hochgestellten Ausländern zuteil. Für Pferdeliebhaber muß dies auch einen seltenen Genuß bieten, denn was Vorderasien an schönen Pferden bieten kann, das ist hier an einem Punkt anzutreffen. Jahraus, jahrein pflegen einzelne arabische Scheiche, so unter anderm Ibn Raschid aus Nedschd, die herrlichsten und kostbarsten Pferde, die die Steppe erzeugt hat, als Geschenke hierher zu schicken, und obwohl der Sultan selbst wenig reitet, so wird auf Erhaltung dieser Tiere die größte Sorgfalt verwendet, denn sie erhöhen den Glanz des kaiserlichen Haushalts. Gegenwärtig soll der Marstall gegen zweitausend dieser edlen Tiere zählen, die einer bedeutenden Anzahl von Stallknechten, Kutschern und Dienern überantwortet sind. 4. Die kaiserliche Küche, die sich hinter dem Generalsekretariat befindet und als ein höchst interessanter Teil des Haushalts erwähnt zu werden verdient. In der langen Reihe


Phot. Abdullah Frères.
Thron im Palast des Sultans.

ebenerdiger Bauten, die der Besucher von den Fenstern des Sekretariats sieht, befinden sich die einzelnen Abteilungen der kaiserlichen Küche, und zwar die Küche für die kaiserliche Familie, die Küche für die oberen und unteren Hofbeamten, sowie die Küche für die Diener. Diese drei Kategorien unterscheiden sich je nach Qualität und Quantität der daselbst zubereiteten Gerichte, nicht minder aber auch durch die größere oder kleinere Sorgfalt, die bei den betreffenden kulinarischen Produktionen angewendet wird. Die Zahl der Schüssel, oder der Speisen ist durch ein altes Palastgesetz festgesetzt, so z. B. wenn der Kostgänger erster Kategorie viererlei Grünzeug, dreierlei Fleischgerichte ebensoviel süße Mehlspeisen und Pilaw nebst Scherbett erhält, so besteht die Kost der zweiten und dritten Kategorie aus weniger Gerichten und aus Viktualien minderer Gattung. Die Speisen werden in der Küche unter Aufsicht eines Kücheintendanten verteilt, d. h. in einer rangmäßig bemessenen Anzahl zinnerner oder irdener Schüsseln auf eine große runde Holztasse gestellt und durch kräftige Träger, auf den Kopf geladen, dem Bestimmungsort zugeführt.

Wer gegen 10 Uhr vormittags oder nach Sonnenuntergang in Yildiz verweilt, wird


Vorgemach zum Schlafzimmer im alten Palast des Sultans.
Photographische Momentaufnahme von Abdullah Frères, Konstantinopel.

eine ganze Reihe dieser Speisenträger sehen, deren große Holztassen acht bis zehn, oft auch mehr kleinere Schüsseln enthalten, die mit schwarzen oder mit hellfarbigen Tüchern, als Abzeichen der Rangklasse, bedeckt sind und von den unter der Last keuchenden Trägern nach den verschiedenen Teilen des Palastes geschafft werden. Wie bei größeren Küchen in Europa, so hat auch hier jeder der Kochkünstler seine spezielle Kunst: Gemüse, Braten, Dunstfleisch, Pilaw, Scherbett, süße Mehlspeise u. s. w. haben ihren eigenen Fachmann, denn die sehr geschmackvolle türkische Küche verlangt lange Uebung und Geschicklichkeit. Infolge der häufigen Gastmähler, die zu Ehren europäischer Gäste gegeben werden, besitzt der Sultan auch eine streng europäische Küche unter Aufsicht eines französischen Chefs mit entsprechendem Personal, und die im Merassimkiosk veranstalteten Diners finden oft bei den höchsten Herrschaften Beifall.

Besondere Erwähnung verdient das prachtvolle Tafelservice, das bei solchen Gelegenheiten in Verwendung kommt. Unter den Tafelaufsätzen erregt die aus Silber angefertigte Moschee von Kairo besonders die Bewunderung der Fremden, und so groß ist die Zahl der Teller aus reinem, massivem Gold, daß mitunter fünfzig und noch mehr Gäste in drei Gängen in diesem kostbaren Geschirr bewirtet werden.

Es gab übrigens einmal eine Zeit, wo die Küche der Sultane noch einen weit größeren Umfang hatte als in der Gegenwart, und folgende charakteristische Anekdote mag als passende Illustration dienen. In Persien wütete der Kampf zwischen Safariden und Deïlemiden. Der Fürst der ersteren unterlag, er wurde gefangen genommen, und der morgens noch mächtige und reiche Mann saß abends als Sklave am Boden gekauert und starrte vor sich hin mit dem Blick auf den Topf, in dem ihm sein Abendmahl gekocht wurde. Plötzlich kam ein Hund, steckte seinen Kopf in die enge Mündung des Gefässes, und da er ihn nicht schnell herausziehen konnte, lief er mit dem Gefäß davon. Der gefangene Fürst lachte laut auf, und von der Wache befragt, wie er in solch kläglichem Zustand noch lachen könne, antwortete er: „Heute morgen meldete mir mein Obersthofmeister, daß 300 Kamele nicht hinreichten, mein Küchengeschirr zu transportieren, und jetzt ist ein Hund genug, um Geschirr und Speise davonzutragen.“ Wie vergänglich ist doch alle Pracht und Glanz auf dieser Welt! — Allein oder im engeren Familienkreis speist der Sultan a la turca und zwar sehr einfach und mäßig, mit Ausschluß aller geistigen Getränke. Selbstverständlich müssen die an der kaiserlichen Tafel teilnehmenden türkischen, richtiger mohammedanischen Würdenträger ähnliche Enthaltsamkeit üben, der Symmetrie halber stehen vor ihrem Gedeck auch vier bis fünf Gläser, sie trinken jedoch nur Wasser, während die christlichen Gäste dem mitunter recht guten Wein und Champagner weidlich zusprechen, ja ich war Augenzeuge, wie ein europäischer Offizier in türkischen Diensten sich auf sehr unsicherem Fuß von der kaiserlichen Tafel entfernt hatte.

Man mag Sultan Abdul Hamid den Vorwurf machen, daß er ein allzu streng persönliches Regime führt und seine Landesgroßen von der wirklichen Teilnahme an den Staatsangelegenheiten ausschließt, daß hierdurch die Verwaltung die allerschlechteste geworden und daß tyrannische Willkür den Individualismus tötet und jede Energie im Keim erdrückt. Diesen Vorwurf verdient der heutige Herrscher der Türkei. Doch andererseits wäre es unbillig, jenen Sparsamkeitssinn und jene Nüchternheit zu verschweigen, durch die der Sultan sich vor seinen Vorgängern rühmlich hervorthut. Wenn ich mir jene Stunden vergegenwärtige, die ich mit ihm im Chaletkiosk zugebracht, und wie dieser Autokrat, im erdenklich einfachsten Nankinganzug dasitzend, trotz des großen Dienertrosses drei- bis viermal zu rufen hatte, bevor ihm das verlangte Glas Wasser verabreicht wurde, da kann ich nicht umhin, das Schlichte und Einfache seiner Sitten zu bewundern. Es ist himmelschade, daß Furchtsamkeit, Palastintriguen, Ränke der Höflinge und Schmarotzer die Regierung dieses äußerst begabten und thatendurstigen Fürsten verunstalten und ihn zum Gegenstand des Hasses bei vielen seiner Unterthanen gemacht haben!

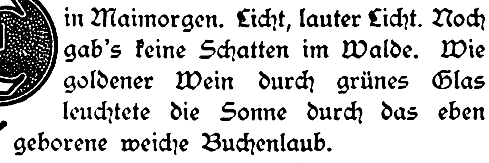
Zur Schilderung des kaiserlichen Haushalts zurückkehrend, sei noch jenes Personal erwähnt, das mit dem Religionsleben, der Bildung und Kunst am Hof in Verbindung steht. Außer dem obersten Imam unterhält der Hof mehrere Priester, Lehrer, Vorbeter und Muëzzins, d. h. Gebetausrufer, von denen einige eine ganz ausgezeichnete Stimme haben; schließlich mehrere Koranleser, zumeist arabischer Nationalität, von denen einige die ganze Nacht hindurch am Eingang der innersten Gebäude den Koran mit lauter Stimme rezitieren, wobei die in der stillen Nacht hineintönende, melancholisch düstere Rezitation auf den Zuhörer packend wirkt. Einige der Priester besorgen den Religionsunterricht im Harem und bei den jungen Prinzen, deren wissenschaftliche Ausbildung von außerhalb des Palastes weilenden Lehrern besorgt wird. Eine besondere Pflege wird der Musik zu teil. Der Sultan selbst ist ziemlich musikalisch, und er ist nicht selten am Klavier anzutreffen, wo er mit seiner Lieblingstochter oder mit seinem Sohn Burhaneddin vierhändig spielt. Auch Malerei ist, trotz des Verbots des orthodoxen Sunnitums, nicht vernachlässigt, und Besucher des Tschitkiosks werden häufig auf die an der Wand hängenden zwei Oelgemälde, die ein Türke gemalt, aufmerksam gemacht. Auch ein Theater giebt es in Yildiz, dem aber heute nicht so viel Aufmerksamkeit zugewendet wird wie zur Zeit Abdul Medschids.

Die öffentliche Meinung in Europa ist besonders sehr im Irrtum, wenn man annimmt, daß im Palais des Sultans alles nach der alten Schablone hergeht. Die vornehme Welt in der Türkei, und an ihrer Spitze der Sultan, hat, was die äußere Lebensweise anbelangt, die meisten unserer abendländischen Sitten angenommen, was in mancher Beziehung eine glückliche Adaptierung der altasiatischen Welt an Europa, in vielen Dingen aber auch nur leider eine Karikatur erzeugt hat, denn aus innerer Ueberzeugung ist der Wechsel keinesfalls hervorgegangen.

Auf die oft aufgeworfene Frage, ob die Kosten des Haushalts des Sultans mit seinem Einkommen in Harmonie stehen, wäre schwer zu antworten. Einem on dit zufolge kostet dieser Haushalt dem Sultan jährlich gegen drei bis vier Millionen türkische Pfund, was in Anbetracht des riesigen Personals, nicht minder aber auch wegen der bedeutenden Wohlthätigkeit, die ein moslimischer Fürst zu üben genötigt ist, gar nicht zu hoch angeschlagen wäre. Abgesehen von dieser Summe besitzen einzelne Mitglieder der Dynastie gewisse von alters her übliche Dotationen und regelmäßige Steuereinkünfte, die der regierende Fürst nicht antasten darf. Mit der statistisch nachgewiesenen Zivilliste des Sultans, die laut offizieller Angabe auf ungefähr 900 000 türkische Pfund sich beläuft, darf es eben nicht ad litteram genommen werden, denn hierher werden einzelne Unternehmungen, Güter und Steuern gerechnet, deren Ertrag je nach den Umständen wechselt. Sultan Abdul Hamid ist im allgemeinen als guter Wirt bekannt, der über ein bedeutendes Personalvermögen verfügt, und sein Haushalt trägt keinesfalls die Schuld an der finanziellen Misere, unter der das Land leidet. Das Uebel liegt anderswo, doch dessen Erörterung gehört nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes.

Im Schatten des Todes.

Novelle von Gertrud Franke-Schievelbein.



Ein Maimorgen. Licht, lauter Licht. Noch gab's keine Schatten im Walde. Wie goldener Wein durch grünes Glas leuchtete die Sonne durch das eben geborene weiche Buchenlaub.

Junges Menschenglück wandelte durch die junge Natur.

Mann und Weib, die sich gestern Abend fürs Leben gefunden hatten.

So recht auf „gut Glück", auf bloße Hoffnungen hin hatte er ihr Herz und Hand geboten — im Maimondschein, der alle seine Bedenken und Vernunftgründe über den Haufen geworfen.

Die Nacht war ihnen lang geworden — und doch die seligste, die sie je erlebt hatten. Nun wandelten sie, eng umschlungen, durch den Buchenwald. Zu ihren Füßen Anemonen, Leberblumen und gelbe Himmelschlüssel. Um sie her die große Jubelsymphonie des Frühlings: Vogelgeschmetter, Sonnenzauber, weiche Lüfte, voll von Duft.

Sie stiegen eine sanfte Anhöhe empor, blickten auf das ganz in Grün gebettete Städtchen hinab und bauten schon im Geist ihr Nest, irgendwo in einem lauschigen Winkel.

Da drang leises Knirschen an ihr Ohr.

Ein Rollstuhl wurde herangeschoben. Darin ein Kranker.

Ein junger Mann von zarter, verklärter Schönheit. Aus dem gelblichblassen, wie aus Wachs geformten Gesicht starrten ein paar hoffnungslose Augen in die junge, jauchzende Welt.

Er hatte den Hut abgenommen. Der warme Morgenwind spielte mit seinen langen lichtbraunen Haaren.

Vor dem Paare angekommen, hob er den Blick. Der ganze Jammer eines um sein Leben Betrogenen lag darin.

In des Mädchens Augen trat das heiße Mitleid. Unwillkürlich neigte sie den blonden Kopf vor der Majestät des Leidens.

Da fuhr ein deutliches Zittern durch die schmalschultrige Gestalt des Kranken. Ein blasses Rot floß ihm über die Stirn. Er lächelte. Seine tiefen Augen leuchteten froh erstaunt. Er neigte den Oberkörper und hob die Hand mit einer schönen, dankenden Gebärde.

Dann waren sie aneinander vorüber. Eine Weile noch klang das Rollen des Fahrstuhls, der plumpe Schritt des Dieners auf dem Waldboden — immer dumpfer und verhallender.

„Wer ist's?" fragte Margarete. In ihre Augen waren ein paar große Tropfen getreten.

„Ein armer Reicher. Du kennst die Villa mit den Geranien oben am Berge?"

Sie nickte.

„Ein kostbares Leben," fuhr Hans Wilpert mit erkünstelter Trockenheit fort. „Der einzige Sohn. Poet. Hab' mal in einer Zeitschrift wundervolle Verse von ihm gelesen. Und einen Fleiß, als müßt' er seine paar Lebensjahre vollstopfen mit aller menschlichen Erkenntnis. Mit siebzehn Jahren Student, mit einundzwanzig Kandidat der Naturwissenschaften. Aber auch" — Hans Wilpert zuckte die Achseln — „Todeskandidat."

„Unrettbar?" fragte Margarete.

„Mein Konkurrent, der ‚berühmte' Geheimrat behauptet's ja," meinte Doktor Wilpert ironisch. „Der mit seinen vierzigjährigen Erfahrungen muß es doch wissen."

Und selbst heut, in seinem jungen Glück, schwoll ihm der Zorn auf gegen den satten Ignoranten, dessen bequeme Gleichgiltigkeit das junge Leben auf dem Gewissen hatte. Nein, wahrlich, es war nicht Brotneid; es war der ehrliche Protest der aufstrebenden, kraftvollen Jugend gegen das Alte und Ueberlebte, der Hans Wilpert das Blut in die Wangen trieb.

Ein Schatten war über ihre junge Liebesfreude gefallen. Der Schatten des Todes. Aber sieghaft rangen sich Leben und Glück hindurch.

„Ist's nicht Sünde, Hans, so selig zu sein, wie wir?" fragte das Mädchen leise. Und ihr war's, als müsse sie abgeben von ihrem Glück, damit es sie nicht erdrücke. Alle, alle Welt sollte sich heute freuen. Ach, und der arme Sterbende — wenn sie dem einen frohen Augenblick schaffen könnte!

Sie sah auf die Frühlingsblumen in ihrer Hand. Ja, das war's! Das Schönste, das Seltenste!

„Hilfst du mir?" fragte sie ihren Schatz.

Er hätte ihr freilich noch soviel zu sagen gehabt. Aber sein Reichtum machte ihn großmütig. Und so half er ihr sammeln, kroch zwischen Baum und Busch, auf Wiesen und Sumpfland herum, bis sie einen Strauß beisammen hatten, der wahrlich das Herz eines Botanikers entzücken konnte.

Gegen Abend schickten sie ihn durch einen fremden Boten in die Villa, ohne ihre Namen zu verraten.

*

Langsam verblaßte das kleine Intermezzo in ihrem Gedächtnis.

Nur wenn sie an der vornehmen Villa vorübergingen, von deren vergoldeten Balkons die feurigen Geranien nickten, dachten sie schmerzlich des jungen Märtyrers.

Der Wagen des Geheimrats hielt jetzt täglich vor dem Gartenportal. Es hieß, von Tag zu Tag ginge es bergab mit dem jungen Alfred.

Eines Nachts wurde heftig an Hans Wilperts Glocke gerissen. Ein Wagen draußen, ein alter grauhaariger Diener, der den Doktor beschwor, ihn so schnell als möglich zu begleiten. Der Herr Baron wäre schlechter.

Ein paar Minuten später betrat Wilpert das Vestibül der Villa. Alle Flammen brannten taghell. Die unaufdringliche, vornehme Pracht der weißen Marmorhalle kam ihm nur flüchtig zum Bewußtsein.

Totenstille. Der Fuß versank in dicken Teppichen. Leise öffnete der Diener eine Thür, und Hans Wilpert trat ins Krankenzimmer. Eine zarte Frau in einem hellen Spitzenkleide, wie zu einem Fest geschmückt, eilte ihm entgegen.

Welch ein schreiender Gegensatz: der sorgfältig frisierte Kopf, die elegante Erscheinung — und die wilde, verzweifelte Angst, die ihr aus den dunklen Augen sah!

Sie rang die Hände. „Mein Sohn stirbt! Retten Sie ihn!" flüsterte sie, leidenschaftlich seine kühlen, festen Hände mit ihren heißen, zitternden Fingern umklammernd.

Sie zog ihn ans Bett. Auf dem blutlosen, edlen Jünglingskopf ruhten tiefe, schwere Schatten. Es war, als

stände ihm zu Häupten schon der stille Engel und breitete seine Flügel über ihn.

Wilpert that, was seine Kunst vorschrieb, und nach einigen Minuten schlug Alfred die Augen auf.

Aber er glaubte wohl noch zu träumen. Unverwandt starrte er dem jungen Arzt ins Gesicht.

Seine Mutter neigte sich zu ihm hinab. „Alfred, hier ist der Herr Doktor —“

Wilpert reichte ihm die Hand. „Wir sind uns schon mal begegnet, Herr Baron,“ sagte er mit seiner frischen männlichen, herzgewinnenden Art.

In Alfreds Augen dämmerte langsam das Verstehen auf. In die wachsfarbenen Wangen, die bläulichen Lippen floß das warme Blut.

„Sie?“ murmelte er noch halb ungläubig. Und nach einem scheuen, zarten Zögern: „Und die Dame?“

„Meine Braut. Wir hatten uns eben verlobt,“ lachte Hans Wilpert, den auf einmal ein seltsam weiches Gefühl überkam.

Da griffen Alfreds schwache, abgezehrte Hände empor und klammerten sich inbrünstig um des Doktors kräftige, blutdurchpulste Rechte. „Der Strauß!“ flüsterte er, nach Atem ringend. „Von Ihnen! Von ihr. Ich hab's ja gewußt —“

Hans Wilpert lachte, daß sein junges, blühendes Gesicht förmlich strahlte. „Na ja. Warum soll ich's denn nicht eingestehen? Es war Gretels Idee. An dem Tage hätte sie gern die ganze Welt glücklich gemacht!“

Alfred schloß die Augen, so brauste es über ihn her. Er lächelte, ein seltsames, geisterhaft seliges Lächeln. Leise murmelten seine Lippen den Mädchennamen.

„Doktor!“ sagte er dann plötzlich kräftiger, „ich will noch leben! Flicken Sie mir die Lunge wieder ein bißchen zurecht!“ Er richtete sich auf, ganz allein, mit einer Energie, die keiner in dem ausgemergelten Körper vermutet hätte.

„Mit Vergnügen,“ meinte Hans Wilpert heiter.

Dann klopfte, horchte, fragte er und nickte zuletzt befriedigt vor sich hin. Das Lungenleiden war nicht so weit vorgeschritten, wie er vermutet hatte. Aber der Kranke war jammervoll entkräftet. Der magere Körper hatte sich wundgelegen, und die Schmerzen verbitterten ihm Tag und Nacht das Restchen Leben.

Die Behandlung — alte Schablone! Der Geheimrat wußte augenscheinlich, nachdem ein Aufenthalt im Süden erfolglos geblieben war und die Sehnsucht den Kranken in die Heimat zurückgetrieben, gar nichts mehr mit ihm anzufangen. Nichts geschah für die Hebung der Kräfte, für Erleichterung und Linderung. Den Armen im Krankenhaus kamen die Fortschritte der Wissenschaft zu gute. Der einzige Sohn des reichen Hauses mußte sie entbehren.

„Gut!“ sagte Hans Wilpert, als er die Untersuchung abgeschlossen hatte, „ich übernehme die Behandlung. Aber nicht als Hausarzt, als Konkurrent des Herrn Geheimrats. Ich komme — na, eben einfach als Mensch. Wollen Sie mich haben?“

„Kommen Sie — als mein Freund!“ sagte Alfred.

„Oho! Sie kennen mich ja nicht,“ lachte Wilpert.

„Ich vertraue Ihnen. Ich gebe mich willenlos in Ihre Hände. Machen Sie mit mir, was Sie wollen.“

Als sie sich endlich trennten, fragte Wilpert schalkhaft: „Soll ich die Gretel grüßen?“

Das hatte er ja längst heraus: seine kleine holde Braut war die stille Liebe dieses Märtyrers.

Mag er sie lieben, dachte er mit einer großmütigen Regung. Wenn er ihn auch nicht retten konnte, aber die unnötigen Qualen aus diesem jungen Leben schaffen, ihm noch frohe Stunden, Sonnenschein, ein bißchen Glück schenken — das lag in seiner Macht.

❦

Mit Hans Wilpert zog ein neuer Geist in das reiche, traurige Haus.

War's seine frische, energische Persönlichkeit, die einen Strom von männlicher Kraft um sich verbreitete?

War's die Wirkung eines neuen Mittels, das damals große Hoffnungen erweckte und Alfreds Natur zuzusagen schien, oder der Glaube daran?

Waren's die kleinen, lindernden, labenden Dinge, die Schmerzstiller und Erleichterer — die unablässigen Wohlthaten, die in ermunternden Blicken, tröstenden Worten, im feinfühligen Verstehen unausgesprochener Wünsche bestehen?

War's eine heimliche, süße, uneingestandene Hoffnung, die Alfreds Auge aufleuchten ließ beim Eintritt seines Freundes? Als erwarte er, daß neben ihm eines Tags eine andere Gestalt auftauchen würde, im weißen Kleide — mit großen, blauen, mitleidsheißen Augen?

Eine wunderbare Wandlung ging mit Alfred vor. Die Kräfte wuchsen, die Wunden heilten.

Nach einiger Zeit konnte er das Bett verlassen — ein paar Wochen später, in Decken gehüllt, auf der Veranda im Rollstuhl zubringen.

Um ihn her das sommerliche Blühen und Prangen, der üppige Rosenflor, die brütenden Vögel, tändelnde Schmetterlinge, emsige Bienen. Leben, Leben! Ein wimmelndes, millionenfaches Leben!

Und er — so jung — und abwärts? Da kamen die Gedanken — die großen, ewigen Rätsel — Werden, Vergehen — warum?

Sie sprachen oft darüber, die drei. Die Mutter mit einer tiefen Sehnsucht nach dem Jenseits. Alfred ruhig und gefaßt. —

Grete hatte ihre stets kränkelnde Mutter in ein Bad begleitet. Die Kur, die Hans Wilpert vorgeschrieben hatte, sollte sie diesmal länger als sonst von Hause fernhalten.

Daß er damit auch sein Lieb von sich bannte, sich ins eigene Fleisch schnitt, danach fragte Hans Wilpert in seinem heroischen Pflichtgefühl keinen Augenblick.

Freilich, für die „Liebe“ hätte er jetzt auch wenig Zeit übrig gehabt. Es schien, als solle er plötzlich in die Mode kommen, seit sich Alfreds Besserung in der kleinen Stadt herumgesprochen hatte. Seine Sprechstunden, die oft ganz und gar Schweigstunden gewesen waren, wurden stark besucht. Mehrere gute Hausarztstellen waren ihm angetragen worden. Schon dachte er, ganz von fern, an die Hochzeit. Aber verschämt fast, verstohlen, wie ein Geiziger sich an seinem heimlichen Schatz weidet. Oder ein Mensch, der sich scheut, vor einem Hungernden mit den Kostbarkeiten seiner üppigen Tafel zu prahlen.

Ein Hungernder saß neben ihm, für den die Brosamen, die von dem Tisch s e i n e s Glücks fielen, Manna waren. Er hatte von seinem Reichtum vornehm und großmütig abgegeben. Sein Schatz war ja unerschöpflich.

Durch seine Vermittlung hatten Alfred und Grete schon immer kleine schriftliche Freundschaftszeichen getauscht. Mit seiner schwachen, zitternden Hand hatte der Kranke ein paar Zeilen, einen Vers, einen Gedanken auf ein Blättchen geschrieben, und Hans hatte es seinen Briefen an Grete beigefügt.

Tag für Tag hatte Alfred ihr die herrlichsten Blumen aus dem Garten geschickt — ein unerschöpflicher Dank für die eine Spende, die ihn so unaussprechlich beglückt und seine Liebe, die letzte, leuchtende, berauschende Blüte seines Lebens, gezeitigt hatte.

Und sie, ganz beschämt und gerührt durch die Fülle zarter Aufmerksamkeiten, hatte sie feinsinnig erwidert. Ein Aquarell von ihrer geschickten Hand, eine ihrer zarten Skizzen. Jeder Tag brachte fast eine Ueberraschung, oft nur eine Postkarte, ein Buch, in dem sie alle Stellen, die ihnen bedeutungsvoll waren, leicht mit dem Blei angestrichen hatte.

So ging das hin und her zwischen ihnen. Und Alfred lebte davon. Seine erste Frage des Morgens war nach Grete. Sonst hatte ihn in den schlaflosen Nächten das hoffnungsbare Grauen vor der Vernichtung, vor dem dumpfen, qualvollen, langsamen Bergabgehen gepackt. Jetzt hatte sein Dasein wieder einen Inhalt. Jeder Augenblick wurde ihm kostbar. Hans Wilpert freute sich seines Erfolges. Er selber hätte eine solche Besserung nicht für möglich gehalten. Und manchmal wollte ihm fast die Hoffnung auf eine Heilung nicht mehr gar so unsinnig erscheinen.

Bei dem Gedanken aber ging's ihm seltsam — in die reine, ehrliche Freude des Mitmenschen, in den Stolz des Arztes über seinen Triumph mischte sich etwas Dunkles, Fremdes, Feindliches —

❦

Eines Tages kam — längst von Alfred ersehnt: Gretens Bild, eine wohlgelungene Photographie, die den zarten Liebreiz des blonden Kopfes, die sanfte Güte der Augen, den ernsten, klugen Mund lebendig wiedergab.

Die Freude Alfreds, als er das Bild aus der Seidenpapierhülle wickelte und dann in der Hand hielt, ganz stumm, ganz überwältigt, hatte auch Hans erschüttert.

Aber diese Freude, die zu groß war, um einen Weg nach außen zu finden, und die in der schwachen Brust wie ein glühender Strom tobte, wurde dem Arzte nun doch beängstigend. Alfred war totenblaß geworden. Sein Leben lag in seinen großen, durstigen, verzehrend sehnsüchtigen Augen. Endlich ließ seine ermattende Hand das Blatt sinken. Er wandte den Kopf und vergrub das Gesicht in die Kissen. Hans Wilpert sah seine Schultern zucken. Die kranke Brust hob sich unter schluchzenden Atemzügen.

„Alfred!" sagte Wilpert herzlich — sie waren längst wie Brüder und nannten sich „du" — „Alfred! Mach kein dummes Zeug! Es schadet dir."

Langsam wandte Alfred ihm den Kopf zu. In seinen Augen glühte düster die Verzweiflung. „Ach!" murmelte er durch die zusammengebissenen Zähne, „Leben dürfen, leben! O du Glückseliger! Du tausendmal Beneidenswerter!"

Hans Wilpert zog die starken Brauen drohend zusammen.

Auf einmal fühlte er's: in seiner Brust regten sich Schlangen, die still geschlummert hatten. Ein wildes, wütendes Gewimmel von Neid, Eifersucht, Haß — Haß auf den Bruder, um dessen Leben er aufs Erbittertste mit dem Tod im Kampfe lag.

Wie? Leben wollte der? Sein eigenes Teuerstes lieben? Das war sein Dank? Und die Grete? Herrgott, war er ihrer denn so todsicher? Wer kennt Weiberherzen aus?

Schon damals hatte diese ideale Jünglingsschönheit sie erschüttert. Und wenn sie ihn jetzt sähe! Ein Kopf, wie ihn Künstlerträume schaffen. Die reinen Formen wie durchleuchtet von Geist und Seele. Mit den langen dunkelblonden Locken, dem feinen Barte den Christusbildern der Renaissance gleichend.

Und ihr junges, empfängliches, leichtentflammtes Seelchen. Ach — und sie wußte, er liebte sie.

Nicht wie der Hans: als ein prächtiges, herziges, mit kleinen Fehlern behaftetes Menschenkind.

Nein. Seine Poetenseele sah in ihr das vollkommenste, — das vergöttlichte Weib seiner Träume.

Und Hans Wilperts breite Brust rang wie erstickend um einen befreienden Atemzug.

Auge in Auge maßen sie sich eine Weile.

Dann glitt ein weiches, zitterndes Lächeln über Alfreds Gesicht. Er nahm seines Freundes Hand, schüttelte leise den Kopf. „Verzeih mir, Bruder," sagte er mit einem großen, sieghaften Blick. „Es kam nur so plötzlich über mich her. Das armselige bißchen Dasein — daran klammert sich nun mal die Kreatur — ich hab dir's ja nie verhehlt, daß ich sie liebe — deine Margarete, nicht wahr?"

„Nein, das hast du nicht," murmelte Hans Wilpert unter dem dichten Bart hervor.

„Aber meine Liebe," fuhr Alfred fort, „fordert nichts. Sie will nichts als lieben, mitlieben. Eine Flamme ist sie, die sich selber verzehrt und sich freut, wenn sie der Geliebten ein Weilchen geleuchtet hat."

Hans Wilpert lief die Schamröte über die Backen. Die Augen wurden ihm heiß. „Liebe sie nur," sagte er. Wie ein Verrückter kam er sich vor, wie ein Nichtswürdiger, daß er so kleinlicher, häßlicher Regungen fähig gewesen war. „Und werde gesund! Wart nur! Uebers Jahr — wenn du den Winter im Süden zugebracht haben wirst —"

Da richtete Alfred sich heftig, fast zornig im Lehnstuhl auf: „Nichts davon! Um Gotteswillen!"

„Warum nicht?" lachte Hans. „Nach dem neuen Wundermittel —" Es war keine Barmherzigkeitslüge. Die ganze Welt war voll von der Entdeckung eines bekannten Gelehrten, die der furchtbaren Geißel der Menschheit Einhalt zu gebieten versprach.

Aber Alfred unterbrach ihn mit fliegender Brust, rote, scharfe Flecke auf den Wangen. „Schweig! Keine Hoffnungen! Weißt du's denn nicht? Alles, was ich besitze an Glück, danke ich der Hoffnungslosigkeit meiner Lage!"

„Oho!" brummte Hans Wilpert, betreten von der Klarheit, mit der Alfred die Dinge überschaute.

„Der Tod ist mein gnädiger Gönner. In seinem Schatten durfte mein Glück wachsen. Wenn ich ihm ein Schnippchen schlüge, ihm entwischte — es würde Sünde und Qual!"

„Dummes Zeug!" schnauzte der ehrliche Hans, und dachte doch im stillen: er hat recht.

„Einen einzigen Wunsch," fuhr Alfred fort, „hab' ich noch im Leben: sie zu sehen. Ihr sagen zu können, was sie mir gewesen ist. Bis dahin, Bruder, halt mir Leib und Seele zusammen. Weiter verlang' ich nichts."

❦

Nach dieser Unterredung verdoppelte Hans Wilpert seine Bemühungen um Alfred. Ihm war's, als habe er viel gutzumachen. Freilich, die Zeit, die er dem Freunde widmen konnte, wurde ihm schon gehörig knapp. Der alte Geheimrat, der da merkte, daß sein Ansehen im Schwinden war, kam mit schnellem Entschluß seiner „Kaltstellung" zuvor und gab seine Praxis auf.

Mit einem Schlage war Hans Wilpert der erste Arzt des Städtchens geworden.

Sein Ehrgeiz als Mensch, als Freund und als Arzt kannte kein höheres Ziel, als die völlige Heilung Alfreds.

Aber tief unter der Schwelle des Bewußtseins lauerte das Dunkle, Fremde, Feindliche.

Der Liebhaber, der Mann durfte nicht wünschen, daß Alfred gesund wurde. Und manchmal hob das Dunkle sein Haupt und lauschte mit unheimlich glühenden Augen über die Schwelle. Dann war's ihm, als spalte seine Seele sich in zwei Hälften, die sich gegenseitig anfallen und vernichten wollten. Der Freund, der großdenkende Mensch trug meist den Sieg davon. Aber wehe, wenn der Mann triumphierte! Böse Stunden gab's da.

Dann nahm er Margaretens Bild, das er immer bei sich trug, und versenkte sich darein, als wolle er ihr das Heimlichste, Unbewußteste aus der Seele stehlen.

Sie hielt ihm ruhig lächelnd stand — wie die Reinheit, das gute Gewissen selber. Groß und offen sagte ihr Blick: ich habe nichts zu verhehlen. Und doch, ein Unterschied gegen früher. Dort ein glücklich träumendes Halbkind, hier ein gereiftes Weib. Etwas Bewußtes war in die Augen gekommen, etwas Freies, Stolzes. Ihr Blick — das schlug ihm eines Tages wie ein Blitz in die Seele — ihr Blick erinnerte an Alfreds ideales Ueberdieweltsehen.

Nein, das war nicht mehr seine kleine demütige Grete, die zu ihrem Hans emporsah, wie zu einem unerreichbar hohen Menschen!

Kein Wunder! Wenn er an Alfreds Briefe dachte!

Wenn der Kranke zu matt war, selber zu schreiben, hatte er Hans diktiert. Der hatte sein helles Entzücken gehabt an diesen Ergüssen. Alfred war ein Poet von tiefster Feinheit. Auch seine Prosa war durchtränkt mit Wohllaut, Süßigkeit, schwellend von berauschendem Gefühl.

Und immer spielten seine Gedanken um die großen, ewigen Menschheitsfragen herum. Manchmal ein Lichtblitz, der in die dunklen Rätsel hineinleuchtete, als wolle er einen Pfad bahnen — eine Brücke bauen.

Dem braven Hans Wilpert wurde es manchmal schier unheimlich, wenn er diese Dinge in seiner eigenen kritzeligen Medizinerhandschrift las. Fast spukhaft. Als wenn ein fremder Geist von ihm Besitz genommen und ihm die Feder geführt hätte. Er selber, der die tiefe, mimosenhafte Seelenkeuschheit kraftvoller Männer besaß, war ein Feind aller Gefühlsergüsse. Ein warmes Wort am Anfang und am Schluß, dazwischen knappe, oft trockene, nüchterne Thatsachen. Gretens Liebe mußte diese hölzernen Sätze erst durchwärmen, um das heiße, treue Herz dahinter zu erkennen.

Um Himmelswillen nicht zeigen, daß sie ihm alles war, A und O seines Wesens, die Bedingung seines Lebens! Er schalt also mit ihr, er setzte die Miene des gestrengen Pedanten auf, er spielte den Herrn und Meister. Bloß damit sie's nicht merkte, wie er sie toll und wild, über alle seine vielgepriesene Vernunft hinaus liebe.

Aber Alfred, der hatte es nicht nötig mit seinem Gefühl Versteck zu spielen. Seltsam, betäubend mußte der Weihrauch seiner Anbetung aus seinen Briefen zu ihr emporsteigen. Ihr mochte oft schwindeln. Sie mochte oft zu träumen glauben: bin ich's denn wirklich, die kleine Grete?

Aber unwillkürlich stimmte sie ein in die gehobene Sprache. Die Töne, die er anschlug, sangen und klangen in ihr fort. Sie modelte sich nach Alfred, wurde tiefer, innerlicher, faßte Interesse für Dinge, die, nach Hansens Anschauung, weit über den beschränkten Ideenkreis der Frau hinausgingen.

Es war, als wüchse ihr eine neue Seele — und die — gehörte Alfred.

Als Hans Wilpert, nachdem er tausendmal gezweifelt und immer wieder auf eine barmherzige Selbsttäuschung gehofft hatte, sich dieser Wahrnehmung nicht länger verschließen konnte, verstrickte er sich in einen dumpfen Groll gegen Margarete. Ganz sacht und unmerklich kam es, und spann ihn ein wie graue Schatten. Er wurde farbenblind für alles Rosige, Lichte, Purpurglühende seiner Liebe.

Seine Briefe wurden noch trockener, lakonischer. Er entschuldigte sich mit der wachsenden Praxis. Aber sie fühlte, daß ein Gespenst zwischen ihnen stand.

Angst und Unruhe ergriff sie. Dann, als sie wieder und wieder vergebens nach dem Grunde gefragt hatte, kam der Stolz. Und endlich sprang der Funke seines dumpfen Zornes in sie über und schwelte weiter unter dem jungen frischen Grün ihrer Hoffnungen.

So kam der Tag heran, an dem sie sich wiedersehen sollten. Der so oft glühend herbeigesehnte, in süßen Bildern ausgemalte Tag.

Die Mutter begriff ihre Tochter nicht, die so gar keine Eile zeigte, ihren Schatz wiederzusehen. Je näher sie dem Städtchen kamen, desto angstvoller schlug Gretens Herz vor dem Unbekannten, das zwischen ihnen aufgewachsen war: ein grauer, unheimlicher Spinnwebschleier — ein Hauch nur, aber stark wie der Tod.

Endlich die schwarzen Silhouetten der heimischen Berge. Zu ihren Füßen funkelte es bunt, traulich. Gelbe Lichtchen, grüne, rote, blaue. Der Bahnhof mit all seinen Signallaternen. Weiter hinauf die emporkletternde Perlenschnur der Hauptstraße. Und ganz auf der Höhe, am Waldesrand ein bläulichschimmernder elektrischer Mond: die Villa mit dem Geranienschmuck.

Ein paar heiße, rasche Blutwellen.

Dort wohnte der fremde Mann, der sich ihr unversehens in die Seele gestohlen und darin Herr geworden war!

Neben ihren Lieblingsdenkern und -dichtern wohnte er da. Ihr Gefühl für ihn war rein seelisch, der feinste, süßeste Duft, der abgeklärte Geist der tausendfarbigen Blüte „Liebe".

Und jetzt aus der Dunkelheit in die scharfe kalte Helle des Bahnhofs. Aber wo war Hans Wilperts breitbrüstige, kraftstrotzende Gestalt?

Vergebens spähte sie. Ihr Herz wurde müde — sank —

Ein Diener in Livree kam ihr entgegen. Er verneigte sich tief vor ihr und überreichte ihr einen Strauß langstieliger Rosen — das Schönste, was sie je gesehen.

Der junge Herr Baron hieße das gnädige Fräulein herzlich willkommen. Und der Herr Doktor ließe sich entschuldigen. Er sei plötzlich zu einem Kranken über Land gerufen.

„Ja, die Aerzte!" tröstete die Mutter, die das jähe Erblassen ihrer Tochter bemerkte. „Gewöhn dich nur beizeiten dran, Kind, deinen Schatz mit sämtlichen Kranken der Gegend zu teilen."

Daheim hatte Hans ihr eigenes kleines Mädchenzimmer förmlich in einen Garten verwandelt. Blumenpracht, Blumenduft überall. Als wollten sie mich, wie eine Leiche, drunter begraben, dachte sie bitter.

Sie las die Karte, in der er sich entschuldigte, und kniff die Lippen zusammen. Das hätte er früher nicht gethan — und auch jetzt! Er hätt' es möglich machen müssen, sie nach einer so langen Trennung zu begrüßen!

Schluß folgt.



Gespensterlaute in der Natur.

Plauderei von Dr. Ernst Tiessen.

Natur und Phantasie werden stets einander gegenübergestellt, und ganz mit Recht. Aber auch über diesen Gegensatz giebt es eine Brücke; denn zahllos sind die Anregungen, die die Phantasie von der Natur erhält, zahllos die Gebilde der Phantasie, die ohne den Vorgang natürlicher Wahrnehmungen gar nicht zur Entstehung kommen würden. Ein Theoretiker könnte sich vielleicht sogar zu der Behauptung aufschwingen, daß auch die Phantasie in letztem Sinn ein Kind der Natur sein müßte, da ihre Gemälde den fernsten Ursprung doch immer in einer gewissen Naturbeobachtung oder Naturanschauung hätten. Wie vielseitig und wie häufig eine Befruchtung der menschlichen Phantasie durch die Natur stattfindet, das weiß jeder Mensch, der nicht gerade ungewöhnlich nüchtern und gleichgiltig veranlagt ist, aus vielen eigenen Erfahrungen. Es giebt gewiß nur wenige, die niemals in irgendeinem Lebensalter zum mindesten einen latenten Glauben an Gespenster gehabt haben, die nie ein rätselhaftes Gesicht, ein unerklärliches Geräusch in stiller, nächtlicher Umgebung wahrnahmen und nicht geneigt waren, ihm im innerlichsten Wähnen einen übernatürlichen Urheber zuzuschreiben. Wer in den mit Phantasie so oft überreichlich ausgestatteten Kinderjahren solche Empfindungen nicht kennen gelernt hat, der macht ihre Bekanntschaft vielleicht als Greis, und der Beispiele sind viele, wo geistig hochbedeutende Männer, die ihr ganzes thatkräftiges Leben hindurch auf dem realsten Boden der Naturforschung standen, in hohem Alter sich der Geistesrichtung zugewandt haben, die dem Glauben an das Uebernatürliche, an unphysische Kräfte und Elemente nicht abhold ist. Einen Grund dafür kann man allenfalls vermuten; denn gerade der Naturforscher sieht, obgleich er von der Gesetzmäßigkeit aller Weltvorgänge durch und durch überzeugt ist, so vieles um sich herum, was er nicht erklären kann, und die Natur, wenn sie um ihrer selbst willen aufgesucht wird, liefert in ihren Bildern und Stimmen so unendliche Nahrung für phantastische Vorstellungen.

„Die Nacht ist keines Menschen Freund“, dieses Wort hat auch zum guten Teil seinen Quell in jenem dunklen Gefühl, daß sich in der Abwesenheit des Sonnenlichtes viel Geheimnisvolles und darunter auch mancherlei Uebernatürliches ereignet. Wir sind es nicht gewöhnt, uns lange Zeit wach in völliger Finsternis aufzuhalten, und ebenso wenig gewöhnt ist unser Ohr an eine vollkommene Stille. Beide Sinne, Gesicht wie Gehör, pflegen sich deshalb gegen die Zumutung gänzlicher Unthätigkeit aufzulehnen, und daher kommt es, daß das Auge sehen will, wo nichts zu sehen ist, das Ohr hören will, wo kein Laut erschallt. Unterbricht aber plötzlich eine schattenhafte Gestalt oder ein Ton die nächtliche Ruhe, so ist Auge oder Ohr sofort bereit, sie zum Mittelpunkt einer phantastischen Begebenheit zu machen. Besonders sind es die Töne, die den größten Einfluß auf unsere Einbildungskraft besitzen, weil das Ohr nicht so fein und oft auch nicht so geübt ist wie unser Auge, um die Entstehung der sinnlichen Wahrnehmung alsbald richtig zu deuten. Je weiter die Naturforschung vorschreitet, desto mehr wird sich die Menschheit freilich von dem Glauben an Gespensterlaute in der Natur abwenden, und diese Zeilen sind auch keineswegs dazu bestimmt, einem solchen Glauben Unterstützung zu leihen. Es giebt keine übernatürlichen Töne, und nur die unvollkommene Ausbildung und Erfahrung unseres Gehörorgans macht sie dazu. Wo nur immer ein Mensch mutig genug war, einem rätselhaften Geräusch bis an den Rand der Möglichkeit nachzugehen, da fand er eine natürliche Erklärung dafür, und wo diese ausblieb, da lag es sicherlich nur an der Unzulänglichkeit menschlicher Beobachtung und Wissenschaft. In dieser Hinsicht kann man freilich nur von Leuten sprechen, die von subjektiven Sinnestäuschungen frei sind, deren Phantasie nicht gelegentlich von innen heraus durch Gesichts- und Gehörserscheinungen belebt wird, die eine Existenz in der Wirklichkeit nicht besitzen. Auf solche subjektive Vorgänge aber ist ohne Zweifel eine große Zahl der Sagen von gespenstischen Tönen und Gesichten zurückzuführen, die man allenthalben im Volke findet. Wir wollen nun an der Hand einiger Thatsachen die Entstehung von Geräuschen verfolgen, die von der Mehrzahl der Menschen wenigstens unter gewissen Umständen für übernatürlich gehalten wird.

Ein Mann, der seit vielen Jahren im praktischen Leben steht und dadurch gegen jeden Streich seiner Einbildungskraft gefeit geworden ist, hört oftmals in seinem Garten einen eigentümlich säuselnden, klagenden Laut. Für alle Leute seiner Umgebung steht es fest, daß in dem Park ein Spuk sein Wesen treibe. Er forscht unablässig nach der Entstehung jenes regelmäßig wiederkehrenden Tones und findet auch schließlich nach langem Suchen den ganz natürlichen Anlaß. In der Krone einer hohen Eiche ist ein starker Ast zur Hälfte abgebrochen und hängt mit dem abgelösten Teile auf einen niedrigeren Ast herunter. Wenn nun ein kräftiger Windstoß den Baum durchschüttelt, so reibt sich der tote Zweig auf seiner Unterlage, und es entsteht ein Laut, als ob jemand auf einer eintönigen Rohrpfeife bliese. Dies ist ein bezeichnendes Beispiel, wie ein zunächst ganz unbestimmbarer Klang auf einen alltäglichen Anlaß zurückgeführt wird, wenn man nur besonnen und beharrlich genug in der Untersuchung ist. Andere weniger zufällige Töne werden dem mit dem Naturleben Vertrauten viel weniger Aufregung verursachen, der Schrei einer Katze, eines Uhu, eines Käuzchens, eines Igels kann nur den Unerfahrenen erschrecken und in ängstliche Vorstellungen versetzen. Ueberhaupt ist es besser, in unserer Betrachtung von den Geräuschen, deren Erscheinung vorzugsweise oder ausschließlich zur Nachtzeit vernommen wird, ganz abzusehen, weil die begreifliche Erregung, der sich die meisten Menschen während der Dunkelheit ausgesetzt sehen, beinahe jedem Laut etwas Geheimnisvolles zuzuerkennen liebt. Es bleiben ja auch noch genug Geisterstimmen übrig, die in den hellen, lichten Tag hineindringen. Ihnen geht es allerdings in den meisten Fällen umgekehrt wie ihren nächtlichen Geschwistern, denn unter dem Schein der Sonne fühlt sich der Mensch so sicher, daß er sich auch über solche Töne nicht aufzuhalten pflegt, die vielleicht eine recht seltene und eigentümliche Entstehung haben; unter dem Lärm menschlicher Tagesarbeit muß die Sprache verhallen, in der die Geister der Erde und der Luft sich am deutlichsten vernehmen lassen. Solcher Laute, aus deren Kenntnis der Naturforscher manches Neue über das geheimnisvolle Weben der Naturkräfte erfahren könnte, sind sicherlich recht viele, und wir können es kaum ermessen, wie häufig solche Geräusche an unserm Ohr unbeachtet vorübergleiten, ohne daß wir uns auch nur eine Frage betreffs ihres Ursprungs vorlegen.

Man pflegt sich nicht zu wundern, wenn man in seine friedliche Behausung hinein plötzlich den dumpfen Schall eines Kanonenschusses dringen hört, man pflegt auch dann nicht einmal darüber nachzudenken, wenn dem einen Schuß kein weiterer folgt, obgleich doch bei Schießübungen ein einzelner Schuß nicht abgefeuert zu werden pflegt, ohne daß sich weitere daran anschließen. Wir fühlen uns alle so sehr in einem Militärstaat, daß uns, wenigstens in einer größeren Stadt, kein Zweifel daran ankommt, es könnten irgendwo in nicht zu großer Entfernung Truppen in einer Uebung begriffen sein. Gelegentlich liefert sich aber auch die Natur

ganz ohne Zuthun des Menschen solche Kanonaden, und wenn man jedem Schall eines vermeintlichen Geschützfeuers nachforschen wollte, so würde sich vielleicht erstaunlich oft die Thatsache herausstellen, daß im Umkreis von vielen Meilen gar kein schwerer Schuß irgendwo gelöst wurde. An den niedrigen nebligen Küsten von Holland und Belgien, sehr wahrscheinlich auch an andern Meeresufern, woher man nur zufällig weniger darüber gehört hat, vernehmen die Bewohner gar nicht selten ganz auffallende Geräusche, die meistens den Charakter ferner, schwerer Entladungen besitzen. In den letzten Jahren ist man diesem Naturrätsel, denn um ein solches mußte es sich wohl handeln, von wissenschaftlicher Seite nachgegangen, ohne aber hinreichende Aufklärung schaffen zu können. Im Volksmund nennt man die Erscheinung Nebelschüsse, und in der That kann in dieser Benennung ein tieferer Sinn verborgen sein. Wenn sich an einer Stelle über dem Erdboden die Luft besonders stark und schnell erwärmt, so wird sie mit plötzlicher Heftigkeit nach oben drängen, und ebenso schnell wird die kältere Luft aus der Umgebung in den entstandenen luftleeren oder luftverdünnten Raum hineinstürzen. Die Meteorologen halten es sehr wohl für möglich, daß ein derartiger Vorgang mit solcher Schnelligkeit eintreten kann, daß er von einem explosionsartigen Knall begleitet wird. Das wären dann solche Luftschüsse, wie sie in manchen Gegenden gehört werden, obgleich man schwerlich einen scharfen Beweis dafür wird erbringen können, daß solche Ereignisse in der Atmosphäre wirklich stattfinden; es müßte denn sein, daß es dem Naturforscher späterer Zeiten einmal gelänge, die Luft in unschädlicher Weise auf größere Gebiete hin so zu färben, daß er ihre Bewegungen direkt beobachten kann.

Das Thal des Flusses Connecticut in den Vereinigten Staaten wird von einem ähnlichen Spuk heimgesucht, der jedoch noch die Eigentümlichkeit hat, in gewissen Perioden aufzutreten und in den Zwischenzeiten zu verschwinden. Von den Indianern, die das Thal bewohnten, ist die Sage überliefert, daß schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts zwanzig Jahr hintereinander fast beständig heftige Geräusche zu hören waren, von deren Ursprung man sich nicht die geringste Rechenschaft geben konnte. Zuweilen wuchsen sie zu solcher Stärke an, daß die Hütten mit allem, was sich darin befand, hin- und hergeschüttelt wurden. Nach dem Jahr 1729 blieben die gespenstischen Laute jahrzehntelang aus, und erst im Jahr 1852 stellten sie sich wieder ein, dann im Jahr 1885 und zum letztenmal im Jahr 1897. Die Indianer benannten die unerklärlichen Töne mit der Bezeichnung „Moodus", deren Bedeutung mir nicht bekannt ist, und dieser Name hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Bei ihrem letzten Besuch begannen die Moodus mit einem donnerähnlichen Getöse, gefolgt von einem Rauschen, dem Echo eines fernen Wasserfalls vergleichbar, das zwei bis drei Stunden währte. Einen Tag darauf vernahm man wieder ein krachendes Geräusch wie von schwerem, etwas gedämpftem Donner und darauf ein Geheul wie von starkem Sturmwind. Die Erde bebte, die Häuser schwankten, und das Geschirr in den Wohnräumen klapperte durcheinander wie bei einem Erdbeben. War es nun nicht vielleicht ein Erdbeben? Gelegentlich der letzten Wiederholung des Naturwunders hat sich natürlich auch die Wissenschaft mit seiner Beobachtung beschäftigt, und wo die Wissenschaft anfängt, da pflegt sich auch bald eine Theorie einzustellen, die freilich oft genug vor der gründlicheren Erkundung der Thatsachen weichen muß. Auch über die Moodus giebt es also eine Theorie, und diese besagt, daß jene Geräusche von Vorgängen herrühren, die sich in der den dortigen Boden bildenden Gesteinskruste vollziehn. Das wäre nun unbedingt die nächstliegende Erklärung, und die Moodus wären danach eigentlich nichts anderes als Erdbebengeräusche, nur mit der Eigenart, daß nicht die Erschütterung, sondern der Schall überwiegt. Das Getöse, das den Vortrab, die Begleitung oder die Nachhut eines Erdbebens bildet, ist vielleicht der unheimlichste aller Naturlaute, wenn auch in den meisten Fällen die nebenhergehenden Schwankungen des Erdbodens an ihrer Entstehung keinen Zweifel lassen. Es ist aber durchaus nicht unmöglich und wird von den erfahrensten Erdbebenforschern sogar für wahrscheinlich gehalten, daß gelegentlich auch Erdbebengeräusche ohne ein fühlbares Erdbeben sich ereignen, ebensolcher Art wie die Moodus in jenem amerikanischen Thal. Die Töne klingen wie das scharfe Zuschlagen eines großen Thores, wie das Rasseln eines Wagens über eine Brücke hin, wie ferner Donner, und was der Vergleiche mehr sind. Sie entstehn in mehr oder weniger großen unterirdischen Tiefen, wo die auf- und gegeneinanderwuchtenden Erdschichten sich schieben und pressen, bis zuweilen hier oder da unter dem gewaltigen Massenandrang eine schwächere Stelle nachgiebt, so daß dann in weiter Umgebung die sogenannte Erdfeste von einem mächtigen Beben geschüttelt wird. Nicht überall aber können die Gesteinsmassen innerhalb der Erde so dicht gelagert sein, sondern es muß auch weitgedehnte Höhlen geben, die ebenfalls die Stätte von erderschütternden Ereignissen werden können, wenn nämlich von den Wänden oder von der Decke solcher Riesengrotten eine zernagte Felsenschicht niederstürzt. So können aus der Tiefe mancherlei dumpfe Laute aufsteigen, die der Mensch vielleicht nicht zu deuten weiß und die ihm Kunde bringen von den Kräften, die dort unten an der allmählichen, aber unaufhaltsamen Zerstörung des Bodens arbeiten, auf dem er lebt. In dem von zahllosen Bergwerken durchwühlten Boden des südöstlichen Wales hören die Bergleute oft ein Geräusch wie von dem Fall eines schweren Körpers oder wie die Entladung eines fernen Geschützes. Im Herbst 1896 erst vernahm man dort in einer Grube plötzlich einen starken Schall, als ob in unmittelbarer Nähe ein Sprengschuß gelöst worden wäre, gefolgt von einem weniger lauten Gerumpel; die Arbeiter fühlten eine Erschütterung, ihre Werkzeuge flogen auf die Erde nieder, und der Staub wirbelte in Wolken vom Boden auf. Wahrscheinlich ist der Mensch dort der indirekte Urheber solcher Ereignisse gewesen, denn die Erdbeben, die ihre Stimme auf diese Weise vernehmen lassen, rühren wohl von Felsstürzen in den verlassenen Grubenwerken her.

Nicht immer aber kommen die knall- und donnerähnlichen Laute aus dem Innern der Erde. In Gegenden, wo die Sonnenstrahlen ungewöhnlich stark auf den Boden einwirken, also ebensowohl in den tropischen Wüsteneien wie auch zur Sommerzeit im höchsten Norden, z. B. in Grönland, lösen sich von den auf der Erdoberfläche herumliegenden Steinen infolge ihrer ungleichmäßigen Erhitzung oft große Stücke mit einem schußähnlichen Knall ab. Aus Grönland haben zuverlässige Naturbeobachter mitgeteilt, daß auf diese Weise dort während der langen Sommertage von den Granitblöcken oft die ganze Oberfläche wie eine Schale abspringt. Hier sorgt also die Hitze unseres Tagesgestirns im Wechsel mit der in der Nacht folgenden starken Abkühlung dafür, die Luft mit eigentümlichen, nur dem genauen Beobachter verständlichen Klängen zu erfüllen. Auch wirklich überirdische Dinge verursachen zuweilen solche Gespensterlaute, die den Menschen in den meisten Fällen rätselhaft bleiben. Ein Gelehrter, der sich viel mit der Erkundung der verschiedenen Naturgeräusche befaßt hat, hat vor einiger Zeit darauf hingewiesen, daß gar nicht allzu selten die Atmosphäre von heftigen Geräuschen erschüttert wird, die der Explosion von Meteoren zuzuschreiben sind. Wenn ein solcher irrender Wanderer aus dem Weltraum bei unserer Erde zu Gaste kommt und auf sie niederstürzen will, so gerät er während seines Fluges bald mit der Atmosphäre in Konflikt, die die Erde gleich einem Schutzpanzer vor derlei Eindringlingen schützt. Das

Meteor wird wegen seiner ungeheuren Geschwindigkeit durch die bloße Reibung mit den von ihm durchschnittenen Luftteilchen heiß und heißer, es glüht auf und zerplatzt, meist, lange bevor es den Erdboden erreicht hat, zu Splitter und Staub. Solche Explosionen können sich schwerlich unhörbar vollziehen, aber die Entfernung ihres Schauplatzes von der Erde ist gewöhnlich zu groß, als daß die von ihnen herrührenden Schallwellen unser Ohr erreichen könnten; immerhin scheint dies mitunter der Fall zu sein, denn es sind schußähnliche Töne in Verbindung mit Meteoren beobachtet worden. Im Januar 1894 fiel über der englischen Stadt Chester ein helles Meteor und schien dann in einer gewissen Höhe zu zerplatzen, worauf es verschwand. Zwei Minuten darauf hörte man drei Detonationen, von denen die letzte so stark war, daß die Häuser erzitterten. In einem benachbarten Ort wurde eine Reihe von Explosionen aus einer bestimmten Himmelsrichtung vernommen, die wie eine Zahl rasch aufeinanderfolgender Kanonenschüsse anzuhören war, gefolgt von einer Gewehrsalve. Es ist gar nicht festzustellen, wie oft der Schall, der von der Explosion eines Meteorsteins ausgeht, von uns unaufmerksamen Erdenkindern mit irgendeinem andern, uns mehr gewohnten Geräusch verwechselt wird.

Endlich gedenken wir noch einer ganz eigentümlichen Gruppe von Naturlauten, von denen eigentlich gar nicht zu sagen ist, wie weit sie der Phantasie und wie weit sie der Wirklichkeit angehören; ich denke an Töne wie die der sagenhaften Glocken der versunkenen Stadt Vineta. Es ist auffallend, wie oft solche Märchen in der Bevölkerung verschiedener Länder mit ganz ähnlichem Inhalt wiederkehren. Fast immer ist von Glockengeläut die Rede, das zu stiller Abendstunde aus dem Meer oder aus dem Erdboden heraufklingen soll. Die Glocken von Vineta hat wohl seit langem niemand gehört, und überhaupt liegt keine irgendwie zuverlässige Kunde darüber vor, daß solche glockenähnlichen Töne aus natürlicher Ursache wirklich hier oder dort vorkommen. Eine berühmte Legende geht über die Bergwildnis der Halbinsel Sinai, wo aus dem Herzen der Berge zuweilen ein tiefer Glockenton vernommen werden soll. Nach der Ueberlieferung stand vor langer Zeit auf dem Gipfel ein Mönchskloster, dessen Insassen, als schwere Kriegszeiten heraufkamen, im Innern der Berge gegen den drohenden Angriff feindlicher Horden Schutz suchten, und noch heute hört man angeblich die Glocke, die die frommen Brüder in ihrem innerirdischen Heiligtum zum Gebet ruft. Auch an der Küste von Cornwall, der südwestlichen Landzunge von England, ist im Volksmund eine sonderbare Sage erhalten geblieben, die von untermeerischen Glockenklängen spricht. Der Lord of Boscastle hatte für die Kirche von Forrabury ein Glockenspiel gestiftet, und das Geschenk sollte auf einem Schiff nach dem Bestimmungsort gebracht werden. Es erhob sich ein Unwetter, der Führer des Schiffes aber trotzte den Geistern der Tiefe und wollte das Unmögliche leisten, um die Fahrt fortzusetzen. Da brachten die Wogen das Schiff zum Sinken, und es glitt mit seiner geweihten Ladung in die Tiefe, aus der noch heute zuweilen schwache Glockentöne heraufschallen. Auch mitten auf dem Land fehlt es nicht an Mythen von unterirdisch tönenden Glocken, die bald aus einem von der Erde verschlungenen Kloster herrühren sollen, bald von Glocken, die der Teufel aus einer Kapelle stahl und mit in die Tiefe herunternahm.

Wenn man für solche Sagen überhaupt noch eine Erklärung suchen will, so könnte sie vielleicht in den oft so musikalischen Geräuschen gefunden werden, die der Wind bei der Reibung mit diesem oder jenem Gegenstand auf der Erdoberfläche hervorbringt. Das Volksgemüt, das immer bereit ist, die Natur mit Gebilden seiner Einbildungskraft zu bevölkern und gern einem rätselhaften Ton eine dahinzielende Deutung giebt, mag leicht ein sanftes Sausen oder Pfeifen des Windes in melodischere Töne umwandeln, deren Erinnerung dann in den Glockenklängen versunkener Städte und Klöster erhalten bleibt. Unser Zeitalter aber, dessen Phantasie um so vieles anders und nüchterner geworden ist, mag sich gesagt sein lassen, daß doch nicht alle Töne, die uns im Laufe des Tages und der Nacht umschweben, einen so trivialen Ursprung haben, wie er ihnen von den Alltagsmenschen beigelegt wird. Manches Rätsel liegt noch in den Schallwellen, die Tag für Tag an unser Ohr schlagen, kein übernatürliches Rätsel, nicht die Kunde einer Gespensterwelt, aber doch Zeichen, die uns in geheimnisvoller Sprache von Vorgängen reden, zu deren Kenntnis wir noch nicht vorgedrungen sind.



Volljährigkeit.

Die wichtigste Altersstufe im Rechtsleben ist die der Volljährigkeit, auch Majorennität, Großjährigkeit genannt. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch ist sie erreicht mit Beginn des 22. Geburtstags. Während Kinder unter 7 Jahren geschäftsunfähig und Minderjährige im Alter von 7 bis 21 Jahren dergestalt in der Geschäftsfähigkeit beschränkt sind, daß sie zu Veräußerungs- und Verpflichtungsgeschäften der Zustimmung ihres gesetzlichen Vertreters bedürfen, kommt dem über 21 Jahre alten, dem Volljährigen, mag er männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, die unbeschränkte Geschäftsfähigkeit zu; seine gesetzliche Vertretung durch Vater oder Mutter oder Vormund ist beendigt.

In gewissen Grenzen kann bereits ein Minderjähriger volle Geschäftsfähigkeit haben. Ist er nämlich von seinem gesetzlichen Vertreter zum selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäfts ermächtigt, so wird er damit für solche Rechtsgeschäfte unbeschränkt geschäftsfähig, die der Geschäftsbetrieb mit sich bringt. Ist er von dem gesetzlichen Vertreter ermächtigt, in Dienst oder in Arbeit zu treten, so steht ihm die selbständige Eingehung, Erfüllung und Aufhebung von Verhältnissen solcher Art zu.

In allen Stücken erlangt die Rechte eines Volljährigen ein für volljährig Erklärter; die elterliche Gewalt oder die Vormundschaft über ihn erlischt, er vertritt sich selbst, wie wenn er volljährig wäre. Angehörige des männlichen Geschlechts werden mit der Volljährigkeitserklärung auch ehemündig, was sie sonst erst mit der Volljährigkeit werden. Immerhin bedürfen sie noch bis zur Vollendung des 21. Jahres zur Eheschließung der Einwilligung des Vaters oder, wenn dieser gestorben ist, der mütterlichen Einwilligung. Die Volljährigkeitserklärung ist ein Akt der Staatsgewalt, den in vielen Bundesstaaten das Vormundschaftsgericht vornimmt. Sie darf nicht vor vollendetem 18. Jahr eintreten und soll nur erfolgen, wenn sie das Beste des Minderjährigen befördert.

In verschiedenen regierenden Häusern deutscher Bundesstaaten tritt nach Hausgesetz oder Staatsverfassung der Volljährigkeitstermin für das Staatsoberhaupt allein oder auch für den Thronfolger früher ein als für die übrigen Familienglieder. So wird in Sachsen der König volljährig, sobald er das 18. Jahr zurückgelegt hat, während die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses es mit vollendetem 20. Jahr werden. In Oldenburg wird der Großherzog und der Erbgroßherzog mit vollendetem 18. Jahr großjährig, die übrigen Prinzen werden es erst mit vollendetem 21. Jahr In Württemberg werden König und Kronprinz mit 18 Jahren, die Nachkommen des 1815 gestorbenen ersten Königs mit 21, die übrigen Mitglieder des Königshauses mit 22 Jahren volljährig. Dagegen treten in andern Bundesstaaten alle Mitglieder der regierenden Familie zu demselben Termin in die Volljährigkeit, so in Mecklenburg (vollendetes 19. Jahr), in Koburg-Gotha (vollendetes 21. Jahr), in Bayern und in Preußen (vollendetes 18. Jahr).


Jakob Butz (Chorführer).


Therese Butz (Altistin).


Anna Flunger (Maria).


Mathilde Butz (Sopranistin).


Johann Zwink (Judas).

Eröffnung des diesjährigen Passionsspiels in dem oberbayrischen Dorf Oberammergau.

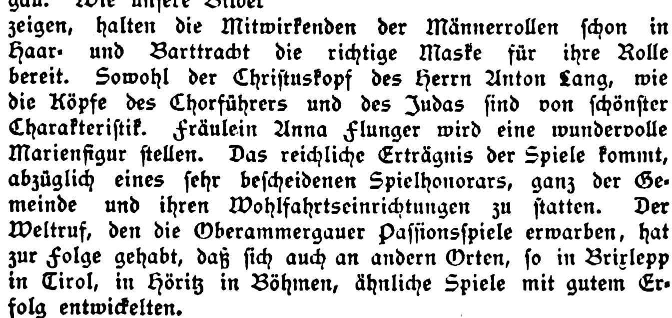
In einem der schönsten Thäler des bayrischen Oberlandes, dem Thal der Ammer, liegt das durch seine Passionsspiele berühmte Dorf Oberammergau. Das ist eine alte Kunststätte. Seit den Tagen Albrecht Dürers haben die süddeutschen Künstler in großer Menge alljährlich im oberen Ammerthal Sommerrast gehalten und mit dem Skizzenbuch Sommerarbeit gethan. Aber auch im Bauernvolk blühte die Kunst der Holzschnitzerei in der altehrwürdigen Zunft der Herrgottschnitzer, und nirgendwo in den Alpen klingen schönere Lieder, kunstreichere Jodler. Als zu Ende des vorigen Jahrhunderts im ganzen katholischen Deutschland die damals vielverbreiteten Passionsspiele verboten wurden, weil die mittelalterlich naiven und derben Texte den geläuterten Anstandsbegriffen widersprachen, war das Oberammergauer Passionsspiel das einzige, das erhalten blieb; es beruhte auf einem Gelübde, das im Pestjahr 1633 von der ganzen Gemeinde geleistet worden war. Die Texte wurden seither zweimal, zuerst von dem Benediktiner Othmar Weiß, später, 1850, von dem Geistlichen Rat Daisenberger revidiert und vielfach in ganzen Scenen den Evangelien angepaßt. Der Oberammergauer Lehrer, Rochus Dedler, schrieb eine durchaus würdige Musik, und so gedieh die Passionsbühne durch Vereinigung von geläutertem Kunstgeschmack, Theatererfahrung und frommer Hingebung der am Werk teilnehmenden Dorfbewohner zu einer Entwicklung, die die Bewunderung der Gebildeten, das höchste Interesse der Theatermänner erregte. Eduard


Anton Lang (Christus).
Phot. Ludwig Frank u. Komp., München.

Das Dorf Oberammergau in Oberbayern: Eröffnung der elektrischen Bahn Murnau-Oberammergau.
Photographische Momentaufnahme von Dr. Paul Denso.

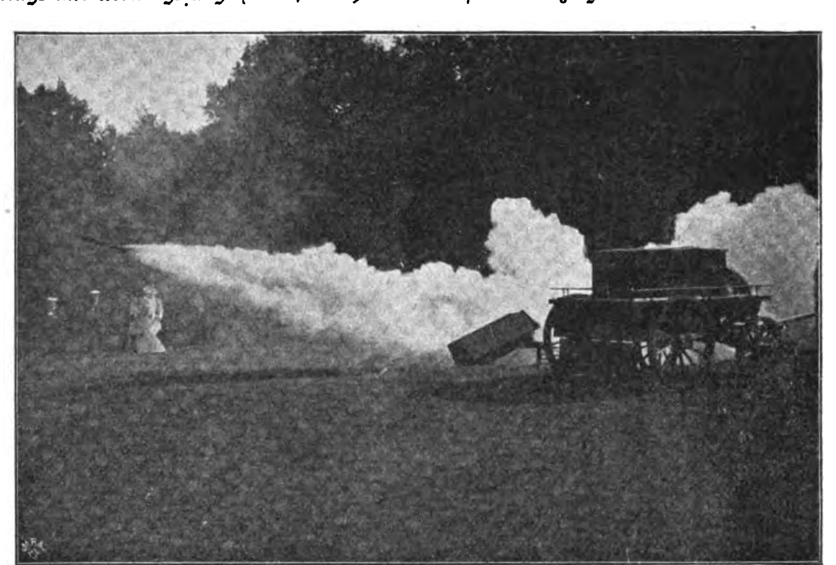
Devrient widmete diesen Darstellungen eine Schrift, die zunächst die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf die Oberammergauer Passionsspiele lenkte. Die letzten dieser alle zehn Jahre stattfindenden Spiele von 1880 und 1890 waren bereits von einem internationalen, aus allen Weltteilen rekrutierten Publikum besucht. Seitdem ist durch die Eröffnung der elektrischen Bahn von Murnau bis Oberammergau die Reise noch bequemer geworden.

Die Spiele werden Sonntags und Montags abgehalten, und jedes Spiel dauert, einschließlich der einstündigen Pause, neun Stunden. Der gedeckte, amphitheatralisch aufsteigende Zuschauerraum faßt 4000 Personen. Die Bühne ist ein großes Podium, das zu beiden Seiten die Häuser des Hohenpriesters und des Pontius Pilatus, sonst eine Straße Jerusalems zeigt und ist in eine Vorderbühne und eine Hinterbühne geteilt, die, mit einem Vorhang abschließbar, vollen Dekorationswechsel gestattet. Beim Spiel wirken etwa 550 Personen mit. Die Spiele werden von einem Vollzugsausschuß geleitet, der die Rollen verteilt, aber nur an Gemeindeangehörige von Oberammergau. Wie unsere Bilder zeigen, halten die Mitwirkenden der Männerrollen schon in Haar- und Barttracht die richtige Maske für ihre Rolle bereit. Sowohl der Christuskopf des Herrn Anton Lang, wie die Köpfe des Chorführers und des Judas sind von schönster Charakteristik. Fräulein Anna Flunger wird eine wundervolle Marienfigur stellen. Das reichliche Erträgnis der Spiele kommt, abzüglich eines sehr bescheidenen Spielhonorars, ganz der Gemeinde und ihren Wohlfahrtseinrichtungen zu statten. Der Weltruf, den die Oberammergauer Passionsspiele erwarben, hat zur Folge gehabt, daß sich auch an andern Orten, so in Brixlepp in Tirol, in Höritz in Böhmen, ähnliche Spiele mit gutem Erfolg entwickelten.



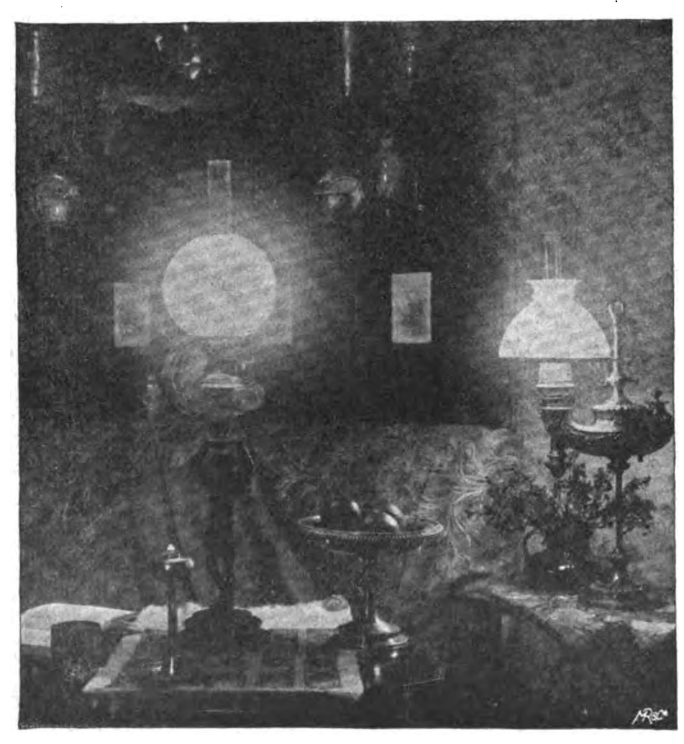
Was die Technik bringt.

Rakete der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. (Mit Abb.) Als vor kurzem der Postdampfer „Rex" bei Rügen strandete, wurde die Rettung der Passagiere und der Besatzung durch den Raketenapparat der dortigen Rettungsstation bewirkt. Es dürfte interessieren, wie eine solche Rakete aussieht. Unser Bild zeigt uns die Art und Weise, wie eine Rakete nach einem gestrandeten Schiff hin abgeschossen wird. Die Rakete nimmt eine dünne Leine nach dem Schiff mit hinüber. Mit dieser Leine wird ein starkes Tau nach dem Schiff gezogen, an dem durch eine sogenannte Rettungshose die Bergung der einzelnen Menschen erfolgt. Die Aufnahme ist aus freier Hand mit einem Klappapparat, Größe 9 × 12 cm, auf Seccofilm in einem Zeitraum von 1/1000 Sekunde gemacht. M. Kiesling.

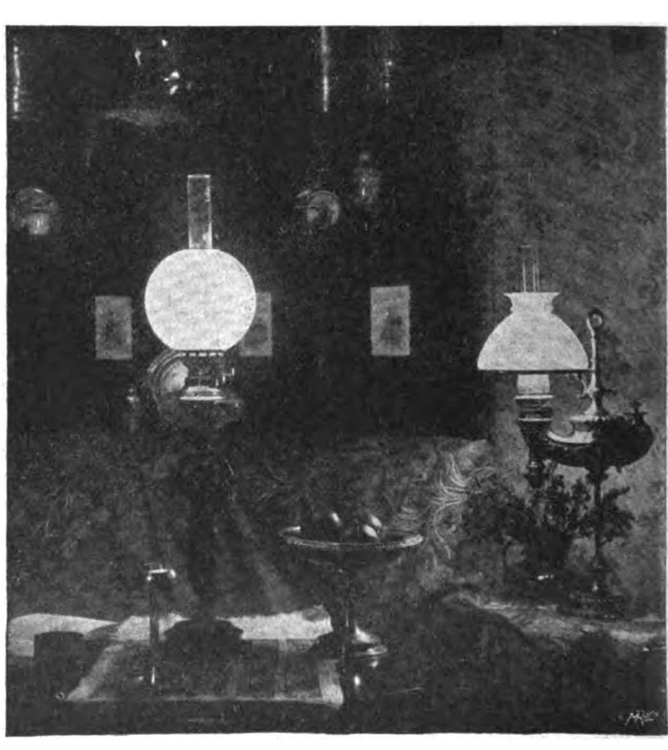


Raketenapparat zur Rettung Schiffbrüchiger.
Photographische Momentaufnahme.

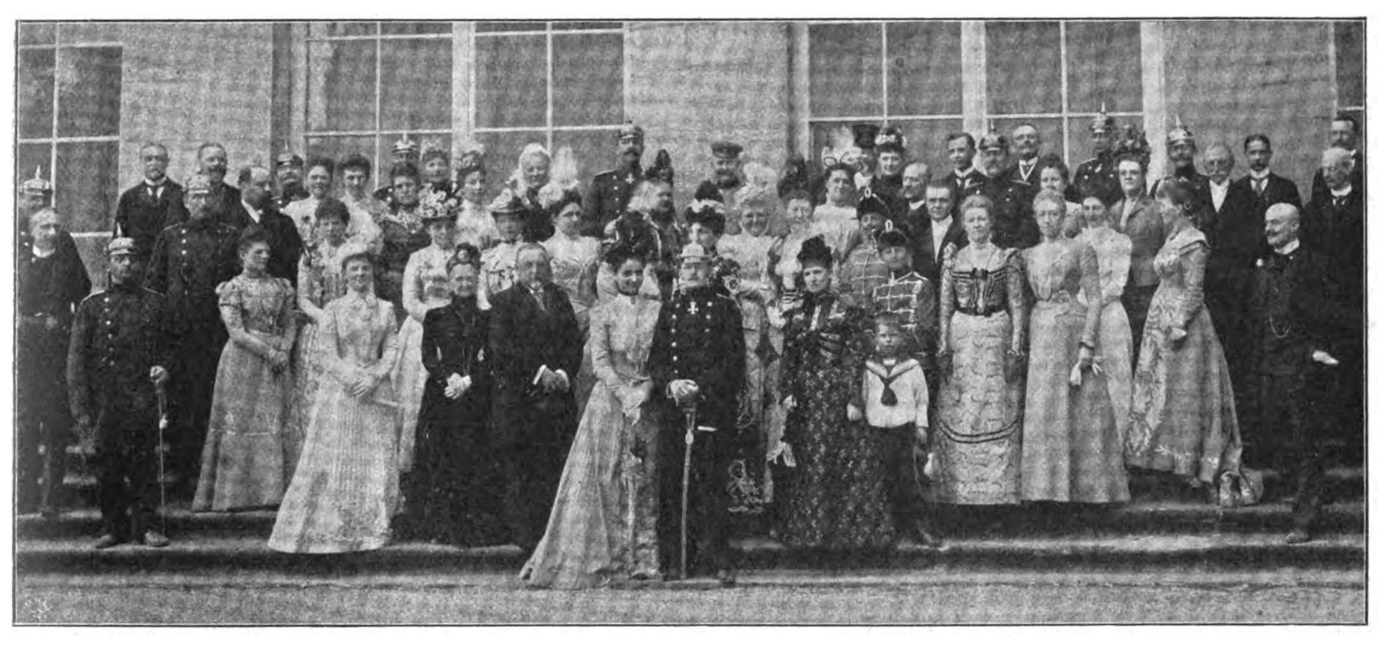
Antisol, ein Hilfsmittel der Photographie. (Mit 2 Abb.) Die Lichthöfe, die alle hellen Teile eines Bildes mit einer leuchtenden Aureole umgeben, zerstören oft die schönsten Aufnahmen und machen gerade die Wiedergabe reizvoller Lichtwirkungen unmöglich. In dem Antisol hat man nun nach langjährigen Versuchen ein Mittel gefunden, durch das sich jede beliebige lichtempfindliche Platte oder Film in einfacher Weise lichthoffrei machen läßt. Das Bestreichen der Platte mit Antisol in der Dunkelkammer kann von dem Ungeübtesten vorgenommen werden. Man nimmt mit dem Pinsel Bodensatz und Flüssigkeit gleichzeitig auf, bringt den Brei auf die Mitte der Glasseite der lichtempfindlichen Platte und verstreicht diesen gleichmäßig nach allen Richtungen. Die Platte ist in wenigen Sekunden trocken und aufnahmefähig, kann aber auch wieder verpackt und aufbewahrt werden, ohne daß der Anstrich hierdurch leidet.



Photographische Aufnahme einer Lampe ohne Antisol.



Photographische Aufnahme einer Lampe mit Antisol.



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57

1. Hptm. v. Pfeil. 2. Kammerherr Jonkheer van Weede. 3. Hptm. Mootz. 4. Freiherr van Taets van Goudrian. 5. Hptm. Fischer. 6. Kammerherr v. Alten. 7. Kammerherr Freiherr v. Raßler von Gamerschwang. 8. Freiin von Bissing. 9. Obstlt. v. Wälcknitz. 10. Freiin v. Reck. 11. Miß Maxwell. 12. Freiin v. Süßkind. 13. Königin Wilhelmine der Niederlande. 14. Fräulein v. Mauve. 15. Obstlt. v. Apell. 16. Frau v. Schmidt-Hirschfelde. 17. Gräfin Eda zu Erbach-Schönberg. 18. Fürstin-Mutter zu Schaumburg-Lippe. 19. Erbgroßherzogin Hilda v. Baden. 20. Prinzessin Alice v. Albany. 21. Graf Gustav zu Erbach-Schönberg. 22. Frau v. Rota, geb. v. Gersdorff. 23. Königin Charlotte von Württemberg. 24. Fürst Friedrich zu Waldeck u. P. 25. Herzogin Helene v. Albany. 26. Prinzessin Elisabeth zu Waldeck u. P., die Braut. 27. Fürstin zu Bentheim. 28. Erbgraf Alexander zu Erbach-Schönberg, der Bräutigam. 29. Gräfin zu Erbach-Schönberg, geb. Prinzessin v. Battenberg. 30. König Wilhelm von Württemberg. 31. Königin-Mutter Emma der Niederlande. 32. Prinzessin Heinrich zu Waldeck u. P. 33. Fürstin-Witwe Luise zu Waldeck u. P. 34. Fürstin Bathildis zu Waldeck u. P. 35. Prinz Heinrich zu Waldeck u. P. 36. Graf Adalbert zu Waldeck u. P. 37. Prinz Wolrad zu Waldeck u. P. 38. Graf Friedrich zu Waldeck u. P. 39. Prinzessin Albrecht zu Waldeck u. P. 40. Fürst Alexis zu Bentheim. 41. Erbprinz Eberwein zu Bentheim. 42. Graf Viktor zu Erbach-Schönberg. 43. Baronin von Hardenbroeck. 44. Erbgroßherzog Friedrich von Baden. 45. Schloßhauptmann Baur. 46. Gräfin Bernstorff. 47. Baronin Sloet. 48. Fräulein v. Krogh. 49. Major Frhr. v. Stein zu Nord- und Ostheim. 50. Freifrau van Taets van Goudrian. 51. Baronin Ittersum. 52. Major Frhr. v. Gemmingen. 53. Generalleutnant Graf du Monceau. 54. Graf Bylandt. 55. Frhr. v. Hadeln. 56. Colonel Sir Robert Collins. 57. Kammerrat Müller.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Paul Molsberger, Arolsen.

Vermählung des Erbgrafen Alexander zu Erbach-Schönberg mit der Prinzessin Elisabeth zu Waldeck u. P.

Weit häufiger als in früheren Zeiten ist es in den letzten Jahren vorgekommen, daß deutsche Fürstentöchter einem einfachen Grafen die Hand zum Bund fürs Leben reichten. Diese Grafengeschlechter repräsentieren keine niedere Rangstufe, da sie früher als reichsunmittelbare Standesherrn dieselben Vorrechte wie die regierenden Geschlechter genossen. Eine solche Hochzeit zwischen einem Erbgrafen und einer deutschen Fürstin fand Anfang Mai im Schloß zu Arolsen statt. Die jüngste Schwester des Fürsten zu Waldeck und Pyrmont, Prinzessin Elisabeth, vermählte sich mit dem Erbgrafen Alexander zu Erbach-Schönberg. Die sechsundzwanzigjährige Prinzessin, eine Tochter des verstorbenen Fürsten Georg Viktor und der ebenfalls bereits verstorbenen Fürstin Helene, ist die Schwester der Fürstin zu Bentheim-Steinfurt, der Königin-Witwe Emma der Niederlande und der verwitweten Herzogin von Albany, der Mutter des jungen Herzogs, der berufen ist, dereinst den Thron von Sachsen-Koburg-Gotha einzunehmen. Mit der zweiten Gemahlin ihres verstorbenen Vaters, der verwitweten Fürstin Luise zu Waldeck und Pyrmont, verbindet die junge Prinzessin ein inniges Freundschaftsverhältnis. Der Gemahl der Prinzessin, Erbgraf Alexander zu Erbach-Schönberg, ist der älteste Sohn des Grafen Gustav und der Gräfin, geb. Prinzessin Marie von Battenberg. Unter den fürstlichen Gästen, die zu den Hochzeitsfeierlichkeiten auf Schloß Arolsen erschienen waren, befanden sich außer den Schwestern der Braut, den Eltern und Angehörigen des Bräutigams auch die Königin-Witwe Emma der Niederlande, die junge Königin Wilhelmine, das württembergische Königspaar sowie der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin von Baden mit ihrem Gefolge. Unsere Abbildung zeigt die glänzende Hochzeitsgesellschaft auf Schloß Arolsen.

Phot. Th. Andersen, Stuttgart.

Prinzessin Elisabeth zu Waldeck u. P.



Phot. Schmidt, Bensheim.

Erbgraf Alexander zu Erbach-Schönberg.

Was die Aerzte sagen.

Das Heufieber.

Der „wunderschöne Monat" Mai, in dem die Natur das Fest der Wiedererstehung feiert, hat seine Tücken, über die uns selbst die schwungvollsten Dithyramben unserer Reimschmiede nicht hinwegtäuschen können. Mögen auch die blühenden Wiesen und Getreidefelder unser Auge immer wieder von neuem entzücken — unserer Nase sind sie mitunter wenig genehm. Die Annäherung an eine solche in duftendem Blütenschmuck prangende Wiese, an ein Roggenfeld genügt nämlich, um bei manchen Menschen durch Einatmung gewisser in der Luft verteilter Blütenpartikelchen eine eigenartige Krankheit hervorzurufen, die allgemein als „Heufieber" bezeichnet wird.

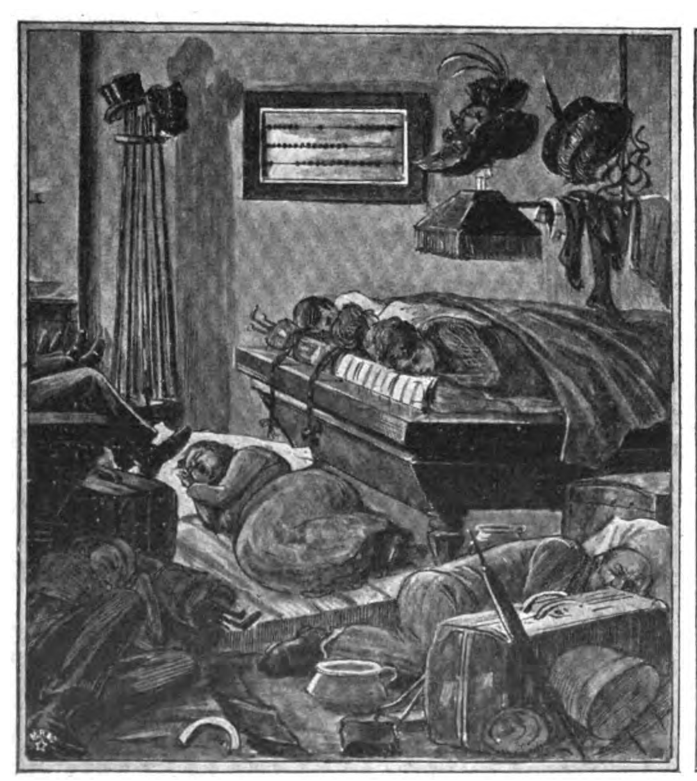
Ein seltsames Leiden, dieses Heufieber! Es sind noch nicht ganz hundert Jahre, als ein englischer Arzt, Dr. Bostock, nach Beobachtungen an sich selbst, die erste eingehende Beschreibung der von ihm „Sommerkatarrh" genannten Krankheit gab. Indes hat man sich erst in den letzten Jahrzehnten eingehender mit ihrem Studium beschäftigt.

Die Krankheit ist durch einen entzündlichen Katarrh der Augenbindehaut und der oberen Luftwege gekennzeichnet, der sich in schwereren Fällen zu ausgesprochenen asthmatischen Anfällen steigert. Die Thränenabsonderung ist vermehrt, die Patienten niesen mitunter beängstigend oft, husten auch wohl, klagen über Brennen im Hals und — zumal wenn etwas Fieber vorhanden ist — über allgemeine Schwäche und Schlaflosigkeit. Die ersten Anfälle treten im Mai, vornehmlich im letzten Drittel des Monats, und im Juni auf; im Durchschnitt dauert die Krankheit sechs Wochen. Mitunter bekommen die Kranken im Herbst einen zweiten Anfall. Die Krankheit befällt Männer ungleich häufiger als Frauen und kommt vorwiegend bei Stadtbewohnern, weniger unter der Landbevölkerung vor.

Man nimmt an, daß die in der Luft verteilten, eingeatmeten Pollenkörner gewisser Grasarten als ein Reiz auf die Schleimhäute wirken. Vielleicht handelt es sich auch hier wieder einmal um die verderbliche Thätigkeit gewisser Bakterien, gewisser Parasiten, die zu der angegebenen Jahreszeit auf den Pollen schmarotzern. Besonders empfänglich sind Personen, deren Nasenschleimhaut bereits in irgendeiner Weise eine krankhafte Veränderung zeigt.

Leider wiederholen sich die lästigen Anfälle oftmals mehrere Jahre hintereinander, besonders wenn die Patienten zu ihrer Kräftigung in korn- und grasreiche Gegenden gehen. Wer zu einer Erkrankung an Heufieber neigt, darf in der kritischen Zeit nicht solche Orte aufsuchen, sondern vielmehr hochgelegene Gebirgsgegenden, abgelegenere Inseln, wie Helgoland, das ja sogar einen „Heufieberbund" aufzuweisen hat.

Karikaturen der Woche: Ueberreichung einer Ehrengabe an den Tschechenführer für tapfere Obstruktion im Oesterreichischen Abgeordnetenhaus.



Für 50 Franken.



Für 25 Franken.

Karikaturen der Woche: Nachtlogis in Paris während der Weltausstellung.

Druck und Verlag von August Scherl, Berlin SW., Zimmerstr. 39/41. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, Berlin.

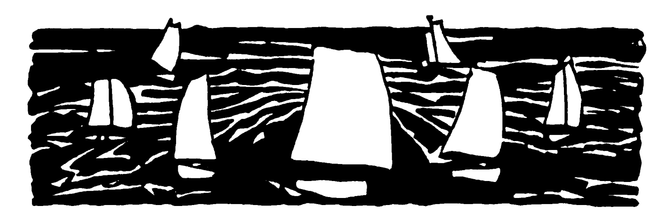
DIE·WOCHE.

Nummer 23. **Berlin, den 9. Juni 1900.** **2. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 23.

Man abonniert auf die „Woche":

in **Berlin und dessen Vororten** bei der Geschäftsstelle Zimmerstraße 39—41, sowie bei allen Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und sämtlichen Buchhandlungen;
im **Deutschen Reich** bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 8331);
im **Ausland** bei den Postanstalten folgender Staaten:
Belgien (4,04 fr.), Dänemark (2,83 Kron.), Italien (4,88 Lire), Luxemburg (4,20 fr.), Niederlande (2,10 fl.), Norwegen (3,05 Kron.), Oesterreich ([Postzeitungsliste Nr. 4239] 3,70 Kr.), Schweden (3,10 Kron.), Ungarn (4,01 Kr.).
(Der in Klammern gestellte Betrag ist der vierteljährliche Abonnementspreis.)
in der **Schweiz** und in **Rußland** nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten Abonnements entgegen;
in **Frankreich** nehmen alle Buchhandlungen Abonnements entgegen;
für **England** nimmt die Firma Emile Pelletier, 56 Charlotte Street Fitzroy Square, London W, Abonnements entgegen.



Die sieben Tage der Woche.

31. Mai.

In Koblenz findet unter dem Vorsitz des Herzog-Regenten Albrecht von Mecklenburg-Schwerin die diesjährige Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft statt. Im Laufe der Verhandlungen kommt es zu einer scharfen persönlichen Auseinandersetzung mit dem Rechtsanwalt Scharlach (Hamburg).

Johannesburg wird von den Engländern besetzt. Lord Roberts hält seinen Einzug in die vom Kommandanten Krause übergebene Stadt.

Die französische Kammer beschließt, im Sinne der Erklärung Waldeck-Rousseaus', mit 313 gegen 171 Stimmen, die Interpellation über den Rücktritt Galliffets auf einen Monat zu verschieben.

1. Juni.

Aus London kommt die Meldung, daß Kaiser Wilhelm der Königin Viktoria zu den Erfolgen Lord Roberts' ein Glückwunschtelegramm gesandt habe.

Der Berliner Magistrat nimmt den Antrag der Verkehrsdeputation an, künftighin neue Straßenbahnlinien auf Rechnung der Stadt zu bauen und zu betreiben.

Der Khedive von Aegypten begiebt sich von Kairo nach Konstantinopel zum Besuch des Sultans.

2. Juni.

Der Kaiser empfängt in Gegenwart des Staatssekretärs, Grafen von Bülow, den neuernannten Gesandten von Mexiko, General Rincon Gallardo, der bei der Audienz sein Beglaubigungsschreiben überreicht.

Der Inspekteur der Kriegsschulen, Generalleutnant v. Oidtmann (Portr. S. 988), reicht sein Abschiedsgesuch ein.

Der Kongreß der holländischen Bevölkerung der Kapkolonie nimmt einstimmig eine gegen die Annexion der südafrikanischen Burenrepubliken gerichtete Resolution an.

3. Juni.

In Leipzig wird der 9. Jahreskongreß der deutschen Neuphilologen eröffnet.

In Italien finden die Neuwahlen zur Deputiertenkammer statt. Die Regierung erzielt dabei zwar eine starke Majorität, aber auch die Sozialisten gewinnen eine Anzahl Sitze.

Ein amtliches Telegramm aus Pretoria meldet, daß bei Irene, acht Meilen südlich von Pretoria, ein schweres Gefecht stattgefunden habe, bei dem die Buren ihre Stellungen behaupteten.

4. Juni.

In Potsdam wird in Gegenwart des Kaiserpaars, der ganzen kaiserlichen Familie sowie des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Griechenland das Stiftungsfest des Lehr-Infanterie-Bataillons in der herkömmlichen Weise begangen.

Der deutsche Generalkonsul in Kapstadt, Dr. Focke, wird einstweilen in den Ruhestand versetzt. Zu seinem Nachfolger ist der z. Z. in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts beschäftigte Stellvertreter des Gouverneurs von Deutsch-Südwestafrika, von Lindequist, ausersehen.

Der Boxeraufstand in China nimmt größere Dimensionen an. Es kommt zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen den Aufständischen und einer Abteilung Kosaken, wobei Ersteren schwere Verluste beigebracht werden. Mehrere Christen werden von den Boxern ermordet. Die Kriegsschiffe der Großmächte entsenden Marinedetachements nach Peking zum Schutz der Europäer.

5. Juni.

In Köln wird die Deutsche Lehrerversammlung eröffnet.

Lord Roberts meldet die nach blutigen Kämpfen vollzogene Besetzung von Pretoria. Bei Lindley gerät ein ganzes Yeomanrybataillon in die Gefangenschaft der Buren.

6. Juni.

Im Reichstag beginnt die zweite Lesung der Flottenvorlage.
Unter dem Vorsitz des Kultusministers Dr. Studt tritt die auf Befehl des Kaisers einberufene Schulkonferenz zusammen.



Der Zusammenbruch in Transvaal.

Von Professor Dr. Max Lenz.

So scheint denn wirklich das Trauerspiel zu Ende zu gehen. Das Glück des Krieges ist dem Eroberer, den es so oft genarrt, schließlich doch wieder treu geworden. Die Gewalt hat gesiegt, die Sache der Freiheit und des Rechts unterlag, und die Buren können sich fortan mit den Hindus und Fellahs der Segnungen englischer Zivilisation getrösten und, wenn erst die fremden Spekulanten sie arm gemacht, von Haus und Hof verjagt haben werden, mitsamt ihren eigenen Heloten, den Kaffern, für die gemeinsamen Herren das Gold aus ihren Bergen graben, die sie dem Gegner kampflos überließen. Selten haben die Wechselfälle eines Krieges alle Prophezeiungen und die Urteile der Militärs ebensowohl wie die der Laien so sehr getäuscht wie in diesem. Es war von Anfang bis zuletzt ein jähes Auf- und Abwogen

von Flut und Ebbe. Nach den ersten Erfolgen der Engländer, von denen berauscht sie schon das Ende des Kriegs nahe wähnten, welch ein fürchterlicher Sturz aus allen ihren Himmeln, als die Nachrichten von dem Rückzug aus Glencoe und der Schlacht von Ladysmith in London eintrafen! Schon glaubte man allgemein die noch offene Stadt verloren und rechnete ihren Fall nur nach Tagen. Und ohne Frage hat damals nur das Ungeschick der Burenführer die Einnahme verhindert. Aber alle Versuche der Engländer, die drei Städte, in denen ihre Truppen eingeschlossen waren, zu befreien, waren vergebens. Drei volle Monate erlebten sie unter dem Hohngelächter der Welt nichts als Schmach und Niederlagen; ihre besten Divisionen zerschmolzen unter dem vernichtenden Feuer, das sich aus den dünnen Linien der Belagerer über sie ergoß. Als im Januar ein neuer Versuch Bullers, die Kameraden in Ladysmith zu retten, am Spionkop zerschellt war, hielt alle Welt ihr Schicksal für endgiltig besiegelt, und die Optimisten sahen schon nicht bloß die Freiheit der Republiken, sondern ganz Südafrikas gekommen. Da war es der glückliche Vorstoß des neuen Oberbefehlshabers der Engländer, der alles wieder umstieß; die eine Niederlage Cronjes genügte, um den Kriegsmut der Buren zu zerbrechen und Zersetzung und Verzagtheit in ihre Reihen zu tragen: bei dem Zusammentreffen mit dem einmal siegreichen Feldherrn räumten sie rasch das Feld, gaben Bloemfontein auf und die Schanzen vor Ladysmith. Noch einmal schien ihnen das Glück lächeln zu wollen, als im April dem plötzlichen Anschwellen der englischen Macht eine ebenso rasche Lähmung gefolgt war. Wir sahen den Oberbefehlshaber in Bloemfontein und ebenso Methuen und Buller an ihre Stellungen um Kimberley und Ladysmith gefesselt, von den Feinden, die sich von ihrem Kleinmut völlig erholt zu haben schienen und kecker als je auftraten, rastlos umschwärmt und bis in ihre Quartiere hinein bedrängt; die Gefahren des Guerillakriegs, die man ihnen so oft prophezeit hatte, schienen sich jetzt den Engländern aufthun zu sollen. Auch die Operationen Lord Roberts', die den Ring, der ihn einschnürte, zerbrachen, hatten keinen rechten Erfolg, da ihr eigentlicher Zweck, den Feind zu fassen und zu fangen, mißlang; alle seine Anstrengungen endeten in einem Luftstoß. Dann aber wandte sich abermals die Wage; und nun sind bis ans Ende die englischen Armeen in stetem Vormarsch geblieben. Seitdem die Buren vor Brandfort und Tabanchu verdrängt wurden, haben sie nirgends mehr standgehalten, von Fluß zu Fluß, von Bergzug zu Bergzug sind sie zurückgewichen: Winburg, durch sein Hügelland zur Defensive wie geschaffen, Kroonstad, das sie stark befestigt und zum Zentrum ihrer Verteidigung zu machen gedacht hatten, die Stellung am Vaal, die sie bis auf den Tod verteidigen zu wollen erklärten, Johannesburg selbst, dessen Minen sie in die Luft sprengen wollten, endlich auch Pretoria, das sie mit einem Kranz von Forts umgaben, zu einem großen, modern ausgerüsteten Waffenplatz gemacht hatten — alles haben sie nach geringen Scharmützeln, oft ohne einen Schuß zu feuern, aufgegeben, und schon steht der Gegner im Herzen ihres Landes.

Wie ist das alles gekommen? Reichen militärische Gründe hin, um die Plötzlichkeit dieses Umschlags, die Größe der Katastrophe zu erklären? Sind die Talente Lord Roberts' in der That so viel bedeutender als die seiner Kameraden, die nur Niederlagen zu melden hatten? Haben die englischen Truppen seit dem April vorsichtiger patrouillieren, besser marschieren, kräftiger attackieren und sicherer zielen gelernt? Oder sind sie etwa so sehr verstärkt worden, daß jeder Widerstand gegen die Ueberzahl unmöglich wurde?

Von letzterem wenigstens kann keine Rede sein. Eine Division aus Natal, die erst dem General Buller entzogen werden mußte, und dazu noch einige der nach der Dämpfung des Aufruhrs im Kapland freigewordenen Besatzungen war alles, was der Oberbefehlshaber noch heranziehen konnte; denn die 8. Division unter Rundle, das letzte, was das Vierhundertmillionenreich in Großbritannien selbst hatte aufbringen können, war schon beim Hauptheer, als es von den Buren eingekreist wurde. Schwerlich hat Lord Roberts heute so große Streitkräfte an der Front wie im Februar beim Vormarsch gegen Cronje. An Kavallerie ist er, soviel man aus den unsicheren Nachrichten schließen kann, bedeutend schwächer, als er damals war; offenbar hat er das durch die Seuchen im März und April eingebüßte Pferdematerial nicht voll ersetzen können; auch haben, so wenig er um den Rückweg besorgt zu sein scheint, die Etappenlinien besetzt bleiben müssen, und noch immer halten im Griqualand aufständische Trupps und im Osten des Freistaats die Reste der Oranjeburen das Feld und haben beträchtliche Truppenteile auf sich gezogen. Andrerseits haben die Buren seit Cronjes Niederlage vor dem Feind wenig eingebüßt; ihre Verluste im Kampf zählen nur nach hunderten, und diejenigen der Engländer sind immer noch größer gewesen. Was diese neuerdings an Kanonen, Proviant- und Munitionswagen gewannen, hat den Schaden, den sie im April erlitten, nicht ersetzen können. Ihre Gegner haben ihnen ja kaum Gelegenheit gegeben weder zum Angreifen noch zum Schießen. So rasch die Engländer marschieren mochten, immer fanden sie das Nest leer: ein paar Schwadronen in Flanke und Rücken genügten den Buren jedesmal, um die festesten Stellungen zu räumen. Wie hatten sie es bei Belmont, am Modderriver und bei Magersfontein, bei Colenso und noch bei Peeters und Paardeberg verstanden, die englischen Sturmkolonnen von sich fernzuhalten! Vergebens hatte Lord Kitchener die besten Regimenter seines Chefs drangesetzt, um die zu Tode erschöpften Leute Cronjes in der Flußhöhlung des Modderriver zu überwältigen; durch die Feuerzone der paar tausend Mausergewehre hatte die zehnfache Uebermacht nicht hindurchdringen können. So hatte auch Buller bei Peeters umsonst seine geschontesten Truppen vorgeführt: wie die Aehren unter dem Schnitter, schrieb damals ein Korrespondent, sanken die Inniskillingsfüsiliere Mann bei Mann unter dem Feuer, das ihnen aus den feindlichen Laufgräben entgegenschlug.

Seitdem aber haben die britischen Truppen eine so schwere Probe niemals mehr zu bestehen gehabt, und ihre Verluste sind immer geringer geworden; sie haben die Macht der Buren durch bloße Märsche zerstört, und vor ihren paar tausend Reitern sind diese davongelaufen, als hätten sie Sense und Dreschflegel statt des Mausers in der Hand.

Ein so völliger Zusammenbruch läßt sich nicht bloß durch die Inferiorität der Milizen gegen die reguläre Truppenmacht, auf die man im Verlauf des Kriegs so oft hingewiesen hat, und überhaupt nicht durch militärisch-technische Qualitäten erklären: seine Wurzeln liegen tiefer. Auch die Schweizer können nur Milizen aufbieten. Aber man denke sich einmal die Söhne der Alpen in die gleiche Katastrophe, in den Kampf um die Existenz hineingestellt: würden sie auf die erste Niederlage hin das Spiel aufgeben? Würden nicht gerade dann alle die Tugenden und Kräfte in ihnen neu aufflammen, die ihre Altvordern in den Schlachten gegen Habsburg und Burgund aufrecht erhielten und die ihre Eidgenossenschaft in einer sechshundertjährigen Geschichte bewährt hat? Oder man stelle sich vor, daß wir selbst von Feinden bedrängt würden, daß wir nicht mehr um eine Provinz, ein paar Grenzdistrikte, wie die Franzosen im Jahr 1870, sondern um unser Dasein als Volk zu kämpfen hätten: würden uns dann auch die schwersten Niederlagen, und kämen die Feinde von Ost und West, zu Land und von der See her über uns, beugen können? Würde es auch nur eine Stimme geben, die von Ergebung sprechen dürfte, oder würde nicht vielmehr jeder Hader schweigen und wir alle in Not und Tod wie Brüder zusammenhalten?

Die militärischen Bedingungen waren für die Buren nach ihrer Verdrängung aus Tabanchu noch immer kaum ungünstiger zu nennen, als sie im März nach dem Einzug Lord Roberts' in Bloemfontein gewesen waren. Aber die moralischen Kräfte haben ihnen seitdem versagt. Das Gemeingefühl, das ein Volk, dem seine Freiheit lieb ist, bis in das Mark durchdringt und das erst die Grundlage, die belebende Kraft aller seiner Organisationen in Staat und Krieg bildet, ist in ihnen noch nicht weit genug entwickelt, und der enge Bibelglaube, der sie beseelt, ist nicht imstande,

es zu ersetzen. Sie sind immer noch mehr Stamm als Volk. Der Wille, ein Volk zu werden, der ihre Väter über den Oranje und den Vaal hinausführte und der sich in geringern Krisen durch zwei Generationen bewährte, ist dieser letzten Feuerprobe gegenüber zu schwach gewesen. Sie haben vergessen, daß das Leben nur dem, der es voll einzusetzen vermag, gewonnen werden kann. Sie haben ihr persönliches Dasein, Haus und Hof, Weib, Kind und Vieh schließlich lieber gehabt als die Freiheit und den Staat.

Hierauf hat Lord Roberts gerechnet, als er jedem Buren, der sein Gewehr abliefert und sich eidlich zum Stillsitzen verpflichtet, Sicherheit der Person und des Besitzes verhieß, den Ausbleibenden aber die Konfiskation ihrer Habe androhte und den Offizieren, den Führern ihres Volks, den Anstiftern zum Krieg die Rache Englands ankündigte. Man wird nicht eben sagen dürfen, daß die Proklamationen des englischen Generals, die eine Prämie auf die Feigheit und den Verrat setzen und den Eid, den der Gegner seiner Fahne geschworen, durch einen erzwungenen Gegeneid brechen wollen, die sich an dem privaten Besitz nach Art der Marodeure zu vergreifen drohen und die Liebe zu Freiheit und Vaterland unter Strafe stellen, vom Standpunkt — ich sage nicht der Zivilisation, denn es war auch der Römer Weise gegenüber den Barbaren — aber des Rechts und der Moral einwandfrei seien: aber sie sind nützlich gewesen und echt englisch; sie haben Blut gespart und dennoch eine Sprengwirkung gehabt, größer als die der Lydditgranaten und als alle militärischen Talente, die Lord Roberts hat entwickeln mögen.

Ob nun die Woge der Freiheitsliebe, die die Buren zu Anfang des Kriegs über die Grenzen des Landes hinaus und auf die Siegesfelder von Colenso, Stormberg und Magersfontein geführt hat und die sie, nachdem ihnen schon im Februar aller Mut gesunken war, im April noch einmal emportrug, zum drittenmal wiederkehren wird? Unmöglich ist es nicht. Und fänden sich wirklich auch nur zehntausend entschlossene Männer, solche vom Schlage der deutschen Offiziere, die unter ihnen, und sicherlich bis ans Ende, kämpfen, sie könnten in dem Bergland von Lydenburg und Wakkerstrom den Eroberern noch Arbeit genug machen. Aber auch die Optimisten wagen es kaum noch zu hoffen.

Uns aber, gestehen wir es, wird bei diesem Schauspiel trübe zu Mut, und unsere Sympathien für die Unterdrückten selbst müssen geringer werden. Wir mögen wohl noch ein Mitleiden haben mit den armen Leuten, die sich einem Gegner gegenüberstellten, der zu aller seiner Uebermacht auch vergiftete Waffen nicht verschmäht; aber der tiefinnere Anteil, den der tragische Anblick des Heldenkampfes eines Volks um seine Freiheit, eines Kampfes nach Numantinerart in uns erweckt, das Mitgefühl, das die Seele erhebt, indem es sie erschüttert, ist dahin. Der Kampf, der sich zu einem so heroischen Ringen entwickelte, scheint nun doch so enden zu wollen, wie er den Engländern anfangs erschien, als der Kampf des Elefanten mit der Maus: und die Maus sucht sich zu retten, indem sie sich in ihre Löcher verkriecht.

An die Intervention, die im April mancher Zeitungsdiplomat voraussah und mit gewichtiger Miene von Rußlands oder Amerikas Seite ankündigte, wird jetzt wohl niemand mehr glauben. Die großen Regierungen sehen die Buren so gleichmütig unterliegen wie vor zwei Jahren die Spanier. Denn nur der Starke findet Freunde, und nur wer des Nächsten Haus brennen sieht, hat zur Not das Bedürfnis, ihm beizuspringen. In den Verhältnissen der Großmächte zu einander hat sich durch den Krieg wenig verändert. Zwei kleine Monde, die den englischen Planeten, ihm allzunah, umkreisten, werden von seinen Gluten verschlungen: die allgemeine Konstellation ist dadurch nicht beeinflußt worden. Von sich aus und im Bereich ihres Systems könnten die großen Mächte am Ende wieder zu einem Friedenskongreß im Haag zusammentreten. Zwar haben die Franzosen an der Südgrenze Marokkos von der Sahara her Fuß gefaßt, und, wie es jüngst hieß, wird der heilige Krieg unter den Mauren gegen sie gepredigt; die englischen Guineen mögen dort helfen, das Glaubensfeuer in Brand zu bringen. Jedoch ist es in den Zeitungen schon wieder ziemlich still darüber geworden. Auch der Handel, den die Russen in Korea, wo sie in Masampo sich einen neuen Kriegshafen sicherten, jüngsthin anfingen, wird nur noch wenig besprochen; wie man sagt, haben die Japaner — denn die Engländer sind weit — zunächst zum bösen Spielgute Miene gemacht. Und im Reich der Mitte feiert sogar die Einigkeit Europas und seiner Zivilisation neue Triumphe, denn die Unthaten der Boxer zwangen die Mächte, Truppen zu landen, um Hand in Hand ihre Glaubensgenossen und ihre Kapitalien zu schützen.

Oder wird England, sobald es die Arme frei hat, wieder die grobe Miene aufsetzen, die es bei Faschoda und Samoa mit so gut gespieltem Ernst und bestem Effekt herausgesteckt hat? Soeben ist uns ja auf der Rhede von Spithead der Beweis geliefert worden, daß die englischen Kanonen auch zu Wasser schießen und sogar besser treffen können als auf dem Land — vorausgesetzt, daß der Gegner stillhält und nicht wieder schießt. Zwar meinen unsere Marineoffiziere, daß das Experiment militärisch nutzlos gewesen sei und daß man es mit ein paar Panzerplatten besser und vor allem billiger hätte haben können. Aber vielleicht war die Absicht der Engländer mehr politisch als militärisch: sie wünschten wohl, daß ihre Panzerbatterien jenseits des Kanals gehört würden, und haben vielleicht bei ihren guten Freunden und Nachbarn auf Empfindungen gerechnet, wie sie leider bei uns in letzter Zeit nur zu häufig wach geworden sind. Nun, dann werden hoffentlich unsere Volksvertreter in den Beschlüssen, die jetzt im Reichstag bevorstehen, die gebührende Antwort darauf zu geben wissen, und werden sich in ihren Erwägungen nicht dadurch beirren lassen, daß die Engländer durch die Schießübung von Spithead ja der Welt bewiesen haben, daß es auch in ihrer Flotte Dutzende von alten Kästen, schwimmenden Särgen giebt.

Man hat bei uns vielerlei Gründe für die Verstärkung unserer Flotte vorgebracht, solche, die auf die Herzen und die auf die Geldbeutel wirken sollen, auf Gelehrte und Ungelehrte, Patrioten und Sozialdemokraten, Arbeiter und Kapitalisten, manche weit hergeholt aus historischen und wirtschaftlichen Kombinationen, aus der Vergangenheit und der Zukunft und vor allem den Bedürfnissen der Gegenwart, unter vielen bedeutsamen auch manche unüberlegte, jedoch alle gut gemeint und voll patriotischen Empfindens. Ein Argument aber ist darunter, das viel zu häufig gehört und mit der Miene besonderer Sachkenntnis und überlegenen Urteils vorgetragen worden ist: verwerflich selbst dann, wenn es so wahr wäre, wie es in Wirklichkeit grundlos und ein Produkt verängstigter Händlerphantasie ist: daß wir, wenn England uns heute Krieg ankündigte, ihm völlig wehrlos gegenüberstünden, ja dem Elend, dem Hunger und der Verzweiflung ausgeliefert sein würden. Als ob wir uns vor einer Macht zu fürchten hätten, die acht Monate oder mehr gebraucht, um einen Volksstamm von 200 000 Seelen unter die Füße zu treten, vor einem Reich, das an allen Grenzen, mögen sie auch die Erde umspannen, von Rivalen umlauert wird und nichts als ein Söldnerheer hat, um die Millionen widerwilliger Unterthanen zu beherrschen, vor einer Regierung, die alle unsere Kämpfe um die nationale Einheit mit Scheelsucht verfolgte, aber niemals einzugreifen den Mut hatte, und die unserer Freundschaft wahrlich mehr bedarf als wir der ihrigen. Und als ob es überhaupt für eine Nation wie die unsere, wenn sie den noch wenig bewehrten Arm stärker wappnen will, irgendeines andern Grundes bedürfe, als daß sie in allen Händeln der Welt, die ihr Interesse berühren, mitreden und niemals ungestraft beleidigt werden will. Mögen die Männer, denen die Vertretung unserer Interessen und, was mehr ist, unserer Ehre anvertraut ist, des Worts eingedenk bleiben, mit dem einst in großer Zeit der Schöpfer unseres Reichs einen schwäbischen Volksvertreter zurückwies, der es gewagt hatte, mit Frankreichs Macht zu drohen: „vor allen Dingen," sprach Bismarck, „gebe ich Ihnen zu bedenken, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet."

Berlin, 6. Juni 1900.





Wovon man spricht.

Beginn der Reisezeit. Die frohe Reisezeit bricht an für die glücklichen Stadtbewohner, die mit den ersten heißen Tagen hinausflüchten können in die kühlen Schatten des Bergwalds, zu den rauschenden Fluten der See; die hoffnungsfrohe Reisezeit für viele minder Glückliche, die ihre Leiden und Gebrechen während des schlimmen Winters erdulden mußten und sie nun in die heilenden Bäder führen, um dort Genesung zu finden. Der Bädeker und das Reichskursbuch drängen die andere Litteratur in den Hintergrund; bilden doch diese beiden Ratgeber die wichtigste Vorbereitung für die Reise. Zu ihnen gesellen sich freilich für die elegante Welt noch die Wunderkünstler der Mode mit den neusten Bade- und Strandtoiletten. Aber auch das einfacher gestimmte Lebewesen setzt seine Phantasie in Thätigkeit, um seiner Erscheinung den sofort erkennbaren Ausdruck eines Vergnügungsreisenden zu geben. Zum mindesten muß eine etwas abenteuerliche Kopfbedeckung dem Reisekleid den gewünschten Charakter geben. Während der Luxusmensch Koffer auf Koffer häuft, um für alle Fälle eine Auswahl der wichtigsten „Dreß“ bereit zu halten, trifft der bescheidene Bürger seine Vorbereitungen unter der Parole „Möglichst wenig Gepäck!“ Das Omnia mea in einem Handkoffer oder gar in einem selbsttragbaren Rucksack unterbringen zu können, ist jetzt der Gegenstand sorglichsten Studiums vieler Tausende. Und so laufen die fröhlichen Sorgen der Ausstattung zusammen mit den Fragen um die Reiseroute. Die Einrichtung der zusammenstellbaren Fahrscheinhefte fördert sichtlich das Studium der Geographie Mitteleuropas, und man lernt an der Hand dieses Studiums sorgfältig die Strecken unterscheiden, die man am besten bei Nacht im Schnellzug durchrast, und jene, die man bei Tage im behaglichen Bummelzug mit Benutzung aller Bahnhofbiergelegenheiten genießen will. In der Hauptsache teilen sich die Reisemenschen des Sommers in zwei Kategorien: die einen wollen möglichst viel sehen, die andern wollen der möglichst großen Bequemlichkeit und Freiheit froh werden. Es ist aber fraglich, ob derjenige, der vieles gesehen hat, auch viel gesehen hat. Und doch finden die großen Gesellschaftsreisen mit ihrem für jede Tagesstunde vorher bestimmten Programm immer mehr Anklang. Hier ist ein Genießen der Massen in Massen. Dort ein persönliches Sichhineinleben in eine enger begrenzte Zahl von Bildern, deren Wert aber vom einsamen Bummelreisenden voll ausgeschöpft wird. Die eigentliche, echte Reisefreude steckt für den Arbeitsmenschen in der Freiheit. Bleiben, solange es einem gefällt, das nächste Ziel der Wanderung nach Wetter, Laune, Gesellschaft bestimmen, sich es so recht wohl sein lassen in dem Gefühl einer zeitweisen Unabhängigkeit von allen Pflichten, Konvenienzen und Einschränkungen des Alltagslebens — das ist und bleibt doch die schönste Philosophie des Reisens!

Schulreform. Kaiser Wilhelm II. hat sich seit der Uebernahme der Regierung persönlich für die Reform unserer höheren Schulen eingesetzt, eine Reform, von deren Notwendigkeit er sich durch eigene Erfahrungen als Schüler des Gymnasiums zu Kassel überzeugt hatte. Bereits im Dezember 1890 berief er zur Beratung der Angelegenheit eine Konferenz ein, an deren Verhandlungen er den lebhaftesten Anteil nahm, die er in Person eröffnete und schloß. Noch nicht ganz zehn Jahre sind vergangen, und wieder ist jetzt zu gleichem Zweck auf Einladung des Kaisers eine Konferenz zusammengetreten. Die Beratungen vom Jahr 1890 führten zu der Reform vom Jahr 1892, die im wesentlichen auf eine Annäherung der humanistischen und Realgymnasien hinauslief, also einen Schritt zur Einheitsschule bedeutete. Wenn jetzt wieder eine Aenderung für notwendig erachtet wird, so ergiebt sich naturgemäß der Schluß, daß der damals beschrittene Weg nach Ansicht der maßgebenden Kreise nicht zum Ziel führt. In der That soll denn auch die jetzige Konferenz in erster Reihe die Frage prüfen, ob nicht andere Bahnen einzuschlagen seien, um in erster Reihe junge Deutsche des 20. Jahrhunderts, nicht junge Griechen oder Römer zu erziehen. Wenn es nicht angeht, alle höheren Schulen nach gleichem Muster zu organisieren, so bleibt die Möglichkeit, den auf verschiedenen Systemen aufgebauten Schulen, sofern sie eine abgeschlossene Vorbildung gewähren, die gleiche Berechtigung zum Universitätsstudium zu gewähren. Die Schulreform in dieser Richtung zu prüfen, wird die Hauptaufgabe der neuen Konferenz sein.

Der Aufstand der Boxer in China hat eine bedrohliche Ausdehnung angenommen, bedrohlich nicht nur für die Fremden, gegen die sich die Bewegung eigentlich richtet, sondern mittelbar auch für die chinesische Regierung, wo nicht überhaupt für den gegenwärtigen Bestand des Reiches der Mitte. Die Regierung in Peking mag jetzt auf dem Papier noch so scharfe Verfügungen gegen die Aufrührer erlassen, mag den Bund der Boxer sogar bei Todesstrafe verbieten — eine Einmischung der europäischen Mächte erscheint unausbleiblich, um so mehr, da die maßgebenden chinesischen Stellen längst im Verdacht des geheimen Einverständnisses mit den Boxern stehen. Rußland hat durch seinen Gesandten in Peking bereits seine Hilfe zur Bekämpfung der Bewegung angeboten, und die englische Presse beeilt sich, im Anschluß an diese Meldung zu erklären, daß Großbritannien die leitende Rolle bei der Herstellung der Ordnung übernehmen müsse. Thatsächlich ist schwer zu glauben, daß die Boxer ohne Begünstigung von oben herab es in Tschili zu einer so großen Machtentfaltung hätten bringen können, während sie in Schantung, wo sie sich zuerst bethätigten, zur Ruhe gezwungen wurden, nachdem Deutschland durch energische Vorstellungen die Absetzung zweier ihnen freundlichen Gouverneure erreicht hatte. Die Boxer, die sich heute zu einer politischen Partei ausgewachsen haben, waren vor Jahresfrist noch eine Sekte gleich dem Bund „vom langen Messer“. Ihren jetzt gebräuchlichen Namen haben sie von den Engländern erhalten, ihr ursprünglicher Name lautet in deutscher Uebersetzung etwa „Bund der einträchtigen Fäuste“. Daraus machten die Engländer dann Faustkämpfer, Boxer. Als harmlosen Zweck seiner Existenz hat der Geheimbund wohl die Pflege des Körpers durch Leibesübungen angegeben, aber seine wahre Natur, sein Haß gegen die Fremden, gegen die europäische Kultur waren längst erkannt, bevor er den gegenwärtigen Aufstand begann.

Die Operette, die man vor wenigen Jahren allgemein geneigt war, als eine überwundene Musikgattung zu betrachten, ist zu neuer Blüte gediehen; sie erobert sich mehr und mehr die großen Opernbühnen, die ihr früher verschlossen waren. Johann Strauß, der bei seinen Lebzeiten hier vergeblich festen Fuß zu fassen suchte, indem er sich an die Komposition komischer Opern wagte, war der erste, der auch mit dem noch leichteren Genre Einlaß bekam. In der Wiener Hofoper führte man zuerst nicht ohne ein gewisses Zagen, um den heimischen Meister bei besonderer Gelegenheit zu ehren, seine „Fledermaus“ auf, andere Hofbühnen folgten, und zuletzt hat die Königliche Oper in Berlin damit einen Erfolg erzielt, wie er ihr seit Humperdincks „Hänsel und Gretel“ nicht mehr beschieden war. An andern Orten wurde „Der Zigeunerbaron“ oder auch Millöckers „Bettelstudent“ dem Spielplan einverleibt, ohne daß die Theater an Ansehen oder Einnahmen Einbuße erlitten hätten. Daher hat sich die Berliner Königliche Oper entschlossen, in diesem Sommer den Versuch mit Sullivans „Mikado“ zu wagen, der, abgesehen von den besten Wiener Operetten, in Deutschland während der letzten Jahrzehnte den größten Erfolg errungen hat. Ob das Wagnis gelingt, muß man abwarten; es wird davon abhängen, ob seine Musik gleich der der „Fledermaus“ kräftig genug sein wird, um vergessen zu machen, daß der Darstellung, so vortrefflich sie im ganzen sein mag, schließlich doch die Leichtigkeit fehlt, die man früher in der Operette forderte. Daß man in ihrer Herrschaft auf der Opernbühne überhaupt eine dauernde Erscheinung zu erblicken habe, darf füglich bezweifelt werden; sie wäre überhaupt kaum möglich gewesen, wenn die Opernproduktion nicht augenblicklich so sehr im argen läge. Die Jungitaliener mit ihrem musikalischen Naturalismus haben abgewirtschaftet, und unter den Deutschen ist der Befreier vom Wagnerschen Epigonentum noch nicht erstanden. Die Notwendigkeit, mangels zugkräftiger neuer Opern Gutes aus früherer Zeit hervorzusuchen, brachte es mit sich, daß gelegentlich auch zu alten Operetten gegriffen wurde, denn die neuen teilen allerdings das Schicksal der neuen Opern; sie sind nur wertloser als jene, aber nicht erfolgreicher, obwohl sie sich an ein weit anspruchsloseres Publikum wenden.

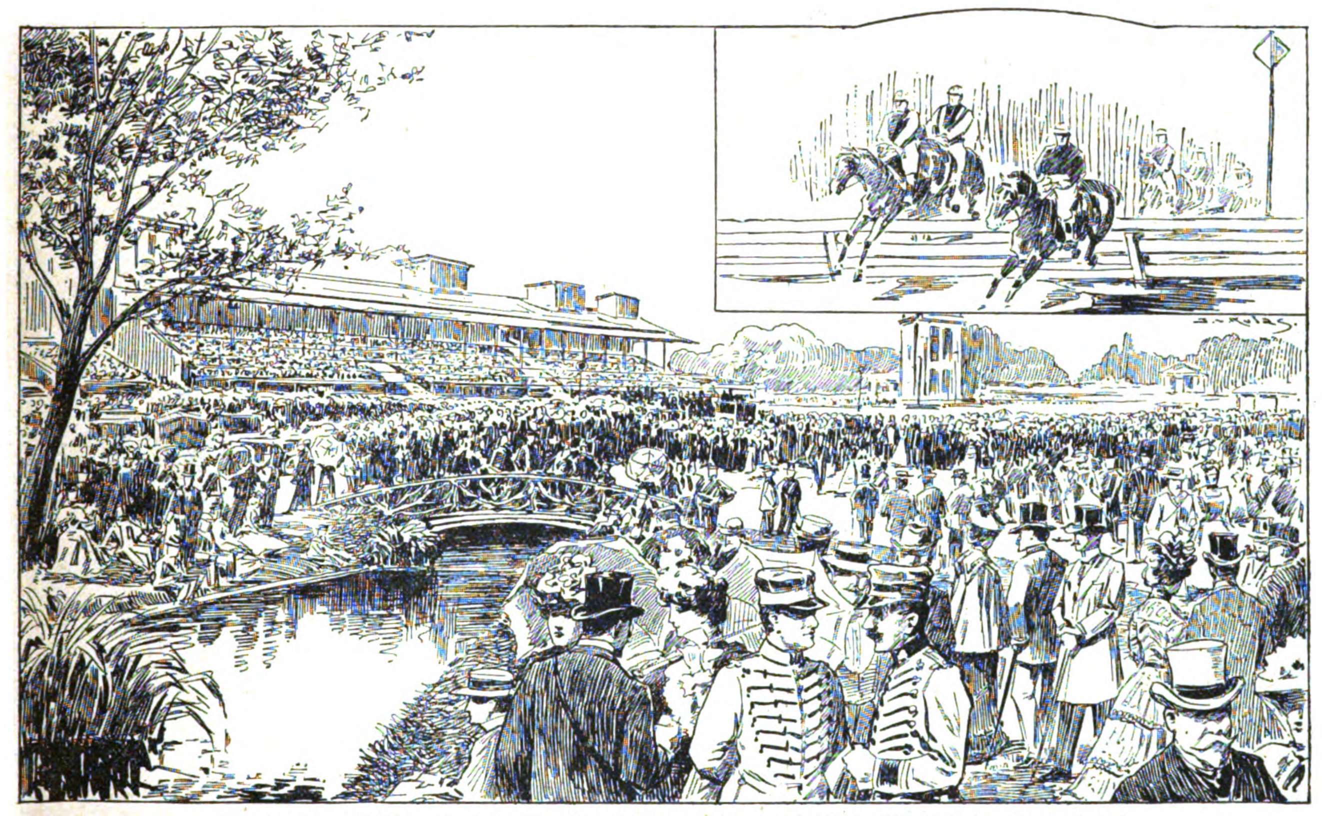




Die Sportwoche.

Wir leben augenblicklich in der allerhöchsten Hochsaison, in der Zeit der Derbys. Entschieden ist bereits der Kampf um das blaue Band Oesterreichs, Frankreichs und Englands, und auch in Deutschland rückt man mit Riesenschritten der wichtigsten Dreijährigenprüfung näher. Die Rennen, die soeben im Hoppegarten entschieden wurden, waren sehr bedeutende Ereignisse, sie bildeten wohl den wichtigsten Abschnitt im Rennsport der Reichshauptstadt. Ganz besonders war es die Union, der man mit Spannung entgegensah, denn in ihr starteten mehrere Pferde, die auch fürs deutsche Derby genannt sind. Das alte klassische Rennen also konnte Aufklärung über einige Kandidaten für Hamburg bringen und hat sie gebracht. „Pomp", „Hagen", „Griffin" und „Barkas" erschienen von den für das Derby Genannten auch in der Union. Der Gradiger fertigte den Lang-Schmiederschen Hengst, wenn auch nicht mühelos, so doch schließlich leicht mit 3/4 Längen ab und wird nach diesem Erfolg wohl auch im Wettmarkt für das Derby zurückgehen; bis jetzt steht er noch 7 : 1. Das schwarz-weiße Dreß scheint nun also einzig und allein die Angriffe der österreichisch-ungarischen Monarchie auf unser blaues Band abwehren zu können, denn Don José? — Das Herz kann einem wehthun, wenn man die kurze Geschichte dieses Hengstes verfolgt: als Zweijähriger ein weithin leuchtender Stern am sportlichen Himmel, der damals im Zukunftsrennen spielend den Sieg errang. Als der Beste seines Jahrgangs bezog er dann sein Winterquartier, die Berichte lauteten auch weiterhin günstig, und jetzt? — selten hatte ein Stall so viel Unglück gerade mit den besten Pferden wie der des Kölner Züchters. Aber nicht nur der Stall hat unter dem Mißgeschick zu leiden, alle Sportfreunde müssen mit Recht voll Besorgnis dem 24. Juni in Hamburg entgegensehen. Unwillkürlich erinnert man sich an das vorjährige Derby, das uns keine kläglichere Niederlage bringen konnte. — In Karlshorst interessierte bei dem Pfingstmeeting am meisten die 7. Internationale Steeplechase, aus der der Favorit „Diamant" unter Leutnant Suermondt als Sieger hervorging.

Ein Trost für die deutsche Zucht ist nur, daß auch in Oesterreich-Ungarn die Dinge zu wünschen übrig lassen. Im österreichischen Derby, das am Pfingstmontag in der Freudenau bei Wien gelaufen wurde und das, wie bekannt, mit 114000 Kronen dotiert war, fehlte nicht nur der deutsche „Don José", sondern auch die besten des Nachbarlands, auf die man die größten Hoffnungen gesetzt hatte. „Attila" und „Pilatus", die sich als Zweijährige besonders hervorgethan hatten, waren schon lange vor dem Rennen aufgegeben, und unmittelbar vorher wurde auch noch „Incroyable" aus der Liste der Starter gestrichen, der nach seinen Erfolgen in diesem Jahr zuletzt als das allein für den Sieg in Betracht kommende Pferd erschien. So konnte der dreijährige „Capo Gallo" (Stall Dreher, Reiter Frank Sharpe) das blaue Band erringen, an den noch vor wenigen Wochen kaum gedacht wurde.



Die grosse Steeplechase am Pfingstmontag in Auteuil bei Paris, der Präsident Loubet beiwohnte.
Nach photographischen Momentaufnahmen.

In England hingegen gewann wie im Vorjahr so auch diesmal der Favorit das klassischte aller klassischen Rennen. „Diamond Jubilee", der Hengst des Prinzen von Wales, der sich schon vorher in verschiedenen bedeutsamen Prüfungen als der beste erwiesen hatte, trug unter ungeheurem Jubel des englischen Publikums auch im Derby zu Epsom den Sieg davon.

In Frankreich zog nicht sowohl das bereits am 27. Mai gelaufene Derby die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf sich, als vielmehr die große Steeplechase zu Auteuil. Dieses mit dem höchsten Preis im Betrag von 120 000 Mark ausgestattete Rennen gewann in einem Felde von 10 Pferden „Melibée". Für den Tag von Auteuil interessierte man sich aber nicht nur aus sportlichen, sondern ganz besonders auch aus politischen Gründen. Man erinnerte sich der Ereignisse des Vorjahrs, des Putsches der monarchistischen Jugend und des Angriffs auf den Zylinder des Präsidenten Loubet. Es schien nicht ausgeschlossen, daß sich Aehnliches wiederholen könnte, und umfangreiche Vorsichtsmaßregeln waren getroffen. Allein alles blieb ruhig, die diesjährigen Rennen von Auteuil blieben, was sie sein sollen: ein rein sportliches Ereignis.

Die Börsenwoche.

Leider zeigt die gegenwärtige Epoche wieder einmal die bei Dutzenden von Gelegenheiten gemachte Wahrnehmung, daß die Börse und ihr Publikum sich mit Vorliebe in Extremen bewegen. Kannte man bis vor wenig Wochen noch kein Maß und Ziel in der — wie der börsentechnische Ausdruck heißt — „Eskomptierung" der günstigen industriellen Konjunktur so schien man in diesen Tagen mehrmals an den kritischen Punkt angelangt, wo auch potente und besonnene Kreise von der gesunden Urteilskraft verlassen werden und sich anschickten, in das von der Tagesspekulation ausgegebene Losungswort: „Rette sich, wer kann!" einzustimmen. Vor geraumer Zeit schon wurde zu wiederholten Malen an dieser Stelle auf die Gefahren der amerikanischen Trustwirtschaft und der heimischen Ueberspekulation in denjenigen Kreisen hingewiesen, die nicht zu den wirtschaftlich starken gehören und ihre Käufe mit geliehenem Geld ausführen; damals hing für die ganze Börse noch der Himmel voll Geigen, und kein Mensch wollte der Mahnung zur Mäßigung Gehör schenken. Eine ganze Weile später lanzierte man seitens einzelner Bankkreise, die vor dem Uebermaß der für die Kundschaft durchzuhaltenden Hausseverpflichtungen bange zu werden begannen, sehr energische Ernüchterungsartikel in die Börsenpresse. Damals waren aber die bedenklichen Engagementsverhältnisse des schwächeren Publikums wie der zünftigen Spekulation derart in die Halme geschossen, daß eine plötzliche, oder sagen wir, auch nur beschleunigte Entlastung ohne gewaltige Erschütterung des ganzen Gebäudes nicht mehr wohl durchzuführen war. Aber die nämlichen Spekulanten, die jetzt den Weltuntergang predigen, versuchten damals die Kurse noch weiter zu treiben, und erst geraume Zeit nachher kamen die Bedenken und verallgemeinerten sich. Daß unter solchen Verhältnissen tief einschneidende Wertzerstörungen eintreten mußten, die unser Publikum viele Millionen kosten, kann füglich nicht wunder nehmen.

Ich habe dem in den letzten Wochen vor sich gegangenen Reinigungsprozeß von Anfang an lediglich die Bedeutung eines börsentechnischen Vorgangs eingeräumt, und ich vermag das Urteil auch heute nicht zu ändern, wiewohl ein überlauter Chorus tagtäglich verkündet, es handle sich um die Begleiterscheinungen des Konjunkturumschwungs in unserer Eisen- und Kohlenindustrie. In Amerika — das ist das Hauptargument der Schwarzseher — habe der Krach bereits begonnen, und von dort werde er sich hierher verpflanzen und alles in seinen verderblichen Strudel ziehen. Beweise für diese kühne Behauptung liegen nicht vor — man müßte denn die unzähligen unwahren und offenkundig zu verwerflichen Spekulationszwecken in die Welt gesetzten Gerüchte von billigen Roheisen-, Halbzeug- und Kohlenangeboten Amerikas nach deutschen Industriebezirken als beweiskräftig ansehen. Unsere leitenden Industriellen versichern dagegen, daß unsere wichtigsten Gewerbe nach wie vor prosperieren und daß in absehbarer Zeit im amerikanischen Wettbewerb keine Gefahr für sie zu erblicken sei. Die drüben bekannt gewordenen Preisforderungen für Roheisen wie für Kohlen lassen unwiderleglich erkennen, daß die amerikanischen Preise trotz der dortigen scharfen Rückgänge teilweise noch ganz gewaltig über den deutschen Notierungen stehen.

Aber unser Publikum ist in Angst gesetzt, und der Erleichterungsprozeß, der als eine gesunde Erscheinung zu begrüßen war, droht über Gebühr auszuarten. Die gewerbsmäßige Spekulation, die jetzt ziemlich einmütig nach unten arbeitet, schürt das Feuer, und die Angstatmosphäre, die den Börsenraum erfüllt, wird nach allen Regeln der Kunst zugerichtet und verdichtet. Das Ausharren bei seinem Papierbesitz ist gegenwärtig eine Sache der starken Nerven geworden. Derartige Perioden wiederholen sich nicht allzu selten im wirtschaftlichen Leben, und die Erfahrung lehrt, daß die Bäume zwar nicht in den Himmel wachsen, daß aber auch die destruktiven Bestrebungen von Spekulantencliquen an der Macht der Verhältnisse zerschellen. Dies um so rascher, wenn diese letzteren einen gesunden Kern besitzen. Daß aber unsere industrielle Konjunktur einen solchen auch heute noch aufweist, daran darf unbedingt festgehalten werden. Junius.

Die Toten der Woche.

Dr. Theodor Albert, Generalarzt a. D., † am 29. Mai in Neckargemünd.

Delarue-Caron de Beaumarchais, Urenkel des Verfassers von „Figaros Hochzeit", † in Paris.

Medizinalrat Dr. Berger, Schwiegersohn des Dichters Friedrich Rückert, † am 29. Mai in Koburg.

Geh. Oberregierungsrat von Bremer, langjähriger Vertreter des Regierungspräsidenten von Hessen-Nassau, † am 29. Mai in Kassel im Alter von 65 Jahren.

Eugène Clerh, Schauspieler der Comédie Française, † am 2. Juni in Paris im 62. Lebensjahr.

Geh. Regierungsrat a. D. Hermann Freiherr von Eichendorff, der letzte Sohn des Dichters Joseph von Eichendorff, † in Bonn im Alter von 84 Jahren.

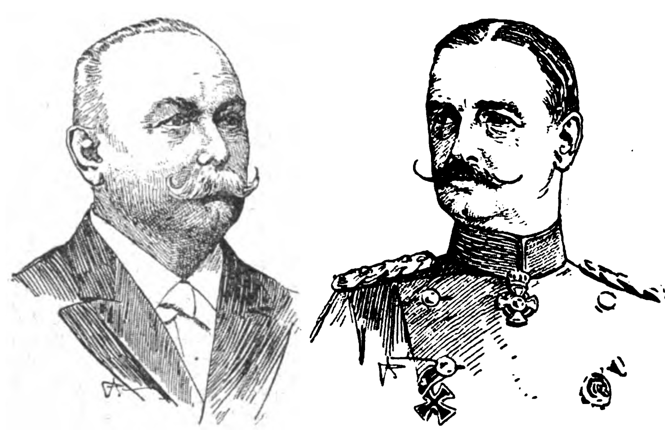
Geh. Justizrat Grawert, Erster Staatsanwalt beim Landgericht Oberhessen, † am 5. Juni in Marburg, 68 Jahre alt.

Feldmarschall-Leutnant Ernst von Hollan, bedeutender ungarischer Heerführer, † 29. Mai in Budapest im 76. Lebensjahr.

Robert Imelmann, Mitinhaber und Leiter des Berliner Weltbankhauses S. Bleichröder, † am 2. Juni im 59. Lebensjahr.

Dr. Ernst Juch, alter Achtundvierziger, gemeinschaftlich mit Gottfried Kinkel Begründer der „Londoner Zeitung", † in London.

Dr. Karl von Kraatz-Koschlau, bekannter Geologe, Privatdozent an der Universität Halle, † in Pará.



Robert Imelmann †. General von Villaume †.

Prof. Dr. Karl Lange, hervorragender medizinischer Forscher, † am 29. Mai in Kopenhagen.

Eduard von Liebenau, kaiserl. Oberhofmarschall a. D., † am 9. Juni in Wiesbaden.

Prof. Dr. Moritz Loew, bekannter Astronom, † in Steglitz bei Berlin im Alter von 59 Jahren.

Superintendent Th. L. Müller, einer der letzten Freunde des „Turnvater" Jahn, † am 28. Mai in Bahn im 91. Lebensjahr.

Anton Freiherr von Scudier, österreichischer Feldzeugmeister a. D., † am 31. Mai in Wien im Alter von 83 Jahren.

Hauptmann a. D. Karl Ullrich, der letzte aus dem Kreis der Familie Körners, † in Rastenberg im Alter von 80 Jahren.

Marschall Tahir Pascha, † am 28. Mai in Konstantinopel.

Valerie Isabelle Marie Reichsfreiin von Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßweg, † in Ruda im 54. Lebensjahr.

David Tittinger, österreichischer Abgeordneter, † am 29. Mai in Czernowitz im Alter von 62 Jahren.

Dr. Gustav Upmark, Intendant des Stockholmer Nationalmuseums, † in Stockholm im Alter von 56 Jahren.

General von Villaume, Direktor der Kriegsakademie in Berlin, ehemaliger militärischer Bevollmächtigter Preußens in Petersburg, † am 3. Juni in Berlin im Alter von 60 Jahren.

Michael Wolowsai, Lustspieldichter und Theaterleiter, † in Warschau im 49. Lebensjahr.

Wulfert, Reichsgerichtsrat a. D., † am 28. Mai in Leipzig.

Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 981—988.

Pretoria, die Hauptstadt Transvaals, befindet sich nun auch in den Händen der Engländer; die Buren, die dem Feind bei seinem Vormarsch von Bloemfontein auf Kroonstad noch große Schwierigkeiten bereiteten und erhebliche Verluste beibrachten, haben sich anscheinend danach in ihr Schicksal ergeben. Wo noch ein Zusammenstoß mit den Engländern erfolgte, zogen sie sich nach kurzem Widerstand, wenn ein paar Schüsse gewechselt waren, zurück und ließen dem Feind freie Bahn erst nach Johannesburg und schließlich nach der Hauptstadt. Pretoria, dessen bisherigen Regierungssitz die nachstehende Abbildung wiedergiebt, ist wundervoll in einem Thal zwischen den Magalies- und Witwatersrandbergen gelegen und zählt heute etwa 8000 Einwohner.

Diensteinstellung des Deutschen Kronprinzen (Abbildungen S. 982). Mit der Diensteinstellung des Deutschen Kronprinzen in das 1. Garderegiment haben die prunkvollen Feste, die die Großjährigkeitserklärung des Erben der preußischen Königskrone und der deutschen Kaiserwürde begleiteten, ihren Abschluß gefunden. Diese Feier gestaltete sich als ein militärischer Vorgang mit all dem stolzen historischen Glanz, der die Festtage des deutschen Heeres auszeichnet. Das Regiment erschien in den Grenadiermützen der großen friderizianischen Zeit, und mit der ruhmreichen Geschichte des Regiments wurde die Einstellung des Kronprinzen auch als neuer historischer Festakt begangen. Die seltene Feier, daß der regierende kaiserliche Vater den Kronprinzen in das Regiment des Hauses einreihte, gewann damit auch einen reichen Herzensinhalt, der in der Ansprache des Monarchen warmen und begeisternden Ausdruck erhielt; der Vater sprach zum Sohn, der kaiserliche Kriegsherr zu seiner Elitetruppe. Unsere Bilder zeigen die wichtigsten Momente des Festakts, und die hochragende Gestalt des Kronprinzen tritt hierbei dem Beschauer sympathisch entgegen. Es waren frohe Hoffnungen, die am 30. Mai ihren Flug in die Zukunft nahmen.

Bilder vom Transvaalkrieg: Regierungsgebäude von Pretoria, von dem jetzt die englische Flagge weht.

Die Senate der drei Hansastädte (Abb. S. 984) halten alljährlich eine festliche Zusammenkunft ab, die in diesem Jahr in Hamburg stattfand. Bei dieser Gelegenheit besichtigen die Herren neue Einrichtungen und Anstalten der Nachbarstadt, um daraus vielleicht für die heimische Nutzen zu ziehen, und tauschen dann bei Speise und Trank in fröhlicher Laune ihre Gedanken aus. Unsere Bilder zeigen die vereinigten Mitglieder der drei Senate und sodann einzeln den Ersten Bürgermeister von Hamburg, Dr. Lehmann, sowie die Bürgermeister Dr. Hachmann aus Hamburg und Dr. Schultz aus Bremen an Bord des Dampfers „Elbe".

Die Samoaner im Zoologischen Garten. (Abbildungen Seite 985.) Zu den exotischen Gästen, deren Bekanntschaft wir der Leitung des Zoologischen Gartens bereits verdanken, gesellt sich seit wenigen Tagen die Truppe von Samoa. Dreißig Personen groß, ergötzt die Gesellschaft täglich mehreremal in einer Reihe von Vorstellungen das Publikum, das diesen Kriegern, Männern und Frauen, der Dorfjungfrau Faatafua, den Häuptlingen Teo Tuvale und Faiumu, von denen der erstere Sekretär der samoanischen Regierung war, reges Interesse entgegenbringt. Das lebenslustige, heitere Völkchen von den Korallenriffen der Südsee ist mit seinen Reigentänzen, seinen Kampfspielen, Ballschlagen und Gesängen eine interessante Bekanntschaft, die man uns unter dem Titel „Unsere neuen Landsleute" vorstellt.

Don Felipe Mendez de Vigo. (Abb. S. 985.) Der spanische Botschafter am Berliner Hof kehrt von Madrid, wohin er sich mit Urlaub begeben hat, nur noch auf kurze Zeit nach der deutschen Hauptstadt zurück, um sein Abberufungsschreiben zu überreichen und seinen Haushalt aufzulösen. Er verläßt den Posten, auf dem er sich während einer etwa siebenjährigen Wirksamkeit als ausgezeichneter Diplomat und liebenswürdiges Mitglied der Gesellschaft bewährt hat. In die Zeit seiner Berliner Amtsthätigkeit fiel der unglückliche Krieg um Kuba und die Philippinen, der der Großmachtstellung seines Vaterlands ein Ende bereitete, und man rühmt ihm in eingeweihten Kreisen nach, daß er es meisterhaft verstanden habe, seinen Sympathien für das Deutsche Reich Ausdruck zu geben und gleichzeitig die Interessen seines Landes würdevoll und erfolgreich zu wahren. Seinem Einfluß haben wir es mit zu danken, daß sich die Erwerbung der Marianen und Karolinen so glatt vollzog, um die es früher zwischen dem Deutschen Reich und Spanien zu dem schließlich durch den Schiedsspruch des Papstes erledigten Streitfall kam. Unser Bild zeigt den Botschafter inmitten seiner nächsten Umgebung, auf der linken Seite seine Gemahlin und die älteste Tochter Donna Pachita, sowie den ersten Sekretär Julian del Arroyo, auf der andern die jüngere Tochter Donna Mercedes, den der Botschaft attachierten Sohn Santiago Mendez de Vigo und den zweiten Sekretär Queipo de Llano.

Von der Sonnenfinsternis (Abb. S. 986) am 28. Mai bringen wir heute in Ergänzung der Abbildungen in voriger Nummer (vgl. Nr. 22, S. 932) weitere photographische Momentaufnahmen, die den Verlauf der merkwürdigen Himmelserscheinung in der Stadt Algier kennzeichnen. Es wird daraus ersichtlich, daß das Schauspiel vom Beginn bis zur totalen Verfinsterung fast genau eine Stunde und drei Minuten dauerte und ebenso lange, bis die Sonnenscheibe wieder ganz sichtbar wurde. Der Weg, den der Schatten des Planeten von rechts unten nach links oben über die Sonnenscheibe nahm, wird in seinen Hauptphasen auf unseren sieben Aufnahmen deutlich erkennbar; die letzte Aufnahme um 5 Uhr 31 Minuten 35 Sekunden zeigt nur noch einen ganz kleinen Rest (oben links) verdunkelt.

Schwedische Turner (Abb. S. 986) haben dieser Tage auf der Reise zur Weltausstellung nach Paris Berlin berührt, etwa sechzig Herren, von denen vierzig Offiziere, die übrigen Künstler, Lehrer, Ingenieure u. s. w. sind. Sie gehen an die Seine, um dort für das in Schweden betriebene Turnen Sympathie zu erwecken. An den in Paris stattfindenden Wettkämpfen werden sie sich nicht beteiligen, wohl aber auf der Rückreise bei uns, in der Heimat des Turnens, mit unsern Kämpen in die Schranken treten. Ihnen zu Ehren werden dann große sportliche Festlichkeiten veranstaltet werden. Die schwedischen Turner werden bei

uns eine nicht minder freundliche Aufnahme finden wie früher die schwedischen Sänger aus Upsala.

Unsere Mitarbeiter (Porträts S. 986). Den siebzigsten Geburtstag feiert am nächsten Dienstag Justizrat Albert Traeger, der Verfasser unseres Gedichts „Bei siebzig Jahren". Er ist wohl einer der vielseitigsten Männer, die in unserm öffentlichen Leben eine Rolle spielen. Seine umfangreiche Thätigkeit als Rechtsanwalt und Notar hat ihm immer noch Zeit gelassen, im Reichstag und im Preußischen Abgeordnetenhaus in seinem Sinn für das Wohl des Volks zu arbeiten. Daneben hat er aber auch noch die Muße gefunden, in zahlreichen Gedichten echt deutsche Gedanken und Gefühle auszusprechen. — Ernst Eckstein, der Verfasser unseres Aufsatzes „Zur Naturgeschichte der Touristin" (S. 1005), ist einer der bekanntesten deutschen Schriftsteller, der sich auf verschiedenen Gebieten der Litteratur mit größtem Erfolg bethätigt hat. Während er sich in den beiden letzten Jahrzehnten hauptsächlich dem Roman, namentlich dem kulturhistorischen Roman zugewandt hat, machte er sich in jüngeren Jahren als Humorist in gebundener und ungebundener Sprache bekannt. Unerreicht sind seine Schulhumoresken, insbesondere „Der Besuch im Karzer".

Die Pariser Weltausstellung (Abbildungen S. 987) nähert sich immer mehr und mehr ihrer Vollendung, und dementsprechend steigert sich die Zahl der Besucher, die am vergangenen Sonntag bereits 400000 betrugen. Mehr als das Innere der an Kunst- und Industrieschätzen reichen Paläste fesseln das Publikum die originellen und farbenprächtigen Scenerien, die die „fremden Länder" umgeben, die Tempelpforte aus Bangkok als Eingangsthor der siamesischen Abteilung, die Algerier und Araber in ihren malerischen Kostümen, ja selbst die Landsknechte, die als Thorwächter den Eingang zu „Alt-Paris" behüten, erfreuen sich lebhaftester Aufmerksamkeit. Der stetig wachsende Fremdenzufluß hat einen neuen Erwerbszweig geschaffen, den Händler, der die Ausstellungskarten auf den Straßen und Boulevards um so sicherer an den Mann bringt, als bei der großen Zahl der Ausstellungsbesucher der Zudrang an den Kassen der Ausstellung selbst groß ist. Interesse erweckt auch die lebensgroße Nachbildung eines prähistorischen Ichthyosaurus, einer vorgeschichtlichen Fischeidechse, die ungefähr zehn Meter lang ist.

Die Verlobung des Prinzen Albert von Belgien mit Herzogin Elisabeth in Bayern (Porträts S. 988), von der in den letzten Wochen vielfach die Rede gewesen ist, hat nunmehr am 1. Juni in Paris stattgefunden, wo sich gegenwärtig der Vater der Braut, der fürstliche Augenarzt Herzog Karl Theodor, mit seiner Familie befindet. Die 24jährige Herzogin, die eine innige Zuneigung mit dem Prinzen Albert, einzigem Sohn des Grafen von Flandern, Bruders des Königs von Belgien und dessen präsumtiven Nachfolger, verbindet, ist die Schwester der Herzogin Marie Gabriele, von deren Verlobung mit dem ältesten Enkel des Prinzregenten, Prinzen Rupprecht, wir kürzlich berichteten. Die Mutter des Prinzen Albert von Belgien, Gräfin Maria von Flandern, ist die Schwester des Fürsten von Hohenzollern, dessen Sohn, der in Potsdam garnisonierende Prinz Karl Anton, mit ihrer Tochter, Prinzessin Josephine vermählt ist.

Der Concours hippique im Landesausstellungspark (Abbildungen S. 988) ist beendet, und mit Genugthuung blicken nicht nur die Mitglieder des Deutschen Sportvereins, sondern auch alle Liebhaber des Fahrsports auf die gelungene Veranstaltung zurück. Drei Tage lang waltete das Präsidium des Vereins, an dessen Spitze Prinz Aribert von Anhalt und der stellvertretende Vorsitzende des Arbeitsausschusses und Schriftführer Herr von Kuhlmann stehen, seines mühevollen Amts, in dem es von den Vorstandsmitgliedern Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, dem Prinzen Eduard zu Salm-Horstmar, den Grafen von Wartensleben, Hohenau, von Talleyrand-Périgord, Freiherrn von Sanden, Kammerherrn von Knorring und andern Herren auf das Wirksamste unterstützt wurde. Baron von Knorring holte sich den ersten Ehrenpreis mit seinem Jucker-Viererzug. — Ein interessantes Momentbild bietet auch die Aufnahme des Automobils, dessen Insassen, Fürst Thurn und Taxis, Graf von Talleyrand-Périgord, Baronin Tiele-Winckler, Graf Schönborn und Kammerherr von Knorring, zu den thätigsten Mitgliedern des Vereins zählen.

Engelbert Humperdinck (Porträt S. 988). Einen neuen Triumph hat die deutsche Musik auf gallischem Boden zu verzeichnen. Nach langen Vorbereitungen ging Meister Humperdincks liebreizende Märchenoper „Hänsel und Gretel" in der Pariser Komischen Oper endlich in Scene und errang einen durchschlagenden Erfolg, der in erster Linie der Musik galt; aber auch Catulle Mendès' feinsinnige französische Textübertragung gefiel allgemein, und ebenso ward der Darstellung volles Lob gezollt. Der deutsche Tondichter wohnte der Erstaufführung, anfangs unerkannt, in einer Seitenloge bei; als dann der Jubel zum Schluß der Oper kein Ende nehmen wollte, deuteten die Mitwirkenden auf den anwesenden Komponisten hin, und nun ruhte das begeisterte Publikum nicht eher, bis Engelbert Humperdinck aus seinem Versteck heraustrat und sich wiederholt dankend verneigt hatte. Es war ein Ehrenabend für deutsche Kunst auf französischem Boden; wäre er dem gefeierten Meister zugleich ein Ansporn, nun bald auch wieder einmal mit neuer Schaffensthat seinen ersten Operntriumph zu erneuern, so hätten wir doppelte Ursache, uns seines Erfolges zu freuen.

Personalien. General Galliffet (Porträt S. 986) ist von seinem Amt als Kriegsminister im Kabinett Waldeck-Rousseau zurückgetreten. Mit ihm scheidet eine der markantesten Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben Frankreichs, ein braver Soldat und ein Charakter, der seinem Vaterland treu gedient hat. Der schwere Schlag, den sein Rücktritt für die gegenwärtige französische Regierung bedeutet, ist aber einigermaßen dadurch gemildert worden, daß es Herrn Waldeck-Rousseau gelang, sofort einen neuen Kriegsminister zu finden, und zwar — was unter den augenblicklichen Verhältnissen viel besagen will — wieder einen Militär. Es ist der jetzt zweiundsechzigjährige General André (Porträt S. 986), der bisher politisch nicht hervorgetreten ist und vor allem mit dem Fall Dreyfus nichts zu thun gehabt hat. — Sein Abschiedsgesuch hat der preußische Generalleutnant v. Oidtmann (Porträt S. 988), Inspekteur der Kriegsschulen, eingereicht, den eine ungewöhnliche Personalkenntnis und ein ungewöhnliches Wohlwollen im Verkehr mit allen Untergebenen gleichermaßen auszeichneten. — Seinen 75. Geburtstag feierte in völliger Frische und Rüstigkeit der preußische Generalmajor z. D. Baron Emanuel v. Korff (Porträt S. 988), ein Ritter vom Schwert und ein Ritter vom Geist. Schon als er noch aktiv war, machte er Reisen nach dem Orient, von denen er große Sammlungen kulturhistorisch wertvoller Gegenstände mit heimbrachte. Allein das genügte dem strebsamen Mann nicht; nachdem er zur Disposition gestellt war, unternahm er noch drei Reisen um die Welt, deren Ergebnisse er in glänzend geschriebenen Büchern niederlegte. General v. Korff ist der Schwiegersohn Giacomo Meyerbeers, mit dessen ältester Tochter Blanka er verheiratet war. — Im Königlichen Opernhaus in Berlin wird jetzt auch die Operette „Der Mikado" in Scene gehen. Um die Erstaufführung zu leiten, kommt der Komponist Sir Arthur Sullivan (Porträt S. 988) nach Berlin, der seiner Zeit auch der Premiere seiner Oper „Ivanhoe" beiwohnte. — Das achtzigste Lebensjahr vollendete in London Florence Nightingale (Porträt S. 988), die sich um die Krankenpflege in England die größten Verdienste erworben hat. Die in Florenz geborene Dame bekundete für ihren Beruf schon früh ein hervorragendes Interesse, studierte auf zahlreichen Reisen die Einrichtungen der Hospitäler in verschiedenen Ländern und bildete sich praktisch zur Krankenpflegerin in der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth am Rhein aus. In London trat sie dann an die Spitze eines Krankenhauses für Gouvernanten, das sie meisterhaft organisierte. Während des Krimkriegs begab sie sich nach Skutari und Balaklava und organisierte hier die Krankenpflege. Ihre Landsleute brachten einen Nightingalefonds im Betrag von 50,000 Pfund Sterling, etwa eine Million Mark, auf. — Der verdiente Oberbürgermeister von Baden-Baden, Gönner (Porträt S. 988), feierte unter großer Teilnahme sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum. — Das jüngste Ehrenmitglied der Berliner Medizinischen Gesellschaft ist der Geh. Sanitätsrat Dr. G. Siegmund (Portr. S. 988), der am 20. Juli d. J. seinen 80. Geburtstag begeht. An diesem Tag soll dem greisen Gelehrten, der sich einer außergewöhnlichen geistigen und körperlichen Frische erfreut, das Diplom der Ehrenmitgliedschaft feierlich überreicht werden.



Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.

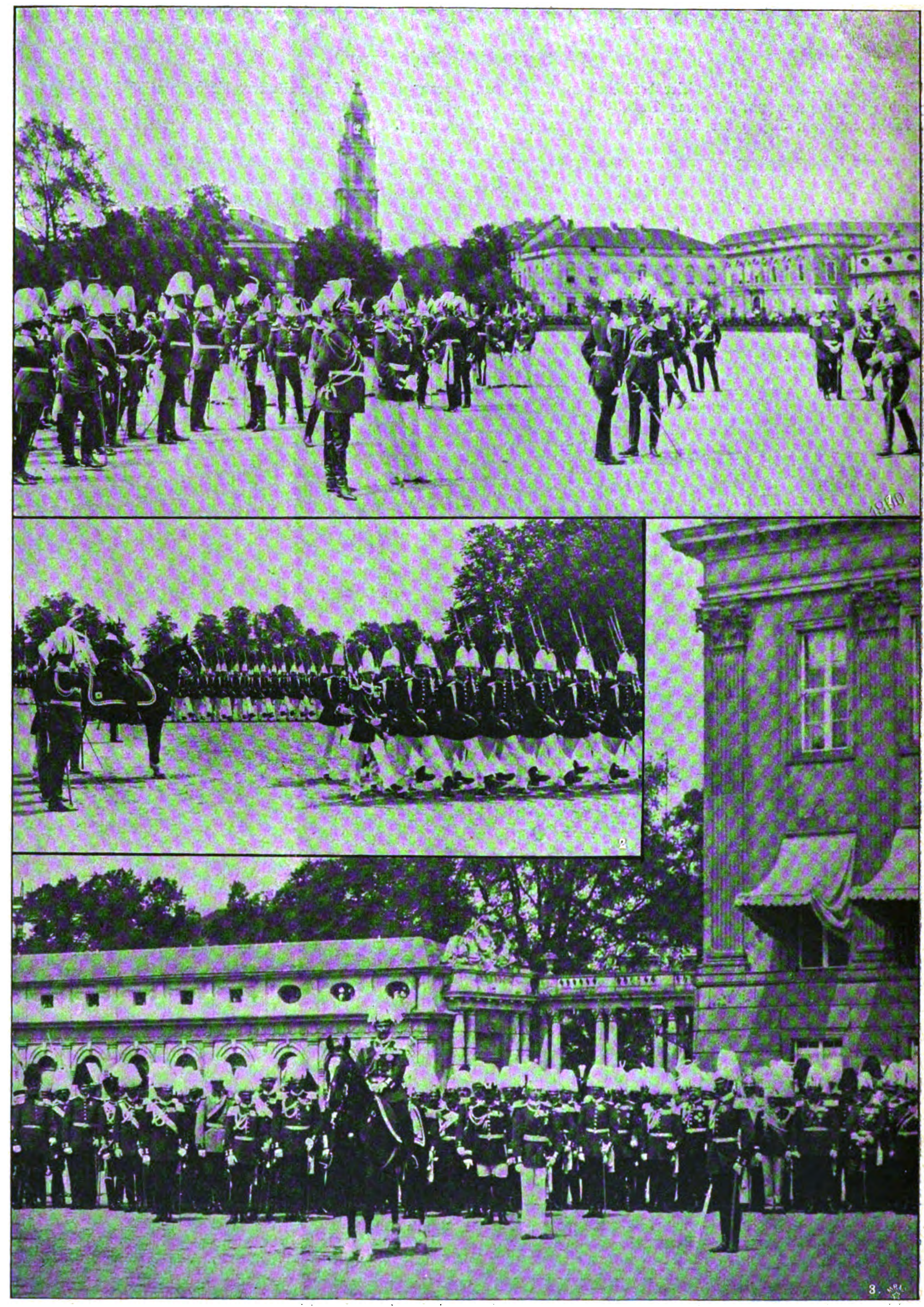
Zur nachträglichen Geburtstagsfeier der Königin Viktoria von England hatte sich am 24. Mai das Deutsche Kaiserpaar von Wiesbaden aus zum Besuch der Kaiserin Friedrich nach Schloß Friedrichshof bei Homburg v. d. H. begeben. Mit dem Deutschen Kaiser weilten dort zu Gast die sechs Geschwister des Kaisers, die seit Jahren zum erstenmal sämtlich vereinigt waren. Unsere Bilder (S. 981 u. 983) spiegeln in zwei Momentaufnahmen diese seltene und bemerkenswerte Familienfeier wieder. Der Kaiser trug zu Ehren seiner Mutter, die bekanntlich Inhaberin des Leibhusarenregiments Nr. 2 (Posen) ist, die schwarze Uniform dieser Truppe. Auf unserm ersten Bild hat die Kaiserin-Mutter den linken Arm des Kaisers genommen, während dieser mit der Rechten die Prinzessin Adolf von Schaumburg-Lippe führt. Unser zweites Bild veranschaulicht alle Fürstlichkeiten, die sich aus dem erwähnten Anlaß mit den kaiserlichen Geschwistern in Schloß Friedrichshof bei Homburg v. d. Höhe vereinigt hatten.

Kronprinzessin Sophie von Griechenland. — Prinzessin Viktoria von Schaumburg-Lippe. — Kaiser Wilhelm II. — Kaiserin Friedrich. — Erbprinzessin Charlotte von Meiningen. — Prinz Heinrich. — Prinzessin Margarete von Hessen.

Der Deutsche Kaiser mit seinen sämtlichen Geschwistern als Gast seiner kaiserlichen Mutter auf Schloss Friedrichshof in Homburg v. d. H. am 24. Mai.

Originalaufnahme von C. H. Voigt, Kgl. Hofphotograph in Homburg.





1. Kronprinz Wilhelm und General von Bock u. Polach inmitten des Offizierkorps im Lustgarten zu Potsdam. 2. Vorbeimarsch des Kronprinzen mit seinem Zuge vor dem kaiserlichen Vater. 3. Ansprache des Kaisers an das 1. Garderegiment z. F. beim Eintritt des Kronprinzen in den aktiven Dienst.

Die Diensteinstellung des Deutschen Kronprinzen in Potsdam am 30. Mai.

Momentaufnahmen von Selle u. Kuntze, Kgl. Hofphotographen in Potsdam.



Prinz Friedrich Karl von Hessen-Kassel. 3. Prinz Heinrich von Preußen. 4. Kaiser Wilhelm. 5. Kronprinz Konstantin von Griechenland. 6. Prinz Albert von Schleswig-Holstein. 8. Prinzessin Heinrich. 9. Sophie Kronprinzessin von Griechenland. 10. Charlotte Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen. 11.—13. Kinder des Kronprinzenpaares von Griechenland. Kaiserin Auguste Viktoria. 15. Kaiserin Friedrich. 16. Prinzessin Adolf von Schaumburg-Lippe. 17. Prinzessin Friedrich Karl von Hessen-Kassel.

…hen Gäste der Kaiserin Friedrich auf der Schlossterrasse Friedrichshof bei Homburg v. d. H. am 24. Mai.

Originalaufnahme von C. H. Voigt, Kgl. Hofphotograph in Homburg v. d. H.



Zusammenkunft der Mitglieder der Senate von Hamburg, Lübeck und Bremen in Hamburg am 31. Mai.
Photographische Momentaufnahme von John Thiele, Hamburg.

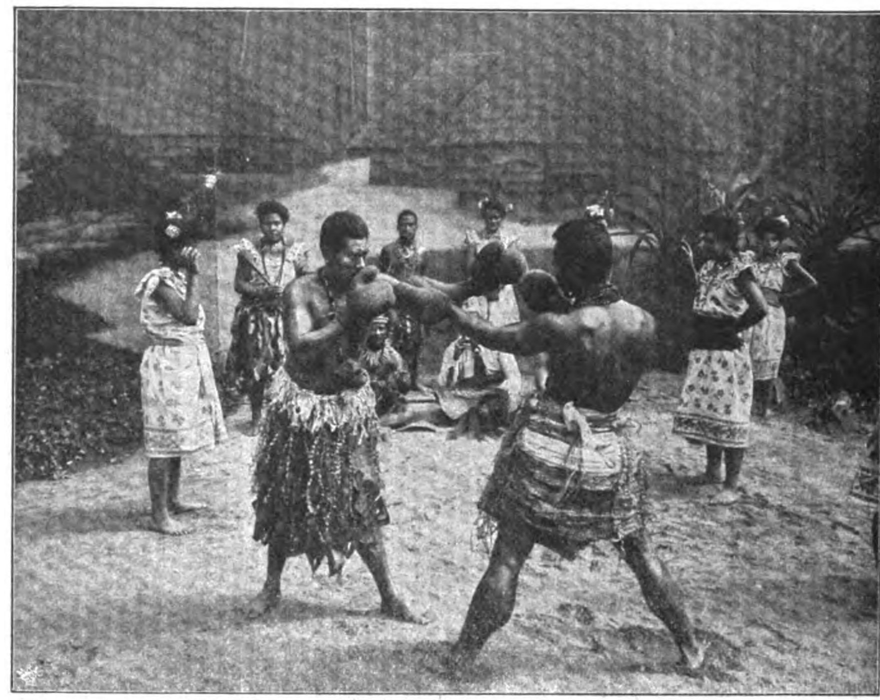


ehmann, Erster Bürgermeister der Stadt Hamburg. Bürgermeister Dr. Hachmann (Hamburg) und Bürgermeister Dr. Schultz (Bremen).

Zusammenkunft der Mitglieder der Senate von Hamburg, Lübeck und Bremen in Hamburg am 31. Mai.
Photographische Momentaufnahmen von John Thiele, Hamburg.



Samoanische Familie.



Samoanische Boxer.

Unsere neuen Landsleute aus Deutsch-Samoa im Zoologischen Garten zu Berlin.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen.

Zum Rücktritt des spanischen Botschafters in Berlin: Don Felipe Mendez de Vigo mit Frau, Töchtern, Sohn und den beiden Gesandtschaftssekretären.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander u. Labisch, Berlin.


3 Uhr 25 Min. nachm.


3 Uhr 26 Min.


3 Uhr 45 Min. 51 Sek.


4 Uhr 1 Min. 10 Sek.


4 Uhr 7 Min. 30 Sek.


4 Uhr 29 Min. 22 Sek.

5 Uhr 31 Min. 35 Sek.

Verlauf der Sonnenfinsternis am 28. Mai in der Stadt Algier.
Photographische Momentaufnahmen von A. K., Algier.


Albert Traeger,
Verfasser unseres Gedichts S. 996,
vollendet am 12. Juni sein 70. Lebensjahr.

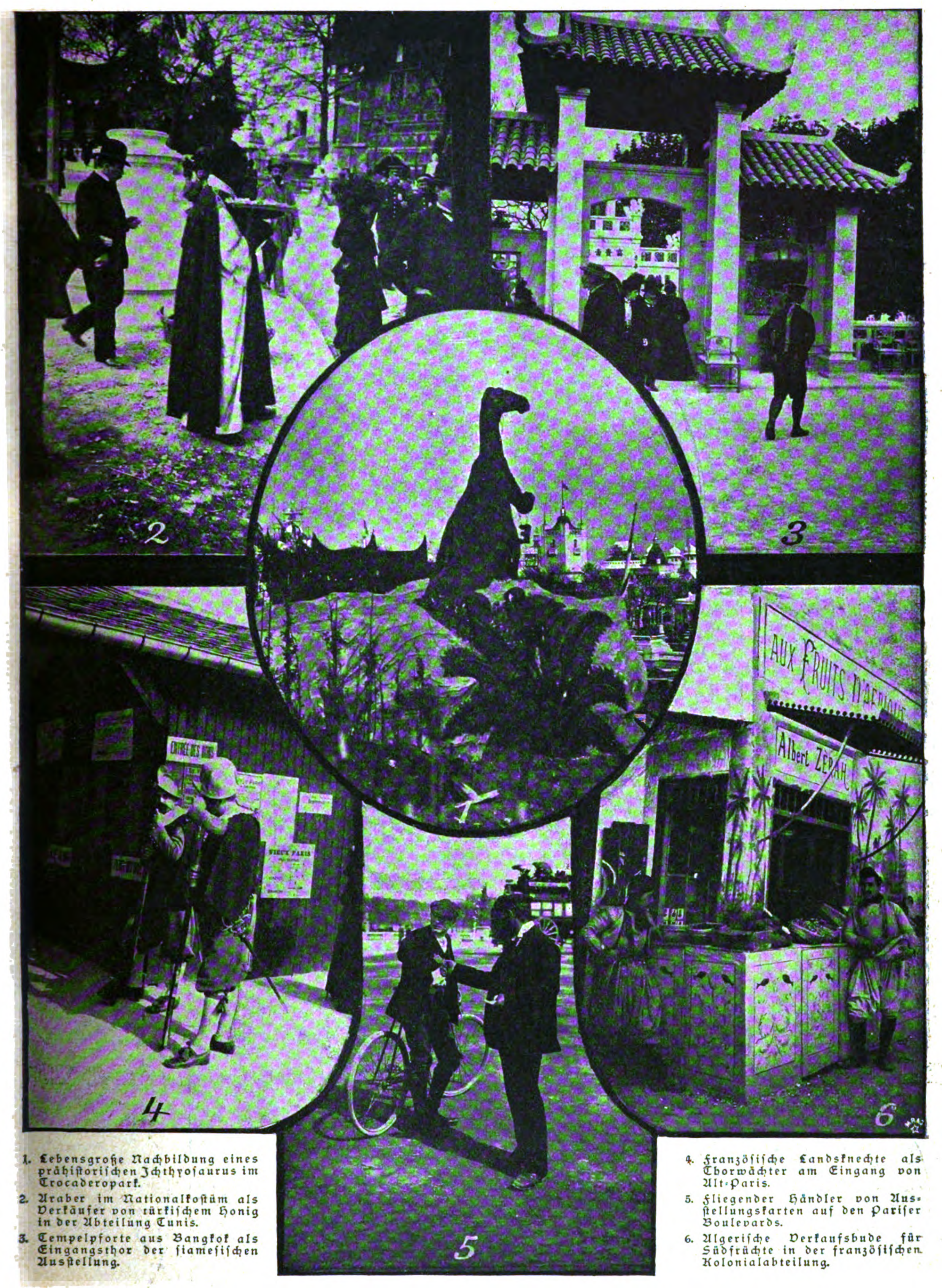

General André,
der neuernannte französische
Kriegs-Minister.


General Galliffet,
der bisherige französische Kriegs-
minister.


Ernst Eckstein,
Verfasser unseres Aufsatzes
Seite 1006.

Hauptmann v. Tschudi. Alex Hönig (Allg. Radf.-Union). Oberst Brix. Oberstleutnant Balck, Direktor d. Kgl Turnanstalt Stockholm. Gräfin u. Graf Taube. Frhr. von Hünefeld.

Die schwedischen Turner in Berlin auf der Durchreise nach Paris zu den olympischen Spielen.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Franz Kühn, Berlin.



1. Lebensgroße Nachbildung eines prähistorischen Ichthyosaurus im Trocaderopark.
2. Araber im Nationalkostüm als Verkäufer von türkischem Honig in der Abteilung Tunis.
3. Tempelpforte aus Bangkok als Eingangsthor der siamesischen Ausstellung.
4. Französische Landsknechte als Thorwächter am Eingang von Alt-Paris.
5. Fliegender Händler von Ausstellungskarten auf den Pariser Boulevards.
6. Algerische Verkaufsbude für Südfrüchte in der französischen Kolonialabteilung.

Augenblicksbilder von der Pariser Weltausstellung.

Photographische Momentaufnahmen von Frères Géniaux, Paris, und Stengel & Comp., Dresden.



Prinz Albert von Belgien, verlobte sich mit Prinzessin Elisabeth in Bayern.



1 2 3 4 5 6

1. Prinz Thurn und Taxis. 2. Graf Talleyrand. 3. Baron Knorring. 4. Baronin Tiele-Winckler. 5. Komteß Frankenberg. 6. Graf Schönborn.

Motorwagen auf dem Concours hippique in Berlin.

Photographische Momentaufnahme von Franz Kühn, Berlin.



Prinzessin Elisabeth in Bayern, verlobte sich mit dem Prinzen Albert von Belgien.



Engelbert Humperdinck dessen „Hänsel und Gretel" in Paris aufgeführt wurde.



Generallt. von Oidtmann, trat von der Inspektion der Kriegsschulen zurück.

General Baron Korff, vollendete sein 75. Lebensjahr.





Der Präsident des Deutschen Sportvereins Prinz Aribert von Anhalt überreicht dem Baron Knorring den 1. Preis.

Bilder vom Concours hippique im Berliner Landesausstellungspark.

Photographische Momentaufnahme von Franz Kühn, Berlin.



Sir Arthur Sullivan, dirigiert am 10 Juni in Berlin.

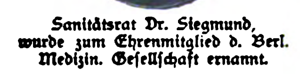
Ob. Bürgermstr. Gönner (B.-Baden), feierte sein 25jähr. Dienstjubiläum.



Dr. Woldemar Heffter, konservativer Schriftsteller (Berlin).



Florence Nightingale (London), berühmte Krankenpflegerin, vollendete ihr 80. Lebensjahr.



Sanitätsrat Dr. Siegmund, wurde zum Ehrenmitglied d. Berl. Medizin. Gesellschaft ernannt.

Die Politik der „offenen Thür“ in China.

Von Professor Dr. Hermann Schumacher (Kiel).

Am 4. November 1897 wurde in Kiautschau die deutsche Flagge gehißt; bald darauf ergriffen die Russen von Port Arthur und Talienwan (Dalnji), die Engländer von Weihaiwei Besitz.

Noch mehr als der für China so schmähliche Ausgang des Krieges mit Japan hat die Besetzung dieser drei Hafenplätze in den Augen Europas die hilflose Schwäche des fernen ungefügen Riesenreichs hervortreten lassen. Hongkong ist doch noch durch einen Krieg erworben worden; jetzt gelang es mitten in Friedenszeiten, das zwar widerstrebende, doch widerstandsunfähige China dazu zu bewegen, auf einen nach dem andern von den wenigen guten Häfen, die es überhaupt und insbesondere in seiner die Reichshauptstadt bergenden Nordhälfte noch aufzuweisen hatte, zu verzichten.

Auf diese schnell einander folgenden eindrucksvollen Ereignisse geht es wohl in erster Linie zurück, daß die Ansicht, eine Teilung Chinas stehe bevor, schlagwortartig in weiten Kreisen zeitweise sich entwickeln konnte; an sie knüpft auch der mit dieser Ansicht mehr oder minder sich berührende, vielerörterte Widerstreit zwischen der sogenannten Politik der offenen Thür und der der Interessensphären an.

Sollte es nun wirklich in China, ähnlich wie im unkultivierten und verhältnismäßig schwach bevölkerten Afrika, zu einer allgemeinen Aufteilung kommen, so ist es selbstverständlich, daß Deutschland, wenn es nicht resigniert den kleinen Mächten sich einrangieren will, die nach einem kürzlichen Ausspruch des englischen Premierministers bestimmt sind, stets kleiner und kleiner zu werden, nicht darauf verzichten darf, sondern vielmehr wirksam darauf vorbereitet sein muß, einen seiner europäischen Machtstellung entsprechenden Anteil für sich in Anspruch zu nehmen.

Wer aber China und das Chinesentum einigermaßen kennt, der weiß, daß von einer Aufteilung des Reichs der Mitte nicht die Rede sein kann. Dazu ist das chinesische Volk — so indifferent, so gleichgiltig für alle nationalen Fragen der einzelne Chinese auch stets erscheinen wird — eine durch jahrhundertalte Bande verschiedenster Art viel zu fest verbundene einheitliche Volksmasse, deren Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in gewöhnlichen Zeiten allerdings nur in einer allgemeinen Abneigung gegen alles Fremde dumpf sich äußert, aber jäh emporflackern wird in kritischen Zeiten, in denen die Hand des verhaßten Fremden auseinanderzureißen sucht, was fast seit Menschengedenken zusammengehört hat, anzutasten wagt, was seit Jahrhunderten, wenn auch in noch so verfallenem Zustand, bestanden hat und den ehrwürdigen Inbegriff dessen ausmacht, was der bezopfte Sohn des Reichs der Mitte von Jugend auf als chinesisch zu betrachten gewohnt ist. Keine Macht der Erde wird es wagen, auch nur wenige Dutzend der nach hunderten zählenden Millionen von Chinesen ihrer Herrschaft zu unterstellen. Sie würde — darüber sind fast alle Kenner Chinas sich einig — ratloser als die schwächliche jetzige Regierung den ungeheuer schwierigen Aufgaben gegenüberstehen, die die Beherrschung einer so großen Volksmenge an sich schon bietet und die ins Unermeßliche anschwellen, wenn Rassenverschiedenheit die Möglichkeit einer Verständigung außerordentlich erschwert und ein gegenseitiges, auf Vertrauen erwachsendes Verständnis dauernd gänzlich ausschließt. Sie würde auf den steten Widerstand des ganzen Volkes, das ebenso meisterhaft zur Intrigue und zur Geheimbündelei, wie zum passiven Widerstand befähigt ist, gefaßt sein müssen. Verschwörungen, die jetzt schon gegen die Fremdherrschaft der chinesierten Mandschus beständig sich richten, würden einen fruchtbaren Boden hier finden, wie die Weltgeschichte ihn vielleicht noch nie gesehn hat. Im größten Maßstab würde sich wiederholen, was Japan in Formosa, Nordamerika auf den Philippinen erlebt.

Die Ansicht von der bevorstehenden Teilung Chinas verliert denn auch mehr und mehr die leichtgläubige Schar ihrer Anhänger, und auch die sogenannte Politik der Interessensphären darf, soweit sie mit ihr sich deckt, nicht nur als aussichtslos, sondern auch als allgemein aufgegeben betrachtet werden. „Ein Landbesitz“ — so hat z. B. der erste Lord des Schatzes, Balfour, am 10. Januar 1898 in Manchester mit Bezug auf China sehr richtig gesagt — „soweit er nicht nötig ist, um einen Stützpunkt für kriegerische Unternehmungen zu gewähren, ist eher ein Nachteil als ein Vorteil, denn er bringt Verantwortlichkeiten, bringt Pflichten, bringt vielleicht einen Aufwand an Geldmitteln mit sich und, was für uns wichtiger ist, einen Aufwand an Leuten.“ Diese nicht annähernd vorauszusehenden Verantwortlichkeiten und Verpflichtungen, denen ein entsprechender Gewinn sich nicht gegenüberstellen läßt, werden niemals das eigentliche Reich der 18 Provinzen mit seinen fast 400 Millionen Einwohnern, ganz oder in beträchtlichen Teilen, unter die dauernde Herrschaft eines europäischen Staates gelangen lassen, wie es bei dem in sich zersplitterten Indischen Reich und den spärlich bevölkerten, noch kaum zu eigenen staatlichen Organisationen herangereiften asiatischen Besitzungen Rußlands der Fall gewesen ist. Gerade aber, weil das chinesische Reich in seiner rechtlichen Selbständigkeit bestehen und infolge seiner Schwäche dauernd einen bevorzugten Spielball internationaler Rivalitäten bilden wird, gerade darum empfindet jedes Volk, das Interessen im fernen Osten hat, dort ein so dringendes Bedürfnis nach kräftigem Schutz. In Kolonialländern tritt dieses Bedürfnis nie so zu Tage, dort sorgt die Kolonialverwaltung am Land in erster Linie für internationalen Schutz; an den Küsten seines reichsten Koloniallandes Indien entfaltet selbst England nur einen verschwindenden, kaum nennenswerten Teil seiner gewaltigen, uns fünffach überlegenen Seestreitkräfte, und Deutschland ist hier, wie fast alle andern Großmächte, regelmäßig überhaupt nicht vertreten. Anders dort, wo in fremden Erdteilen der Kolonialboden aufhört und keine Regierung zu Lande die Garantie eines internationalen Schutzes bietet, wie sie unter Kulturvölkern üblich ist. Dort ist es — was in der Budgetkommission des Reichstags jüngst nicht von allen Seiten gebührend gewürdigt wurde — in erster Linie Aufgabe der Marine, die eigenen Angehörigen und ihre Unternehmungen gegen Uebergriffe der einheimischen Bewohner wie der ausländischen Konkurrenten zu schützen. Das gilt von keinem Teil der Erde mehr als von Ostasien. Allein die vier außer Deutschland hauptsächlich interessierten Staaten — England, Rußland, die Vereinigten Staaten und Frankreich — haben dort gegenwärtig 77 Kriegsschiffe vereinigt, die im Gesamttonneninhalt der ganzen deutschen Kriegsflotte gleichkommen! Auch Deutschland ist nicht ganz zurückgeblieben. Wir haben unsere Seestreitkräfte in den ostasiatischen Gewässern bekanntlich auf sechs Kreuzer und zwei Kanonenboote mit einem Gesamttonnengehalt von 36 000 Tons gehoben. Aber obwohl wir, um dies zu erreichen, auf Kosten der Aufklärungsschiffe unserer heimischen Schlachtflotte zwei große Schiffe mehr ins Ausland senden mußten, als planmäßig im Flottengesetz vorgesehen waren, so stehen wir noch immer — im Gegensatz zu unsern wirtschaftlichen Interessen, die in China und ganz Ostasien nur hinter den englischen zurückbleiben — hinter allen genannten Staaten zurück, zum Teil sehr weit zurück. Ab-

gesehen von Japan, das im Begriff ist, mit seiner Kriegsflotte Deutschland überhaupt zu überflügeln, machen unsere heutigen Seestreitkräfte in Ostasien nur 40 Prozent der englischen, 43 Prozent der russischen, 62 Prozent der nordamerikanischen und 86 Prozent der französischen aus. „Zu einer wirkungsvollen Vertretung unserer Interessen hätten mehr Schiffe hinausgesandt werden müssen, wenn solche nur verfügbar gewesen wären" — heißt es mit Recht in der Begründung zur neuen Flottenvorlage.

Wenn aber auch von einer Aufteilung Chinas nicht die Rede sein kann, so deckt sich doch die sogenannte Politik der Interessensphären keineswegs — wie allerdings vielfach angenommen worden ist — mit diesem Gedanken. Richtig verstanden, stellt sie sogar nicht einmal einen eigentlichen Gegensatz zur sogenannten Politik der offenen Thür dar. Beide können vielmehr sehr wohl miteinander vereinigt werden, und beide sind thatsächlich bereits miteinander vereinigt worden. Denn was ist eigentlich unter dem Schlagwort einer Politik der offenen Thür zu verstehen? Was wird darunter verstanden? Es wird darunter eine Politik verstanden, deren Bestreben darauf gerichtet ist, das große chinesische Wirtschaftsgebiet allen Völkern unter denselben und zwar unter möglichst günstigen Bedingungen offenzuhalten, in der Wareneinfuhr und Warenausfuhr. Die hierauf gerichtete Politik hat jüngst in wichtigen Punkten durch das Vorgehen der Vereinigten Staaten, das in einer vom 20. März 1900 datierten Note des Staatssekretärs Hay an die beteiligten Mächte zum gewünschten Abschluß gelangt ist, eine gewisse internationale Sanktion erhalten. Deutschland, England, Rußland, Frankreich, Italien und Japan haben sich nämlich mit den Vereinigten Staaten darüber einverstanden erklärt, daß in China erstens die dem internationalen Handel geöffneten sogenannten Vertragshäfen unangetastet als solche erhalten bleiben, zweitens überall, wo nicht Freihäfen, wie Hongkong, Kiautschau und Talienwan, existieren, auf alle ein- und ausgeführten Waren der chinesische Zolltarif Anwendung findet und drittens keine Nation in Bezug auf Hafenabgaben und Eisenbahnfrachten eine Differenzierung zu ihren Gunsten vornimmt.

Die Politik der „offenen Thür" geht aber über diese Fragen hinaus, über die die genannten Regierungen in mehr oder minder bestimmter Form — meist, wie Deutschland, unter der Bedingung voller Gegenseitigkeit — ihr Einverständnis erklärt haben. Das Streben nach Erhaltung eines offenen Marktes in ganz China wird nämlich erleichtert, wenn es gelingt, ein einheitliches chinesisches Reich aufrecht zu erhalten. In dieser Erkenntnis ist das englische Unterhaus bereits am 1. März 1898 auf Grundlage der von ihm befürworteten Politik der offenen Thür einmütig zu dem bis heute noch nicht abgeänderten Schluß gekommen, daß „es für den englischen Handel und Einfluß von entscheidender Bedeutung ist, die Unabhängigkeit des chinesischen Reichs zu erhalten". Es hat sich also aus der Politik der offenen Thür die konservative Tendenz herausgebildet, die bestehende Regierung in China zu stützen und für ihre Kräftigung möglichst zu sorgen. Diese Tendenz erstreckt sich in erster Linie auch darauf, die Einrichtung des unter Sir Robert Hart so erfolgreich entwickelten chinesischen Seezollwesens zu bewahren, dann diese bewährte Einrichtung auch auf andere Häfen auszudehnen, sowie im Innern — besonders hinsichtlich Erhebung der „Likin" genannten Binnenzölle — langsam auszubauen, endlich nach diesem Vorbild auch die Reorganisation anderer chinesischer Verwaltungszweige unter Mitwirkung ausländischer Kräfte zu erstreben. Es ist selbstverständlich, daß England bei diesem Bestreben bemüht sein wird, die zur Erhaltung der jetzigen chinesischen Regierung wünschenswerten Reorganisationsversuche möglichst unter seinem maßgebenden Einfluß vorzunehmen. Sein zwar nie ausgesprochenes, doch augenscheinlich erstrebtes fernes Ziel ist, auf die wichtigeren chinesischen Verwaltungszweige — vielleicht nicht ohne Hilfe Japans — langsam einen ähnlichen Einfluß zu gewinnen, wie es bei dem Seezollwesen ihn schon besitzt und dadurch auf die Dauer zu sichern suchte, daß es von China sich versprechen ließ, den Posten des Generalinspektors der chinesischen Seezölle auch nach dem Abgang seines jetzigen langjährigen verdienstvollen Inhabers nicht mit einem Ausländer anderer, als englischer Nationalität besetzen zu wollen. Diesem augenscheinlichen geheimen Ziel der englischen Politik der offenen Thür in China, die also doch nicht ganz so uneigennützig sein dürfte, wie von englischer Seite oft versichert worden ist, entgegenzuwirken, ist ein internationales Interesse, so sehr auch alle in China handeltreibenden Völker von einer jeden Reorganisation verschiedener chinesischer Verwaltungsbehörden Vorteile haben würden. Insbesondere haben wir Deutsche alle Veranlassung, bei derartigen Reorganisationsversuchen uns nicht zurückdrängen zu lassen. Wir haben auf verschiedenen Gebieten der chinesischen Verwaltung bereits in der Vergangenheit beachtenswerte Erfolge zu verzeichnen. Deutsche haben zum Beispiel erfolgreich begonnen, die chinesische Armee nach modernen Grundsätzen auszubilden; Deutsche sind bei der Anlage chinesischer Festungswerke hervorragend thätig gewesen; ein Deutscher ist heute wieder, wie vor Jahren, der Hauptvertraute des wieder zu Macht gelangten Vizekönigs Lihungtschang, ein anderer war bis vor kurzem der hauptsächliche fremde Berater seines rührigsten Rivalen, des Vizekönigs Tschangtschitung in Wutschang; Deutsche sind oder waren doch bis vor kurzem die technischen Leiter der einzigen bisher in China modern betriebenen Bergwerke, der Kohlengruben in Kaiping bei Tientsin und der Eisenerzgruben im Tayehbezirk am Yangtse; deutsche Ingenieure haben die Eisenbahn von Schanghai nach Wusung gebaut; ein Deutscher ist — wie kürzlich die Zeitungen meldeten — dem neugeschaffenen chinesischen Eisenbahn- und Minenamt als Mitglied zugeteilt worden. Hoffentlich gelingt es Deutschland, nicht nur zu verhindern, daß seine Söhne aus den Stellungen, die sie durch eigene Kraft sich errungen haben, herausgedrängt werden, sondern auch in dieser Beziehung Errungenes nicht nur zu behaupten, sondern weiter auszubauen und stärker nutzbar zu machen. Nur dann wird die Durchführung der Politik der offenen Thür uns die Garantie einer wirklichen und dauernden Parität in China bieten.

Während so die Politik der offenen Thür im Ein- und Ausfuhrhandel wurzelt, ist umgekehrt die sogenannte Politik der Interessensphären — abgesehen von den chauvinistischen Bestrebungen einiger englischer Journalisten und unverantwortlicher Politiker, die das ganze Yangtsebecken und damit den weitaus größten und wichtigsten Teil ganz Chinas gern für England mit Beschlag belegen wollen — nie ernstlich mit dem Ein- und Ausfuhrhandel in Beziehung gesetzt worden. Sie ist vielmehr stets im wesentlichen bezogen auf Eisenbahnen und Bergbau. Es ist einleuchtend, daß auf diesem Gebiet — abgesehen davon, daß bestehenden Unternehmungen der gleiche Schutz, unabhängig von der Nationalität der Unternehmer zugesichert wird — mit dem Schlagwort der offenen Thür nicht auszukommen ist. Wohl kann noch in bestimmten Grenzen einige Sorge dafür geübt werden, daß bei der Bewerbung um Konzessionen eine gewisse internationale Parität gewahrt bleibt; aus der Natur der Verhältnisse ergiebt sich aber, daß hier früh der internationale Wettbewerb zu einem gewissen Abschluß kommt, daß sich notwendigerweise mit der Erteilung der Konzessionen, die sich meist auf Eisenbahnbau und Bergbau zugleich beziehen, gewisse Interessensphären aussondern, die nach der Nationalität der Konzessionäre bezeichnet werden können.

Am weitesten ist diese Entwicklung in der Provinz Schantung vorgeschritten. Wir Deutsche haben in dieser weit ins

Meer vorspringenden Provinz, die auf einer Fläche von etwa der halben Größe Preußens fast 30 Millionen Menschen nähren soll, nicht nur im Vertrag vom 6. März 1898 von China die Konzessionen für die Haupteisenbahnlinien und den Bergbaubetrieb in ihrer Nähe erhalten, sondern uns ist auch eine besondere dauernde Vorzugsstellung dort ausdrücklich zuerkannt worden, insofern als die englische Regierung der deutschen vor der Besetzung von Weihaiwei aus freien Stücken zugesichert hat, „daß sie nicht willens sei, deutsche Rechte oder Interessen in der Provinz Schantung zu schädigen oder in Frage zu stellen oder der deutschen Regierung in jener Provinz Schwierigkeiten zu bereiten, und daß sie insbesondere nicht beabsichtige, von Weihaiwei oder dem dazu gehörigen Gebiet aus Eisenbahnverbindungen nach dem Innern der Provinz anzulegen". Und während die andern Nationen mit Ausnahme der Belgier, die — insbesondere dank der umsichtigen Vorarbeiten eines hervorragenden deutschen Baumeisters — mit der Bauausführung der ihnen konzessionierten wichtigen Hankau-Pekingbahn begonnen haben, noch im wesentlichen der platonischen Freude sich hingeben, nach der Karte und auf dem Papier die Länge der Eisenbahnlinien zusammenzurechnen, für die sie mehr oder minder günstige Verträge sich errungen haben, hat man auf deutscher Seite in Schantung den wichtigen Schritt vom Planen zur That, von bloßer Berechtigung zur Ausführung bereits gemacht.

Die Schantungeisenbahngesellschaft, die am 15. Juni 1899 mit einem Grundkapital von 54 Millionen Mark, von dem ein Viertel bei der Gründung eingezahlt wurde, ins Leben gerufen worden ist, hat alsbald mit der Ausführung der ihr konzessionierten Bahnlinie von Tsingtau nach Tsinan, der Hauptstadt Schantungs, begonnen. Die zur Feststellung der Bahnlinie erforderlichen Vorarbeiten sind so beschleunigt worden, daß bereits im September vorigen Jahres der Bau selbst an zwei Punkten in Angriff genommen werden konnte. Der Bau untersteht einem geschickten, in China erfahrenen deutschen Fachmann, dem Bauinspektor Hildebrand; das Obermaterial für die ganze Bahnlinie, sämtliche Brücken und der gesamte erforderliche Fahrpark wird von deutschen Werken geliefert; deutsche Dampfschiffgesellschaften befördern die umfangreichen Lieferungen zum Bestimmungsort. Massen im Gewicht von etwa 100000 Tonnen und im Wert von mehr als 20 Millionen Mark sind bereits für die Schantungeisenbahn bedungen. Drei Dampfer mit den Materialien für eine Bahnstrecke von 75 Kilometern sind bereits expediert worden; ein vierter, der unter anderm auch die ersten Lokomotiven mitnimmt, wird noch in diesem Monat folgen. Trotz der ausgebrochenen Unruhen hofft man, zu Beginn des nächsten Jahres den Betrieb bereits auf einer Strecke von 100 Kilometern eröffnen zu können, und nach allem darf man annehmen, daß es gelingen wird, nach den Bestimmungen der Konzessionsurkunde die 180 Kilometer lange Eisenbahn bis Weihsien in drei Jahren, die ganze 450 Kilometer lange Linie bis Tsinan in fünf Jahren fertigzustellen. Weiter wird man erwarten dürfen, daß im Anschluß an diese Bauten auch die Konzession bald zur Ausführung gelangt, die Deutschland im Bund mit England für den Bau der etwa 1000 Kilometer langen großen Nordsüdbahn von Tientsin, dem Hafen Pekings, nach Tschinkiang am Schnittpunkt des großen Kanals und des Yangtsestroms erlangt hat. Wie es so in Aussicht steht, daß Schantung in absehbarer Zeit nach Norden und Süden eine leistungsfähige Verkehrsverbindung erhält, so ist zu hoffen, daß auch die Zeit kommen wird, wo nach Westen hin ein für den Großverkehr in Massengütern brauchbarer Verkehrsweg die Kiautschaubucht mit der an Kohlen und Erzen überreichen, einer hochbedeutsamen Entwicklung sicheren Gebirgsprovinz Schansi erfolgreich verbindet.

Ferner wird im Anschluß an die bereits begonnenen Eisenbahnbauten auch ein Bergbau modernen Stils in der Provinz Schantung bald sich entwickeln. Bekanntlich ist dem Deutschen Reich von China das Recht erteilt worden, auf beiden Seiten der in Schantung zu erbauenden Eisenbahnlinien in einer Breite von 30 Li oder etwa 15 Kilometern den Bergbau und zwar sowohl für Kohlen, als auch für andere Mineralien zu betreiben. Die in diesem Gebiet vorgenommenen geologischen Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen; allein das steht bereits heute fest, daß an verschiedenen Stellen, auf die meist Freiherr von Richthofen schon vor 30 Jahren hingewiesen hat, abbauwürdige Kohlenlager sich vorfinden. Am wichtigsten scheinen sie in Poschan und Umgegend zu sein, wohin gleichzeitig mit der Hauptbahn nach Tsinan eine Zweigbahn gebaut werden soll; der dort nach neueren Ermittlungen in Mengen von etwa 2½ Milliarden Tonnen vorkommenden Kohle werden von amtlicher und sachverständiger deutscher Seite auf Grund neuerer Untersuchungen „vortreffliche Heizeigenschaften" nachgerühmt. Zur Ausnutzung der von Deutschland erworbenen Konzession und Hebung insbesondere der erwähnten Kohlenschätze hat sich jüngst die erste Schantungbergbaugesellschaft mit einem Kapital von zunächst 12 Millionen Mark gebildet. Man darf erwarten, daß es ihr gelingen wird, ungefähr gleichzeitig mit der Eröffnung der Eisenbahn billige chinesische Kohlen zum Kiautschauhafen zu bringen, die ersten in moderner Art abgebauten chinesischen Kohlen, wenn man von der eigentlich nur Chinesen zu gute kommenden, nicht sehr ausgedehnten Kohlenbeförderung aus den nördlich von Tientsin liegenden Kaipingkohlengruben absieht.

So darf Schantung vom Standpunkt der Eisenbahn- und Bergwerksunternehmungen aus nicht nur rechtlich, sondern auch bereits thatsächlich als deutsche Interessensphäre bezeichnet werden. In keinem andern Teil des eigentlichen China liegen die Verhältnisse so einfach und klar, wie hier. Nur außerhalb des Reiches der achtzehn Provinzen, im größten Teil der Mandschurei, hat Rußland sich eine ähnliche Stellung erworben, wie Deutschland in Schantung sie hat. Wenn aber Deutschland in Schantung sich eine Stellung gesichert hat, wie es keiner andern Macht in einem andern Teil des Reichs — mit Ausnahme der mandschurischen Außenprovinz — gelungen ist, so ist damit natürlich nicht gesagt, daß es sich irgendwie auf dieses noch nicht 1/10 der Chinesenbevölkerung umfassende Gebiet beschränken will. Die Hauptbedeutung unserer ostasiatischen Erwerbung liegt nicht darin, in der hafenarmen Nordhälfte des chinesischen Reichs, deren Entwicklung hinter der der Südhälfte bisher stark zurückgeblieben ist, im Lauf der Zeit einen Freihafen und Transitplatz von ähnlicher Bedeutung ins Leben zu rufen, wie in noch günstigerer Lage Hongkong langsam geworden ist; sie liegt vielmehr darin, für das ganze große Land einen Platz an der Sonne uns zu sichern. Denn wie heute unsere deutschen Interessen in den andern Teilen Chinas unvergleichlich viel bedeutender sind, als in jenem Gebiet, das als unmittelbares Hinterland Kiautschaus betrachtet werden kann, so werden sie es auch in aller Zukunft bleiben, wenn nicht durch willkürliche Gewalt die Entwicklung zu unsern Ungunsten unterbrochen wird. Dieses weitere Arbeitsfeld gilt es, bei der Lösung der Aufgaben, die aus unserm eigenen Landbesitz in Ostasien erwachsen, nie aus den Augen zu verlieren. Wichtiger als die wirtschaftliche Entwicklung Kiautschaus ist es, mit Hilfe dieses militärischen Stützpunktes das ganze chinesische Land, das ganze chinesische Volk deutscher Unternehmungslust offenzuhalten und weiter nutzbar zu machen.



Die thörichte Jungfrau.

12. Fortsetzung. Roman von Rudolf Stratz.

Ellinor ging weiter, immer weiter, hinaus in den Mondschein und die Nacht. Hinter ihr blieb, was lärmend war, wirklich und greifbar. Und vor ihr dehnte sich, wie sie langsam am Fuß der Akropolis hinschritt, wiederum wie am Morgen die träumende Trümmerwelt von Hellas. Die Theater- und Tempelruinen zur Rechten, die sie heute vormittag nur im grämlichen Regengeriesel geschaut hatte und die jetzt erst wieder ihre eigentliche Gestalt, ein Festgewand von silbernem Licht angelegt zu haben schienen.

Vor den Propyläen stand ein Wächter. Sie besann sich, daß sie eine Einlaßkarte bei sich hatte, die ihr der Hotelportier, als sie wegging, gegeben, und betrat mit klopfendem Herzen die weite, weiße, totenstill und menschenleer im Mondschein daliegende Fläche der Akropolis.

Das war nicht mehr die Welt da unten, aus der sie kam. Das war ein Traum, ein Märchentraum in Blau und Weiß, ein Weben geheimnisvoller, veilchendunkler Schleier, lichtblauen, durchsichtigen Schattenflors, silbernzitternder Strahlen um schneeiges Gestein. Heute waren die Werke der Akropolis herrlich wie am ersten Tag. In keuscher Weiße, wie eben aus der Hand des Meisters entstanden, ragte die Quaderwucht der Tempel in fleckenloser Reinheit. Gleich dem Firn auf ewigen Höhen spiegelte sich unter ihnen weithin über den heiligen Berg der blendendweiße Marmor des Bodens, und aus ihm hoben sich, wie mattkrystallene Eistürme die einzelstehenden Säulen des zerbrochenen Hauses der Burgfrau empor zum nachtschweren Himmel, dessen bläuliches Dämmern, auf den Wellen des Mondlichts niederflutend, sie mit seinem Zaubermantel seidenweicher Schatten kosend umfing.

Hier, im Schweigen der Mitternacht, lebte Hellas wieder auf, der verwüstete Rastort der Schönheit auf ihrem flüchtigen Flug über Völker und Zeiten. Hier verschwammen Wahrheit und Traum zu dem, was sie ist und ewig war, zu jenem Märchentempel, den sich die Sehnsucht in fernen Landen baut, zum heiligen Gral über der Erde und ihren Niederungen, den kein Menschenauge je geschaut und dessen Bild manche Menschenbrust doch ewig in sich trägt.

Alles war still. Ganz in der Ferne glitzerte es silbern über tiefblauen Streifen — das Meer von Salamis. Ein Seehauch wehte von dort, leise, sanft, als fürchte er, die weichen Linnen der Silbernacht zu lüften, die sich als ein Märchengespinst um die tote, weiße Pracht der Akropolis woben.

Ein Traum war das alles. Zu jeder andern Zeit hätte er die Pilgerin, die zu ihm emporgestiegen, in seinen feierlichen Frieden gezogen. Heute nicht. Sie saß auf einem Steinblock, die Augen halb geschlossen, und ihre Gedanken entflohen der schmeichelnden Ruhe der Umgebung.

Ein wachgewordener Schrecken war in ihr. Lange hatte sie ihn niedergekämpft, jetzt war es umsonst. Die beiden da unten konnten sich ja nicht verstellen! Wie sie ins Zimmer getreten waren, unbefangen, lachend, überzeugt, daß niemand ihr Geheimnis ahne, sah sie, als wäre sie dabei gewesen, alles, was an der Bucht von Salamis vorgegangen. Es war, als sei etwas Drittes mit dem Paar durch die Thür hereingekommen, etwas ihnen beiden Gemeinsames, Unsichtbares, das ihn ihr ähnlich machte, selbst in Blick und Sprache, und sie ihm.

Allmählich wurde sie ruhiger. Lotte, du lieber Gott! Sie lächelte müde und mitleidig bei dem Gedanken an die thörichte kleine Schwester. Die war ja eigentlich noch ein halbes Kind, die wußte gar nicht, was sie that, und tröstete sich leicht.

Und er? Sein Herz war schon oft auf die Wanderschaft gegangen und reumütig wieder zu ihr zurückgekehrt. Das flog alles vorüber bei ihm, wenn sie ihn nicht verließ.

Wenn sie ihm jetzt wieder nach dem Engadin folgte! Geduldig, wie eine Sklavin ihrem Herrn. Und sie wußte ja, sie that es! Sie konnte ja nicht anders.

Mit überströmenden Augen, Bitterkeit im Herzen, schaute sie zu dem goldfunkelnden Blau des Himmels empor, zu der stillen Schneepracht des Tempels rings umher und in den weiten weihevollen Frieden der Sommernacht. Und dann kam der Trotz über sie — der Trotz gegen sich selbst!

Und wenn der Meister Josefus zehnmal klein und niedrig war, sie liebte ihn eben! Wer nur verliebt ist, begreift das nicht. Der Verliebte sieht keine Fehler an dem andern Ich. Er pflegt und hätschelt sie, bis sie vor seinen Augen zu neuen Vorzügen werden. Aber wer wahrhaft, durch Jahre liebt — lieben heißt verzeihen! In der Vollkommenheit eines andern aufzugehen, das ist nichts. Aber ihn in seiner Menschlichkeit und Allzumenschlichkeit, in seinen Schwächen und Gebrechen zu sehen und ihn in seinen Schwächen und Gebrechen, in seinen Niederungen, selbst in seinen Verirrungen so anzuschauen, wie sich selbst — als einen armen Menschen, der kein Geheimnis vor uns haben kann, weil er ganz mit uns eins ist — das war ihre Liebe zum Meister, ihre Demütigung vor sich selbst, ihr Stolz über sich selbst hinaus.

Manchmal hatte sie den Gedanken, es müsse doch schön sein, ein Mann zu sein, statt nur durch den Mann zu leben, vom Mann bedingt, dem Mann unterthan. Ein Wesen aus zweiter Hand — das schien ihr dann das liebende Weib! Dann schrie etwas in ihr: erlöse dich vom Mann! Werde zum Menschen! Werde du selbst!

Aber dann graute ihr vor dem Gedanken, wie vor einem Blick in grenzenlose Oede. Ein Leben ohne Liebe — das mochten Männer ertragen, ein Weib nicht. Und sie wußte ja, sie konnte nach dem Meister Josefus keinen Mann mehr lieben.

Sie stand auf, ganz ruhig und gefaßt. Er war ihr Schicksal. Sie lebte für ihn, und wenn sie ihn verlor, mußte sie sterben. Dann hatte die arme Seele ihre Ruhe und war erlöst vom Mann.

19.

Ein erdverlorenes Hochthal weit oben in der Wildnis der Berinagruppe, nahe und doch durch Welten von Wald und Wüste geschieden vom Lärm des Engadins in der Tiefe, nahe und doch schwindelnd überragt und erdrückt von der weißen Schnee- und Gletscherpracht der Gipfel hoch über ihm am blauen Himmel, ein Thal der Steine und des Staubes, ein Thal der gähnenden, grauen Oede zwischen dem grünen Leben der Matten und der leuchtenden Majestät des Firns.

Steine, nur Steine. Kein Grashalm, kein Schneefleck. Ein chaotisches Schottergeröll, vermorschter Abfall der Berge,

der in dem wüsten Höhenkessel sich sammelt, Bruchstücke von Wallnußgröße und häuserartige Blöcke, Splitter und faulender Gesteinbrei — alles regellos durcheinander geworfen, aufgetürmt, hier- und dahingestreut, wie auf der Walstatt einer Gigantenschlacht die von den Felswänden ringsum abgebrochenen Wurfgeschosse — ein lebloses Meer von Hügeln und Thälern, in das jeden Tag und jede Nacht, wenn drüben über den goldig blitzenden Schneekämmen die Sonne aufsteigt und der Mond sinkt, neue Lasten polternden Steinschlags über die Bergflanken herniederrollen.

Ein mächtiger, in seiner lockeren Steilheit schwer zu ersteigender Schuttriegel sperrt es nach unten ab. Gegenüber glotzt über der noch riesigeren Trümmerwelt der Moräne der zurückgegangene Gletscher mit hoch von oben aufleuchtenden weißen Zacken und Türmen herein und schleppt auf seinen Eiswellen aus der Wildnis oben, was er an Schotter und Klumpen finden kann, langsam hernieder in den gähnenden Schlund. Senkrecht ragende Riesenmauern säumen das Thal des Grauens zu beiden Seiten ein und verwittern,



über ihm hängend in Wind und Wetter, daß immer wieder das Hüpfen und Rollen unsichtbarer Bruchstücke das tiefe Schweigen im Grunde unterbricht.

Nichts regt sich hier sonst. Kein Vogel singt, kein Jäger lockert mit knirschendem Nagelschuh das Geröll. Denn selbst der Pfiff von Murmeltier und Gemse dringt nicht bis in dieses unheilschwangere Stückchen Urwelt, in das Jahr um Jahr dräuend von Gletscherhang und Bergwand der fliegende Tod im Hagel der Höhen niedersaust. Nur eine Art kleiner, nachtdunkler Schmetterlinge gaukelt über der grauen Stille, schwarze Seelchen, ängstlich in der Einsamkeit mit den Flügeln schlagend und unruhig von einem Trümmermal zum andern flatternd. Und in der Mitte tönt ein Rauschen und Sprudeln: eine eisklare Quelle strömt da aus den unterirdischen Höhlen und Gängen der steinernen Welt und breitet sich zu einem schattenfarbenen, eng ummauerten See, der wie ein tiefes, düsteres Auge aus seinem Kerker zum Himmel aufschaut.

Das ist nicht die befreiende Einsamkeit hoch oben auf dem Gipfel, wo man die Reiche der Erde zu seinen

füßen sieht. Hier ist das Schweigen der Gefangenschaft, der Blick ringsum begrenzt durch himmelhohe Schranken, die Welt unheimlich, drohend und trübe. Ein Thal des Todes, fern von den Menschen.

Fern von den Menschen. Die wissen nicht, wieviel das heißt! Fern von dem bunten Nomadenleben, in dem die Langeweile ihren Opferzug von Millionären und Wappenträgern und schönen Frauen rastlos von einer Insel aristokratischen Bodens zur andern jagt. Von Baden-Baden nach St. Moritz, vom Engadin zur Segelwoche nach Cowes, zur Hirschjagd nach Schloß Thieregg in Niederösterreich — und überall und immer dieselbe lärmende Komödie, das gleiche Puppentheater mit den gleichen gelangweilten Marionetten . . .

Hier oben hört der Schein auf, das Sein beginnt. Lang auf dem Rücken liegen, neben dem schwarzen Wasserauge, zu dem die Wurfgeschosse der erbosten Berggeister, die fliegenden Steine, nicht mehr reichen, an sprudelndem Quell an Speck und Brot sich laben und hinaufschauen in die weit offene, strahlendblaue Unermeßlichkeit — hier ist nicht das Glück im Thal des Todes, aber doch die große unendliche Ruhe.

„Unser Thal!" sagte der kleine Prinz langsam und träumerisch zu seiner Gefährtin. „Erinnern Sie sich noch, daß wir uns hier zuerst getroffen haben — vor drei Jahren? Zwei einsame Berggänger, die plötzlich aufeinander stießen und sich im ersten Augenblick beinahe für Gespenster hielten. Denn außer uns ist es vielleicht noch kaum einem lebenden Wesen eingefallen, sich hierher zu verirren. Vielleicht kennt es kaum jemand außer uns. Es liegt ja so ganz ferne von allen andern Dingen, unser Thal — wirklich am Ende der Welt. Hier kann niemand weiter!"

Ellinor wies mit den Augen auf die dräuende, wildzerklüftete Bergmasse zur Linken. „Hier zieht sich doch ein breites Schuttband längs der Wand aufwärts — man kann es deutlich verfolgen — hoch über dem Gletscher oben weg — immer höher —"

Von irgendwoher klang ein unbestimmtes Poltern und Rollen, ohne daß man eine Bewegung in der starren, feierlichen Urwelt erkennen konnte. Er nickte. „Hören Sie die Steine? Der Weg auf dem Schuttband da oben wäre beinahe sicherer Tod. Der ganze Berg darüber ist verwittert, morsch bis in die Knochen. Er schickt eine Schuttladung nach der andern hinunter auf den Weg und weiter auf den Gletscher!"

„Und wenn man doch dadurch gelangte, wo käme man da weiter hin?"

Er zuckte die Achseln. „Sie sehen es ja. Immer höher hinauf in unser Reich. Immer tiefer in Eis und Schnee. Bergsteiger wie wir gelangen von dort oben schließlich überallhin, wohin sie wollen. In irgendein vergessenes Seitenthal, zu ladinischen Hirten, die seit Jahrzehnten kein fremdes Gesicht gesehen haben, oder hinunter in die italienische Ebene, unter schwarzhaariges und schwarzäugiges Bettelvolk, das einen verdutzt ansieht und nicht weiß, woher man kommt und wohin man geht. Es wäre eigentlich ein schöner Gedanke, so plötzlich als ein Fremdling aus dem Gebirge herunterzusteigen, als ein Wanderer auf allen Gassen, ohne Namen, ohne Herkunft, ohne Ziel, nur immer weiter und weiter durch die Welt, bis an das Ende. Aber da vor uns ist schon das Ende. In den Gletscher unten da hinein würde einen der Steinschlag von oben werfen — fort und weg. Nicht einmal die Leiche würde man finden."

„Das ist ja schon oft vorgekommen!" setzte er hinzu. „Schon mancher ist in die Berge gegangen und nicht wiedergekehrt. Kein Mensch weiß, wo Dr. Haller im Berner Oberland geblieben oder Balmat am Montblanc. Man weiß nur, daß sie tot sind. Wer in die Berge geht und nach acht Tagen nicht wieder zum Vorschein kommt, ist eben tot!".

„Und wenn er, wie Sie sagen, nun zu den ladinischen Hirten gegangen wäre oder zu italienischen Bauern oder sonstwohin, wo ihn niemand kennt — und immer weiter —"

„Dann würde er doch von sich Nachricht geben!"

„Ja. Aber es könnte doch auch sein, daß jemand sich auf diese Weise der Welt entziehen will — etwa wie wenn ein anderer in ein Kloster geht und einen ganz neuen Namen und ein ganz neues Kleid anlegt. Lebendig und doch ein zweiter Mensch, dessen Vorgänger gestorben ist! Das könnte ich mir wohl vorstellen. Und das hier wäre gerade der richtige Weg dazu, wenn man die Berge zwischen sich und alle die Dinge von früher legt. Vielleicht hat das einer von denen, die jetzt allgemein für tot gelten, längst gethan?"

Er erwiderte nichts, sondern versank in tiefes Sinnen. Sie blickte ihn, eine Antwort erwartend, von der Seite an. Sein Gesicht war noch bleicher und kränklicher geworden in den vergangenen Wochen. Der müde, melancholische Zug lag noch deutlicher als sonst um seinen Mund und in seinen Augen eine Unruhe, etwas Gequältes, Banges, das sie früher nicht so an ihm bemerkt hatte.

Er hob den Kopf und zeigte sein gewohntes stilles Lächeln, als habe er ihre Gedanken erraten. „Wir sehen beide schlecht aus, liebes Fräulein — Sie auch! Blaß und traurig. Mir bekommt die Welt immer weniger, und ich glaube, Sie haben auch Ihr Päckchen zu tragen und schleppen es wie ich hier herauf in die Höhenluft, damit es leichter wird. Aber nachher muß man doch wieder damit ins Thal und ist da unten erst recht wieder ein armer Mensch!"

„Sie?" Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß doch jetzt, wer Sie sind. Ich mußt es ja schon aus der Depesche nach Athen erraten, und wie ich Sie nun gestern abend gleich nach unserer Ankunft mit dem Herzog zusammensah und alles grüßte — Sie und arm? Das begreife ich nicht. Ein Prinz, der —"

Er machte eine müde, abwehrende Handbewegung. „Ach, lassen Sie doch den Mummenschanz! Der ist gut für die großen Kinder da unten im Kurhaus und dem neuen Stahlbad. Hier oben sind wir doch Kameraden. Und leider zwei wenig frohe. Wir haben beide, scheint's, was hinter uns — und vielleicht mehr noch vor uns? Aber eben deswegen bin ich froh, daß ich hier oben nicht allein sein muß mit meinen Gedanken, sondern daß Sie gleich mit heraufgekommen sind in unser Thal, wie ich Sie darum bat. Das ist der rechte Ort für zwei melancholische Menschen."

Sie entschloß sich, ihn zu fragen. „Ist Ihnen denn was Schmerzliches zugestoßen in der Zwischenzeit?"

„Nichts Besonderes gerade. Es ist wie immer. Aber es giebt Leute, die leben schwer. Die sehen immer eine schwarze Wolke über sich hängen. Meine schwarze Wolke ist jetzt der drohende Verlust meines Kindes. Ich glaube, ich erzählte Ihnen einmal, daß ich verheiratet bin."

„Ja. Obwohl — ich kann es mir gar nicht recht vorstellen — gerade bei Ihnen — Sie sind so ganz anders —"

„Nicht wahr?" Der kleine Prinz nickte ihr zu. „Frau und Kind! Das paßt eigentlich gar nicht zu mir, dem einsamen Menschen in irgend einem Bergthal, als den Sie mich kennen. Manchmal glaub ich selbst nicht daran — hier oben. Aber da unten ist's wahr! Da hab ich mein armes, kleines Töchterchen — nicht hier — hier im Engadin wäre die Luft zu rauh — nein, in einem Schloß in Niederösterreich, das meiner Frau gehört — in stärkender Waldluft und bester Pflege bei Verwandten —"

„Und trotzdem haben Sie schlimme Nachrichten?"

„Wenn die rechte Lebenskraft fehlt!" Unwillkürlich schaute er an seiner verwachsenen linken Schulter hinunter. „Die müssen wir, die aus meinem Stamm sind, uns erst selbst im Leben erwerben. Als Mitgift giebt sie uns die Natur nicht mit auf den Weg, und mancher kommt nicht erst dazu, sie zu erwerben! Das arme bißchen Lebenslicht flackert wie eine Kerze im Wind — jetzt wieder einmal hell, dann beinahe ganz erloschen — schließlich zehrt es langsam sich auf."

„Und — und verzeihn Sie — Sie sind trotzdem nicht dort? Am Krankenlager?"

„Heute abend müssen wir reisen. Ich habe meiner Frau noch nichts von der Verschlimmerung gesagt. Sie amüsiert sich hier so gut. Aber nun wird es Zeit dazu. Sie liebt die Kleine ja auch, wie ich!"

Eine Mutter! Ellinor lächelte beinahe mitleidig bei dieser ernsthaften Versicherung des Mannes neben ihr, daß eine Mutter ihr Kind liebte!

„Nun, und Sie?" hörte sie die Stimme ihres Gefährten. „Sie schauen auch aus, als ob Sie krank gewesen wären?"

„Ich hab das Fieber in Griechenland bekommen. Gleich am ersten Tag."

„O! Sie Aermste!" Er blickte sie aus seinen großen, grauen Augen teilnehmend an. „Also deswegen sind Sie zurück?"

„Nein. Sie wissen ja, wozu der Herzog den Professor Ranggetiner hierher berufen hat und wozu er ihn umstimmen will! Zu seinen Plänen! Und zu einem Verzicht auf alles, was ich allein des Meisters würdig und als seine Lebensaufgabe betrachte. Und er wird ihn umstimmen. Ich fühle es und fühle, daß ich zu schwach dagegen geworden bin. Das kann einen wohl traurig machen! Es ist eigentlich mein Lebenswerk, was da in Stücke geht. So, nun hab ich Ihnen auch mein Leid gebeichtet!" Sie stand auf. „Und nun müssen wir an den Heimweg denken. Wir wollten ja mittags in St. Moritz sein."

Er erhob sich gleichfalls. Sie ordneten stumm ihre Sachen, und beide dachten sich dasselbe: was du mir sagtest, mag ja wahr sein; aber das letzte hast du mir nicht gesagt und wirst es mir nie sagen. Wir sind zwei gute Kameraden und im Innersten unseres Wesens doch einander völlig fremd und werden am letzten Ende der Dinge einander ewig fremd bleiben!

Oben in den Felswänden zur Linken rumpelte es tief und dröhnend. Ein Felsblock von der Größe eines steinernen Landhauses löste sich langsam, nach jahrhundertelangem Besinnen von dem Klippengewirr ab, mit dem er nur noch mit wenigen klaffenden Spalten zusammenhing. Eine Weile schwankte er unsicher hin und her, als wähle er sich seinen Weg in die Tiefe, glitt knirschend ein paar Fuß hinab, überlegte wieder am Rand des Abgrunds, während er allerhand Trümmerwerk als eilig hüpfende Vorläufer vorausschickte, und überschlug sich dann plötzlich mit einem ungeschlachten Rollen. Wie ein schwarzer Schatten flog die ungeheure Masse durch die Luft, ein Meer von Kieseln und Schotter hinterher, ein Krachen und Donnern und Wirbeln von Steinstaub in der Tiefe des Kerkers und in der zerrissenen Wand oben ein unheimliches Leben. Als seien alle Kobolde des Berges wach geworden und an das Tageslicht gelockt, sprangen da und dort, meist nur im weiten Bogen ihrer Sätze zu hören, selten dem Auge sichtbar, wie Wichtelmännchen an dem Steilhang spielend, sich haschend und überschnellend, die vermorschten Gesteinbrocken dem vorausgeeilten plumpen Koloß nach.

Weh dem lebenden Wesen, das jetzt in den Stufen und Vorsprüngen der zerrissenen Mauer da drüben atmete, inmitten dieses Hagelschlags von oben! Die beiden sahen gleichzeitig hinüber, mit dem unwillkürlich alles prüfenden sachlichen Blick des geübten Bergsteigers. Gangbar war die Wand — ohne Zweifel! Man erkannte deutlich die geeigneten kurzen Kletterstellen aufwärts bis zu dem breiten Schuttband, das schräg an der Gesteinsflanke emporlief — höher, immer höher — die ersten Abstufungen des Gletschers zu seiner Seite tief unter sich lassend, bis es ganz oben, wo der Sonnenschein goldblitzend über dem Schnee lag, die Einsattelung des Eisstroms erreichte. Weiße Geistersäulen standen dort stillragend vor dem blauen Himmel, und es war, als winkten und grüßten die im Sonnenlicht flimmernden Riesen und Riesinnen: Kommt zu uns, steigt empor aus eurem steinernen Kerker. Steigt empor aus der Nacht. Hier ist die Höhe. Hier ist die Freiheit, Licht und Glanz über ewig funkelndem Firn. Hier ziehen die Wolken und weisen euch den Weg in die Weite, hart und kühlend weht der Eiswind, und der Blick schweift frei hinaus in nie gekannte Höhen und Tiefen des Lebens, und was er sieht, ist sein!

Aber dazwischen hüpfen die verderbenfrohen Kobolde des Steinschlags. Dazwischen schaukelt sich der Tod als lockeres, lauerndes Geröll über schwindelnd-schmalen Kanten und Stufen und wartet nur, daß die leise Erschütterung durch einen Nagelschuh ihm Schnellkraft zum Sprung auf sein Opfer gebe.

Durch den Tod führt der Weg in die Freiheit hinauf. Das Leben von gestern muß man daran setzen, um das Leben von morgen zu gewinnen.

„Die Hauptsache wäre eben Vorsicht!" sagte der kleine Prinz gedankenvoll, als antworte er auf eine Frage seiner Genossin. „Vorsicht und Frechheit zugleich! So rasch wie möglich unter den schlimmsten Stellen hinweg und sich denken, man sei in der Schlacht! Eine jede Kugel trifft ja am Ende nicht!"

„Und wenn man doch Unglück hat —"

„Dann soll man es eben haben! Das Unglück ist eine Eigenschaft, hat Napoleon gesagt. Und übrigens ist unser Schlachtplan auch müßig. Ich reise heute abend ab, Sie werden sich ja auch nicht lange mit den Ihrigen in St. Moritz aufhalten, und die Wand droben wird heute und in hundert Jahren kein Menschenfuß betreten!"

Fortsetzung folgt.



Bei siebzig Jahren.

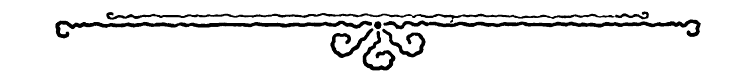
Ueber den Scheitel ist allgemach
Hin die Zeit mir gefahren,
Wachend in Träumen denke ich nach
Heute schon siebzig Jahren.

Wende rückwärts den sinnenden Blick,
Stehe still und betroffen,
Fügend mich in des Alters Geschick:
Nichts mehr hat es zu hoffen.

Was die Brust einst so glühend empfand,
Ward dem Zweifel zum Raube,
Und nur bei wenigem hält mehr stand
Zuversichtlicher Glaube.

Dankbar doch segne ich diesen Tag,
Eines ist mir geblieben:
Daß noch mein Herz bis zum letzten Schlag
Nimmer verlernt das Lieben!

Albert Traeger.



Beim Präsidenten Loubet.

Von Maurice Leudet (Paris).

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Vor mehr als 40 Jahren — Emile Loubet hat heute schon die Sechzig überschritten — war der jetzige Präsident der französischen Republik Studierender der Rechte in Paris. Nach gründlicher Vorbereitung in dem halb klösterlichen, halb weltlichen kleinen Seminar in Valence und nach Ablegung der beiden Reifeprüfungen hatte er die Pariser Universität bezogen, um sich dort den Institutionen und Pandekten zu widmen, während sein Bruder Medizin studierte.

Die beiden Brüder Loubet wohnten gemeinsam in der Rue Hautefeuille in einem Haus, das heute verschwunden ist. Beide waren überaus fleißig; hatten sie doch frühzeitig gelernt, alle Wünsche der treuen Pflichterfüllung unterzuordnen. Sie entstammten einer wohlhabenden, aber höchst einfachen Familie in Montélimar, von der ihnen mit einer vorzüglichen Erziehung der Lebensernst und die Liebe zu einer nützlichen Lebensführung überkommen war.

Das Studentenleben Emile Loubets besitzt keine Geschichte, sowie auch seine Familie gleich allen glücklichen Familien einer solchen entbehrt. Im Quartier Latin stach er aus der Menge seiner Kollegen nicht hervor. Er lebte mit allen auf bestem Fuß und wurde von allen Kameraden und Studenten seines bescheidenen Auftretens, sowie seiner Ehrenhaftigkeit und seines feinen Taktgefühls willen aufrichtig geschätzt. Sein Leben war dem Studium und der Lektüre gewidmet. Von jener Zeit her stammt seine Liebe zu den Klassikern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Damals schon verschlang er sie und lernte ganze Seiten aus ihnen auswendig.

Zur Vorbereitung auf seinen künftigen Advokatenberuf las er sich seinen Corneille, Racine und Bossuet laut vor, besonders den letzteren, dessen lange getragene Perioden sich der stark hervortretenden südlichen Aussprache ganz gut anpaßten. Weniger geeignet erscheint sein Dialekt als Südländer zum Vorlesen lyrischer Werke, für die Loubet noch heute eine ganz besondere Schwärmerei hegt. Im Familienkreis läßt sich der Präsident auch heute noch herbei, Verse von Musset, Viktor Hugo oder Lamartine zu deklamieren, aber nur dann, wenn seine Intimsten ihn hören.

Unter den Prosaisten waren dem Studenten Loubet Rabelais, Montaigne und Paul Louis Courier am liebsten, denen übrigens auch der Präsident Loubet treu geblieben ist. Er wiederholt häufig: „Ich lese ganz gern neues, lieber aber noch wiederhole ich Gelesenes.“

Jagd, Hunde und Pferde sind seit seiner Jugendzeit seine Leidenschaft. An Pferderennen hat er dagegen nie Interesse genommen. Er ist noch heute sehr gut zu Fuß und besitzt ein scharfes Auge. Guter Schütze mit zwanzig Jahren, ist er heute ein vorzüglicher Schütze. Bemerkenswert ist übrigens, daß er die Flinte mit der linken Hand hält.

Nach Vollendung seiner Studien erwarb er sich den Doktortitel mit dem Prädikat „Gut“.

In den Ferien eilte er stets zu den Seinen nach Montélimar, wo er nur Freunde unter Arm und Reich besaß. Bei seinem Vater und seiner Mutter, bei seinen Freunden, kurz inmitten der Familie zu leben, war ihm das Liebste. Am liebsten wäre er immer auf dem Land von Marsanne bei den Seinen und fern vom Treiben der Großstadt geblieben. Sein Beruf aber rief ihn wieder nach Paris, wo er nach kurzer Thätigkeit bei einem Advokaten Aufnahme im Bureau fand.

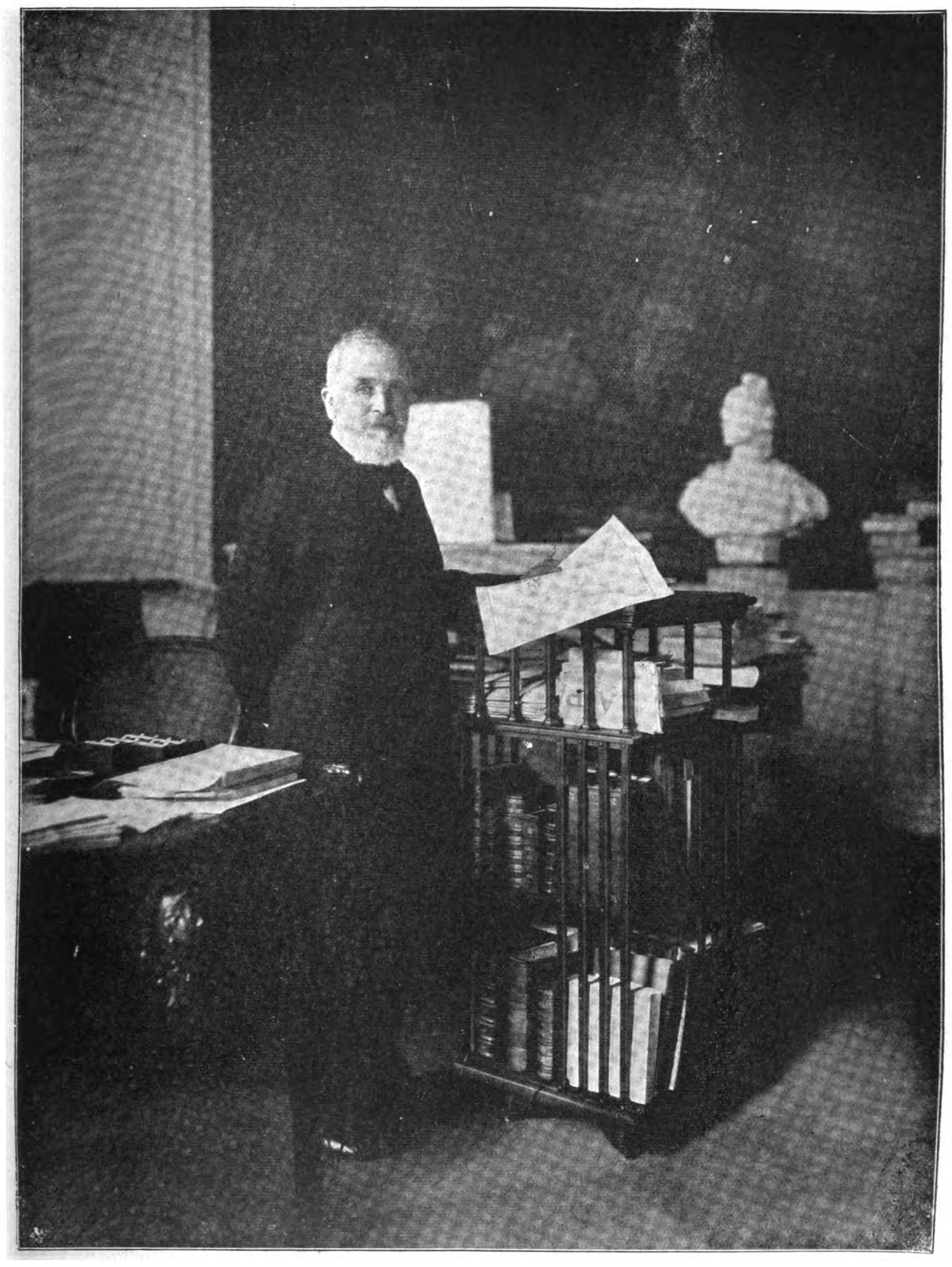
Er, der das Familienleben so zu schätzen wußte, mußte notwendigerweise selbst einen eigenen Herd gründen. So heiratete er Fräulein Picard, Tochter eines Eisenhändlers in Montélimar, deren Anspruchlosigkeit sich vortrefflich seiner eigenen Lebensanschauung anpaßte. Aus dieser Ehe stammen drei Kinder: eine Tochter, die an einen Marseiller Richter, Herrn Soubeyran de Saint Prix, verheiratet ist; ein Sohn, Paul Loubet, der gegenwärtig im achtundzwanzigsten Lebensjahr steht und demnächst seine Doktordisputation überreichen wird, die augenblicklich im Druck ist; und ein kleiner achtjähriger Junge, der geboren wurde, als Loubet zum letztenmal den Vorsitz im Ministerrat übernahm.

Der Präsident der Republik besitzt in Montélimar ein Haus von bescheidenstem Aussehen. Seine alte Mutter, die heute im 88. Lebensjahr steht, lebt in Marsanne, einer kleinen Gemeinde, fünfzehn Kilometer von Montélimar entfernt, in der der Präsident das Licht der Welt erblickt hat. Dort duzt er alle Welt, dort hat er keinen Feind, ja nicht einmal einen Gegner. Arbeiter, Bürger, Bauer verehren ihn und seine alte Mutter.

Da ich schon von Madame Loubet-mère spreche — und will man von ihrem Sohn sprechen, so muß man stets auch sie erwähnen — so sei hier einer kleinen Episode gedacht, die ein treffliches Bild von ihrem Sohn, dem heutigen Präsidenten der Republik, giebt.

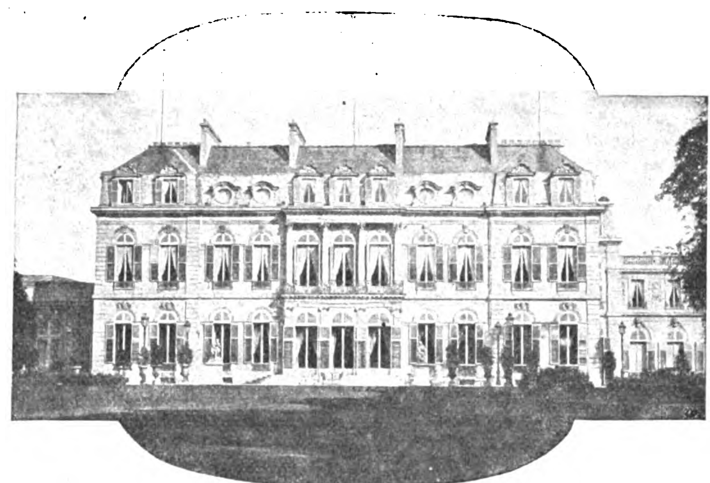
Während seiner letzten Ministerpräsidentschaft verbrachte Herr Loubet einige Urlaubstage in Montélimar. Den breitrandigen Hut des Südfranzosen auf dem Kopf, in leichtem Röckchen, die Zigarre im Mund, kam er eines Morgens nach Marsanne, seine Mutter zu begrüßen.





Emile Loubet, der Präsident der französischen Republik, in seinem Arbeitzimmer.
Neueste Aufnahme des Präsidenten von Dornac, Paris.

Frau Loubet war jenen Morgen gerade beim Brotbacken. Sobald sie ihren Sohn erblickte, rief sie ihm in ihrem prononzierten südlichen Accent zu: „Sieh da, Emile, du kommst mir gerade gelegen. Zum Teigkneten bin ich ohnedies zu alt, aber backen muß ich das Brot noch immer selbst. Du kannst mir dabei helfen."



Der Elyséepalast, Residenz des Präsidenten der französischen Republik.
Photographische Aufnahme von J. Kuhn, Paris.

„Gewiß, Mutter, mit Vergnügen will ich dir helfen!" erwiderte der Ministerpräsident gelassen. Und so konnte man den zukünftigen Staatschef seinen Rock ablegen und das Brot in den Backofen schieben sehen.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, die politische Laufbahn des Herrn Loubet zu beschreiben. Eins aber muß hervorgehoben werden: als die Ehren und Würden ihm zufielen, nach denen er nicht gestrebt hatte, als er zum Präsidenten des Senats gewählt und insbesondere als seine Pflicht ihn auf den Präsidentenstuhl der Republik rief, da hat seine Familie und besonders seine Mutter diese Nachricht nichts weniger als freudig aufgenommen. Es schien, als glaube sie, daß diese höchste Würde in Frankreich die engen Familienbande lockern werde.

„Er mag zufrieden sein!" rief Madame Loubet-mère. „Ich bin es nicht!"

Im Grunde genommen war ihr Sohn nicht befriedigter als sie. Lange genug hatte er seinen politischen Freunden, die ihn drängten anzunehmen, Widerstand geleistet. Er erklärte sich zur Uebernahme erst bereit, als man ihn überzeugte, daß seine Pflicht als Patriot und Republikaner ihm die Annahme gebiete.

Die gute alte Dame hatte sich, als sie das Telegramm ihres Enkels Paul Loubet erhielt, das ihr die Stimmenzahl mitteilte, die auf ihren Sohn Emile entfallen waren, nicht enthalten können, laut auszurufen: „Der Arme! Was für Aerger wird er haben!"

Paul Loubet,
Sohn des Präsidenten u. sein Privatsekretär.
Phot. Aufnahme von Paul Boyer, Paris.

Aerger hat er allerdings genug und wird er noch haben! Bei der Erfüllung seiner manchmal nur zu schwierigen Aufgabe aber stärkt ihn stets die Unterstützung, die alle ehrenhaften Politiker ihm angedeihen lassen, befestigt ihn das glückliche Familienleben, das ihn umgiebt, und das seltene Glück, noch eine liebende, sorgende Mutter zu besitzen.

Die Familienbande sind durch die Erhebung Herrn Loubets zur höchsten Stellung im Staat gewiß nicht gelockert worden. Aus dem Elyséepalast schreibt er ebenso oft seiner Mutter, wie er es gethan hat, als er noch ein kleiner Student in Paris war. Die Mutter besteht darauf, ihren Wohnsitz in Marsanne zu behalten, in ihrem Landhäuschen, in dessen erstem Stockwerk das Zimmer liegt, das sie bewohnt. Eine massive Holztreppe verbindet diesen Raum direkt mit der Küche, die das Erdgeschoß einnimmt. Und als einziger Schmuck hängen in ihrem Zimmer zwei Photographien, die ihres Mannes und die ihres Sohnes.

Das Elysée bewohnt Herr Loubet mit seiner Frau und seinem jüngsten Sohn. Sein Sohn Paul, den er zu seinem Privatsekretär gemacht hat, hat seine Wohnung außerhalb des Präsidentenpalastes. So wünschte es Herr Loubet in seiner wahrhaft republikanischen Einfachheit, die in unserer Zeit so selten geworden ist, daß sie nicht genug betont werden kann.

Es ist vielleicht jetzt, nach diesen kleinen Zügen aus dem intimen Leben Emile Loubets, an der Zeit, in einigen Strichen das Porträt des Präsidenten von Frankreich zu zeichnen.

Herr Loubet hat einen sehr geraden und entschlossenen Charakter. Er ist für gewisse kleine Eitelkeiten unzugänglich und frei von Snobismus. Der ganze Machtapparat, der sich um ihn fast gegen seinen Willen entfaltet, übt auf die Treffsicherheit seines Urteils keinerlei trübende oder verderbliche Wirkung aus. Die Salons lieben es, sich mit ihrem Einfluß selbst in der Politik eines demokratischen Staates geltend zu machen. Der Präsident aber steht hoch erhaben über dieser Art Beeinflussung.

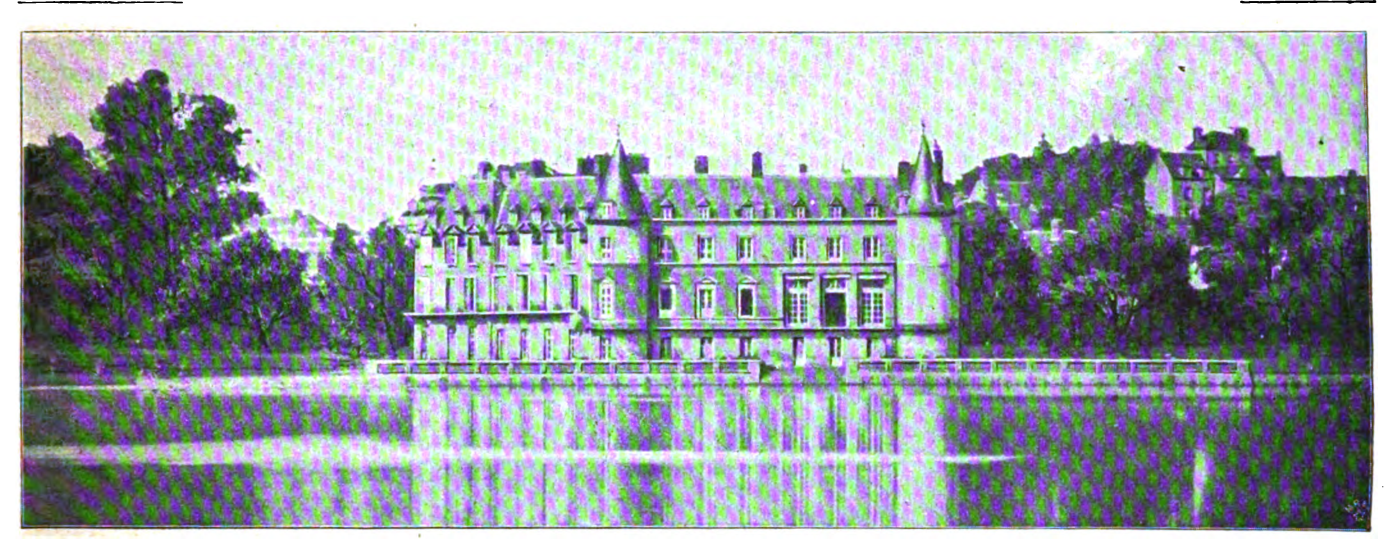
In allen Stellungen, die er einnahm, hat er zwei sehr verdienstliche Eigenschaften bewiesen: Takt und Maß, und alle seine Handlungen können mit zwei Worten gekennzeichnet werden: „Reinheit, Ehrenhaftigkeit!"

Man hört ihm hier und da vorwerfen, er imponiere nicht! Gewiß, das Sichinscenesetzen ist nicht seine starke Seite. Seiner Natur ist alle Komödie verhaßt. Er posiert nicht, versucht nicht, die Galerie zu verblüffen. Ihm wird es gewiß nicht einfallen, für den Präsidenten ein eigenes Staatskleid zu verlangen. Seine kleine und gedrungene Gestalt und sein rundes Gesicht verbieten ihm übrigens schon alle theatralischen Gebärden.

Seine Lebensführung — es sei wiederholt — ist heute genau dieselbe, wie sie es immer gewesen ist; sie steht außerhalb der Regeln des Zeremoniells, dem er sich bei offiziellen Gelegenheiten übrigens doch, wenn auch wider Willen, unterwerfen muß.

Seine Lebensgewohnheiten haben ebensowenig eine Veränderung erlitten, seitdem er ins Elysée eingezogen ist. Er ist Frühaufsteher geblieben. Als er noch einfacher Deputierter war, konnte man ihn jeden Morgen gleich nach 6 Uhr in einem Café auf dem Boulevard St. Michel seine Tasse Kaffee trinken und sein

Ministersaal im Elyséepalast.
Photographische Aufnahme von J. Kuhn, Paris.



Rambouillet, Sommerresidenz des Präsidenten der französischen Republik.
Photographische Aufnahme von J. Kuhn, Paris.

Hörnchen dazu essen sehen. Jetzt ist er um 6 Uhr schon in seinem Arbeitzimmer, wo ihn auf seinem Schreibtisch eine Tasse Kaffee und das liebgewordene Hörnchen erwartet. Zuerst giebt er sich der Zeitungslektüre hin; er trifft dabei selbst seine Auswahl. Die Blätter, die nicht aufgehört haben, ihn zu beschimpfen und zu beleidigen, vermeidet er anzusehen.

Um 8 Uhr sieht man ihn häufig mit Herrn Combarieu, dem Direktor seines Zivilkabinetts, oder Herrn Poulet, dem Vorstand seines Sekretariats, zu Fuß ausgehen, nachdem er durch seinen Kabinettschef die nötigen Anordnungen getroffen hat. Um 9 Uhr ist er stets zu Haus und empfängt bis Mittag. Schlag 12 Uhr setzt er sich mit seiner Familie und einigen Freunden, von denen immer einige zu Besuch kommen, zu Tisch. Der Präsident ist kein Tafelfreund und hat das Glück, in seinem Alter noch nicht wählerisch sein zu müssen. Bevor er Präsident wurde, zog er die südfranzösische Küche vor, die gleich der italienischen mit Oel und Fett kocht; heute aber hat er sich leichten Herzens an die mit Butter zubereiteten Speisen gewöhnt. Aber — wie gesagt — er setzt sich nicht zu Tisch um des Genusses willen. Auch ist er im Trinken überaus mäßig. Er zieht den Rotwein vor und nimmt zu jeder Mahlzeit Bordeaux, nie aber mehr als eine halbe Flasche.

Er führt einen sehr gastfreien Tisch. Wenn er aber im engen Familien- oder Freundeskreis speist, wird sehr rasch, ja sogar zu rasch — das soll mein einziger Vorwurf sein — gegessen.

Aus dem Elyséepalast in Paris: Emile Loubet, der Präsident der französischen Republik, an seinem Schreibtisch.
Neueste Aufnahme des Präsidenten von Dornac, Paris.



Präsident Emile Loubet auf der Jagd in Rambouillet.
Photographische Momentaufnahme von Paul Simon, Paris.

Nach dem Dejeuner wird geraucht. Loubet ist wie sein Vorgänger ein starker Raucher. Im allgemeinen raucht er Zigarren; ist er aber allein oder mit den Allerintimsten, so zieht er auch die Pfeife hervor. Dazu dann einen seiner geliebten Klassiker, die ihm von großen Gedanken, großen Männern der Vergangenheit und großen Thaten der Weltgeschichte erzählen, und ein Glas Bier — und der glückliche Mann ist fertig.

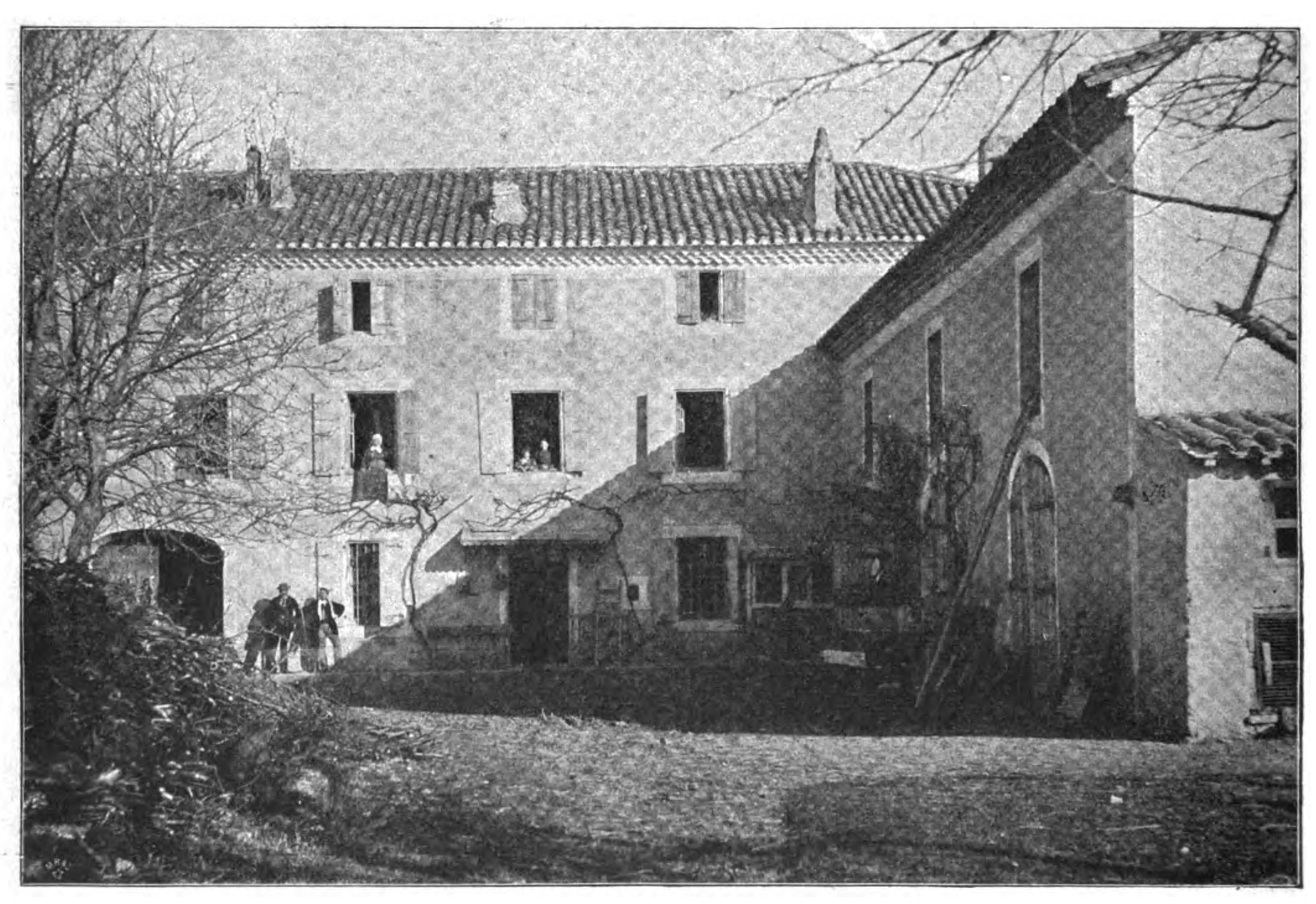
Dann verbringt er eine Stunde bei der Arbeit, um hierauf Winter und Sommer, wenn nicht allzuschlechtes Wetter es verbietet, zwischen zwei und drei Uhr mit seiner Frau in das Bois de Boulogne zu fahren. Dort wird Halt gemacht, ausgestiegen und ein kleiner Spaziergang unternommen, als schwacher Ersatz für die stundenlangen Streifereien zur Jagdzeit, denen er sich besonders in Rambouillet mit Feuereifer hingiebt.

Nach seiner Heimkehr ins Elysée um vier nachmittags arbeitet er wieder oder empfängt die Parlamentarier der verschiedenen Parteien, die mit ihm zu konferieren wünschen.

Pünktlich um sieben Uhr wird das Diner gemeldet, und danach bleibt er, wenn es irgend angeht, im Familienkreise, zu dem nur wenige vertraute Freunde hinzugezogen werden. Um halb elf Uhr — jetzt zur Zeit der Weltausstellung ist natürlich diese Regel von zahlreichen Ausnahmen unterbrochen — geht der Präsident zur Ruhe.

Gerade entgegen dem, was man hierüber geschrieben hat, spielt Herr Loubet nie Karten. Seine Hauptzerstreuung besteht im Gespräch mit seinen Intimen und in der Lektüre. Er ist ein großer Pferdeliebhaber: in Montélimar und in Marsanne pflegte er die Pferde selbst vor die Familienkarosse zu spannen und auch selbst zu fahren. Denn er führt vorzüglich die Zügel. Seine heutige Würde gestattet ihm allerdings solche Einfachheit nicht mehr. Sein Stall im Elysée ist vorzüglich besetzt.

So verläuft das tägliche Leben dieses einfachen Mannes, der durch seine Liebe zur Familie dazu erzogen ist, die große Familie zu leiten, die wir Vaterland nennen.



Am Balkonfenster Frau Loubet, Mutter des Präsidenten.
Wohnhaus von Loubets Mutter in Marsanne bei Montélimar (Departement Drôme).
Photographische Momentaufnahme von Louis Lang, Montélimar.

Toiletten Wiener Künstlerinnen.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Kulissenschmerzen und Kammerkätzchenschelmereien verschwinden immer mehr von der Bühne! Altehrwürdige, verstaubte und längst wacklige Requisiten polterten in die Versenkung, und all der bunte, glitzernde Theaterflitter wanderte in die Garderobe, als das echte wahre Bild des Lebens, das moderne Drama, von der Rampe her zu uns sprach. Erst da schloß sich das Auge verletzt vor der falchen Herrlichkeit der gläsernen Diamanten und grellfarbigen Kleiderfähnchen, erst da verlangten wir auch hier Wahrheit und echte Schönheit, echt trotz Schminke und Perücke. Und schneller noch als der Dekorationsmaler sich auf neue Ausstattungen besann, neue Lichteffekte studierte und verwertete, hatte sich die Mode, der Luxus der Situation bemächtigt. Allen voran schritten französische Bühnenkünstlerinnen, wie die Bernhardt, die Réjane, später die Demarsy, die d'Arcylle — ein Geniekorps des guten Geschmacks, das kühn und ohne sich um das Ach und O der Kolleginnen und aller großen Damen zu kümmern, für die Bühne nur gerade gut genug fand, was in der „Welt" als das Beste galt. Paris, der kräftigste Nährboden für alle Modekulturen, bildete den Kleiderluxus auf der Bühne aus, und es ist dort dahin gekommen, daß an die Toiletten der Schauspielerinnen fast die gleichscharfe Sonde der Kritik gelegt wird wie an das Theaterstück. Die Toilettenkunst veredelt sich mehr und mehr zur Modellierkunst, sie meißelt sozusagen die Figur aus der Starrheit vorgeschriebener Formen heraus; sie ist ein wichtiger Hilfsfaktor bei der Ausgestaltung persönlicher Eigenart, beim Studium allgemeiner Charakterveranlagung sowohl wie kleiner individueller Züge. Auch das Aeußere muß im Einklang mit dem Seelenleben stehen, sollen wir von der Wahrheit der Auffassung überzeugt werden.

Wie eine Künstlerin in dieser oder jener Rolle sich kleidet, ob schlicht-vornehm, ob mit herausfordernder Eleganz oder einem Stich ins Lächerliche, Groteske — das ist nicht Sache ihres guten oder schlechten Geschmacks, sondern das Resultat sehr ernster Studien. Eine Kameliendame oder Zaza werden einem andern Toilettenstil huldigen als eine Sylvia oder eine Nora. Man könnte demnach beinahe die Behauptung aufstellen: je raffinierter ein Kostüm, desto gewissenhafter ist die Trägerin in ihrer Kunst. So störend ein Bauernmädchen bei der Arbeit in seidenem Rock und gesticktem Mieder auf den Brettern wirkt, genau so unpassend erscheint eine Frau von gesellschaftlichem Rang und Einfluß in ungeschickt gewählten oder schlechtsitzenden Kleidern. Wer glaubte an Reichtum oder Adel der Gesinnung oder auch an die Bildung einer Frau, deren Kleidung vernachlässigt und deren Erscheinung der Pflege entbehrt! Im Leben wie auf der Bühne wollen wir nichts davon hören und verlangen jetzt, die Stoffe sollen gut, die Spitzen echt, der Schmuck modern sein, auch in der Welt des Scheins. Naturgemäß entfaltet sich der größte Toilettenaufwand in den großen Städten und in den großen Theatern — wenn nicht die „Tradition des Hauses" einen dicken Strich durch die guten Absichten der Künstlerinnen macht. Paris, Wien — das Klein-Paris, wie es die Wiener gern nennen hören — und Berlin sind wohl jetzt die Hauptzentren für die Toilettenkunst, und stehen Wiener Künstlerinnen auf Berliner Bühnen, so pflegen sie einen besonders hohen Trumph in dieser Richtung auszuspielen.

Unsere Abbildungen zeigen uns die beiden Stars von der schönen, blauen Donau, die jetzt in der Kaiserstadt Berlin für ein Weilchen zu Haus sind, in einfachen Kostümen und in prunkvollen Roben, je nach dem Charakter der Rolle. Helene Odilon und Annie Dirkens bringen den guten Ruf des Wiener Geschmacks und der Wie-

1. Helene Odilon im Promenadenkostüm.
Weißes Seidenmusselinkleid mit gelblicher Guipürespitze, Bolerojäckchen mit breitem Kragen und weiten halblangen Aermeln.
Aufnahme von Hofphotograph E. Bieber, Berlin.

ner Schneiderkunst wieder einmal zur schönsten Geltung. Weich und flüssig sind die Linien des Promenadenkleides aus weißem Seidenmusselin mit gelblichen Guipüremedaillons, Festons und Kanten, lose das Jäckchen, mit shawlartig und in eine geknüpfte Schleife endenden Vorderteilen, breitem Matrosenkragen und weiten halblangen Paletotärmeln, unter denen die fest um das Handgelenk schließenden Taillenärmel mit vollen Plissees bis tief auf die Hände herabfallen (Abb. 1). Auf dem welligen Haar ruht der breitkrempige, innen mit rotem Sammet aufgeschlagene Strohhut, der mit hellem Seidenstoff und mattrosa Blumen sehr voll, aber doch nicht überladen garniert ist.

Die Toiletten, in denen Annie Baronin Hammerstein - Dirkens uns hier im Bilde entgegentritt, erscheinen von beinahe puritanischer Einfachheit. Aber es scheint nur so. Die Visitentoilette aus mattblauem Linon mit Zwischennähten (Abb. 2), die das ganze Kleid mitsamt der Jacke in einzelne Streifen zerteilen, darf als ein kleines Meisterwerk der Schneiderkunst gelten, wenn man weiß, wie leicht sich solche Zwischennähte verzerren und dadurch der guten Form des Rockes gefährlich werden, zumal wenn er, wie hier, etwas schleppig aufliegt. Auch hier sehen wir ein Jäckchen, aber weder in strenger Bolero- noch in Figaroform; auch hier verzieren Spitzen die Aufschläge und das Achselstück des Aermels, alles nach einem Muster und doch weit von jeder Schablone entfernt.

Die Bluse in Abb. 3 ist nicht viel anders als so viele, die man täglich sieht — und doch wie schmiegsam im Stoff, wie originell in der Form des Aermels, der gerade wie bei Abb. 1 eine wirkliche Neuheit repräsentiert, freilich nicht ohne an sehr alte Modelle, an die Spitzenmanschetten der Hofkavaliere Ludwigs XIV, zu erinnern. Der glatte Rock mit seitlich aufgesetzten Faltenbahnen, deren Ansatz ein Spitzenornament deckt, das pfiffige Chinesenhütchen aus grobem Reisstroh, einzig mit zwei Adlerfedern besteckt — alles scheinbar nicht neu und doch so noch nicht dagewesen!



2. **Annie Dirkens im Strassenkostüm.**
Hellblaues Linonkleid mit Ziernähten und Schoßjäckchen.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Franz Kühn, Berlin.

Neben diesen „einfachen" Toiletten, die für Visiten, für den Rennplatz und Fahrten im offenen Wagen gleich passend sind, sehen wir in Abb. 4 u. 5 Helene Odilon in Roben großen Stils. Ein schleppiges Tüllgewand von lichter Farbe, darüber ein farbiger, an den Seiten offener Ueberwurf im Empiregeschmack, schillernd von irisierenden Pailletten mit reicher Metallstickerei um den Ausschnitt der Taille und Perlenbehängen auf den langen Spitzenstoffärmeln, trägt ein fast antikes Gepräge (Abb. 4), gehört scheinbar nicht in den Rahmen der heutigen Mode und ist doch in jeder Hinsicht ein „dernier cri!"

Wie aber nennt sich das Gewebe der Abendtoilette in Abb. 5? Vereinigt sich Malerei und Stickerei hier zu einem ganz überraschenden Effekt, oder gebührt das Lob, etwas ganz Eigenartiges hervorgezaubert zu haben, dem Webstuhl? Zweige mit plastischen Blätterranken und Blüten streben vom Saum in die Höhe, wachsen aus den Spitzen- und Tüllwogen hervor, die ringsherum den Abschluß des langen und sich unten stark erweiternden Rockes bilden. Und wie läßt sich die Korsage beschreiben, wie erklären, daß die zwei faltenlosen, vom Gürtel nicht festgehaltenen Vorderteile auch wieder an sich nichts anderes sind als das diesmal dekolletierte Jäckchen, ein Jäckchen ohne Aermel, wenn nicht die schmalen Stoffpatten, an die die dunklen Sammetbandarmspangen ansetzen, als solche gelten sollen? Toiletten, die wie diese über dem Tagesgeschmack stehen, können so recht als Prüfsteine ebenso für den Schönheitsbegriff der Künstlerin wie für die Routine der Hand, die sie geschaffen, gelten.

Ruhig und gediegen in Form und in der Farbe steht neben der ebenbeschriebenen die Empfangstoilette von Frau Annie Dirkens in Abbildung 6. Zunächst fällt die Prinzeßform auf, die wohl gewählt wurde, um das Damastmuster des silbergrauen schweren Seidenstoffs so wenig wie möglich zu unterbrechen. Breite Zwischensätze, auf beiden Seiten stark bogenförmig, wertvolle venetianische Spitzen teilen die vorderen Rockbahnen in einzelne, nach oben spitz zulaufende Felder, ohne dadurch die Richtung der schräg aufsteigenden Streifen zu ändern. Die gleichen Zwischensätze decken Taille und Aermel, hier und da von Stoffbändern überschnitten.



3. Sommerkleid mit gepufften Unterärmeln.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Franz Kühn, Berlin.

Diese sechs Toiletten, auf gut Glück aus dem Garderobenschatz der beiden Künstlerinnen herausgegriffen, zeigen nicht nur den beinah sprichwörtlichen Wiener Schick, sie beweisen auch, wie das, was im gewöhnlichen Leben für geschmackvoll und künstlerisch gilt, seinen Weg entweder von der Bühne her nimmt oder wieder dorthin zurückführt. So stehen Bühne und Welt, Theater und Gesellschaft in beständiger und unaufhörlicher Wechselwirkung.

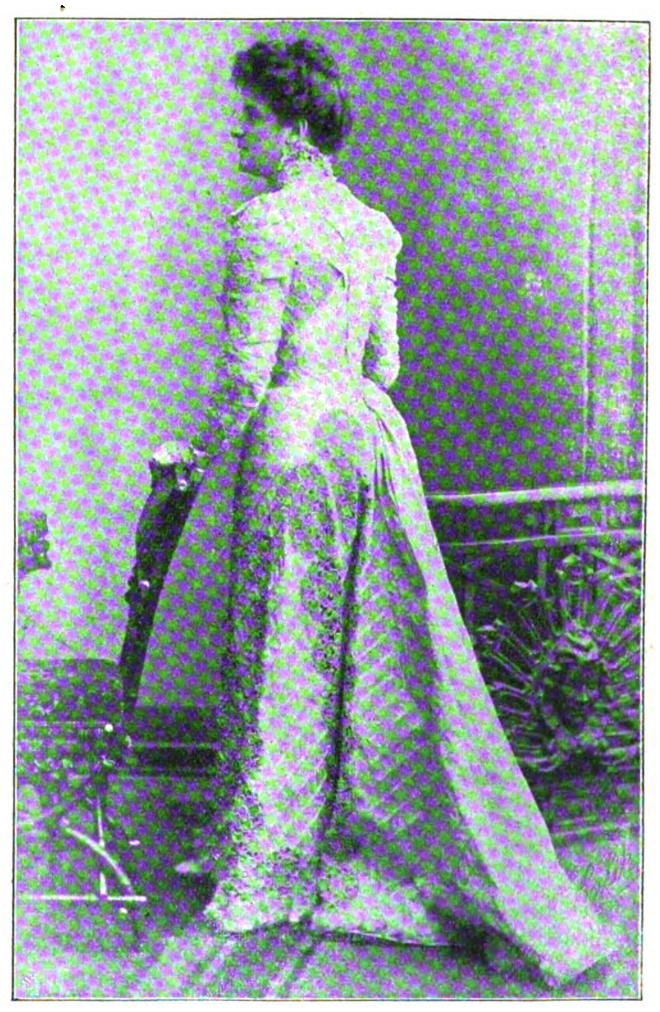
Eleonora Duse und Jane Hading, Agnes Sorma und ihre verschiedenen Rivalinnen sind mit ihren Theatertoiletten ebenso tonangebend geworden wie die obenerwähnten Wienerinnen. Wie sie weinen und lachen — das erschüttert oder erheitert im Augenblick und für den Augenblick. Die Kleider aber, die in dieser oder jener Rolle Aufsehen erregten, leben länger im Andenken fort; sorgt doch heutzutage die Photographie dafür, die vergängliche Pracht und Herrlichkeit, die ja auch ein Ruhmesblättchen im Lorbeerkranz des Mimen sind, vor dem Vergessenwerden zu bewahren. Traute Dochhorn.



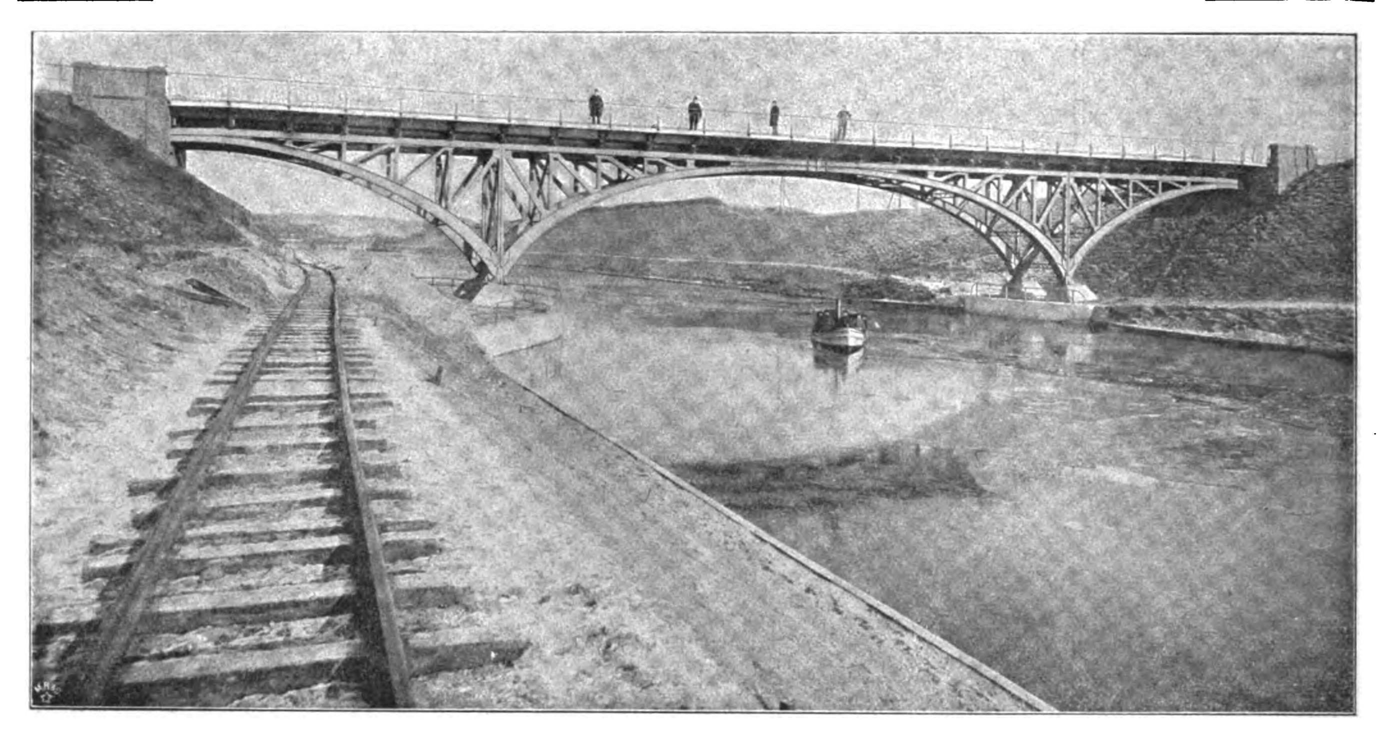
4. Gesellschaftstoilette aus flitterbesetztem Tüll.
Aufnahme von Hofphot. E. Bieber, Berlin.



5. Große Dinertoilette mit Spangenkorsage (Helene Odilon).
Aufnahme von Hofphot. E. Bieber, Berlin.



6. Empfangskleid aus broschierter Seide (Annie Dirkens).
Aufnahme von Hofphot. Charles Scolik, Wien.



Zur Eröffnung des Elbe-Travekanals am 16. Juni: Chausseebrücke Mölln-Schwarzenbek.
Photographische Momentaufnahme.

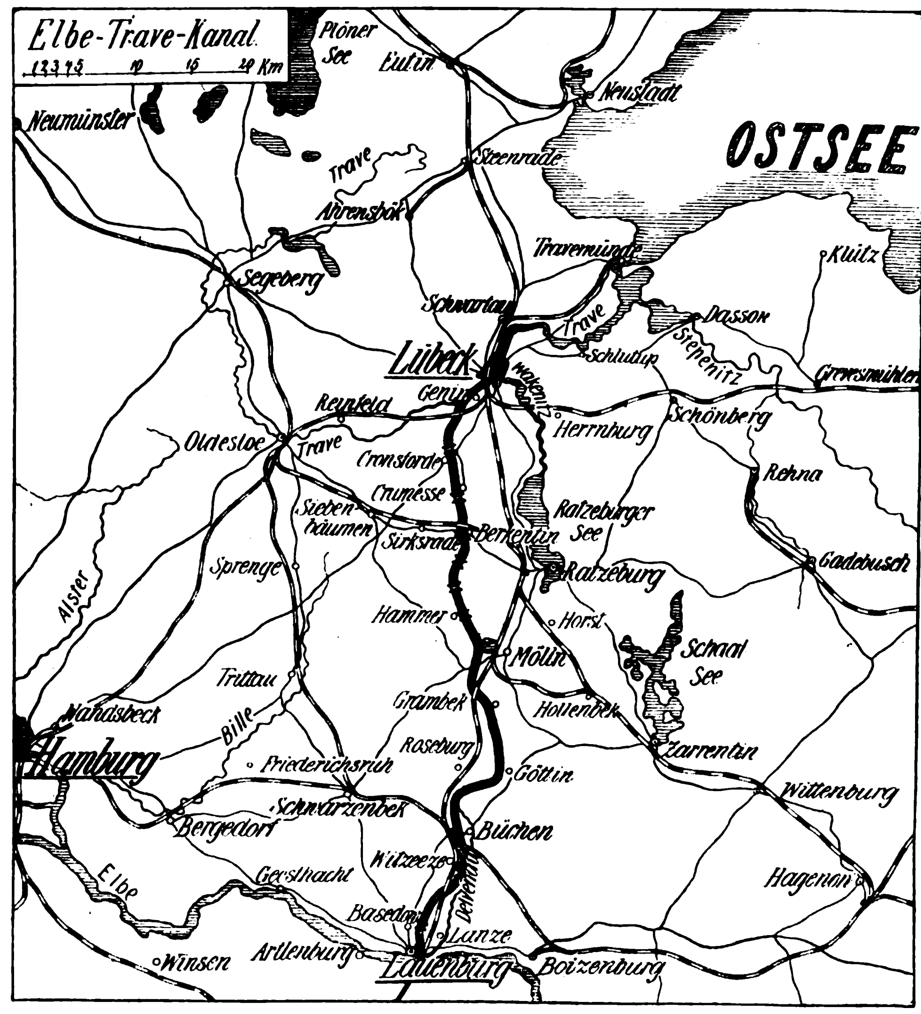
Der Elbe-Travekanal.

Hierzu eine photographische Momentaufnahme und eine Karte.

Am 16. Juni wird im Beisein des Deutschen Kaisers der Elbe-Travekanal feierlich eröffnet. Seit Wochen sinnt Lübeck nichts anderes mehr. Mit Ungeduld erwartet man die schnell nahende Vollendung des Werkes, das ein halbes Jahrzehnt hindurch die Phantasie jedes guten Lübeckers beschäftigte.

Dort, wo die Ostsee tief ins Land hineinschneidet, hütet seit uralten Zeiten die stolze Hansastadt Lübeck den deutschen Besitz. Mit den Dänen und andern Völkern hat sie manchen Strauß darum gefochten, ihre Entwicklung hat darunter bisweilen schwer gelitten, aber mit Regsamkeit und Energie verstand sie immer aufs neue, den Stürmen der Zeit zu begegnen.

Schon im 14. Jahrhundert sind die Lübecker Schiffer auf belasteten Kähnen von der Nordsee zur Ostsee gefahren. Mit 30 Kähnen wurde 1398, nach sieben Baujahren, der Stecknitzkanal eröffnet. Der älteste deutsche Kanal war eine Schöpfung Lübecks. So klein seine Verhältnisse, so gering seine Ausmaße, hat er doch fünfhundert Jahre dem Verkehr gedient, vor allem den salzarmen Norden unserer Erdkugel mit den Produkten der Lüneburger Salzwerke versorgt. Noch im Jahr 1847 gingen 312 beladene Schiffe von Lübeck nach Lauenburg und



Für die „Woche" gezeichnet von Paul Burmeister Berlin.

Lüneburg, von Hamburg nach Lübeck 222 Schiffe und von Lauenburg nach Lübeck 309 Schiffe mit 68899 Meterzentnern an Gütern. Seine größte Bedeutung hatte der Kanal im 16. Jahrhundert. Die Neuzeit und die Eisenbahn gruben ihm endlich das Grab. 1878 ging der letzte Kahn von Lübeck nach Hamburg, das letzte Elbschiff von Hamburg langte 1880 in Lübeck an.

Jetzt entsteht der alte Geselle neu. Die Lage Lübecks verlangt gebieterisch den Wiederausbau. Lübeck bleibt der natürliche Vermittler des deutsch-nordischen Verkehrs. An dieser Grundlage seiner kommerziellen Bedeutung hat auch die gewaltige Entwicklung Hamburgs nichts geändert. Aber Hamburg, Stettin, Kiel mit ihren billigen Seewegen lenkten mehr und mehr den Massengüterverkehr von Lübeck ab. Diese Entwicklung ließ den alten, nahezu verachteten Stecknitzkanal wieder zu Ehren gelangen. Der direkte Weg von der Elbe zur Ostsee liefert so bedeutende Ersparnisse an Zeit und Fracht, die gesamte wirtschaftliche Entwicklung der Elbländer hängt so innig damit zusammen, daß unterm 4. Juli 1893 zwischen den Hauptbeteiligten, zwischen Lübeck und Preußen, ein Staatsvertrag über den Bau des Elbe-Travekanals zustande kam. Dem Vertrag wurde ein von dem Lübecker Wasserbaudirektor Rehder aufgestellter Entwurf zu Grunde gelegt, der 25 Millionen Mark Kosten erforderte, an denen sich der preußische Staat mit 7,5 Millionen Mark beteiligte. Der Bau wurde der Stadt Lübeck, die Oberleitung dem Wasserbaudirektor Rehder übertragen.

Nach langen, schwierigen Vorarbeiten erfolgte endlich, am 30. Juli 1896, der erste Spatenstich. Dreieinhalb Jahre sollte der Bau währen, es sind aber vier daraus geworden. Dafür erhält Lübeck nunmehr eine Schiffahrtstraße ersten Rangs, Schleusen mit 80 Metern nutzbarer Kammerlage, 17 Metern nutzbarer Kammerweite, 12 Metern Thorweite, Brücken mit 27 Metern Durchfahrtsweite, 4,50 Metern Lichthöhe, Leinpfade mit elektrischem Schleppbetrieb, eine Kanalsohle von 22 Metern, die auf 27,30 Meter erweitert werden kann. Das ist alles auf einen Verkehr größten Stils berechnet. Nur 7 Schleusen, 2 aufsteigende, 5 absteigende, hemmen den Durchgang, aber auch hier ist für schnellste Abwicklung des Verkehrs Vorsorge getroffen. Neu erdachte sinnreiche Einrichtungen zeugen von der Intelligenz, die in den Werkmeistern gearbeitet hat.

Nicht weniger als 29 Brücken hat der im ganzen 67 Kilometer lange Kanal notwendig gemacht, darunter 6 Eisenbahnbrücken. Allein die Brücken nahmen einen Aufwand von 4 Millionen Mark in Anspruch. Wie die Schleusen und die Brücken sind sämtliche Lade- und Löscheinrichtungen auf eine gewaltige Verkehrsentwicklung berechnet. Lübeck z. B. erhält in der gesenkten Wakenitz einen mit Lösch- und Ladeplätzen zu beiden Seiten ausgestatteten Kanalhafen von 1000 Metern. Die Herstellung des möglichst gerade geführten Kanalschlauchs machte einen Bodenaushub von über 10½ Millionen Kubikmeter Erde erforderlich. Diese Arbeiten kosteten insgesamt 13,2 Millionen Mark und wurden von 2500 Arbeitern bewältigt.

Der Kanalbau ist beendet, die Ostsee ist aufs neue mit der Nordsee verbunden, Lübeck ist Ostsee- und Nordseehafen zugleich geworden. Mag ein glückliches Gelingen dem Opfermut, der das Werk geschaffen, auf dem Fuße folgen.

Heinz Krieger.

Zur Naturgeschichte der Touristin.

Eine Studie von Ernst Eckstein.

Wiederum bricht die Saison herein, die einem erheblichen Bruchteil der deutschen Touristenwelt das Zeichen giebt, für die Fahrt nach der Schweiz, den zahllosen Seebädern und dem skandinavischen Norden mobil zu machen.

Von Mitte Mai bis Mitte Juni ist der Hauptsache nach ein Stillstand eingetreten. Die Zugvögel, die in Aegypten, in Rom und Neapel, an der Riviera Station gemacht hatten, sind lange zurückgekehrt, wenn auch manches empfindsame Gemüt über den frostigen Empfang, den ihm letzthin der Mai bereitet hat, ernstlich gemurrt und sich nach den Fleischtöpfen des Hotel Shepherd, des Café di Roma und der Hölle von Monte Carlo zurückgesehnt haben mag.

Der Kalender jedoch ist ein allmächtiger Faktor im Leben des deutschen Touristen und mehr noch in dem der deutschen Touristin. Es geht doch nicht an, daß man drunten am Korso verweilt, wenn schon von Rechts wegen die Malaria grassieren sollte, oder daß man noch die Route de la Corniche hinauf- und hinabschweift, wenn sich bereits während der Tagesstunden das Bedürfnis nach einer mehrstündigen kubanischen Siesta geltend macht. Gegen diese Rivierafeindseligkeit bleibt selbst die Erkenntnis fruchtlos, daß dort vom Meer herüber tagtäglich ein köstlich erfrischender Wind weht, der alle erhöhte Mittagstemperatur in ihrer Wirkung abdämpft.

Also, in der letzten Hälfte des Mai und während der ersten Juniwochen herrscht in den Kreisen der gerechten und vollkommenen Touristin meist eine Sammlung und Ruhe, die von dem rastlos-stürmischen Treiben der Wintermonate stark absticht. Erst Ende Juni regt sich wieder mit verstärkter Lebendigkeit der altgermanische Wandertrieb, wenn auch nicht in den nämlichen Individuen.

Ich sage „altgermanisch“, obgleich ich, streng genommen, von der Touristin im allgemeinen spreche. Schon bei flüchtiger Ueberlegung wird sich der Mensch über die Thatsache klar, daß die Touristin eigentlich durchweg rein germanischer Herkunft oder, genauer ausgedrückt, teils Engländerin, teils Deutsche ist. Alle übrigen Nationalitäten kommen ihrer geringen Zahl und Bedeutung wegen nicht in Betracht. Daß vornehme Russinnen und Polinnen nicht nur in St. Petersburg oder in Warschau, sondern auch in Paris und den Hauptstädten Italiens zu Hause sind, thut wenig zur Sache. Einmal sind diese Slavinnen von jeher durchaus internationaler Natur gewesen; dann aber sind sie selbst in den Städten des Auslandes beinahe „ansässig“. Der Begriff der Touristin paßt nur selten auf sie.

Während vor drei, vier Jahrzehnten noch in Italien, am Rhein und in der Schweiz die englische Touristin im Vergleich mit der deutschen stark überwog, hat sich dieses Verhältnis gegen den Schluß des neunzehnten Jahrhunderts gründlich verschoben. Ueberall befindet sich jetzt die deutsche Touristin in unbestreitbarer Mehrheit; ja die Hotels, wo sich Old England, früheren Gepflogenheiten entsprechend, beinahe ganz unter sich befand, gehören heute zu den Seltenheiten.

Sonach ist es schon aus rein sachlichen Gründen gerecht, wenn wir bei unserer Betrachtung der modernen Touristin die deutsche in den Vordergrund rücken und mit ihr und den Eigentümlichkeiten ihres Charakters den Anfang machen. Die deutsche Touristin ist im ganzen unstreitig liebenswürdiger, anspruchloser und vor allem graziöser, als die englische. Einer recht typischen Form dieser Gattung begegnen wir um die Jahreszeit, die jetzt herannaht, auf den prächtigen Dampfbooten der Schweiz zwischen Lindau und

Rorschach und im Gebiet des Vierwaldstätter Sees. Es ist die einfache und doch elegante Familientochter, meist in Gesellschaft ihrer höchst lebenslustigen Eltern, oder doch ihres Papas, der stets eine schwer definierbare Atmosphäre von Wohlhabenheit und Gemütlichkeit verbreitet. Diese Touristin macht auf den hartgesottensten Junggesellen den Eindruck, als müßte sie bei längerem Verkehr dem dräuenden Dämon seiner grundsätzlichen Heiratsunlust den vernichtenden Stoß versetzen. Die Toiletten dieser deutschen Familientöchter haben durchaus nichts gemein mit der steifleinenen Nüchternheit gewisser Engländerinnen oder mit der Exzentrizität der ultramodernen Französin, die uns im letzten März auf der „Promenade des Anglais" in Nizza begegnet ist. Aber die leichten, frischen, flotten Kostüme atmen etwas so Mädchenhaftes, so Ungezwungenes, so echt Weibliches, daß man im stillen den Wunsch hegt, ein moderner Maler zu sein, um so das Ganze gleich, wie es leibt und lebt, begeistert dem Skizzenbuch als stimmungsvolle Erinnerung an den Tag auf dem Bodensee oder die Abfahrt von Beckenried einverleiben zu können.

Diese liebenswürdige Idealtouristin repräsentiert so recht eigentlich die Freude am Reisen, den vollen, harmlosen Genuß des Augenblicks. Sie hat etwas von jenen Frauengestalten, denen Bogumil Goltz nachsagt, daß die Engel Gottes in ihrem Herzen Traum reden und Gott der Herr immer von neuem Paradiese darin entwirft.

Wesentlich anders geartet ist die Touristin mit Nebengedanken, bei der also nicht der Naturgenuß, sondern ein beliebiges anderes Moment Hauptsache ist. Ihre Spielarten sind natürlich Legion. Die verbreitetste Sorte, die wiederum eine große Anzahl von Unterabteilungen zuläßt, ist die Komödiantin des Reisens, die fremde Länder und Gegenden nicht deshalb heimsucht, um sie zu sehen, sondern um dort gesehen zu werden. Sie ist eben so oft ein junges, meist nicht mehr ganz junges Mädchen, wie eine junge Frau, die auf Eroberungen ausgeht. Manche dieser Touristinnen erscheint in der Wahl ihrer Opfer unglaublich genügsam. Der albernste Tropf, der sich ihr und ihrem männlichen Begleiter zu nähern weiß, verwandelt sofort den Ausdruck ihres sonst gelangweilten, öden Gesichts in die leuchtendste Morgenröte. Der gutmütige Vater oder Gemahl drückt entweder in stiller Ergebung ein Auge zu oder freut sich sogar, daß er voraussichtlich für ein paar Tage vor den Launen der Ewigunbefriedigten Ruhe hat.

Trotz aller Auffrischung, die ein teilnehmender Freund und Bewunderer auf diese wenig liebenswerte Touristin ausübt, sind gewisse Charakterzüge bei ihr schon so tief eingewurzelt, daß sie auch im Zustand froher Ekstase nicht vollständig abgelegt werden.

Für die Touristin zum Beispiel, die allenthalben nach ihrer Weise die Vornehme spielt, über jedes Hotel geringschätzig die Nase rümpft, fast jeden zweiten Gang bei Tisch unberührt läßt, die ganze Welt abfällig beurteilt und namentlich jedes harmlose, vergnügte junge Mädchen shocking oder kompromittierend findet, macht es durchaus keinen Unterschied, ob sie vorübergehend mit ihrem Schicksal ausgesöhnt ist oder nicht. Der Hauptparagraph ihrer Geschäftsordnung heißt nach wie vor: es wird weiter genörgelt.

Wesentlich unterschieden von den beiden bis jetzt betrachteten Arten ist die „Touristin um jeden Preis". In der Ebene nennt man sie „Sehenswürdigkeitsnärrin". Sie muß alles und jedes, Großes und Kleines, Wichtiges und Unwichtiges persönlich beaugenscheinigen, gleichviel, ob die Zeit, die ihr zu Gebot steht, auch nur halbwegs ausreicht. Wenn sie verheiratet ist oder sonst über ein männliches Wesen das Zepter schwingt, hat der unglückliche Dulder an ihrer Seite einfach die Hölle auf Erden. Von Kirche zu Kirche, von Museum zu Museum, von Aussichtspunkt zu Aussichtspunkt gehetzt, fehlt ihm fast die notwendige Frist zum Essen und Trinken. Der Einwand, den er mitunter wagt — bei einem so unaufhaltsamen Wechsel der Bilder ergebe sich schließlich ein wahres Chaos, das für die Erinnerung vollständig wertlos sei — dieser Einwand wird von besagter Touristin mit unendlich geringschätzigem Achselzucken zurückgewiesen. Sie ist jetzt einmal da; sie weiß nicht, wann das gütige Schicksal sie wiederherführen wird: also wird genossen, was zu genießen ist, und gierig verschlungen, was sich nur irgendwie zum Hinabwürgen eignet, einerlei, ob die Empfänglichkeit für ein so unerträgliches Massen- und Schnellkonsumieren auch nur von ferne genügt. Man hat ja den Alltröster, das Reisehandbuch, wo man später genau nachlesen kann, wofür man geschwärmt hat, so daß sich nach und nach das Gedächtnis schon stärken wird! Und wenn auch schließlich das meiste verloren ginge — man ist denn doch dagewesen! Dieses Hochgefühl einer möglichst vollständigen Erledigung des gesamten Reisepensums möchte die Sehenswürdigkeitsnärrin doch unter keiner Bedingung missen!

Handelt es sich um die Schweiz, um Tirol und die „Touristin um jeden Preis" besitzt die notwendige körperliche Elastizität, so leistet sie in Hochlands- und Bergtouren geradezu Unvergleichliches. Der unglückliche Ehemann oder Papa keucht natürlich weit, weit hinter diesem Kolumbus der Alpenwelt nach. Von einer ganzen Gesellschaft, die größtenteils aus rüstigen jungen Männern besteht, kommt die Bergfexin weitaus als erste auf der Zugspitze an. Dafür aber ist sie dann auch die erste, die wieder zum Aufbruch mahnt. Denn ihr Hauptzweck ist ja mit dem glücklich vollendeten Emporstieg erreicht: sie hat ihr Pensum erledigt. Neben dieser verblüffenden Spezies, die man früher auch als „Läuferwahnsinnige" bezeichnete, hat sich neuerdings eine Sorte herangebildet, die ebensowenig wie diese Bergrennerinnen an die Nationalität gebunden ist. Es ist die Touristin, die am Radfahrdelirium erkrankt ist. Sie taucht meist in Gegenwart eines gleichfalls erkrankten Ehemanns auf. Wo irgendeine Wegstrecke innerhalb kultivierter Gebiete fahrbar ist, strampelt sie früh und spät bis zur Bewußtlosigkeit drauf los. Wo diese Art der Fortbewegung unmöglich ist, schiebt sie ihre Maschine mit wahrem Heldenmut über die ungangbarsten Gebirgspässe. Die Anzahl der zurückgelegten Kilometer ist ihr bei weitem das Wichtigste. Für die Schönheiten, die ihr Blick streift, hat sie vergleichsweise recht wenig Sinn. Kommt sie abends in ihr Quartier, so ist sie so todmüde, daß sie nur mühsam ein paar Bissen genießt und dann völlig erschöpft auf das Lager sinkt. Wenn sie nach glücklich bewältigter Reise wieder nach Hause gelangt, so und so viel Pfund abgenommen hat, darf sie sich in dem Bewußtsein sonnen, eine der schwierigsten Aufgaben der modernen Touristik gelöst, eine Arbeit geleistet zu haben, die eines ächzenden Sisyphus würdig wäre. Von Genuß nicht die Spur, von seelischer und leiblicher Erquickung und Erholung kein Schatten! Sie darf sogar froh sein, wenn sie sich bei Wiederholung dieser Exzesse kein dauerndes Siechtum anradelt. Aber gleichviel: es ist doch herrlich gewesen! Nicht ein Einziger unter sämtlichen Bekannten hat nur annähernd das zustande gebracht.

Ich schließe. Mein Thema ist unerschöpflich; denn es ist eigentlich gleichbedeutend mit der Geschichte der zeitgenössischen Frau, ihrer Vorzüge und ihrer nicht minder interessanten Fehler und Schwächen. Das Bewußtsein darf mir genügen, aus der Fülle der Erscheinungen wenigstens etliche Züge gestreift zu haben, die sich auch dem Gleichgiltigsten in hundert ergötzlichen Varianten aufdrängen müssen. Dieses Streifen genügt. Auch hier gilt das Wort Boileaus: „Die Kunst, nicht zu langweilen, besteht darin, nicht alles zu sagen."



Unsere Pensionärin.

Skizze von Klaus Rittland.

„Ja, wie du meinst, Ferdinand, aber meiner Ansicht nach sollten wir diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen," sagte meine Frau, den Brief zusammenfaltend, den sie mir soeben in holpriger Uebersetzung — er war englisch! — vorgelesen hatte. „Fünfzig Pfund Sterling im Jahr, das sind tausend Mark. Denk mal, so ein hübscher Zuschuß!"

„Na, übermäßig viel kommt mir das nicht vor," wandte ich ein.

„Es muß sich doch rentieren, da hier in Weimar so viele Familien Pensionärinnen nehmen — denk doch an Werners, Dr. Schmidts, Frau von Ritschel — und dann dieser Vorteil für unsere Mädchen! Spielend werden sie englisch sprechen lernen. Und wie nett für Linchen, eine jugendliche Gefährtin zu haben, wenn Anna heiratet! Vor allem aber die pekuniäre Seite! Mir wird's manchmal bange, wenn ich bedenke, was noch alles zur Ausstattung fehlt, und gerade da Annchen in wohlhabende Verhältnisse kommt und der Schwiegerpapa die Kaution stellt, dürfen wir bei der Ausstattung nicht knausern. Tausend Mark mehr —"

„Ach ja, Papa, ich fände es furchtbar nett, eine Engländerin im Hause zu haben, bitte, bitte, sag ja!" flehte Linchen, meine Jüngste.

„Und von dem ersparten Wirtschaftsgeld kauft mir Mama ein Rad," sagte Hans, der Primaner, mit den Augen zwinkernd.

„Sie kann mich im Tennisspiel unterrichten. In Ottokars Regiment wird so viel Tennis gespielt, und ich bin noch so ungeschickt," meinte Anna, die glückliche Braut.

„Und dann ladet sie mich vielleicht später nach England ein, und ich heirate einen Lord?" fügte Lina kichernd hinzu.

Merkwürdig, wie die Luftschlösser immer höher wuchsen!

Mir selber war die Sache höchst unsympathisch. Immer so ein fremdes Element an seinem Tisch haben — gräßlich! Aber als vernünftiger Gatte und Vater gab ich den Widerstand von vornherein auf. Die andern wollten — meine Frau hatte schon längst gewollt — also mochte das Verhängnis, „Pensionärin" genannt, seinen Lauf nehmen!

Meine Frau schrieb an Mr. Webster, Esquire, Bradford, den Vormund der verwaisten Miß Violet Hood, und erklärte sich bereit, die junge Dame unter den vorgeschlagenen Bedingungen bei sich aufzunehmen.

Am ersten Oktober sollte sie in Weimar eintreffen. Mr. Webster schrieb meiner Frau noch expreß, sie möchte seinem Mündel nicht allzuviel Freiheit lassen — Violet sei von „etwas lebhaftem Temperament".

„Das klingt verdächtig," sagte ich.

„Warum er nur nicht schreibt, wie alt sie ist? Hoffentlich kommt uns da nicht irgend so ein grüner Backfisch ins Haus," meinte Linchen im Hochgefühl ihrer siebzehn Jahre.

„Oder eine alte Schachtel," brummte Hans, „wir haben ja immer Pech. Ich sehe schon die lange, dürre Pappel von English-lady vor mir!"

„Wenn nur bis zum ersten Oktober das Badezimmer in Stand ist," seufzte meine Frau.

Natürlich war es notwendig gewesen, in unserm noch etwas altmodischen, des modernen Komforts entbehrenden Haus schleunigst eine Badeeinrichtung herstellen zu lassen — „denn die Engländer thun's ja nicht unter einem täglichen Bad!" Auch eine elektrische Klingelleitung hatte in das Fremdenzimmer, Miß Violets künftiges Gemach, gelegt werden müssen — „sie ist natürlich gewohnt, einen elektrischen Knopf über ihrem Bett zu haben!" Und noch so manche andere unvermeidliche Notwendigkeit hatte sich herausgestellt: ein neuer Teppich, ein Toilettenspiegel, eine moderne Waschgarnitur mit Riesenwaschbecken, allerlei blinkende Gefäße für warmes und kaltes Wasser — „sie sind das nun mal in England so gewöhnt!" war immer der Refrain — bis ich schließlich mit der Bemerkung „Na, ein Drittel des Zuschusses wäre ja nun glücklich im voraus verputzt!" Einhalt that.

Und nun kam der denkwürdige erste Oktober. Linchen und Hans stürzten mir ganz aufgeregt entgegen, als ich mittags vom Amtsgericht heimkehrte. „Sie ist da! Riesig nett scheint sie zu sein! In Indien ist sie geboren! Und schon mal in Malta gewesen, als dreijähriges Kind!"

Jetzt erschien auch Anna, die Braut. „Was sie für ein possierliches Deutsch spricht, nein, zum Todlachen! Die deutschen Offiziere wären ‚zu uaizende Menschs', hat sie mir eben versichert. Na, wenn die Ottokar sieht — die verliebt sich auf der Stelle in ihn!"

Natürlich hielt Anna ihren Leutnant Ottokar für einen fleischgewordenen Apollo! Nun, er war ja auch ein ganz hübscher Kerl, etwas Windhund, aber sonst recht tüchtig. Er stand in Erfurt und besuchte uns fast jeden Sonntag.

Ich trat in das Wohnzimmer. Eine junge Dame erhob sich vom Sofaplatz und streckte mir, zutraulich lächelnd, die Hand entgegen.

So, also das war Miß Hood. Keine „dürre Pappel"; nein, durchaus nicht. Ihre Büste war eher üppig zu nennen. Ein gutgewachsenes Mädchen, dunkelblond und frisch. Eigentlich ein plumpes Gesicht, aber doch anziehend durch die rosigen Farben, die schelmischen Augen und die blendenden Zahnreihen, die aus einem ziemlich großen, dicklippigen Mund hervorblitzten.

Miß Hood war gar nicht schüchtern. Sie führte gleich beim ersten Mittagsmahl fast ausschließlich die Unterhaltung, erzählte von ihrer Reise, von der Seekrankheit und einem Holländer, der ihr unterwegs die Cour gemacht hatte. Dann sprach sie von ihrem früheren Leben. Sie wär seit ihrem zehnten Jahr eigentlich immer in Pension gewesen, in Paris, wo sie nichts zu essen bekommen hatte, in Montreux, wo alles im Hause schwindsüchtig gewesen war, in Hannover, wo sie sich halb tot gegrault hatte, weil sie mit einer hysterischen Lehrerin zusammenschlafen mußte, die nachts immer „Erscheinungen" hatte, in Bremen, wo sie — „Ach, das erzähle ich Sie später, uarum ich nicht konnte bleiben in Bremen!" Errötend sah sie auf ihren Teller.

Und als ich nachher meine Mittagsruhe hielt, hörte ich, wie sie Linchen im Nebenzimmer anvertraute: sie hätte die Bremer Familie verlassen müssen, weil der Hausherr todsterbens in sie verliebt gewesen wäre.

„O die Herren sind alle verrruckt in mich," behauptete sie.

Mir wurde etwas unbehaglich zu Mute.

Man konnte übrigens nicht behaupten, daß Miß Violet dieser „Verruckheit" einen spröden Widerstand entgegensetzte. O nein. Sie war liebenswürdig gegen alle, am liebenswürdigsten aber gegen den männlichen Teil der Familie.

Hans verliebte sich selbstverständlich bereits in den ersten vierundzwanzig Stunden. Schon daß sie „Violet—Veilchen!" hieß, fand er entzückend. Und überhaupt —

Auch ich konnte mich einer gewissen Milde ihr gegenüber nicht erwehren. Wenn sie sich so niedlich abmühte, „Herr Amtsgerichtsrat“ auszusprechen und dann seufzend erklärte: „O die deutsche Männer sagen sich so schwer!“ das klang allerliebst. Ueberhaupt klang alles niedlich, was sie sagte, mit ihrem weichen Organ.

Sie lachte viel und sah immer aus, als ob sie sich amüsierte und noch etwas ganz besonders Lustiges in petto hätte.

Etwas schlottrig in der Toilette erschien sie mir. Und meine Frau sprach sich auch verwundert über das mehr als bescheidene Köfferchen aus, das die „reiche Engländerin“ mitgebracht hatte.

Was jedoch ihre Ansprüche an Bedienung und sonstigen Komfort betraf, da konnte man nicht über allzu ängstliche Bescheidenheit klagen. Sie hielt unser Mädchen für alles beständig in Atem. Bald wünschte sie warme Milch, bald frisches Wasser, bald ein Fußbad, bald eine Briefmarke.

„Und dann diese ewige Wäsche!“ klagte meine Frau. „Hätte ich geahnt, was ich mir auflud, als ich auf den Preis mit ‚Wäsche inklusive‘ einging! Sie besitzt überhaupt von allem nur zwei, drei Stück und will jede Woche gewaschen haben! Aber sonst ist sie doch wirklich sehr nett und bescheiden. Ich brauche mittags kaum mehr Fleisch, als sonst.“

„Hm, in der That?“

Mir schien aber, daß man die enormen Quantitäten Schinken und Eier, die Miß Violet zum Frühstück vertilgte, doch wohl auch nicht umsonst haben könnte. Und diese raffinierten Afternoon-teas, zu denen alle möglichen guten Leckerbißchen gehörten, besonders da Miß Violet uns für diese Zwischenmahlzeit noch regelmäßig Gäste ins Haus brachte. Miß Hood war noch nicht vierzehn Tage in Weimar, als sie unter den dort lebenden jungen Engländern und Engländerinnen bereits ein halbes Dutzend intimer „friends“ erworben hatte.

„Sie ist so riesig gutherzig!“ vertraute mir Anna. „Immer wenn einer ihrer Landsleute sich einsam fühlt und Heimweh kriegt, zieht sie ihn zu sich heran und ladet ihn ein.“

Ja, Miß Violet war sehr gastfrei — auf unsere Kosten!

Meine Kinder fanden übrigens, daß es noch einmal so lustig im Haus wäre seit Miß Violets Ankunft.

Linchen schloß sich besonders innig an die neue Freundin an. „Ich lerne fabelhaft viel von Miß Hood,“ versicherte sie mir.

Nun ja, das Englisch ging ja immer flotter, aber sonst wollte es mir scheinen, als ob meine Kleine recht viele unnötige Dinge von der lustigen Violet lernte: daß es nicht ladylike sei, gestrickte Strümpfe zu tragen (zerrissen durften sie schon eher sein!), noch viel weniger, eine Schürze umzuthun, daß New-mown-hay ein berauschendes Parfum für die Herren sei und daß das Haar „hundert Bürstenstriche täglich“ brauche, um zu gedeihen.

Auf die Pflege ihres prächtigen Haares verwandte Miß Violet einen großen Teil des Tages, und nicht immer zu unserm Vorteil.

„Pfui Teufel, was ist denn das für ein bestialischer Gestank?“ fragte ich eines Tages, nach Hause kommend.

„Ach,“ seufzte meine Frau, „Violet hat beim Haarkräuseln die Tischdecke verbrannt. Ich lege aber keine neue auf. Die Platte muß doch nächstens frisch poliert werden. Sie ist etwas unvorsichtig, die Kleine, und gießt so häufig Spiritus und scharfe Essenzen aus. Ja, überhaupt, sie ist ja so ein liebes gutes Kind; aber ich weiß nicht, sie hat eine Art — es wird alles so rasch verwüstet in ihrem Zimmer. Und wenn sie sich nur das Romanlesen nachts im Bett abgewöhnen wollte, da kann so leicht etwas passieren!“

„Ich werde einmal mit ihr reden,“ versprach ich. Und ich stellte der jungen Dame mit väterlich ernsten Worten vor, daß das nächtliche Lesen eine Unsitte sei und in meinem Haus nicht geduldet würde.

„O ja, lieber Herr Rat,“ gab sie sofort mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit zu, „wenn Sie nicht wunschen, dann ich werde es nicht wieder thun.“ Aber am nächsten Morgen fand meine Frau das Licht wieder tief heruntergebrannt. So machte „Veilchen“ es immer. Stets freundlich, scheinbar lenksam — aber dabei that sie alles, was sie wollte.

Sie war mit der Absicht nach Weimar gekommen, Mal- und Musikunterricht zu nehmen, und meine Frau hatte sie einer allgemein geschätzten Malerin zugeführt, deren Atelier von den jungen kunstbeflissenen Ausländerinnen viel aufgesucht wurde. Aber schon nach acht Tagen erklärte Violet, die Manier dieser Dame sei veraltet, bei ihr käme sie nicht vorwärts, und wählte sich als Lehrmeister einen jungen Russen, der abscheuliche, talentlose Klecksereien ausstellte, aber desto schönere schwarze Augen besaß.

Anfangs wollten wir Einspruch erheben. Aber da sich Miß Smith, eine sehr viel ältere, solide aussehende Landsmännin Violets, bereit erklärte, an den Stunden teilzunehmen, gaben wir nach — während wir indessen gegen den blondlockigen, als Don Juan schlimmster Sorte verrufenen Gaston Müller, dem das holde Kind seine musikalische Ausbildung anvertrauen wollte, ein entschiedenes Veto einlegten.

„Dann — ich spiele überhaupt nicht mehr,“ erklärte sie trotzig.

Und das war gut. Denn, als sie am ersten Abend ihr Leibstück, die Rubinsteinsche „Melodie“ in Marschtempo, mit Fleischhackeranschlag und unerlaubt stetigem Pedal auf unserm unglücklichen Piano heruntergepaukt hatte, da war mein zartbesaitetes musikalisches Gemüt angstvoll erschauert.

Ach überhaupt — unsere gemütlichen musikalischen Abende, auf die ich mich sonst den ganzen Tag über gefreut hatte, was war aus denen geworden? Diese Abende, wo Anna mit ihrem kleinen reinen Sopran französische Lieder sang und ich mit Hans die herrlichen Sachen von Beethoven, Mozart, Brahms, für Klavier und Geige bearbeitet, spielte! Jetzt, sobald wir anfingen, fing Miß Violet ihrerseits an, zu gähnen, fand das Stück „most lovely“, erkundigte sich aber zugleich, ob es noch sehr lang wäre.

Und Hans, der dumme Junge, genierte sich dann regelmäßig weiterzuspielen. „Wenn doch Miß Hood keine Musik liebt!“

Aber dann opponierte sie. Natürlich, Musik wäre entzückend. Und sie brachte irgendein albernes Couplet herbei, was Annchen ihr vorsingen sollte. Bald wurde sie aber des Zuhörens müde und zog Linchen in eine verschwiegene Plauderecke oder neckte sich mit Hans herum.

Merkwürdig, wie unser sonst so stilles Haus sich ganz und gar verwandelt hatte! Besonders die jungen Mädchen. Immer erlebten sie etwas. Täglich beim Mittagessen wußte mir das vertrauensselige Linchen von irgendeiner interessanten Begegnung, die sie gehabt, zu erzählen. Immer war ihnen irgendjemand gefolgt oder hatte sie angesprochen — „so ein unverschämter Mensch!“ Aber dabei gingen sie dem unverschämten Menschen durchaus nicht aus dem Wege.

Meine Frau klagte jetzt häufig, daß Linchen zu keiner häuslichen Arbeit mehr käme. Frühmorgens spielte sie Tennis mit Miß Violet und deren Freunden, um die Mittagszeit bummelten die beiden auf der Schillerstraße

herum oder, wenn die Militärmusik dort spielte, im Park, und gegen Abend, vor Beginn der Theatervorstellungen, konnte man sicher sein, die munteren Dämchen irgendwo auf dem freien Platz vor dem Musentempel zu treffen, meistens an der Seite, wo die Bühnenangehörigen eintraten. Es fiel mir auch seltsam auf, daß mich jetzt, wenn ich mit meiner Familie spazieren ging, so häufig jugendliche Bonvivants, Baritons oder Tenöre grüßten!

Und noch manches andere fiel mir auf: zum Beispiel, daß Linchen und Violet seit einiger Zeit so viel über Zahnschmerzen klagten, halbe Vormittage beim Zahnarzt verbrachten und dabei doch in ihrer guten Laune durchaus nicht beeinträchtigt waren. Ein schöner Morgen sollte mir den Schlüssel zu diesem Rätsel bringen. Ich wollte eben aufs Gericht gehen, als das Dienstmädchen einen herrlichen Veilchenkorb brachte, der für Fräulein Violet abgegeben worden sei — ohne nähere Bezeichnung, anonym; nur ein Kärtchen steckte daran mit der sinnigen Aufschrift: „Die Veilchen dem Veilchen".

„Das ist von Herrn Schwendemann, so sicher wie was!" schrie das naive Linchen. Herr Schwendemann war der neue Modezahnarzt, zu dem jetzt die ganze Weimarische Weiblichkeit lief!

„Aber nein, das ist gelugt! Wie kannst du so Lugen sagen!" rief Violet empört mit sehr dunkelgeröteten Wangen.

„Wenn wieder so eine anonyme Sendung kommt, wird sie nicht angenommen!" befahl ich. Und diesmal blieb ich der strenge Papa. Als nach wenigen Tagen ein ähnlicher Blumenkorb — diesmal liebliche Rosen „für Fräulein Lina" — eintraf, erhielt der Gärtnerbursche den kühlen Bescheid, das Fräulein habe keine Rosen bestellt! Linchen heulte, aber es half ihr nichts.

Ein anderer geheimnisvoller Umstand war, daß mein Sohn Hans in jener Zeit nie mit seinem Taschengeld auskam. Beständig verlangte er Vorschuß, und ich konnte mir nicht erklären, wo er mit dem Geld blieb. Doch bald sollte mir der günstige Zufall auch diese Frage beantworten. Ich schritt gegen Abend über den Karlsplatz. Da kam mir — mit sehr finsterer Miene — mein hoffnungsvoller Sohn entgegen.

„Nun, wolltest du nicht heute mit Mama, Anna und Miß Hood nach Tiefurt gehen?" fragte ich ihn.

Er lachte höhnisch auf. „Miß Hood? Als ob der was an so 'nem ehrpusligen Familienspaziergang läge! Weißt du, wo die augenblicklich ist? Dort drin sitzt sie" — auf das Schaufenster einer Konditorei weisend — „bei Grenzdörfers, mit Mr. Watson, dem langen, ekelhaften Beef und frißt Mohrenköpfe — für mein Geld!" In seiner Wut hatte er total die Vorschriften der Galanterie vergessen!

„Für dein Geld? Ja, aber — wie?"

„Na, wenn sie mich doch alle Minuten anpumpt! Kann man denn da ‚nein' sagen, einer Dame gegenüber? Aber jetzt kriegt sie nichts mehr, keinen Groschen. Meinethalben kann sie Mr. Watson anpumpen!"

Sie hatte augenscheinlich seine zarten Jünglingsgefühle tief verletzt, die böse Miß Violet.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Die kleine Hexe sollte noch einen gefährlicheren Sturm in dem sanften, ruhigen Wässerchen unseres Familienglücks entfesseln.

Der Einzige, dem sie anfangs ganz und gar nicht gefallen und der sich sehr ablehnend ihren Zuvorkommenheiten gegenüber verhalten hatte, war der Leutnant Ottokar, Annchens Bräutigam. „Hübsch soll die sein? Na, hört mal, die finde ich schon mehr Tingeltangelschönheit!" äußerte er, als er sie am Sonntag nach ihrer Ankunft zum erstenmal sah.

„Hm, hm," hustete meine Frau.

„Wie kannst du so lieblos über meine Freundin urteilen?" schmollte Annchen. Natürlich war sie ihm aber im tiefsten Herzen dankbar für seinen schlechten Geschmack.

Und als dieser sich mit der Zeit zu ändern und Ottokar ein gewisses Wohlgefallen an Miß Hoods drolligem Wesen zu finden schien, türmte sich eine schwarze Wolke am Horizont von Annchens Brautglück auf. Sie wurde mißtrauisch. Sie verging vor Eifersucht. Und je weniger sie ihre Mißstimmung verbergen konnte, desto angelegener ließ Miß Hood es sich sein, ihre derben Reize in das beste Licht zu stellen.

Sie stürzte dem flotten Marsjünger immer, wenn er kam, mit einem Jubelschrei entgegen, sie bewunderte seine Uniform, setzte seine Mütze auf, schnallte seinen Säbelgurt um ihre schmalgeschnürte Taille und exerzierte nach seinem Kommando.

Und wie zärtlich die Schelmenaugen blicken konnten, wenn er ihr bei Tische ein Salzfaß überreichte oder mit ihr anstieß — Verteufelte Krabbe!

Meine Frau und ich machten beide die Bemerkung, daß Ottokar der munteren Violet eigentlich etwas mehr Aufmerksamkeit erwies, als es für einen bereits „in festen Händen befindlichen" jungen Mann nötig gewesen wäre. Und unsere arme Aelteste litt sichtlich unter denselben Beobachtungen. Sie wurde sehr blaß und schmal. „Fräulein Annchen muß unbedingt nächsten Sommer ins Stahlbad," erklärte der Hausarzt.

Aber sie schüttelte wehmütig den Kopf. „Ach weshalb? Es ist ja doch alles egal."

Eines Abends teilte Miß Hood meiner Frau mit, daß sie morgen mit ihrer älteren Freundin, der braven Miß Smith, nach Erfurt reisen würde, um sich bei Altmann Maß zu einem Kostüm nehmen zu lassen. „Die liebe Frau Rat" hätte hoffentlich nichts dagegen.

„Ich denke, Violet, Sie waren so zufrieden mit Ihrer hiesigen Schneiderin?" wandte meine Frau ein.

„O nein, sie hat mich die neue Bluse ganz versneidet."

Und Miß Hood reiste nach Erfurt.

Das Kostüm schien sehr komplizierter Natur zu sein, oder Miß Hood war in ungeschickte Hände geraten, denn sie mußte in der nächsten Zeit sehr häufig anprobieren.

„Wenn ich bei Zufall dein Ottokar sehe, soll ich ihn grüßen?" fragte sie einmal so beiläufig, bevor sie nach der Bahn ging, meine Aelteste.

Ein scharfer Blick. „Weshalb sollte er dir gerade in den Weg laufen? Erfurt ist ja groß."

Einige Tage später besuchte ich mit Anna eine Kammermusikmatinee. Da trat in der Pause ein guter Freund zu mir heran und fragte: „Nun sagen Sie mal, ist denn Ihre hübsche, flotte, englische Pensionärin nicht mehr bei Ihnen?"

„Gewiß."

„So — na, dann habe ich mich wohl geirrt. Ich war gestern bei Verwandten in Erfurt, und da hätt ich doch drauf wetten mögen, daß ich sie von weitem auf der Angerstraße gesehn hätte mit einem Offizier. Den Herrn erkannte ich nicht. Aber die Dame — ah, da fängt die Geigenstimmerei schon wieder an!"

Ich glaube nicht, daß Annchen einen Ton von dem schönen Schubertschen Quartett gehört hat. Sie saß da wie erstarrt.

Als wir heimkamen, waren die andern schon um den Mittagstisch versammelt.

„Weshalb hast du mir nicht gesagt, daß du gestern Ottokar getroffen hast?" fragte Anna die treulose Freundin im Ton tiefster Entrüstung.

Violet riß die Augen groß auf. „Ich — dein Ottokar? Nicht ein Funken Uahrheit!"

„Aber du bist gesehen worden. Dr. Krüger hat dich erkannt auf dem Anger — ganz deutlich."

„Dann hat er falsch gekannt." Und die kaltblütige Sünderin löffelte mit großer Seelenruhe ihre Suppe weiter.

Die Eifersüchtige schwieg. Aber sie blieb bedrückt und wortkarg.

Am folgenden Tag — es war ein Sonnabend — wollte ich meinen Vesperschoppen im Russischen Hof trinken, als ich zufällig mit meiner Anna zusammentraf, die aus ihrem Lesekränzchen kam.

„Nun," fragte ich, „war's schon zu Ende?"

„Nein, aber ich kriegte solche Kopfschmerzen."

„So wollen wir einen Spaziergang durch den Park machen, mein armes Mädel. Komm!" Und wir wanderten miteinander durch die milde, vom allerersten zarten Grün überhauchte Vorfrühlingsnatur.

Als wir eben im Begriff waren, in den unteren Teil des Parks nach dem Ilmflüßchen hinabzusteigen, blieb Anna plötzlich stehen, wurde ganz bleich und wies auf eine etwas abseits, unterhalb unseres Wegs befindliche Bank. „Da —"

Sieh mal an, das war ja eine nette Ueberraschung! Da saß unser Ottokar in friedlicher Gemeinschaft mit Miß Violet Hood. Sie hielt die Hände vors Gesicht und weinte — oder that wenigstens so.

Und er sprach ihr zu, indem er begütigend auf ihre hübsche, fette Hand patschte. „Aber Mißchen, Violetchen, seien Sie doch nicht so. Was soll ich denn nur dabei thun. Ich bin ja doch nicht mehr — Sehen Sie mal, so ein netter, kleiner Käfer, wie Sie sind! Herrgott, Sie haben doch keinen Grund zum Weinen. Mißchen, liebes Mißchen!" Und zur wirkungsvolleren Tröstung klopfte er sie freundschaftlich auf die Schulter!

Doch plötzlich schnellte er empor, wie elektrisiert. Seine erzürnte Braut stand vor ihm und maß ihn mit einem flammenden Blick von oben bis unten. „Ottokar!" In diesem einzigen Wort lag der ganze Schmerz ihrer tiefgekränkten Liebe.

„Aber Annchen!" verteidigte sich der Ueberraschte. „Was hast du denn? Was ist denn nur? Ich habe dir doch nichts zu leide gethan! Sieh mal, ich hatte dir doch durch Miß Violet bestellen lassen, daß ich diesmal wahrscheinlich schon am Sonnabend kommen würde — konntest du denn da nicht mal dein Lesekränzchen aufgeben?"

„Kein Wort hat mir Violet bestellt."

„Nicht? Ah!" Der fragend erstaunte Blick, den er in diesem Moment auf das „Mißchen" warf, bewies mir ziemlich klar, daß er in dieser kleinen Flirtation wohl vorwiegend passiver Teil gewesen war.

„Ueil es doch nicht sicher uar — ich vergeßte," stotterte sie.

„Hm, hm," räusperte er sich — es war eine sehr verlegene Situation! „Ja, siehst du, Herzchen, und da begegnete mir Miß Hood, als ich eben in euer Haus treten wollte und meinte — und weil es so schönes Wetter war —"

„Ich dächte, wir machen uns jetzt auf den Heimweg," schlug ich vor und ging mit der — diesmal sichtlich geknickten — Violet voraus, während das Brautpaar in einiger Entfernung folgte. Die Unterhaltung der beiden schien eine sehr erregte zu sein; an mein Ohr drangen nur einzelne abgerissene Laute: „Verräterisch — abgefeimte Kokette — nur harmlose Spielerei — unveränderte Treue — süßes Herzensliebchen —"

Je näher wir dem Haus kamen, um so sanfter wurden die Ausdrücke im Hintergrund.

Und als wir uns um den abendlichen Theetisch setzten, schien der unwiderstehliche Marsjünger bereits die Situation gewonnen zu haben. Annchen war noch ein wenig still; aber sie duldete bereits wieder, daß er ihr verstohlen die Hand drückte.

Miß Violet Hood merkte nichts davon. Die lag längst zu Bett — Migräne!

Und am nächsten Morgen wurde mir eine peinliche Mission aufgeladen: ich sollte der reizenden Albionstochter klar machen, daß sie doch wohl nicht so recht in den Rahmen unseres Hauses hineinpaßte und daß es vielleicht für beide Teile besser sei —

Aber sie ließ mich gar nicht ausreden. „O ich uollte schon sagen, lieber Herr Uat — die Luft in Deutschland ist mich nicht gut."

Und es wurde beschlossen, daß sie Anfang nächster Woche in die Arme ihres teuren Vormunds heimkehren sollte.

Als die Abschiedsstunde kam, war die ganze Familie tief gerührt. Meine Frau steckte der schluchzenden Violet noch eine Tüte thüringer Pfeffernüsse in die Reisetasche, Linchen schenkte ihr einen geschmacklosen Briefbeschwerer mit dem Schillerhaus, und Hans überreichte eine Riesenphotographie der Trippelschen Goethebüste.

Wehmütig sah Miß Hood auf die appolinischen Züge des Dichterheros nieder. Lieber als den papierenen Goethe hätte sie wohl einen lebendigen preußischen Leutnant mit blanken Knöpfen und aufgedrehtem Schnurrbärtchen mit über den Kanal hinübergenommen. Nach acht Tagen erhielten wir einen liebenswürdigen Brief mit vielen Dankversicherungen.

„Eigentlich war sie ja ein reizendes Geschöpf," meinte meine Frau, „wenn sie nur nicht noch zu guterletzt den Schnabel von dem guten neuen Waschkrug abgebrochen hätte!"

„Nun, die Ersparnisse vom Pensionsgeld entschädigen dich ja reichlich dafür!" bemerkte ich boshaft. Sie seufzte.

„Einmal und nicht wieder," beschlossen wir beide.

In den nächsten Wochen wurden wir noch häufig an das liebe Kind erinnert durch einlaufende Rechnungen für Miß Hood. Bald ein Pfund Pralinés vom Konditor, bald ein Hut von der Putzmacherin, bald Farben und Pinsel vom Drogengeschäft, die noch „standen".

Anfangs handelte es sich nur um Kleinigkeiten. Wir sandten die Rechnungen an Miß Violet, ohne eine Rückäußerung zu erhalten.

Als aber am Ende des Halbjahrs auch größere Forderungen einliefen, schrieb ich an den Vormund, Mr. Webster, Esquire, Bradford, und erhielt die postwendende Antwort: er stünde in gar keiner Beziehung mehr zu Miß Hood; sie sei vor zwei Monaten mündig geworden, habe sich ihr kleines Kapital auszahlen lassen und sei mit einem Musiker zweiten Ranges — den sie vermutlich geheiratet — nach Australien abgedampft ohne Hinterlassung einer Adresse.

„Ich sagte es ja von Anfang an: sie hatte einen Stich ins Gewöhnliche," behauptete mein künftiger Schwiegersohn, als ich den Brief im Familienkreis vorlas.

„Na du — sei du nur lieber ganz still!" drohte ihm lächelnd seine kleine Braut.



Ein Kapitel vom Durst.

Hygienische Glossen von Dr. A. Kurb.

Das Trinken ist gar eine schwere Kunst — so lehrt uns ein bekannter deutscher Dichter, der nicht nur ein Liebling der Musen, sondern auch ein Freund des Bacchus, Gambrinus und ihrer feuchtfröhlichen Sippe war; und diese Kunst ist doppelt schwer, wenn des Sommers glühender Odem uns die Zunge im Gaumen trocknen läßt. Der bekannte Paragraph 11 wirkt an heißen Tagen mit der unwiderstehlichen Gewalt eines kategorischen Imperativs und treibt uns, nach alter urdeutscher Sitte „immer noch eins“ zu trinken. Aber ach! Je mehr von dem kühlen Naß wir zu uns nehmen, um so mehr Schweiß vergießen wir. Im allgemeinen kommen diejenigen am besten aus, die so wenig wie möglich trinken. Freilich wird man gut thun, die tägliche Nahrung so zu wählen, daß unser Durstgefühl nicht übermäßig gesteigert wird. Scharf gesalzene oder gepfefferte, stark gewürzte Speisen sind möglichst zu vermeiden; aber auch die Zufuhr von fetter Nahrung ist herabzusetzen, weil das Fett bei seiner Zerlegung im Körper reichlich Wärme erzeugt. Im allgemeinen soll man während der Sommermonate mageres Fleisch, Reis, Mais, Gemüse, leichte Mehlspeisen, Brot und Obst bevorzugen.

Es bedarf wohl keines besonderen Hinweises, daß man die Speisen nicht allzu heiß genießen darf, um dem Körper nicht unnötig viel Wärme zuzuführen. Das Uebermaß an Hitze wird dabei gewöhnlich durch reichlichen Genuß kalten Getränks wettgemacht, und gerade der rasche Wechsel von abnorm hohen und niedrigen Temperaturen schädigt die Magenschleimhaut unter Umständen in bedenklichem Maß. Ist doch unser Magen gerade in der heißen Jahreszeit empfindlicher als sonst, und schon verhältnismäßig geringfügige Diätfehler ziehen böse Folgen nach sich.

Unser Getränk im Sommer soll — das gilt für alle Fälle — nicht übermäßig kalt sein. Nicht genug kann vor dem Genuß „eiskalter“ Getränke gewarnt werden. Zumal bei leerem Magen übt ein Schluck eisig kalten Wassers oder Bieres die nachteiligste Wirkung. Es giebt ja überall Kraftmenschen, die glauben, ihrem Magen alles zumuten zu können; sie leeren selbst bei 25 Grad Reaumur einen Schoppen eiskalten Gerstensafts „auf einen Zug“. Solche thörichten Bravourstückchen nehmen bei normal veranlagten Menschenkindern fast stets ein Ende mit Schrecken, das hinterher ein Schrecken ohne Ende ist.

Man sollte es sich daher zum Grundsatz machen, vor dem Trinken stets erst ein Stückchen Brot, ein paar Tropfen Kognak oder etwas Aehnliches zu genießen. Eine andere Vorsichtsmaßregel, die leider noch seltener befolgt wird, besteht darin, daß man zuerst immer nur in ganz kleinen Portionen trinkt, nachdem man sie im Mund etwas vorgewärmt hat, und nach dem ersten und zweiten Schluck eine kurze Pause macht. Bei dieser Vorsicht schadet ein kühler Trunk nicht nur nicht, sondern er ist in gewissen Situationen sogar zu empfehlen, wo er gewöhnlich ängstlich gemieden wird, z. B. beim Tanzen, bei gymnastischen Uebungen, beim Bergsteigen. Bedingung ist nur, daß man in der Beschäftigung, in der Bewegung oder — wie man sich allgemeinphysiologisch ausdrückt — in der Muskelarbeit keine längere Pause eintreten läßt oder sich gar dem Zugwind aussetzt.

Im Volk ist allerdings noch vielfach die Meinung verbreitet, daß ein kalter Trunk auf „erhitzten Magen“ eine Lungenentzündung hervorrufen könne. Vielleicht ist diese durchaus irrige Auffassung auf die Thatsache zurückzuführen, daß gerade Säufer eine erhöhte Disposition für Lungenentzündung zeigen. Unsere Gelehrten sind sich darüber einig, daß eine Lungenentzündung nur durch Eindringen eines besonderen Bazillus in die Atmungswege entsteht. Immerhin ist — wenn auch nicht für diesen — so doch für andere gleich tückische Bazillen die Möglichkeit gegeben, beim Genuß kalter Flüssigkeiten in den Körper zu gelangen. Die Erfrischungsgetränke und Limonaden, die wir an heißen Tagen mit Vorliebe schlürfen, sind nämlich häufig durch kleine Eisstückchen abgekühlt, und rohes Eis birgt — wie neuerdings unumstößlich festgestellt ist — zahlreiche Bazillen in seinem Innern. So wunderbar es auch scheinen mag, das Eis, das Symbol der Erstarrung, dient solchen kleinen Lebewesen noch immer zur Wohnstätte. Beim Schmelzen werden diese spukhaften Organismen frei und können ihr Zerstörungswerk an irgendeiner Stelle, im Hals, im Magen, im Darm, beginnen. Wo es also nicht angängig ist, das aus destilliertem Wasser gewonnene Kunsteis zu erhalten, sollte man den Zusatz von Eis zu Erfrischungsgetränken nach Möglichkeit meiden. Auch Selterswasser sollte man nur trinken, wenn man sicher ist, daß es aus destilliertem Wasser bereitet ist.

Besondere Vorsicht heischt der Genuß des Speiseeises, das durstigen Leckermäulern wegen seines Wohlgeschmacks doppelt willkommen ist. Ob auch dieses tückische Bazillen in seinem süßen Innern birgt, scheint freilich noch nicht erwiesen. Angeblich wird bei der Herstellung von Speiseeis stets darauf Bedacht genommen, daß von dem Eis der Eismaschine nichts in die Masse gelangt, die das Gefrorene darstellt. Die kleinen Eisstückchen, die man vielfach im Fruchteis findet, sollen durch Gefrierung eines Teils des in der Masse enthaltenen Wassers entstanden sein. Aber selbst, wenn man vor einem Angriff der bösartigen Bazillen sicher sein sollte, bleibt doch immer der schädliche Einfluß bestehen, den die abnorm niedrige Temperatur des Gefrorenen auf die Zähne und die Schleimhaut des Magens ausübt. Gefrorenes soll man deshalb ganz langsam, in kleinen Portionen und stets so genießen, daß es mit den Zähnen nicht in Berührung kommt.

Mißmutig wird vielleicht mancheiner den Kopf schütteln, wenn er von all den Gefahren hört, die seiner durstigen Kehle drohen. Ob man nicht wirklich besser daran thut, sich das Trinken ganz abzugewöhnen? Leider ist das leichter gesagt als gethan. Denn gerade der Durst verursacht uns weit mehr Qualen als der Hunger. Können doch geschulte Hungerkünstler ihr Dasein bis zu vierzig Tagen fristen, wofern sie ihrem Körper Flüssigkeit, und sei es auch nur Wasser, zuführen. Entzieht man ihnen jedes Getränk, so würden sie nur sechs bis sieben Tage am Leben bleiben. Und schließlich reizen selbst die leckersten Speisen nicht einen dürstenden Gaumen.

Aber was sollen wir, was können wir ohne Gefahr trinken? Das Beste ist das Wasser — so sagt wenigstens der alte Pindar. Leider hat uns der griechische Weise keinen Kommentar dazu gegeben, ob wir dieses köstliche Naß „innerlich“ oder „äußerlich“ nehmen sollen. So sehr die wunderbar erfrischende Wirkung kalter Bäder und Duschen allseitig geschätzt wird — als Getränk ist das Wasser nicht nach jedermanns Geschmack. Nun, über die „Geschmäcker“ soll man bekanntlich nicht streiten. Der eine kennt nichts Begehrenswerteres als einen Trunk frischen Wassers, der andere faßt seinen Abscheu in die bekannten Worte zusammen: „Nur ka Wasser net!“

Um dem Wasser einen andern Geschmack zu geben und zugleich seine durstlöschende Wirkung zu erhöhen, kann man ihm ein wenig Zitronensaft oder Essig nebst etwas Zucker zusetzen. Im Uebermaß genossen, können diese Getränke allerdings durch starke Säurebildung im Magen zu Ver-

dauungsstörungen führen. Zweckmäßig schüttet man daher in das angezuckerte Essigwasser etwas doppeltkohlensaures Natron — die einfachste und billigste Methode, eine Brauselimonade zu bereiten. Ein altbekanntes und wirklich empfehlenswertes Getränk, das nicht nur den Durst vorzüglich löscht, sondern auch erfrischend und belebend wirkt, ist der kalte Kaffee; Thee kommt ihm nahe in der Wirkung.

Für die Reise sollte man sich, besonders wenn man stundenlang in Begleitung von Kindern fährt, stets mit einer hinreichenden Menge kalten Kaffees oder Thees versehen. Die Unsitte, unterwegs auf allen größeren Stationen die verschiedenartigsten Biersorten zu trinken, wird nicht selten mit einem störenden Unwohlsein bezahlt.



Was die Richter sagen.

Gehört das „von" zum Namen eines Adligen?

Unter den zahlreichen Streitfragen zur Auslegung des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs hat eine, die unlängst noch von Juristen wie von Nichtjuristen lebhaft erörtert wurde, jetzt von so autoritativer Seite eine bestimmte und begründete Antwort erfahren, daß sie nunmehr als endgiltig erledigt erachtet werden kann. Es ist das die Frage, ob das „von" vor dem Namen eines Adligen lediglich Adelsprädikat oder ob es Bestandteil des Namens ist.

Die Preußischen Minister des königlichen Hauses, der Justiz und des Innern haben auf ein Immediatgesuch der deutschen Adelsgenossenschaft in einem gemeinsamen Reskript sich dahin ausgelassen, daß das Adelszeichen „von" keineswegs Bestandteil des Familiennamens sei, und dies eingehend begründet. In gleicher Weise hat sich auch für das Königreich Sachsen das Gesamtministerium in einem Reskript vom 16. Februar 1900 ausgesprochen. Die gleiche Auffassung hat für Mecklenburg in der dortigen Ausführungsverordnung zum Bürgerlichen Gesetzbuch und in deren Motiven Ausdruck gefunden.

Die Frage erledigt sich aber auch in den übrigen deutschen Bundesstaaten in dem gleichen Sinn. Denn wenngleich diese Staaten, jeder für sich, zur selbständigen Regelung des Adelsrechts befugt sind, so beruhen doch in ihnen allen die Grundelemente des Adelsrechts auf einer einheitlichen, historischen Entwicklung, und wer diese verfolgt, der kann sehr deutlich erkennen, daß das „von" beim Namen eines Adligen nur eine Vorsetzung vor dem Namen zwecks Bezeichnung des Adels, also reines Standesabzeichen ist, das von dem adligem Namensträger beliebig angewendet oder fortgelassen werden kann. Mithin gehört das „von" beim Namen eines Adligen in ganz Deutschland nicht zu dessen Familiennamen.

Wenn also das Bürgerliche Gesetzbuch bestimmt, daß im Fall einer Adoption das angenommene Kind durch den zwischen ihm und dem Adoptivvater geschlossenen Annahmevertrag den Familiennamen des Adoptivvaters erhält, so ist damit noch durchaus nicht gesagt, daß das angenommene Kind nunmehr auch, falls der Adoptivvater adlig ist, dessen Adelsprädikat führen dürfe. Vielmehr ist die Frage, wer ein Adelsprädikat führen darf, nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs nicht anders wie früher, d. h. lediglich aus dem unberührt gebliebenen öffentlichen Recht der einzelnen Bundesstaaten zu beantworten. Dies öffentliche Recht ergiebt aber, daß allerdings die Ehefrau eines Adligen sowie seine ehelichen Kinder seiner Adelsstufe angehören, daß aber das Adoptivkind den Adel seines Adoptivvaters nur durch landesherrliche Verleihung erwerben kann.

Die Darlehnsfähigkeit der Offiziere.

Im Gebiet des Preußischen Landrechts durften Subalternoffiziere des stehenden Heeres, also Leutnants, Oberleutnants und überzählige Hauptleute, bis zum 1. Januar 1900 Darlehen nur bei schriftlichem Konsens des Regimentskommandeurs aufnehmen, andernfalls das Darlehn null und nichtig und der Gläubiger niemals zur Rückforderung der geliehenen Summe berechtigt sein sollte. Stellte der Offizier über das Darlehn einen Wechsel aus, so konnte er gegen den ursprünglichen Gläubiger wie gegen den, der den Wechsel unter Kenntnis des Sachverhalts erwarb, die Nichtigkeit einredeweise geltend machen. Rechtlich ganz wirkungslos war indes die Darlehnshingabe nicht, vielmehr war der Fiskus zur Rückforderung statt des ursprünglichen Gläubigers berechtigt. Der Offizier hatte also doch auch bei dem vom Kommandeur nicht zugestandenen Darlehn stets eine Rückzahlungspflicht, es sei denn, daß er bei Eingehung der Schuld noch Haussohn, wenn auch bereits großjähriger Haussohn, war und der Konsens seines Vaters fehlte. In solchem Fall war die Schuld allerdings völlig wirkungslos.

Mit Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist alles dies von Grund aus anders geworden. Die Darlehnsfähigkeit und die Wechselfähigkeit der Offiziere ist jetzt dieselbe wie bei andern Personen. Ein Konsens des Kommandeurs kommt also jetzt für den Bestand der Schuld nicht in Betracht. Ist der Offizier überdies volljährig, so ist er wie jeder andere in keinem Fall mehr Hauskind, darf also selbständig und ohne elterlichen Konsens Schulden aller Art machen.

Für alle vor dem 1. Januar 1900 entstandenen Schuldverhältnisse, also auch für alle früher von Offizieren eingegangene Darlehns- oder Wechselschulden, bleibt jedoch das alte Recht maßgebend. Wenn aber in der bekannten Strafsache von Kriegsheim der Beschuldigte in der Revision geltend macht, daß die geschädigten Offiziere nicht von ihm benachteiligt seien, da sie nicht wechselfähig waren, so ist das nach obigem ein Trugschluß. War auch von Kriegsheim nicht Gläubiger der betreffenden Offiziere, so war es doch an seiner Stelle der Fiskus, es sei denn, daß die Offiziere bei Eingehung der ohne Wissen ihres Vaters kontrahierten Wechselschulden noch Haussöhne waren.



Was die Aerzte sagen.

Pasteurisierte Kindermilch.

Es ist eine bekannte Thatsache, die in den amtlichen Statistiken einen zahlenmäßig verbürgten Ausdruck erhält, daß gerade zur Sommerszeit der Brechdurchfall unter den Säuglingen zahlreichere Opfer fordert, als im ganzen übrigen Jahr. Zum Teil liegt das an der durch die Hitze wesentlich beeinträchtigten Widerstandsfähigkeit der kleinen Erdenbürger, zum Teil an dem größeren Keimgehalt und der dadurch gesteigerten Zersetzbarkeit der zur Nahrung verwandten Milch.

Um die in der Milch enthaltenen Bakterien völlig abzutöten, hat man die Milch durch Erhitzen auf 100 bis 120 Grad gründlich abgekocht. Auf diesem Prinzip beruht der in vielen Familien gebrauchte Soxhletsche Sterilisierapparat; die Milch wird in diesem sterilisiert, d. h. durch starkes Erhitzen keimfrei gemacht. Leider wird sie durch den Kochprozeß in anderer Weise geschädigt; sie büßt viel von ihrem Wohlgeschmack ein und erleidet gewisse chemische Veränderungen, die ihre Bekömmlichkeit vermindern und schließlich die Entwicklung der Kinder beeinträchtigen.

Man hat daher gerade in der letzten Zeit nach einer Methode gesucht, die bei gleichzeitiger Vernichtung aller krankheiterregenden Keime doch den Geschmack der Milch und ihren Nährwert unbeeinflußt läßt. Man „pasteurisiert" die Milch, d. h. man erwärmt sie nur bis auf 70 Grad und kühlt sie bald darauf ab. Hält man die Milch eine halbe Stunde lang auf dieser Temperatur, so sind alle die tückischen Bakterien, die das harmlose Getränk so oft in „gährend Drachengift" verwandeln, sicher abgetötet. Vor allem ist den gefürchteten Tuberkelbazillen, die verhältnismäßig oft in der Milch vegetieren, der Garaus gemacht. Neuerdings ist ein Apparat konstruiert worden, der das Pasteurisieren der Kindermilch in einwandsfreier Weise ermöglicht. Die Milchflaschen, deren jede das für eine Mahlzeit ausreichende Quantum enthält, werden nach dem Erhitzen tüchtig gekühlt und im Eisschrank oder — wo dieser fehlt — in oft erneuertem kalten Wasser aufbewahrt. Die Mehrzahl der Aerzte neigt heute bereits der Ansicht zu, daß die pasteurisierte Milch bei genügender Haltbarkeit und absoluter Keimfreiheit chemisch sich weit weniger verändert und daher bekömmlicher und wohlschmeckender ist als die sterilisierte.

Vermählung im Fürstenhaus Thurn und Taxis.

Die Vermählung des Prinzen Karl Ludwig von Thurn und Taxis mit Prinzessin Maria Theresia von Braganza ist vor wenigen Tagen in der Kirche St. Emmeran zu Regensburg mit aller fürstlichen Pracht gefeiert worden. Die neunzehnjährige Prinzessin Maria Theresia, Tochter des Herzogs Miguel von Braganza und der

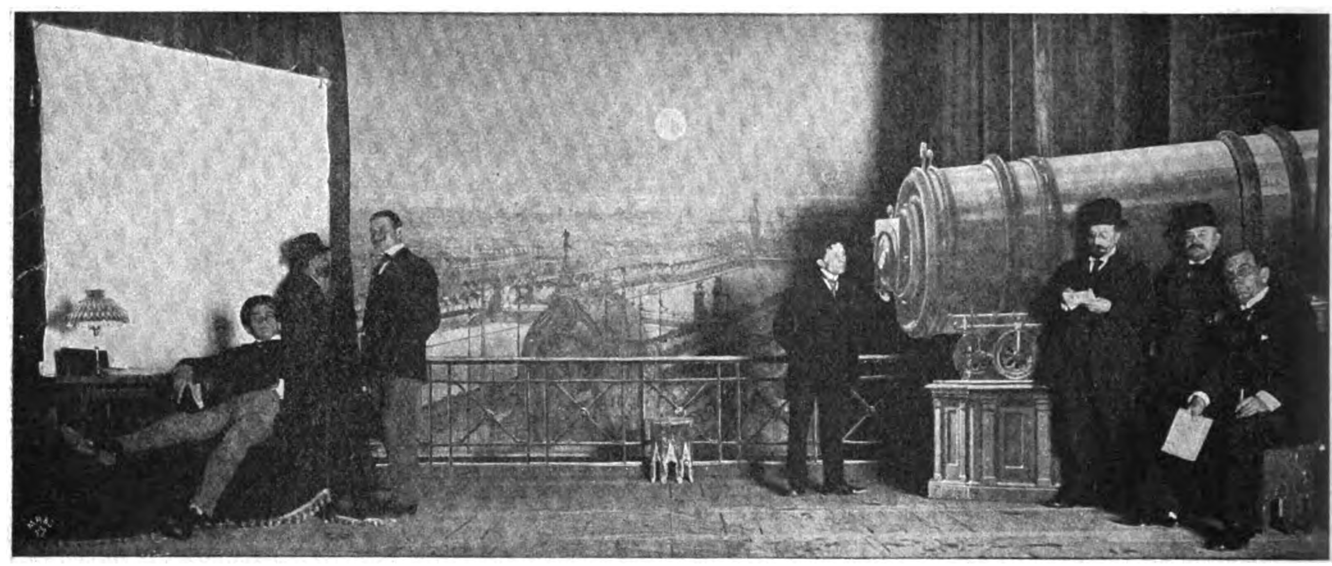


Der Hochzeitszug verlässt die Kirche St. Emmeran zu Regensburg.
Momentaufnahme von Hofphot. G. Schmidbauer, Regensburg.



Fürst und Fürstin Karl Ludwig von Thurn und Taxis.
Aufnahme von Hofphotogr. G. Schmidbauer, Regensburg.

Prinzessin Elisabeth von Thurn und Taxis, hatte das Unglück, ihre Mutter im zartesten Kindesalter zu verlieren. Die Herzogin, die sich im Alter von siebzehn Jahren mit dem Herzog vermählt hatte, starb nach dreijähriger Ehe, wenige Tage nach der Geburt ihres dritten Kindes, der Prinzessin Maria Theresia. Zwölf Jahre nach ihrem Tod vermählte sich Herzog Miguel in zweiter Ehe mit seiner Cousine, der Prinzessin Therese zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, einer Nichte seiner Mutter, der verwitweten Herzogin Adelheid von Braganza, geb. Prinzessin zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, die 1897 im Alter von 66 Jahren als Benediktinerin in die Abtei St. Cécile zu Solesmes eintrat. Aus dieser Ehe stammen vier Stiefschwestern der jungen Braut, von denen die jüngste wenige Monate zählt. Der sechsunddreißigjährige Neuvermählte, Prinz Karl Ludwig, ist der zweite Sohn des verstorbenen Prinzen Maximilian von Thurn und Taxis und der Prinzessin Eugenie, geb. de Tascher de la Pagerie, deren Vater, Graf Charles, von Napoleon III. zum Herzog erhoben, Hofmarschall der Kaiserin Eugenie gewesen. Im Hochzeitszug — voran schreitet auf unserm Bild der Hofmarschall Baron von Beckedorff, es folgen Braut und Bräutigam, Fürst und Fürstin Albert von Thurn und Taxis, Herzog und Herzogin von Braganza, Fürst und Fürstin Hohenzollern u. s. w. — vereinigten sich fast sämtliche nähere Verwandte des jungen Paares, ungefähr sechzig an der Zahl. Vor allem die Schwestern des Herzogs Miguel, die Tanten der Braut, Herzogin Maria de las Neves mit ihrem Gemahl, Prinzen Alfons von Bourbon, dem Bruder des spanischen Kronprätendenten, Erzherzogin Maria Theresia, die verwitwete Gemahlin des vor vier Jahren verstorbenen Erzherzogs Karl Ludwig, Bruder des Kaisers Franz Josef, von deren projektierter Wiedervermählung mit ihrem Kammervorsteher Grafen Cavriani in diesen Tagen vielfach die Rede gewesen ist, u. s. w. Einer der interessantesten unter den Hochzeitsgästen aber, unter denen sich auch der Erbgroßherzog von Luxemburg befand, dessen Gemahlin ebenfalls eine Schwester Herzog Miguels ist, war dessen Schwager, Herzog Karl Theodor in Bayern, dessen Gemahlin, Herzogin Maria Josepha, die dritte der sechs Tanten **der neuvermählten Prinzessin von Thurn und Taxis, ist.**



Aus dem Theaterleben: Naturschauspiele im Berliner Bellealliancetheater.
Im Hintergrund sieht man das Panorama der Pariser Weltausstellung.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen.

Aus dem Theaterleben.

Hierzu 1 Porträt und 2 photographische Momentaufnahmen.

Ein recht merkwürdiges Schauspiel wird gegenwärtig im Bellealliancetheater in Berlin aufgeführt; es betitelt sich: „Bis ans Ende der Welt," ein Schöpfungsdrama in 12 Bildern und einem Prolog von M. Wilhelm Meyer. Die internationale Urania giebt jetzt dort ihre Vorstellungen, die zwar nicht, wie es Aristoteles vom Drama fordert, durch Mitleid Reinheit in der Seele der Menschen schaffen, aber dafür Klarheit in ihrem Kopf über mancherlei Dinge, deren Kenntnis für uns von großer Wichtigkeit ist. Im Spiel wird hier die Wissenschaft der Astronomie gelehrt. Da werden wir darüber beruhigt, daß der Weltuntergang noch nicht bevorsteht, mit dem man jene, die nicht alle werden, so häufig bange macht. Da werden wir in den Himmel und unter die Erde geführt und zurück in die aschgraue Vorzeit, in der schon gar mancherlei entstanden ist, was wir heute täglich gebrauchen.



Dr. M. Wilhelm Meyer,
Leiter der Berliner Naturschauspiele.

Das Stadttheater zu Frankfurt a. M. hat zum erstenmal in Deutschland die dreiaktige Oper „Mainacht" von Rimsky-Korsakow zur Aufführung gebracht. Mag auch das Werk nicht danach angethan sein, ein dauernder Bestandteil der deutschen Spielpläne zu werden — bis jetzt hat sich ja noch keine russische Oper auf unserer Bühne gehalten — so war es doch verdienstlich, dem als Sinfoniker bei uns längst bekannten großen Vertreter der neurussischen Schule auch als Dramatiker einmal das Wort zu gestatten.



Theateraufführung in Frankfurt a. M.: Hauptscene aus der Oper „Mainacht" von Rimsky-Korsakow.
Photographische Momentaufnahme von Arthur Marx, Frankfurt a. M.

Was das Kunstgewerbe bringt.



Einsitziger Kinderwagen in Viktoriaform.



Zweisitziger Kinderwagen in Viktoriaform.

Moderne Kinderwagen. (Hierzu 4 Abb.) Das moderne Kunstgewerbe hat auf alle Luxus- und Gebrauchsgegenstände unumschränkten Einfluß gewonnen und schließlich auch die bezwungen, die der neuen Richtung zuerst ablehnend gegenüberstanden. Wo an der als praktisch erkannten Form nichts Wesentliches zu ändern ist, wird wenigstens moderner Zierat angebracht. So ist auch die Kinderstube mit in den Kreis der Umwälzungen gezogen. Der Kinderwagen, „mit allem Komfort der Neuzeit" ausgestattet, bietet den kleinen Insassen nicht nur alle Bequemlichkeiten, die auf technischem Wege durch guten Bau und leichte Federn zu erzielen sind, auch äußerlich macht sich ein wenig Kunstsinn geltend. Blitzblanke Nickelbeschläge, verschnörkelte Rohrauflagen und Korbflechtereien bilden den Schluß der ein- oder zweisitzigen Wagen, die teils zum Schieben, teils zum Ziehen eingerichtet sind. Der bekannten Wannenform wird jetzt vielfach die Viktoriaform en miniature vorgezogen, die für nicht mehr ganz kleine Kinder angenehmer ist als die tiefsitzigen Modelle.



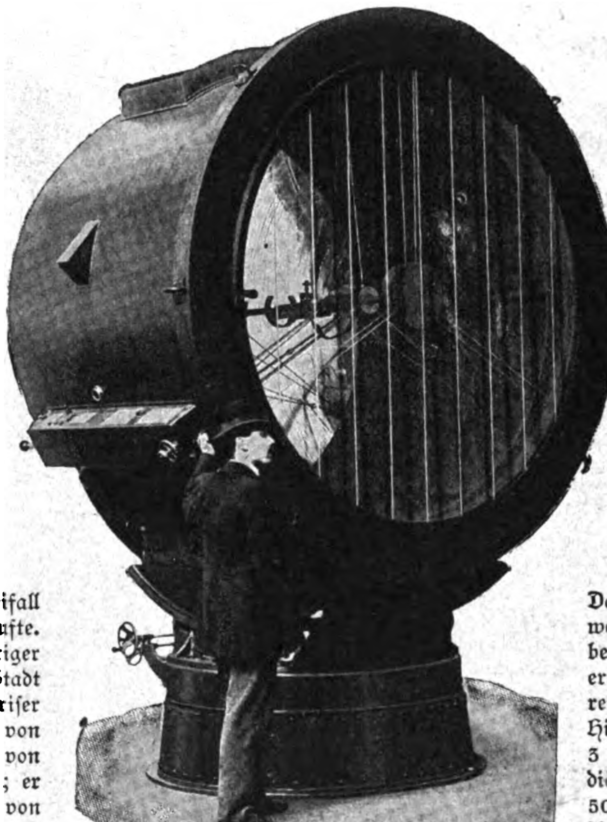


Moderne Kinderwagen: Neue zweisitzige Modelle in Wannenform.

Die lange verbannten rosenroten Korallen kommen nun doch wieder zu Ehren. Die von haselnußgroßen Korallenperlen gebildete lange Kette wird offen um den Hals gelegt, vorn eingeschlungen, die beiden Enden dann mit einem kleinen Schloß geschlossen, an dem zwei zierliche Medaillons hängen.

Was die Technik bringt.

Der große Scheinwerfer auf der Pariser Ausstellung. Im Jahr 1889 bewunderte ganz Paris und alle Welt, die sich in Paris versammelt hatte, den Scheinwerfer des Eiffelturms. Im Jahr 1900 will man von seinem dereinst so strahlenden Licht nichts mehr wissen; es ist buchstäblich in den Schatten gestellt durch den neuen Schuckertschen Scheinwerfer. Die Verwendung von Scheinwerfern ist allmählich weit über ihre ursprüngliche Domäne, die Verwendung zu militärischen Zwecken, hinausgeeilt. In Chicago wurde ein Scheinwerfer ausgestellt, der so viel Beifall fand, daß ihn die Stadt Chicago ankaufte. Der Pariser Scheinwerfer ist noch kräftiger in seiner Lichtwirkung als der der Stadt Chicago. Der Spiegel für den Pariser Scheinwerfer hat einen Durchmesser von 2000 Millimetern, während der von Chicago nur 1635 Millimeter zählte; er strahlt bei einem elektrischen Strom von 200 Ampere (Chicago 150), 30 Millionen Kerzenlicht (Chicago 25 Millionen) aus. Man kann sich danach ungefähr einen Begriff von seiner Lichtintensität machen, die der des Sonnenlichts nicht allzu weit nachsteht. Wie riesenhaft sich die Herstellung von Scheinwerfern entwickelt hat, geht daraus hervor, daß noch vor wenigen Jahren der größte bekannte Scheinwerfer der auf dem Mount Washington in der Union war. Dieser hatte eine Lichtstärke von 100 000 Kerzen, und sein Licht sollte auf eine Entfernung von 160 Kilometern sichtbar sein. Danach müßte man den neuen großen deutschen Scheinwerfer, der in seiner Lichtwirkung so unendlich viel kräftiger und intensiver ist, eigentlich in Berlin sehen können und könnte sich die Reise zur Pariser Weltausstellung sparen.



Der grosse Scheinwerfer auf der Pariser Weltausstellung.

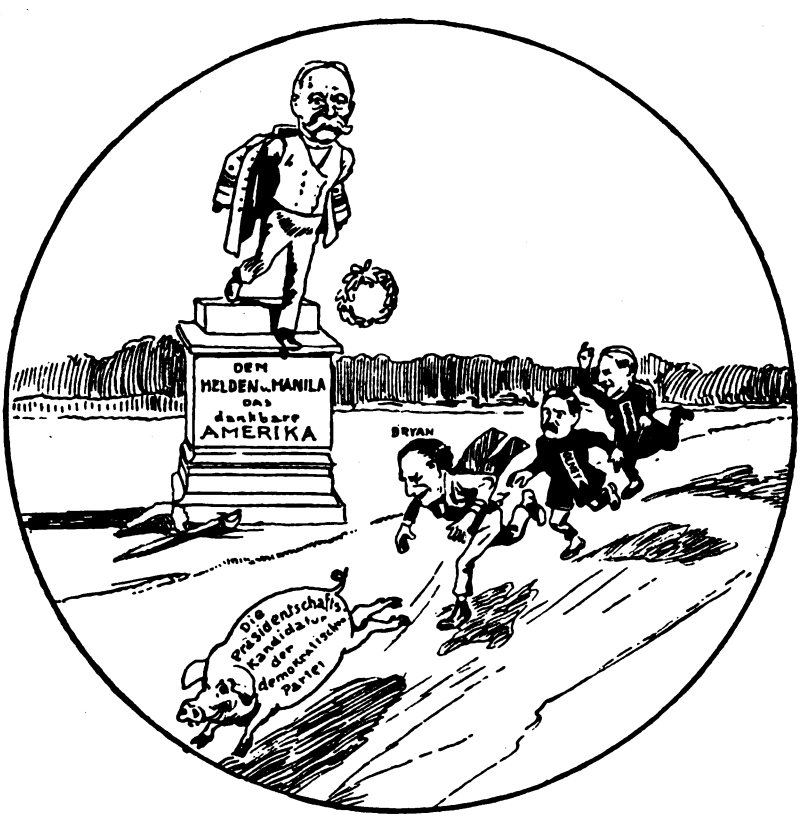
Was sollen unsere Kinder werden?

Der Telegraphenmechaniker.

Junge Leute mit guter Volksschulbildung, die bei der Reichstelegraphenverwaltung für den Mechanikerdienst eintreten wollen, müssen gelernte Präzisionsmechaniker sein. Sie müssen ihrer Militärpflicht genügt haben oder militärfrei sein und in ihrem Fach Tüchtiges leisten. Dem Annahmegesuch, das derjenigen Kaiserlichen Oberpostdirektion vorzulegen ist, in deren Bezirk der Bewerber seinen Wohnsitz hat, sind die Lehr- und Beschäftigungszeugnisse, die polizeilichen Führungszeugnisse sowie das Geburtsattest und die Militärpapiere beizufügen. Da stets eine größere Anzahl von Bewerbern vorgemerkt ist, erfolgt die Einberufung als Telegraphenhilfsmechaniker erst beim Eintritt von Vakanzen. Während der ersten sechs Monate beziehen die Hilfsmechaniker ein Tagegehalt von 3 Mark, das während der weiteren diätarischen Beschäftigung auf 3 Mark 50 Pf. erhöht wird. Die etatsmäßige Anstellung als Telegraphenmechaniker erfolgt nach drei Jahren (vom Eintritt ab gerechnet). Das Anfangsgehalt be-

trägt sodann 1200 Mark jährlich; außerdem beziehen die Mechaniker den gesetzmäßigen Wohnungszuschuß der mittleren Beamten, der in Berlin 540 Mk. beträgt. Das Höchstgehalt, das in dreijährigen Stufen in 12 Jahren erreicht wird, beträgt 2200 Mark. Bei der umfangreichen Entwicklung der Reichsfernsprechanlagen in Deutschland steigt der Bedarf an Telegraphenmechanikern von Jahr zu Jahr, so daß sich für junge Leute, die den angeführten Bedingungen entsprechen, eine günstige Gelegenheit bietet, in eine gesicherte, mit Pensionsberechtigung verbundene Stellung im Reichsdienst zu gelangen. Die Thätigkeit der Mechaniker bei der Telegraphenverwaltung besteht in der Instandhaltung der Telegraphen- und Fernsprechapparate und in andern Arbeiten, die in ihr Fach schlagen. Die tägliche Arbeitzeit beträgt durchschnittlich acht bis neun Stunden.

Karikaturen der Woche.



1. Admiral Dewey, der Held von Manila, steigt von seinem Postament herab und schließt sich der wilden Jagd nach der Präsidentschaftskandidatur an.



2. Die beiden feindlichen Brüder Mc Kinley (Republikaner) und Bryan (Demokrat) sehen sich auf allen Seiten von dem Helden umgeben und schließen entsetzt ein Bündnis gegen ihn. (Minneapolis „Tribune".)



3. Zu spät erkennt der Held den falschen Kurs, den er bei seiner Fahrt nach dem „Weißen Haus" gesteuert hat — er ist allein! („Denver Republican".)

Deweys Kandidatur für die Präsidentschaftswahl in Amerika.

Die Dekorateurin.

Die Dekoration, namentlich die Schaufensterdekoration, ist in den letzten Jahren zu einem wichtigen Faktor im Geschäftsleben geworden, denn größere Firmen engagieren eigene Fachleute gegen hohes Gehalt. Seit geraumer Zeit findet man darunter auch eine ganze Anzahl Frauen. Die Vorbildung dazu ist schwer zu erlangen. Wer nicht gerade in einem kleineren Geschäft die Anfangsgründe erlernt hat, bleibt auf Bücher angewiesen. Fachblätter bringen Vorlagen und Anleitungen. Aeltere Vorlagen sind in Mappen zu haben. Ein gründliches Studium der Schaufenster großer Firmen mag nebenher gehen. Wer eine geschickte Hand, natürlichen Schönheitssinn und originelle Einfälle hat, kann aber in dem Fach etwas erreichen. In Berlin sind schon viele Damen als Dekorateurinnen angestellt.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW., Zimmerstr. 39/41. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, Berlin.

Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark.

Anzeigenteil der „Woche“.

Inserate müssen spätestens zehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

Inseraten-Annahme in der Expedition Berlin S.W. 12, Zimmerstr. 39-41, sowie in allen Annoncen-Expeditionen.

Was soll man von der Haarpflege wissen?

Ein schönes Haar galt zu allen Zeiten als kostbarstes, unentbehrliches Attribut menschlicher Kraft und menschlicher Schönheit. Mit Recht sind unsere Frauen stolz auf ein gesundes, wohlgepflegtes, stattliches Haar, denn sie sind sich wohl bewußt, daß hierin ein wesentlicher Theil ihrer Anmuth beruht. Ein Kind mit schönem, sorgfältig gepflegtem Haar ist uns immer sympathischer, als ein Kind mit verwahrlostem Haar. Und wie sehr das „stärkere Geschlecht“ diese Vorzüge eines schönen Haarwuchses zu schätzen weiß, erhellt am besten aus den Anstrengungen, die gemacht werden, sobald sich die ersten Spuren des Haarschwundes bemerkbar machen.

Statt mit Pomaden, statt mit Oelen, statt mit schädlichen Essenzen, Tincturen und Kopfwässern sollte man das Haar mit Javol pflegen. Javol gilt jetzt allgemein als das Beste für die Haare. Es verleiht ihnen vollendete Schönheit, macht sie weich und glänzend, vollauftragend und üppig.

Damen dürfte es interessiren, daß Javol, dieses vortreffliche Mittel für die Pflege des Haares, die Eigenschaften besitzt, das Wellen desselben und alle Arten der Frisuren außerordentlich zu erleichtern.

Von größter Wichtigkeit ist die Anwendung des Javol bei Kindern, denn dadurch, daß man die Kopfhaut von jung auf pflegt, verhindert man von vornherein Kahlköpfigkeit 2c. Eingehende exacte Versuche berufener Specialisten bestätigen zur Evidenz, daß Waschungen mit Javol gerade für die Haarpflege unserer kleinen Lieblinge ebensowohl in hygienischer als in ästhetischer Hinsicht von unschätzbarem Werth sind.

Wer zur Pflege seines Haares nichts anderes als Javol gebraucht, und dies beständig, der wird sich seine Haare bis ins hohe Alter gesund, voll und üppig in seiner Naturfarbe erhalten, so lange als dies nur irgend möglich ist.

Pflege dein Haar, bevor es zu spät! Dieser Mahnruf kann nicht frühzeitig genug beherzigt werden. Ist es einmal zu spät, ist die Kopfhaut so degenerirt, daß uns der blanke Spiegel oder der Vollmond entgegenleuchtet, dann nützt der größte Eifer nichts mehr, weil es ausgeschlossen ist, daß eine solche Kopfhaut zu normalen Functionen zurückgeführt werden kann. Wer aber rechtzeitig auf eine rationelle Kopfpflege bedacht ist, unterstützt die Wachsthumsbedingungen seiner Haare in der vernünftigsten Weise. Javol ist das Beste für die Haare, ein Kopfhautreinigungs-, ein Haarpflege- und Haarverschönerungsmittel allerersten Ranges.

Javol ist in ca. 5000 Geschäften zu haben. Die Verkaufsstellen sind durch Placate und Ausstellungen von Javol im Schaufenster kenntlich. Preis Mk. 2.—, Doppelflasche Mk. 3.50.

Unwürdige Verkäufer versuchen das Publikum zu schädigen, indem sie statt Javol veraltete Sachen, an denen sie besonders viel verdienen, aufzudrängen suchen. Man weise diese Benachtheiligung und diese unsauberen Manipulationen mit Entrüstung von sich und gehe in ein anderes Geschäft, wo man ehrlich bedient wird.

Wo Javol nicht echt zu haben ist, wende man sich direct an die Javolfabrik Wilh. Anhalt, Ostseebad Kolberg. Directer Versandt gegen Nachnahme von Mk. 2.50, bezw. Mk. 4.— in Deutschland incl. Porto und Verpackung. Für's Ausland Auslandsporto extra. Niederlagen im Ausland werden gern bekannt gegeben.



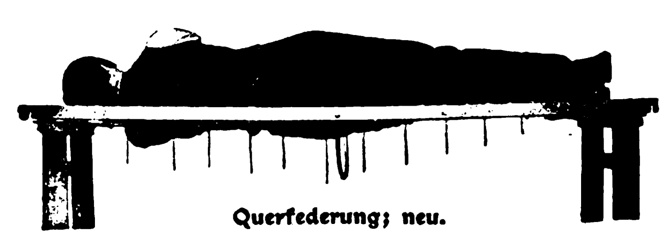
Wollen Sie sich vor Misserfolgen schützen, dann ist die **sicherste Hülfe** gegen alle Peiniger der Insectenwelt ohne jede Ausnahme, wie Flöhe, Fliegen, Motten, Läuse, Wanzen, Kakerlaken, Schwaben, Milben, Ameisen, Blattläuse etc. etc. die sich einer kolossalen Verbreitung, ausserordentlicher Beliebtheit und ungewöhnlichen Vertrauens erfreuende Spezialität **ORI**. Das Vorzüglichste und Vernünftigste gegen sämmtliche Insekten. Vernichtet radikal selbst die Brut, ist dagegen Menschen und Haustieren garantiert unschädlich. **Für wenig Geld** zuverlässiger, staunenswerther Erfolg. Einmal gekauft, immer wieder verlangt. Nur echt und wirksam in den verschlossenen Originalkartons mit Flasche à 30 Pfennig, 60 Pfennig und Mk. 1.—, niemals ausgewogen. Ueberall erhältlich. Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich. Man lasse sich nichts anderes als „ebenso gut“ oder „besser“ aufreden.



Welches ist die beste Patentdrahtmatratze?


Längsfederung.

Der ganze Körper ist verkrümmt, besonders das Rückgrat. Die linke Schulter ist eingedrückt. Die Matratze fügt sich nicht in den Körper, sondern zwingt ihn zu unnatürlicher Haltung, so daß ein Teil der Muskulatur nicht in Ruhe befindlich ist.


Querfederung; neu.

Der Mensch erfährt hier nirgends eine Verkrümmung. Die Schulter entwickelt sich frei. Das Rückgrat bleibt grade. Das Becken liegt nicht tiefer als die Schulter. Die Körperhaltung ist ungezwungen, die Atmung ungehemmt.


Längsfederung; sehr verbreitet.

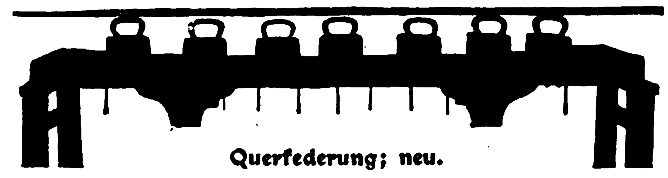
Der Körper berührt nur an drei Stellen die Matratze und zwar mit den **Schultern**, der **Mitte** und den **Absätzen**. Von letzteren bis Mitte schweben die Beine vollkommen in der Luft. Die Hohllage des Rückgrats ist deutlich erkennbar, wenn man einen vergleichenden Blick auf die nebenstehende Abbildung wirft.


Querfederung; neu.

Rückeneinsenkung und Beine finden hier in allen Teilen Auflage. Sogar bei etwas gekrümmten Beinen erfolgt Anlehnung, die der leisesten Bewegung wie der der Atemzüge willig folgt.


Längsfederung;
das verbreitetste aller Systeme.

Diese Abbildung lehrt, daß die Matratze in allen Teilen verschieden federt, und zwar ist sie an den Enden vollkommen unnachgiebig durch die Belastung geworden, während die Mitte, wo der größte Druck bei Benutzung stattfindet, am weichsten ist. Der Schlafende rutscht daher nach der Mitte, ein Fehler, der mit dem Alter der Matratzen zunimmt, da sich die Federn etwas ausrecken.


Querfederung; neu.

Die Nachgiebigkeit ist in allen Teilen die nämliche, und beeinflussen durch die Belastung die Gewichte sich gegenseitig nicht. Nach Maßgabe seines Umfanges und seiner Schwere findet somit der Körper überall Anlehnung. Die herunterhängenden Enden sind Ketten, vermittels deren die ganze Matratze oder einzelne Teile derselben fester oder loser gestellt werden, je nach Bedarf und Wunsch. Da man sonach auch Federn, die sich mit den Jahren recken, im Moment nachspannen kann, so bleibt sich unsere Matratze stets gleich. Mithin ist sie haltbarer als die nebendargestellte.

Nach vorstehenden, völlig unparteiischen Vergleichungen (die Bilder sind photographisch aufgenommen) ist bei schärfster Prüfung nicht ein Moment herauszufinden, welches zu Gunsten der längsfedernden Matratzen spräche, und dennoch sind mit verschwindender Ausnahme alle gebräuchlichen Patentmatratzen mit Längsfederung versehen. Es drängt sich gegenüber dieser Thatsache die Frage auf: Wie kommt es, daß viele Hunderttausend längsfedernde Matratzen im Gebrauch sind, und zur Zufriedenheit der Besitzenden?

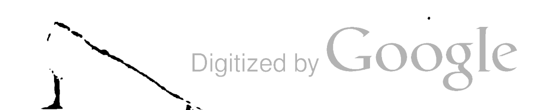
Gewöhnung und der Umstand, daß die meisten Menschen sich eines unverwüstlichen Schlafes erfreuen, erklären das. Zudem übt die aufgelegte Polstermatratze eine gewisse Ausgleichung aus. Zweifellos ist, daß Mancher, der seinen schlechten, unruhigen Schlaf seinem Gesundheitszustande zuschreibt, den Fehler in seiner schlechten Lagerstatt zu suchen hat.

Und, wenn sonst gut schlafende Menschen nicht mit eingedrückter Schulter liegen, keine Verkrümmung des Rückens erleiden und keinen Zwang erfahren in der Beckengegend, während ihrer Nachtruhe, so werden sie sich wahrscheinlich besser gestärkt erheben als im umgekehrten Fall.

Dittmar's Möbelfabrik, Berlin C., Molkenmarkt 6, Abteilung für Matratzen,
das **Warenhaus für Armee und Marine,**
das **Warenhaus für Deutsche Beamte**

versenden gern kostenfrei Preislisten mit näherer Beschreibung und Abbildung der neuen querfedernden Matratze, Patent Lademann.

Die Matratze wird auf Wunsch zur Probe gegeben in Berlin gegen Vergütung von Mark 2,–. Ausserhalb völlig kostenfrei, wenn Empfänger die Bahnfracht tragen will.



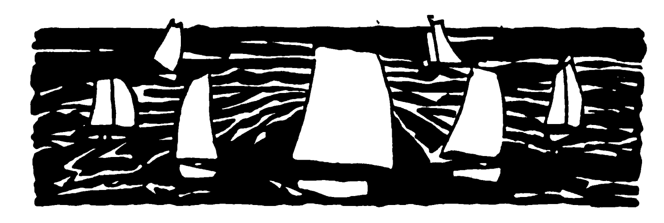
DIE·WOCHE.

Nummer 24. | Berlin, den 16. Juni 1900. | 2. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 24.

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und dessen Vororten bei der Geschäftsstelle Zimmerstraße 39—41, sowie bei allen Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und sämtlichen Buchhandlungen;
im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 8331);
im Ausland bei den Postanstalten folgender Staaten:
Belgien (4,04 fr.), Dänemark (2,83 Kron.), Italien (4,88 Lire), Luxemburg (4,20 fr.), Niederlande (2,10 fl.), Norwegen (3,05 Kron.), Oesterreich ([Postzeitungsliste Nr. 4239] 3,70 Kr.), Schweden (3,10 Kron.), Ungarn (4,01 Kr.).
(Der in Klammern gestellte Betrag ist der vierteljährliche Abonnementspreis.)
in der Schweiz und in Rußland nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten Abonnements entgegen;
in Frankreich nehmen alle Buchhandlungen Abonnements entgegen;
für England nimmt die Firma Emile Pelletier, 56 Charlotte Street Fitzroy Square, London W, Abonnements entgegen.



Die sieben Tage der Woche.

7. Juni.

Der Reichstag nimmt das Flottengesetz in zweiter Lesung an.

Der Bundesrat giebt der lex Heinze in der vom Reichstag beschlossenen Fassung seine Zustimmung.

Der Chef des deutschen Kreuzergeschwaders in Tschifu erhält die telegraphische Weisung, ein Detachement nach Tientsin zu entsenden und sich nach Vereinbarung mit dem deutschen Gesandten in Peking mit den Geschwaderchefs über die zum Schutz der dortigen Europäer nötigen Maßregeln zu verständigen.

Bei der Eröffnung der Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Posen (Abb. S. 1032) hält der Vizepräsident des Preußischen Staatsministeriums Dr. von Miquel eine längere Rede, in der er wieder auf die Notwendigkeit des staatlichen Schutzes der deutschen Landwirtschaft hinweist.

In Mainz findet die Hauptversammlung des Alldeutschen Verbandes unter sehr zahlreicher Beteiligung statt. Unter den Rednern befindet sich der bekannte österreichische Reichsratsabgeordnete Wolf.

8. Juni.

Vizeadmiral Bendemann (Portr. S. 1031) trifft mit den Kreuzern „Hertha“ und „Hansa“ in Taku ein.

Der Reichstag nimmt in zweiter Lesung die Kurenbesteuerung und die Erhöhung des Börsenstempels auf $^{3}/_{10}$ vom Tausend an.

Infolge wüster von den Tschechen veranstalteter Lärmscenen wird der österreichische Reichsrat ganz plötzlich von der Regierung geschlossen.

9. Juni.

Die Lage in China verschlimmert sich. Die Kaiserinregentin erläßt ein Dekret, das durch seine Fassung nur geeignet ist, die „Boxer“ in ihrer fremdenfeindlichen Haltung zu bestärken.

Aus Südafrika kommt die Meldung, daß die Buren die Verbindung Lords Roberts nach dem Süden unterbrochen haben.

10. Juni.

In Konitz finden gegen die Juden gerichtete Ruhestörungen statt. Infolgedessen wird das Standrecht proklamiert.

Zweitausend Mann Marinetruppen treffen in Peking zum Schutz der Europäer ein.

11. Juni.

In der französischen Kammer hält der Minister des Aeußern, Delcassé, eine ausführliche Rede über die Lage in China, in der er betont, daß sich alle Mächte der Gemeinsamkeit ihrer Interessen voll bewußt sind und daß unter ihnen völliges Einverständnis besteht.

Bei Roodeval, nordöstlich von Kroonstad, findet ein Gefecht statt, bei dem wieder ein ganzes englisches Bataillon in die Gefangenschaft der Buren gerät.

12. Juni.

In Eisleben wird in Gegenwart des Kaiserpaars das 700-jährige Bestehn des Mansfelder Bergbaus festlich begangen (Vergl. Abb. S. 1032).

Der Reichstag wird geschlossen, nachdem er in dritter Lesung die Stempelgesetznovelle sowie die Flottenvorlage mit 201 gegen 103 Stimmen angenommen hat.

Anstelle des Botschafters Mendez de Vigo wird Don Angel Ruata zum spanischen Botschafter in Berlin ernannt.

Die auf dem Weg nach Kumassi befindliche englische Entsatzkolonne besteht ein zwar siegreiches Gefecht mit den Aschantis, erleidet aber dabei selbst so schwere Verluste, daß sie den Rückzug nach Guisa antreten muß.

13. Juni.

Der Premierminister der Kapkolonie Schreiner reicht seine Demission ein, leitet aber auf Wunsch des Gouverneurs Sir Alfred Milner bis auf weiteres die Geschäfte.

Großherzog Peter von Oldenburg stirbt im 73. Lebensjahr.



Die geheimen Gesellschaften in China.

Von Moritz von Brandt (Weimar),
dem früheren deutschen Gesandten am Hof in Peking.

China ist das Land der Geheimbünde, und wenn man den Angaben einiger der heute vorhandenen geheimen Gesellschaften, daß sie von Erschaffung der Welt an bestanden hätten, auch nicht Glauben zu schenken braucht, so kann man dagegen wohl mit Gewißheit annehmen, daß das historische China zu allen Zeiten so von Geheimbünden zerfressen war, wie das noch heute der Fall ist. Die vielen kleinen Fürstentümer, die den ohnmächtigen, meistens keine oder nur eine geringe Hausmacht besitzenden Kaisern nur gerade so weit gehorchten, wie es in ihrem Interesse lag, waren der Nährboden für unzählige solcher Bünde, die, wenn sie nicht gegen ein Nachbarland oder gegen das regierende Haus zu Gunsten eines vertriebenen gerichtet waren, von den einzelnen mächtigen Familien im Land selbst in dem Intriguenspiel oder

dem offenen Kampf um Macht und Würden benutzt wurden. Im Jahr 221 v. Ch. brach der gewaltige Tsin Chi Hwang Ti das feudale System und setzte ein einheitliches Kaisertum an seine Stelle. Aber seine Dynastie wurde schon 206 v. Ch. wieder gestürzt, und seit diesem Jahr haben bis heute zum mindesten 31 Dynastien, wahrscheinlich 5—6 mehr noch, die von dem chinesischen Geschichtsschreiber nicht als legitim angesehn werden, den chinesischen Thron eingenommen. Viele dieser Dynastien waren fremde, tatarische, mongolische, mandschurische, was selbstverständlich dem Entstehen vieler solcher geheimen Gesellschaften auf einer nationalen oder loyalen Basis zu gute kommen mußte. Auch die wichtigsten der heute bestehenden Geheimbünde, die aus den Zeiten der Errichtung der jetzt regierenden mandschurischen Dynastie stammen, mögen ursprünglich politische, nationale Zwecke verfolgt haben. Heute haben sie jedenfalls aufgehört, das zu thun, wenn sie auch in ihren Statuten und, wenn sie in offenen Aufständen ans Tageslicht treten, an der alten Fiktion festhalten und „setzt die Ming Dynastie wieder ein, vertreibt die Mandschus!" auf ihre Fahnen schreiben. Einer der besten Kenner des modernen China, A. R. Colquhoun, sagt in seinem 1898 erschienenen Werk „China in Transformation", daß die geheimen Gesellschaften als eine politische Einrichtung in China wenig wirksam seien, und er hat damit unzweifelhaft recht, trotz allem, was von anderer Seite, besonders von der der englischen protestantischen Missionare, dagegen behauptet werden mag.

Die Geheimbünde sind heute in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, Verbindungen zur gegenseitigen Unterstützung, zur gemeinsamen Wahrung gemeinsamer Interessen. Je strenger die Aufnahmebedingungen sind, je schärfer die Mitglieder von den Häuptern solcher Bünde in Zucht und Gehorsam gehalten werden, desto größer ist die Gefahr, daß sie zu bloßen Werkzeugen in der Hand ihrer Führer herabsinken und den egoistischen Interessen dieser Männer oder derjenigen dienen, an die sie sie vermieten Das ist in der That bei der großen Mehrzahl dieser Gesellschaften eingetreten. Es giebt kaum einen Gegenstand, der nicht zum Zweck oder Vorwand einer geheimen Gesellschaft geworden wäre. Vereinigungen von jungen Mädchen bezwecken, die Mitglieder gegen den Zwang zum Abschluß einer Ehe zu schützen, und solche Bündler gehen eher in den Tod, als daß sie eine Ehe abschlössen oder vollziehen ließen; alte Weiber mit ihrer Gefolgschaft von männlichen und weiblichen Narren und Närrinnen errichten Gesellschaften zur Verfolgung okkulter, spiritistischer und gemeingefährlicher Zwecke. Leibrentengesellschaften (Continen) haben in Dutzenden von Formen in China tausend Jahre bestanden, ehe der Bankier Conti im 17. Jahrhundert die Idee solcher Einrichtungen in Europa faßte; religiöse und soziale, sozialistische, vegetarianische und andere Ideen und Ziele liegen solchen Bündnissen zu Grunde; aber häufig sind auch nur Diebstahl, Raub, Brand und Mord die Beweggründe solcher Gesellschaften, denen freilich oft durch ein kurzes Programm, wie „Tod den Fremden", „Brot für die Armen", „Vertreibt die Mandschus", die Schaffung eines Kaisers, eines Siegels und einer Beamtenhierarchie ein dünnes politisches Mäntelchen umgehängt wird.

Noch andere Gesellschaften behaupten, ihre Mitglieder oder wenigstens ihre Häupter unverwundbar oder unsichtbar zu machen, und ihnen wird die Macht zugeschrieben, unsichtbar Zöpfe abschneiden oder aus Papier geschnittene Puppen in Soldaten verwandeln zu können. Wären die Zwecke, wenigstens der großen geheimen Gesellschaften, ausschließlich oder auch nur hauptsächlich nationalpolitisch, so würden sie nicht außerhalb Chinas einen solchen Umfang angenommen und einen so verderblichen Einfluß ausgeübt haben. Aber in den Philippinen und in den holländischen ostindischen Besitzungen mußte mit Feuer und Schwert gegen sie vorgegangen werden, und ihre Ausrottung, oder wenigstens Unterdrückung, hat unendliche Mühen und viel Blutvergießen gekostet. In Hongkong mußte 1845 ein Gesetz erlassen werden, das die Mitgliedschaft in der „Dreiheitgesellschaft" für ein Verbrechen erkärte, das mit dreijährigem Gefängnis, Brandmarkung und Ausweisung bestraft wurde, während in Penang und Singapore die von den geheimen Gesellschaften ausgeübte Tyrannei und Bedrohung der europäischen Interessen solchen Umfang annahmen, daß nach heftigen Straßenkämpfen 1876 die amtliche Registrierung aller Mitglieder einer geheimen Gesellschaft, und 1888 die Auflösung und Unterdrückung aller solcher Gesellschaften angeordnet und durchgeführt wurde.

Die heute am weitesten verbreiteten geheimen Gesellschaften in China, deren Zahl, wie schon erwähnt, sehr groß ist, sind: die Tienti hui oder Sanho hui, die Dreiheitgesellschaft, engl. Triad (Himmel, Erde und Mensch, die Grundeinheiten des kosmischen und des daraus hervorgegangenen philosophischen Systems), auch Hung genannt, angeblich 1647 gegründet; die Wu wei kiao, Thunichtsgesellschaft, die sich 1824 aus der durch den Kaiser Kiaking mit Feuer und Schwert unterdrückten Pihlien kiao, der weißen Lotusgesellschaft, entwickelt hat. Die letztere, auch als die der Vegetarianer bekannt, hatte den Versuch gemacht, die Dynastie zu stürzen, und wurde in Nanking, wohin die Mehrzahl der Mitglieder geflüchtet war, in dem ersten Dezennium des vorigen Jahrhunderts fast ganz ausgerottet. Was heute als die Sekte der Vegetarianer bezeichnet wird, sind die „Tsaili", im allgemeinen ruhige, ordentliche Leute, die keinen Wein trinken, keinen Tabak rauchen, sich gegenseitig unterstützen und eng zusammenhalten. Die Unruhen und Christenverfolgungen, die 1892 in der Mongolei ausbrachen, wurden Streitigkeiten zwischen ihnen und den katholischen Konvertiten zugeschrieben. Die Kolao hui, ursprünglich eine von Offizieren und Soldaten der vielen im Kampf gegen die Taipings verwendeten kaiserlichen Armeen zur gegenseitigen Unterstützung gebildete Gesellschaft, soll 1891 die Unruhen im Yangt-zethal angestiftet haben, weil ihr die bisher gewährte Unterstützung entzogen worden wäre. Die Regierung schrieb der Vereinigung die Absicht zu, ihr durch die Angriffe auf Fremde und Christen Schwierigkeiten mit den Vertragsmächten bereiten zu wollen; wie weit das wahr gewesen ist, mag dahingestellt bleiben. Die Tatau hui, die große Messersekte, die die Angriffe gegen die deutschen Missionen in Schantung verübte, scheint 1895 aus einer in demselben Jahr dort entstandenen und vernichteten Sekte der „Unverwundbaren" hervorgegangen zu sein. Die „Boxer" endlich verdanken ihren in die europäische Presse übergegangenen Namen einer falschen Uebersetzung oder einem chinesischen Wortspiel; ihr chinesischer Name ist Tachuan, d. h. die Gesellschaft der verbündeten Patrioten, „chuan", anders geschrieben, zwar aber gleich ausgesprochen, bedeutet aber auch „Faust". Wenn die „Nowoje Wremja" den Namen auf den Gebrauch des Ausdrucks „gepanzerte Faust" durch den Deutschen Kaiser zurückführt und behauptet, daß die chinesische Sekte den deutschen Turnvereinen nachgebildet sei, so ist das natürlich Unsinn; es ist aber möglich, daß die Engländer der Sekte den Namen der Boxer gegeben haben, weil ihre Mitglieder sich vielfach mit athletischen Uebungen beschäftigen. Das Motto dieser Gesellschaft ist „Unterstütze die Dynastie, vertreibe die Fremden!", antidynastische Motive können ihr also nicht zugeschrieben werden. Wohl aber ist es erklärlich und verständlich, daß das Vorgehen der Fremden in und gegen China ebenso, wie die offenkundig von einem großen Teil der Presse erörterte Idee einer Aufteilung des Reichs eine patriotische Reaktion hervorgerufen haben, die sich in den Angriffen gegen das, was der Chinese als die hauptsächlichsten Träger fremden Einflusses ansieht, die kirchlichen Missionen und die Eisenbahnen, Luft macht.

Es darf dabei nicht vergessen werden, daß die englischen protestantischen Missionare seit Jahrzehnten in China eine höchst bedenkliche und bedauerliche Politik treiben; der Veranlasser und Führer des Taipingaufstands war ein Schüler des englischen Missionars Roberts, und wenn auch keine direkte Verbindung zwischen den Lehren des Missionars und dem Aufstand Hungs nachgewiesen werden kann, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß eine große Anzahl englischer Missionare und Roberts selbst bis gegen Ende des Aufstands mit den Taipings sympathisierten und dies auch offen aussprachen. Bei der mißglückten, überhaupt

unausführbaren Reformbewegung 1898 haben englische Missionare ebenfalls eine leitende Rolle gespielt, wie sie auch jetzt wieder eifrig bemüht sind, jede Bewegung im Lande, auch wenn solche jeder politischen Bedeutung entbehrt, als gegen die Kaiserinregentin gerichtet darzustellen. Da kann es kaum wundernehmen, wenn Mißtrauen und Feindschaft gegen England, die einen hervorragenden Charakterzug der meisten Chinesen bilden — wurde doch schon 1842 in Kanton ein Bund zur Bekämpfung der Engländer geschlossen — sich in manchen großen und kleinen Zeichen Luft machen. Daß die chinesische Regierung die durch die Boxer hervorgerufene Bewegung ursprünglich nicht ungern gesehen, da sie durchaus geeignet ist, den Fremden die Schwierigkeiten und Gefahren einer rücksichtslosen Oeffnung Chinas oder einer Aufteilung des Landes ad oculos zu demonstrieren, ist nicht unwahrscheinlich. Aehnliches ist auch anderswo, so 1848 bei dem Aufstand der Bauern gegen die Grundbesitzer in Galizien, vorgekommen. Ebenso wahrscheinlich ist es aber auch, daß die Bewegung jetzt der Regierung über den Kopf zu wachsen droht und ihr ebenfalls recht unbequem geworden ist. Bis jetzt trägt der Aufstand noch einen lokalen Charakter, wie er auch auf die Gesamtentwicklung von Handel und Verkehr, die im vorigen Jahr ein Mehr von fast zehn Millionen Mark für die Einnahmen des fremden Seezollamts ergeben haben, kaum einen nachteiligen Einfluß ausüben dürfte; in China liegt aber bei dem Vorhandensein einer großen Menge Zündstoffs immer die Gefahr vor, daß ein Aufstand, der nicht schnell unterdrückt wird, Dimensionen annimmt, die den Frieden des Reichs ernsthaft bedrohen können. China hat zwischen den Jahren 420 und 1644 n. Chr. zwölf große Revolutionen und seit dem letzten dieser Jahre vier weitere dergleichen und dazu unzählige kleinere Aufstände durchgemacht; die Chinesen selbst sind deshalb gewohnt, solche Ereignisse mit einer gewissen Seelenruhe zu betrachten und mit ihnen auf ihre Art fertig zu werden. Sie würden und werden das auch in diesem Fall thun, wenn man sie in Ruhe läßt und die fremden Mächte nicht dort eingreifen, wo eine Notwendigkeit des lokalen Schutzes für ihre Angehörigen nicht vorliegt. Vor allem würde der Versuch, aus dem angeblichen Antagonismus zwischen der Kaiserinregentin und dem Kaiser politisches Kapital zu schlagen, voraussichtlich nicht zu Gunsten der in China engagierten fremden Interessen ausfallen.

Der Aufstand der Boxer und die Lage in China.

Von Li Têschun, Vorsteher im Geheimen Kabinett zu Peking, Mitglied der chinesischen Gesandtschaft in Berlin.

Gegenwärtig beschäftigt sich die öffentliche Meinung in Europa vielleicht erregter, als es in der Sachlage selbst begründet ist, mit den Vorgängen in China. Seit einiger Zeit haben sich im Norden des Landes aufrührerische Bewegungen bemerkbar gemacht. Nach den Mitteilungen, die bisher der europäischen Presse zugegangen sind, handelt es sich wiederum um einen Aufstand der schon so oft genannten Geheimgesellschaften — und zwar sollen diesmal besonders die Mitglieder der sogenannten Gesellschaft der großen Faust, die Tachuan, ihre Hand im Spiel haben.

So glattweg ist dies aber nicht richtig; wohl spielen auch die Tachuan bei den gegenwärtigen Unruhen eine Rolle, den Aufstand aber als ihren Aufstand zu bezeichnen, wäre falsch. Handelt es sich doch hier überhaupt nicht um eine rein politische Bewegung, sondern um einen Aufruhr, der aus sozialen oder, um es ins Europäische zu übersetzen, sozialistischen Motiven hervorgegangen ist.

Seit nunmehr einem Jahr ist der Bahnbau zwischen Peking und Tientsin vollendet. Allmonatlich beinahe erstehen in Verbindung hiermit kleine Anschlußbahnen, die hauptsächlich dem Kohlentransport zu dienen haben. Während nun früher, als dieses Bahnnetz noch nicht bestand und beide Städte noch nicht durch einen Schienenstrang verbunden waren, tausende und abertausende von Arbeitskräften bei dem starken Verkehr zwischen beiden Orten, der sich damals noch auf den Land- und Wasserstraßen abspielte, ihr tägliches Brot als Kamel- oder Eseltreiber, Wagenführer, Herbergswirte und Herbergsbedienstete, Lastträger und Bootsführer fanden, ist im Augenblick, wo der erste Zug von Peking nach Tientsin rollte, dieser ganzen Schar von Menschen ihr Erwerb genommen worden. Seit einem Jahr schon vermehrt sich die Armee von Arbeitslosen beständig. In dieser Menge gärt es also seit langer Zeit — begreiflich genug, denn Hunger thut weh! Zum Ausbruch allerdings wäre es auch heute nicht gekommen, denn der niedere chinesische Arbeiter ist geduldig, friedliebend und jeder Gewaltthat abgeneigt. Nun aber haben sich die Tachuan, oder wie sie in Europa allgemein genannt werden, die Boxer, die aus ähnlichen Gründen unzufrieden sind, der Sache bemächtigt und die allgemeine Unzufriedenheit benutzt, um ihrem Aerger Luft zu machen.

Wer sind nun diese Tachuan? Ursprünglich Leute, die ihre von Jugend auf durch stetige Uebung erworbene Körperkraft und Geschicklichkeit zum Broterwerb machen. Nicht wie in Europa, indem sie sich als Athleten produzieren, sondern in praktischerer Weise, indem sie sich als Beschützer und Wächter an Reisende und Privatpersonen, manchmal sogar auch an den Staat verdingen. Sobald sich jemand einen Boxer als Begleiter oder Wächter gemietet hat, ist er nicht nur vor allem übrigen Gesindel und vor Räubern geschützt, sondern auch vor etwa augenblicklich stellungslosen Tachuan, die ihre Körperkraft nicht anders zu verwerten vermögen, als indem sie sich zu denen gesellen, gegen die sie im Fall eines Engagements schützen sollen und würden. Diese Privatpolizisten, wenn man so sagen will, bilden also die Gesellschaft der Boxer.

Die Gesellschaft! Im chinesischen Volkscharakter liegt nämlich, so wie es ja auch im deutschen liegen soll, das Bestreben, sich zu Vereinigungen und Gesellschaften zu organisieren. Die Vereinsbildung ist auch in China uralt. Im allgemeinen liegen hierbei die gewöhnlichen Motive zu Grunde: Freundschaft, Geselligkeit und hauptsächlich Wohlthätigkeit. So existiert z. B. eine Gesellschaft der Bettler — im weitesten Sinn genommen, d. h. aller Armen und Bedürftigen. Von dieser Gesellschaft, deren Mitglieder ja auch beim Aufstand beteiligt sind, werde ich später noch Gelegenheit haben, zu sprechen.

Es liegt auf der Hand, daß solche eigentlich vollkommen unpolitischen Vereine zeitweilig und nach Maßgabe der politischen Lage sich auch in die Politik mischen und Politik zu machen suchen. So haben zum Beispiel die ursprünglich nur zu rein geselligen Zwecken begründeten Brüdergemeinschaften (Golauchüe), die annähernd den deutschen Kriegervereinen entsprechen, zu gewissen Zeiten eine politische Rolle gespielt, so zuletzt vor einigen Jahren, als sie aus ähnlichen Ursachen, wie heute die Boxer, eine heftige Agitation gegen die gegenwärtig herrschende Dynastie betrieben.

So hat auch die Gemeinschaft der Tachuan eigentlich nur die Bedeutung einer Berufsgenossenschaft, die den einzigen Zweck verfolgt, Leute desselben Berufs zu vereinen und ihnen eine Arbeitsnachweisstelle zu schaffen. Erst in den letzten Jahren hat sich dies geändert — aus den gleichen Gründen, aus denen heute andere Arbeiter zur Gewalt greifen und politische Zwecke zu verfolgen scheinen. Durch die Vereinfachung des Verkehrs und durch die Hebung der Sicherheit auf den Landstraßen sowie in den Städten sind auch die Boxer entbehrlich und deshalb brotlos geworden. Während früher sogar die Provinzialbehörden selbst, wenn sie große Geld- oder Werttrans-

porte zu besorgen hatten, sich eine größere Anzahl der sogenannten Boxer zum Schutz des Transports mieteten und kein Privatmann eine Reise antrat oder auch nur Geld im Hause verwahrte, ohne sich mindestens einen Tachuan als Begleiter oder Wächter zu nehmen, transportiert man heute auf der Eisenbahn schneller und sicherer, ohne einen Beschützer zu brauchen, und reist auch ebenso ohne Begleiter.

Während nun der arme, verhungerte und körperlich schwache Arbeiter es nie unternommen hätte, zu Gewaltmaßregeln zu greifen und seinem Jammer durch aufrührerische Handlungen Luft zu machen, liegt es in der Natur der Sache und ist psychologisch und physiologisch nur zu begründet, daß der körperlich kräftige, auf Gewaltthaten dressierte Tachuan, der ja dazu erzogen ist, sich Brot und Erwerb durch körperliche Kraft zu verschaffen, auch jetzt, wo ihm der Broterwerb entzogen ist, seine Körperkraft zu Gewaltmaßregeln benutzt, um sich seinen Erwerb zu retten.

Sein Gedankengang, den er naturgemäß allen Teilnehmern am Aufstand suggeriert, ist sehr einfach zu analysieren: durch die Eisenbahnen hat er und mit ihm eine große Zahl Arbeiter ihr tägliches Brot verloren — die Eisenbahnen sind von den Europäern ins Land gebracht — gäbe es keine Europäer, so gäbe es auch keine Eisenbahnen; folglich müssen die Europäer hinaus! So ist eine Brotfrage zu einer politischen Frage, die Angst ums tägliche Brot zum Aerger über die Fremden geworden. In erster Reihe mag sich also sein Zorn gegen die Europäer richten. Da er und seine Genossen aber der Ansicht sind, die Dynastie, die ja auch fremd im Land ist, halte es mit den Fremden gegen ihn, so wird er folgerichtig auch ein Feind der Dynastie.

Aus diesen den Thatsachen entsprechenden Ausführungen geht hervor, daß es sich eigentlich und in erster Linie nur um einen Brotkampf und einen durch die direkte und nackte Not hervorgerufenen Aufstand handelt, dem ursprünglich wenigstens jedes politische Motiv abgeht. Daß dieser Kampf in seinem weiteren Verlauf zu politischen Konsequenzen führen kann oder vielleicht schon geführt hat, ändert an der obenfestgestellten Thatsache nichts. Es genügt wohl, darauf hinzuweisen, daß sich die Ausschreitungen des Pöbels nicht minder gegen seine eigenen Landsleute wie gegen die Fremden richtet. Die Telegramme der europäischen Presse enthalten zwar fast nur Nachrichten über verletzte Europäer; damit ist aber doch noch nicht gesagt, daß nicht auch reiche Chinesen ihr Teil mit abbekommen haben.

Es erübrigt nur noch die Frage, in wie weit die Behauptung auf Wahrscheinlichkeit beruht oder nicht: der chinesische Hof betrachte den Aufstand, so unangenehm er ihm eigentlich auch sei, doch mit einem gewissen Wohlwollen, weil er den europäischen Mächten Schwierigkeiten bereite. Diese Behauptung wurde mit mannigfachen Gründen belegt. So konnte man zum Beispiel da und dort die Nachricht auftauchen sehen, der chinesische Hof stände in direkter Verbindung mit den Aufständischen, ja ein kaiserlicher Prinz sei ihr Anführer. Diese Nachricht ist natürlich unsinnig, obwohl für den mit den Verhältnissen Unvertrauten ein Schein der Möglichkeit vorhanden ist. Sie wird vermutlich auf folgender Thatsache beruhen. In China besteht — wie schon gesagt — in der großen Zahl von Vereinigungen auch eine Vereinigung der Bettler d. h. der Armen. Prinz Dun, der Großvater des gegenwärtigen Thronfolgers, war Präsident dieser Gesellschaft der Bettler, honoris causa natürlich. Es beruht dies auf einer alten Tradition, die gewissermaßen einen Ausgleich der sozialen Gegensätze durch eine Annäherung des höchsten und des niedrigsten Standes im Reich bezwecken soll. Gleichzeitig aber hat diese Organisation einen eminent praktischen Zweck, ähnlich dem der Vereine gegen Verarmung und Bettelei in Europa. Jeder Geschäftsmann, der zur Vereinigung der Bettler einen Beitrag leistet, erhält gewissermaßen als Vereinsabzeichen einen schwarzen Stab. Dieses Zeichen, das vor der Thür befestigt wird, schützt ihn vor jeder Bettelei und Belästigung. Aus der allgemeinen Vereinskasse aber werden die würdigen Armen regelmäßig unterstützt. An der Spitze dieser Vereinigung stand also als Ehrenpräsident oder als Protektor Prinz Dun. Da nun aus der Bettlerorganisation eine große Zahl Mitglieder an dem augenblicklichen Aufstand teilnimmt, mag das Gerücht entstanden sein, Prinz Don, der Sohn des Prinzen Dun, stehe an der Spitze der Aufständischen.

Was aber auch die Ansicht anlangt, der Hof sei nachsichtig und nachgiebig gegen die Aufständischen, so ist sie mißverstanden und falsch.

Die Kaiserinmutter, die seit über dreißig Jahren die Zügel der Regierung führt, wird sicherlich imstande sein, den Aufstand zu unterdrücken, wie sie ja die viel größere Revolution, die vor etwa dreißig Jahren im Süden Chinas wütete und ihre Verbreitung über vierzehn Provinzen fand, ebenfalls zu unterdrücken vermocht hat. Sie und der ganze Hof sind aber offenbar bestrebt, mit möglichster Schonung und Ruhe vorzugehen. Hier handelt es sich ja, wie gesagt, nicht um eine politische, sondern um eine Hungerrevolution. Wie oft haben europäische Regierungen bei solchem Anlaß bewiesen, daß mildes und ruhiges Einschreiten gegen Hungernde und Streikende vernünftiger und wirksamer ist, als das sofortige Vorgehen mit Mausergewehren und Kruppkanonen!

Aber auch die allgemein verbreitete Ansicht, der chinesische Hof und insbesondere die Kaiserinmutter sei fremdenfeindlich, beruht auf vollkommener Verkennung der Verhältnisse. Die gegenwärtige Dynastie und mit ihr der ganze Hof sind Mandschu, also genau betrachtet ebenfalls fremd im Land. Die Mandschu stehen den Mongolen beinahe ebenso fern, wie den Kaukasiern, ja in vielen ihrer Gebräuche und Sitten nähern sie sich sogar sehr dem europäischen Westen. So im freien Verkehr beider Geschlechter untereinander, im Umstand, daß ihre Frauen nicht gleich den Chinesenfrauen ihre Füße verkrüppeln, in der Schrift — sie besitzen ein Alphabet, das sogar ebenfalls mit dem Buchstaben A beginnt — in der Begrüßungsform und in vielen andern Punkten.

Daß die Mandschu, also der Hof, sich ziemlich entfernt von den Fremden halten und mit ihnen weniger in Berührung kommen als die Chinesen, ist wahr und mag viel zu ihrem Ruf der Fremdenfeindlichkeit mit beigetragen haben. Aber nicht in dieser liegt die Ursache. Die Mandschu sind fast alle Bannerherren (Chijen), d. h. Soldaten, und es ist ihnen streng verboten, sich dem Kaufmannsstand zu widmen. So entfällt der äußere Anlaß zum Verkehr. Andererseits aber dürfen sie sich auch nicht vom Hof entfernen, ja nicht einmal in die Chinesenstadt gehen, ohne fürchten zu müssen, ihres Standes verlustig und zu Chinesen erklärt zu werden. Also auch die Gelegenheit, mit den Fremden in Berührung zu kommen, es sei denn bei Empfängen oder im diplomatischen Verkehr, fehlt ihnen. So verharrt der Hof mit seinen Leuten in seiner starren Abgeschlossenheit und ist dadurch in den ungerechtfertigten Ruf der Fremdenfeindlichkeit gekommen. Mit größtem Unrecht! Giebt es doch unter den Chijen sogar Christen!

Ist es unter solchen Umständen noch nötig zu betonen, daß der Hof allen Grund hat, zu wünschen, der Aufstand möge so schnell als nur möglich sein Ende finden? Würde er doch dadurch aus der unangenehmen Situation kommen, von zwei Seiten, mit denen beiden er im Frieden leben möchte, beschuldigt zu werden, von der einen der Fremdenfreundlichkeit, von der andern der Fremdenfeindlichkeit. Die Boxer und ihre Verbündeten genießen wahrlich keinerlei Sympathien beim Hof, wenn auch andererseits die Regierung es als eine Pflicht der Menschlichkeit betrachtet, in diesem, wie gesagt, nur aus bitterer Not entstandenen sozialen Kampf nicht mit brutaler Gewalt allein einzuschreiten und das ohnedies schon notleidende Volk in noch größere Leiden zu stürzen.

Es wird ihr hoffentlich gelingen, durch nicht zu harte Maßregeln die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, so daß der Kampf nicht allzu viele Opfer kostet. Gewiß wird es ihr nur lieb und erwünscht sein, bei diesem Werk Hand in Hand mit den europäischen Mächten zu gehen.





Die Wirren in China haben wieder die Augen der ganzen Welt auf das ferne Reich der Mitte gerichtet. Das ungeheure Gebiet in Ostasien, die Wiege der ältesten Kultur unseres Planeten, ist schon lange kein Machtfaktor mehr im Rat der Völker, und wenn es auch angezeigt erscheint, die Trägheit dieses Staatenkolosses nicht zu unterschätzen, so muß doch einmal der Moment kommen, da der rapider um sich greifende Auflösungsprozeß die europäischen Mächte zwingt, das für sie Wertvolle aus den Trümmern zu retten. Die gegenseitige Eifersucht der Großmächte hat bisher China vor größeren Gebietsverlusten bewahrt. Nur im Süden und Norden gingen Frankreich und Rußland direkt erobernd vor. Im übrigen begnügten sich die Mächte meistens damit, einige feste Punkte an der Küste zu besetzen und dann die umliegenden Territorien auf friedlichem kulturellem Wege zu erobern. Das hat Deutschland in Kiautschau, England in Hongkong gethan. So entstanden die sogenannten Interessensphären, deren Abgrenzung die Mächte im Interesse des Friedens sich selber angelegen sein ließen. Rußland hat den Vorzug der territorialen Verbindung mit den chinesischen Gebieten. Der erste Stoß wird daher wohl von seiner Seite geschehen. Dem englischen Einfluß unterliegt der beste Teil Chinas, das fruchtbare, aber sehr übervölkerte Jangtsethal. Während Japan, das sich, um nicht zu spät zur Teilung zu kommen, durch den letzten Krieg seine Ansprüche auf Korea sichern wollte, um diesen Siegespreis mit Rußland wohl noch ringen muß. Um diesen übermächtigen Gegner auszuweichen, ist es jetzt gerade bemüht, seine Interessensphäre in die Provinzen Tschekiang und Tokien vorzuschieben. Frankreich ist verhältnismäßig am wenigsten von den augenblicklichen Unruhen berührt. Wenn aber die Großmächte dazuschreiten, ihre Interessensphären auch thatsächlich zu besetzen, so entstehen wieder so viel mehr Reibflächen und es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade hier im fernen Osten einmal der allgemeine Weltbrand auflodert.



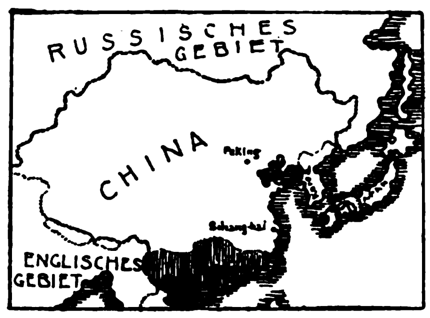
Rußland.



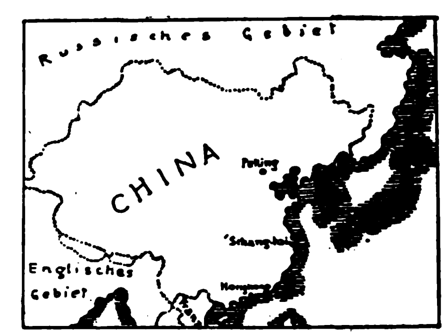
England.



Deutsches Reich.



Frankreich.



Japan.

Besitztum (schwarz) und Interessengebiete (schraffiert) der Grossmächte in China.

Den Beratungen der **Schulkonferenz**, auf die wir noch eingehend zurückkommen werden, ist das gebildete deutsche Publikum mit einem gewissen Gefühl ängstlicher Spannung gefolgt. Während ein Teil mit ganzer Energie für den unentwegten Fortschritt eintrat, warnten die andern vor voreiligem Ueberbordwerfen alter, erprobter Bildungsmittel. Ueber eine Aenderung des bestehenden Zustands war man sich aber im ganzen einig. Die Reform wird zwar nicht von heute auf morgen eingeführt werden — aber sie wird kommen, weil sie kommen muß, weil sie unter den heutigen Verhältnissen eine Notwendigkeit geworden ist. Die ungeheure Entwicklung der Technik hat dazu geführt, daß manche Personen nicht nur für Gleichberechtigung der Realschulen mit den humanistischen Gymnasien eingenommen sind, sondern wennmöglich das ganze akademische Studium überhaupt auf die Grundlage der ersteren gestellt sehen möchten. Andere halten noch an der alten Anschauung fest, daß allein die humanistische Vorbildung die Berechtigung zum Studium der Jurisprudenz, Theologie und Medizin verleihen sollte. Die meisten aber haben sich allmählich davon überzeugt, daß nur die Einigung auf einer mittleren Linie zu einem gedeihlichen Ende führt.

Aus dem Berliner Musikleben. Das Berliner Kgl. Opernhaus war am letzten Sonntag der Schauplatz eines kleinen musikalischen Ereignisses. Zum erstenmal ging an dieser Stätte für ernste Kunst Sullivans reizende Musikburleske der „Mikado“ in Scene. Das Haus war von einem zu wohlthätigem Zweck versammelten eleganten Publikum gefüllt, das entsprechende „wohlthätige Preise“ gezahlt hatte. Dem wacker auf dem fremden Operettengebiet tummelnden Künstlern ward jubelnder Beifall gezollt. Der Deutsche Kaiser wohnte, sichtlich in bester Stimmung, der Aufführung bei und beschied zum Schluß Sir Arthur Sullivan in seine Loge. Hier, im zwanglosen Gespräch mit dem Komponisten, hat Kaiser Wilhelm u. a. auch seinen Standpunkt bezüglich der Operettenaufführungen im Operntheater zum Ausdruck gebracht und dabei Ansichten enthüllt, die sich zum größten Teil mit denen der musikalischen Fachleute decken. Der Monarch bezeichnete es mit Recht als eine treffliche künstlerische Schule für die Opernkräfte, wenn sie beim Klang der leichten Operettenmelodien sich eine flotte, graziöse Manier zu eigen machen, die ihnen dann im Dienst der Kunstoper zu statten kommt. In der That giebt es hier für manchen unserer tüchtigsten Opernsänger, für manche unserer sattelfestesten Primadonnen noch viel zu lernen. Wie viele Opernkünstler aber, so glanzvoll oft ihre Gesangsleistungen sind, verläßt ihre Kunst im Dialog, hilflos sind sie, wie der Fisch auf dem Trocknen, wenn, wie in alten Opern oft, die Musik eine Zeitlang zu Gunsten des gesprochenen Wortes schweigt. Kann so die „Operette als Erzieherin“ die aufmerksamste Beachtung fordern, so dürfte dennoch auch hier in manchem Punkt eine gewisse Vorsicht geraten sein. Die Operette als solche spiegelt ja niemals das wirkliche Leben wieder; sie bleibt stets — und in der Burleske am meisten natürlich — nichts Besseres als sein Zerrbild. Dem Opernsänger ist deshalb immerhin zu empfehlen, sich vor dem naheliegenden Weg der Uebertreibung zu hüten und sich nicht an einen Stil zu gewöhnen, der ihn dann beim Verwerten des Gelernten, im ernsten Dienst der Kunst, leicht dazu verführen kann, über das Ziel zu schießen. — Am 21. d. M. wird die sommerliche Konzertstille durch eine mit großer Spannung erwartete Veranstaltung unterbrochen, durch ein einziges Konzert des in ganz Deutschland vorteilhaft bekannten schwedischen Studentenchors im Riesenraum des Zirkus Renz.

Die Börsenwoche.

Nach wie vor sind Börse und Publikum von Newyork förmlich hypnotisiert. Man konnte auch in der ablaufenden Woche die Wahrnehmung machen, daß keinerlei sachliche Erwägungen, selbst wenn sie auf bedeutsamem, gut verbürgtem Nachrichtenmaterial aus unsern Industrie- oder Geschäftskreisen beruhten, auch nur annähernd in dem Maß auf die Preisgestaltung unseres Spekulations- und Kassamarktes wirkten, wie das eine jede der kleinen Preisschwankungen that, die durch die Newyorker Spielercliquen in einer und der andern dortigen Eisen- oder Kohlenaktie veranlaßt wurden. Wohl nie zuvor haben bei uns Börse und Publikum sich in ähnlicher Weise ihrer Selbständigkeit und ihres objektiven Urteils begeben! Man weiß zwar heute auch bei uns ganz genau, daß bei der Schwankung der amerikanischen Eisenkonjunktur die skrupellose Spekulation der Yankees die wichtigsten Drähte zieht. Man weiß, daß gleiche oder ähnliche Cliquen in Glasgow den Markt der Warrants „manipulieren", und verhehlt sich nicht, daß man darauf gefaßt sein muß, zu irgendeinem, vielleicht recht nahen Zeitpunkt die nämlichen entschlossenen Profitjäger, die heute den Eisenmarkt deroutieren, urplötzlich den Spieß umdrehen zu sehen. Man wird dann in ihren Fachblättern von einem glänzenden Tendenzumschwung des Marktes lesen, und die Kurse werden nach oben springen. Aber unsere Geschäftswelt besitzt nicht die Autorität, oder sagen wir lieber, nicht die Energie und den Wagemut, den amerikanischen Machenschaften ein Paroli zu bieten, auch nur insoweit, als es gilt, unsern Markt und die eng mit ihm zusammenhängenden Interessen unserer wichtigsten Industrien von jenen Quertreibereien loszulösen.

Es kann ja nicht Sache der Banken sein, bei einem jeden Preissturz teilweise zu hoch bewerteter Industriepapiere zu intervenieren. Aber unsere leitende Finanz darf sich auch nicht engherzig verkriechen, wenn es gilt, nach schweren Preiskatastrophen und nach erfolgter starker Reinigung des Markts dem großen Publikum, von dessen Gnade und Ungnade sie ja in letzter Linie abhängig ist, durch eine feste Stellungnahme das Vertrauen wiederzugeben. Es wäre nicht das erste Mal, daß eine noch sehr kräftige und aussichtsreiche industrielle Konjunktur durch die Mitschuld einer engherzigen, nicht auf der Höhe ihrer Aufgaben stehenden Großfinanz über den Haufen gerannt worden ist. Was dann aber die Folgen, und zwar ganz besonders für jene „leitenden Kreise" sein müssen, das liegt klar zu Tage — heute, wo unsere Institute für die nutzbringende Verwertung riesiger Aktienkapitale zu sorgen haben, weit klarer als zu einem früheren Zeitpunkt.

Kommt doch die Börse ohnehin durch die gegen ihre Lebensinteressen gerichtete feindliche Gesetzgebung in die allerschlimmste Lage. Wenn zu den schweren inneren Sorgen auch noch die ohne zwingende Notwendigkeit ins Maßlose anwachsenden Wertzerstörungen treten, wie sie nachgerade weit mehr durch einen panischen Schrecken, als durch unabweisbare sachliche Motive hervorgerufen worden sind, so muß das Geschäft einen Stoß ins Herz erhalten, und die Bankwelt wird auf der Strecke bleiben. Ist doch das deutsche Bankgeschäft durch die gesetzliche Sanktionierung des Differenzeneinwands ja ohnehin bereits vogelfrei geworden, so daß der Bankier zum Aufgeben seines Kundengeschäfts gezwungen wird.

Man hat auch an der Börse in diesen Tagen ein wenig viel Lärm mit der chinesischen Boxerbewegung gemacht und das Schreckgespenst eines Zwistes der europäischen Großmächte an die Wand gemalt. Bei der ohnehin nervösen, um nicht zu sagen hysterischen Marktverfassung konnte es im Grunde auf etwas mehr oder weniger Schwarzseherei nicht ankommen. Aber der Frieden Europas wird durch die bezopften Fanatiker des Ostens nicht gefährdet werden! Auch die von den smart fellows der Newyorker Börse verbreiteten gefälschten Berichte von einer amerikanischen Mißernte haben natürlich unsere Börse zeitweise empfindlich bedrückt und somit ihre Schuldigkeit im Sinn der Urheber vollauf gethan. Die Versteifung des Geldmarkts, soweit es sich um die Wechselverwertung handelte, hält weiter an. Der Privatdiskont ist etwas weitergestiegen, trotzdem durch die gewaltigen Effektenverkäufe dem Platz große Barmittel zuflossen. Diese wurden aber zum Teil für die Bedürfnisse der Wollmärkte und für Beleihungen der Ernte aufgebraucht, während große restliche Beträge reserviert und nur täglich kündbar oder auf kurze Termine ausgeliehen werden. In bewegten Börsenzeiten legt der Bankier eben nicht gern allzugroße Summen auf längere Zeit fest. In London herrscht dagegen eine zunehmende Geldüberschwemmung. Dort gehen die Zinssätze immer weiter zurück. Rußland sendet weitere große Goldbeträge nach der Themse und scheint daher keine kriegerischen Anschläge gegen Albion im Schilde zu führen. Hat man erst wieder angefangen in Transvaal zu graben, so wird auch bei uns wohl die Angst um das Gold geschwunden sein!

Junius.



Die Toten der Woche.

Großherzog **Peter von Oldenburg** † in Rastede im Alter von 72 Jahren.

Oberstudienrat Prof. Dr. **Autenrieth**, bekannter Philologe, † am 7. Juni in Nürnberg.

Kommerzienrat **Rudolf Bamberger**, Bruder des verstorbenen Abgeordneten Dr. Ludwig Bamberger, † in Baden-Baden im Alter von 79 Jahren.



Miß Mary Kingsley †

Dr. **Borchert**, Erster Staatsanwalt zu Thorn, † am 7. Juni in Freiburg i. B. im Alter von 48 Jahren.

Dr. **Otto Braun**, bekannter Lyriker, † am 12. Juni in München im Alter von 76 Jahren.

Kommerzienrat v. **Dippe**, † in Quedlinburg (Porträt S. 1030).

Sir **George Grove**, bedeutender englischer Musikschriftsteller, bekannter Schubertforscher, † in London im Alter von 80 Jahren.

Dr. **Woldemar Heffter**, konservativer Schriftsteller, † in Berlin (Portr. S. 998 in Nr. 23).

Rosa Herzfeld-Link, Heroine des Münchener Hoftheaters, † in München (Portr. S. 1030).

Dr. **Reinhold Hoppe**, einer der ältesten Dozenten der Berliner Universität, † am 9. Juni in Berlin im Alter von 84 Jahren (Portr. S. 1030).

Miß **Mary Kingsley**, berühmte englische Reiseschriftstellerin, † am 7. Juni in Kapstadt.

Geheimrat Prof. Dr. **Willi Kühne**, † am 11. Juni in Heidelberg im Alter von 63 Jahren.

Masson, Präsident der Pariser Handelskammer, † am 7. Juni in Paris.

Max von Oberndorf, Vertreter des Gouverneurs von Togo, † in Afrika im Alter 33 Jahren.

Heinrich Rosée, Direktor des Danziger Stadttheaters, † am 6. Juni in Danzig im Alter von 63 Jahren.

Prof. Dr. **Friedrich Schwarzlose**, bedeutender Orientforscher, † am 8. Juni in Berlin im Alter von 70 Jahren.

Gräfin **Frederique von Wachtmeister**, † in Bad Nauheim im Alter von 46 Jahren.

Herzog von **Wellington**, Enkel des „eisernen Herzogs", † am 8. Juni zu Berkshire.



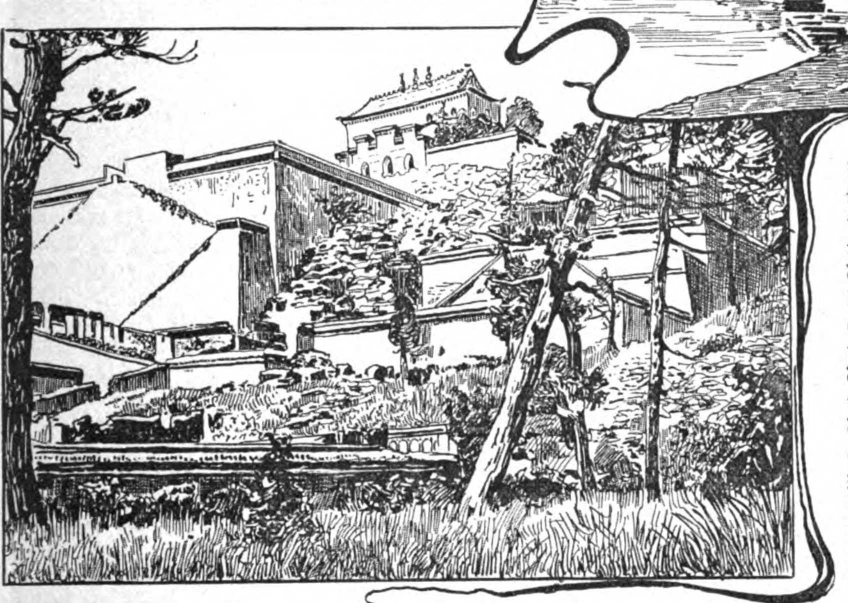
Prof. Dr. Autenrieth †

Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 1025—1032.

Im Bundesrat (Abb. S. 1025) sind die einzelnen deutschen Staaten mit einer verschiedenen, nach der Größe der Einwohnerzahl normierten Anzahl von Stimmen, alle zusammen mit 51 vertreten. Jede Regierung dürfte zu den einzelnen Beratungen soviel Bevollmächtigte entsenden, wie ihr Stimmen zustehen, Preußen z. B. 17, Bayern 6 u. s. w., doch müssen alle Bevollmächtigten desselben Staats in gleichem Sinn stimmen. Da also ebenso gut ein Bevollmächtigter sämtliche Stimmen abgeben kann, ist es nicht notwendig, daß immer die volle Zahl der Mitglieder sich an den Sitzungen beteiligt. Im Gegenteil, es lassen sich sogar verschiedene kleinere Staaten zumeist durch einen gemeinschaftlichen Bevollmächtigten vertreten. Auf unserm Bild sind diejenigen vereinigt, die sozusagen ständig an den Bundesratsverhandlungen teilnehmen und daher auch an dem Zustandekommen der Flottenvorlage mitgewirkt haben. Es sind dies Graf Posadowsky, Staatssekretär des Innern, Stellvertreter des Reichskanzlers, und Vizeadmiral Tirpitz, Staatssekretär des Reichsmarineamts, beide zugleich Bevollmächtigte Preußens. Die Interessen des Königreichs Bayerns nimmt schon seit Jahren Graf Lerchenfeld-Köfering wahr, diejenigen des Königreichs Sachsen Dr. Graf v. Hohenthal und Bergen, die des Königreichs Württemberg Freiherr Varnbüler von und zu Hemmingen. Das Großherzogtum Baden vertritt in erster Reihe Dr. v. Jagemann, das Großherzogtum Hessen Dr. v. Neidthardt, der zugleich die Stimmen für die beiden Fürstentümer Lippe führt. Das Großherzogtum Oldenburg, das er gelegentlich auch vertritt, hat außerdem noch Herrn Dr. Selkmann entsandt. Beide Mecklenburg vertritt Herr v. Oertzen, Braunschweig und Anhalt Freiherr von Cramm-Burgdorf, Meiningen Freiherr v. Stengel, Koburg-Gotha Dr. v. Bonin, die Hansestädte Dr. Klügmann, Weimar, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolfstadt u. Reuß j. L. Dr. Paulßen.



Der Sommerpalast der Kaiserin von China in Peking und die Kamelbuckelbrücke.

Der Deutsche Reichstag (Abbildungen S. 1026 und 1027) ist nun nach einer an Arbeit und Erregung reichen Session geschlossen worden. Außer dem Etat und verschiedenen andern, mehr oder weniger wichtigen Gesetzen hat er in diesem Jahr nach dem Ausbau der Unfallversicherungsgesetzgebung die lex Heinze, die das Parlament bereits seit 1892 beschäftigte, ohne die viel angefochtenen Bestimmungen über Kunst und Theater und schließlich die Verstärkung unserer Marine zustande gebracht. Nach Pfingsten, in der Zeit, in der es galt, viele bedeutsame Beschlüsse zu fassen, war die Volksvertretung — eine Seltenheit — dauernd beschlußfähig, d. h. es waren stets mehr als die Hälfte aller Mitglieder anwesend. Sie brauchen sich ja auch nicht während der ganzen Verhandlungen im Sitzungssaal aufzuhalten, sondern nur, wenn Abstimmungen vorgenommen werden. Werden ihnen die Reden zu langweilig und sind ihnen ihre Plätze auf die Dauer zu unbequem, so stehen den Abgeordneten in dem prächtigen Reichshaus am Königsplatz viele Räume zur Verfügung, in denen sie für ihr leibliches und geistiges Wohl sorgen können. Neben der Restauration und der Wandelhalle wird besonders viel der Lesesaal benutzt, in dem viele Hunderte von Zeitungen der verschiedensten Parteirichtungen ausliegen. Hier widmen sich die Herren stehend oder sitzend, wie es unser Bild zeigt, der Lektüre. Wie im Sitzungssaal selbst, bildet auch hier die politische Gesinnung keineswegs eine unübersteigbare Schranke, Freisinnige und Agrarier, Sozialdemokraten und Konservative oder Zentrumsleute verkehren in den Formen zwangloser Höflichkeit miteinander. Sein besonderes Zimmer hat natürlich der Präsident, dort kann er alle Personen empfangen, die zum Sitzungssaal nicht Zutritt haben und mit dem Direktor am Büreau des Reichtags, Geheimrat Knack, mancherlei besprechen. Der Direktor ist wohl rechtlich nur ein ausführendes Organ, thatsächlich aber vermag er aus eigenem viel zu thun; er ist dem Haus unentbehrlich, denn er kennt die Geschäftsordnung besser als selbst die meisten Präsidenten; er weiß mit allen Eingängen und Anträgen genau Bescheid und hat daher schon oft wesentlich zur Entwirrung verwickelter Situationen beitragen können. Unser drittes Bild gewährt einen Ueberblick über den Sitzungssaal am zweiten Tag der zweiten Beratung der Flottenvorlage, während Graf Kanitz über die Deckungsfrage sprach.

Die Mitglieder der Schulkonferenz (Porträts S. 1025) haben ihre Arbeiten beendigt. Sie haben sich diesmal für eine Reform im Sinn der Gleichberechtigung der höheren Schulen ausgesprochen, wodurch natürlich eine eingreifende Aenderung der Lehrpläne hinfällig wird. Um ein möglichst objektives Bild von dem Standpunkt der Dinge zu erhalten, waren zur Konferenz Mitglieder herangezogen worden, die persönlich von Hause aus den verschiedensten Anschauungen huldigten; die Zusammensetzung war so gestaltet, daß keine Richtung unvertreten blieb. Neben den Männern der Regierung, wie Kultusminister Dr. Studt und Ministerialdirektor Dr. Althoff, waren da die Senioren deutscher Wissenschaft, die im In- und Ausland gleiches Ansehen genießen, die Professoren Virchow und Mommsen, ihnen schloß sich ihr jüngerer Kollege der theologischen Fakultät, Professor Dr. Harnack, an; die technischen Hochschulen waren u. a. durch Professor Slaby vertreten, die militärischen Bildungsanstalten durch Generalmajor von Seckendorff, und von Männern der Praxis seien Professor Kropatscheck und Professor Paul Güßfeldt, einer der hervorragendsten Vorkämpfer der Schulreform, genannt.

Der Aufstand in China (Abb. S. 1023 und 1032). Die Vorgänge in China stehen zur Zeit im Mittelpunkt des internationalen Interesses, und mehr als der langsam verendende Burenkrieg beschäftigen die Welt die Aufständischen im himmlischen

Reich. Auf den Bahnhof der Hauptstadt Peking, den wir im Bild wiedergeben, ist jetzt ein großer Teil der Aufmerksamkeit gerichtet. Hier sind die Truppen der europäischen Mächte eingetroffen, denen es hoffentlich gelingen wird, die allgemeine Gefahr für die Völker abzuwenden. Der Befehlshaber des deutschen Geschwaders in Ostasien, Vizeadmiral Bendemann (Portr. S. 1031) hat die umfassendsten Vorkehrungen zum Schutz der deutschen Interessen getroffen. Unsere weiteren Chinabilder zeigen den Sommerpalast Wan-schou-schan, in dem die Kaiserin-regentin jetzt weilt und der vor 10 Jahren neu wieder hergerichtet wurde, nachdem er im Herbstfeldzug 1860 zum größten Teil zerstört war; die verbrannten Baumstämme im Vordergrund sind der letzte noch erkennbare Rest der einstigen Verwüstung. Die „Kamelbuckelbrücke" (Lo-kuo-tsze-tchias), die zu diesem kaiserlichen Palast führt, liegt in der unmittelbaren Nähe an dem Ausfluß eines Bachs aus dem See Kun-ming-hu.

Die Paraden in Potsdam und Berlin. (Abbildungen S. 1029.) Die beiden Frühjahrsparaden, die dem schaulustigen Publikum eine Fülle von Genüssen bieten, sind seit Jahren zu einer Art Volksfest für die Berliner und die Bewohner unserer Nachbarresidenz Potsdam geworden, die diesen beiden glänzenden Veranstaltungen das traditionelle „Hohenzollernwetter", das zum vollen Genuß der Schaulust unumgänglich notwendig ist, von Herzen wünscht. Von einem solchen begünstigt, fand am 1. Juni die Potsdamer Frühjahrsparade auf dem Paradeplatz der ältesten Soldatenstadt Preußens statt. Der Kronprinz führte den 2. Zug der 2. Kompagnie des 1. Garderegiments, seine Brüder waren bei der Leibkompagnie eingetreten. Die Parade, die unter dem Gesamtbefehl des Generalleutnants und Generaladjutanten von Kessel stand, nahm einen glänzenden Verlauf. Nach ihrer Beendigung fand im Marmorsaal des Stadtschlosses ein Frühstück von 100 Gedecken statt. — Weniger vom Wetter begünstigt schien die Frühjahrsparade auf dem Tempelhofer Feld zu sein, die, des ungünstigen Wetters wegen mehrmals abgesagt, am 7. d. Mts. endlich aber bei herrlichstem Sonnenschein zu Ehren kam. Unter dem Befehl des kommandierenden Generals des Gardekorps von Bock und Polach nahm sie im Beisein des Kaiserpaars, des Kronprinzen, der Prinzen des königlichen Hauses und eines großen Gefolges einheimischer und fremder Offiziere einen glänzenden Verlauf. An der Gardekürassierkaserne bestieg der Kaiser sein Paradepferd „Herzog" und ritt mit dem Kronprinzen von Griechenland nach dem Steuerhäuschen, um die Kaiserin, die in einem à la Daumont bespannten Wagen mit der Kronprinzessin von Griechenland angefahren kam, zu erwarten. Auch hier war der Kronprinz wieder das Ziel lebhaftester Ovationen. Nach Schluß der Parade stellte sich der Kaiser wie gewöhnlich an die Spitze der Truppen und führte sie unter dem Jubel der Bevölkerung in die Stadt zurück.

Die Landwirtschaftsausstellung in Posen. (Abb. S. 1032.) „Noch niemals hat in unserer Stadt eine derartige Versammlung getagt, gleich bedeutend an Zahl, wie an Gewicht ihrer illustren Teilnehmer, an ihrer Spitze die erlauchten Prinzen unseres Königshauses," durfte mit Recht der Oberbürgermeister der Stadt Posen, Herr Witting, bei der feierlichen Eröffnung der 14. Wanderausstellung und 15. Wanderversammlung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft sagen. Außer dem Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen, dem Präsidenten der Gesellschaft, waren noch die Prinzen Joachim Albrecht von Preußen und die Minister von Miquel, Freiherr von Hammerstein-Loxten und Staatssekretär von Podbielski erschienen, um das große Unternehmen zu besichtigen und sich von dem Stand der Landwirtschaft in den östlichen Teilen Deutschlands persönlich zu überzeugen. Rußland hatte in der Person des Kaiserlichen Gouverneurs von Kalisch, Exzellenz von Darragan, einen Vertreter gesandt. Die Ausstellung war aus allen Teilen Deutschlands beschickt, und zwar mit 375 Pferden, 833 Rindern, 830 Schafen, 395 Schweinen, 25 Ziegen, zahlreichem Geflügel, Fischen, zahlreichen landwirtschaftlichen Erzeugnissen und 5071 Maschinen und Geräten. Unser Bild zeigt die Leiter des Unternehmens.

Der Burenkrieg (Abbildungen S. 1030 und 1031). Das Ende des Burenkriegs ist, auch nach der Einnahme von Pretoria durch die Engländer, noch lange nicht abzusehen, und mit ihm dauern die Greuel fort, die dieser ungleiche Kampf zweier Nationen mit sich bringt. Unsere Bilder zeigen eine Anzahl englischer Pferde, die in Bloemfontein, vom Blitzschlag getroffen, auf ihre Art ihr Leben für das eroberungslustige England lassen mußten. Weiter unten sehen wir einen auf furchtbare Weise verwundeten alten Buren, die Kugeln der Feinde trafen ihn am Arm und im Rücken und durchbohrten mit schrecklicher Wucht den Körper des Greises. Ein drittes Bild veranschaulicht uns von den Buren verlassene Laufgräben an der Grenze von Transvaal. Ferner sehen wir die Gattin des Präsidenten Krüger, die „Ohm Paul" auf seiner Flucht der Huld der Feinde anvertrauen mußte.

Mansfelder Bergbau (Abb. S. 1032). Am 12. Juni feierte die Mansfeldische Gewerkschaft den 700jährigen Gedenktag ihres Bestehens, die 700. Wiederkehr des Tags, wo, wie man sagt, zwei Bauern so glücklich waren, bei Hettstedt die ersten Bodenschätze in Gestalt von Kupferschiefer zu entdecken. Seitdem haben sich die Werke zu ungeahnter Blüte entwickelt, und etwa 18000 Berg- und Hüttenleute, die mit ihren Familien eine Gemeinde von 60 000 Menschen bilden, finden heute dort ihre Beschäftigung. Durch die Anwesenheit des Kaiserpaars, zahlreicher Ehrengäste, wie des Oberpräsidenten von Bötticher, des Ministers Brefeld, des früheren Handelsministers von Berlepsch in Eisleben erhielt die stolze Feier noch eine besondere Weihe.

Kircheneinsturz in Dar-es-Salaam (Abb. S. 1031). Eine Ruine im Palmenhain zeigt unser Bild. Sie war einst, oder sollte vielmehr die Kirche von Dar-es-Salaam werden. Zum größten Teil war das Gebäude bereits fertiggestellt, als das Unglück geschah und aus dem noch unvollendeten Gotteshaus durch Einsturz ein einziger hoher Trümmerhaufen wurde. Man schreibt das Geschehnis der Unvorsichtigkeit der Unternehmer zu, die zur Fertigstellung des Gebäudes allzu eilig drängten, was bei der Regenzeit, die damals (Ende April) im Land herrschte, seine besonderen Gefahren hatte. Leider ist es dabei auch nicht ohne Verlust von Menschenleben abgegangen.

Sport und Spiel (Abbildungen S. 1028). Der Berliner Lawn-Tennis-Turnierklub hielt unter dem Protektorat der Prinzessin Friedrich Leopold von Preußen sein 6. internationales Turnier ab. Wie stets, fand es auf den Plätzen der Berliner Spielplatzgesellschaft statt; zwölf Spiele waren im ganzen ausgeschrieben. Viel länger, als projektiert war, dehnten sich die Wettkämpfe aus, sie kamen und kamen nicht zu Ende — des Regens wegen. Einige der Damen, die am Turnier teilgenommen haben, zeigt unser Bild auf Seite 1028, Fräulein Kalsa-Pilsen errang die Damenmeisterschaft von Berlin. An einem Tag spielte auch Graf Voß, Inhaber der Meisterschaft von Deutschland, und zwar zum erstenmal in Berlin. — Eins der wichtigsten deutschen Rennen, die Union, ist vor einigen Tagen in Hoppegarten gelaufen worden. Das königliche Hauptgestüt vermochte mit „Pomp", den unsere Aufnahme zeigt, die 20 000 Mark-Konkurrenz zu landen. Der Sieg der schwarz-weißen Farben in der großen Dreijährigenprüfung, sowie das famose Finish des Jockey Ballantine, wurden vom Publikum laut bejubelt. Mit einem Schlag erhob man „Pomp" zum Favoriten für das Deutsche Derby, allein die Freude sollte nicht lange dauern. Schon nach zwei Tagen wurde der Unionsieger von einem recht heftigen Husten befallen, der Trainer Waugh mußte die Arbeit einstellen. — Nur einmal im Jahr besucht unser Kaiser die Rennbahn und zwar am Tag der „Armee" in Hoppegarten. Dem Reiter des Siegers überreicht dann der oberste Kriegsherr selbst den von ihm bewilligten Ehrenpreis. In diesem Jahr war Leutnant v. Veltheim so glücklich, auf der Stute des Oberstleutnants v. Koeller „Bulgurlu" als Erster den Pfosten zu passieren; der Ehrenpreis des Kaisers bestand in einer Büste des Monarchen. Leutnant von Veltheim hat am Sonnabend bereits zum zweitenmal die „Armee" gewonnen, denn im Jahr 1897 wurde er mit dem im eigenen Besitz befindlichen „Hamschah" Erster. — Für die Berliner Ruderer war die letzte Woche eine Festwoche. Die große Regatta fand auf dem Langen See bei Grünau am 9., 10. und 11. d. Mts. statt. Der Regatta am Sonntag wohnte der Kaiser bei. Unser letztes Sportbild giebt den Augenblick wieder, in dem der Monarch der siegreichen Mannschaft im akademischen Vierer, und zwar den Herren H. Brugsch II, H. Elias, A. Richard II, W. Otto und O. Pfankuch (Steuer) vom Akademischen Ruderverein Berlin den Wanderpreis überreicht.



Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.



Kultusminister Dr. Studt. Ministerialdirektor Prof. Dr. Althoff. Prof. Dr. Virchow. Prof. Dr. Mommsen.

Generalmajor von Seckendorff. Prof. Dr. Harnack. Prof. Dr. Güßfeldt. Prof. Dr. Slaby. Prof. Dr. Kropatscheck.

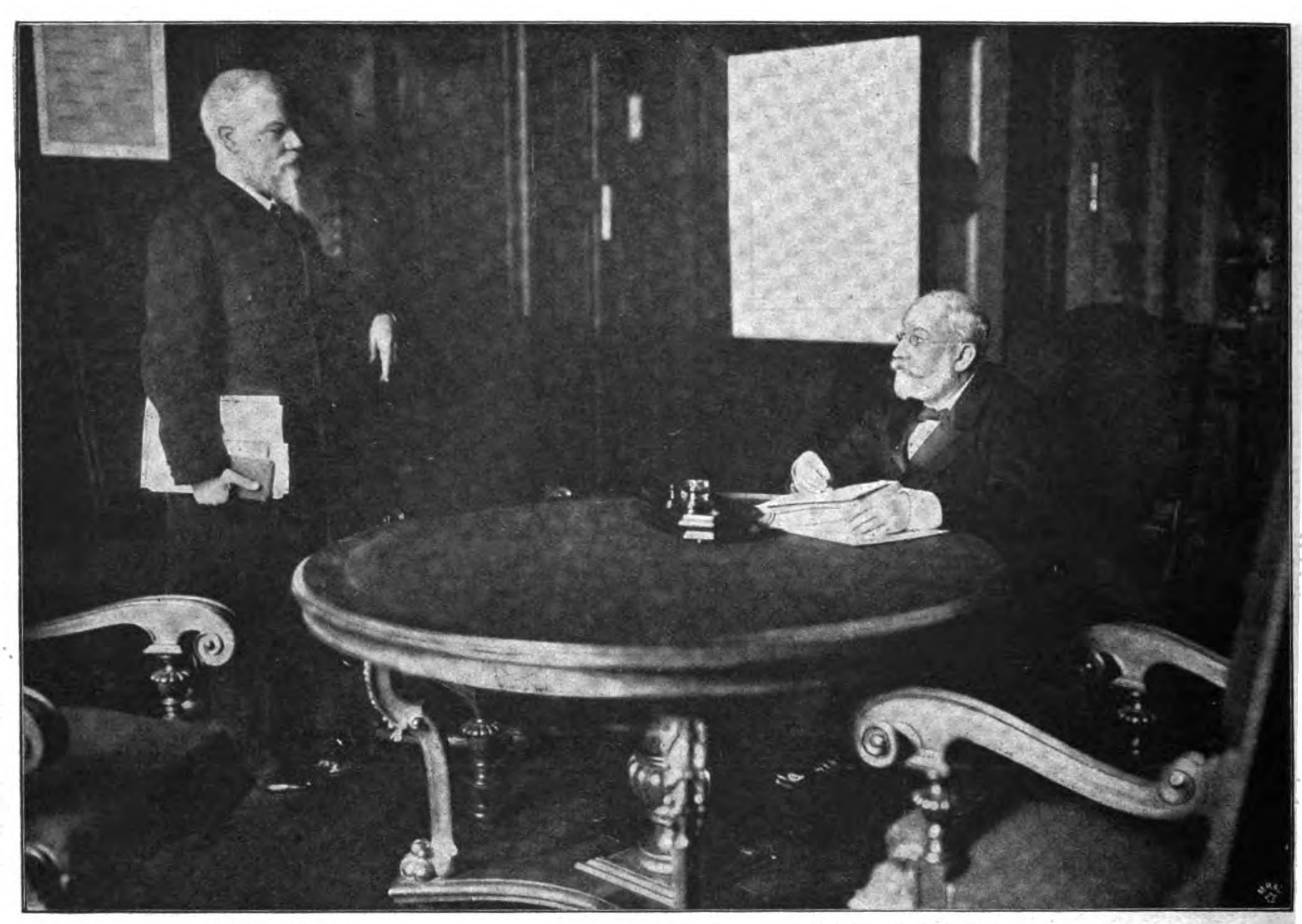
Die hervorragendsten Teilnehmer an der Berliner Schulkonferenz.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14

1. Geheimrat Seifmann. 2. Dr. von Bonin. 3. Dr. von Neidhardt. 4. Freiherr von Varnbüler. 5. Graf Lerchenfeld. 6. Dr. Klügmann. 7. von Oertzen. 8. Graf Posadowsky. 9. Freiherr von Cramm-Burgdorf. 10. Freiherr von Stengel. 11. Graf Hohenthal. 12. Staatssekretär Tirpitz. 13. Dr. von Jagemann. 14. Dr. Paulßen.

Zu den Beratungen über die Flottenvorlage: Die stimmführenden Mitglieder des Deutschen Bundesrats.

Spezialaufnahme von Phot. Julius Braatz, Berlin.



Geheimrat Knack. Präsident Graf Ballestrem.

Bilder aus dem Deutschen Reichstag: Präsident Graf Ballestrem und Direktor Geheimrat Knack.

Photographische Momentaufnahme von Julius Braatz, Berlin.



Liebermann von Sonnenberg. Müller-Sagan. Fischer-Dresden. Weißhaus. Freese. Vizepräs. v. Frege.

Bilder aus dem Deutschen Reichstag: Im grossen Lesesaal der Abgeordneten.

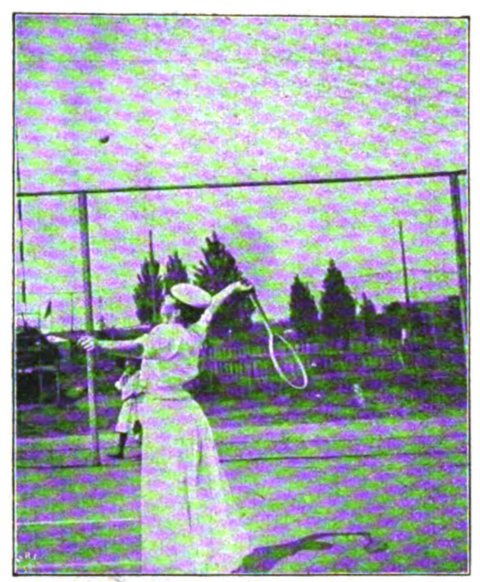
Spezialaufnahme für die „Woche" von Julius Braatz, Berlin.



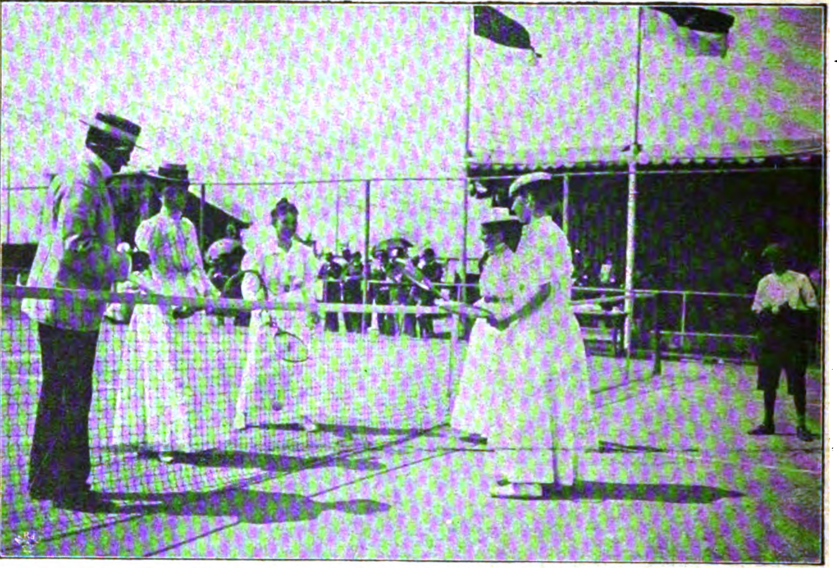
Staatssekretär Tirpitz. Der Reichskanzler. Graf Kanitz (auf der Rednertribüne). Vizepräs. v. Frege. Abg. Müller-Fulda (am Referententisch).

Bilder aus dem Deutschen Reichstag: Die Beratung über die Flottenvorlage in der Plenarsitzung am 7. Juni.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Julius Braatz, Berlin.



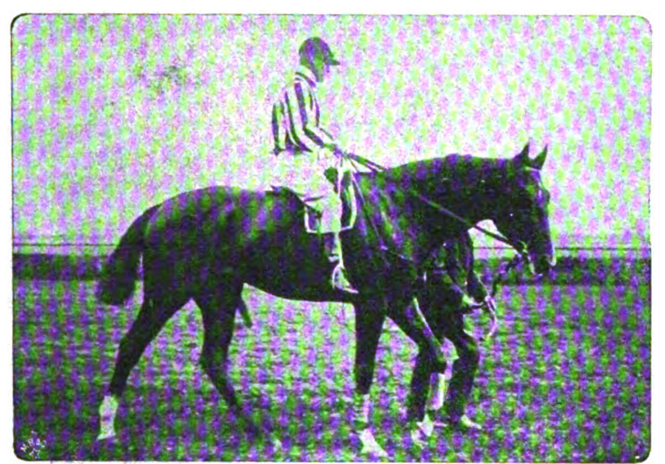
Frl. Kalfa (beste Spielerin).



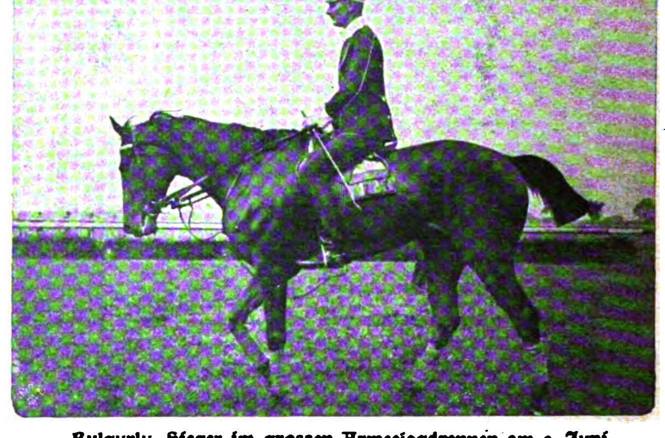
Frau Dr. Schulz. Frl. Schmoller. Frau Rosenbaum. Frl. Kalfa.

Bilder vom Internationalen Lawn-Tennis-Turnier in Berlin.

Spezialaufnahmen für die „Woche" von Franz Kühn, Berlin.

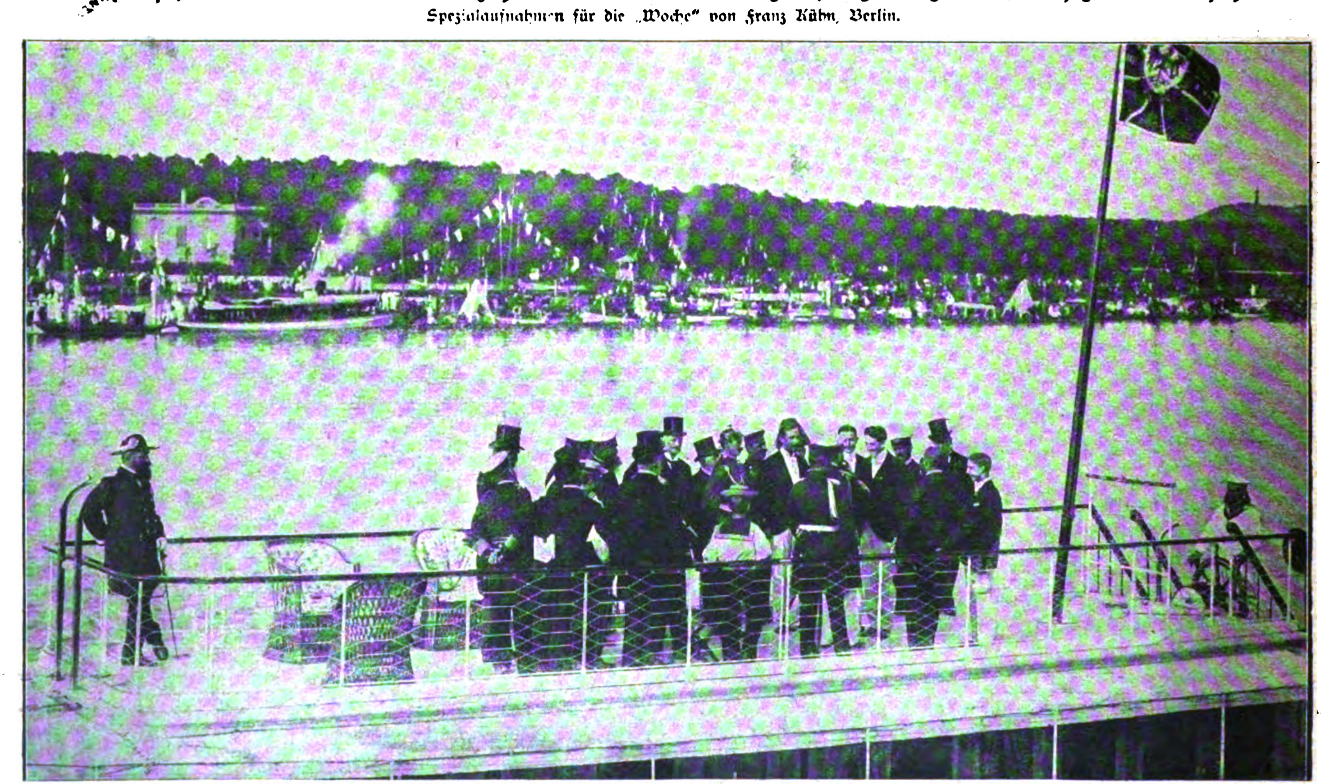


„Pomp", Gewinner im Unionrennen am 5. Juni.



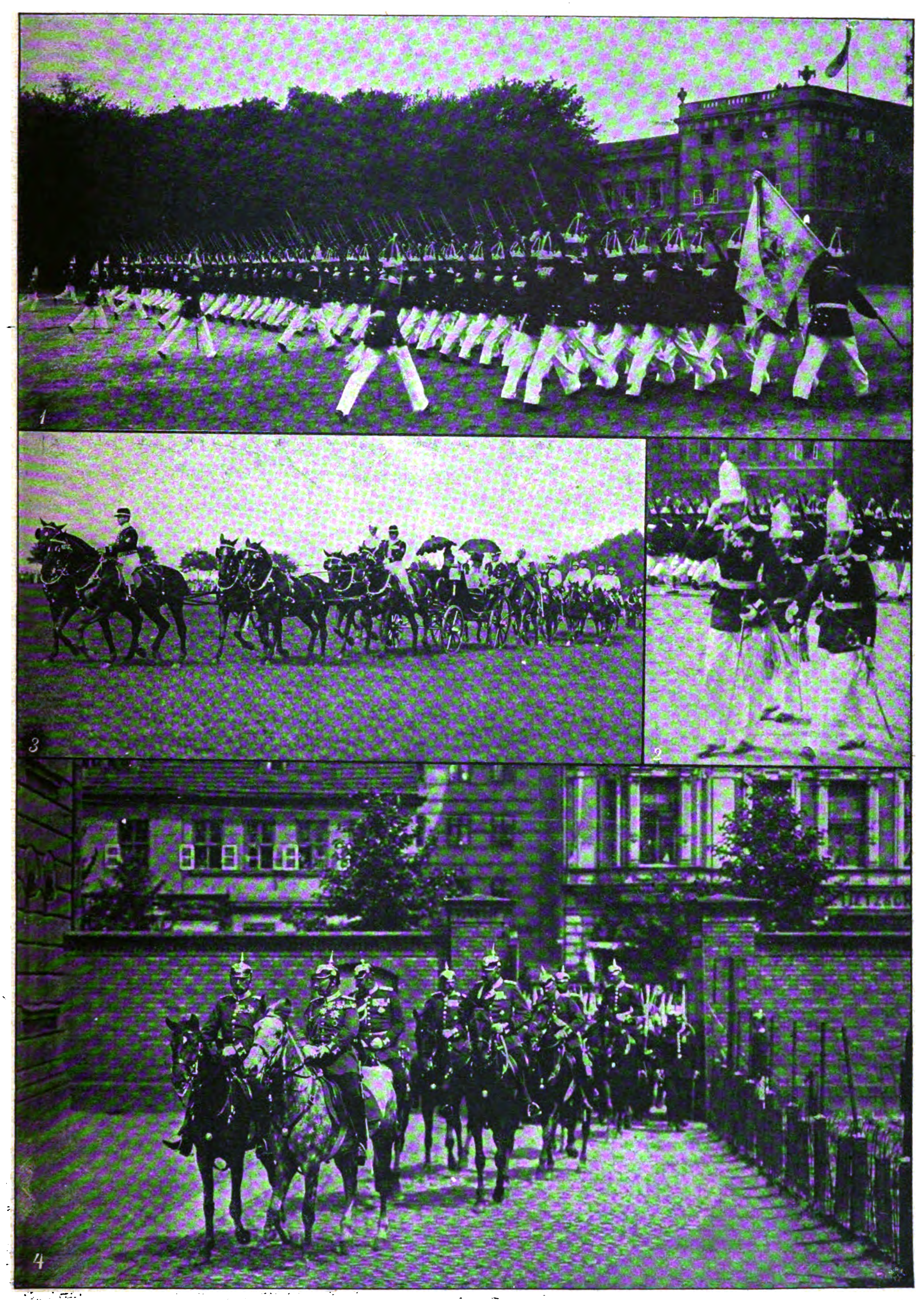
Bulgurlu, Sieger im grossen Armeejagdrennen am 9. Juni.

Spezialaufnahmen für die „Woche" von Franz Kühn, Berlin.



Von der Kaiserregatta in Grünau bei Berlin am 10. Juni: Der Kaiser übergiebt den Wanderpreis an die Mannschaft des akademischen Vierers.

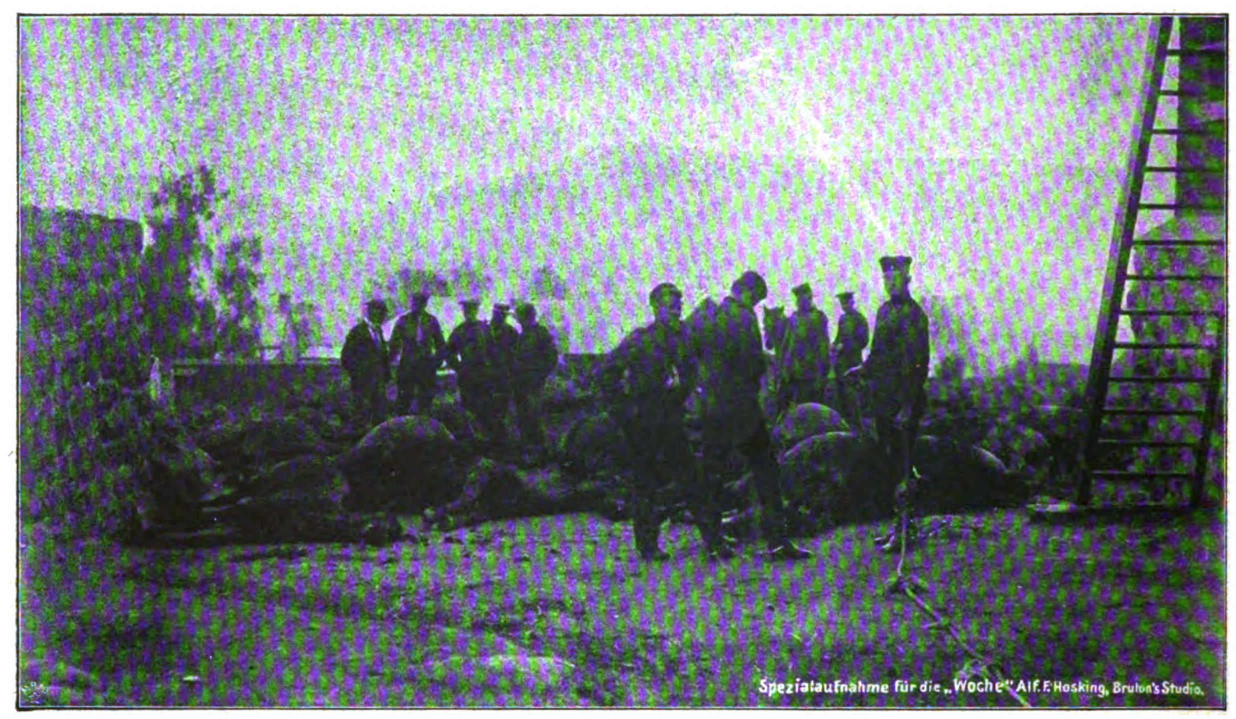
Spezialaufnahme für die „Woche" von Franz Kühn, Berlin.



1. Die kaiserlichen Prinzen Oskar, August Wilhelm, Adalbert und Eitel Friedrich hinter ihren Zügen bei der Parade in Potsdam am 1. Juni. 2. Der Kronprinz, Prinz Oskar und Prinz August Wilhelm nach dem Vorbeimarsch des 1. Garderegiments. 3. Ankunft der Kaiserin auf dem Tempelhofer Feld am 7. Juni. 4. Rückkehr des Kaisers vom Tempelhofer Feld an der Spitze des 2. Garderegiments.

Augenblicksbilder von den Frühjahrsparaden des Gardekorps am 1. und 7. Juni in Potsdam und Berlin.

Photographische Momentaufnahmen von Selle & Kuntze, Potsdam, und Franz Kühn, Berlin.



Bilder vom Transvaalkrieg: Am Hitzschlag verendete englische Kavalleriepferde in Bloemfontein.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Alf. F. Hosking, Brutons Studio, Kapstadt.



Eduard von Liebenau †, Kaiserl. Oberhofmarschall a. D. (Wiesbaden).



Hermann Frhr. von Eichendorff †, Geh. Regierungsrat a. D. (Bonn).



Rosa Herzfeld-Link †, Kgl. bayr. Hofschauspielerin (München).



Kommerzienrat von Dippe †, (Quedlinburg).



Dr. Reinhold Hoppe †, Privatdozent (Berlin).



Die von den Buren verlassenen Laufgräben an der Grenze von Transvaal.
Photographische Momentaufnahme von B. W. Caney.



Schwerverwundeter alter Bure mit einem Schusse durch Arm und Rücken.
Photographische Momentaufnahme.



Vizeadmiral Bendemann, Kommandant des deutschen Geschwaders in China.



Die Gattin des Präsidenten Krüger mit ihrer Enkelin, Fräulein Eloff, jetzt in Pretoria in der Gewalt der Engländer.



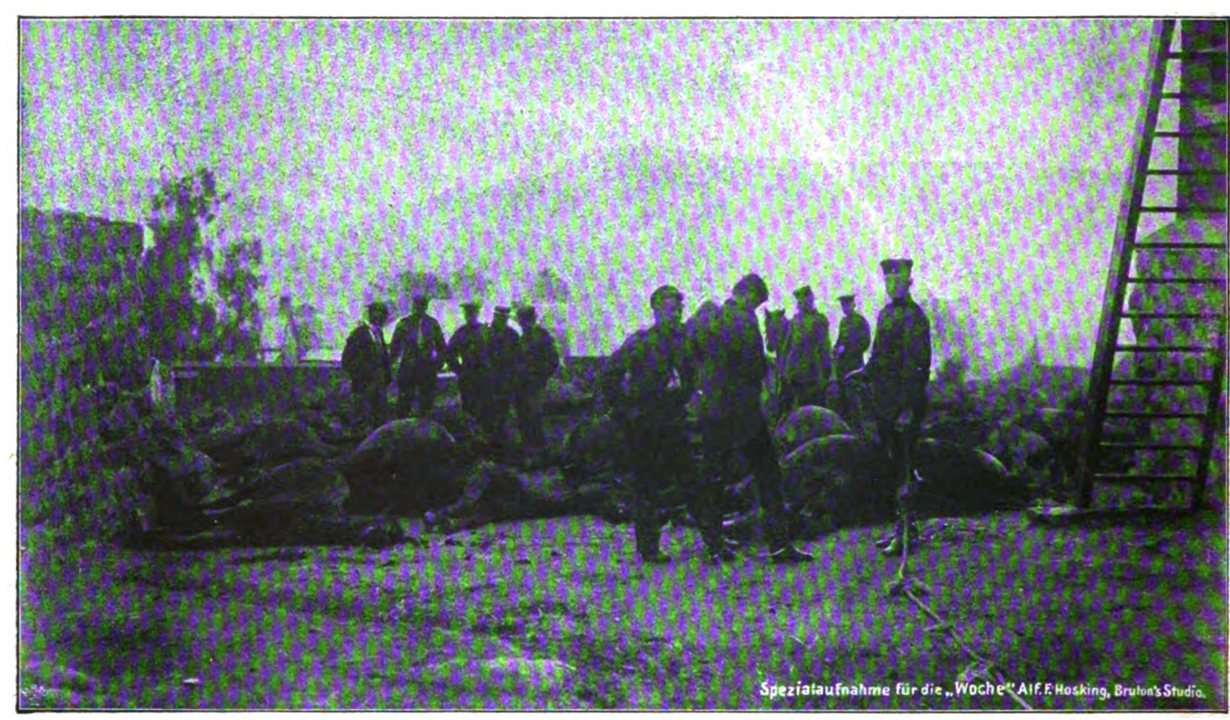
W. Spemann (Stuttgart), wurde zum Preisrichter in Paris gewählt.

H. Werner (Kannstadt), wurde zum Preisrichter in Paris gewählt.



Oberregierungsrat J. v. Diefenbach (Stuttgart), wurde zum Preisrichter in Paris gewählt.

Die Ruinen der am 24. April eingestürzten evangelischen Kirche in Dar-es-Salaam (Deutsch-Ostafrika). Photographische Momentaufnahme.



Bilder vom Transvaalkrieg: Am Hitzschlag verendete englische Kavalleriepferde in Bloemfontein.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Alf. F. Hosking, Brutons Studio, Kapstadt.



Eduard von Liebenau †, Kaiserl. Oberhofmarschall a. D. (Wiesbaden).



Hermann Frhr. von Eichendorff †, Geh. Regierungsrat a. D. (Bonn).



Rosa Herzfeld-Link †, Kgl. bayr. Hofschauspielerin (München).



Kommerzienrat von Dippe †, (Quedlinburg).



Dr. Reinhold Hoppe †, Privatdozent (Berlin).



Die von den Buren verlassenen Laufgräben an der Grenze von Transvaal.
Photographische Momentaufnahme von B. W. Caney.



Schwerverwundeter alter Bure mit einem Schuss durch Arm und Rücken.
Photographische Momentaufnahme.



Vizeadmiral Bendemann, Kommandant des deutschen Geschwaders in China.



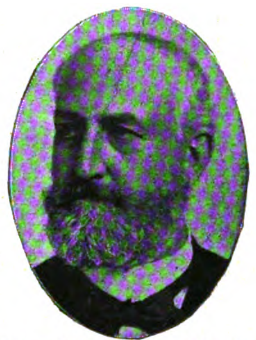
H. Werner (Kannstadt), wurde zum Preisrichter in Paris gewählt.



Die Gattin des Präsidenten Krüger mit ihrer Enkelin, Fräulein Eloff, jetzt in Pretoria in der Gewalt der Engländer.

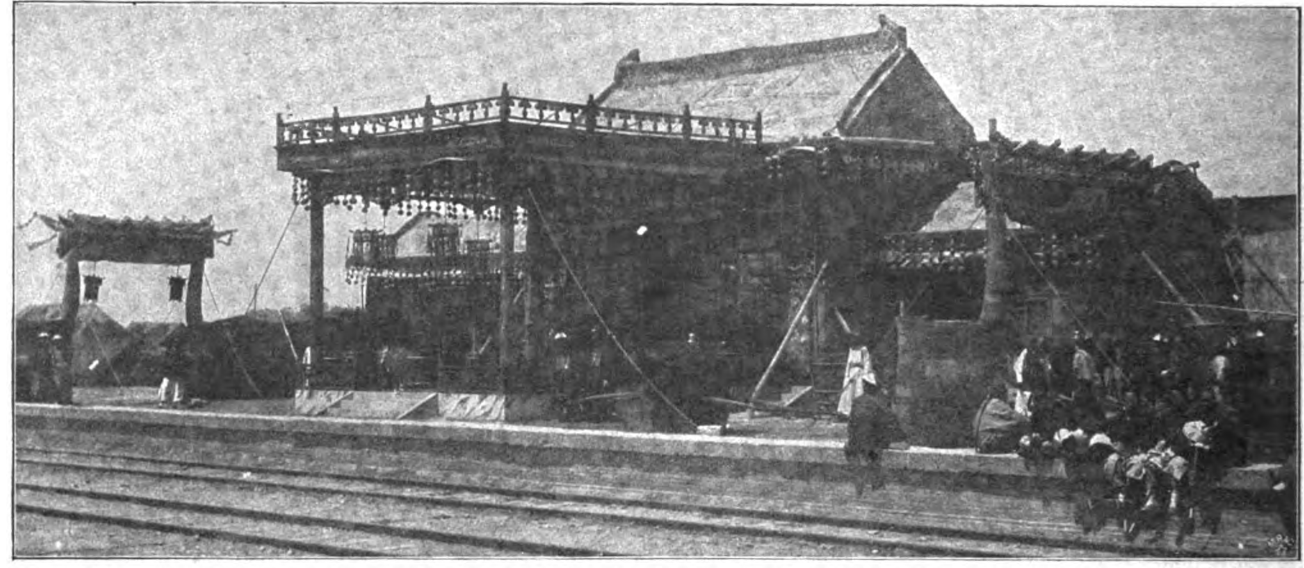


W. Spemann (Stuttgart), wurde zum Preisrichter in Paris gewählt.



Oberregierungsrat J. v. Diefenbach (Stuttgart), wurde zum Preisrichter in Paris gewählt.

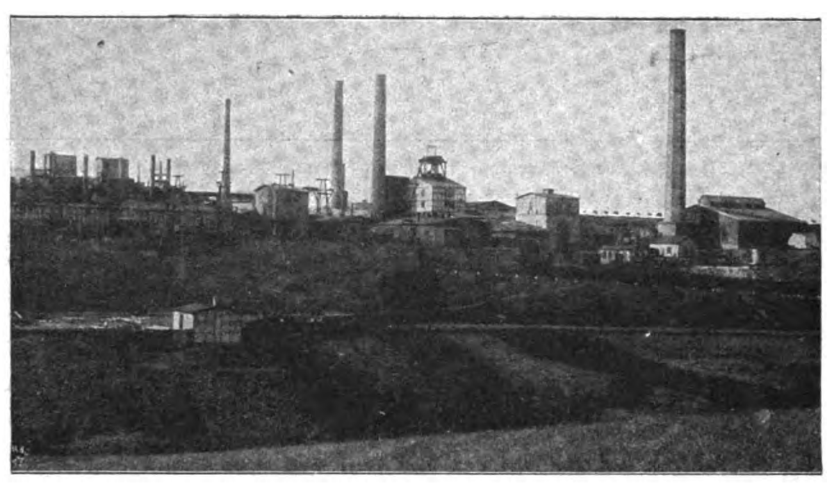
Die Ruinen der am 24. April eingestürzten evangelischen Kirche in Dar-es-Salaam (Deutsch-Ostafrika).
Photographische Momentaufnahme.



Empfangshalle des Bahnhofs in Peking, auf dem jetzt die Truppen der europäischen Mächte eingetroffen sind.
Photographische Momentaufnahme.



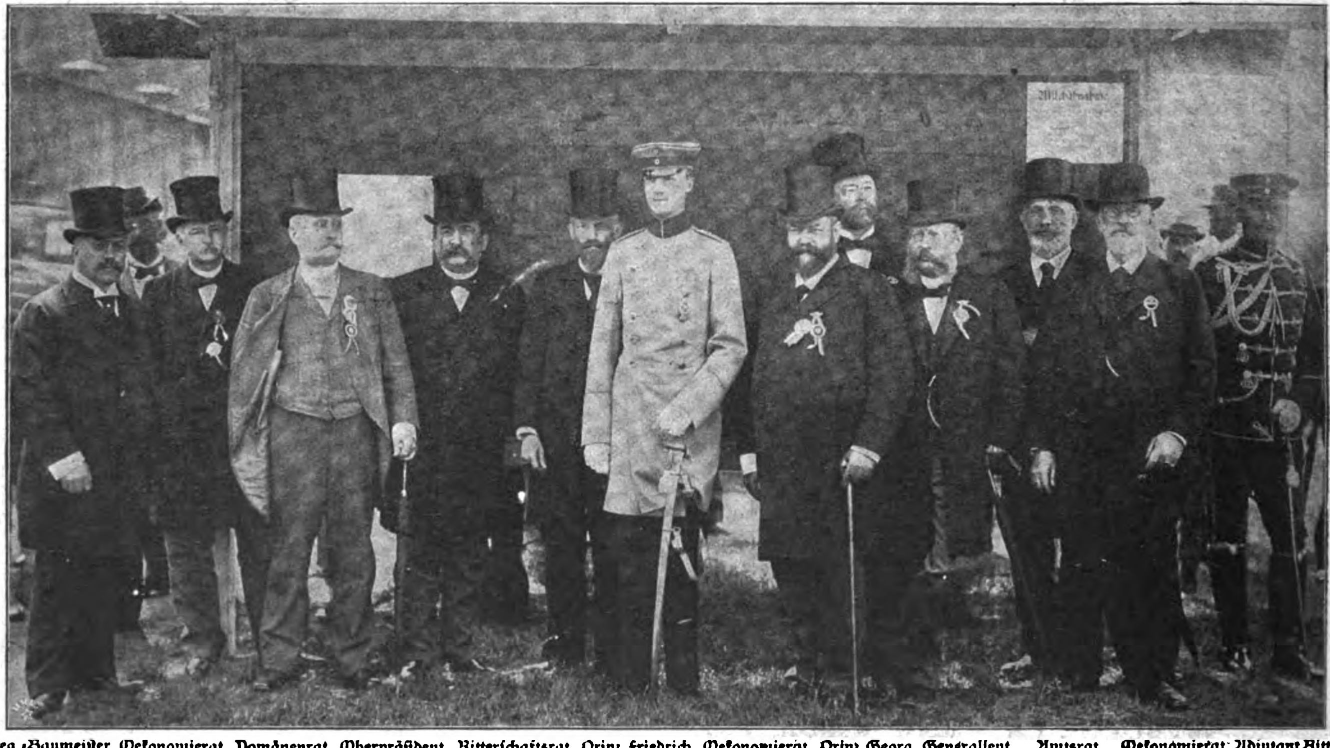
Charlotte Zoeller-Lionheart,
Verfasserin
unserer Skizze „Wahrheit"
S. 1049.



Zum 700jährigen Jubiläum des Mansfelder Bergbaus.
Krughütte und Segengottesschacht, die der Kaiser am 12. Juni besucht hat.



Moritz von Brandt,
früherer deutscher Gesandter
in China, Verfasser unseres
Artikels S. 1017.



Reg.-Baumeister Schiller. Oekonomierat Wölbling. Domänenrat Rettich. Oberpräsident von Bitter. Ritterschaftsrat v. Arnim-Criewen. Prinz Friedrich Heinrich von Preußen. Oekonomierat Stockmayer. Prinz Georg zu Schoenaich-Carolath. Generalleut. v. Holleben. Amtsrat Dr. Bennecke. Oekonomierat Poggendorf. Adjutant Rittm. Frhr. v. Wöllwarth-Lauterburg.

Die Leitung der 14. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft zu Posen.

Die Aufgaben der modernen Chirurgie im Felde.

Von einem deutschen Oberstabsa zt.

Trotz aller Friedensbestrebungen, die sich im Vorjahr zu der Konferenz im Haag verdichteten, hat jedes der letzten drei Jahre doch einen Krieg gezeitigt. Das Blutvergießen in Südafrika hat seit Monaten seinen ungestörten Fortgang genommen. Neben den Sympathien für die tapferen Streiter der Republiken ist aber auch das allgemein menschliche Mitgefühl für alle Opfer dieses Krieges rege und läßt immer wieder die Frage aufwerfen, wie weit es möglich ist, die Segnungen der modernen Wundbehandlung auch diesen Kriegern teilhaft werden zu lassen.

Wir haben hier den ersten Krieg, in dem ausschließlich das moderne kleinkalibrige Mantelgeschoß verwandt wird, das im Ruf steht, ein humanes zu sein. Die bis jetzt gesammelten Erfahrungen dürften sich einer Bejahung dieser Annahme zuneigen; sie sind jedoch im Vergleich mit den im Krieg zu gewinnenden Werten zu gering und zum Teil auf Versuche gegründet, als daß man schon jetzt ein abgeschlossenes Urteil abgeben könnte. Dies wird erst nach völliger Beendigung des gegenwärtigen Krieges und nach Abschluß einer umfassenden vergleichenden Statistik möglich sein.

Die Nachrichten, die bis jetzt über die Leichtigkeit oder Schwere der Schußverletzungen in diesem Krieg zu uns gedrungen sind, entstammen meist wenig kompetenten und befangenen Urteilen. Wir hören, daß Pferde durch Schußverletzungen in gewissen Richtungen und Körpergegenden kaum eine Einbuße ihrer Leistungsfähigkeit erlitten haben, ebenso, daß verwundete Soldaten noch eine Zeitlang gefechtstüchtig gewesen sind. Daß Verwundungen, infolge des glatten Durchgangs des stahlharten Geschosses von Bleifederdicke durch weniger lebenswichtige Körperteile, thatsächlich gegen die bisher bekannten, die durch reine, der Deformierung ausgesetzte Bleigeschosse verursacht wurden, von einer unerhörten Leichtigkeit sein können, dürfte allgemein verständlich sein, ebenso auch, daß man in Indien und Aegypten diese gegen die fanatischen Feinde im militärischen Sinn zu wenig erfolgreiche Wirkung dadurch zu verbessern gewußt hat, daß man die Spitze des Stahlmantels entfernte, um durch das austretende, sich deformierende Blei schwerere Verletzungen zu erzeugen. Den Fachgenossen wurden die explosionsartigen Wirkungen der berüchtigten Dum-Dum-Geschosse zuerst auf dem Chirurgenkongreß 1898 durch Professor v. Bruns-Tübingen demonstriert.

Aber auch ohne diese „Verbesserung" kann das anscheinend so humane Geschoß sehr wohl Verletzungen erzeugen, die den durch das alte hervorgerufenen an Schwere noch weit überlegen sind. Die Gründe für die entsetzlichen Zerstörungen bei Verletzung geschlossener Körperhöhlen innerhalb gewisser Entfernungen können hier nicht auseinandergesetzt werden. Einleuchtender dürfte es jedoch sein, daß die Schlagadern von dem mit so sehr viel größerer Schnelligkeit entsandten Stahlmantelgeschoß leicht glatt durchschlagen werden, während sie bei ihrer Elastizität vordem zur Seite gedrängt wurden. Es wird dennach häufiger zu Schlagaderblutungen kommen. Viel öfter sind auch jetzt Querschläger der abgeprallten Geschosse beobachtet worden, die enorme Zerstörungen bewirken. Die Feldärzte werden daher reichlich und noch mehr als früher zu thun haben; ihre Aufgaben sind noch mehr gewachsen.

Welche Vorbedingungen müssen erfüllt werden, damit der Feldarzt, dem Stand der modernen Chirurgie entsprechend, wirken und gute Resultate erreichen kann?

In erster Linie gilt die Forderung: nur nicht schaden. Die Aerzte können nicht genug vor schädlicher Vielgeschäftigkeit bei Verletzungen warnen. Bei ungenügend erlernten und unverdauten Samariterkünsten werden mit ungereinigten Fingern und unreinem Verbandmaterial kunstvolle, schnürende Verbände angelegt, die Wunde wird mit Strömen von Wasser und Desinfektionsmitteln überschwemmt, der Blutschorf, der die Heilung einleitet, wird thörichterweise beseitigt, und in die Hände des Arztes gelangt eine bereits verunreinigte Wunde, deren Heilung erst auf Umwegen erreicht werden kann. Zu erstreben ist die Heilung durch erste Verklebung, indem die Wundflächen aneinander erhalten werden. Sind Krankheitserreger in die Wunde gelangt, so kann die Vereinigung nur durch Eiterung zustande kommen. Dies war in vorantiseptischer Zeit die Regel, Wundfieber war selbstverständlich und wurde mit Rücksicht auf die gefürchteten Wundkrankheiten, Rose und Hospitalbrand, noch als der verhältnismäßig günstigste Ausgang erachtet.

Die Bedingungen, unter denen auch damals Heilung durch erste Vereinigung erfolgen konnte, waren genau die gleichen wie jetzt. Die damalige Wundbehandlung erforderte jedoch ein eifriges aktives Vorgehn: die Wunden wurden untersucht und sondiert und auf diese Weise bei der Unbekanntschaft mit den mikroskopischen Lebewesen alle Vorbedingungen für eine ungestörte Heilung vernichtet. Zu dem Bruch mit der früheren Vielgeschäftigkeit ist man erst allmählich gekommen, als man staunend sah, daß Schußwunden ohne den Aufwand einer komplizierten Wundversorgung, die also nach damaligen Begriffen falsch behandelt worden waren, selbst unter ungünstigen Verhältnissen tadellos heilten. Es waren eben nur die natürlichen Verhältnisse erhalten geblieben. Auf der Haut des Verwundeten wucherten gewiß, ebenso wie heute, eine Unmenge von Keimen und Eitererregern, die Kugel durchdrang schmutzige Kleidungsstücke; das heraussprudelnde Blut ließ die Keime jedoch gar nicht erst eindringen, und der sich bildende trockene und trockenbleibende Blutschorf verschloß die Wunde. Wenn nun nicht mehr untersucht, sondiert und keine Umschläge gemacht wurden, heilte die Wunde — das Fehlen tieferer Zerstörungen edler Teile vorausgesetzt — in ganz kurzer Zeit.

Der moderne Feldarzt sucht dementsprechend den naturgemäßen Heilungsverlauf zu fördern, kann es aber nur dann, wenn er die Verwundeten so schnell als möglich mit unberührten, nicht verunreinigten Wunden erhält.

Wie weit kann dieser Forderung beim Gefecht nachgekommen werden?

Bei der enormen Tragweite der kleinkalibrigen Gewehre sind die Sanitätsanstalten gezwungen, etwa zwei Kilometer hinter der Feuerlinie zurückzubleiben, wenn nicht natürliche Deckungen ein näheres Herangehen ermöglichen. In flachem Gelände bei lange hin- und herwogendem Gefecht werden die Verwundeten daher leider recht lange liegen bleiben müssen. Durch ein zu frühes Vorgehen der Aerzte und Krankenträger würden durch zahlreiche Verluste des Sanitätspersonals die Aussichten der Verwundeten auf baldige Versorgung noch mehr verringert werden. Die Krankenträger haben die Aufgabe, die Verwundeten so schnell als möglich der ärztlichen Hilfe zuzuführen. Sie dürfen die Wunde nicht berühren; nur diejenigen Vorkehrungen sind zu treffen, die unerläßlich sind, um den Verwundeten auf der Tragbahre zu lagern. Irgendwelche andere Thätigkeit, z. B. Zudrücken blutender Schlagadern in der Wunde, dürfen sie nur dann vornehmen, wenn Aerzte nicht in erreichbarer Nähe sind.

Die Bedingungen, unter denen die Feldärzte nun die weitere Versorgung der Verwundeten vornehmen können, sind leider ganz andere als in Friedensverhältnissen.

Der Laie, der einen modernen Operationssaal gesehen und dessen Einrichtungen würdigen gelernt hat, müßte bei der Unmöglichkeit, solche auch ins Feld mitzunehmen, an dem hier zu erwartenden Erfolg verzweifeln. Wir müssen jedoch berücksichtigen, zu welchen Zwecken und aus welchem Grund die modernen Operationssäle mit ihrer so komplizierten Ausstattung eingerichtet sind. Die Möglichkeit, Infektionskeime von den Wunden fernzuhalten, hat es dahingebracht, daß Eröffnungen der großen Körperhöhlen, Gehirn-, Darm-, Blasen- und Gebärmutteroperationen zu denjenigen Eingriffen gehören, zu deren Vornahme der Chirurg heute berechtigt ist. Da aber hierbei in die unverletzte Haut eingeschnitten, also erst eine Wunde erzeugt werden muß, ist es erforderlich, daß die Körperoberfläche des zu Operierenden, andererseits auch die Hände des Operateurs so gründlich als möglich von den auf und in ihr wuchernden Keimen befreit werden. Bei dem komplizierten Bau der Haut mit ihren drüsigen Organen kann die völlige Keimfreiheit wohl nicht erreicht werden; es ist aber möglich, die Schädlichkeiten auf ein Minimum herabzudrücken. Ob man überdies Gummihandschuhe gebraucht, die aus der Mundhöhle etwa zu Tage geförderten Keime durch Mullmasken abfängt und weitere minutiöse Vorsichtsmaßregeln erdenkt, die Hauptsache ist die Gewissenhaftigkeit, mit der die Vorbereitungen und Handreichungen gemacht werden. Verbandstoffe, Instrumente sowie alles das, was mit dem Kranken und den Händen des Arztes in Berührung kommt, wird durch Dampf oder Kochen sterilisiert, d. h. von Keimen befreit. Die Personenzahl zur Hilfeleistung wird möglichst beschränkt, denn durch jede Hand mehr wird die Möglichkeit der Einschleppung von Keimen vergrößert. Alle diese Vorbereitungen und Maßnahmen erfordern das volle Verständnis und gewissermaßen liebevolles Eingehen auf die Absichten des Chirurgen, dessen ganze Arbeit und Erwartung durch eine einzige Nachlässigkeit zu nichte gemacht werden kann.

Was können wir nun von alledem mit ins Feld nehmen, um auch hier die Aufgaben der modernen Chirurgie zu erfüllen und die Kriegsverwundeten zu ihrem Recht kommen zu lassen? Außer den Verbandmitteln und den notwendigsten Geräten im großen und ganzen nicht viel mehr als die Gewissenhaftigkeit und den Opfermut aller bei der Versorgung der Kriegsverwundeten Beteiligten. Die Erziehung des Personals für seine Aufgabe im Krieg ist daher die Hauptsorge der Heeressanitätsverwaltung.

Die Beschränkung des Trosses ist ein Haupterfordernis für die Behendigkeit des Feldheeres für die Ausführung schneller Schläge. Die Feldsanitätsanstalten, Sanitätskompagnien und Feldlazarette, sowie die sanitären Einrichtungen bei der Truppe können daher nur mit dem bisher als unerläßlich bezeichneten Material ausgerüstet sein. Die Sanitätstruppen haben der fechtenden Linie so nahe zu sein, daß sie ohne wesentlichen Zeitverlust in Thätigkeit treten können, wenn der geeignete Zeitpunkt herangekommen ist. Der Hauptverbandplatz wird nicht immer in einer Ortschaft eingerichtet werden können; für die Versorgung der Verwundeten ist auch bei einigermaßen erträglicher Witterung der Aufenthalt im Freien mit Zuhilfenahme von Zelten immerhin zuträglicher als eine dumpfe, muffige Bauernstube.

Die wachsende Erkenntnis, daß eigentliche Operationen nur bei dringender Lebensgefahr sowie zur Absetzung zerschmetterter Gliedmaßen angezeigt sind, daß die Aerzte vor allem verpflichtet sind zu erhalten, hat die operative Thätigkeit auf dem Verbandplatz immer mehr eingeschränkt. Hauptsächlich wird es darauf ankommen, die Schußbrüche der Knochen so zu versorgen, daß das verletzte Glied festgestellt wird, daß Bewegungen an der Bruchstelle nicht mehr stattfinden können. Wenn man hierzu nur fertig mitgeführte Schienen verwenden wollte, würde man den Train vermehren müssen; man ist daher meist auf Ersatzarbeiten aus Stroh, Holz, Draht, Pappe u. s. w. angewiesen, wie dies Port, der Meister der Improvisationstechnik, gelehrt hat. Das vorzüglichste Hilfsmittel ist jedoch der Gips, der früher meist nur zu Verbänden verwandt wurde, die das Glied in seiner Rundung umgaben. Zur Versorgung der Schußwunden mußten dann sogenannte Fenster eingeschnitten werden; das Verfahren war sehr umständlich und erforderte viel Material. Um vieles zweckmäßiger ist das auch im griechisch-türkischen Feldzug erprobte Verfahren: aus langgelegten, angefeuchteten Gipsbinden werden Schienen hergestellt, die das Glied rinnenförmig bedecken. Ihre Befestigung am Glied erfolgt entsprechend dem Verfahren bei der Schienung einer gebrochenen Deichsel; der Wundverband kann dann gesondert angelegt und entfernt werden, ohne daß man gezwungen ist, dem Glied beim Verbandwechsel seinen äußeren Halt zu nehmen. Die Wundverbände werden, allerdings mit Rücksicht auf den für Viele bestimmten Vorrat an Verbandmaterial, immerhin so vollständig angelegt, daß die Wundabsonderung aufgesaugt und ein Verbandwechsel möglichst vermieden wird. Die Verwundeten erhalten sodann ein Wundtäfelchen, das als ein sehr wichtiges Erfordernis anerkannt ist. Nichts stört den Heilungsverlauf mehr, nichts ist mit Rücksicht auf die gebotene Sparsamkeit verkehrter als ein unnötiger Verbandwechsel. Die meisten Verwundeten werden ja freilich trotz aller Belehrung stets die Empfindung einer Vernachlässigung haben, wenn sie nicht täglich verbunden werden; das darf uns aber nicht von der Wahl des allein richtigen Wegs abhalten. Das Wundtäfelchen enthält kurz die Angaben, deren der Arzt zur Beurteilung bedarf, der den Verwundeten demnächst in Behandlung bekommt. Durch bestimmte Färbung der Täfelchen wird schon ohne weiteres angezeigt, welche Verwundeten der sofortigen Versorgung bedürfen.

Bei dem weiteren Vorrücken des Heers müssen die Sanitätsanstalten in Erwartung neuer Verluste so schnell als möglich folgen. Vom Hauptverbandplatz werden die Verwundeten von den Feldlazaretten übernommen; diese müssen aber auch mit Personal und Material so schnell als möglich folgen. Die Kranken werden an Ort und Stelle von dem Kriegslazarettpersonal übernommen, bis der Abschub durch die Lazarettzüge nach den Reservesanitätsanstalten der Heimat und damit die sogenannte Krankenzerstreuung erfolgen kann.

Dieser so komplizierte Mechanismus hat sich im Krieg 1870/71 bewährt. Er wird auch in einem künftigen Krieg erprobt werden, verbessert durch die Errungenschaften der modernen Chirurgie, der wir gerecht werden müssen, soweit es die Kriegsverhältnisse gestatten.

Den Riesenschritten der Technik in der Herstellung der modernen Waffen kann die Heeresleitung nur allmählich und nach genauester Prüfung folgen. Ebenso kann bei der rastlosen Arbeit an der Gestaltung immer besserer Methoden der Wundbehandlung von der Sanitätsverwaltung nur dasjenige angenommen und dem gegebenen Rahmen angepaßt werden, was sich auf die Dauer bewährt hat.

Die Abtötung der Keime durch Dampf und kochendes Wasser und die Waschungen bedingen das Vorhandensein reichlicher Wassermengen und entsprechender Einrichtungen. Wasser ist jedoch im Krieg ein kostbarer Stoff und häufig gerade da, wo er gebraucht wird, gar nicht vorhanden. Es sind daher die chemischen Mittel zur Sterilisation der Verbandstoffe nicht zu entbehren; sie werden demnach mit

Sublimat imprägniert, außerdem werden ausreichende Mengen von Sublimat, Karbolsäure und Jodoform mitgeführt.

Für die stabileren Verhältnisse des Feldlazaretts ist durch Einführung des Sterilisationsapparats von Oberstabsarzt Dr. Heyse die Möglichkeit geboten, die Instrumente durch Kochen und auch die Verbandmittel durch Dampf keimfrei zu machen. Auch gewährleistet ein größerer Vorrat an Wäsche die Aussicht, daß der Betrieb des Feldlazaretts — bei einigermaßen günstigen räumlichen Verhältnissen — dem eines modernen Krankenhauses gleichkommen wird.

Hinsichtlich des Bedarfs und der Beschaffenheit von Instrumenten und Geräten gehen die Ansprüche weit auseinander. Der Meister kann sich hier nur in der Beschränkung zeigen. Es ist unmöglich, der Liebhaberei eines Jeden Spielraum zu gewähren, wo manche Chirurgen nur mit den von ihnen angegebenen Instrumenten auf Operationstischen eigenen Modells zu arbeiten gewohnt und gewillt sind. Das Notwendige ist in allen Sanitätsformationen des Heeres in bester Beschaffenheit vorhanden, jeder Feldarzt muß damit arbeiten und auskommen können. Bei einer so praktischen Wissenschaft wie der Chirurgie ist es erklärlich, daß zur Erreichung eines Ziels verschiedene Wege eingeschlagen werden können.

Ueber die Versorgung der Schußverletzungen bestehen wesentliche Meinungsverschiedenheiten nicht mehr, doch sieht man bei den Friedensverletzungen vielfach verschiedenes Vorgehen. Im Feld kann das Verfahren jedoch nur ein einheitliches sein. Im Frieden dem Einzelnen so viel Bewegungsfreiheit als möglich, in einem großen Organismus ist sie ohne Zeitverlust schädlich. Zeit darf aber nicht verloren werden; jeder Verwundete will und soll so schnell als möglich versorgt werden. Nach v. Bergmann kann heutzutage auf dem Verbandplatz nicht anders als schablonenmäßig gearbeitet werden. Erfolge lassen sich im Krieg nur dann erzielen, wenn nicht nur das Material einheitlich, sondern auch das Personal nach einheitlichen Grundsätzen eingeübt ist.

Bei der Arbeit nach diesen Grundsätzen dürfen wir zuversichtlich vertrauen, daß die Feldärzte auch im Krieg den Aufgaben der modernen Chirurgie vollkommen gewachsen sein werden zum Wohl der Verwundeten, zum Wohl des Vaterlandes.



Die thörichte Jungfrau.

13. Fortsetzung. Roman von Rudolf Stratz.

Ellinor nickte nur und ging ihrem Begleiter voraus durch die Mitte des Kessels, um den Steinfall zu vermeiden, nach dem mächtigen Schuttriegel, dessen steiler Riesenwall das Thal nach unten sperrte. Als erprobte Höhenwanderer mühten sie sich nicht erst, zaghaft klimmend, in der unter ihren Füßen lebendig werdenden, sich rührenden und gleitenden haushohen Schicht von Bruchsteinen. Sie ließen sich, bis zu den Knöcheln in dem Schotterstrom stehend, einfach mit hinuntertragen, nur darauf bedacht, mit der rückwärts gestemmten Eisaxt die Schnelligkeit der Fahrt zu regeln und dicht beisammen zu bleiben, damit nicht ein rückwärts losgelöster Block den weiter vornbefindlichen Genossen beschädige. Wie ein breiter Fluß rauschte weithin die zähe Schuttmasse, kaum daß sie fest darin Fuß gefaßt hatten. Vor ihren Augen glitt es hundertfach, tausendfach im Gewimmel des sich übereinanderschiebenden, eifrig wandernden Geröllbettes; in ihren Ohren klang der dumpfe, donnernde Sang der aus ihrem Schlaf aufgeschreckten Steine, mit denen sie zu Tage glitten. Es war eine seltsame Empfindung, stillzustehen inmitten des fließenden steinernen Spiegels und sich doch gleichzeitig rasch abwärts getragen zu fühlen, als fuße man auf dem schuppigbeweglichen Rücken eines fabelhaften, brüllend nach Beute niederkriechenden Ungeheuers. Einem Neuling hätte bang werden können inmitten des tausendfältigen Gepolters, dieses Drängens und Quetschens, mit dem die Schuttbrocken wie lebende Wesen die Knöchel umspannten. Aber die beiden kannten die Berge; sie wußten, es gab trotz allem Lärm nichts Gefahrloseres als solch eine Rutschfahrt auf steiler Schotterwand.

Ebenso schnell verlief ihr weiterer, fast schnurgerade hinabführender Abstieg.

Ein paar einsame, weltenferne Hochthäler mit halbwilden, scheu und doch nach Salz lüsternen, die Fremdlinge umkreisenden Ziegenherden, weite von dem friedlichen Gebimmel der Kuhglocken erfüllte Matten und dort der Blick hinab ins Thal — in das obere Engadin mit der leuchtenden Himmelsfarbe seiner Seen unter dem Tiefblau des Zenits, die wie eine verstreute Perlenreihe aus dem Lichtgrün der Wälder, dem satten Epheudunkel der Wiesen blinkten, mit seinen friedlichen, hochgiebligen Dörfern und dazwischen den fensterreichen Riesenkasten, den Türmchen und Ziergärten der Hotels.

Am Eingang zu St. Moritzbad blieb Prinz Wilfried stehen. „Auf Wiedersehen ein andermal! Wir treffen uns ja immer wieder und halten oben in den Bergen gute Kameradschaft. Ich geh in mein Hotel. Es ist jetzt die Zeit, wo der Brief aus Thieregg kommt — mit Nachrichten, wie es meinem armen kleinen Wesen geht. Und Sie finden die Ihrigen ganz nahe nebenbei. Um diese Mittagszeit ist ja alles ohne Ausnahme im neuen Stahlbad."

Sie zögerte. „Ich möchte jetzt eigentlich nicht unter Menschen. Wenn man oben aus der Höhe, aus der Einsamkeit kommt —"

„Dann gerade! Dann sieht man den Jahrmarkt unten mit offenen Augen, wie er ist. Das ist ein stilles, bescheidenes Vergnügen und thut niemand weh. Ich bin fast jeden Tag auf dem Jahrmarkt gewesen, wenn ich die Berge hinter mir hatte, und hab mich gewundert — weniger über die Menschen um mich, als über mich selber — daß ich das alles gar nicht so ernst und wichtig finden kann, was ihnen so wertvoll vorkommt!"

„Aber in dem Touristenanzug kann ich doch nicht —"

„Niemand kümmert sich um Sie. Besonders, wenn Sie jetzt noch Ihren langen grauen Mantel umlegen! Sie sind Zuschauer wie all die andern Neugierigen, die aus Samaden oder Pontresina herüberkommen, um einmal das Ausstattungsstück in St. Moritz anzusehen. Ein Weihefestspiel der Kleider und Krawatten! Zu einer Komödie gehört doch auch Publikum. Für die Mitwirkenden freilich nicht, denen ist die ganze übrige Welt Luft. Sie spielen sich nur selbst etwas vor und amüsieren sich dabei göttlich!"

Sie lächelte. „Wenn Sie das sagen, der doch selbst zu diesem auserwählten Kreis gehört —"

„Es giebt Menschen, die gehören überall hin und nirgends," sagte er leichthin. „Gehen Sie nur zum Stahlbad und sehen Sie sich die Gigerln an. Man glaubt ja vielfach, es gäbe keine Gigerln, sondern das sei eine Erfindung der Witzblätter, und eigentlich hat man recht. Aber hier ist noch ein Schlupfwinkel, wo sich diese seltene Spielart des Menschen versteckt hält, in einem Alpenhochthal, fern von der Eisenbahn und den Städten, etwa wie die letzten Steinböcke am Monte-Rosa. Das sind wilde Schafe, und hier werden Sie zahme Schafe finden — das ist der ganze Unterschied!"

„Verzeihen Sie eine Frage!" sagte Ellinor. „Wenn Sie mitten unter den vornehmen Gigerln sind, erzählen Sie dann das auch?"

„Nein!" erwiderte der kleine verwachsene Prinz und bot ihr die Hand zum Abschied. „Da schweig ich und thu ihnen leid, weil ich melancholisch bin und sie vergnügt. Und sie haben recht. Das ganze Geheimnis des Lebens ist, sich über eine neue modefarbene Weste zu freuen wie ein Kind. Wer das kann, ist glücklich. Wir können das nicht, weil wir einsame Leute von oben sind. Uns haben die Berge trübe gemacht, oder wir tragen unsern Trübsinn zu den Bergen — je nachdem! Leben Sie wohl, mein lieber Kamerad! Amüsieren Sie sich über die bunte Menagerie dadrinnen!"

Sie trennten sich, und Ellinor trat, dem Zug der Eintretenden folgend, in die große Halle des neuen Stahlbads.

Ein Gewirr von Menschen, eine Art Promenadenkonzert umfing sie, mit Musikklängen und einem Stimmdurcheinander in Französisch und Italienisch. Wenig Englisch, fast gar kein Deutsch, das leise Rascheln duftiger Toiletten, das zarte Fegen der Schleppen, ein unbestimmtes Parfüm in der Luft.

Sie blieb beklommen am Eingang stehen. Es war wirklich wie ein Jahrmarkt: Buden mit Holzschnitzereien, Spitzen und Fremdenspielwerk zur Seite, das Schmeicheln eines Wiener Walzers von draußen und in der Mitte die halblaut plaudernde, einander zulächelnde und sich verbeugende Gesellschaft in seltsamen Karikaturen. Breitschultrige Briten in Pumphosen und Knabenjäckchen, massenhafter, kleingewachsener, schwärzlich und schwächlich aussehender italienischer Hochadel, gepflegte Boulevarderscheinungen in taubengrauen Schoßröcken und Beinkleidern und mit dem roten Bändchen im Knopfloch, geschminkte und gemalte Gesichter unter blumenkorbartig hohen Hüten, weißbärtige und glattrasierte, würdevoll wie Geistliche aussehende alte Herren ihnen als Beschützer zur Seite, und über das ganze Gewühl ragend eine ganze Anzahl hoch und kraftvoll gebauter junger Männer, Athleten der Aristokratie, die als wandelnder Triumph des Kammerdieners und des Schneiders in majestätischer Ruhe sich bewegten. Einige wienerisch-gemütlich und behaglich dreinschauend, andere wie hagere unternehmende Mephistos mit ungarisch aufgewichsten Bartspitzen, wieder dritte mit über die Lippen gekämmtem Schnurrbart und ausrasierten Bartstreifen den angelsächsischen Gentleman verkörpernd, ohne daß man doch ihre Abstammung kannte. Denn sie sprachen jede Sprache, oder vielmehr sie wechselten Bruchstücke einer jeden in gedämpftem, mattem Geflüster mit den Damen, nur kurz, beinahe geringschätzig untereinander. Eine lebensgroße Prachtausgabe des Gothaer Almanachs, die sich aus allen Ecken Europas zusammengefunden hatte, um hier ganz unter sich zu sein!

Ellinor wollte wieder leise die Thür öffnen. Sie kam sich in ihren Nagelschuhen und ihrem langen grauen Mantel wie eine Motte vor inmitten dieses glänzenden Kreises, der sie übrigens nicht im geringsten beachtete.

Aber da eilte Lotte auf sie zu, rosig, frisch und duftig in einem schicken Wiener Kostüm voll kleidsamer, babyhafter Koketterie, die sie noch jünger erscheinen ließ, als sie schon war. Und hinter ihr der Meister Josefus, mit seinem blonden Vollbart und den treuen deutschen Blauaugen schön wie immer. Er mochte tragen, was er wollte, es stand ihm. Auch dieser perlgraue Sommeranzug mit der lockeren zartrosigen Hemdenbrust und der seegrünen, selbstgeschlungenen Krawatte.

„Du willst doch nicht fort?" fragte Lotte aufgeregt. „Hier ist's doch zu nett! Hier sieht man doch Menschen — statt all der kaputen Tempel in Griechenland und — mach nur nicht gleich so ein Gesicht — und was für Menschen! Ich hab's vorhin dem Meister Seppl gesagt: hier ist das Natürliche! Nämlich in der ganzen Natur sind doch die Männchen schöner als die Weibchen, z. B. ein Pfau oder ein Löwe mit seiner Mähne, wie unser Meister — bloß bei uns Zweifüßlern putzen sich immer die Frauen. Aber hier ist's umgekehrt: hier sind die Männchen das schöne Geschlecht, und wir dürfen dabei stehen und sehen und staunen! Wieviel verschiedene Westen und Krawatten giebt's doch auf der Welt! Ich hätt das nie geglaubt. Und keiner hat sie ebenso wie der andere. Schau, dort ist eine zimmetfarbene, schiefgeschnittene Weste mit blauem Hemd und purpurner Krawatte — da hat einer ein blutrotes Leibchen angezogen mit einem apfelgrünen und weißgetupften Hemd und einem himmelblauen Schleifchen darüber. Der hat wieder was Weißes um den Hals und was Blau- und Weißgestreiftes darunter und was Schieferblaues mit kleinen Rostfleckchen als Gilet darüber. Und dazu die ernsten Gesichter und die Pumphöschen und die schwarzen Seidenstrümpfe und die langen Lackstiefel. Und andere mit ihren Bügelfalten und Armbändern und Monocles und dem hohen, grauen Hut und dem grauen Winterpaletot, und draußen steht der Diener mit dem Sommerpaletot zum Wechseln, wenn die Sonne zu sehr sticht. Wonnig sind die Männer, wenn sie uns nachmachen — zum Totlachen! So komisch sind sie mir noch nie vorgekommen!"

„Und dabei hat sich der Meister Josefus in Wien von dir gerade so equipieren lassen!" sagte Ellinor.

Lotte machte erstaunte Augen. „Wenn man schon nach St. Moritz geht! Da soll ihn keiner hier auslachen! Was die hier können, kann er auch. Gestern sagte ein Herr im Postwagen, man brauche in St. Moritz anständigerweise für die Woche ein Dutzend Anzüge und dreißig Westen. Soviel hat der arme Seppl gar nicht! Nicht ein Viertel! Wir haben nur das Allernötigste angeschafft



in Wien. Gottlob, daß wir wenigstens über Triest und Wien zurückgefahren sind!"

Ihre Schwester achtete nicht mehr auf das Geschwätz. „Hast du schon mit dem Herzog gesprochen?" fragte sie, unterdrückte Unruhe in der Stimme, den als Ringstraßendandy verkleideten Meister Josefus.

„Nein!" sagte Lotte sehr bestimmt an seiner Stelle. „Ich hab's nicht erlaubt! Erst mußten die Anzüge aufgebügelt werden! Heute die ganze Nacht hindurch hat der Schneider gearbeitet. Sie waren ganz zerdrückt im Koffer! Jawohl, liebe Schwester, derlei ist hier sehr wichtig. In seinem Atelier beurteilt man den Seppl nach seinen Werken, und wenn er zehnmal einen schmutzigen Töpferkittel anhat. Hier wird der Mensch nach seinem Aeußeren taxiert, und der Herzog würde sich schön wundern, wenn —"

In den Gruppen vor ihnen entstand eine Bewegung — ein unterdrücktes Flüstern und Fragen.

Eine auffallend schöne, hohe Frauengestalt war in der Thür erschienen. Auf dem mattgetönten jugendlichen Napoleonskopf, den ein Gespinst rotseidenen Goldhaars wie ein durchsichtiger Glorienschein umrahmte, lag das kühle Lächeln einer Herrscherin, die kaum auf die Reden ihrer Umgebung hinhört oder einen ihrer Kavaliere, den neben ihr gehenden knochigen und sonnengebräunten Sportsman mit dem britischen Bulldogggesicht oder die glattrasierten, wie junge Geistliche im Gigerlgewand aussehenden Swells dahinter einiger flüchtig hingeworfener Worte würdigt.

Sie durchschritt den Saal seiner ganzen Länge nach, rasch, mit elastisch wiegendem Gang und der vollkommenen Sicherheit der Weltdame, die gar nicht zu ahnen scheint, daß aller Augen ringsherum auf ihr ruhen, und ließ sich am andern Ende des Raumes einen Becher des heißen Stahlbrunnens mit einer Glasröhre reichen. Die Komödie, zu thun, als sei man wirklich zur Kur in St. Moritz, schien ihr also unerläßlich.

Während sie langsam schlürfte, musterten ihre großen, dunklen Augen gleichgiltig das Publikum. Es war, als sähe sie diese Menschen und sähe sie doch auch nicht; so belanglos kamen sie ihr alle vor.

„O, die ist schön!" murmelte Lotte und staunte, naiv wie ein kleines Schulmädchen eine Ballkönigin bewundert, die Fremde an. „Und was sie für Gigerln mit sich hat — noch toller als die andern!"

„Die Prinzessin von Eck!" sagte jemand halblaut in der Gruppe neben ihnen zu seinem Nachbar.

Bei dem Namen „Eck" war Ellinor aufmerksam geworden. Sie wandte unwillkürlich mit einer heftigen Bewegung den Kopf nach der schönen Frau und sah, daß auch ihre Blicke auf ihr oder ihren Gefährten ruhten. Eine Sekunde schauten sich

die beiden, die blasse, unscheinbare Bergsteigerin und die strahlende Schönheit drüben, fremd mit unbewußter Feindseligkeit in die Augen. Dann drehte sich Virginia zur Seite und flüsterte lebhafter als bisher dem hochgewachsenen alten Grandseigneur, der sich ihr inzwischen genähert hatte, ein paar Worte zu.

Gleich darauf eilte der Herzog Eberhard mitten durch das neugierig Spalier bildende Gedränge zum Meister Josefus hin.

Ein graziöses Lächeln erhellte das verwitterte Gesicht des greisen Kavaliers. Er winkte, mit einer unnachahmlichen Handbewegung aus dem vorigen Jahrhundert, einem gütigen und herablassenden Fächeln der Finger wie ein gepuderter Marquis von Versailles, schon von weitem seinen Gruß.

„Aha, da haben wir ihn!" rief er in einem angenehmen Halbklang der Stimme und schob behutsam seine Handschuhspitzen in die breiten Fäuste des Meisters. „Sie sehen mich beglückt, mein lieber Professor, beglückt — ja!" Er sann nach. „Beglückt!" wiederholte er dann noch einmal. „Ich weiß nichts anderes. Nehmen Sie einem alten Mann seine Freude nicht übel!"

„Aber ich bitt' schön, Hoheit!" sagte der Meister Josefus bescheiden und that, als sei er ganz verlegen. Er war dem Herzog gegenüber sofort ein ganz anderer geworden als bisher — treuherzig, bieder, harmlos, heiter und doch respektvoll, ganz wie eben ein Bauernbub mit einem hohen Stadtherrn redet. Er wußte, daß der verwöhnte alte Feinschmecker und vermeintliche Menschenkenner das an ihm liebte, das Naturwüchsige, Ursprüngliche — das erfrischte den welken Kavalier.

„Zuviel Ehr', Hoheit!" sagte er noch einmal.

Aber der andere lächelte nur fein und siegreich und klopfte ihm beinahe zärtlich auf die Schulter. „Tiens, wir haben ihn — unsern lieben Künstler! Aber jetzt lasse ich Sie nicht mehr von mir!"

Er führte ihn vorsichtig, als fürchte er, der eingefangene blonde Löwe könne ihm noch einmal entspringen, durch die Lästerallee der Gäste auf Virginia und ihre Gruppe zu. „Ich bin — ja, wir alle waren eben im Begriff, eine kleine Ausfahrt zu machen. Ich werde Sie meiner Nichte präsentieren. Sie schenken uns diesen Tag — ja? Keine Widerrede, mein Allerbester!"

„Mir ist es schon recht, Hoheit!" sagte Meister Josefus fröhlich.

Er fühlte sich doch sehr geschmeichelt, am Arm des Herzogs inmitten der vielen staunenden Leute, und vor allem hatten seine Künstleraugen sofort dort drüben Virginias jugendlich-schönen, weichlichen Cäsarenkopf gesehen. Dieser Kopf — diese ganze Frau war ein Fund, ein Ereignis für einen, der in Schönheit schafft. Derlei einen halben Tag lang studieren, das war ein Gewinst, an dem man lange zehren konnte!

Die beiden Schwestern hatten sich gleich beim Nahen des Herzogs zurückgezogen. Sie wußten es wohl: vom Meister Josefus als seine Freundinnen vorgestellt zu werden, hatte für junge Damen seine Schattenseiten. Es empfahl keineswegs, sondern erweckte ganz bestimmte und meist auch gerechtfertigte Vermutungen. Besonders, wenn man so bildhübsch war, wie Lotte!

Sie stand auf dem Platz vor dem Stahlbad neben Ellinor und blinzelte nach dem Prunkhotel gegenüber. „Ein Viererzug!" flüsterte sie ganz erschrocken. „Du, sieh nur, einen Viererzug haben die sich mit ins Engadin geschleppt! Müssen **die** aber Geld haben! Jetzt sind sie alle oben! Und Meister Josefus darf zwischen einem lebendigen Herzog und einer wirklichen Prinzessin sitzen — auf dem Ehrenplatz! Er thut noch so, als ob er sich bescheiden wehrte — unser guter Seppl! So ein nichtsnutziger Geißbub! Und die hohen Herrschaften merken natürlich gar nicht, wie er sich innerlich über sie lustig macht. So, jetzt blasen sie in das Horn! Ach, wenn ich da mal mitdürfte — so ganz bescheiden und artig, ganz hinten — aber mich nimmt natürlich keiner mit! Es wäre auch zu spät, da fahren sie hin!"

Es zuckte um Ellinors Lippen. „Ja, da fahren sie hin, und der Meister verkauft ihnen seine Seele!"

„Ach, er hat ja gar keine!" meinte Lotte naiv.

„Also seine Kunst, seine Zukunft, seine Ideale —"

„Na — schließlich?" Ihre schöne Schwester schaute, kindlich lächelnd, der davonrollenden Mailcoach nach. „Wenn man ordentlich was dafür kriegt — warum denn nicht? Weißt du, ich bin nicht so!"

20.

Meister Josefus war glücklich. Er thronte hoch oben über den gemeinen Sterblichen, die neben dem Viererzug im Staub der Landstraße keuchten oder in ordinären zwerghaften Einspännern sich rütteln ließen, zwischen einem Fürsten und einer statuenschönen Frau, die unnahbarste Welt des Gothaer Almanachs und der internationalen Hochfinanz hinter sich. Die herbe, klare Luft des Engadins spielte mit seiner flatternden Löwenmähne, die Sonne überstrahlte golden die liebliche Größe der Landschaft, die weißen Dörfer, die grünen Matten, die kornblumenfarbenen und smaragdschillernden Seen, das blendende Firngezack am zartblauen Himmel, und vor ihm rissen, von Mr. Owens haariger Meisterhand gezügelt, die vier edlen Rosse schäumend das Prunkgefährt hinaus in die weite Welt, in das große, sonnige Leben.

Er kam sich majestätisch vor, wie er da oben saß. Er hatte nicht nur ein tiefes Mitleid mit der armseligen, staubschluckenden Menschheit zu seinen Füßen, nein, sogar gegen die hinter ihm auf dem Deck der Mailcoach gedrängte Herrenwelt empfand er beinah schon ein Gefühl stiller Würde. Wer diese Gentlemen waren, wußte er nicht recht. Die meisten, die glattrasierten, die wie athletische Reverends aussahen, sprachen kein Deutsch und hatten sich bei dem flüchtigen Gemurmel der Vorstellung darauf beschränkt, ihm die Hand zu schütteln und festzustellen, daß das Wetter heute „lovely" und die Gesellschaft von St. Moritz „very select" sei.

Dann war da noch ein junger Diplomat, der ewig schwieg und ewig lächelte und von dem die Rede ging, daß noch niemand, nicht einmal seine eigene Frau, habe feststellen können, ob er eigentlich sehr klug oder sehr dumm sei. Ferner ein Magnat aus Transleithanien, der aus seiner Dummheit kein Hehl machte und sich ihrer als eines Erbteils seiner Väter nicht schämte, und ein Milchbart von einem englischen Lord, mit seinen neunzehn Jahren bereits Weltumsegler, Tigertöter und nebenbei vielfacher Millionär. Doch verlor er darüber, nach der vornehmen Sitte seines Stamms, nie ein Wort, sondern blickte still und mit einem leidenden Ausdruck in den guten Knabenaugen nach Virginia hinüber. Er schien hoffnungslos in sie verliebt.

Meister Josefus nicht! Ihre blühende, lebenswarme Schönheit fesselte ihn rein sachlich, als ein Sonntagswerk der Natur. Ein Körper voll Kraft, zu leben und zu ge-



nießen, und, auf dem matten Oval des goldhaarigen hochmütigen Napoleonskopfs sich spiegelnd, eine Seele voll kalten Wollens und Wissens. Das reizte seine Künstlerhand. Derlei nachzubilden in seiner altrömischen, klassischen Härte und Weichheit zugleich! Aber weiter ging es nicht.

Sie schien das auch zu merken und sprach nicht viel. Einen Künstler neben sich zu haben, war ihr eigentlich „shocking". Das waren Menschen, die man bezahlte, Menschen aus der Menge unten, die wie die andern etwas von einem haben wollten, Titel, Amt, Aufträge und Orden. Ihr Mannesideal, der angelsächsische „independent gentleman" wollte nie und von niemand etwas, diente keinem, hatte selbst alles, was er vom Leben nur brauchen konnte, und ging aufrecht als ein Herr über die britische Erde.

Auch der alte Herzog war ziemlich schweigsam, besonders als sie jetzt über das langgestreckte, holperige Pflaster von Pontresina rollten, inmitten des bunten Lebens der Hochsaison, das in diesen ungewöhnlich milden ersten Septembertagen noch das Engadin erfüllte. Waren doch weithin sogar die Bauernhäuser im Ort selbst und den Dörfern der Umgegend mit Fremden besetzt: ganze Familien, die, unvorsichtig angekommen, in ihre einzelnen Bestandteile zerrissen und stundenweit voneinander entfernt einquartiert wurden. Und trotzdem irrten jeden Abend, wenn unter Peitschenknall und Hörnerklang die lange, staubbedeckte Reihe der Postwagen von Thusis vorgefahren war, neue Ankömmlinge, gepäckbeschwert, staubig und hungrig von einem Gasthaus zum andern und nächtigten schließlich in einer Droschke, auf einem Billard oder einer Pritsche im Hausflur.

Meister Josefus wußte das und schmunzelte befriedigt. Es fiel ihm der Abend seiner gestrigen Ankunft in dem noch viel exklusiveren St. Moritz ein — dies unnachahmliche, mitleidig-suffisante Lächeln, mit dem der majestätische Maitre d'hotel einen Trupp salopper deutscher Touristen, Herren und Damen, ersucht hatte, doch in vier bis sechs Wochen noch einmal wegen eines Quartiers nachzufragen, und dann — zum staunenden Aerger der Zurückgewiesenen — diese schmeichelnde, unterwürfige Zuvorkommenheit der Frackträger, die ihm, dem Meister, das Gepäck abnahmen und ihn in die von Seiner Hoheit, dem Herzog von Siebenwalden, bestellten Gemächer führten.

Das war eben die große Welt. Die hob einen wie eine Wolke über alle Niederungen und alle Kleinlichkeiten empor. Die stellte überall das „Tischlein deck dich" bereit und zauberte ein dienstfertiges Lächeln auf alle Gesichter. Die trug einen auf rollenden Rädern im Sonnenschein hoch über der Menge, wie einen satten, zähnestochernden Halbgott, im Flug über die schöne Erde.

Meister Josefus war ganz würdevoll, ganz ernst geworden. Ein Bild aus dem Zillerthal fiel ihm ein, eine winddurchpfiffene, aus Bruchsteinen ärmlich an eine Felswand geklebte Hütte und drinnen, auf einem Bündel schmutziger Hadern, ein nasser, hungriger, durchfrorener Geißbub, der mutterseelenallein droben auf der Alpe sich sein Reisigfeuerchen anmacht und inmitten des Rauchs, in dem die blauen Kinderaugen thränen, an langen Abenden aus Langeweile mit seinem Messer an einem Stück Holz herumbastelt und sich kindisch seiner Kunstfertigkeit freut.

Und derselbe Geißbub saß jetzt da als ein majestätischer Dandy, den das Volk unten am Weg für einen Großfürsten oder Erzherzog halten mochte, mit wallendem Siegfriedsbart, den goldenen Zwicker über den tiefschauenden großen Künstleraugen, inmitten der blaublütigsten Wappenträger, der hochmütigsten Erbsöhne der Millionenwelt, und sie betrachteten ihn wie ihresgleichen! Sie ehrten ihn sogar und gaben ihn der Sonne ihres Kreises, der tizianischen Schönheit zu seiner Linken, als Nachbarn.

Er holte tief Atem. Er empfand plötzlich einen unbändigen Respekt vor sich selbst! Er hatte es doch weit gebracht im Leben. Weiter als die um ihn, die sich nur die Mühe gegeben hatten, geboren zu werden! Und er konnte es noch weiter bringen! Nur klug mußte man sein — auf seinen Vorteil passen! Wer vom Weg abweicht, den beißen die Hunde! Und drüben auf dem großen Markt, wo es Geld und Güter regnet, haben ihn die Menschen dann bald vergessen!

Man hatte jetzt den Wagen verlassen und sich in dem kleinen Chalet am Gletscher um einen Kaffeetisch gruppiert. Ringsum saß die buntscheckige, vielsprachige Touristenwelt und kam und ging in ewigem Gewimmel um den zahmen, mürrisch in seinem schmutzigen Moränenbett hingelagerten Eisstrom. Dunkle Punkte kletterten auf einer gegen ein Trinkgeld zugänglichen Treppe von Firnstufen bis hinauf auf den Rücken des Riesen, über den in weiter Ferne die bleichen Kolosse der Berninagruppe, von Mittagsflor umsponnen, wie ein weißes Märchenreich zum Himmel ragten. Die schwarzen Insekten krochen, wenn sie sich oben lange genug in verwegenen Stellungen gesonnt hatten, am Billettschalter vorbei in die künstliche Eishöhle; sie klommen an den Schuttwänden des Thales jodelnd auf und nieder und umspielten wie die Mücken im Sonnenschein den toten, stundenlangen Lindwurm von krystallklarem Eis, der aus seinen unzugänglichen, weiß dräuenden Schlupfwinkeln in der Hochwelt langsam herabgeglitten war.

Dazwischen tauchten jetzt ein paar fremdartige Gestalten auf. Die meinten es ernst mit den Bergen. Die hatten sie wirklich besucht und kamen von dort, von dem Gipfel des Engadiner Königs, des Pig Barmia. Zwei verwetterte vollbärtige Männer in braunen Loden, gerollte Seile um die Brust, den Rucksack im Kreuz, die Eisaxt in der Hand — Bergführer aus Pontresina — und hinter ihnen ein hagerer ältlicher Tourist mit einem faltigen Magistergesicht unter goldener Brille und einem grämlichen Lächeln darauf, als bereite ihm die im Thal schmausende, wandernde und seiner nicht achtende Menschheit einen empfindlichen Schmerz und zugleich eine trübe Genugthuung.

Meister Josefus fuhr halb auf. Jawohl, das war der wunderliche Heilige, der damals auf der Jungfrau in die Gletscherspalte hineingelugt und ihn und Lotte an seiner seidenen Strickleiter aus den Gründen des Rotthals errettet hatte. Er hatte ja selbst beim Verlassen der Zahnradbahn gesagt, daß er nach dem Engadin zu wallfahren gedenke, nach Sils-Maria, zum Zarathustrafelsen von Surlei. Der Siegfried wollte ihn auf sich aufmerksam machen, ihn anrufen — aber ihm stockte der Ruf in der Kehle. Er konnte doch nicht schreien, in dieser Gesellschaft, daß alle die Köpfe nach ihm und dem verwitterten Alten vom Berge drehten, der so gar nicht in den Kreis der Stammbäume und Geldsäckel hineinpaßte.

Aber da war der Wüstenprediger auch schon verschwunden — weiter auf dem um das Chalet herumführenden Fahrweg, wie ein Schatten, der plötzlich auftaucht und wieder vergeht.

Fortsetzung folgt.



Die Pariser Weltausstellung 1900.

Von Wilhelm Hartmann, Professor der Kgl. Technischen Hochschule.

II.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Von den Ausstellungsbaulichkeiten ist jetzt der weitaus größere Teil fertiggestellt; nur an einigen Ecken wird noch gebaut, an andern Stellen fällt schon wieder etwas ein. Aber das ist nur eine Folge der Stetigkeit der Naturkräfte, die an allem nagen und zertrümmern, was zu schwach ist. Nach dem Einsturz der Passerelle an der Avenue Suffren sind nur noch einige Teile des Gipsplafonds unter den Galerien, ohne großen Schaden zu thun, auf Ausstellungsgegenstände und Passanten gefallen. Jetzt wird alles auf das sorgfältigste nachgesehen und ausgebessert; Laufbrücken, Stege und Galerien werden durch Belastungsproben untersucht und danach häufig verstärkt. Es ist also zu hoffen, daß späteren Besuchern nichts mehr auf die Köpfe fällt.

Auch die Schutthaufen sind mehr und mehr in die Winkel gedrängt, und wo solche nicht vorhanden, aber nötig waren, hat man aus Segel- oder Sackleinwand und Latten mehr oder weniger geschmackvolle Kulissen aufgebaut, die den Besucher in vorsichtiger Weise daran erinnern, daß er sich auf einer Weltbühne befindet, einer Bühne mit Hohlräumen, Kanälen und Versenkungen, die je nach dem Ort oder der Zeit der Darstellung geschlossen oder offen sind und im letzteren Fall leicht als Besucherfalle dienen können. Das Fallen nimmt jetzt aber ab, das sicherste Zeichen, daß die Ausstellung bald fertig sein wird. Einige Teile sind schon ganz und gar fertig.

Der von dem Innern von Paris, der Lage der großen Hotels, kommende Besucher stößt zuerst auf die von der schon erwähnten Parisiana gekrönte Porte monumentale, ein dreibeiniges, bläulich abgetöntes Kuppelgewölbe, mit drei großen Bogenöffnungen, flankiert von zwei schlanken Pylonen, die die einen als Minarets, die andern als Obelisken, die meisten aber treffend gar nicht zu bezeichnen wagen. Das phantastische Bauwerk bringt den vorübergehenden Charakter von Ausstellungsgebäuden recht gut zum Ausdruck. Offenbar sind seine Formen und Verhältnisse besser für die Nacht- als für die Tagesbeleuchtung geeignet. In der That stellten es alle Abbildungen, die ich früher davon gesehen, im illuminierten Zustand dar, wobei die Dreibeinigkeit nicht vom Uebel ist. Seine zahlreichen elektrischen Lampen und Lämpchen werden von der Lahmeyer-Nürnberger Dynamo-Dampfmaschine mit Strom versorgt. Die Beleuchtungsproben haben dargethan, daß der Künstler die beabsichtigte Nachtwirkung erreicht hat.

Die Porte monumentale sieht man sich also besser bei Nacht an. Wer am Tage zum erstenmal in die Ausstellung will, nimmt besser den Eintritt durch die in der Nähe des Präsidentschaftspalais belegene Pforte von der Avenue des Champs Elysées aus. Hier hat man eine Anlage vor sich, die einen Vergleich mit dem Court of honour der Chicagoer Ausstellung zuläßt. Im Vordergrund rechts und links die gewaltigen Säulenhallen der beiden Kunstpaläste, dann die breite Alexanderbrücke mit den vier prächtigen hochaufragenden Eckpfeilern, darauf die Esplanade des Invalides und im Hintergrund die Kuppel des Invalidendoms über dem Grabe Napoleons. Zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit eine historische und eine optische Perspektive.

Der Abstand beider Endpunkte erscheint künstlich verlängert. Auf der Esplanade treten die Baulichkeiten näher aneinander und vergrößern die Wirkung der geometrischen Perspektive; der Dunst der Großstadt, der Pariser Staub — der offenbar die Gleichartigkeit der Stimmung erzeugt, denn nach Berichten im „Matin" enthält 1 Gramm davon 1 200 000 Mikroben — drängt vermöge seiner lichtschwächenden Wirkung den Hintergrund noch weiter zurück. So entsteht eine gewaltige Perspektive, deren Verschwindungspunkt im Kaiserdom liegt.

Verweilen wir einige Zeit bei den Kunstpalästen, so springt ihre Gleichartigkeit und doch wieder ein gewisser Unterschied sofort ins Auge. Beide sind in prachtvoll reinem französischen Sandstein erbaut in den Formen und Verhältnissen altgriechischer Bauwerke. Der kleinere, nach Osten zu liegend, enthält einen halbkreisförmigen, offenen, mit Granitsäulen umgebenen Hof, er bildet eine Galerie nebeneinanderliegender Räume, die zur Aufnahme alter französischer Kunstprodukte, als Goldsachen, Gobelins, Waffen, Gemälde, Emaillen, Möbel u. s. w. dienen. Das Innere dieses Baues steht mit dem Aeußeren in voller Harmonie.

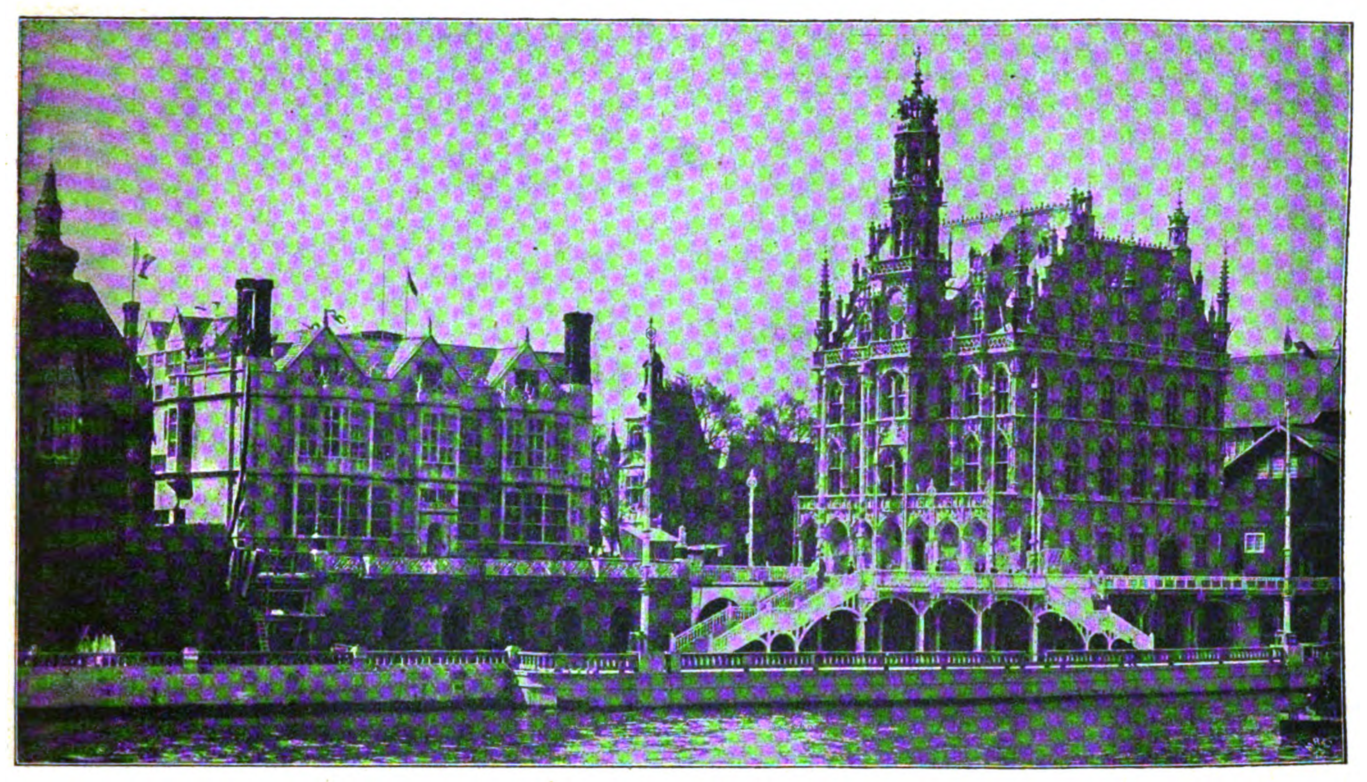
Von dem westlichen größeren Palast kann man nicht dasselbe sagen. Sein Inneres stimmt zum Teil mit der wuchtigen Fassade nicht überein. Hat man die prachtvolle Außenseite bewundernd betrachtet und das durch vorspringende Pfeiler etwas verdunkelte Portal passiert, so ist man überrascht, sich im Innern in einer überdachten Halle zu befinden, in die das Tageslicht von oben ungehindert hineinflutet. Ein von zwei Tonnengewölben rechtwinklig durchdrungenes Kuppelgewölbe überdacht einen T-förmigen Raum von gewaltiger Ausdehnung. Die tragende Eisenkonstruktion ist nirgends verdeckt und läßt die Erinnerung an reine Nutzbauten, beispielsweise an Bahnhöfe oder das Borsigwalzwerk in Oberschlesien, nicht unterdrücken. Die Verbindung von Stein und Eisen ist hier nicht geglückt, vielleicht auch kaum versucht. In dem mit seiner Fassade an die Avenue d'Autin anstoßenden kleineren Lichthof ist dagegen die tragende Eisenkonstruktion verschwunden; der ganze Raum ist aus einem Guß und macht mit seinen prachtvollen, als Dekorationsmittel benutzten Treppenanlagen einen bedeutenden Eindruck auf den Beschauer.

Gefüllt ist der große Kunstpalast mit Bildwerken und Gemälden. Die Bildwerke sind zum weitaus größten Teil in dem großen Lichthof untergebracht, die Gemälde in daranliegenden großen Sälen.

Alle Kulturvölker haben sich vereinigt, um diese Räume zu füllen. Alle Stimmungen, die in der bildenden Kunst Ausdruck finden können, scheinen vertreten zu sein. Mich führte der Zufall zuerst in einige rechter Hand gelegene Räume, in denen leider der Stumpfsinn und das Grausen die Ueberhand hatten und die reine Freude an harmonischen Abbildungen nicht aufkommen ließen. Diese Konzentrierung des Häßlichen an einer Stelle hat aber ihr Gutes, an den andern trifft man daher weniger. Das Schauerliche scheint aber den Künstlern minderer Begabung noch immer der liebste Vorwurf zu sein; es fällt durch seine Massenhaftigkeit auf, und die Masse kann immer nur Durchschnittsbegabung besitzen. Dem Geschmack der feinsinnigeren Besucher entsprechen diese Darstellungen offenbar nicht, denn ich sah viele, die sich schnell andern Kunstwerken zuwandten. Und an solchen ist gottlob kein Mangel, auch kann bei der Fülle des Dargebotenen jeder Geschmack Befriedigung finden.

Die Schlachtengemälde, z. B. „La Sortie de la Garnison Huningue" und andere heroische Darstellungen von Détaille, die Huldigung vor Napoleon und ähnliche Bilder von Vibert, Waldpartien und Landschaften von Michel, die Lady Codiva von Lefèbvre und viele andere französische Gemälde finden wegen ihrer vortrefflichen Ausführung und ansprechenden Sujets beständig zahlreiche Bewunderer.

In der ungarischen Abteilung fesselt durch den wunderbaren Glanz seines scharlachroten Seidengewands der Kardinal Schlauch von Benczur Gyula das Auge. Auf die Bilder des spanischen Künstlers Madrazo, der großbritannischen Marcus Stone, Graham, Swinburne und Alma Tadema, der amerikanischen Ridway Knight und Brown sei nur beispielsweise hingewiesen. Browns Straßenscene spielender Jungen läßt einerseits die Erinnerung an die fröhliche Schilderung Mark Twains von Tom Sawyers und Huckleberry Finn und andererseits an die Murillos der alten Pynakothek Münchens wach werden.

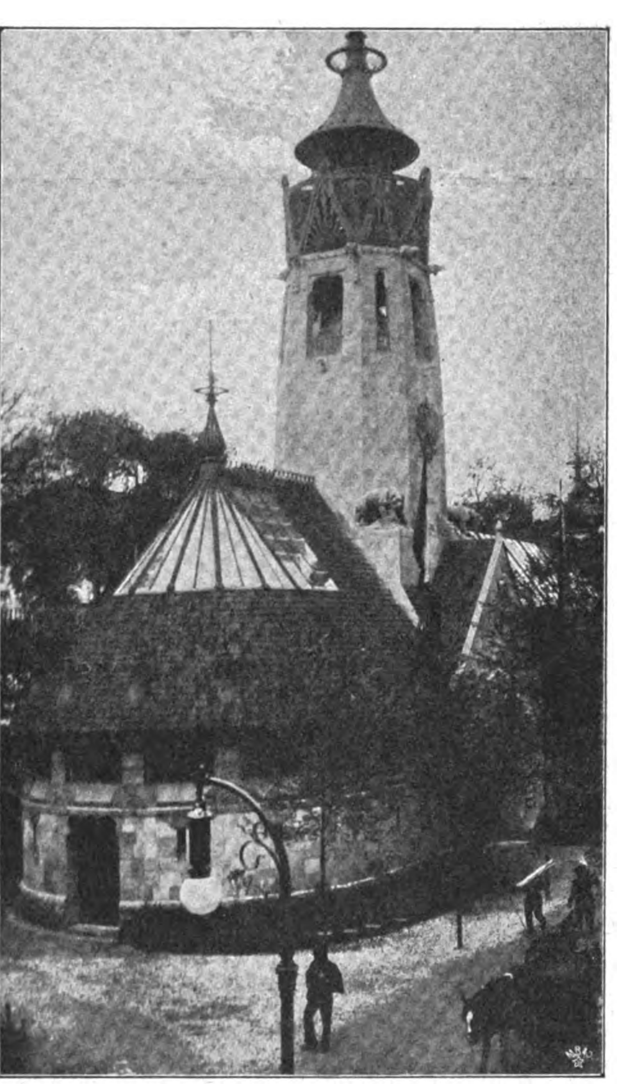


Die Strasse der Nationen auf der Pariser Weltausstellung: Das Englische und das Belgische Haus.
Photographische Momentaufnahme von Stengel & Co., Dresden.

Die Strasse der Nationen auf der Pariser Weltausstellung: Das Norwegische, das Deutsche und das Spanische Haus.
Photographische Momentaufnahme von Stengel & Co., Dresden.

Deutschlands Gemäldeausstellung bildet, wenigstens für uns Deutsche — ich glaube aber bemerkt zu haben, auch für andere — einen Ruhepunkt in der Flucht der Erscheinungen. Man braucht auch nur Namen zu nennen, wie Menzel, Kaulbach, Lenbach, Achenbach, Becker, Defregger, v. Uhde, Koner, Knaus, Gabr. Max, Simm, Saltzmann u. a., um dies leicht zu verstehen. Höchst interessant ist es, die Angehörigen andrer Volksstämme, namentlich der Franzosen, vor unsern Bildern zu beobachten und ihre Urteile zu hören. Die Spannung in Haltung und Gebärde, wenn sie sich dem Kaiserbild von Koner nahen; die verständnisvolle Bewunderung vor dem Eisenbahnkupee von Menzel, den lachenden Erben von Becker und dem Liebhaberkonzert von Simm; die Ausrufe fröhlichen Entzückens bei der Affengesellschaft von Gabr. Max, der Menagerie von Meyerheim oder des Hühnerstillebens von Hofner. Daß die Porträts von Kaulbach und Lenbach mit besondrer Bewunderung betrachtet werden, ist selbstverständlich. Der Kriegsrat von Defregger oder die Erstürmung des Kirchhofs von Leuthen von Röchling üben auf unsere kriegstüchtigen Nachbarn bedeutende Anziehungskraft aus.

Eines außerordentlichen Zuspruchs erfreut sich augenblicklich das Deutsche Haus. Es bildet wegen seiner markigen Erscheinung und seiner soliden Ausführung inmitten einer größtenteils im Ausstellungsstil gehaltenen Gebäudereihe einen Gegenstand des lebhaftesten Interesses für eine Bevölkerung, die, man möchte sagen, zu sehr an französische Bauweise und Stil gewöhnt ist. Seine aufregenden Formen und kraftvollen Verhältnisse, seine Giebel, Erker und Türme, die die Eigenartigkeit und das Selbstbewußtsein der deutschen mittelalterlichen Bauweise an den Ufern der Seine lebendig werden lassen, die bemalten Wandflächen mit ihren vom Maler R. Röhland herrührenden Darstellungen sagenhaften Inhalts und ihren in gotischen Buchstaben ausgeführten Sinnsprüchen reden in einer hier bislang zu wenig gekannten Sprache und legen Zeugnis ab für die Bedeutung und Selbständigkeit der deutschen Architekturentwicklung.



Bilder von der Pariser Weltausstellung: Das finnische Haus.
Photographische Momentaufnahme von Georges Delton, Paris.

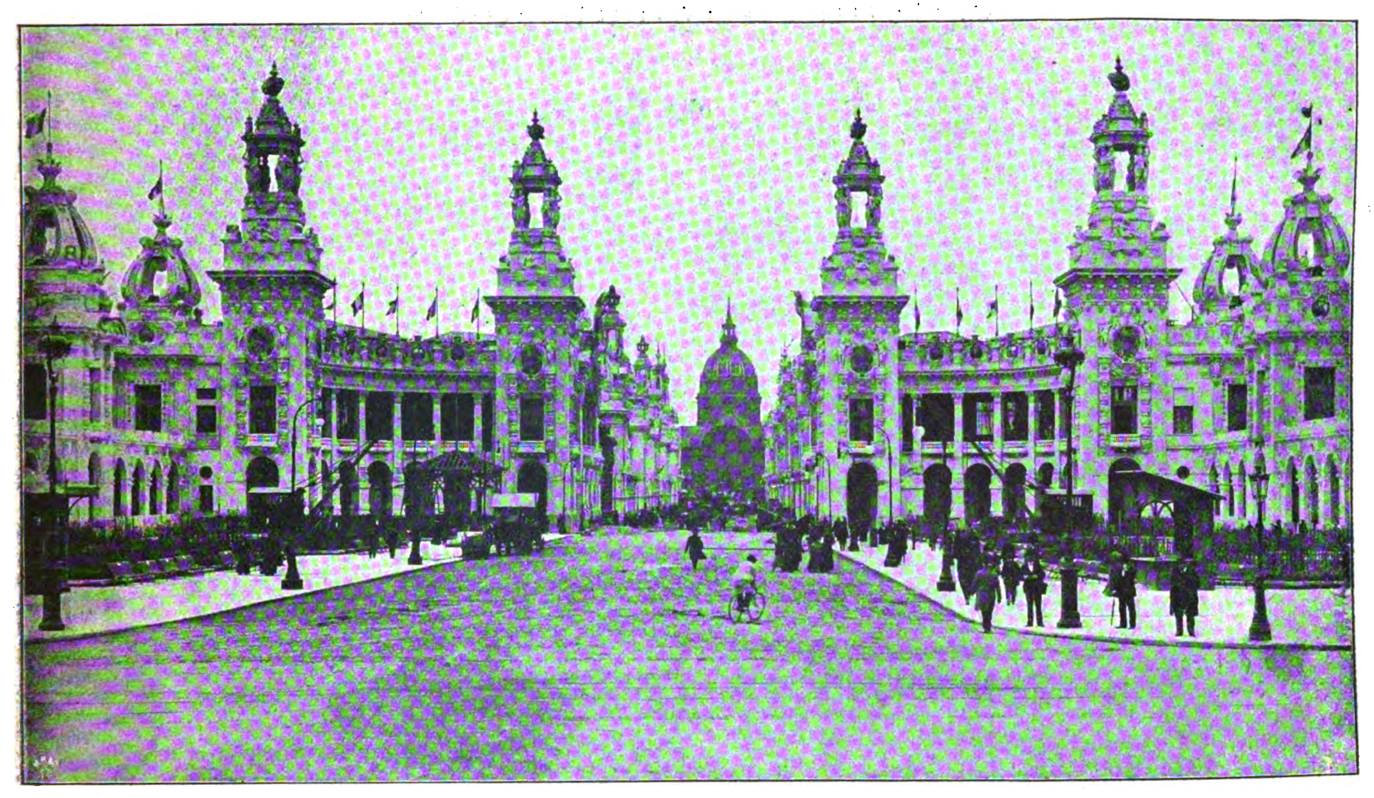
Der Erbauer des Hauses, Herr Postbauinspektor Johannes Radke, hat seine ältere Chicagoer Leistung noch übertroffen. Sein dortiges „Deutsches Haus", das, wie bekannt sein dürfte, nicht wieder abgebrochen ist, hatte eine bessere Umgebung, weite, grüne Rasenflächen mit alten Bäumen; es wurde nicht eingeengt durch andre Baulichkeiten. Hier in Paris steht das Deutsche Haus auf schmalem Raum, in einer Umgebung, die es vereinsamt erscheinen läßt; es fehlen zu dem altdeutschen Rathaus die Nachbarn, die Tempelherrn- oder Gildehäuser auf einem mittelalterlichen Marktplatz.

Der kraftvollen Außenseite entspricht der solide und reiche Inhalt des Hauses. Bewunderung und Ueberraschung bekunden die Besucher, wenn sie, an das bazarartige Innere der Pavillons fast aller andern Nationen gewöhnt, die großartige Halle des Hauses betreten. Der Fuß gleitet fast aus auf dem glatten Marmor der Eingangshalle. Vornehm breite Treppen aus demselben Material führen an den beiden Seiten der mit Deckengemälden von Gustav Wittig und Wandgemälden von Prof. Gußmann geschmückten und durch ein farbenprächtiges Glasfenster von A. Lütti stimmungsvoll etwas verdunkelten Halle zu der Sammlung Friedrichs des Großen empor. Vier im Geschmack des 18. Jahrhunderts künstlerisch ausgestattete Räume bilden den Rahmen für die Kunstschätze, die der Deutsche Kaiser hergesandt hat. Der mittlere, als Empfangszimmer dienende Raum mit seinen gelbseidenen Tapeten und weißen Holztäfelungen, den herrlichen, mit Silberranken verzierten Spiegeln über der Eingangsthür und dem Marmorkamin, der nach dem Vorbild von Sanssouci mit silbernem Rankenwerk und Spinnweben geschmückten, aber nicht kopierten Decke und den weißen, ebenfalls mit Silber verzierten Thüren läßt die kostbaren Gemälde, Büsten, Vasen und Möbel zur schönsten Geltung kommen. Das kleine, runde, links daneben liegende Bibliothekzimmer mit seiner Wandtäfelung aus Zedernholz und zwei rechts vom Salon gelegene, mit seidenen Tapeten geschmückte Zimmer bilden den behaglich vornehmen Hintergrund für die kostbaren Gemälde und Möbel. Die Herren Direktor Dr. Seidel und Bauinspektor Radke haben es in kunstsinnigster Weise verstanden, hier nicht eine Sammlung im gewohnten Sinn unterzubringen, sondern die ganze Umgebung den Kunstschätzen und der damaligen Zeit derart anzupassen, daß man sich in das 18. Jahrhundert zurückversetzt glaubt. Die berühmten Gemälde erster französischer Künstler, wie Watteau, Lancret, Chardin, Pater, Coypel u. s. w., die kostbaren, reich mit vergoldeter Bronze verzierten Vasen aus Porphyr und Marmor, die herrlichen Uhren, die schweren, reich mit Bronze geschmückten Möbel, die zum großen Teil Berliner und Potsdamer Fabrikat sind (im Salon sind die Beschläge aus Silber, wie auch die Holzteile der Sitzmöbel versilbert sind), geben in dem ihnen künstlerisch angepaßten Rahmen ein Ganzes ab, das sich so großartig wohl nie wieder auf einer Ausstellung vorfinden dürfte.

Die andern Räume des Deutschen Hauses sind durch die Ausstellung des Buchgewerbes und der Wohlfahrtseinrichtungen, denen man in Deutschland bekanntlich seit geraumer Zeit ein ganz besonderes Interesse entgegenbringt, eingenommen. Auch hier ist jedes Zimmer eigenartig und zweckentsprechend. In übersichtlicher Weise sind die verschiedenen Erzeugnisse deutschen Fleißes auf dem Gebiet des Buchgewerbes geordnet.

In seinen Wohlfahrtseinrichtungen zeigt Deutschland dann noch dem aufmerksamen Beschauer, wie es die Kräfte hebt, stützt und zu erhalten sucht, die ihm in rastloser Arbeit und Pflichttreue helfen, durch körperliche Arbeit das zustande zu bringen, was deutscher Geist und Scharfsinn auf den verschiedensten Gebieten erdacht, um Deutschland auf den Platz zu stellen, den es jetzt an der Jahrhundertwende einnimmt.





Bilder von der Pariser Weltausstellung: Gesamtansicht der „Esplanade des Invalides".
Photographische Momentaufnahme von Stengel & Co., Dresden.

Bilder von der Pariser Weltausstellung: Das Sibirische Haus.
Photographische Momentaufnahme von Stengel & Co., Dresden.

Weibliche Regimentschefs.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Die Stellung eines Regimentschefs oder Regimentsinhabers ist in unsern Tagen eine Ehrenstellung, die verliehen wird auf Grund der höfischen Courtoisie oder als besondere Auszeichnung für hochverdiente Generäle und Staatsmänner. Im 19. Jahrhundert dürfte wohl Bismarck der einzige Staatsmann gewesen sein, der als Nichtsoldat von Kaiser Wilhelm II. durch die Verleihung eines Regiments ausgezeichnet wurde. Dem Inhaber oder Chef zu Ehren wird vielfach das Regiment benannt.

Diese Ehrenstellung des Regimentschefs hat aber ihre geschichtliche Bedeutung. Im Mittelalter beruhte die Heeresordnung der europäischen Staaten auf der Lehnspflicht der Vasallen, deren jeder nach der Größe seines Lehens mit einer bestimmten Anzahl von Reitern und Waffenknechten dem Ruf seines Lehnsherrn zu folgen verpflichtet war. Als mit dem Lockern des Lehnsbandes die Söldnerheere aufgestellt wurden und die Heere ihre Ordnung nach französischem, ursprünglich römischem Muster erhielten, war es Ehrensache und Auszeichnung der Großen des Reichs, durch Werbung Regimenter aufzustellen und der Kriegsmacht des Landesherrn zur Verfügung zu halten. Da geschah es nun oft, daß Prinzen oder große Kavaliere selbst nicht in der Lage waren, die Führung ihrer Regimenter zu übernehmen, sondern diese einem militärischen Oberstleutnant überließen, und aus dieser Uebung entstand seit Kaiser Maximilian I (1493 bis 1519) die Ehrenstellung des Regimentsinhabers oder Regimentschefs.

Aus den militärischen Traditionen der regierenden Häuser und der höfischen Courtoisie entstand nun auch die anmutige Sitte, daß fürstlichen Damen die Inhaberschaft von Regimentern verliehen wurde. Naturgemäß ist das Verhältnis des weiblichen Regimentschefs zu seinem Regiment nicht auf den kameradschaftlichen Fuß gestellt wie bei Fürsten und Generälen, die bei festlichen Anlässen im Offizierskasino speisen, während die Dame als Regimentschef doch nur Abordnungen der Offiziere in Audienz empfängt. Bei Paraden hingegen treten die weiblichen Regimentschefs in die volle Ehrenpflicht ihrer Stellung und führen, in die Uniform ihres Regiments gekleidet, zu Pferde das Regiment dem Kriegsherrn vor. Im deutschen, russischen und rumänischen Heer finden wir vielfach fürstliche Damen als Regimentschefs- und Inhaberinnen, von denen wir einige in ihrer Uniform den Lesern im Bilde zeigen können.



Phot. Otto Wolff & Zabel, Berlin.

Deutsche Kaiserin Auguste Viktoria,
(in der Uniform des Kürassierregiments Königin, Pasewalk), Chef d. Füsilierregiments Königin (Flensburg).



Kaiserin Friedrich (frühere Aufnahme),
Chef des 2. Leibhusarenregiments Kaiserin (Posen)
und des Füsilierregiments von Gersdorff Nr. 80. (Wiesbaden und Homburg).



Königin Margherita von Italien,
Chef des hessischen Jägerbataillons (Marburg).
(Phot. Atelier Mal. Walter Küpper, Marburg a. L.)



Hofphot. L. Stüting & Sohn, Bonn.

Prinzessin Adolf von Schaumburg-Lippe,
Chef des 5. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 53 (Köln).



Hofphot. Hugo Thiele, Darmstadt.

Grossherzogin Viktoria von Hessen,
Chef des 3. Hessischen Infanterieregiments (Leibregiments) Nr. 117 (Mainz).

Der Deutschen Kaiserin als geborener Prinzessin von Schleswig-Holstein wurde das schleswig-holsteinsche Füsilierregiment Königin verliehen, das sie in früheren Jahren oft ihrem kaiserlichen Gemahl vorgeführt hat. Die Kaiserin Friedrich sehen wir auf dem Bild in der Uniform ihres Leib-Husarenregiments Kaiserin Nr. 2 (Posen), in der sie als Kronprinzessin oft bei Paraden das Regiment geführt hat. Außerdem ist Kaiserin Friedrich jetzt Chef des Füsilierregiments v. Gersdorff Nr. 80. Der deutschen Hof- und Militärsitte zufolge wurde auch Königin Margherita von Italien, die Gattin des Verbündeten des Deutschen Kaisers, durch die Verleihung der Inhaberschaft einer deutschen Truppe ausgezeichnet. Die Königin ist Chef des hessischen Jägerbataillons (Marburg). Drei Schwestern des Kaisers sind Regimentschefs: die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, Charlotte, ist Chef des Grenadierregiments König Friedrich III. (2. Schlesisches) Nr. 11, die Gemahlin des Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe, Prinzessin Viktoria, Chef des 5. westfälischen Infanterieregiments Nr. 53 und die Kronprinzessin von Griechenland, Prinzessin Sophie, Chef des Königin Elisabeth Garde-Grenadierregiments Nr. 3. Die Großherzogin Viktoria von Hessen ist 1. Inhaberin des großherz. hessischen Infanterieregiments Nr. 117.

Ferner wird die Großherzogin von Baden als Chef des Königin Augusta Garde-Grenadierregiments Nr. 4 geführt, die Königin-Mutter der Niederlande beim Infanterieregiment Prinz Friedrich der Niederlande Nr. 15, die Prinzessin Arthur von Großbritannien, Herzogin von Connaught, beim 64. Regiment, der Lieblingstruppe ihres Vaters, des Prinzen Friedrich Karl, während die Königin Wilhelmina der Niederlande die Chefstelle bei den 15. Husaren innehat. Die beiden Garde-Dragonerregimenter sind bekanntlich der Königin Viktoria von England und der Kaiserin Alexandra von Rußland verliehen. Eine Ausnahme in der preußischen Armee bildet die Stellung à la suite der Herzogin von Sachsen-Koburg beim Alexanderregiment in Berlin.



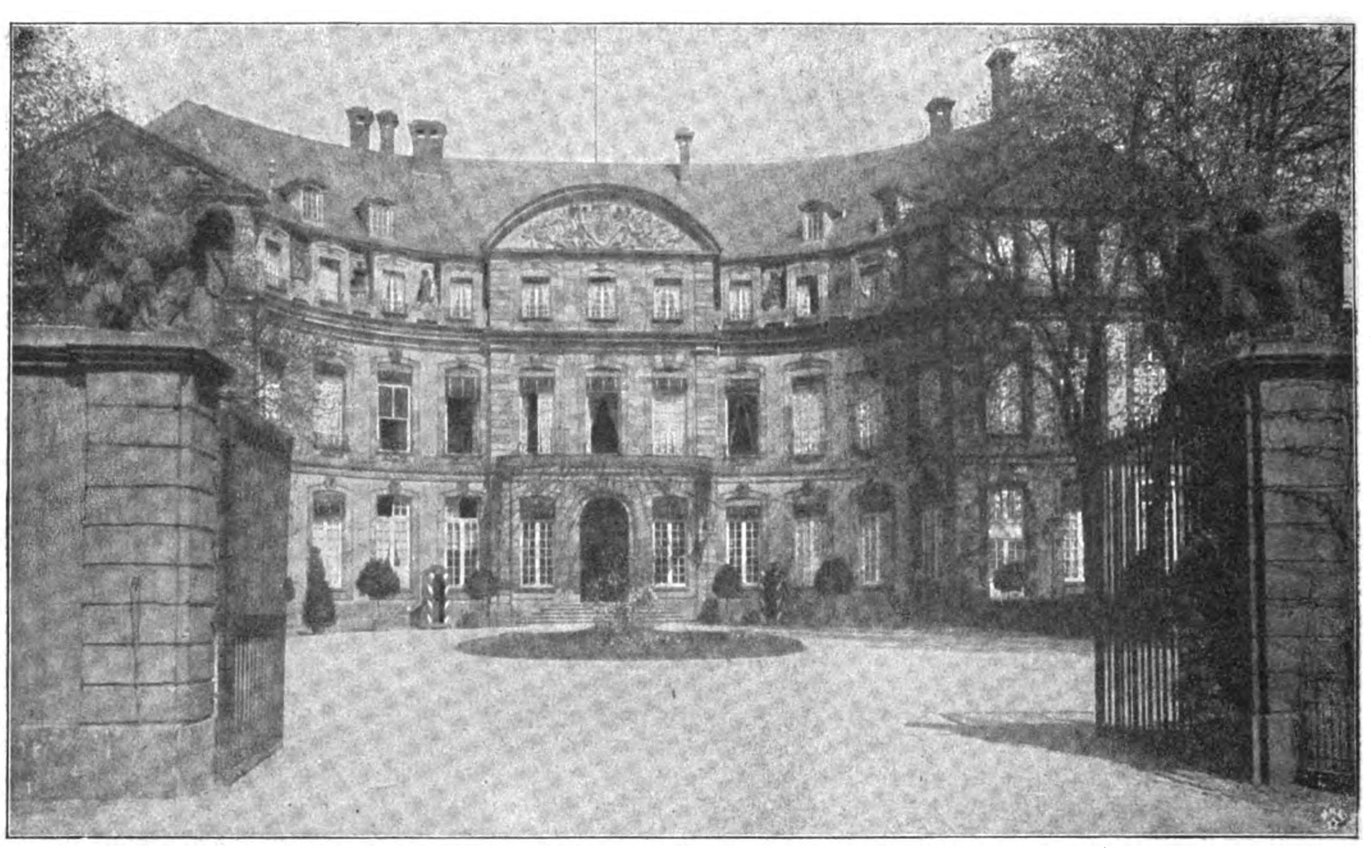
Hofphot. Erwin Raupp, Dresden.

Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen,
Chef des Grenadierregiments König Friedrich III (2. Schlesisches) Nr. 11 (Breslau).



Phot. Franz Mándy, Bukarest.

Kronprinzessin Maria von Rumänien.
Chef des 4. Rumänischen Husarenregiments (Berlad).



Palast des kaiserlichen Statthalters von Elsass-Lothringen in Strassburg.
Photographische Aufnahme von van Bosch, Straßburg i. E.

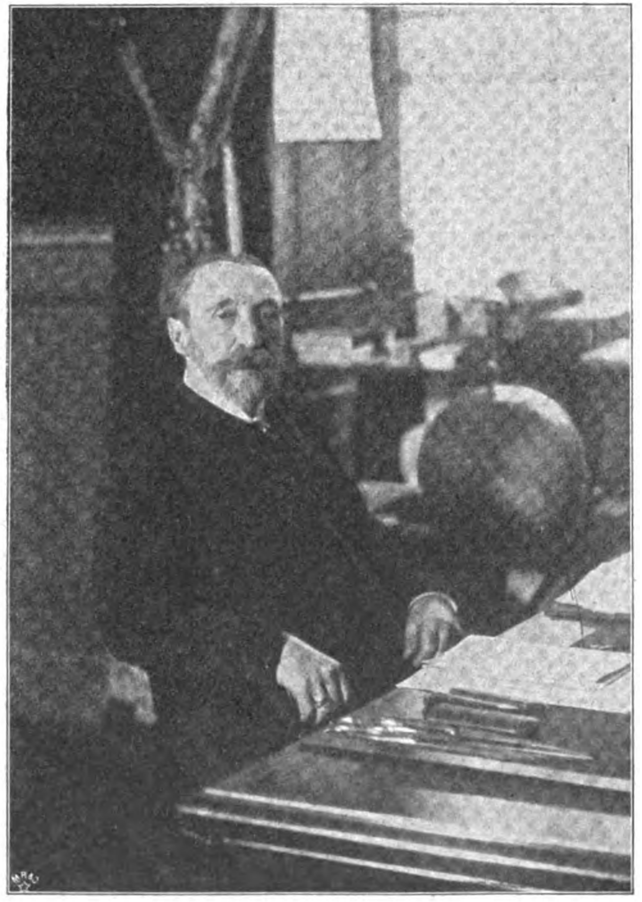
Beim Statthalter von Elsass-Lothringen.

Skizze von Alberta von Puttkamer. (Mit 3 Abbildungen.)

Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, Ritter des Schwarzen Adlerordens, Kommendator des Johanniterordens und Senior der Gesamthäuser Hohenlohe, der seit Oktober 1894 das verantwortungsvolle Amt des Statthalters in Elsaß-Lothringen verwaltet, ist eine Erscheinung von überaus frischer und markanter Art.

Ehe ihn der Kaiser mit der leitenden Stellung in den Reichslanden betraute, lebte er wie ein fürstlicher Kavalier, der in dreifachem Dienst für sein engeres Vaterland (Württemberg) und für das Reich seine edle Kraft einsetzte: als Offizier, als erfolgreicher Förderer kolonialer Bestrebungen und als Vertreter politischer und sozialer Interessen in den Parlamenten, in der württembergischen Ständekammer, deren erbliches Mitglied er ist, und im Reichstag, in dem er der deutschen Reichspartei angehörte.

Seine Thätigkeit als Offizier begann im württembergischen Heer; dann trat er 1854 in den österreichischen Militärdienst, machte 1859 als Rittmeister den Feldzug gegen Frankreich



Fürst Hohenlohe-Langenburg in seinem Arbeitszimmer.
Photographische Momentaufnahme von van Bosch, Straßburg i. E.

in Italien mit und trat als Major 1861 aus dem österreichischen Militärverband. Inzwischen übernahm er, nach seines Vaters Ernst 1860 erfolgtem Tod, als dessen Erbe die Fideikommißherrschaften und die Verwaltung eines sehr bedeutenden Grundbesitzes.

Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges zog Fürst Hermann, der inzwischen das Patent eines großherzoglich badischen Generalmajors erhalten hatte, als Korpsdelegierter der freiwilligen Krankenpflege beim 14. Korps mit in den Krieg und machte den ganzen Feldzug mit. Im November 1871 trat der Fürst zu Hohenlohe in den Verband der großen deutschen Armee und wurde im März des Jahres 1875 charakterisierter General der Kavallerie à la suite der Armee.

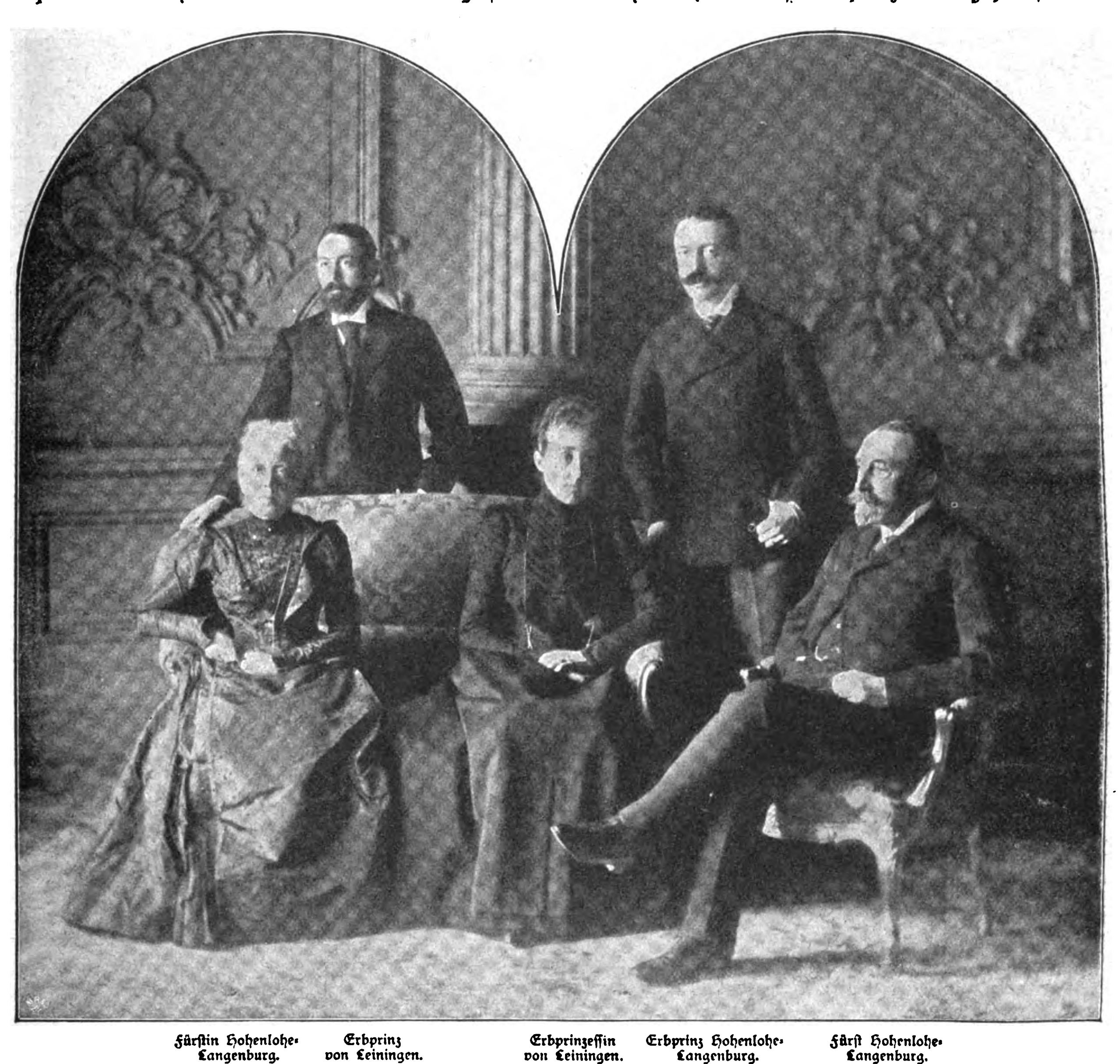
Auf dem zweiten Hauptgebiet seiner Thätigkeit, dem kolonialen, durfte der Fürst besonders schöne Erfolge sehen. Seiner feurigen Anregung und seiner energischen Willensführung ist die Gründung des ersten Kolonialvereins, der sich in Frankfurt unter Mitwirkung

hervorragender Männer bildete, zu danken. In der konstituierenden Versammlung 1882 ward der Fürst Erster Vorsitzender des Deutschen Kolonialvereins und seit der Verschmelzung dieses Vereins mit der Petersschen Gesellschaft für deutsche Kolonisation 1888 Erster Vorsitzender der Deutschen Kolonialgesellschaft, deren Ehrenpräsident er wurde, als er 1894 den Vorsitz niederlegte, um von nun an seine konzentrierte Kraft den Reichslanden zuzuwenden.

Die Stellung des Statthalters in Elsaß-Lothringen ist eine eminent politische und soziale. Von seiner Thätigkeit in den Parlamenten her und von der Verwaltung seines Großgrundbesitzes hat der Fürst wohl das lebhafte Interesse und die Sachkenntnis in Verwaltungsfragen, die sonst seiner Laufbahn als Offizier und als theoretischer und praktischer Förderer des Kolonialwesens ferner gelegen hätten. In dem Fürsten vereinigt sich ein energischer Wille mit gesunder Intelligenz, frischer Auffassung, geradsinniger Herzensgüte und starkem Pflichtgefühl; er ist eine vertrauenerweckende, zielbewußte, körperlich und seelisch frische und starke Persönlichkeit. Des Fürsten Körperkraft ist gestählt in mannigfachen sportlichen Uebungen, als Reiten und Jagd vor allem, der er in den Hochwäldern des Elsaß und Badens und im Tiroler Hochgebirge, wo er ein Jagdschloß besitzt, mit jugendlichem Feuereifer nachgeht. Ein sonniger Humor, der manchmal den lachenden Uebermut kecker, aber gutherziger Spottlust annimmt, erhellt das durch Berufspflichten mehr den ernsten Fragen des Lebens zugewandte Wesen des Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg.

Die Fürstin Hohenlohe, eine geborene Prinzessin von Baden, Nichte des regierenden Großherzogs von Baden, ist eine der gütigsten Erscheinungen, denen man im Leben begegnen kann. Der fürstlichen Ehe entsprossen drei Kinder: Erbprinz Ernst, vermählt seit 1896 mit Prinzessin Alexandra von Sachsen-Koburg und Gotha; Prinzessin Elise, seit 1884 mit Heinrich XXVII., Erbprinzen Reuß j. L., vermählt; Prinzessin Feodora, seit 1894 mit Erbprinz Emich von Leiningen vermählt. Ein Familienleben von selten glücklicher Einheit erfüllt den Palast am Lezai-Marnesiastaden in Straßburg mit bewegten und hellen Bildern.

Fürst Hermann zu Hohenlohe, in seiner herben und frischen Kraft und Edelmännlichkeit, sowie seine Familie sind Vertreter des vornehmsten Typus von deutschem Wesen und Wirken und erscheinen als solche besonders glücklich gewählt, an der Spitze eines Landes zu stehen, dessen historische Bestimmung es geworden ist, den deutschen Einheitsgedanken in Wesen und Art zur Erscheinung zu bringen.



Fürstin Hohenlohe-Langenburg. Erbprinz von Leiningen. Erbprinzessin von Leiningen. Erbprinz Hohenlohe-Langenburg. Fürst Hohenlohe-Langenburg.

Der kaiserliche Statthalter von Elsass-Lothringen, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, im Kreise seiner Familie.

Photographische Momentaufnahme von van Bosch, Straßburg i. E.



Eingraben des ersten deutschen Ueberseekabels in die Dünen bei Emden.
Photographische Momentaufnahme von H. Mohaupt, Emden.

Das erste deutsche Ueberseekabel.

Hierzu 2 photographische Momentaufnahmen.

Am 5. August 1857, vor nunmehr nahezu 43 Jahren, ging der „Niagara", begleitet vom „Agamemnon", von der irischen Küste in See, um das erste transatlantische Kabel, das einen schnellen Gedankenaustausch zwischen Europa und Nordamerika vermitteln sollte, zu verlegen. Man hatte lange an dem Problem gearbeitet. Namentlich der gewaltige Wasserdruck bei einer Meerestiefe von 3000 Faden, die Aufgabe, Drähte von 3000 Seemeilen Länge zu isolieren, schienen dem Vorhaben unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten. Aber die Aufgabe war so lockend, der Gewinn, der von ihrer Lösung winkte, erschien so groß, daß die englischen und deutschen Elektriker sich ihr immer wieder zuwandten.

Die ersten Versuche mißlangen, immer wieder brach das Kabel, so daß die Verbindung unterbrochen wurde. Erst im Jahr 1866 gelang das große Unternehmen. Damit war Europa und Nordamerika dauernd verbunden.

Das Kapital wandte sich alsbald mit Energie der Kabellegung zu. Die 2600 Seemeilen, die zu überwinden waren, schreckten ebensowenig ab wie die von Stürmen, Schiffsankern, Haifischen und ähnlichem Gezücht drohenden Gefahren. Man wußte bereits, daß der Meeresgrund eine ziemlich gleichmäßige Ebene darstellt, die trotz der Tiefe von 2000 bis 2700 Faden ziemlich leicht zu behandeln ist. Ja, der weiche Sand und die Meeresruhe in der Tiefe waren der beste Schutz der Kabel, die sich im Meeresgrund fest einnisteten. Nur der ungeheure Druck der Wassersäule, ein Druck von nahezu 500 Atmosphären, d. h. 20 Tonnen auf den Quadratzoll, wurde eine Gefahr für jedes Kabel, das auch nur die geringsten Fehler aufwies. Mikroskopisch kleine Blasen in der Kabelhülle platzen bei diesem gewaltigen Druck, die Isolierung des Kabels ist dahin, der elektrische Strom entweicht ungenutzt. Aber das Auffischen der Kabel und ihre Ausbesserung wurde allgemach so virtuos gehandhabt, daß der Kapitän eines Kabelschiffs zwölf Stunden, nachdem er den irischen Hafen verlassen, telegraphieren konnte: „Ausbesserungen prompt besorgt; es kann sofort wieder telegraphiert werden."

Die überseeische Telegraphie nahm alsbald einen gewaltigen Aufschwung. Zur Zeit existieren 12 transatlantische Kabel. Die Kabelflotte zählt 42 Schiffe für Legung und Reparatur der Kabel. Die englische Regierung, die 1870 für 7 Millionen Pfund Sterling die ältesten Kabelunternehmungen ankaufte, besitzt deren 2, weitere 28 gehören englischen Gesellschaften, die übrigen verteilen sich auf Frankreich, Amerika und andre Länder. Von den Kabeln gehören 5 England und 5 den Amerikanern. Dazu kommen einige weniger leistungsfähige französische und andre minder bedeutende. Sämtliche Landlinien der Welt maßen 1896 784 668 englische Meilen,



1. Oberbürgermeister Fürbringer. 2. Direktor Moll. 3. Postrat Sydow. 4. Telegrapheninspektor Fieker. 5. Direktor Guilleaume.
Zur Eröffnung des ersten deutschen Ueberseekabels: Die Hauptbeteiligten.
Photographische Momentaufnahme von H. Mohaupt, Emden.

die Leitungsdrähte 2 268 930 englische Meilen. Die unterseeischen Kabel hatten eine Länge von 177 988 Seemeilen. Es sind darin angelegt 760 Millionen Mark an Kapital.

Das deutsche Kabel läuft von Borkum unterseeisch durch das Aermelmeer und den Atlantischen Ozean nach den Azoren, von hier in nahezu horizontaler Richtung direkt nach Newyork, berührt somit die bekannten Sandbänke bei Neufundland, die den Kabeln wiederholt gefährlich geworden sind, überhaupt nicht. Zu dem Zweck der Verlegung, der Unterhaltung und des Betriebs dieses ersten deutschen überseeischen Kabels hat sich unter der Führung von Felten und Guilleaume in Mülheim a. Rh. die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft mit einem Kapital von 20 Millionen Mark gegründet. Die Gesellschaft ist seit dem 21. Februar 1899 in Thätigkeit. Ihr Sitz ist Köln a. Rh. Die Unternehmungen der Gesellschaft werden geführt im Einvernehmen mit dem Reich, vertreten durch das Reichspostamt. Sie werden sich nicht allein auf die Verlegung von Kabeln, sondern auch auf deren Herstellung erstrecken. Zu dem Zweck wird in Nordenham ein großes Fabriketablissement errichtet, das mit der Kabelfabrikation in allerkürzester Zeit beginnt. Das jetzt verlegte Kabel ist in London hergestellt. Es hat eine Länge von 4366 Knoten und kostet mit Verlegung und Instandhaltung für 30 Tage nach vollendeter Verlegung 19,7 Millionen Mark. Es wird wenigstens 25 Worte zu 5 Buchstaben in der Minute vermitteln und am 1. August seinen Dienst beginnen. Das Kabel läuft von Station Borkum, wo ein Kabelhaus das Land- und Seekabel aufnimmt, von dem aus auch die notwendigen Messungen vorgenommen werden können, nach Horta auf Fayal, einer der Azoren. Der Dienst auf diesem Ende des Kabels wird von der Station Emden aus durch Beamte der Reichspost besorgt. In Fayal benutzt die Gesellschaft die Räumlichkeiten der Commercial Cable Company und der Europe und Azores Company. Damit wird der Austausch der Depeschen erleichtert, die Betriebskosten verringert. In Nordamerika läuft das Kabel direkt in die Offizinen der Commercial Cable Company ein, die ihr ausgedehntes Landnetz der deutschen Linie zur Verfügung gestellt hat.

Das Deutsche Reich hat sich gegenüber der Gesellschaft ein weitgehendes Aufsichtsrecht gewahrt. Es zahlt für die Benutzung des Kabels alljährlich 1,4 Millionen Mark bis zum Ablauf der auf 40 Jahre bewilligten Konzession.

Schon ist das bedeutsame Werk der Vollendung nahe. Auf Borkum, in Nordenham, auf den Azoren wird fleißig gearbeitet. Herr von Podbielski knüpfte in Borkum das Seekabel an das Landkabel. Ein feierlicher Akt begleitete diese denkwürdige „Grundsteinlegung". In wenigen Wochen wird die Kabellegung beendet sein. Die englische Alleinherrschaft auf dem Gebiet des internationalen Telegraphenverkehrs ist damit gebrochen. Die heilsame Konkurrenz wird wohlthätig, wenn auch nicht auf die Preise, so auf den inneren Wert der Telegramme einwirken und der Wahrheit im Weltverkehr dienen. Der Menschheit ist ein neues Mittel zur Verständigung, zum klaren Urteil, zur besonnenen Erwägung, zur Sicherung des Weltfriedens gegeben. Das ist die Bedeutung der ersten Deutsch-Atlantischen Telegraphenlinie vom Jahr 1900.

Heinz Krieger.



Wahrheit.

Novellette von Ch. Zoeller-Lionheart.

„Das war ja ein heilloser Staub auf der Eisenbahnfahrt!" sagt Justizrat Gröben zu dem zarten jungen Geschöpf, das seit ein paar Tagen seine Frau ist. „Weißt du, ich werde schnell vor Tisch ein Bad nehmen, während du dich säuberst und umziehst. Elisabeth, hörst du nicht?" wiederholt er schärfer und nachdrücklicher.

Sie schrickt zusammen und sieht eingeschüchtert zu ihm auf. „Entschuldige. Ich muß mich erst an dein feierliches ‚Elisabeth' gewöhnen. Mich hat alle Welt immer nur ‚Isa' genannt," kommt es zaghaft heraus, und sie läßt sich von der großen kräftigen Hand ihres Gestrengen gönnerhaft über den Scheitel tätscheln.

„Eine Handvoll," sagt er lächelnd und dehnt selbstbewußt die mächtigen Glieder; dann küßt er sie mit ausbrechender Zärtlichkeit, und sie läßt es mehr erschreckt als erfreut über sich ergehen. So ist er noch nie gewesen, auch nicht ein einzig Mal während ihrer kurzen Brautzeit, in der sie ihn freilich nur zweimal ganz flüchtig gesehen. Immer voll steifer, feierlicher Würde, väterlich und gönnerhaft in Gegenwart des Pastors, zu dem er sie in Pflege gegeben, nachdem sie sich verlobt hatten.

Isa seufzt erleichtert auf, als sie seinen wuchtigen Schritt auf dem Hotelkorridor verhallen hört. Ihr war gar so beklommen und angstvoll zu Mut, als er sie vorhin plötzlich in die Arme nahm und an sich preßte. Die Kehle schien ihr immer wie zugeschnürt in seiner Gegenwart. „Schönes Geschirr. Wie sie jetzt alles elegant hat!" bewundert sie, während sie das heiße Gesicht in der Riesenschüssel badet und vor dem Toilettentisch mit der Elfenbeinbürste aus seinem Reisesack über ihr prachtvolles Haar streicht.

„Frau Justizrat!" lacht sie plötzlich auf, wirft sich in die Brust und nickt übermütig dem jungen feinen Köpfchen im Spiegel zu. Jetzt ist sie wieder die Lachtaube; jetzt, wo der großmächtige Alp in Gestalt des Gestrengen und Würdeumpanzerten fort ist, wird sie wieder das unbefangene, harmlosfröhliche, gedankenlose Kind, das sich von aller Welt verziehen ließ, nachdem es plötzlich ganz allein stand.

„Wie konntest du nur von fremder Barmherzigkeit leben und dich von Mitleid gar erhalten lassen?" hatte er gleich, nachdem sie verlobt waren, vorwurfsvoll zu ihr gesagt.

Darauf fand sie keine Antwort. Bis dahin hatte sie nie darüber nachgedacht. „Man muß doch leben," war ihre zaghafte Entgegnung auf seine kopfschüttelnde Verwunderung. Und sie hätte arglos beinahe hinzugesetzt: „Weil ich kein Dach überm Kopfe habe, heirate ich jetzt doch auch!" Zum Glück hatte sein strenger Blick sie verstummen lassen.

„Ach, welche Pracht! Wie seine Schwester doch für ihre Aussteuer gesorgt hat, und wie reich er sein muß!" Fast andachtsvoll nimmt sie Kleid nach Kleid aus dem großen Koffer, der sein Geschenk ist.

Sie hat kein Gefühl dafür, wie niederdrückend diese Art des Gebens für ihren Stolz sein müßte, wie herrisch und überhebend er dadurch sich zeigt, daß er alles für sie kauft und aussucht, nichts ihrer Selbstbestimmung überläßt. Sie freut sich wie ein Kind an all dem bunten Plunder.

Justizrat Gröben hat unterdessen schnell ein Bad genommen und ist eben im Begriff, aus dem unteren Hotelstockwerk in das Vestibül zu treten, als ihm jemand von hinten wuchtig auf die Schulter schlägt.

„Hallo, Willem, bist du's oder dein Geist?" brüllt eine Stentorstimme, und ein herkulischer Mann in englisch zugeschnittener Reisekleidung wendet ihm ein von Gutmütigkeit und Lebensfreude strahlendes Gesicht zu.

„Hannes!" ruft er in freudiger Ueberraschung. Sie halten sich bei den Händen, schütteln sie sich herzhaft, sitzen gleich darauf auf den roten Rundsofas unter den Palmen der Hotelhalle, die jetzt vollkommen menschenleer ist.

„Na, so etwas," sagt Hans Holz, der sich in „Wood" amerikanisiert hat, und aus seinem guten Gesicht leuchten die Augen in ehrlicher Freude. „Der erste Mensch, dem ich auf dem Festlande in die Arme rennen muß, bist du, Willem! Das nenne ich Glück haben. Und wohin des Wegs, du Aktenwurm, zu so ungewöhnlicher Jahreszeit?"

Gröben macht mit fast verlegenem Lächeln das Eingeständnis, daß er auf der Hochzeitsreise sei, und fragt, ob Hans seine Verlobungsanzeige nicht erhalten habe?

„Jawohl, alter Knabe," lacht Doktor Holz dröhnend, „wer konnte aber denken, daß Verlobung und Hochzeit sich so schnell auf dem Fuß folgen würden. Fräulein Schulz oder Müller, nicht wahr? Vater Chefredakteur, Mutter Freiin, sogar — Familie!" betont er ironisch.

„Habe immer darauf gegeben," meint Gröben mit unzerstörbarem Ernst. „Uebrigens ist meine Frau verwaist."

„Um so besser für dich," lacht der Doktor dröhnend. „Wär nicht da eine so schreckliche Mutter gewesen, alte Exkomödiantin, an der alles falsch war: Haare, Zähne, Farben und Lächeln, ich säße auch jetzt längst in der Falle. So bin ich in zwölfter Stunde, als ich vor drei Jahren in Europa war, noch glücklich einer alten Gelegenheitsmacherin entwischt. Schickt mir, der ich mich wahrhaftig doch nicht eines Josefrufes rühmen darf, das halbwüchsige Ding direkt auf meine Bude. Alle Verliebtheit war verflogen, als das Unschuldslamm bei nachtschlafender Zeit mir Visite machte."

Der Justizrat spie die Zigarrenspitze von sich, die er mit den kräftigen Zähnen abbiß. „Pfui Teufel! Kannst von Glück sagen, daß du da nicht hineingefallen bist. Da klingeln sie übrigens schon zu Tisch. Ich geh hinunter und hole meine kleine Frau. Du ziehst dich wohl erst um? Na, denn auf Wiedersehen bei Tische."

Isa sieht reizend in ihrem weißen Kleid aus, und die Köpfe der Tischgäste drehen sich vielfach dem ungleichen Paar zu, als sie sich setzen. Gröben läßt den Platz sich gegenüber für den Jugendfreund belegen.

Sie sind schon beim Nachtisch angelangt, als dieser, frisch rasiert, in Abendtoilette endlich eintritt und in ihrem Rücken um den Tisch herum bis zu seinem Platz schreitet. Dort bleibt er stehen in Erwartung, daß Gröben von seinem Teller aufblicken und ihn seiner Frau vorstellen wird.

Isa zerbricht zwischen den zierlichen Fingern gerade Krachmandeln und hat ihn im Geräusch des Tellerwechselns und der lauten Tischunterhaltung nicht kommen hören.

„Willst du nicht trinken, liebes Kind?"

Gehorsam greift sie nach dem Rotweinglase und will es an die Lippen führen. Jetzt sieht Gröben den Freund. „Ach, da bist du ja, Hannes. Mein Kommilitone und Jugendfreund Doktor Holz, meine —" will er vorstellen, da stockt ihm vor Ueberraschung das Wort.

Blutübergossen und wie versteinert sitzt Isa, das Glas auf halbem Wege in der Luft mit zitternder Hand umkrampft. Und aus dem schiefgehaltenen Krystallkelch fließt wie große Blutstropfen der Burgunder über ihr weißes Kleid nieder.

Auch der Freund steht starr und steif und stottert etwas von „Sich entschuldigen müssen — Verabredung — Telegramm". Dann macht er eine linkische Verbeugung, schwenkt blitzschnell um und ist mit großen Schritten hinaus.

„Was war das?" Er fragt es sie flüsternd. Aber welch ein fürchterliches Grollen liegt in diesem beherrschten Murmeln! Wie drohend blitzt er sie mit seinen strengen Augen an! Sie hat das Glas niedergesetzt und bebt an allen Gliedern. Jetzt sieht sie totenblaß aus.

„Kanntest du Holz?" raunt er ihr zu.

Eine Sekunde zögert sie, dann schüttelt sie den Kopf. Unter dem Tisch packt er ihre eiskalten Finger mit festem Griff. Ein leiser Schmerzensseufzer entfährt ihr.

„Komm!"

Gehorsam steht sie auf wankenden Füßen auf. Eine gräßliche Angst würgt ihr an der Kehle. Hilflos blickt sie um sich. Er nimmt sie gebieterisch am Arm, führt sie in den Aufzugsraum hinter dem Speisesaal. In Gegenwart des Liftjungen wird natürlich kein Wort gewechselt, auch nicht, als sie den breiten teppichbelegten Korridor entlang gehen. Ihr aalgewandter Stubenkellner fliegt ihnen ins Zimmer voran und läßt durch einen Knopfdruck die elektrischen Drahtschlangen in den Kronleuchterblüten aufglühen. Dann dienert er sich stumm hinaus.

Sie stehen sich gegenüber, und der große Spiegelschrank giebt die beiden Gestalten spukhaft vergrößert zurück.

„Sieh mich an!" herrscht er sie zornig an.

Stumpf gehorsam erhebt sie die unschuldigen Augen, Furcht und Pein eines gequälten Tieres liegt in ihrem Blick.

„Sage mir ins Gesicht hinein, daß du Holz nicht kennst, nie gekannt hast, wenn du es wagst!" Außer sich vor Zorn tritt er drohend einen Schritt auf sie zu.

Schreckhaft weicht sie zurück.

„Bekomm' ich Antwort!"

Da öffnen sich widerstrebend wie in Todesangst die Lippen. Stockend und abgebrochen kommt es in einzelnen Silben hervor: „Ich — ich ken — kenne — kannte — weiß von keinem Holz."

„Elende, erbärmliche Lügnerin, die Wahrheit, die Wahrheit, hörst du!" Und er schüttelt sie an beiden Händen.

Sie schweigt, schweigt eisern, verstockt, stumpfsinnig wie eine, die um den Verstand gekommen vor Schreck und Angst. Beide Hände streckt sie, als wolle sie einen Schlag abwehren, vor sich hin.

„Willst du reden?" Er kennt sich kaum mehr. „Mir das, mir!" schreit und tobt er. „Gerade mir, dem die Wahrhaftigkeit das oberste Gesetz ist. Ich an ein Geschöpf gekettet, das keine Vorstellung von meiner höchsten Gottheit hat! Ein erbärmliches Geschöpf voll Lug und Trug, mit einer Engelsmaske vor dem Lügengesicht. Mir aus den Augen, Elende, wenn du nicht bekennen willst, was zwischen dir und Holz vorgefallen. Willst du's eingestehen?"

Statt aller Antwort ist sie in die Knie gebrochen und hat den Kopf angstvoll in die Bettdecken eingegraben. Von dort kommt ein wimmernder Laut.

„Nun, wenn du nicht zum Sprechen zu bringen bist, soll mir der Mensch schon Rede stehen, dein Helfershelfer, wie's scheint. Wir sprechen übrigens nachher weiter miteinander, wenn ich mit ihm abgerechnet habe."



Er stürzt eine Treppe höher und findet die Zimmerthür von Holz verschlossen. Er eilt hinunter zum Portier und erfährt: der Herr sei sofort wieder ausgezogen, weil ihm das einzig freie Zimmer zu hoch sei. Glaubt gehört zu haben, daß er dem Kutscher das „Europehotel" zugerufen.

Gröben läßt sich seinen Hut holen, springt in eine Droschke und fragt im „Europehotel" an.

Die Antwort ist niederschlagend: „Doktor Wood habe plötzlich, nachdem er kaum eine Viertelstunde im Hotel gewesen, den Entschluß gefaßt, weiter zu reisen."

„Wohin?"

Der von ihm gesprächig gestimmte Portier zuckt bedauernd die Achsel. Vom Zentralbahnhofe führen so viele Wege in die Welt. Mit finsterer Stirn kehrt er zurück. Das sieht doch verzweifelt nach Flucht aus.

„Nun," und er preßt die Zähne wildentschlossen zusammen, als er in dem Aufzug emporschwebt. „Konnt er dort nichts erfahren, wird er sie schon zum Reden bringen. Den verstocktesten Verbrecher hat er schon mit eiserner Beharrlichkeit gezwungen, und bei dem schwachen Weibe sollte es ihm nicht gelingen? Pah!" Mit einem düstern Siegesgefühl stößt er seine Stubenthür auf.

Das Zimmer ist leer. Von all den Sachen fehlt nichts als ihr Hut und Reisejäckchen. Sie muß besinnungslos in ihrem weißen Kleide, wie sie ging und stand, davon gelaufen sein. Einen Augenblick fühlt er sich erleichtert. Dann packt ihn Todesangst, Gewissensangst, wohin sie die Furcht vor ihm getrieben haben mag. Er forscht erst vorsichtig, dann lauter und rücksichtsloser im Hotel.

Man hat das junge Geschöpf kopflos davonlaufen sehen, sich aber nichts dabei gedacht. „Sie wird in den Straßen umherirren und von selbst zurückkommen," beruhigt er sich. Und er sucht rastlos in den Straßen, unermüdlich die ganze Nacht.

Am folgenden Tage bleibt ihm nichts übrig, als die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen. Und als er acht qualvolle Tage zwischen Hoffen und Verzagen hingebracht, furchtbare Tage, im Stillhalten und unthätigen Abwarten, wird er zur Polizei beordert und gefragt: ob der Hut, den der Fischer an der Flußmündung im Netz gefunden, vielleicht Eigentum seiner verschollenen Frau sei?

Nun kann er abreisen. Nun hat er fürchterliche Gewißheit, und sein Schicksal ist besiegelt.

❦

Zehn Jahre, zehn Jahre eines arbeiterfüllten Lebens sind dem Justizrat Gröben seitdem dahingegangen. Er hat die einträgliche Praxis in der Provinzstadt damals einem Kollegen übergeben, weil es ihm fürchterlich war, nach der Katastrophe der kleinstädtischen Neugier Rede stehen zu müssen. Er ist in die Residenz übergesiedelt, hat sich mit eisernem Fleiß eine neue Existenz geschaffen und durch seine hohe Begabung dort bald einen Wirkungskreis gefunden, der ihn zu dem gesuchtesten und angesehensten Anwalte macht, obschon er, peinlicher denn je, seinen Beistand jeder Sache versagt, die nicht zweifellos rein ist.

„Den Cato" nennen ihn lächelnd die Kollegen, einen „menschenscheuen Sonderling" die Frauen, denen gegenüber er sich ablehnend verhält, im aufgezwungenen Berufsverkehr kaum die Grenzen der Höflichkeit wahrend.

Er ist ein verknöcherter Junggeselle dabei geworden, der über der Arbeitslast jeden Lebensgenuß vergißt, ja schließlich die notwendige körperliche Ruhe, bis er eines Tags völlig darunter zusammenbricht.

„Sie müssen ausspannen," ordnet sein Hausarzt an.

Mürrisch und wortkarg zuckt er die Achsel.

„Für wen quälen Sie sich so ab?"

Verdrossen runzelt er die Stirn. Ja, für wen häuft er Reichtümer auf Reichtümer? Er seufzt ungeduldig. Soll der flotte Ulan, sein Herr Neffe, vielleicht mal mit vollen Händen in die Luft streuen, was er so mühselig erworben? Ihm auch gleich. Nach mir die Sündflut!

Während der Arzt noch eifrigst auf ihn einspricht, reicht ihm sein Bureauvorsteher einen Brief, auf dem „eigenhändig" bemerkt ist. Er ist von einem seiner ältesten Klienten und kommt aus Nervi.

„Lieber Herr Justizrat!" schreibt dieser. „Ich hätte so gern Ihren bewährten Rat in einer Testamentsangelegenheit, aber meine gelähmte Hand gestattet mir das Schreiben nicht. Da ich meine liebenswürdige Sekretärin, der ich dieses diktiere, aber gerade hiefür nicht verwenden kann, wäre mir eine persönliche Beratung von größter Wichtigkeit. Könnten Sie sich zu dem Zweck jetzt, wo die Ostertage vor der Thür sind, nicht auf eine Woche frei machen. Spesen spielen, wie Sie wissen, ja gar keine Rolle dabei.

Ihr ergebenster Gehricken, Kommerzienrat."

Gröben reicht seinem Arzt den Brief hin: „Na, da haben Sie plötzlich einen Bundesgenossen bekommen, Doktor. Werde dem alten Herrn wohl den Gefallen thun müssen und kann dann meinetwegen noch eine Woche oder zwei zulegen, wenn Euer Gnaden so befehlen."

❦

Ein köstlicher Frühlingsmorgen ist es, als Gröben in den offenen Wagen steigt, der in Genua vor dem „Hotel de ville" hält. Ein Morgen, der auch dem Griesgrämigsten das Herz erschließen muß für all die Wunder, die zauberhafte Schönheit der Riviera di Ponente. Langsam fährt er bergauf und läßt den Blick hinüberschweifen über all die Pracht, all die sonnige, lachende, heitere Pracht des Südens. Da ist es gleichsam, als thue sein Herz sich weit auf und der fächelnde Wind fege allen Aktenstaub aus seiner Seele hinweg.

Im Edenhotel, wo unter prachtvoll schattenden Palmen die Gäste verstreute Gruppen bilden, fragt er nach seinem Klienten an. Der sei eben in den stillen, kleinen Rosenhain von Madame Müller gezogen. Man weist ihm dabei den kurzen Richtweg, und er bahnt ihn sich durch urwäldlich dichte Haine von Orangen- und Zitronenbäumen, an denen berauschend duftende Blüten und goldgelbe Früchte zu gleicher Zeit leuchten.

In der mittäglichen Stille ist es wie ausgestorben im Nachbargarten, in dem alles wild und üppig durcheinander wächst und wuchert: Palmen, Orangen und vielfarbige Rosenpracht. Es ist kein sorgsam gepflegter Kunst- und Ziergarten, wie der wundervolle des großartigen Edenhotels, sondern die zierliche kleine Villa steht inmitten eines engbegrenzten, aber üppig treibenden Vegetationsreichtums.

Unter einem Dickicht von Orangenbäumen regt sich etwas zierlich Weißes. Ein feingliedriges Dämchen von acht bis neun Jahren steht auf den Fußspitzen, hascht unermüdlich nach einem, ihren ausgestreckten Fingerchen immer wieder fortschnellenden Ast, auf dem, traubenartig zusammengedrängt, besonders reife Orangen sitzen. Es reckt und reckt sich ohne Unterlaß. Nun aber beginnen die Steine, die es aufeinandergebaut, unter den winzigen Füßen zu kippen und zu kollern und mit einem tiefen Seufzer blicken die Augen sehnsuchtsvoll nach den lockenden Früchten.

„Bitte, hilf mir doch!“ ruft sie ihn ganz selbstverständlich an, als Gröben herantritt.

Eine Sekunde stutzt er verdutzt, dann zieht er gehorsam den Zweig herunter, und die Kleine liest eifrig die Früchte in den Korb, der ihr am Arm hängt.

„Danke schön, nun sind's genug für zu Tische,“ nickt sie wichtig und will davon trippeln.

Er aber hält sie an der kleinen weichen Hand fest, in die sich reizende Grübchen vertiefen. „Bekomm ich keinen Lohn?“ fragt er neckend. Ihm ist so wundersam warm und weich, da er in das holde Kindergesicht blickt.

Sie wählt eine besonders schöne Frucht und will sie ihm reichen, aber er wehrt ab: „Willst du mir nicht einen Kuß dafür schenken, Kleine?“

Sie schüttelt ernsthaft das Köpfchen. „Das darf ich nicht. Mama hat's verboten. Fremde dürfen mich nicht küssen. Ich bin zu groß!“ meint sie wichtig.

„Wie heißt du?“

„Veritas.“

„Merkwürdiger Name!“

Sie nickt. „Wahrheit heißt das,“ belehrt sie altklug. „Mama sagt, ich habe den Namen bekommen, damit ich alle Tage daran denke, wahr zu sein. Haben Sie schon mal gelogen?“ fragt sie zutraulich.

„Nein. Lügen ist abscheulich.“

Wieder nickt sie eifrig: „Das sagt die Mama auch immer. Sie sagt, alles Schlimme käme davon. Ich muß immer die Wahrheit sagen, auch wenn ich unartig war, dann giebt's keine Schelte.“

Er nickt befriedigt und zustimmend: „Du hast eine verständige, gute Mama,“ lobt er. „Willst du mich zu ihr hinführen, ihr gehört wohl das Haus da?“

„Ja, aber sie ist mit der kranken Lady Beresford noch unten am Meer.“ Und mit allerliebster hausmütterlicher Wichtigkeit: „Wollen Sie in den Salon eintreten und warten, bis sie kommt.“

Er fragt nach seinem Klienten, und sie springt ihm munter die Treppe voran in die erste Etage, wo sie wie ein lustiger Wirbelwind gegen eine Thür trommelt. „Onkel Karl, da ist einer, der dich besuchen will!“ Husch, ist sie wieder fort, die Treppe hinunter, als der Kommerzienrat die Thür aufmacht.

Nach der ersten Begrüßung schreiten sie zu dem geschäftlichen Zweck. Der kränkelnde Kommerzienrat will verschiedene Testamentsänderungen. „Meine Neffen bekommen doch genug,“ meint er. „Ich möchte, daß Sie mir ein gesetzlich bindendes Kodizill aufsetzen, wodurch ich die Zukunft meiner hiesigen Wirtin und ihres Töchterchens sichern kann. Bitte,“ wehrt er ab, als er das sarkastische Mundzucken des Juristen bemerkt, „kommen Sie zu keinen falschen Schlüssen, Wertester. Frau Müller ist eine der anständigsten und bravsten Frauen, die ich je kennen gelernt, und es mischt sich durchaus nichts Persönliches in meine Absichten, von denen sie keine Ahnung hat. Sie ist aber ganz mittellos, desgleichen Lady Beresford, die nur eine hohe Rente besitzt, die mit ihrem Ableben erlischt. Die kleine Frau hat sich redlich und tapfer mit ihrem Kinde, dank der pekuniären Unterstützung ihrer Beschützerin, durchs Leben gekämpft. Ich möchte ihr das Anwesen hier, das sie bisher nur gemietet hat zu Pensionszwecken, als Eigentum hinterlassen, damit sie nicht wieder heimat- und existenzlos wird, sollte die Beresford mit Tode abgehen. Bitte setzen Sie mir alles dazu auf und erfüllen die nötigen Formalitäten. Sie werden hoffentlich heut hier mein Gast sein?“ schließt er liebenswürdig. „Logis kann ich Ihnen hier im Haus leider nicht anbieten, da alles vollbesetzt ist.“

Arm in Arm treten sie später in den kleinen Speisesaal, in dem die weinbelaubte Veranda ein grünes Dämmern verbreitet. Alles ist schmuck, schlicht, blumengeschmückt hier. All die Pensionsgäste von Frau Müller, die eine einzige, große, herzlich zusammenhaltende Familie bilden, sitzen schon erwartungsvoll an der Tafel, und der alte joviale Herr wird mit freudigem Zurufen, sein Gast herzlich wie ein alter Bekannter begrüßt. Da geht die Thür auf, die in den Hauptkorridor führt. Zwei zierliche saubere Mädchen tragen die dampfenden Riesensuppenterrinen herein, an den Kredenztisch, und ihnen auf den Fersen folgt Frau Müller, die gleich an den Kredenztisch tritt und die Suppe aufzufüllen beginnt. Gröben hat in dem dämmrigen Gemach nur den Schimmer einer schönentwickelten Frauengestalt in heller Sommerkleidung bemerken können.

Gericke zieht ihn empor und mit sich. „Möchte Sie zuerst unserer liebenswürdigen Hausfrau vorstellen. Frau Müller, Sie erlauben —“

Sie wendet das Haupt. Der Schrei der Ueberraschung erstarrt auf dem halboffenen Munde. Ihre Hände umklammern die Tischkante, sie krampft sich daran fest, um nicht umzufallen. Gröben, aschfahl vor Schreck, stiert voll Entsetzen in das Gesicht der Totgeglaubten.

„Sie kennen sich, meine Herrschaften?“ fragt der Kommerzienrat verwundert.

Da hebt die junge Frau mutig entschlossen das Haupt.

„Ja, wir kannten uns vor vielen Jahren,“ sagt sie ganz ruhig. „Wir waren aber wohl beide nicht darauf vorbereitet, uns so unerwartet wieder zu sehen. Wollen Sie Ihren Gast nicht veranlassen, Platz zu nehmen und sich in meinem Hause wohl sein zu lassen. Er ist mir willkommen.“

Mit einer Handbewegung sind sie entlassen und selbstbeherrscht erfüllt sie ihre Hausfrauenpflichten.

Wie ein Traum geht diese lange marternde Tafelstunde Gröben vorüber. Wie im Traum unterhält er sich mechanisch mit seinem Tischnachbar und ißt mechanisch als Gast an der Tafel seiner Frau.

Wie ein Wirbelwind tanzen die Gedanken in seinem Hirn. Freut er sich des Wiedersehens, oder ist es ihm unbequem? Erleichtert es ihn doch, von dem Alp der seit jenem Schreckenstag auf seinem Gewissen drückte: „du warst zu hart.“ Was ist aus ihr geworden seit jenem Tage? Wem hat sie sich zu eigen gegeben? denkt er blitzschnell mit einer eifersüchtigen Regung, da sein Auge zu dem Kinde hinüberstreift, dessen sonnige Haare wie Gold das Dämmern durchleuchten, und das komisch-wichtig neben der Mutter sitzt und auf jeden Wink aufspringt, um ihr bei ihren Hausfrauenpflichten behilflich zu sein.

Der Kaffee wird gereicht. Mit einer Ernsthaftigkeit, wie sie keiner an ihr kennt, hebt Frau Müller mit einer Verbeugung die Tafel auf. Dann schreitet sie, ihr Töchterchen an der Hand, ganz gegen alle Gewohnheit sofort hinaus und zieht sich in ihre Privaträume zurück.

Kurz entschlossen, zieht der Justizrat eine Visitenkarte heraus und kritzelt ein paar Zeilen darauf: „Bitte dringend um eine Unterredung,“ und übergiebt sie dem bediensteten Mädchen für die Herrin des Hauses.

Die Antwort kommt prompt: „Jetzt unmöglich, heut nach dem Abendbrot an der Riva. Elisabeth.“

Wie ihm die Stunden bis dahin vergangen, das wußte er nie zu sagen. Er beurlaubt sich unter einem Vorwand von dem Klienten, und sein Gesicht flammt auf, als er sich bei der Unwahrheit ertappt.

Er schlendert, ohne zu sehen, durch all die Wunderwerke der Natur, den vielberühmten Park, die Palmen und Orangenhaine. Unter den windzerzausten Riesenpalmen der Hauptstraße wandelt er rastlos hin und her, bis es acht Uhr schlägt. Nun wird sie doch ihr Nachtmahl beendet haben, und er kann hoffen, sie an der Riva anzutreffen.

Sein Herz klopft ihm zum Zerspringen, als er die schmale, hochgelegene Felspromenade längs des Meeres betritt, an dessen Fuß die leise bewegten Wogen anschellen.

Toteneinsam liegt die Promenade da, über die das Mondlicht eine geisterhafte Helle verbreitet. Aus dem Edengarten kommt eine Frauengestalt eilends herbei. In der nächsten Sekunde stehen sie sich schnellatmend gegenüber; dann lenkt sie ihre Schritte einer Bank zu, und sie setzen sich nieder, ohne daß einer dem andern die Hand zustreckt.

„Kommen wir zur Sache," sagt sie kurz entschlossen, und er muß sie anstaunen. Was ist aus dem kleinen furchtsam-schüchternen Mädchen geworden? Wie ist sie aus sich herausgewachsen, gereift und klar und zielbewußt geworden. Auch ihr Auge hat ihn mitleidsvoll gestreift. Wie ist er gealtert! Silber an den Schläfen, scharfe Züge um Nase und Mund und die kraftstrotzende Gestalt leicht in den Schultern vorgebeugt.

„Wie konntest du mir das anthun!" bricht es vorwurfsvoll und bitter aus ihm hervor.

„Ich denke, wir sind quitt. Einer hat dem andern nichts mehr vorzuwerfen," sagt sie ruhig mit unbeschreiblich kalter Würde. „Du hast mit beispielloser Härte und Grausamkeit das unerfahrene Kind bis an den Rand des Grabes getrieben. Mit der Vergangenheit sind wir fertig. Was nun? Weshalb drängst du dich in mein friedliches Leben und kreuzest meinen Weg? Was willst du noch von mir?"

„Rechtfertigung. Auskunft. Du trägst meinen Namen."

„Das thue ich nicht," entgegnet sie bestimmt.

„Gut. Was hast du aber getrieben in diesen langen Jahren?"

„Ehrliches — Arbeit," sagt sie stolz und selbstbewußt.

„Wo bliebst du in jener Nacht?"

„Wohin so ein armes, verjagtes, verhetztes und verängstigtes Geschöpf sich gewöhnlich hinflüchtet, ins Wasser. Sie zogen mich kurz vor dem Ertrinken heraus. Lady Beresford nahm sich auf dem Schiff, das mich auffischte, meiner an, und sie führte mich mit sich auf Reisen, krank, elend und gebrochen, wie ich damals war. Die hochherzige Frau machte aus mir einen neuen Menschen mit Menschenwürde, Selbstachtung und Bewußtsein des Rechten. Sie führte mich auf den rechten Weg, den Weg der Wahrheit und der ehrlichen Arbeit."

„Und Holz, was hattest du mit Holz?"

„Mit Wood? Ich kannte ihn wirklich nur als Doktor Wood. Eine Kinderei, wenn ich mich dieser Handlung nicht gar so in tiefster Seele geschämt hätte, als er mir väterlich milde Vorhaltungen machte, wie es sich für ein Mädchen von sechzehn Jahren nicht schicke, zu einem unverheirateten Mann aufs Zimmer zu kommen, um ihn anzubetteln um — Geld. Die Stiefmutter, die immer in Not war, hatte es befohlen, und ich gehorchte gedankenlos. Ohne Grundsätze, ohne eine Vorstellung des Rechten und Schicklichen war ich unter ihrer Hand groß geworden. Wie sollte ich ahnen, daß ich etwas that, das verdammenswert war?"

„Und als Ihr Euch gegenüberstandet?"

„Schämte ich mich im Grunde meiner Seele und fürchtete mich vor dir, und in meiner zitternden Angst fand ich nicht den Mut der Wahrheit."

„Du kennst ihn jetzt, du lehrst ihn täglich dein Kind!" ruft er warm. „Wer ist dieses Kind?"

„Meines," sagt sie fest.

„Und wem gehört es mit?"

„Das geht keinen was an," fertigt sie ihn herbe ab.

„Du gabst dich einem zu eigen nach mir," forscht er dumpf und doch mit leidenschaftlich zitternder Stimme.

Eine Sekunde nur zaudert sie. Dann wirft sie den Kopf stolz zurück. „Der Wahrheit die Ehre. Nein!"

Da hält er sie an beiden Händen wie ein Rasender gepackt. Sein Atem kommt stoßweise aus der Brust. „Mein — mein Kind!" keucht er endlich hervor.

Sie hat sich mit einem Ruck von seinem Griff befreit. „Du stießest mich von dir. Du hast keinen geistigen Anteil daran. Es ist ausschließlich mein."

„Es ist auch meines," beharrt er finster.

„Wag es, mich davon zu trennen!" schreit sie wild.

Besänftigend legt er seine Hand auf ihre. „Muß es Trennung heißen, wenn ich um ein bißchen Liebe bettle bei meinem Kinde?"

Sie schaut ihn an, lange, prüfend, durchdringend. „Ich habe mich durchgerungen, durchgekämpft zum Frieden," spricht sie langsam. „Ich will, ich muß heut den Mut der Wahrheit haben für uns beide. Ich kann mir kein Glück mehr denken zwischen uns."

„Willst du mir Zeit gönnen, darf ich es versuchen? Laß mich werben um das, was ich erringen will: dein Vertrauen." Und als sie immer noch schweigt, sagt er leise „Um des Kindes willen."

Da neigt sie zustimmend das Haupt, und stillschweigend wandern sie durch die sternenhelle Nacht des Südens bis an das Lager des schlafenden Kindes.



Im Felde.

Mit meinem Liebsten Hand in Hand
Bin ich ins Feld gegangen,
Da kam der Sturmwind über Land
Und küßte mir die Wangen.

Und Halme griffen mir ins Haar,
Die wollten nach mir langen —
Was Wunder, daß zum Schlusse gar
Mich auch mein Schatz umfangen!

Marie Stona.





Auf die Berge!

Ein Mahnwort an die Stubenhocker.

Von Dr. F. Mero.

Das Bergsteigen als Ferienerholung kommt recht eigentlich nur für die Angehörigen der mittleren und oberen Klassen in Betracht; denn es erfordert immerhin gewisse Aufwendungen, für die den meisten Angehörigen der unteren Klassen die Mittel nicht zur Verfügung stehen, wenn sie nicht etwa im Gebirge selbst ihren Wohnsitz haben. Und es trifft sich ausgezeichnet, daß das Bergsteigen als Heilmittel auch gerade für das allerhäufigste Leiden der mittleren und oberen Klassen in Betracht kommt, nämlich für die Neurasthenie, die reizbare Nervenschwäche. Dieses Leiden ist nämlich im wesentlichen die Rache des Leibs für eine höchst unzweckmäßige Behandlung, die nur ein Organ in fortwährender Arbeit übermüdet, während sie alle andern Organe brachlegt. Das übermüdete Organ ist das Gehirn, das nicht nur durch ununterbrochene geistige Arbeit überanstrengt wird, sondern, was noch viel wesentlicher ist, durch geistige Arbeit unter fortwährenden starken Erregungen des Gemütslebens. So bringt es der Kampf um die Existenz in unserer rastlosen, gehetzten Zeit mit sich; der Kampf um die geistige Existenz, das ehrgeizige Ringen nach der höchsten Geltung bei Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten, der Kampf um die materielle Existenz, das verzweifelte Ringen nach Reichtum bei Kaufleuten und Industriellen. Und das Organ, das von der großen Mehrzahl all dieser Stände brachgelegt wird, ist die Körpermuskulatur. Das bißchen Spazierengehen, zu dem sie sich allenfalls aufraffen, reicht nicht aus.

Eine derartige einseitige Beanspruchung kann kein Organismus aushalten. Die einzelnen Organe sind nur gesund, wenn sie, ihrer natürlichen Funktion entsprechend, zur regelmäßigen Thätigkeit angehalten werden, wenn kein Zuwenig und kein Zuviel der Thätigkeit von ihnen verlangt wird. Und nur wenn alle Organe gesund sind, empfindet der gesamte Organismus das Gefühl der Gesundheit.

So aber rächt sich das übermüdete Gehirn durch alle möglichen seelischen und nervösen Peinigungen. Seelische: indem eine allgemeine, tiefe, zumeist ganz grundlose oder doch auf äußerst geringe Veranlassungen sich einstellende Verstimmung und Schwarzseherei die Empfindungssphäre beherrscht; und nervöse: indem das Gehirn jeder Beanspruchung gegenüber außerordentlich schnell ermüdet.

Und die brachgelegte Körpermuskulatur rächt sich auf andere Weise. Sie wird, wie jedes Lebewesen, das sich parasitisch durch andere Lebewesen ernähren läßt, schlaff, faul, fett und funktionsuntüchtig. Der schwache Blutstrom, der durch den ruhenden Muskel fließt, ist nicht stark genug, um die morsch gewordenen, abfallsreifen Zellen herauszuspülen; es setzt sich Fett zwischen die Muskelbündel, das die Kraftentfaltung auch noch mechanisch verhindert.

Auch das Herz ist ein Muskel. Auch das Herz wird schlaff und faul, wenn es monatelang keine andere Arbeit zu verrichten hat als die Durchspülung des Gehirns und der zarten Muskeln, die den schreibenden Finger und die sprechende Zunge bewegen; und weil das Herz faul ist, arbeitet auch die Lunge träge. Sie wird nicht genügend entfaltet, weil sie dem Körperofen, der so wenig Kraft hergeben soll, nicht viel Verbrennungsluft zuzuführen hat, und wird so der Brutplatz aller möglichen „Katarrhe“. Und weil das Herz dem Darm nicht genügend Blut zuführt und weil die Lunge dieses wenige Blut noch dazu ungenügend mit Sauerstoff versorgt, deswegen arbeitet auch der Darm träge, und die Crux aller Schreibtischmenschen, die chronische Verstopfung, etabliert sich in Permanenz. Die sich stauenden, viel zu lange im Darm verweilenden Massen zersetzen sich, produzieren alle möglichen giftigen Stoffe, die nun wieder vom allgemeinen Stoffwechsel aufgesaugt werden und den ganzen Symptomenkomplex noch verschlimmern, nämlich die nervösen und seelischen Beschwerden der Neurasthenie.

Mit dem Darm leiden natürlich die ihn versorgenden großen Verdauungsdrüsen, Leber und Pankreas, und, damit keines der großen Organe außer Mitleidenschaft bleibt, wird auch die Niere bei solcher widersinnigen Lebensführung überlastet. Denn ihre Aufgabe, den letzten Rest der Eiweißverbrennung im Harnstoff nach außen abzuführen, hat sie unter gesunden Verhältnissen in Gemeinschaft mit den Schweißdrüsen der Haut zu leisten. Diese Hautdrüsen treten in der Regel nur bei kräftiger körperlicher Arbeit in Aktion: folglich hat die Niere beim Büreau- und Schreibtischmenschen die ganze Arbeit fast allein zu leisten, und zwar nicht nur eine normale Arbeit, sondern eine vielfach vermehrte, die Entgiftung eines mit allen möglichen Stoffwechselgiften weit über das normale Maß hinaus belasteten Organismus. Darunter erkrankt sie gar leicht unheilbar.

Damit schließlich auch keines der Sinnesorgane zurückbleibe, werden in der heißen, staubigen Luft der Arbeitsräume die Augen, die ohnehin schon durch das fortwährende Einstellen auf nahe kleine Objekte (Lesen und Schreiben) überanstrengt werden, geschädigt; die Ohren werden übermüdet durch das unendliche Gerattere und Gerassel der großstädtischen Straßen; die Nase muß mit chronischen Verdickungen der sogenannten Schwellkörper an den unteren Muscheln den Zustand der dauernden Mobilisierung gegen die staubige Atmosphäre der Stadt aufrechterhalten; und darunter leiden Geruch und Geschmack.

Um alle diese Leiden zur Unerträglichkeit zu steigern, kommt noch eins hinzu, eine chronische Blutüberfüllung des Gehirns. Um das zu erklären, sind einige physiologische Bemerkungen unerläßlich.

Unser Körper ist nach dem Grundsatz einer weisen Oekonomie eingerichtet. Darum haben wir nicht so viel Blut, wie ausreichen würde, um unser gesamtes Gefäßsystem prall mit dem ganz „besonderen Saft“ zu füllen. Davon kann keine Rede sein! Wir haben so wenig Blut, daß die Zerschneidung der Eingeweidenerven, die die Spannung der Darmgefäße regulieren, genügt, um ein warmblütiges Tier durch innere „Verblutung“ zu töten, ohne daß auch nur ein einziger Tropfen Blut aus dem Gefäßsystem herausträte. Das Darmgefäßnetz kann also allein die gesamte Blutmasse des Körpers in sich aufnehmen.

Unter normalen Verhältnissen wird das Blut, wie eine gut bewegliche Polizeitruppe oder besser Arbeitertruppe, immer an den Ort gesandt, wo es gerade gebraucht wird. Das ist bei körperlicher Arbeit die Muskulatur, bei geistiger das Gehirn, bei der Verdauung der Darm. Darum kann man unmittelbar nach den Hauptmahlzeiten so schlecht arbeiten, weil nicht genug Blut für Darm und Gehirn gleichzeitig zur Verfügung steht.

Nun wird bei übermäßiger geistiger Arbeit das Gehirn natürlich auch dauernd in übermäßiger Weise von der dazu erforderlichen Blutmenge durchströmt. Dabei verlieren schließlich die Gefäße des Gehirns ihre Spannung und Elastizität, das heißt die Fähigkeit, sich beim Aufhören der geistigen Beanspruchung in normaler Weise zu verengen.

Wenn nun geistige Arbeit sehr reichliche Versorgung des Gehirns mit Blut erfordert, so bringt andererseits

auch reichliche Versorgung des Gehirns mit Blut geistige Arbeit mit sich. Das dauernd viel zu stark mit Blut versorgte Gehirn kann nicht aufhören, thätig zu sein, selbst in der beabsichtigten Ruhezeit nicht, und daher kommt die Schlaflosigkeit oder wenigstens der unerquickliche Schlaf des Neurasthenikers. „Des Denkens nimmermüde Spindel" tanzt und tanzt.

Man sieht, hier herrscht ein echter fehlerhafter Zirkel, eine Verkettung böser Umstände, in denen das Schlußglied der Kette immer wieder die Ursache des Anfangsglieds wird, so daß der ganze Zustand sich fortwährend verschlimmern muß.

Wir sind nicht mehr naiv genug, um zu glauben, daß es möglich ist, in einen derartigen Vorgang mit Zaubermitteln, „Medizinen", einzugreifen. Wir wissen heute, daß ein derartiger Prozeß nur von innen her, von der Willensphäre aus beeinflußt werden kann.

Bei sehr schwachen Charakteren oder bei körperlich wirklich kranken Menschen wird eine lange fortgesetzte Ruhezeit dann Besserung, vielleicht Heilung bringen können, wenn der behandelnde Arzt es versteht, seinen eigenen kraftvollen Willen durch suggestive Therapie als ausschlaggebenden Faktor in das Triebleben des Patienten einzuführen. Davon wollen wir hier nicht sprechen.

Der rüstige Mensch aber von gesundem Wollen und gesunden Organen hat bei seinem eigenen Willen den Hebel anzusetzen; und da unserm Willen unmittelbar nichts anderes unterstellt ist, als die Muskulatur, so bleibt ihm nur ein Mittel, ihn zu bethätigen: die Körperbewegung.

Nach dem, was wir oben angeführt haben, muß die Körperbewegung allseitig sein, und ferner muß sie zwecklos sein, zwecklos in dem Sinn, daß keine Motive des Ehrgeizes oder des materiellen Erwerbs ihr Maß und ihren Umfang bestimmen. Darin liegt die Verurteilung aller Rekordhetzerei begriffen.

Aber davon abgesehen bleibt dem Schreibtischmenschen gar kein anderes Mittel, um von innen heraus den fehlerhaften Zirkel zu durchbrechen, den wir geschildert haben, als allseitige, zwecklose, spielende Körperbewegung, — das heißt: der Sport.

Sehen wir zu, wie sich das Zusammenspiel der Körperorgane unter seiner Einwirkung umändert.

Werden Muskeln in Bewegung gesetzt, so öffnen sich ihre Blutgefäße ungemein weit und saugen die zwanzigfache Blutmenge in sich hinein, weil sie bei der Arbeit zwanzigmal mehr Blut verbrauchen als in der Ruhe. Geschieht das in mächtigen Muskelmassen, wie z. B. in denen der Beine und des Rumpfes, so bleibt für die übrigen Körperorgane nur gerade so viel Blutbesatzung übrig, daß sie nicht zu Grunde gehen. Das will, auf das Gehirn angewendet, heißen, daß die überreichlichen Zuströme zu seiner Blutbahn plötzlich aufhören, einfach aus Mangel an Flüssigkeit. Der Mühlbach, der bisher oben die Millionen Räder getrieben hat, wird abgeleitet und bethätigt jetzt unten die Maschinen der Ortsbewegung; oben aber ist süße Ruhe und Stille eingetreten, nur ab und zu klappert noch ein sonntägliches Rädchen durch das wohlthätige Schweigen. **Der Sport ist der Schlaf des übermüdeten Gehirns!**

Jetzt können sich die überdehnten Gefäße zusammenziehen, können die Elastizität ihrer Wandungen wiederherstellen; jetzt kann das abstrapazierte Organ in Ruhe die Wunden, die ihm die Arbeit schlug, ausheilen lassen, kann die jungen, schon in ihrer zarten Jugend mit harter Arbeit belasteten Zellen reifen lassen. Es gesundet und schickt durch den ganzen Körper das Gefühl seiner Genesung als gute Laune.

Unten in den Muskeln geht es indessen hoch her. Der verzwanzigfachte Blutstrom spült durch die verschlackte Bahn und schwemmt alles heraus, was an vermorschten, abfallreifen Zellen vorhanden war. Das Fett wandert in den Heizofen, es wird überall Platz für neue Zellen, und nach wenigen Tagen anfänglichen „Turnfiebers" ist der Muskel wieder stahlhart und zu jeder Funktion tüchtig.

Auch das Herz ist ein Muskel. Auch ihm werden bedeutend größere Aufgaben gestellt, an denen es erstarkt; schneller und kräftiger schlägt es, in stärkeren Wogen treibt es den roten Saft durch den Körper, und darum muß auch die Lunge mithalten, sie muß sich tiefer und tiefer entfalten. Die stagnierende, verpestete Residualluft dampft hinaus, die Katarrhe verschwinden mit ihr. Muß doch die Lunge dem kräftig arbeitenden Verbrennungsofen als getreuer Blasebalg den nötigen Sauerstoff in vervielfachter Menge zuführen!

Dadurch wird die Zirkulation in den Arterien beschleunigt, und gleichzeitig tritt das „sekundäre Herz" des Venenkreislaufs in verstärkte Aktion: jede Beugung und Streckung in Fuß-, Knie- und Hüftgelenk treibt das blaue Venenblut aufwärts, dem rechten Herzen entgegen; und die blauen Krampfaderknoten und Hämorrhoiden, das Resultat der venösen Stauungen, verschwinden. Der Darm, mit sauerstoffreicherem Blut reichlicher versorgt als vorher, von dem abfallüberladenen Venenblut durch die kräftigere Zirkulation entlastet, setzt sich in einen munteren Trab, und die Stauung hat ihr Ende gefunden. Die mit ihm vergesellschafteten großen Drüsen bekommen zu thun und entladen sich ihres Fettes und ihrer „Anschoppungen". Die Haut beteiligt sich mit ihren Schweißdrüsen mit bedeutender Energie an der Entgiftung des Körpers, die Niere erhält dreiviertel Ferien und kann die Wunden der Kampagne heilen, das überflüssige Blutwasser wird hinausgeworfen und mit ihm verschwindet die drohende „Plethora".

Von den Sinnesorganen gesundet das Auge durch blauen Himmel und grüne Wälder besser als durch blaue Brillen und grüne Lampenschirme; der Hörnerv ruht sich in der wunderbaren Stille der Natur aus, die Nase rüstet ab und reduziert ihre Schwellkörper auf das normale Maß, und Geruch und Geschmack erlangen ihre Empfindlichkeit zurück.

So gesunden alle Organe, die Harmonie der Körperfunktion hat sich hergestellt, und damit durchzieht das vegetative Glücksgefühl der Gesundheit auch wieder den ganzen Körper. Es ist die psycho-physische Grundlage einer höheren Empfindung, der vielgerühmten, echten, deutschen Wanderlust.

Um der prosaischen Wirklichkeit ihr Recht zu lassen, müssen wir noch hinzufügen, daß dieses Glücksgefühl bei den meisten Schreibtischmenschen energisch gesteigert wird durch die Wiederkehr der regelmäßigen Verdauung und — last not least — eines wundervollen Appetits.

Narziß hatte nicht so ganz unrecht: „Alles Glück beruht auf der guten Verdauung."

Nun ist kein Sport dem Menschen so naturgemäß als das Wandern, und keine Wanderung spannt so alle Organe in gleichmäßiger Thätigkeit an und erhebt gleichzeitig durch die stärkenden, ästhetischen Eindrücke das Gemüt, als das Wandern im Gebirge. Namentlich der Felskletterer hat jeden Augenblick andere turnerische Probleme zu lösen und darum nicht einen Augenblick Zeit für Rückfälle in geschäftliche oder litterarische Gedanken und Verstimmungen.

Und darum, ihr Schreibtischmenschen, ihr Gehirnakrobaten, ihr Muskelfaultiere, wandert zum Jünger Crispini, bestellt euch Nagelschuhe, packt den Rucksack voll guter Sachen, seid guter Dinge und werft eure Neurasthenie vom höchsten Gipfel in die tiefsten Klüfte!





Das Schwimmen.

Das Schwimmen zeichnet sich vor allen andern Körperübungen dadurch aus, daß es die gesamte Muskulatur des Körpers in gleichmäßiger Weise in Anspruch nimmt. Durch den starken Nervenreiz, den das kalte Wasser an und für sich ausübt, in Verbindung mit den beim Schwimmen nötigen tiefen Atemzügen und kräftigen Muskelbewegungen wird der Stoffwechsel mächtig angeregt, das Nervensystem erfrischt und jenes angenehme Gefühl kraftvollen Wohlbehagens erzeugt, das das sicherste Zeichen für die gute Wirkung eines Schwimmbads ist. In der That giebt es auch kaum eine andere körperliche Uebung, die im Verein mit einer nach Menge und Beschaffenheit zweckdienlich ausgewählten Nahrung in gleich günstiger Weise unsere Gesundheit beeinflussen könnte, als das Schwimmen.

Wo daher irgend Gelegenheit zum Schwimmen gegeben ist, sollte es als die vorzüglichste Leibesübung empfohlen werden; und auch die Mädchen und Frauen sollten sich diese Wohlthat in ausgiebigster Weise zu eigen machen. Es ist die Pflicht der Eltern, dafür zu sorgen, daß ihre Kinder möglichst frühzeitig das Schwimmen lernen, es ist eine Fertigkeit, die, einmal erlernt, kaum jemals wieder vergessen wird. Allerdings ist, da die gesamte Körpermuskulatur, die Schulter- und Armmuskeln, Becken- und Beinmuskeln in gleicher Weise arbeiten, eine gesunde Beschaffenheit der Organe, namentlich der Brustorgane und der Nieren, eine unerläßliche Voraussetzung. Absolut zu verbieten ist Kaltbaden und Schwimmen bei Neigung zu Kongestionen nach dem Kopf und den Brustorganen, bei organischen Erkrankungen des Herzens und der Gefäße, bei nervösen Aufregungszuständen, bei starker Abzehrung, bei Schwächezuständen, bei Bleichsucht und Blutarmut. Daß man nicht mit überhitztem Körper und mit angefülltem Magen schwimmen und daß man das Bad nicht zu lange ausdehnen soll, sind Vorschriften, die sich für jeden Vernünftigen von selbst verstehen.

Aber nicht nur im Interesse der Stärkung und Kräftigung unserer Gesundheit sollten wir das Schwimmen üben, sondern auch, um im Notfall uns selbst und unsere Mitmenschen aus der Gefahr des Ertrinkens retten zu können. Das Bewußtsein, schwimmen zu können, verleiht dem ins Wasser Gefallenen Ruhe und Kaltblütigkeit, während Menschen, die nicht schwimmen können, meist ganz verwirrt werden, so daß sie weder sehen noch hören und die unzweckmäßigsten Bewegungen machen. Dadurch wird es oft außerordentlich gefährlich oder ganz unmöglich, sie vor dem Ertrinken zu retten; meist klammern sie sich krampfhaft an Schwimmer, die ihnen zu Hilfe kommen wollen, und hindern sie dadurch an der Rettungsarbeit. Wie besonders v. Esmarch hervorgehoben hat, ist unter den Seeleuten vielfach die irrige Ansicht verbreitet, daß es für sie besser sei, nicht schwimmen zu können; denn, sagen sie, es ist besser gleich zu Grunde zu gehen, als sich noch lange in Todesangst über Wasser zu halten. Diese Ansicht ist falsch; denn die Erfahrung hat oft genug gelehrt, daß Seeleute gerettet wurden, nachdem sie längere Zeit mit den Wellen gekämpft hatten.

Wie soll nun ein Schwimmer einem Ertrinkenden Hilfe leisten? Nach Angabe des verdienten Schwimmlehrers Hans Müller in Hamburg, (der mehr als 200 Personen vom Tode des Ertrinkens gerettet hat), verfährt man beim Retten Ertrinkender am besten folgendermaßen: indem man dem Ertrinkenden zuruft, daß er gerettet sei, nähere man sich ihm so schnell als möglich (durch flachen Kopfsprung) von der Rückseite, erfasse ihn, indem man die eigene linke Hand unter dessen linken Arm von hinten her durchschiebt, am rechten Handgelenk, drücke den so Ergriffenen fest an sich und schwimme auf dem Rücken dem Lande zu. Der Verunglückte kann dann den Retter nicht fassen und im Schwimmen hindern; ist dies dennoch geschehen, dann muß der Retter sofort untertauchen und, wenn der stets nach aufwärts strebende Ertrinkende ihn losgelassen hat, ihn richtig zu fassen suchen. Ereignet sich das Unglück im fließenden Wasser, dann laufe der Retter erst eine Strecke stromaufwärts und springe oberhalb der Stelle hinein, um sich nicht unnötig durch Schwimmen gegen den Strom zu ermüden.

Wenn jemand zu Grunde gegangen ist, so kann die Stelle, wo der Körper liegt, bei stillem Wasser genau an den Luftblasen erkannt werden, die gelegentlich zur Oberfläche emporsteigen. Einer etwaigen Strömung, die die Blasen am senkrechten Emporsteigen hindert, muß dabei Rechnung getragen werden; man kann dann, indem man in der durch die Blasen bezeichneten Richtung niedertaucht, bisweilen noch den Körper heraufholen, ehe es zu spät ist. Taucht man nach einem Körper, so ergreife man ihn mit einer Hand und gebrauche die andere Hand und die Füße dazu, sich zum Wasserspiegel zu erheben.

Indes kann auch ein Nichtschwimmer, der ins Wasser fällt oder beim Baden in tiefes Wasser gerät, sich aus eigener Kraft vor dem Ertrinken retten, wenn er nur Geistesgegenwart genug behält, an die folgenden Vorschriften zu denken und sie auszuführen: er muß, auf dem Rücken liegend, den Kopf nach rückwärts, den Mund nach oben richten, seine Lungen möglichst voll Luft pumpen (durch tiefes Einatmen und kurzes Ausatmen) und die Arme nicht aus dem Wasser erheben; auf diese Weise treibt der Körper ohne irgendwelche Kraftanstrengung auf der Oberfläche des Wassers.

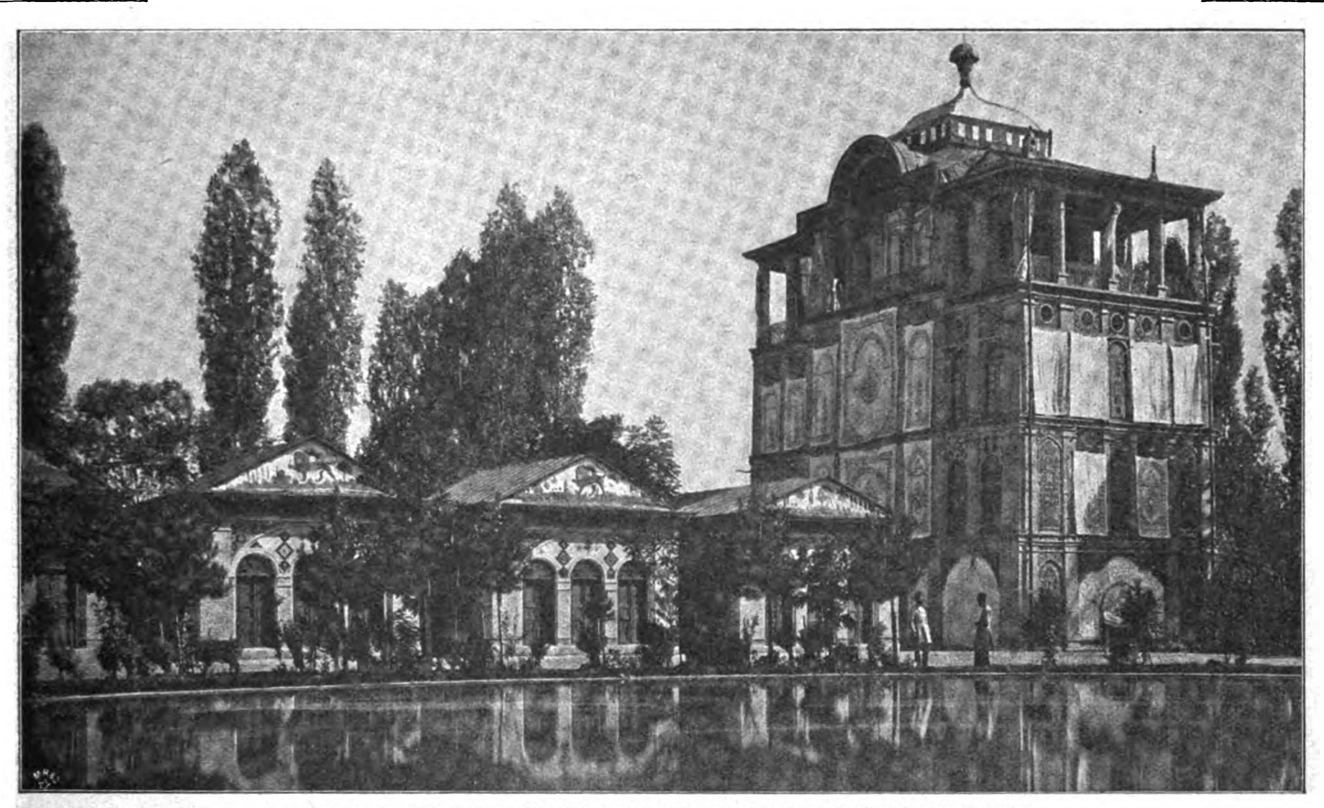
Es ist sehr zu raten, daß alle, die schwimmen lernen wollen, das Treiben auf der Oberfläche zuerst erlernen; ein jeder kann dies in seichtem Wasser üben und mit Leichtigkeit sich aneignen. Werden dabei die beiden Arme unterhalb des Wassers nach hinten über den Kopf ausgestreckt, so nimmt der Körper eine horizontale Lage ein, wobei sich Gesicht und Mund außerhalb des Wassers befinden. Legt man aber die Arme nach unten an den Körper, so nimmt der Körper eine mehr aufrechte Stellung an. Will man in dieser Stellung den Mund außer Wasser halten, so muß der Kopf stark hintenübergebeugt werden.



Die Gerichtssprache.

Die Gerichtssprache ist deutsch. Dieser des machtvollen Deutschen Reichs würdige Grundsatz besteht nach dem Reichsgerichtsverfassungsgesetz für alle Verhandlungen, die auf Grund der Zivilprozeßordnung, der Strafprozeßordnung oder der Konkursordnung stattfinden. Doch wird mit deutschem, leider nur zu oft mißbrauchtem Billigkeitsgefühl hinzugefügt: „Wird unter Beteiligung von Personen verhandelt, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, so ist ein Dolmetscher zuzuziehen." Auch entstehen durch die Zuziehung des Dolmetschers hier keine besonderen Kosten. Zweifellos und durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts anerkannt ist aber, daß die Ueberzeugung des Gerichts darüber entscheidet, ob ein an der Verhandlung Beteiligter der deutschen Sprache mächtig ist oder nicht. Damit ist eine Waffe gegeben gegen die namentlich in Bezirken mit gemischter Grenzbevölkerung vielfach unternommene Ungebühr, die vorhandene Beherrschung der deutschen Landessprache vor Gericht zu verleugnen.

Leider ist im Bürgerlichen Gesetzbuch und in dem Reichsgesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit die Notwendigkeit der Verwendung des Deutschen als Geschäftssprache nicht mit gleicher Entschiedenheit betont worden. Vielmehr hat bei der Beurkundung von Verfügungen von Todes wegen und sonstigen Akten der freiwilligen Gerichtsbarkeit der Richter oder Notar bereits dann einen Dolmetscher zuzuziehen, wenn ein Beteiligter erklärt, daß er der deutschen Sprache nicht mächtig sei. Es bleibt also außer Betracht, ob der die Verhandlung leitende Richter oder Notar jene Erklärung aus guten Gründen für eine Lüge hält. Mißbräuchlicher Verhandlung in fremder Sprache wird aber dadurch wenigstens einigermaßen ein Riegel vorgeschoben, daß nach der preußischen Gebührenordnung für die freiwillige Gerichtsbarkeit die Zuziehung des Dolmetschers, gleichviel ob sie vor dem Notar oder vor dem Richter geschieht, einen besonderen Gebührenansatz veranlaßt.



Lustschloss „Aeschrehabad“ bei Teheran, Sommerresidenz des Schah von Persien.
Photographische Momentaufnahme.

Der Schah auf Reisen.

Musaffer ed-din, der persische Herrscher, der seit dem Jahr 1896 das sagenreiche Land beherrscht, wo einst ein Cyrus waltete, thut es seinem Vorgänger gleich und beehrt zur Zeit die europäischen Staaten mit seinem Besuch. Die Visiten persischer Schahs in unsern zivilisierten Landen hatten von jeher einen kleinen pikanten Beigeschmack. Da kam ein fremder fürstlicher Gast in unsere Mauern, der, seiner Stellung entsprechend, wie ein Fürst geehrt werden mußte und geehrt wurde und der sich doch so gar nicht wie ein Fürst gebärdete, wenigstens nicht nach dem Begriff, den wir Europäer uns davon machen. Da wurden, als Naßr ed-din, Musaffers inzwischen von Mörderhand gefallener Vorgänger, Europas Lande bereiste, die abenteuerlichsten Erzählungen von ihm aufgetischt, und neben der Freude, den interessanten exotischen Fürsten zu schauen, machte sich auf seiten der Gastgeber stets die bange Furcht geltend, der Mächtige könnte seinen heimischen Gewohnheiten treu bleiben und auch in Europa sich zu Thaten veranlaßt fühlen, die sich bei uns für Fürsten ebensowenig wie für Unterthanen geziemen. Mit einer kleinen Verspätung — eine leichte Erkrankung hatte sie verschuldet — leuchtete die „Sonne des Weltalls“, wie der Schah in seiner Heimat genannt wird, in der ersten Woche dieses Monats in Warschau, seiner ersten europäischen Station, auf, wo ein militärisches Aufgebot von nicht weniger als 44 Bataillonen, 15 Schwadronen und 10 Batterien beim Empfang zur Stelle war und vom



Phot. Abdullah Frères, Konstantinopel.

Musaffer ed-din, Schah von Persien.

Bahnhof bis zum Lustschloß Belvedere, dem Absteigequartier des Schahs, Spalier bildete. In Rußland, dessen Sitten und Gebräuche mit dem zunehmenden russischen Einfluß in Persien längst zum großen Teil auch die des persischen Landes geworden sind, wird sich der Schah kaum noch als Fremder fühlen — es sei denn, daß die Schlösser, die man ihm anweist, in ihm die Sehnsucht nach dem heimischen Lustschloß Aeschrehabad wachrufen, die, so stolz sie in den modernen Großstädten Europas auch sein mögen, kaum mit dem idyllischen Villenkomplex am spiegelnden See, dem hohen, turmähnlichen „Herrenhaus“ und seinen kleinen, verschwiegenen Frauentempeln werden rivalisieren können. Aber man genießt nun einmal die Freuden des Reisens nicht, ohne manche der liebgewordenen heimischen dafür aufgeben zu müssen. Später wird dann der Schah die Kur im französischen Badeort Contrexeville gebrauchen, von ihren Erfolgen vielleicht manchen bei einem Abstecher nach Paris und seinen anstrengenden Ausstellungsfreuden wieder einbüßen und schließlich auch in Berlin am preußischen Hof zu Gast sein. Ein Geschenk des Schahs an den Deutschen Kaiser traf in Gestalt von zwei prächtigen persischen Hengsten bereits vor einiger Zeit in Berlin ein, nachdem Kaiser Wilhelm auch seinerseits den persischen Monarchen durch Uebersendung zweier kostbarer Vasen aus der königlichen Porzellanmanufaktur mit seinem Porträt in der Uniform der Gardeducorps geehrt hatte.



1. Sartori (Lübeck). 2. Nischke (Kottbus). 3. Koch. 4. Seliger. 5. van Roy. 6. Aucion (Berlin). 7. Schröter (Berlin). 8. Strehlow (Altona) 9. Lefèvre (Berlin). 10. Zimmler (Berlin). 11. Dr. von Woedtke (Vorsitzender). 12. Racke (Vorstandsmitglied). 13. Dr. Beckmann. 14. Hinze (Potsdam). 15. E. Klewitz (Erfurt). 16. Direktor Mozaht (Hamburg). 17. Teßmer (Berlin). 18. Roeseler.

Die Teilnehmer des 10. Verbandstags der deutschen Beamtenvereine im Reichstagsgebäude zu Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Jul. Braatz, Berlin.

Die Beamtenvereine des Deutschen Reichs haben sich zu einem Verband zusammengethan, der den Zweck verfolgt, die gemeinsamen Interessen zu fördern und immer neue Freunde für das so wichtige soziale Unternehmen zu gewinnen. Der 10. Verbandstag vereinte die Herren in Berlin, eine würdige Jubiläumsfeier für die Vereine, deren interessantesten Moment uns im Bild festzuhalten gelungen ist. Die Aufnahme unseres Photographen zeigt die Herren im Saal des Reichstagsgebäudes, dort, wo die eigentliche Hauptversammlung am ersten und zweiten Tage dieses Monats stattfand. Unter unserm Bild sind bereits die Namen einzelner Herren (die erste Reihe) kenntlich gemacht. Im ganzen sind es nahe an achtzig Teilnehmer, unter ihnen noch die Herren Tießler (Halle), Möhring (Hamburg), Dr. Bassenge, Goedicke (Magdeburg), von Massenbach, Riedel (Erfurt), Hoffer (Altona), Prof. Dr. Müller (Kiel), Hundt (Lübeck), Dr. Wagner, von Schroetter, Dr. Böttger u. v. a. Am Abend zuvor war bereits in den Gesamträumen des Neuen Kgl. Operntheaters die Begrüßung der Gäste bei Sang und Becherklang erfolgt. Der Vorsitzende des Verbands, Ministerialdirektor Dr. von Woedtke — den Ehrenvorsitz hatte der Staatsminister Excellenz Dr. von Boetticher — hielt die Begrüßungsrede. Von 4 Uhr nachmittags ab stand das schöne Etablissement den Festteilnehmern allein zur Verfügung: im Theatersaal erfreuten die Festteilnehmer 200 Sänger der Berliner Liedertafel mit ihren Vorträgen, im Garten konzertierte der jüngste Strauß aus Wien mit seiner Kapelle. Das gab eine reizvolle und vergnügte Einleitung zu dem ernsten Vorhaben der kommenden Tage, wo unter Dr. von Woedtkes Leitung die Verhandlungen eines Verbands geleitet wurden, der schon durch seinen bedeutenden Umfang — er erstreckt sich heute auf 135 Lokalvereine mit insgesamt 100 000 Mitgliedern — die Wichtigkeit erkennen läßt, die er dank seiner Förderung wissenschaftlicher wie geistiger Interessen des Standes in der deutschen Beamtenwelt einnimmt.

Aus der Strassburger Gesellschaft.

Empfangsabend bei Alberta von Puttkamer.

Sie haben eine gewisse, weit über die Grenzen der alten Reichsstadt und der jungen Reichslande gehende Berühmtheit erlangt, diese „Routs“, die die Herrin des Puttkamerpalais in ihrem herrlichen Heim am stillen Kleberstaden veranstaltet, wo sich die geistige und weltliche Elite Straßburgs in zwanglos heiterer Weise vereinigt. Von jener unnachahmlichen, dem Staatssekretär von Puttkamer eigenen, chevaleresken Liebenswürdigkeit begrüßt, fortgerissen von dem zündenden Geist, der sprühenden Unterhaltung, die seine Gemahlin auszeichnet, fühlt jeder Gast sich bald in diesen Räumen heimisch, in denen, mögen Souveräne, Künstler, Diplomaten, Gelehrte, Offiziere in buntem Gemisch sich versammeln, nie jener steife, langweilige Ton der Konversation, sondern eine zugleich erfrischende und belebende Geselligkeit, eine geistfunkelnde Unterhaltung herrscht; dieser — man möchte fast sagen „dernier salon où on cause“ — bildet einen Vorzug Straßburgs, um den manche europäische Hauptstadt „die Stadt, wo Erwin baute“, mit Recht beneiden kann.

Zu den ständigen Gästen der Empfangsabende — sie finden an jedem Montag statt — gehört auch der elsaß-lothringische Statthalter Fürst Hohenlohe Langenburg mit seiner Familie, die uns Alberta v. Puttkamer in dieser Nummer (S. 1046) vorführt.

Die führenden Kräfte des nationalen Lebens wollen sich in unserem jungen Reichsland auch als führende Geister erweisen, sie suchen Zusammenhalt, repräsentieren nach innen und nach außen und wirken beispielgebend. Wie das emporblühende elsässische Volkstheater für breite Volksschichten, denen der alemannische Dialekt Muttersprache ist, eine anregende Bethätigung des nationalen Empfindens bedeutet, so stellt auch der Salon von Frau Alberta von Puttkamer gesellschaftlich einen edlen Teil der geistigen Arbeit vor, die im Grenzland gepflegt sein will. Truth.

1. Fürstin zu Hohenlohe-Langenburg. 2. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Kaiserl. Statthalter. 3. Freifrau v. Meerscheidt-Hüllessem. 4. Frau v. Puttkamer. 5. Frl. v. Sick. 6. Freifrau Grote. 7. Freifrau v. Reichlin-Waldegg. 8. Präsident Dr. v. Schlumberger. 9. Frau Dominicus. 10. Mrs. Lindner. 11. Exc. v. Schraut. 12. Freifräulein v. Hüllessem. 13. Maler Stoskopf. 14. Frau v. Suckow. 15. Frl. v. Porembski. 16. Major v. Suckow. 17. Freifrau v. Türke. 18. Lady Oppenheimer. 19. Frau Busenberg. 20. Rittmeister Frhr. v. Rodde. 21. Gräfin Itzenplitz. 22. Mrs. Wood. 23. Freifräulein Grote 24. Gräfin Leublfing. 25. Staatssekretär v. Puttkamer. 26. Freifräulein v. Reichlin. 27. Freifrau v. Schönau. 28. Freiin du Prel. 29. Frau v. Sick. 30. Major Frhr. v. Grote †. 31. Leutnant Hammacher. 32. Assessor Bredt. 33. Leutnant Siehr. 34. Frl. Dominicus. 35. Rittmeister v. Liebeherr. 36. Assessor Schlössing. 37. Rittmeister v. Simon. 38. Major Graf Holstein.

Aus der Strassburger Gesellschaft: Salon der Dichterin Alberta von Puttkamer.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von van Bosch, Straßburg i. E.



Karikaturen der Woche.





Englische Humanität: Tierschutzkonferenz in England und —
Wo die Tiere froh sich laben,
Möchten Menschen auch was haben —

Hungersnot in Indien.
Doch das stolze England spricht:
„Eins schickt sich für alle nicht!"

Weibliche Berufe.

Die Klischeezeichnerin.

Immer mehr Berufe, die bisher ausschließlich von Männern ausgeübt wurden, öffnen sich der erwerbsthätigen Frau. Eine ganze Anzahl von Frauen hat sich bereits auf den verschiedenen Gebieten eine auskömmliche, sichere und angesehene Stellung errungen. Dank den großen Fortschritten, die die Illustration im modernen Zeitungs- und Inseratenwesen gemacht hat, gehört das Klischeezeichnen heut zu den lohnendsten Fächern des Kunstgewerbes. Bei der Akkuratesse und Zierlichkeit der Arbeit eignet sie sich besonders für Frauenhände.

Die nötige Vorbildung gewinnt man durch den Besuch einer Kunstgewerbeschule, wo außer Tusch- und Kreidezeichnen auch das Hantieren mit Blei und Feder, die Dekorationsmalerei und vor allen Dingen das Holzschnitzen gelehrt wird. An einschlägigen Anstalten wären zu nennen: die Kunstgewerbeschule für Frauen in München und das Institut des Kunstgewerbemuseums in Leipzig, das gerade für Klischeezeichnen in Betracht kommt. Auch die Schule des Kunstgewerbemuseums in Berlin hat einschlägige Kurse eingerichtet.

Da die Klischeezeichnerin auch mit der Vervielfältigung der Zeichnungen Bescheid wissen muß, hat sich dem Studium an der Kunstgewerbeschule noch auf längere Zeit der Besuch einer Druckerei, sowie einer lithographischen und zinkographischen Anstalt anzuschließen. Geschickte Zeichnerinnen sind zur Zeit begehrt und werden gut honoriert.



Das grösste Brautpaar der Welt.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen.

Das grösste Brautpaar der Welt.

Im Passage-Panoptikum zu Berlin befindet sich zur Zeit ein eigenartiges Menschenpaar, das dort mit Recht Aufsehen erregt. Es sind ein Riese und eine Riesin, die sich die Hand zum ewigen Bund reichen wollen und nun bald, nach ihrer in Berlin stattfindenden Eheschließung, wie jetzt das größte Brautpaar, das größte Ehepaar der Welt heißen werden. „Er", Herr Ballins, ist 1876 bei Kissingen geboren und diente — der „geborene Flügelmann" — 1896/98 im bayrischen Leib-Infanterieregiment zu München, während „sie", ein Fräulein Hee-Pen, aus Tonkin stammt, sich aber seit ihrem zweiten Jahr bereits in Deutschland aufhält. Der „hohe Bräutigam" ist 2,18 Meter groß und wiegt 296 Pfund, die „hohe Braut" hat eine Länge von 1,96 Meter und kann ihm für 200 Pfund — gewogen bleiben.

Vor dem Paare steht der 17 Jahre alte, 88 Zentimeter große Zwerg Willi Wendt und der kleine Norweger Olle Olsen, der, 96 Zentimeter hoch, bereits ein halbes hundert Lebensjahre zurückgelegt hat.

Ihr faltenreiches und farbenprächtiges Gewand kleidet die anmutige Hee-Pen außerordentlich gut. Aber auch Herr Ballins sieht in seiner bayrischen Gebirgstracht ganz prächtig aus. Voraussichtlich wird das junge Paar nach erfolgter Eheschließung die Reise um die Welt machen — eine Hochzeitsreise, die sich durch Auftreten in den verschiedenen Städten für die beiden wohl gewinnreich, jedenfalls billig gestalten dürfte.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW., Zimmerstr. 39/41. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, Berlin.

Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark.

Anzeigenteil der „Woche“.

Inserate müssen spätestens zehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

Inseraten-Annahme in der Expedition Berlin S.W. 12, Zimmerstr. 39-41, sowie in allen Annoncen-Expeditionen.

Kölner Fremdenblatt.

Seule liste officielle des étrangers à Cologne

La lista officiale dei forestieri della citta di Colonia.



Only official list of passengers at Cologne.

De officieele vreemde lijst van de stadt Keulen.

Einzige amtliche Fremden-Liste der Stadt Köln.

Bestes Insertionsorgan. Insertions-Zeile 20 Pfg. Reclame-Zeile 50 Pfg.
Beilagen 10 Mk. pr. $^0/_{00}$.

Abonnementspreis: Vierteljährlich Mk. 1.—, auswärts Mk. 1.25. Einzelnummern 10 Pfg. an allen Bahnhöfen in Rhl. und Westf.

Das Kölner Fremdenblatt hat eine sehr große Verbreitung. Tausende kaufkräftige, gut situirte Familien sind hierauf abonnirt. Es liegt in Rhl. und Westf. in **jedem** Hôtel auf, ist in Köln in **jeder** Restauration, in **jeder** Bierwirthschaft, in **jedem** Café, sowie auch in den meisten Friseurgeschäften stets zu finden. Außerdem erhält **jeder** nach Köln kommende Fremde, sofern er in einem Hôtel absteigt, dasselbe von uns direct zugestellt.

Probenummer umsonst! 

UNTERRICHT.

Einjährigen-Institut von **Dir. Kuck**
Berlin W., Kurfürstenstrasse 97 (gegenüber dem Zoologischen Garten). 1889 staatlich conc. **Unterricht** 8–1 u. 3–5. (2–3 gemeinsamer Spaziergang) Arbeitsstunden 5–7. **Unterricht** 40, **Pension** 110, **Halbpension** 50 Mk. per Monat. – Aufnahme schon von 8 jähr. Knaben. **Bei dem letzten Examen bestanden 20 Schüler die Prüfung.**

Erstes Schreib-, Sprach- u. **Handels-** Lehr-Institut **Hamburg,** Ferdinandstrasse 15. Viermonatige Handels-Kurse für Herren und Damen. Prospekte franco durch den Direktor **Heinr. Grone.**

Stottern heilt **Prof. R. Denhardt** i. Eisenach Th. Mehrf. staatl. ausgez., zul. d. S. M. Kais. Wilhelm II.

Regierungs-Kommissar.
Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. — **Lehrwerkstätte.** — Progr. frei.

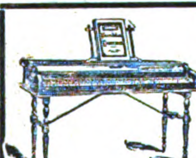
Pädagogium Lähn bei Hirschberg in Schles. gegr. 1872, fern den verderblichen Einflüssen der Grossstadt, gesund und schön am Riesengebirge gelegene Lehr- und Erziehungsanstalt mit kleinen Klassen und erprobten Lehrkräften. Ziel: Obere Gymnasial- und Realklassen und Freiwilligen Examen. Pension und Schulgeld 700–1000 Mark. Prospekte durch **Dr. Hartung.** [406*

Kochschule, Industrieschule und Haushaltungspensionat
verbunden [595* mit **Lehrerinnenseminar** für Koch- u. Haushaltungsschulen in **Erfurt, Dalbergsweg 29.**
Gründlicher Unterricht in allen praktischen Fächern, Fortbildung in den Wissenschaften. Viertel-, Halb- und Jahreskurse. Vorzügliche Empfehlungen. Beste Resultate. Alles Nähere durch ausführliche Prospekte und durch die Vorsteherin **Marie Voigt.**

Dr. H. Schuster's Vorbereitungs-Anstalt
Gegr. 1882. Leipzig, Sidonienstrasse 59, am Flossplatz. **Pension.**
A. Vorbereitung für **Maturitäts- u. Prima-Prüfung** (auch für ältere Leute!) [1371*
B. „ „ **Einj.-Freiw.-Examen** (sitzengebl. Obertert. bestanden nach $^1/_2$ J.).
C. „ „ **alle Gymn.-Klass.** (Sitzengebl. holen dad. ihre vers. Mitschüler in 1–2 J. ein. **Vorzügl. Erfolge** in allen Abteilungen. – Prospect frei. — **Dr. H. Schuster.**

Stern'sches Conservatorium
zugleich **Theaterschule für Oper und Schauspiel.**
Direktor: **Professor Gustav Hollaender.**
BERLIN S.W. Gegründet 1850. **Bernburgerstr. 22a** in dem neuen Gebäude der „Philharmonie".
Vollständige Ausbildung in allen Fächern der Musik. Elementar-, Klavier- und **Violinschule** für Knaben und Mädchen vom 6. Jahre an. Eintritt jederzeit. Sprechzeit 11–1 Uhr. Prospekte kostenfrei durch das Sekretariat. [1033*

H. Strahlendorff's Schreib- und Handelsakademie. Gegründet 1830.
1510*] **BERLIN SW., Beuthstr. 11 am Spittelmarkt, I. II. III. Etage.**
Am 3. Juli beginnen die neuen **viertel-** und **halbjährlichen** Kurse: a) für junge Leute zur Vorbildung als Kaufmann in sämtlichen Handelswissenschaften, in der Stenographie und im Schönschreiben. Auf Wunsch Unterricht in der deutschen Sprache. Vormittags 9 bis 1 Uhr. Honorar pro Monat Mk. 25.–, b) für Damen zur gründlichen Ausbildung als
Buchhalterin, Geschäfts-Stenographin
Korrespondentin, Kassiererin. Vormittags 9 bis 1 Uhr. Honorar pro Monat Mk. 25.–. Empfehlungen, Zeugnisse, kostenlose Stellenvermittelung. Engl. und franz. Korrespondenz fakultativ. Pension im Hause. Der Unterricht in meinem Institut wird von 12 praktisch erfahrenen, bezw. staatlich geprüften Lehrern und 4 Lehrerinnen erteilt, es stehen 14 Klassenzimmer und 40 erstklassige Schreibmaschinen zur Verfügung. **Lehrpläne unentgeltlich.**



FERIEN-KURSUS für LEHRER
Ein dreiwöchentlicher Kursus in Klavier-Technik und Unterrichtsmethode für Klavier-Lehrer und -Spieler
von Montag, 23. Juli, bis Sonnabend, 11. August 1900.
Nähere Auskunft durch den Sekretär der
Virgil-Klavier-Schule, Berlin W., Potsdamerstr. 119.

Sichere Existenz für Damen und Herren durch Erlernung der Zahntechnik. Honorar mässig. – **Zahn-Arzt WOLF, Berlin W., Leipzigerstr. 130.**



Für den Besuch der **Pariser Welt-Ausstellung** versäume niemand, vorher **Französisch** zu lernen nach der anerkannt besten Selbst-unter-richts- **METHODE TOUSSAINT-LANGENSCHEIDT**
★ Vorkenntnisse nicht erforderlich! ★
Probebriefe sendet jede Buchhandlung zur Ansicht, direkt auch die **Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung** (Prof. G. Langenscheidt) Berlin SW. 46, Hallesche Strasse 17.

2 Sem. Reform-
Werkmeisterschule
1535*] **APOLDA i. Th.**
Maschinenb., Elektrotechn., Chem. Industrie. U. d. Aufs. hervorrag. Fachver. u. Industrie-Städte subv.
Prüfungskommissar.

Soubrettenschule, erste Berlins. Bühnenfertige Variété-Ausbildung. **Elli Turné, Schönebergerstr. 18, I.**



Rackows Handelsakademien
BERLIN, HANNOVER, DRESDEN, HAMBURG, FRANKFURT a. M., LEIPZIG, MAGDEBURG.
Professor- und Ehren-Diplom, Silb. Medaille.
Prospekte gratis.

Stottern heilt d. Suggestivbehandlung **ROBERT ERNST, Berlin SW.,** Yorkstr. 20. Prosp. gr.

Sichere Existenz
Buchführung
und Comptoirfächer lehrt **mündlich** und **brieflich** gegen Monatsraten **Handels-Lehrinstitut Morgenstern, Magdeburg, Jakobstrasse 37.** Prospecte u. Probebriefe gratis u. frei. **Hohes Gehalt.**

STELLEN-ANGEBOTE.

Zum 1. Juli oder später finden **noch einige Lernschwestern** gesund und von gedieg. Charakter, liebevolle Aufnahme, sorgfält. Ausbildung und gesicherte Lebensstellung im **Auguste-Victoria-Heim,** Kranken- und Mutterhaus vom Rothen Kreuz in **Eberswalde.** Näh. durch die Oberin **K. Braunschmidt** oder die Delegirte Frau Gymnasialdirector **Dr. Klein.**

300 Mark monatlich können Personen jeden Standes ohne Kapital und ohne Risiko leicht und ehrenhaft verdienen durch Uebernahme einer Vertretung lohnender und überall leicht verkäuflicher Artikel. Anfragen an [1411* **F. Epstein, Dresden A. 16.**

Verein junger Kaufleute von Berlin.
Gegründet 1839.
Abteilung für Stellenvermittelung.
Empfohlen von den Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin.
Bureau: **SW., Beuthstr. 20.**
Für Mitglieder kostenfrei. Hiesige Nichtmitglieder zahlen 1.–, auswärtige 2.– M. Einschreibegebühr für 6 Monate. Nachw. für die Herren Prinzipale kostenfrei. – Reglement gratis und franko.
Neu angemeldet sind folgende Stellen:
Berlin:
Contobücherfabrik, perfect. Buchhalter, doppelte Buchführung, Antritt bald, Geh. 1800 M.
Knaben-Garderobe, Verkäufer, Lagerist, Expedient, Comptoirist, Branchekenntniss, Antritt sofort, Geh. 1500-2000 M.
Kunstverlag, perfect. Buchhalter, Sprachkenntnisse, gute Schulbildung, Antritt bald, Gehalt 1800 M.
Böhmen:
Glaswaaren, Export, Reisender, Kenntnisse ders. ev. der Beleuchtungsbranche, Antritt bald, Geh. 1700-2000 M.
Mark Brandenburg:
Feuerlösch-Apparate, perf. Buchhalter, mit Jahresabschlüssen vertraut, Antritt 15./6. oder später, Geh. 1800-2400 M.

Jeder Radfahrer kann sich **reellen Verdienst** verschaffen, fordern Sie Antwort unter **Adr. C. H. 130 postlag. B. Gladbach** „für Antwort 10 Pfg Marke beifügen".

Mit M. 12000 Gehalt wird ein bei **Engr.-Kundsch. Lest. eingeführt.**
Cognac-Reisender
v. deutsch. Genera'dep. engagirt zum Vertrieb einer **alten, echt französ. Original-Marke.** Best Qual. Verkaufspr. v. **M. 110 an verzollt** aufw. Rührige, repräsent.,
eingeführte Platz-Vertreter
werd. u. günst. Beding angen. Nur **wirkl. tücht.** Bewerb. m. Befähiggs.-Nachws., Photogr., Refzn. etc. belieb. ausführl. Off. u. **F. V. M. 610** an **Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.** z. r. [1465

Detail - Reisende gesucht.
Eins der ersten Modewaarenhäuser Deutschlands, welches bereits **dreissig Reisende** mit Erfolg auf Tour hat, **sucht zum möglichst baldigen** Antritt **für Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hannover, Ostfriesland, Baden, Hessen und Thüringen** vorzüglich eingeführte **Detail-Reisende** unter hervorragend günstigen Bedingungen, die Lebensstellung in sich schliessen. Gut empfohlene, **christliche** Herren, die **Erfolge über ihre Reisethätigkeit aufzuweisen haben,** wollen sich melden unter **M. 34** bei der Exped. dieser Zeitschrift.

Ein bedeutendes, in mehreren Sprachen und sehr hoher Auflage erscheinendes illustrirtes Blatt des Auslandes, seit Jahren bei den deutschen Inserenten gut eingeführt, sucht zum Beginn der Saison (Ende Juli) fleissige und reelle
Inseraten-Acquisiteure
die sich behufs eingehender Instruktion am besten schon jetzt melden. Für Herren ohne obengenannte Eigenschaften ist Bewerbung zwecklos, da Vergütung eingeholt wird. Photographie erwünscht. Offerten unter **D. C. 566** an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Frankfurt a. M.** [1318*

STELLEN-GESUCHE.

Tüchtiger Kaufmann
gereiften Alters, gelernter Buchhalter, viel gereist, sucht Beschäftigung jedweder Art, ganz gleich ob für Comptoir oder Reise. Ansprüche bescheiden. Suchendem stehen beste Zeugnisse zur Seite. Gütige Offerten unter **A. Z.** Leipzig-Lindenau postlagernd.

Junger Kaufmann
der Kolonialwaaren-, Farben-, Futtermittel-, Sämereien-, Düngemittel- und verwandten Branche, 19 Jahre alt, der in einem Provinzialgeschäft en gros thätig ist,
sucht per 1. Juli Stellung
im Lager oder Comtoir, eventl. auch als Volontär.
Gefällige Offerten an R. Erk, Fürstenwalde a. d. Spree, Mühlenstrasse 5.

PENSIONEN.

JENA i. Th. **Schäfferstr. 2.** Pension von **Elise Griesbach.** Heim für erholungsbedürftige junge Mädchen, Reconvalescenten und Sommerfrischler. Villa in schönster Lage. Vorzügliche Verpflegung. Bäder jeder Art im Hause.

Für krankhaft veranlagte erwachsene Töchter gebildeter Stände: **Heilerziehungsheim** des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf.

Arnstadt i. Th. **Familienpensionat** von **Marie Schreiber** Villa **Schreiber.** Gründl. Erlernung d. Haush., Kochen u. **Handarb.** Ausbildg. i. Wissenschaft. u. **Musik** n. Wunsch. Näh. d. Prosp.

Baden-Baden. Villa Blücher.
Renommirte Pension. International. Vorzügliche Verpflegung, mässige Preise.

Wie wir dem soeben erschienenen Jahresbericht der orthopädischen Heilanstalt von **Georg Hessing in Blasewitz-Dresden** entnehmen, befindet sich dieses Institut in erfreulichem Aufblühen. Obwohl die Anstalt erst im Jahre 1897 begründet wurde, war doch der Zuspruch ein so großer, daß die vorhandenen Räumlichkeiten sich als unzureichend erwiesen. Aus diesem Grunde wurde die Anstalt in die Gebäude des früheren Waldpark-sanatoriums verlegt und dadurch über das Doppelte vergrößert. In einem herrlichen Villenviertel gelegen, von parkähnlichem Garten umgeben, inmitten einer entzückenden Landschaft bietet es ebenso für Kranke, wie deren Begleitung einen reizvollen Aufenthalt. Bequeme Spazierwege mit Ausblick auf benachbarte Höhen geben auch demjenigen, der weniger gut zu Fuß ist, Gelegenheit zu angenehmer Zerstreuung, und gute Verbindungen mit dem nahegelegenen Dresden lassen nichts von den Annehmlichkeiten der Großstadt vermissen. Gleichzeitig mit der Vergrößerung wurden auch verschiedene Einrichtungen neu geschaffen, beziehentlich erweitert wie z. B. die Werkstätten, so daß jetzt die Anfertigung von Apparaten außerordentlich beschleunigt werden kann, und die Einrichtungen für heilgymnastische Zwecke; neuangelegt wurden auch kohlensaure Bäder nach Keller'schem System, ein großes Spielzimmer für Kinder, eine Liegehalle, die auch bei unfreundlichem Wetter den Aufenthalt im Freien gestattet usw.

Das Ziel, welches in der Anstalt mit der Behandlung angestrebt wird, besteht darin, eine eigenartige orthopädische Technik im Verein mit allen anderen zweckdienlichen Maßnahmen in entsprechenden Krankheitsfällen zur Anwendung zu bringen, und die Art und Weise, in der dieses Prinzip durchgeführt wird, hat auch zahlreiche namhafte Professoren und Aerzte veranlaßt, Patienten nach Blasewitz zu schicken, um ihnen hier Apparate anfertigen zu lassen.

Aus den im Jahresbericht angeführten Zahlen über einzelne Erkrankungen lassen sich Schlüsse darauf machen, bei welchen Krankheiten die augenfälligsten Erfolge erzielt worden sind. Es sind dies in erster Linie die chronischen Erkrankungen von Knochen und Gelenken; dies kann auch nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, wie sehr in diesen Fällen die Heilung abhängig ist von einem guten Allgemeinbefinden. Letzteres wird durch langes Bettliegen nur zu oft ungünstig beeinflußt, wendet sich aber sofort zum Besseren, wenn man den Patienten den Aufenthalt und die Bewegung in frischer Luft ermöglicht. Mit Hülfe kunstvoller Apparate ist dies durchzuführen z. B. bei Entzündungen der Wirbel, des Hüft- und Kniegelenks und zwar nicht nur in schon teilweise abgeheilten, sondern auch in frischen und schmerzhaften Fällen.

Sehr geeignet sind ferner für Apparatbehandlung angeborene Hüftverrenkungen und zwar nicht allein im frühen, sondern auch im späteren Kindesalter. Ebenso lassen sich in Fällen von Kinderlähmung durch stützende Apparate, die eine Ausnützung noch vorhandener Muskeln gestatten, oft überraschende Erfolge hinsichtlich der Gehfähigkeit erzielen. Sehr zahlreich waren ebenfalls die Patienten, die wegen Verkrümmungen, sei es der Wirbelsäule oder von Gelenken, sich in der Anstalt aufhielten. Die bei all' diesen verschiedenen Krankheitsfällen erzielten bezw. zu erzielenden Erfolge beruhen bekanntlich darauf, daß bei Anfertigung der Apparate niemals schematisch gearbeitet wird, sondern bei Herstellung jedes Apparates neben der peinlichen Sorgfalt in der Anpassung auch die Eigenart der Technik zum Ausdruck gelangt. Die bei dieser Art des Vorgehens gewonnenen Vorteile kommen nicht nur bei Patienten derselben Art zum Ausdruck, sondern ganz besonders bei angeborenen selteneren Bildungsfehlern, die durch zweckentsprechende Vorrichtungen vollständig verdeckt werden können.

Da in der Anstalt die Patienten in gesundheitlicher Beziehung auch ständiger ärztlicher Ueberwachung unterstellt sind, so vereinigen sich hier alle Faktoren, die für eine günstige Beeinflussung der Erkrankungen notwendig sind.

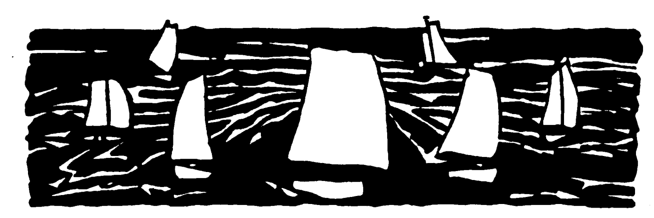
DIE·WOCHE.

Nummer 25. Berlin, den 23. Juni 1900. 2. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 25.

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und dessen Vororten bei der Geschäftsstelle Zimmerstraße 39—41, sowie bei allen Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und sämtlichen Buchhandlungen;
im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 8331);
im Ausland bei den Postanstalten folgender Staaten:
Belgien (4,04 fr.), Dänemark (2,83 Kron.), Italien (4,88 Lire), Luxemburg (4,20 fr.), Niederlande (2,10 fl.), Norwegen (3,05 Kron.), Oesterreich ([Postzeitungsliste Nr. 4239] 3,70 Kr.), Schweden (3,10 Kron.), Ungarn (4,01 Kr.).
(Der in Klammern gestellte Betrag ist der vierteljährliche Abonnementspreis.)
in der Schweiz und in Rußland nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten Abonnements entgegen;
in Frankreich nehmen alle Buchhandlungen Abonnements entgegen;
für England nimmt die Firma Emile Pelletier, 56 Charlotte Street Fitzroy Square, London W, Abonnements entgegen.



Die sieben Tage der Woche.

14. Juni.

Die Eisenbahnverbindung zwischen Tientsin und der aus Truppen der Mächte bestehenden Expedition unter Admiral Seymour wird unterbrochen.

Die Demission des Premiers der Kapkolonie, W. P. Schreiner, wird angenommen und Sir Gordon Sprigg (Portr. S. 1067) mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt.

Die französische Kammer bewilligt einen Kredit von sechzig Millionen Franken zur Verteidigung der Kolonien. Auch die Schaffung einer Kolonialarmee wird beschlossen.

15. Juni.

Dem bayrischen Gesandten Grafen von Lerchenfeld-Köfering und dem sächsischen Gesandten Grafen v. Hohenthal und Bergen werden die Brillanten zum Roten Adlerorden erster Klasse verliehen.

16. Juni.

In Lübeck findet in Gegenwart des Kaisers die feierliche Eröffnung des Elbe-Travekanals statt; der Kaiser hält aus diesem Anlaß eine sehr bemerkenswerte Rede (vergl. die Abbildungen S. 1071).

Aus China kommt die unbeglaubigte Meldung von der angeblichen Ermordung des deutschen Gesandten in China, Freiherr von Ketteler (Portr. S. 1070). Die telegraphische Verbindung mit Peking zu Land über Kalgan und Kiachta wird gleichfalls von den Boxern zerstört. In Tientsin zerstören die Rebellen die christlichen Missionshäuser und Kirchen. ...

Die Obmännerkonferenz der Linken des österreichischen Abgeordnetenhauses erklärt den von der Regierung eingebrachten Sprachgesetzentwurf für unannehmbar.

17. Juni.

Das Auswärtige Amt veröffentlicht eine Depesche des deutschen Konsuls in Tschifu, wonach dort von der Ermordung des deutschen Gesandten von Ketteler nichts bekannt ist. Der 1200 Mann starke Ablösungstransport (Abbildungen S. 1069) für das deutsche Kreuzergeschwader trifft in Tsingtau ein und geht von dort sofort nach Taku. Ebenso geht das Kanonenboot „Jaguar“ von Tsingtau nach Taku ab.

18. Juni.

Der Preußische Landtag wird geschlossen, nachdem das Gesetz über die Warenhaussteuer und die Hochwasserschutzvorlage zur Annahme gelangt ist (vergl. die Abbildungen S. 1074).

Die Forts von Taku (Abb. S. 1065) werden nach mehrstündigem Bombardement durch die Kriegsschiffe genommen. Der Gesamtverlust der fremden Truppen beträgt 21 Tote und 57 Verwundete. Von dem deutschen Kanonenboot „Iltis“ werden drei Mann getötet, sieben verwundet. Der Admiral Seymour, Kommandant des gemischten europäischen Expeditionskorps (Portr. S. 1064), kehrt nach Tientsin zurück.

Der italienische Ministerpräsident Pelloux teilt in der Deputiertenkammer mit, daß das genannte Kabinett seine Entlassung eingereicht habe.

19. Juni.

Der Kaiser erläßt den Befehl zur Mobilmachung der Marine-Infanterie und deren schleunige Entsendung nach China. Der Panzerkreuzer „Fürst Bismarck“, sowie das Kanonenboot „Luchs“ erhalten gleichfalls Befehl, dahin abzugehen.

Generalleutnant Freiherr von Rechenberg wird zum Direktor der Kriegsakademie, Generalmajor Freiherr von Gall zum Inspekteur der Kriegsschulen ernannt.

Die russische Regierung teilt den Mächten in einer Zirkularnote mit, daß sie weitere 4000 Mann nach China entsandt habe. Eine ähnliche Mitteilung geht den Mächten von Japan zu.

König Humbert nimmt das Entlassungsgesuch des Kabinetts Pelloux an und betraut Saracco mit der Neubildung des Ministeriums.

20. Juni.

Generalmajor von Höpfner, der zur Führung der nach China beorderten Marine-Infanterie ausersehen ist, meldet sich beim Kaiser sofort nach dessen Eintreffen in Kiel.



Die Schulreform in Preussen.

Von Professor Dr. Paul Güßfeldt.

Seit nahezu zwei Dezennien wird die Frage behandelt, ob das ehrwürdige humanistische Gymnasium noch länger den Anforderungen entspreche, die es bis dahin erfüllt hatte. Bis dahin galt es für selbstverständlich, daß nur diejenigen als wahrhaft „gebildet“ zu betrachten wären, die das Abiturientenzeugnis eines humanistischen Gymnasiums besaßen; und der junge Student, auch wenn er von der Universität nur Stillung seines Wissensdurstes erwartete, ohne an seine Karriere zu denken, sah mit einer gewissen Herablassung auf diejenigen Immatrikulierten herab, denen das „Patent“ der einzig anerkannten Bildung fehlte.

Auch ich blieb nicht frei von diesem Fehler; aber seit jener Zeit sind vierzig Jahre verflossen.

Nun hat ein Zeitintervall von vierzig Jahren eine ganz verschiedene Bedeutung, je nach seiner Lage auf der Linie der Zeit.

So ist z. B. zwischen 1740 und 1780 durch das in den Dienst der höchsten Regententugenden gestellte Genie Friedrichs des Großen aus Preußen ein Staat geworden, der europäische Geltung erhielt, gefürchtet und bewundert wurde; ganz anders zwischen 1780 und 1820, wo zum erstenmal das Nationalgefühl und der opferbereite Patriotismus den Inhalt der Epoche kennzeichneten. Einen neuen Inhalt auch hat unsere Nation während der letzten vierzig Jahre erhalten, ganz verschieden von dem Zuwachs an Macht, an patriotischem Nationalgefühl, an Veränderung der Staatsorganisation durch Parlamente. Die zweite Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts umschließt eine Reihe von Wandlungen der individuellen und auch der sozialen Lebensgestaltung, wie sie in solcher Gedrängtheit niemals auftrat, solange es ein Deutschland giebt.

Vorbereitet wurde diese jüngste Epoche dadurch, daß man die beobachtbaren Erscheinungen der Natur der Prüfung unterzog und anstelle naturphilosophischer Spekulationen die sogenannte moderne Naturforschung setzte; aber der große Schritt für die soziale Umgestaltung bestand doch darin, daß das Streben aufsprang, die neugewonnenen Erkenntnisse für das praktische Leben zu verwerten. Dieser Schritt von der Erkenntnis zur Verwertung entfesselte nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England und Amerika ganz neue Kräfte, schuf eine neue Art menschlicher Thätigkeit, und sie war es, der wir zunächst die Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen zu verdanken hatten; dann folgte die Elektrotechnik und jene ausgebreitete Verwertung der Naturkräfte, die wir zur Stunde bereits als etwas Selbstverständliches hinnehmen.

Diese Ideologen, wie der erste Napoleon uns nannte, hatten also gezeigt, daß der reine Idealismus die Bethätigung von Standhaftigkeit, Scharfsinn und Unternehmungsmut nicht auszuschließen braucht; auf den Schlachtfeldern hatten sie es längst bewiesen. Nun aber gingen sie weiter und eroberten sich nach den siegreichen Kämpfen auf Frankreichs Boden in den Jahren 1870/71, anfangs langsam, dann rapide, eine Stellung nach der andern im Welthandel und in dem internationalen Wettkampf der Industrie. Von der Gesamtarbeit der Nation entfiel der größere Teil auf Handel und Wandel; der Begriff des Weltmarkts entstand und bedrohte die alten patriarchalischen Verhältnisse des platten Landes. Dazu kam nun die soziale Frage, die alle patriarchalischen Verhältnisse untergrub und die freiwillige Anerkennung jeder Superiorität aufhob.

So sehen wir die Welt heute vor uns; was dem Einzelnen darin als Lichtseite, was als Kehrseite erscheint, das wird von der Geschichte ebenso ignoriert, wie unsere Freuden und Schmerzen von der Natur; wir müssen uns dem Gebot der historischen Entwicklung fügen und dementsprechend auch unsere Maßnahmen für die Schule treffen. Denn die Schule soll für den Staat sein, was das Kind für die Mutter ist; beiden ist, nur unter veränderten Bedingungen, dieselbe Aufgabe gestellt: für leibliche und geistige Entwicklung Sorge zu tragen und unsere Abhängigkeit von dem göttlichen Walten zu lehren.

Bereits vor zehn Jahren habe ich das Bild entworfen, das meinem Ideal von der Schule damals entsprach und auch heute noch entspricht; ich meine das kleine Buch, das unter dem Titel „Die Erziehung der deutschen Jugend“ 1890 erschien; sein Inhalt brach scheinbar mit der historischen Tradition und war doch nichts anderes als eine notwendige Folge der historischen Entwicklung. Die kurze Spanne eines Dezenniums hat genügt, den Beweis dafür zu erbringen. Der Grundgedanke, daß die Bildungsstoffe der Schule dem Inhalt des auf neue Ziele gelenkten, geistigen Lebens der Nation angepaßt werden müßten, wird heut von der Majorität geteilt, und die anders denkende Minorität tritt ihm minder erbittert entgegen und kleidet ihre Ablehnung in mildere Formen. Freilich hatte ich noch andere Punkte berücksichtigt als nur den Ersatz der bisher an erster Stelle stehenden Lehrgegenstände, also der klassischen Sprachen, durch moderne Sprachen. Ich wollte den Begriff der Schule überhaupt weiter gefaßt sehen, nicht als eine Unterrichtsanstalt allein, sondern auch als eine Erziehungsanstalt. Deshalb schrieb ich: „Die Schule soll dem Leben vor allem Menschen liefern, kräftige, gesunde, urteilsfähige, energische, junge Weltbürger, die freudig und hoffnungsvoll ins Leben treten, mit der Zuversicht, daß sie etwas leisten werden. Sie soll sich nicht ausschließlich betrachten als eine Trainieranstalt für Gehirne; sie soll nicht durch übermäßiges Anhäufen von Kenntnissen aus der Mittelmäßigkeit den superioren Intellekt zu züchten versuchen; vielmehr soll sie ihre Aufgabe höher fassen, sich aus einer Unterrichtsanstalt verwandeln in eine große Werkstatt harmonischer Ausbildung. Sie soll es nach einer Richtung hin über sich gewinnen, sich zu beschränken und ökonomisch mit der Verteilung ihrer Gaben umzugehen; nach mehreren andern Richtungen hin soll sie sich erweitern. Sie soll eingedenk sein, daß es auch eine Pandorabüchse für Kenntnisse giebt und daß Kenntnisse, durch ein Zuviel, der Bildung schaden können. Sie soll nicht vergessen, daß der Mensch außer einem Gehirn auch ein Herz, übungbegierige Sinne, einen Willen und einen Leib hat, den Gott nach seinem Ebenbild schuf, und daß alles dieses denselben Anspruch auf Ausbildung erheben darf wie der Intellekt.“

Wir besitzen zur Zeit bekanntlich drei Arten neunklassiger Schulen, deren jede ihren, mit dem Reifezeugnis entlassenen Zöglingen eine unschätzbare Bildungsreife auf den Lebensweg mitgiebt: das humanistische Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule; wir pflegen sie als „höhere Schulen“ zu bezeichnen.

Bei dem heut erreichten hohen Stand der Lehrmethode ist kaum anzunehmen, daß eine der drei Anstalten die beiden andern durch wirkungsvollere Art des Unterrichts überragt; die Unterschiede, die eintreten könnten, sind lediglich dadurch bedingt, daß die Persönlichkeit des Lehrers für den Unterricht von großer Bedeutung ist. Was aber die drei Schularten sachlich unterscheidet, das sind die Lehrstoffe, die als Bildungsmittel benutzt werden, oder wenn es sich um denselben Lehrstoff handelt, die verschiedene Art seiner Verwertung.

Vergleicht man lediglich die Verzeichnisse der für jede Schulart bestimmten Unterrichtsgegenstände, so zeigen sie viel Gemeinsames: Religion, Geschichte, Deutsch, Französisch, Mathematik, Physik. Aber das Griechische ist dem humanistischen Gymnasium allein vorbehalten; das Latein ist nur den beiden Gymnasien gemeinsam, während letzteren gewisse technische Unterrichtsgegenstände fehlen, durch die die Oberrealschule engere Fühlung mit dem zukünftigen Beruf ihrer Schüler zu gewinnen sucht.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Staat, der über eine dreifache Mannigfaltigkeit neunklassiger Schulen verfügt, der Tummelplatz so heftiger Kämpfe werden konnte, wie sie durch den Ruf nach einer Reform des höheren Schulwesens entbrannten. Diese Kämpfe ergriffen zwar nur denjenigen Teil der Nation, der als der eigentliche Träger höherer geistiger Bildung zu betrachten ist und der durch seine Leistungen unsern Wert als Kulturvolk bestimmt.

Der Kampf drehte sich zunächst um die Frage, welche Lehrstoffe, d. h. Unterrichtsgegenstände, den Geist des Schülers am fruchtbarsten zu entwickeln imstande wären. Hierbei waren die Alt-Philologen, die Vertreter des humanistischen Gymnasiums, in der bevorzugten Stellung eines befestigten Platzes. Sie konnten mit gutem Recht darauf hinweisen, daß die Grammatik und der Formenreichtum der griechischen und lateinischen Sprache ein Bildungsmittel für den jugendlichen Geist wären, das seit Jahrhunderten dem Staat erleuchtete Beamte, der Wissenschaft tüchtige, oft ruhmvolle Gelehrte geliefert hatte. Die Gegenpartei mit ihren Forderungen nach andern Bildungsmitteln, die dem veränderten geistigen Gesamtinhalt der lebenden, aufstrebenden Nation in gleicher Weise gerecht wurden, konnte einen gleichwertigen Beweis mittels der Vergangenheit nicht führen; denn letztere fehlte für sie, und ein Beweis im Sinn der Mathematik war ausgeschlossen, weil schon die Ausgangspunkte der Deduktion strittig blieben.

Für die Alt-Philologen war es Glaubenssatz, daß der Weg zur wahren Bildung nur durch das Gebiet des klassischen Alter-

tums führte; sie schlossen sich eng aneinander und sahen in jedem Andersdenkenden einen Feind der wahren Bildung, also auch des Staats. Aber wie bei Religionskämpfen meist noch Machtfragen unterlaufen, so war es auch bei diesem Kampf um den Glauben an die wahre Bildung. Das humanistische Gymnasium besaß und besitzt noch zur Stunde Vorrechte, die keine der beiden andern höheren Schulen mit ihnen teilt. Nur das Reifezeugnis dieser Anstalt eröffnet den Weg zu jedem Staatsexamen und damit den Zutritt zu allen Aemtern des höheren Staatsdienstes, sowie zum geistlichen, ärztlichen und Oberlehrerberuf. Bei den Lehrerkollegien des humanistischen Gymnasiums liegt also die Entscheidung darüber, wem der Staat dereinst seine höhere Karriere eröffnet oder wem er die Genehmigung zur Ausübung irgendeines höheren Berufs erteilt.

Die beiden andern höheren Schulen haben auch Berechtigungen zu erteilen, deren Knappheit indes zu einer Folie für die Macht des humanistischen Gymnasiums geworden ist. Kein Wunder also, daß jeder Vater, jede Mutter den Wunsch im Herzen tragen, daß ihr Sohn mit dem einzig echten Reifezeugnis in das Leben treten möchte, dem des humanistischen Gymnasiums. Vor vierzig Jahren pflegten wohlhabende und nicht wohlhabende Eltern der oberen bürgerlichen Gesellschaft zu sagen: unser Sohn mag werden, was er will, aber das Abiturientenexamen soll er zuvor gemacht haben, dann hat er die Freiheit, sich für jeden Beruf zu entscheiden.

Unter Abiturientenexamen wurde damals stets das an dem humanistischen Gymnasium abzulegende Examen verstanden. Seinem hohen Wert entsprach allerdings auch der hohe Ernst, mit dem jedes Lehrerkollegium, im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit, sein Urteil über jeden Abiturienten abgab; kein Schüler setzte auch nur den leisesten Zweifel in die absolute Gerechtigkeit seiner Richter, und die Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler in der Zeit zwischen dem schriftlichen und mündlichen Examen erhielten etwas Weihevolles. Nie habe ich das vergessen können, um so weniger, als meine individuelle Geistesanlage vollkommen eingestimmt war in die Denkweise des humanistischen Gymnasiums.

Aber wenn der Weg zur späteren wirkungsvollen Bethätigung der auf der Schule erworbenen Bildung nur durch das Gymnasium ging, so mußten die Veränderungen in dem kulturellen Streben der Nation eine Kritik darüber aufspringen lassen, ob das Gymnasium noch länger allen Anforderungen der veränderten Welt entspräche. Man konnte mit Recht anführen, daß die politische und kommerzielle Machtstellung Deutschlands durch die Armee, die Kaufleute, Industriellen und Techniker geschaffen wurde und daß nur ein kleiner Bruchteil aller dieser Kategorien die Bildung eines humanistischen Gymnasiums genossen hatte.

Auf der andern Seite hat sich nie eine gewichtige Stimme erhoben, die das Gymnasium aus der Welt geschafft wissen wollte. Man hat es angegriffen, nicht zu dem Zweck der Vernichtung, sondern lediglich von dem Wunsch beseelt, daß der geistig erhebende Inhalt des klassischen Altertums, vor allem die Sprachen in einer Form übermittelt würden, die eine Brücke, statt einer Kluft, zu der veränderten Gegenwart herstellen sollte.

So wenigstens habe ich es gemeint, als ich meine „Erziehung der deutschen Jugend" schrieb. Daß Angriffe am besten mit scharfen Waffen geführt werden, versteht sich von selbst; aber sie können trotzdem ehrlich geführt werden. Es ist mir zur bleibenden Erinnerung geworden, daß einer der bedeutendsten und kampflustigsten Streiter der Gegenpartei, der ehrwürdige Gymnasialdirektor Dr. Jäger aus Köln, volle Achtung vor dem idealen Grundzug meines aggressiven Vorgehens bezeigte.

Dies fand statt gelegentlich der sogenannten Dezemberkonferenz des Jahres 1890, die zum Zweck der Erörterung über die grundlegenden Fragen des höheren Schulwesens durch den preußischen Unterrichtsminister von Goßler berufen war.

Diese Konferenz wird, trotz des Mißkredits, in den sie allmählich deshalb verfiel, weil die Außenstehenden ihre Erwartungen zu sanguinisch gestaltet hatten, den Merkstein bilden in der Geschichte der Reform unseres höheren Schulwesens. Zunächst unterscheidet sie sich dadurch von Konferenzen ähnlicher Art, daß sie lediglich durch die persönliche Initiative des Monarchen ins Leben gerufen wurde und daß der Kaiser selbst das Wort nahm und die Notwendigkeit einer Schulreform verkündete.

Damit war diese von oben her feierlich sanktioniert, was für einen streng monarchischen Staat, wie Preußen, von weitesttragenden Folgen werden konnte.

Vergessen wir ferner nicht, daß die „Dezemberkonferenz" zwei Dinge von höchstem Wert zur Folge gehabt hat: einmal die Errichtung einiger „Reformgymnasien", zu dem Zweck, die neu aufgestellten Prinzipien zu erproben, und dann die Zusammenberufung einer zweiten Schulkonferenz im Juni dieses Jahres, die uns zeigt, daß gesunde, in den Geist der Zeit eingestimmte Ideen ganz von selbst erstarken.

In der letzten Sitzung der Dezemberkonferenz 1890 hatte ich folgenden Antrag gestellt: „Jedem Inhaber des Reifezeugnisses von irgendeiner neunklassigen höheren Schule soll die Möglichkeit offenbleiben, die Zulassung auch zu solchen Staatsprüfungen zu erlangen, zu denen sein Reifezeugnis nicht berechtigt. Zu diesem Zweck hat er während der Studienzeit ein Fachexamen abzulegen." Der Antrag wurde gegen mein Erwarten angenommen, wenn auch mit verschwindender Majorität. Aber damit war er gleichzeitig begraben, man bettete ihn in das kühle Grab wohlwollender Indifferenz.

Jedoch das stille Wirken der Zeit, die ökonomische Machtentfaltung Deutschlands, das Drängen vornehmlich aus dem Lager der technischen Hochschulen, die weitblickenden, auf das Staatswohl bedachten Erwägungen der Unterrichtsverwaltung, vor allem das zähe, der Außenwelt verborgene Festhalten des Kaisers an seinen erhabenen, dem Wohl der Nation geltenden Ideen einer Schulreform, während nahezu zehn langer Jahre, haben dem Inhalt jenes Antrags die Auferstehung gebracht.

Der Kaiser berief vor wenigen Wochen die zweite Schulkonferenz, und die erste und wichtigste These war die der Gleichberechtigung der drei höheren Schulen, gleichfalls mit der Einschränkung, daß gewisse Fachexamina während der Studienzeit abzulegen wären. Die fast einmütige Annahme dieser These ist von unberechenbarer Tragweite für die Reform des höheren Schulwesens; noch fehlt freilich die staatliche Sanktion, aber wenn diese erteilt ist, so wird wieder Friede in die Gemüter einziehen und die Streitaxt wird begraben werden.

Denn nun wird nicht länger darüber gestritten werden, welche Lehrstoffe die besten sind; ein jeder Vater kann seinen Sohn in diejenige Schule schicken, die dessen geistigen Anlagen am besten entspricht, ohne die Wahl des künftigen Berufs in Fesseln zu schlagen; ein schöner Wettbewerb wird zwischen den drei Schularten entstehen, und an den Leistungen ihrer einstigen Zöglinge im Leben werden wir ermessen können, ob sie alle innerlich gleichberechtigt sind, oder nicht; dann werden spätere Jahrhunderte ihren Spruch fällen, während wir Lebenden das schöne Bewußtsein haben, nichts böswillig vor der Zeit zerstört zu haben.

So wollen wir denn auch weiterhin dem humanistischen Gymnasium mit der Ehrerbietung begegnen, die dem Alter gebührt; dann dürfen wir hoffen, daß diese Hüterin altklassischer Bildung mit liebevollem Auge auf ihre jüngeren Geschwister blickt, auf das Realgymnasium und die Oberrealschule, und daß sie ihre jüngste Schwester, das Reformgymnasium, ihres besonderen Anteils würdigt.

Noch sind wir nicht so weit; deshalb richte ich die mahnende Bitte an alle Denkenden, welcher Partei sie im übrigen angehören mögen, das Prinzip der gleichen Berechtigungen für alle höheren Schulen auf ihre Fahne zu schreiben, zum Gedeihen des Staats und zum Wohl der Jugend, die ihm in Zukunft als Stütze dienen soll.



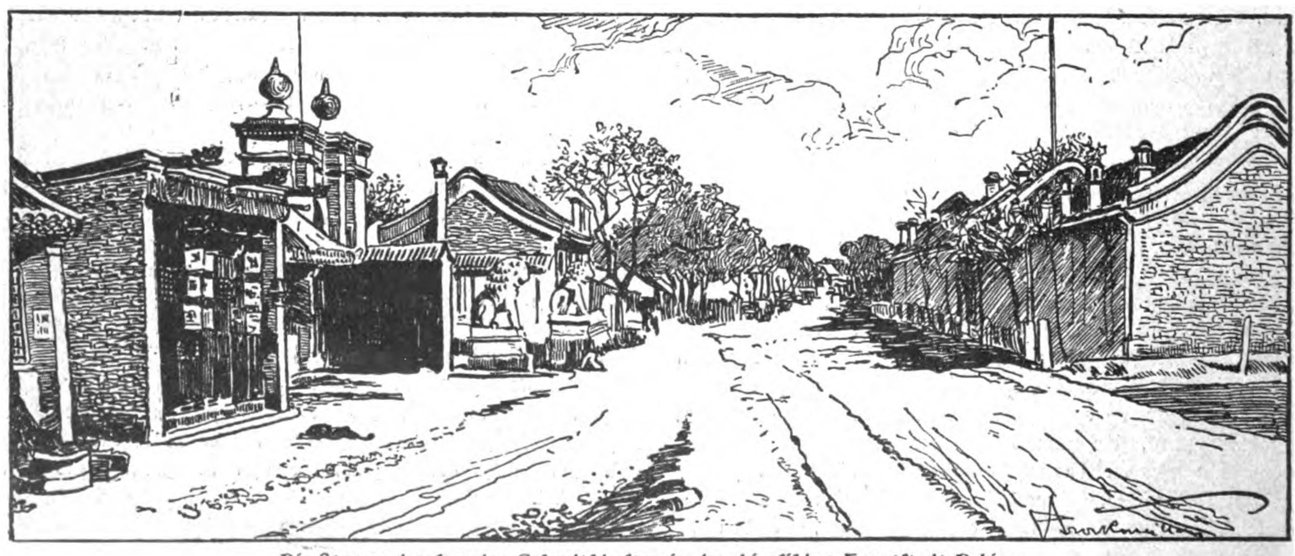


Der Krieg mit China steht vor der Thür! Die Wirren im Himmlischen Reich, insbesondere die Angriffe auf die Gesandtschaften der Großmächte, haben nunmehr zum thatsächlichen Kriegszustand zwischen den Mächten und China geführt, ohne daß eine Kriegserklärung vorausgegangen wäre. Darum birgt auch der jetzige Boxeraufstand trotz seiner bisherigen, verhältnismäßig geringen Dimensionen viel größere Gefahren in sich, als sie die berüchtigte große Taipingrevolution gezeitigt hatte. Damals erschienen europäische Truppen in China, um das Land, die Dynastie und die Regierung von den Rebellen zu befreien, heute ist leider kein Zweifel mehr darüber möglich, daß die chinesischen Regierungstruppen Schulter an Schulter mit den aufständischen Boxern gegen die Europäer vorgehen und kämpfen. Wohl ist man in den europäischen Kabinetten ängstlich bemüht, die diplomatischen Brücken mit China auch jetzt noch nicht ganz hinter sich abzubrechen; man hält an der Fiktion fest, daß alle bisherigen militärischen Maßnahmen nur dem einen Zweck — Rettung der Europäer gelten und auch die blutigen Kämpfe um die Takuforts in ihrer Bedeutung sich noch innerhalb des Rahmens dieser Aufgabe halten. Leider gewinnt es aber den Anschein, als ob die Ereignisse diesmal stärker sein werden als spitzfindige diplomatische Auslegungen und Deduktionen und es der europäischen Diplomatie kaum gelingen wird, den jetzt ins Rollen gekommenen Stein gerade dort zum Stehen zu bringen, wo es ihr paßt. Wenn die Zeichen nicht trügen, hat man es jetzt mit dem allmählich beginnenden organisierten Widerstand des chinesischen Millionenreichs gegen die anstürmende europäische Kultur zu thun. Aber auch dem feindlichen Barbaren gegenüber soll man Gerechtigkeit walten lassen und, so sehr man auch wünschen und darauf hinarbeiten muß, das weite chinesische Reich mit seinen noch größtenteils ungehobenen Schätzen dem europäischen Handel und Verkehr zu erschließen, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß das jetzt beginnende gewaltige Ringen nichts anderes ist als der Verzweiflungskampf eines zwar seit Jahrhunderten in Despotismus und geistiger Versumpfung erstarrten, aber in seiner Art zufriedenlebenden Volks gegen die moderne Theorie der zwangsweisen Völkerbeglückung, einer Theorie, die im Interesse des Fortschritts und der Zivilisation eine historische Notwendigkeit und daher ein unentbehrliches Requisit im Kampf der Nationen ums wirtschaftliche Dasein geworden ist. Nirgends ist Sentimentalität weniger angebracht als in der Politik, und man könnte daher den sich jetzt vorbereitenden Auflösungsprozeß mit einem gewissen philosophischen Gleichmut betrachten, wenn nicht die Gefahr bestände, daß daraus auch Verwicklungen in Europa entstehen. In China stoßen bekanntlich so zahlreiche und starke Interessengegensätze aufeinander, daß der Friede in Europa in engster Abhängigkeit von den Ereignissen in Ostasien geraten ist. Die Chinesen wissen das sehr wohl, und mit gewohnter Schlauheit haben sie diese Erkenntnis stets in ihrem Interesse auszunutzen verstanden. Die Eifersucht und das gegenseitige Mißtrauen unter den Mächten ist das Lebenselixir, das dem allmählich absterbenden chinesischen Reich immer neue Kraft verleiht. Und so dürfte auch der jetzige Kampf, so bedrohlich der Ausblick auch ist, noch nicht zur endgiltigen Entscheidung über das Schicksal Chinas führen. Ein so gewaltiger Organismus stirbt nicht auf einmal, stückweise nur vollzieht sich seine Auflösung. Dazu kommt, daß die einen der feindlichen Erben auf die Teilung der Erbschaft oder gar auf den Kampf um diese noch nicht vorbereitet sind. Ein stärkerer Wall als die Friedensliebe ist das Friedensbedürfnis der Völker, und wenn man unter den in China miteinander rivalisierenden Mächten Umschau hält, so gelangt man zur Ueberzeugung, daß weder England noch Rußland Lust verspüren können, sich gerade jetzt in Abenteuer zu stürzen, deren Folgen unberechenbar sind. Japan, der einzige Staat, für den vielleicht die Versuchung, die jetzige Krisis auszunutzen, groß ist, dürfte nach den Erfahrungen, die es im Jahr 1895 machte, sich wohl hüten, die Brandfackel in Ostasien zum zweitenmal zu entzünden. Daß Deutschland in China nur friedliche Ziele verfolgt, bedarf keines weiteren Hinweises. Die Entsendung einer starken Truppenmacht beweist aber auch klar, daß es gewillt ist, seine Interessen in China gegen jedermann entschlossen zu verteidigen.


Admiral Seymour,
Befehlshaber der vereinigten Truppen der Großmächte in China.


Korvettenkapitän Lans,
Kommandant des deutschen Kanonenbootes „Iltis" beim Bombardement der Takuforts.

Die Sportwoche. Die Regatta Dover-Helgoland und die vom Norddeutschen Regattaverein alljährlich veranstalteten


Die Strasse der fremden Gesandtschaften in der chinesischen Hauptstadt Peking.

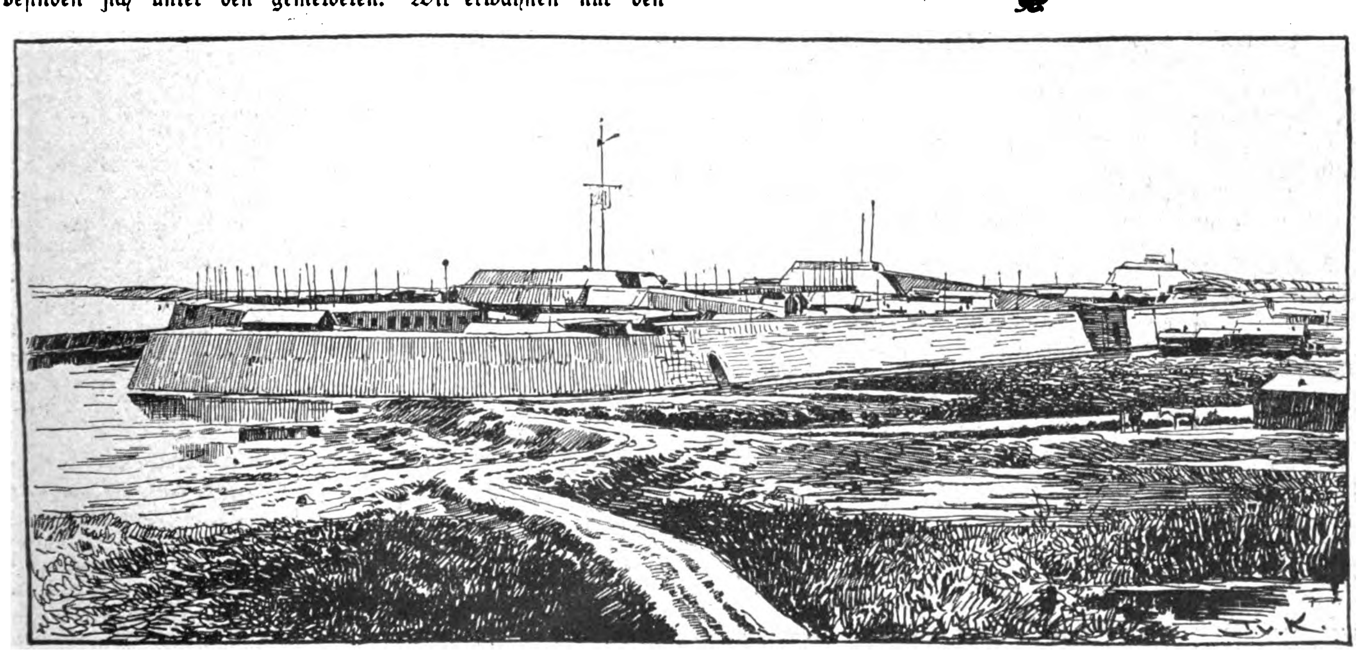


Stephan Pichon, Gesandter Frankreichs. Claude Macdonald, Gesandter Englands. Edwin H. Conger, Gesandter der Vereinigten Staaten. von Giers, Gesandter Rußlands.

Die zur Zeit in Peking eingeschlossenen Gesandten der Grossmächte.

Wettkämpfe auf der Unterelbe bilden gleichsam die Einleitung für die Kieler Woche. Das Rennen Dover-Helgoland ist bekanntlich von unserm Kaiser ins Leben gerufen worden; als Wanderpreis hat der Monarch einen goldenen Pokal gestiftet, der dreimal von demselben Jachtbesitzer gewonnen werden muß, ehe er in seinen dauernden Besitz übergeht. Zugelassen werden alle in englischem Besitz befindlichen Jachten von über 70 Tonnen. Am 16. d. Mts., nachmittags 2 Uhr, erfolgte vor Dover der Start, an dem sich 10 Jachten eingefunden hatten. Charmian, der vorjährige Sieger, und Artemis erschienen nicht, obgleich sie genannt waren. Der Wind war vorzüglich, und man berechnete sofort, daß unter diesen günstigen Bedingungen kaum länger als 40 Stunden für den Weg nach Helgoland gebraucht werden würden. Bis South Foreland blieben die Fahrzeuge in der Reihenfolge, in der sie gestartet waren, dann aber machte sich Fiona davon und führte mit großem Vorsprung. Nach 42 Stunden und 31,16 Minuten hat der Kutter denn auch als Sieger die deutsche Insel erreicht, wo sich der Kaiser befand. Nach der Abfahrt der Jachten, der mit vielen aus London herübergekommenen Herren der Aristokratie auch der Kronprinz von Schweden beigewohnt hatte, wurden alle Einzelheiten des Starts dem Deutschen Kaiser sofort telegraphiert. — An diese Wettfahrt hat sich am 19. d. M. die Unterelberegatta des Norddeutschen Regattavereins angeschlossen. Seit 31 Jahren bereits besteht dieser Verein, dem die ältesten und angesehensten Kaufleute und Reeder Hamburgs angehören. Die Nennungen für die Regatta sind in diesem Jahr so zahlreich ausgefallen, wie nie vorher. Die besten Renn- und Kreuzerjachten befinden sich unter den gemeldeten. Wir erwähnen nur den Meteor des Kaisers, Iduna, den Schoner der Kaiserin, und l'Espérance im Besitz des Prinzen Heinrich. Auch beteiligen sich die englischen Jachten der Regatta Dover-Helgoland an den Rennen auf der Unterelbe zum erstenmal in diesem Jahr. — Auf die Resultate dieser Regatta, sowie auf den Ausgang der Kieler Woche werden wir noch zurückkommen. Der Initiative unseres Kaisers und seiner aktiven Beteiligung ist es jedenfalls zu verdanken, daß der Wassersport in Deutschland jetzt schon zu großer Bedeutung gelangt ist. Der Deutsche Seglerverband umfaßt 29 Seglervereine mit etwa 5000 Mitgliedern; der Kaiserliche Jachtklub, der bereits zehn Jahre besteht und dessen Kommodore der Kaiser ist, stellt die meisten Mitglieder, nahe an 1300.

Das vierzehnte schlesische Musikfest fand zu Beginn der Woche unter lebhaftester Anteilnahme der musikalischen Kreise der Provinz in Görlitz statt. Die Chöre, im ganzen etwa 800 Köpfe stark, stellte Schlesien, das Orchester und den Dirigenten Berlin. Dem Protektor der Feste, dem Generalintendanten Grafen Hochberg, ist jedenfalls die Mitwirkung der Königlichen Kapelle mit Dr. Muck an der Spitze zu danken. Auf dem reichhaltigen Programm stand als Hauptwerk zum erstenmal eine Schöpfung der modernen Richtung: das Requiem von Hector Berlioz. Das Fest nahm, obwohl das Wetter dem Vergnügungsausschuß einige unangenehme Striche durch die Rechnung machte, einen glänzenden Verlauf: nicht nur alle Aufführungen, auch alle öffentlichen Proben waren ausverkauft. Die Görlitzer aber sind stolz darauf, daß die Feste, deren mehrere früher in Breslau und Hirschberg stattfanden, fortan regelmäßig in ihrer Stadt abgehalten werden sollen.



Die am 17. Juni von deutschen, russischen, französischen und englischen Truppen erstürmten Forts von Taku.

Die Börsenwoche.

Wie für die hohe Politik, so scheint auch für die Börse in diesem Jahr eine Sauregurkenzeit nicht im Kalender zu stehen. Die Börse könnte ja heute schon im Zeichen dieses interessanten Zeitabschnitts treten, denn die sattsam bekannten Verhältnisse haben ein Trümmerfeld aus ihr gemacht, auf dem der vom 1. Juli ab mit erhöhten Steuerforderungen herantretende Fiskus eine recht klägliche Ernte einheimsen wird. Aber es dürfte schwerlich die so redlich verdiente Sommerruhe eintreten, sofern nicht in Bälde dem Tohuwabohu in China ein Ende gemacht wird. Das rasche und wilde Aufflammen des Aufstands scheint alle beteiligten Faktoren gleichmäßig überrascht zu haben. Die Börse nahm glücklicherweise den nicht in allen seinen Stadien unbedenklich erschienenen blutigen Ausbruch des chinesischen Fanatismus ruhig genug auf, wiewohl ihre Nerven durch die letzten gewaltigen Wertzerstörungen doch bis zum Zerreißen angespannt waren. Vielleicht war diese verhältnismäßige Besonnenheit mehr ein Zeichen der Ohnmacht und Erschlaffung als das Produkt kühler Ueberlegung. Jedenfalls wurde durch diese Haltung der Markt vor neuen unberechenbaren Folgen bewahrt.

❦

Es darf allerdings nicht verkannt werden, daß der mit so viel Ungestüm ins Werk gesetzte Prozeß des Besitzwechsels und der Abwicklung auf dem Gebiet der Industriepapiere nunmehr eine relativ gesunde Marktlage geschaffen hat. Es soll ja damit nicht gesagt sein, daß neue Erschütterungen ausgeschlossen erscheinen; aber die Papiere ruhen derzeit überwiegend in kräftigeren Händen als vorher. Auf dem noch kürzlich so unheimlich bewegten Montanaktienmarkt haben sich die Umsätze ganz erheblich eingeschränkt, und es sieht so aus, als ob nicht so bald wieder das freundliche Bild gesunder Geschäftsthätigkeit auf diesem mit herben Enttäuschungen gedüngten Feld erscheinen werde. Vielleicht wendet sich der besonnene und vorsichtige Teil des kaufkräftigen Publikums jetzt mehr dem lange vernachlässigten und gleichfalls vom allgemeinen Preisdruck teilweise über Gebühr mitgenommenen Gebiet unserer Transportwerte zu. Deutsche Industriebahnen, wie Dortmund-Gronau, und Getreidebahnen, wie Marienburger und Ostpreußen, haben einen Kursstand erreicht, der die Aktien als kaufwürdig erscheinen läßt. Zumal wenn die erwartete Belebung des russischen Produktenexports eintritt, werden die östlichen Bahnen gute Chancen, aber nicht entfernt die Gefahren bieten, die der desorganisierte Montanaktienmarkt in sich schließt.

❦

Die weitere Gestaltung des Newyorker Eisenmarkts läßt sich zur Zeit noch weniger beurteilen als bisher, denn die amerikanischen Spekulantencliquen haben dieses Gebiet gänzlich in der Hand, wie sie auch drüben die Getreidebörse beherrschen. Eine neue sehr schmerzliche Enttäuschung erfuhr das deutsche Publikum aus diesem Grund an seinem amerikanischen Eisenbahnaktienbesitz. Die anscheinend tendenziös übertriebenen Gerüchte von starken amerikanischen Ernteschäden haben eine weitere Kurserschütterung jener Transportwerte gebracht und sollen auch den Anlaß für die enttäuschende Dividendenerklärung der Northern Pacific-Common-Shares abgegeben haben. Man schenkt aber nicht überall dieser Motivierung vollen Glauben, und man scheint seine guten Gründe dafür zu haben. Jedenfalls sollte unser Publikum aus den letzten bitteren Erfahrungen eine Lehre ziehen und dem Newyorker und Londoner Spekulationsmarkt möglichst fernbleiben.

❦

Der erfolgte große Abwicklungsprozeß dürfte den bevorstehenden Ultimo für die Börse weniger schwierig machen, als befürchtet worden war. Ueberdies senden uns Amerika und die westeuropäischen Märkte erhebliche Barbeträge dank unserer hohen Bankrate, die die Wechselkurse zu unsern Gunsten gestalteten. Auch sind in der ganzen letzten Zeit und noch in diesen Tagen wieder für ausländische Rechnung größere Beträge unserer Staatsanleihen sowie gut fundierter deutscher Industrieaktien hier eingekauft worden, wodurch wir fremde Barguthaben erlangten. Der diesseitige Kurssturz bietet demnach der ausländischen Unternehmungslust Anreiz, weil sie billig zu kaufen hofft. Daraus geht hervor, daß man dort mit den maßgebenden leitenden Kreisen unserer Kohlen- und Eisengewerke der Meinung ist, daß wir in Deutschland uns nicht in einer Industriekrisis, sondern in einer Börsenkrisis befinden oder befunden haben. Junius.

❦

Die Toten der Woche.

Dr. med. Fritz Brosin, verunglückte auf einer Bergtour in der sächsischen Schweiz (Portr. S. 1071).

Karl Adolf Buchheim, Professor der deutschen Litteratur am Kings College, † in London im Alter von 73 Jahren.



Fürstin Josephine von Hohenzollern-Sigmaringen †

Tomasi Crudeli, ehemaliger Professor der klinischen Medizin an der Universität Rom, † in Rom.

Mrs. W. E. Gladstone, Gemahlin des einstigen englischen Ministerpräsidenten, † am 14. Juni zu Hawarden im Alter von 88 Jahren (Portr. S. 1071).

Dr. Woldemar von Gutzeit, hervorragender deutschrussischer Gelehrter, † in Riga im Alter von 83 Jahren.

Graf Hilmar von Hagen, Kgl. Hofmeister, † am 14. Juni auf Schloß Möckern bei Magdeburg.

Fürstin Josephine von Hohenzollern, † am 19. Juni zu Sigmaringen im Alter von 87 Jahren.

Adolf Holm, ehemaliger Professor der alten Geschichte in Palermo und Neapel, † in Freiburg i. Br.

Franz Ferdinand, Prinz von Joinville, ein Sohn Louis Philipps, † am 16. Juni in Paris im Alter von 82 Jahren.

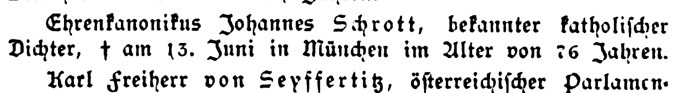
Johann Lang, Oberbürgermeister von Oberammergau, Leiter und Darsteller bei den Passionsspielen, † am 17. Juni in Oberammergau im Alter von 65 Jahren (Portr. S. 942).

Otto Ossent, schweizerischer Ingenieur, ermordet in China von der Hand der Boxer im Alter von 55 Jahren (Portr. S. 1072).

Don Johann Salvadori, bekannter Weltpriester, † am 12. Juni in Tione im Alter von 64 Jahren.

Friedrich Sander, schwedischer Kunstkritiker, Kustos am Nationalmuseum, † in Stockholm im Alter von 71 Jahren.

Prinz von Joinville †



Ehrenkanonikus Johannes Schrott, bekannter katholischer Dichter, † am 13. Juni in München im Alter von 76 Jahren.

Karl Freiherr von Seyffertitz, österreichischer Parlamentarier, Altbürgermeister und Ehrenbürger von Bregenz, † am 12. Juni in Bregenz im Alter von 75 Jahren.



Professor D. Joh. Georg Sommer †

Konsistorialrat D. J. G. Sommer, Universitätsprofessor in Königsberg, † am 8. Juni in Kranz im Alter von 90 Jahren.

Wirkl. Geh. Rat Dr. Sydow, Präsident der Hauptverwaltung der Staatsschulden und ehemaliger Unterstaatssekretär im Kultusministerium, † am 16. Juni in Berlin (Portr. S. 1071).

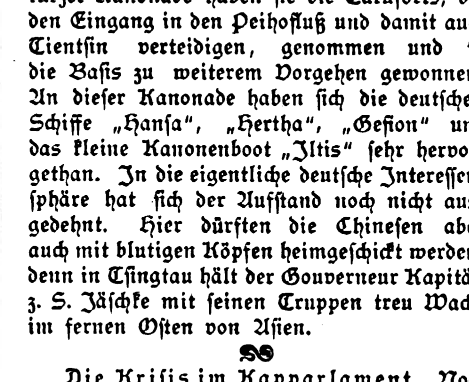


Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 1069—1076.

China (Abbildungen S. 1069 und 1070) steht im Mittelpunkt des politischen Interesses. Wenn es noch irgendjemand fraglich erscheinen mochte, daß der Aufstand der Boxer oben gern gesehen und unterstützt würde, so werden die letzten Zweifel geschwunden sein, nachdem der bisherige fremdenfreundliche Präsident des Tsungli-Yamen, Prinz Ching, seines Postens enthoben und durch eine fremdenfeindliche Persönlichkeit ersetzt worden ist. Die Mächte haben sich daher zum Einschreiten gezwungen gesehen, der Stein ist ins Rollen gekommen, und niemand vermag heute zu sagen, wann und wo er wieder Halt machen wird. Die Ablösungsmannschaften, die, 1200 an der Zahl, wie alljährlich in die ostasiatischen Gewässer abgegangen sind, sind dort bereits an Bord des Lloyddampfers „Köln", auf dem sich auch ein Spezialkorrespondent der „Woche" befindet, eingetroffen, sie werden vermutlich Gelegenheit erhalten, für die Wahrung der deutschen Ehre und der deutschen Interessen mit Mut und Tapferkeit einzutreten. Die militärischen Ereignisse konzentrieren sich jetzt um die chinesische Hauptstadt Peking, wo die fremden Gesandtschaften von den Chinesen blockiert werden. Ueber das Schicksal des deutschen Gesandten Freiherrn von Ketteler (Portr. S. 1070) schwirrten die beunruhigendsten Gerüchte durch die Luft, haben aber zum Glück bis jetzt keine Bestätigung gefunden. Einen seiner treuesten Mitarbeiter und einen der besten Kenner der chinesischen Sprache, den Freiherrn Konrad v. d. Goltz, hat er jetzt nicht an seiner Seite, da letzterer augenblicklich in Deutschland weilt. In Peking haben indessen die Boxer mit den Verwüstungen begonnen. Natürlich fielen die christlichen Kirchen der fanatischen Zerstörungswut zuerst zum Opfer. Die erste militärische Aktion der Mächte richtete sich demnach gegen Peking. Da aber die einzige Eisenbahn (vgl. die Uebersichtskarte), die man zum Vormarsch benutzen konnte, die Linie Tongku-Tientsin-Peking, von den Aufständischen zerstört worden war, kamen die vereinigten Truppen der Mächte nur langsam vorwärts und mußten schließlich wieder umkehren. Indessen haben die europäischen



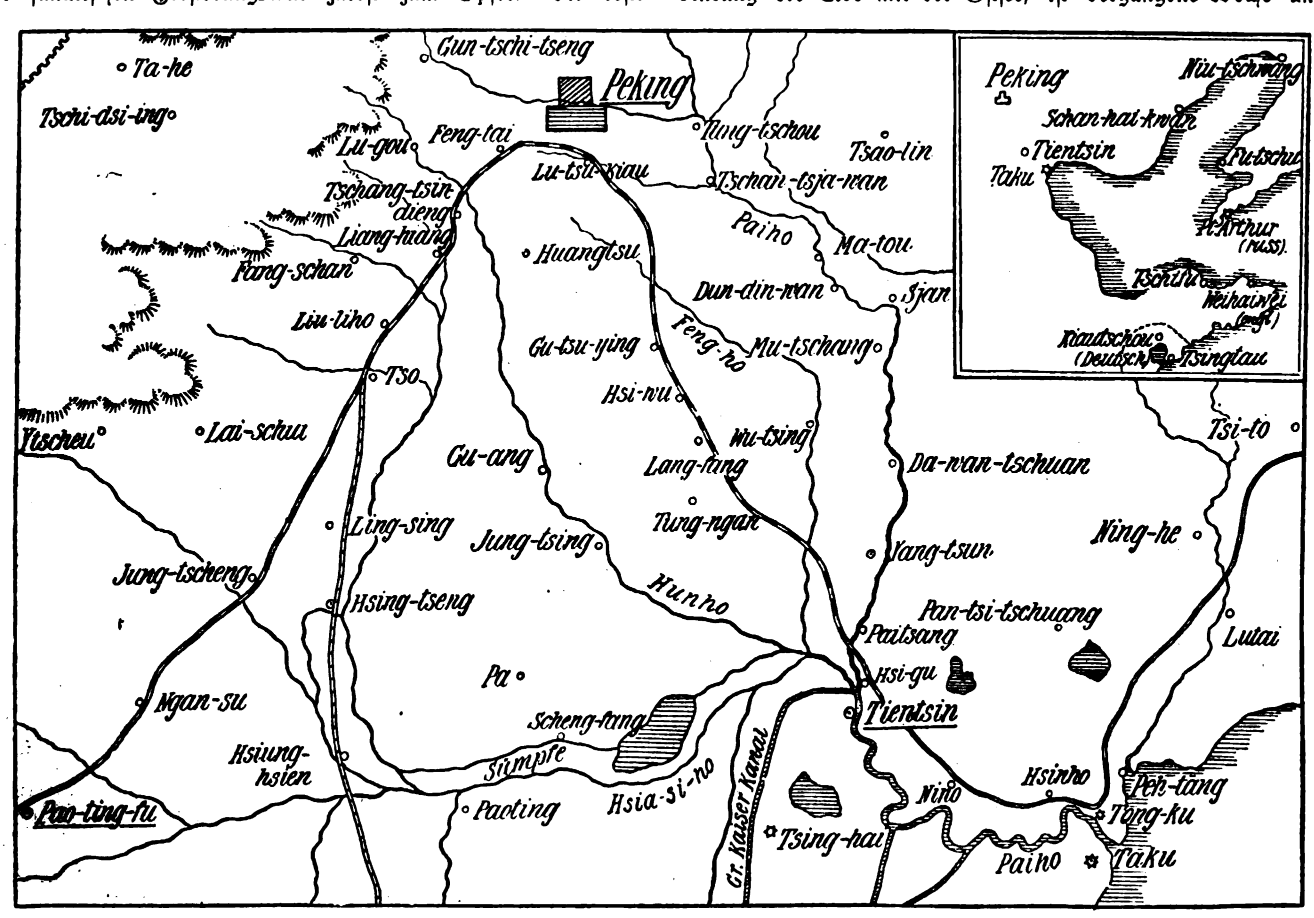
Admiräle an anderer Stelle eingegriffen. Nach kurzer Kanonade haben sie die Takuforts, die den Eingang in den Peihofluß und damit auch Tientsin verteidigen, genommen und so die Basis zu weiterem Vorgehen gewonnen. An dieser Kanonade haben sich die deutschen Schiffe „Hansa", „Hertha", „Gefion" und das kleine Kanonenboot „Iltis" sehr hervorgethan. In die eigentliche deutsche Interessensphäre hat sich der Aufstand noch nicht ausgedehnt. Hier dürften die Chinesen aber auch mit blutigen Köpfen heimgeschickt werden, denn in Tsingtau hält der Gouverneur Kapitän z. S. Jäschke mit seinen Truppen treu Wacht im fernen Osten von Asien.



Gordon Sprigg,
der neue Premierminister der Kapkolonie.

Die Krisis im Kapparlament. Noch hält England seinen Sieg nicht in festen Händen, und schon stößt es auf Schwierigkeiten im eigenen Lager. Der bisherige Premierminister der Kapkolonie, Schreiner, ist unter dem Ansturm der Holländer zurückgetreten. Seinen Posten übernimmt Sir John Gordon Sprigg, der bereits dreimal die Regierung der Kolonie führte. Er ist ein geborener Engländer, aber bereits im Jahr 1859 siedelte er nach Südafrika über. Jetzt steht er bereits im 71. Lebensjahr.

Der Elbe-Travekanal (Abbildungen S. 1071), die Verbindung der Elbe mit der Ostsee, ist vergangene Woche unter



Uebersichtskarte des chinesischen Aufstandgebiets in der Provinz Petschili.
Für die „Woche" gezeichnet von Paul Burmeister.

Teilnahme des Kaisers in Lübeck feierlich eröffnet worden. Der Kaiser, der am Bahnhof vom präsidierenden Bürgermeister Dr. Klug empfangen wurde, begab sich an Bord des Dampfers „Lubeka", auf dem er eine Fahrt durch den Kanal und den Kanalhafen nach der unteren Trave unternahm. Dort betrat er den auf dem Festplatz für ihn errichteten Kaiserpavillon, von dem aus er eine Ansprache an die Festversammlung richtete. Er dankte der Stadt Lübeck für den wundervollen Empfang, den sie ihm bereitet habe, und gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß die neue Wasserstraße allen Erwartungen entsprechen möge. Zum Schluß gedachte der Kaiser der eben bewilligten Verstärkung der Flotte. Das Leitmotiv seiner Rede war, ohne daß er es direkt zitierte, der Wahrspruch auf dem Holstenthor, durch das der Weg vom Bahnhof nach der Stadt führt: Concordia domi, foris pax.

Eisleben (Abb. S. 1073), die Geburtsstadt Martin Luthers, feierte jüngst ein Fest, von dem seine Geschichte noch in späten Tagen erzählen wird. Der Kaiser und die Kaiserin besuchten die Stadt, um an dem siebenhundertjährigen Jubiläum der Mansfelder Gewerkschaft teilzunehmen. Tausende von Fremden führten an diesem Tag die Eisenbahnzüge dem Ort zu, der sonst, abseits von der großen Touristenstraße gelegen, nicht eben häufig aufgesucht wird. Die Feier war reich an erhebenden Momenten; unser Bild hält den Augenblick fest, als Kaiser Wilhem II., der auch den Titel eines Grafen von Mansfeld führt, mit einer kurzen Ansprache den Becher leerte, den einst der Schwedenkönig Gustav dem größten Sohn Eislebens, Dr. Martinus Luther, zum Geschenk gemacht hat und der seitdem als köstliches Kleinod durch die Jahrhunderte von der Stadt gehütet wird.

Die Flottenkommission (Abb. S. 1075) nannte man in der letzten Zeit allgemein die Budgetkommission des Reichstags, weil ihr die nun glücklich unter Dach gebrachte Flottenvorlage zur Beratung überwiesen worden war. Der Entwurf der Regierung enthielt nur drei Paragraphen, aber die Herren hatten eine große Summe von Arbeit zu bewältigen, weil nicht nur die Vorlage selbst wesentlichen Veränderungen unterworfen wurde, sondern außerdem noch zwei aus der Initiative des Reichstags hervorgegangene Gesetze, die Novellen zum Stempelsteuergesetz und zum Zolltarif, durch die die Frage der Kostendeckung gelöst wurde, durchberaten werden mußten. Auf unserm Bild sind 17 Mitglieder der Kommission vereinigt und zwar von den Konservativen Graf Klinckowström, v. Staudy, Graf v. Stolberg-Wernigerode und Will, von der Reichspartei v. Kardorff (Vorsitzender) und Graf Arnim, der Pole Motty, vom Zentrum Gröber, Prinz v. Arenberg, Freiherr v. Thünefeld, die Nationalliberalen Bassermann, Dr. Paasche (Berichterstatter für die Deckungsgesetze), Graf Oriola und Dr. Hasse, von der freisinnigen Vereinigung Abg. Frese und von der freisinnigen Volkspartei die Abgg. Dr. Müller-Sagan und Dr. Eickhoff.

Der Preußische Landtag (Abbildungen S. 1074) ist nun auch geschlossen worden, nachdem die Vorlagen, die der Regierung am meisten am Herzen lagen, zustande gekommen sind. Auf den stärksten Widerstand stieß das Warenhaussteuergesetz, das mehreremal zwischen Herrenhaus und Abgeordnetenhaus hin und her wanderte. Die Einigung wurde schließlich dadurch erzielt, daß das Abgeordnetenhaus in der Frage der Mindestgrenze der Besteuerung nachgab und das Herrenhaus auf die Ausnahmestellung der Offizier- und Beamtenvereine verzichtete. Allein nicht dieses Gesetz allein rief Meinungskämpfe hervor, bis in die letzten Tage hinein wurde namentlich auch über die Vorlage betreffend Verhütung der Hochwassergefahren in Schlesien debattiert, und nebenher wurden eifrig Petitionen erledigt.

Zum Thronwechsel in Oldenburg. (Porträts S. 1072). Am 13. Juni ist der Großherzog Peter von Oldenburg im hohen Alter von 72 Jahren nach kurzer Krankheit gestorben. Mit ihm ist wieder einer der deutschen Fürsten dahingegangen, die zwar nur im stillen, aber doch nachdrücklich an dem Aufbau des Deutschen Reichs mitgewirkt haben. Ihm folgt sein Sohn Friedrich August, der in zweiter Ehe mit einer mecklenburgischen Herzogin vermählt ist, die ihm vor drei Jahren einen Sohn schenkte, so daß zur großen Freude der Oldenburger Bevölkerung auch die Thronfolge auf absehbare Zeit gesichert ist.

Die Gedächtniskapelle am Starnberger See (Abbildung S. 1072). Vierzehn Jahre sind seit dem furchtbaren Tage verstrichen, wo Bayerns unglücklicher König Ludwig II. in den Wellen des Starnberger Sees den Tod suchte und fand. Ein einfaches steinernes Kreuz war lange Zeit das einzige Denkmal, das an Bayerns große Schmerzensstunde gemahnte. Aber dem Volk genügte dieses schlichte Erinnerungszeichen an seinen geliebten verstorbenen Herrn nicht. Ein Ludwig II.-Denkmal in München wird ja für die nächste Zeit geplant, heute aber schon steht hinter jenem Kreuz am See die mit einem Kostenaufwand von mehr als 300 000 Mark gebaute schmucke Gedächtniskapelle, zu der der Prinzregent vor zwei Jahren den Grundstein legte und deren Einweihung er persönlich am 13. dieses Monats vollzog.

Die militärischen Lehrer des Deutschen Kronprinzen (Abb. S. 1072) dürfen auf ihren hohen Schüler stolz sein, denn er hat sein Offiziersexamen, wie der Kaiser bei seinem Eintritt in den aktiven Dienst mit Genugthuung hervorhob, vor dem Präses der Ober-Militärprüfungskommission, General der Infanterie v. Scheel (Portr. S. 1072), mit dem Prädikat „vorzüglich" bestanden. Mit dem Kommandeur der Potsdamer Kriegsschule Oberstleutnant v. Ziegler (Infanterieregiment Nr. 15) sind auf unserm Bild die Offiziere vereinigt, deren Unterricht der Kronprinz genossen hat, und zwar: die Hauptleute Zoeller (Pionierbataillon Nr. 7), Lepper (Feldartillerieregiment Nr. 35), Tiede (Infanterieregiment Nr. 85), Freyer (Infanterieregiment Nr. 19) und Oberleutnant Klemme (Infanterieregiment Nr. 53). Als Leibarzt des Kronprinzen wird von jetzt an Sanitätsrat Dr. La Pierre (Portr. S. 1072) thätig sein.

Schweden in Berlin und Paris (Abbildungen S. 1073 und 1076). Die schwedischen Turner, denen bereits zu Beginn des Monats in Berlin ein so herzlicher Empfang bereitet wurde, waren Mitte Juni auf der Heimreise von der Pariser Weltausstellung noch einmal nach der deutschen Reichshauptstadt zurückgekehrt. Diesmal wollten sie nicht von hinnen gehen, ohne auch einige Proben ihrer Kunst abzulegen. Im Friedenauer Sportpark fanden die Uebungen statt. Unsere Abbildungen zeigen Momentaufnahmen von diesem „schwedischen Turnen"; sie lassen die leichte, graziöse, zugleich aber auch äußerst akkurate Art, mit der die Schweden den Sport betreiben, deutlich erkennen. Inzwischen hatte auch Schwedens König sein Land verlassen und weilte, als erster der fremden Fürsten, zum Besuch der Weltausstellung in Paris. Auf unserer Photographie sehen wir den „Enkel Frankreichs", wie König Oskar sich selbst nannte, bei der Auffahrt zu den großen französischen Rennen in Longchamps, von der französischen Bevölkerung aufs lebhafteste begrüßt. Schweden ist in lebhaftem Aufschwung begriffen, und unter Führung seines energischen Ministerpräsidenten Boström (Portr. S. 1073) behauptet es glücklich neben dem emporstrebenden Bruderland Norwegen seine politische und kulturelle Stellung.

Personalien. Zum Nachfolger des Generalleutnants Freiherrn v. Merscheidt-Hüllessem als Kommandeur des fünfzehnten Armeekorps in Straßburg i. E. ist General Herwarth v. Bittenfeld (Portr. S. 1071) ernannt worden, der bisher die siebzehnte Division in Schwerin geführt hat. — Zum Kolonialdirektor wurde anstelle des aus dem Amt scheidenden Herrn v. Buchka Dr. Stuebel (Portr. S. 1071), der bisherige Gesandte in Santiago, ernannt, der in hervorragendem Maß das Vertrauen des Fürsten Bismarck besaß. Der große Kanzler entsandte ihn unter anderm im Jahr 1889 nach Apia, wo es ihm durch seine Thatkraft und seinen Takt bald gelang, in die damals durchaus verfahrenen Verhältnisse Ordnung zu bringen. — In grausamer Weise wurde von den Boxern in China der Ingenieur Otto Offent (Portr. S. 1072) ermordet, ein energischer und tüchtiger Mann, der seine hervorragenden Fähigkeiten schon früher als Oberingenieur bei dem Bau der anatolischen Eisenbahnen bewährt hat. — Das siebzigste Lebensjahr vollendeten Geheimrat Engelhorn (Portr. S. 1072), der Direktor des großherzoglichen Verwaltungshofs in Karlsruhe, und Frau Geheimrätin Lina Waldau (Portr. S. 1073), die als Mitglied des königlichen Schauspielhauses unter dem Namen Lina Fuhr lange zu den ausgesprochenen Lieblingen einer früheren Generation des Berliner Theaterpublikums gehörte.



Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.



Durch den plötzlichen Ausbruch der Unruhen in China hat der große Ablösungstransport, der diesmal wie alljährlich neue Mannschaften nach unserer Kolonie Kiautschau und auf die Schiffe unseres Kreuzergeschwaders bringt, ganz ungeahnte Bedeutung erhalten. Nicht weniger als 1200 stramme Seeleute und Soldaten sind jetzt schon auf dem Dampfer „Köln“, auf dem sich auch der Spezialkorrespondent der „Woche“ befindet, in den ostasiatischen Gewässern eingetroffen und dürften wohl ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben.

1

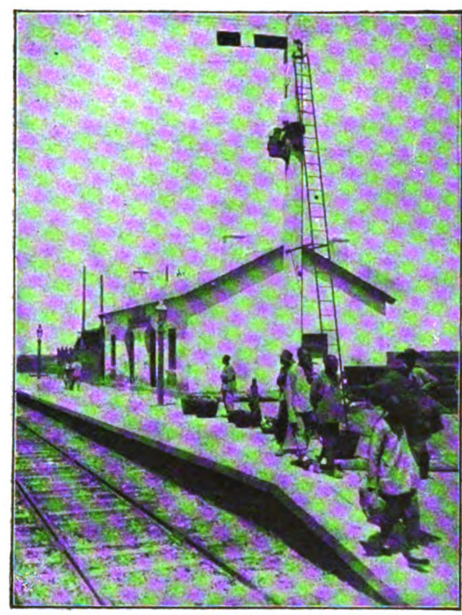
2

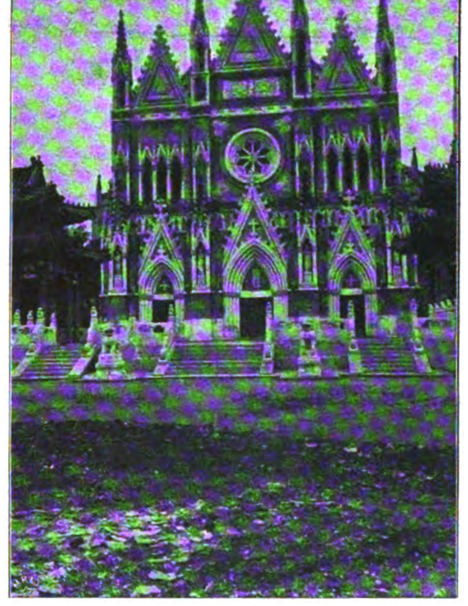
3

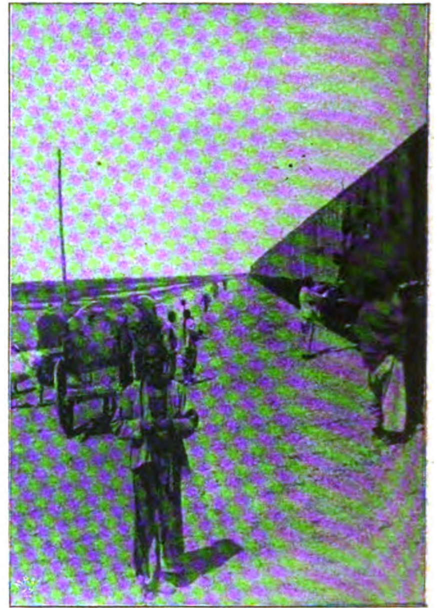
Abfahrt unserer Truppen nach China.

Photographische Momentaufnahmen unseres an Bord des Dampfers „Köln“ befindlichen Spezialkorrespondenten.

1. Letzte Grüße unserer Blaujacken an die Heimat. — 2. Einschiffung der kriegsmäßig ausgerüsteten Ablösungsmannschaften in Wilhelmshaven. — 3. Der Dampfer des Nordd. Lloyd „Köln“, der die Truppen nach Ostasien gebracht hat, bei der Einnahme von Proviant.


Bahnhof der jetzt zerstörten Linie Tientsin-Peking.


Katholische Kirche in Peking, jetzt von den Boxern eingeäschert.


Bahnstrecke zwischen Tongku und Tientsin.

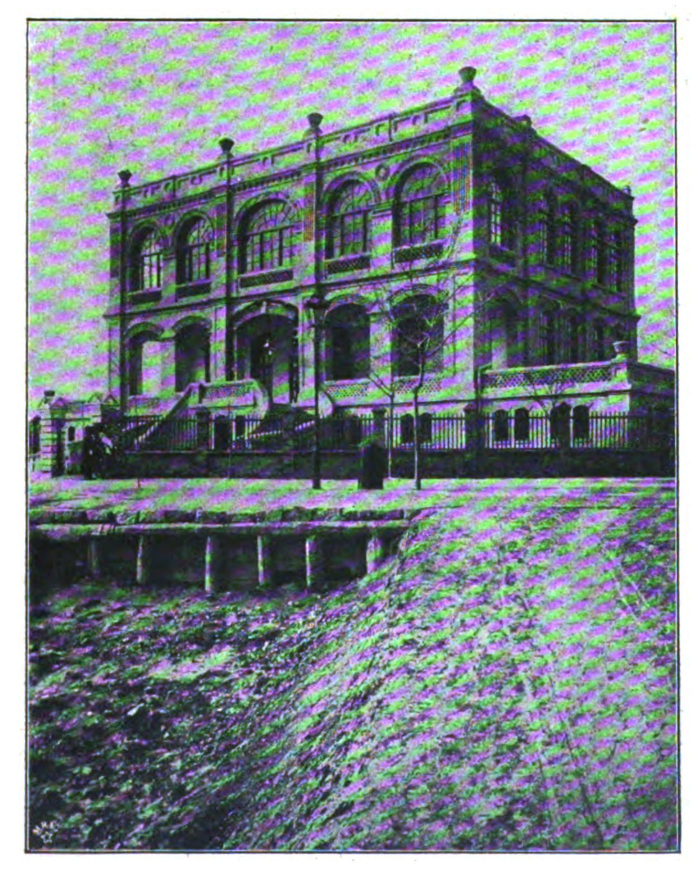

Freiherr von Ketteler, deutscher Gesandter in Peking.


Konrad Freiherr von der Goltz, Gesandtschaftsdolmetscher für China.


Kapitän z. S. Jäschke, Gouverneur von Tsingtau.


Kapitän z. S. von Usedom, Kommandant der „Hertha".


Fregattenkapitän Rollmann, Kommandant der „Gefion".


Das deutsche Klubhaus in Tientsin, wurde von den Boxern beschossen.


Prinz Ching, der jetzt abgesetzte Präsident des Tsungli-Yamen.

Photographische Momentaufnahmen.



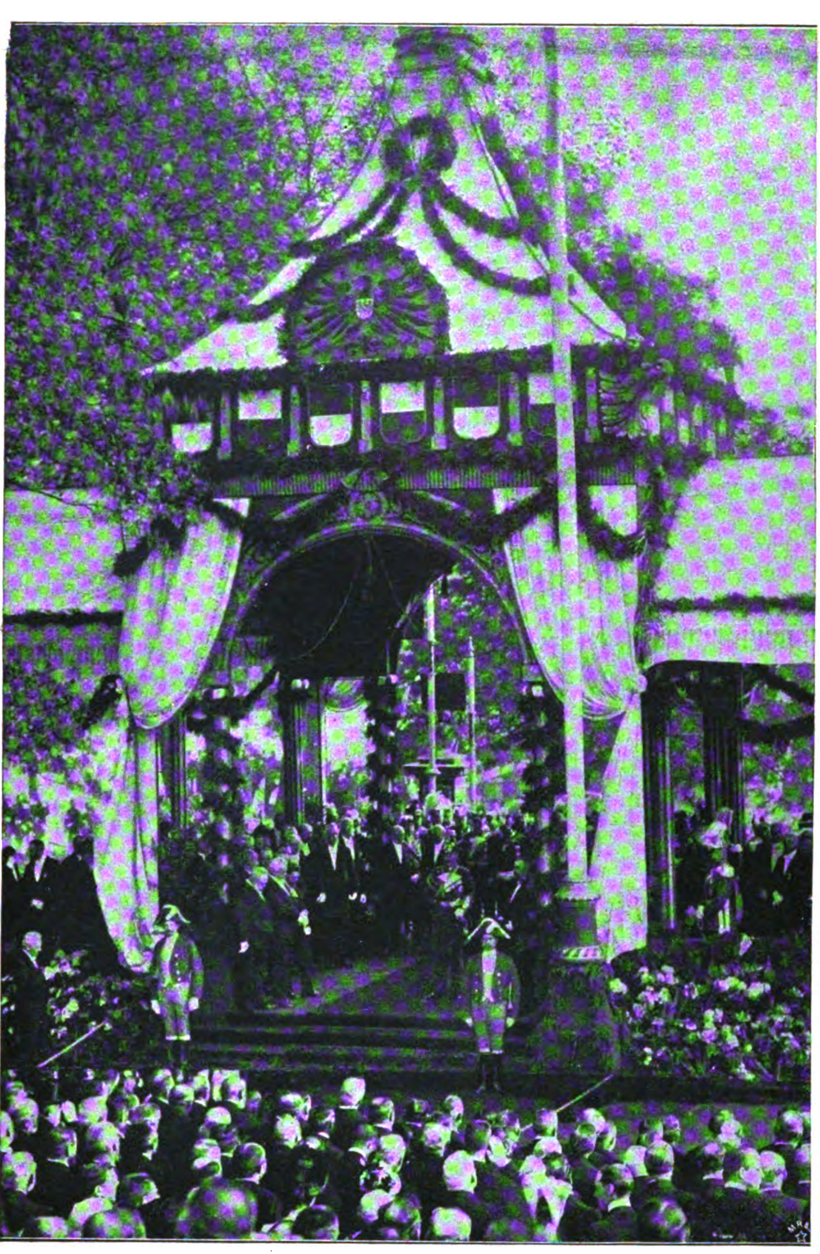
Dr. Stuebel,
der neue Direktor der Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt.



Geheimrat Dr. Sydow †,
Präsident der Staatsschuldenverwaltung (Berlin).



Dr. Brosin (Dresden) †,
verunglückte beim Bergsteigen in der sächsischen Schweiz.



Feier zur Eröffnung des Elbe-Travekanals in Lübeck: Ansprache des Kaisers.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen.



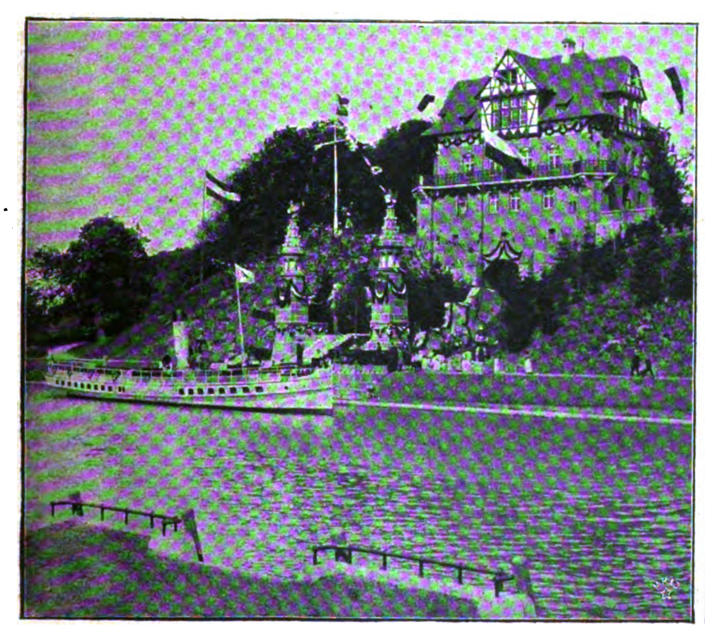
General Herwarth von Bittenfeld,
der neue Kommandeur des 15. Armeekorps (Straßburg i. E.).



Mrs. Gladstone †,
Gattin des verstorbenen englischen Staatsmanns.



Geheimrat Willy Kühne †,
Professor der Physiologie in Heidelberg.



Das Kaiserschiff „Lubeka“ vor der Navigationsschule in Lübeck.

Das Lübecker Holstenthor im Festschmuck.

Momentaufnahmen unseres Spezialphotographen.



Elisabeth Grossherzogin von Oldenburg.



Grossherzog Peter von Oldenburg,
gestorben am 13. Juni in Rastede.

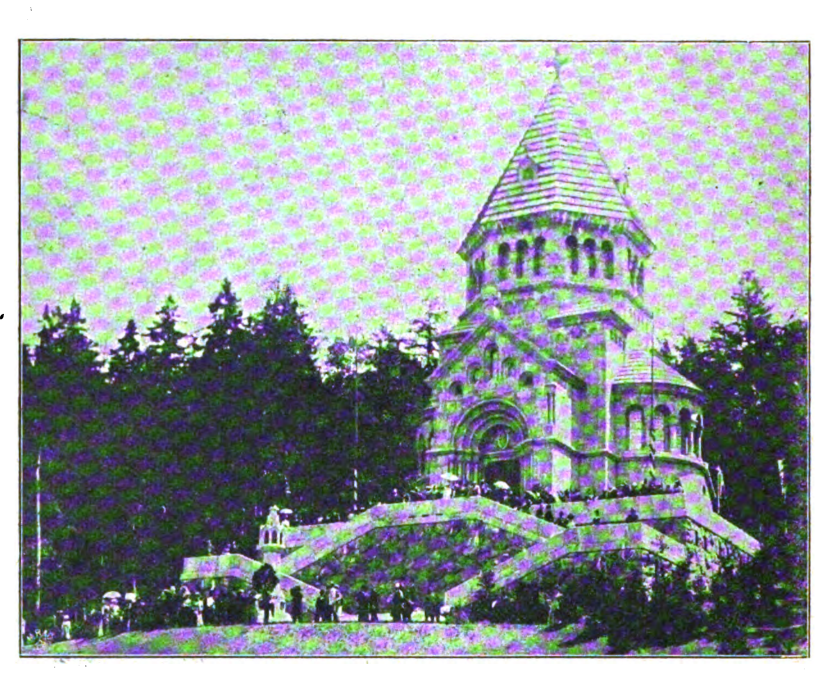


Friedrich August Grossherzog von Oldenburg.

Photographische Aufnahmen von H. Conn, Schwerin, u. F. Titzenthaler, Oldenburg.



Geheimrat Engelhorn (Karlsruhe), wurde 70 Jahr alt.



Einweihung der Gedächtniskapelle für König Ludwig II. am Starnberger See (13. Juni).
Photographische Momentaufnahme von Michael Dietrich, München



Ingenieur Otto Offent, wurde in China von den Boxern ermordet.



Sanitätsrat Dr. La Pierre, Leibarzt des Kronprinzen.

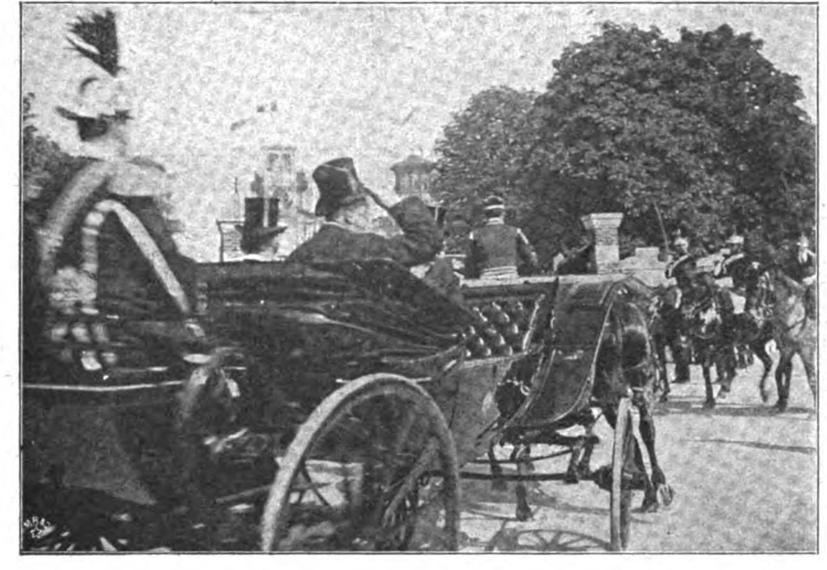
General von Scheel, Präs. der Ober. Militär-Prüfungskommission.



Die Lehrer des Kronprinzen: Oberstlt. von Ziegler, Hauptm. Zoeller, Hauptm. Lepper, Oberlt. Klemme, Hauptm. Tiede und Hauptm. Freyer.
Originalaufnahme von Hofphotograph W. Höffert, Potsdam.



Boström, der schwedische Ministerpräsident.



Besuch des Königs Oskar von Schweden und Norwegen in Paris.
Auffahrt des Monarchen zum Rennen um den Grand Prix in Longchamps.
Photographische Momentaufnahme von Frères Géniaux, Paris.



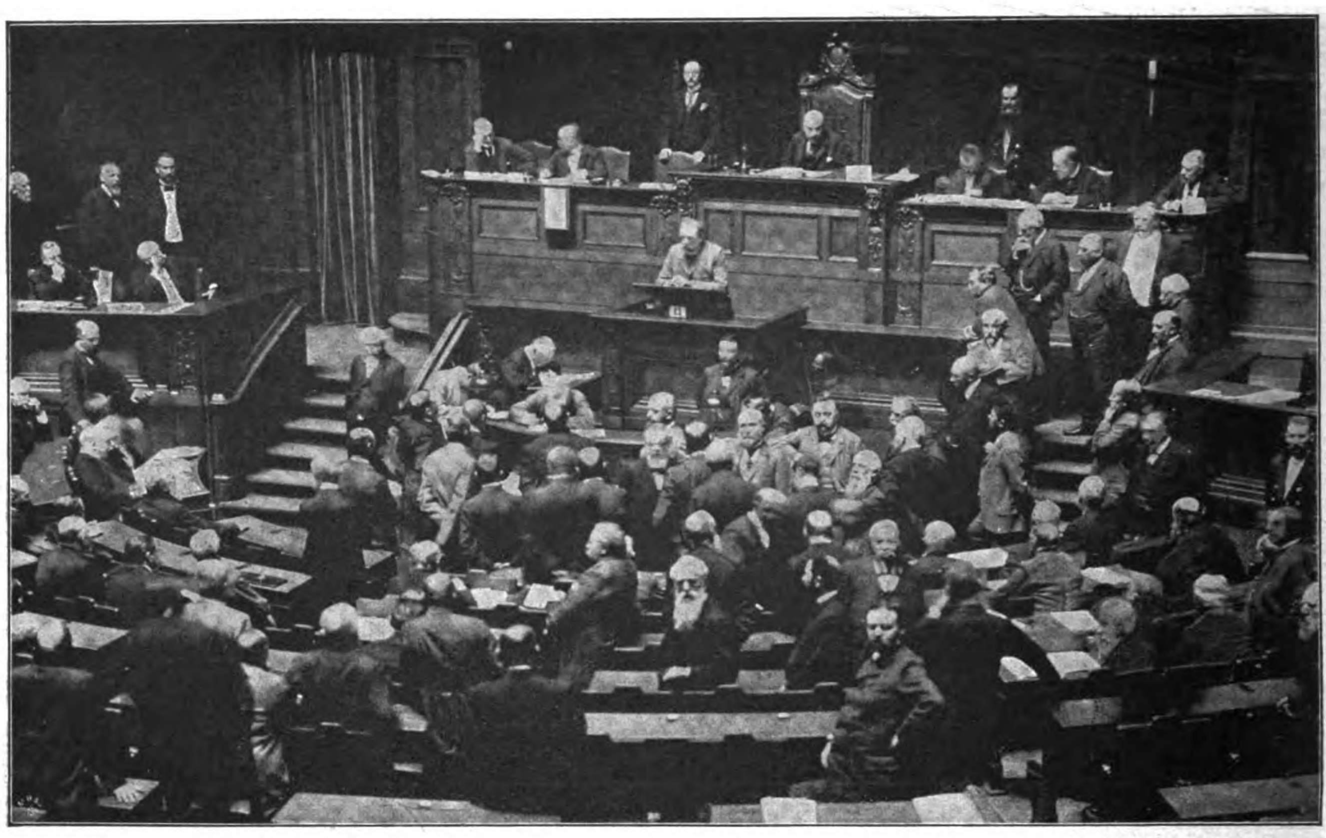
Hans Olden, Verfasser unserer Novelle auf S. 1093.

Kapellmeister Hedenblad, Dirigent d. schwed. Studentenchors (Upsala).



Frau Prof. Waldau (Lina Fuhr), feierte ihren 70. Geburtstag.

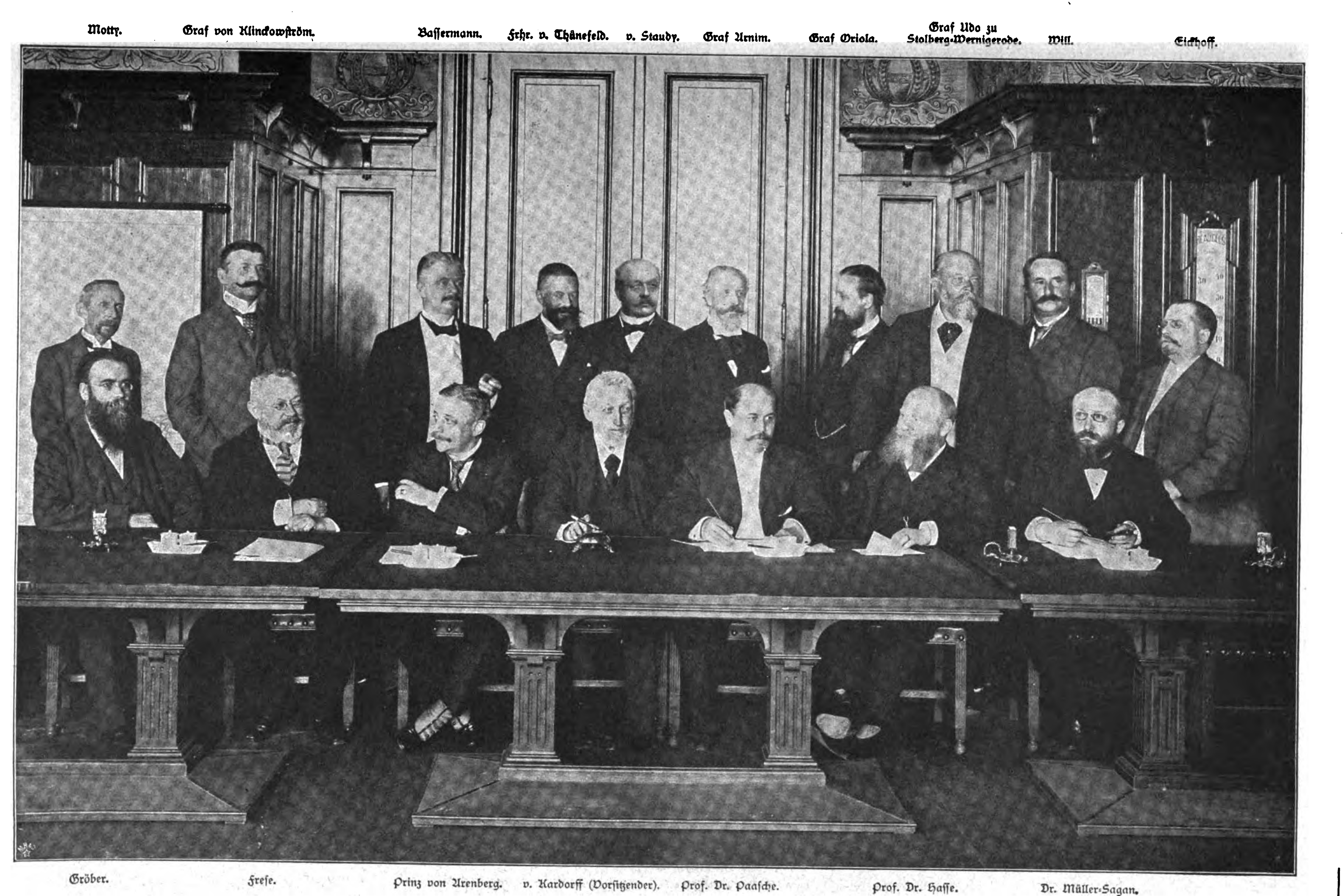
Die Jubiläumsfeier des Mansfelder Bergbaus in Eisleben am 12. Juni: Der Kaiser trinkt aus dem Silberbecher Martin Luthers aufs Wohl der Gewerkschaft.
Momentaufnahme unseres Spezialphotographen.



Die Warenhaussteuervorlage im Preussischen Abgeordnetenhaus: Rede des Abgeordneten von Eynern in der Plenarsitzung am 14. Juni.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Julius Braatz, Berlin.

Präsident von Kröcher.
Die Warenhaussteuervorlage im Preussischen Abgeordnetenhaus: Gruppe der Abgeordneten in der Wandelhalle am 14. Juni.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Julius Braatz, Berlin.

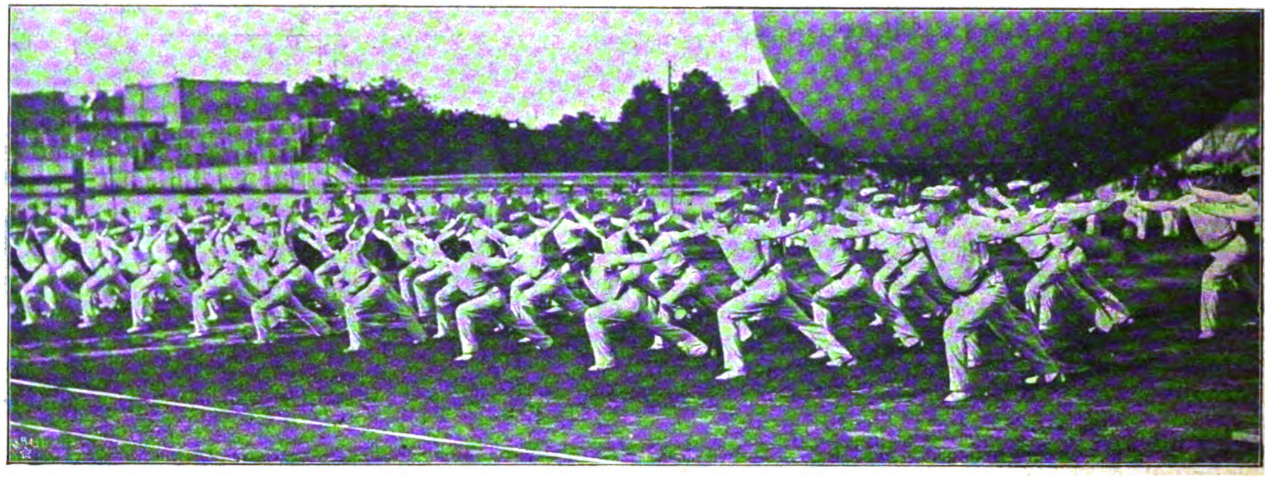
Motty. Graf von Klinckowström. Bassermann. Frhr. v. Thünefeld. v. Staudy. Graf Arnim. Graf Oriola. Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode. Will. Eickhoff.



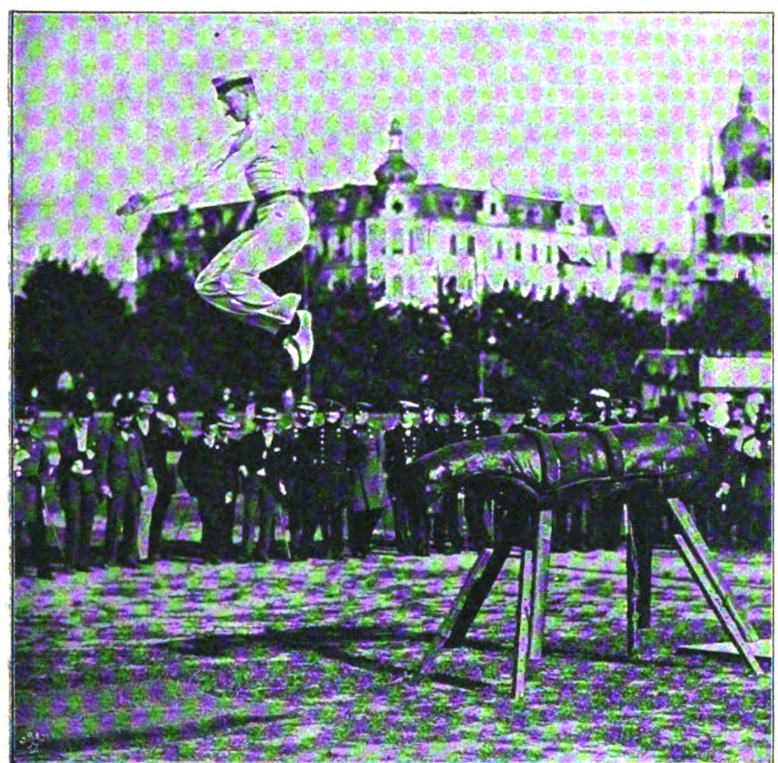
Gröber. Frese. Prinz von Arenberg. v. Kardorff (Vorsitzender). Prof. Dr. Paasche. Prof. Dr. Hasse. Dr. Müller-Sagan.

Die letzte Zusammenkunft der Mitglieder der Flottenkommission des Deutschen Reichstags am 12. Juni.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Johannes Lüpke, Berlin.



Schauturnen der schwedischen Turner in Berlin: Freiübungen in Schachbrettaufstellung.
Spezialaufnahme für die „Woche".



Längssprung der schwedischen Turner über das Pferd.
Spezialaufnahme für die „Woche".



Ueberschlag der schwedischen Turner am Pferd.
Spezialaufnahme für die „Woche".



Schauturnen der schwedischen Turner in Berlin: Radschlagen auf dem Platz.
Momentaufnahmen unseres Spezialphotographen Franz Kühn, Berlin.

Die sibirisch-ostchinesische Eisenbahn.

Von F. Thieß.

Der Boxeraufstand in China hat die Aufmerksamkeit der ganzen Welt wieder auf das unermeßliche Riesenreich im Osten gelenkt. Während die beteiligten Großmächte bestrebt sind, sich mit heimlicher Diplomatie oder offener Besitzergreifung ihren Anteil zu sichern, steht Rußland jetzt im Begriff, mit seiner sibirisch-ostchinesischen Eisenbahn einen tiefen Schnitt in den „großen Kuchen“ zu thun.

Das größte Unternehmen auf dem Gebiet des Eisenbahnbaus, die Durchführung eines ununterbrochenen Schienenstrangs vom Ostabhang des Uralgebirges durch den südlichen Teil Sibiriens, den mittleren Teil der Mandschurei, mit einer Abzweigung nach dem Gestade des Gelben Meeres, schreitet der Vollendung entgegen. Diese größte Eisenbahnlinie, wie sie nicht nur bisher erbaut worden ist, sondern auch in so gewaltiger Ausdehnung kaum jemals mehr erbaut werden dürfte, ist auf russisch-sibirischem Gebiet fast vollendet, auf chinesischem Gebiet dagegen noch in der Bauausführung begriffen. Nach wenigen Jahren wird der ununterbrochene Schienenstrang Europa mit dem Gestade des Stillen Ozeans, mit den Küstenplätzen am Gelben Meer und mit den Hauptstädten Chinas verbinden; es wird dann ein neuer Weltweg geschaffen sein, auf dem man in Zukunft am schnellsten und billigsten nach China, Korea und Japan gelangen kann.

Der ganze auf sibirischem Gebiet befindliche Linienzug ist in baulicher und betriebstechnischer Beziehung in verschiedene Abschnitte eingeteilt worden, die in der folgenden Tabelle zusammengestellt sind:

Bezeichnung der Bahnstrecken.	Länge der Bahnstrecken in km.		Baukosten und Kosten nach dem Voranschlag (einschl. rollendes Material).	Eröffnet für den regelmäßigen Personen- und Güterverkehr.	Bemerkungen über die Bahnstrecken.
1. Westsibirische Eisenbahn. (Tscheljabinsk — Ob Fluß) einschl. der Hafenbahn nach dem Irtisch .		1419,54	Baukosten: 99,17 Mill. Mark oder etwa 70000 M. je 1 km	15./27. Oktbr. 1896	Die westsibirische Eisenbahn durchschneidet eine große fast baumlose Ebene, die stellenweise mit kleinen Birkenwäldern, vielen Sümpfen und salzhaltigen Seen bedeckt ist. Das Gebiet ist nur spärlich besiedelt; die Bevölkerung beschäftigt sich vorherrschend mit dem Ackerbau, der Vieh- und Pferdezucht, das Klima des Landes ist rauh und unbeständig.
2. Mittelsibirische Eisenbahn. Teilstrecken:		1925,41	Kosten nach dem Voranschlag:		Die mittelsibirische Eisenbahn durchschneidet in ihrem Zuge zahlreiche Flüsse, ebenes Gelände mit dichten Wäldern, auch Urwälder, Hügelland und Gebiete, die ausgesprochenen Gebirgscharakter besitzen. Auch hier ist das Klima rauh und unbeständig; stellenweise findet sich ewig gefrorener Boden. Bei Krasnojarsk überschreitet die Bahn den Jenissei mit einer eisernen Brücke von insgesamt 896,11 m Weite (9 Stromöffnungen, 2 Seitenöffnungen), die das größte Bauwerk der sibirischen Eisenbahn bildet.
a) Ob Fluß — Station Krasnojarsk	758,57		78 Mill. M. oder 102 772 M. je 1 km	1./13. Jan. 1898	
b) Krasnojarsk — Irkutsk . . .	1071,53		154,32 „ „ „ 144 028 „ „ „	1./13. Mai 1899	
c) Hafenbahn nach dem Tom . .	7,84				
d) Zweigbahn nach Tomsk . . .	87,47		5,38 „ „ „ 54 830 „ „ „	1./13. Jan. 1898	
3. Hafenbahn nach d. Baikalsee. (Irkutsk — Listwenitschnoje) . . .		68,27	Kosten nach dem Voranschlag: 7,8 Mill. M. oder 144 150 M. je 1 km	Sommer 1899	Die Hafenbahn führt die Züge von Irkutsk nach dem Landungsplatz Listwenitschnoje am Baikalsee, von wo sie auf einer Dampffähre über den See nach dem Hafen Myssowoje befördert werden. Diese Bahn wurde nur hergestellt, weil man den Bau der Baikalringeisenbahn hinausgeschoben hatte und bis zu ihrer Betriebseröffnung keine Unterbrechung im Durchgangsverkehr eintreten lassen wollte.
4. Baikalringeisenbahn. (Irkutsk — Hafenplatz Myssowoje)		310,—	Kosten nach dem Voranschlag: 53,75 Mill. M. oder 173 400 M. je 1 km	—	Der Bau der Baikalringeisenbahn ist erst kürzlich in Angriff genommen worden. Die Bahn wird von Irkutsk aus den See im SW. umgehen und ein Gebiet durchschneiden, auf dem wegen des ausgesprochenen Gebirgscharakters größere Bauschwierigkeiten zu überwinden sind. Größere Kunstbauten, Viadukte und ein Tunnel von etwa 3,5 km Länge sind in Bauaussicht genommen.
5. Transbaikaleisenbahn. (Hafenplatz Myssowoje über Werchne Udinsk, Tschita, Nertschinsk nach Strjetensk a. d. Schilka) . . .		1099,—	Kosten nach dem Voranschlag: 154,50 Mill. M. od. 140 400 M. je 1 km	Frühjahr 1900	Die Transbaikaleisenbahn ist von Myssowoje über Werchne Udinsk, das Petrowsksche Eisenwerk, den Jablonowoi Gebirgsrücken, Tschita und Nertschinsk nach der Stadt Strjetensk (an der schiffbaren Schilka) geführt. Die Bahn durchzieht ein Gebiet, das große Aehnlichkeit mit dem von der Mittelsibirischen Eisenbahn durchschnittenen Gelände besitzt. Höchste Erhebung der Bahn im Jablonowoigebirge 3000 Fuß über den Meeresspiegel.
6. Zweigbahn nach der chinesischen Grenze (Westl. Teil). (Station Kaidalowo — Nagadan) .		346,—	Kosten nach dem Voranschlag: 60,85 Mill. M. oder 176 000 M. je 1 km	Wird voraussichtlich Ende 1900 eröffnet werden	Die Zweigbahn nach der chinesischen Grenze (Mandschurei) wird von der Station Kaidalowo der Transbaikalbahn über den Gebirgsrücken des Adun-Tschalon bis zur Station Nagadan (Grenzstation auf russischem Gebiet) geführt, wo der Anschluß an die chinesische Ostbahn stattfindet. In baulicher Beziehung ist diese Abzweigung der Transbaikalbahn unterstellt.
7. Ussurieisenbahn. Teilstrecken:		770,85	Baukosten:		Die Ussurieisenbahn bildet das Verbindungsglied zwischen der Stadt Wladiwostok am Japanischen Meer und dem Stromsystem des Amur. Sie durchschneidet ein spärlich besiedeltes, ödes und zum Teil noch unkultiviertes Gebiet, dessen mittlere Jahrestemperatur sich nicht über + 4,5° C erhebt.
a) Südussurieisenbahn (Wladiwostok—Murawjew Amurskij) . .	402,17		44,25 Mill. M. oder 110 040 M. je 1 km	1./13. Jan. 1895	
b) Nordussurieisenbahn (Murawjew—Amurskij—Chabarowsk) .	361,64		46,67 „ „ „ 126 600 „ „ „	1./13. Nov. 1897	
c) Hafenbahn nach dem Iman und Amur	7,04				
8. Zweigbahn nach der chinesischen Grenze (Oestl. Teil) Station Nikolskoje-Pogranitschnaja		117,34	—	1./13. Jan. 1900	Nach der chinesischen Grenze (Mandschurei) ist von der Station Nikolskoje, Kilometerstation 108,8 der Ussurieisenbahn, eine Zweigbahn nach Pogranitschnaja geführt, wo der Anschluß an die chinesische Ostbahn stattfindet.
Gesamtlänge der Eisenbahnen in Sibirien		6036,21			

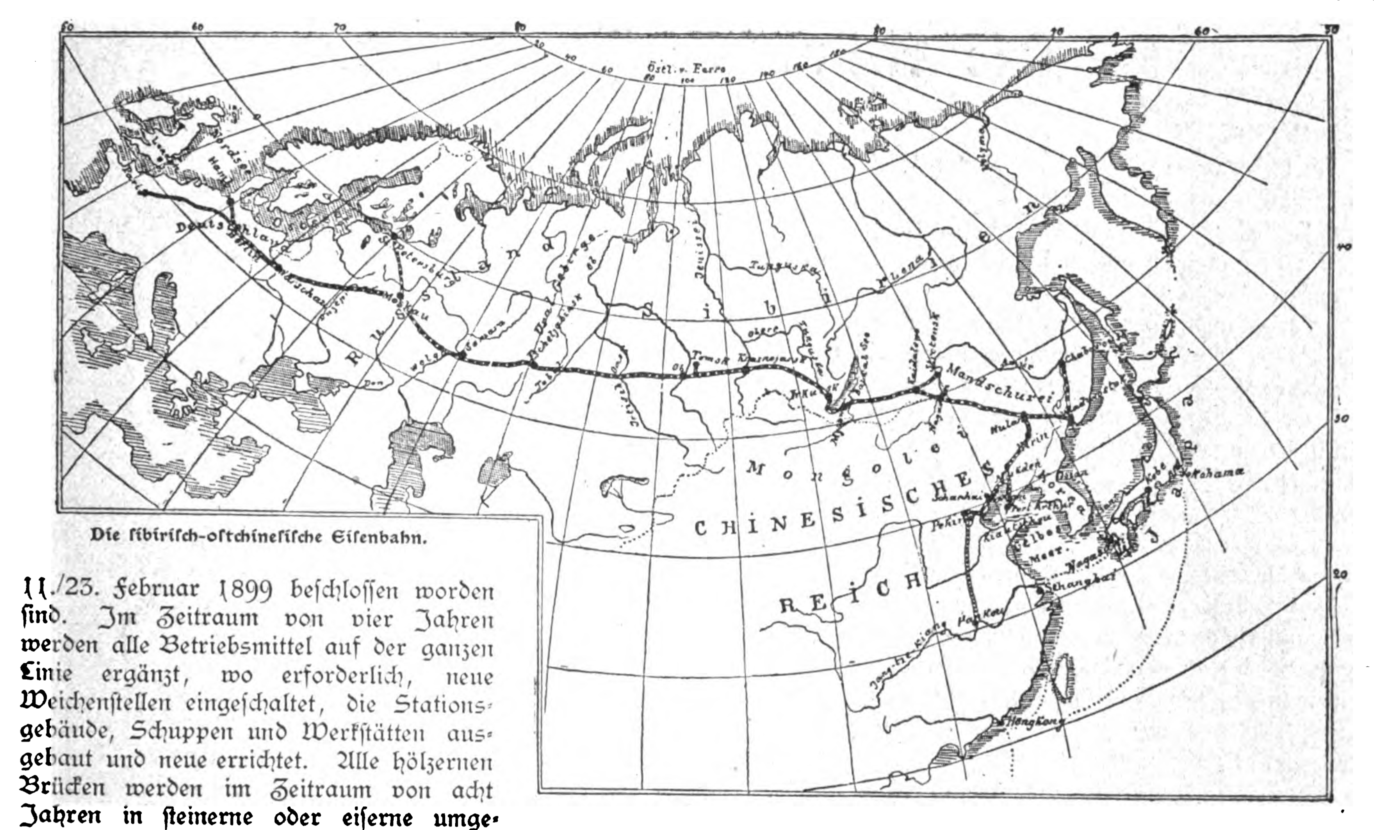
Betrachtet man die sibirische Linie, ohne Rücksicht auf die im Bau begriffene ostchinesische Abzweigung, nur in ihren Teilstrecken auf sibirischem Gebiet, so entfallen hier rund 6060 km Eisenbahnen, die bis auf wenige Strecken schon heute betriebsfähig sind. Seit Inangriffnahme der ersten Bauarbeiten bei Wladiwostok sind etwa 8½ Jahre verflossen, im Durchschnitt wurden also annäherungsweise 650 km im Jahr geleistet. Ein achtungswerter Erfolg und ein Beweis für die ungewöhnliche Thatkraft der Bauleiter, die unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten in verhältnismäßig kurzer Zeit eine solche Leistung erzielen konnten. Hierbei muß man berücksichtigen, daß einzelne Arbeitsstrecken in vollständiger Einöde lagen, für die Unterbringung und Beköstigung der Bahnbeamten längs der Linie erst Streckenhäuser, Kasernen und Warenniederlagen errichtet werden mußten, durch die klimatischen Verhältnisse, die völlige Abgeschlossenheit und Wegelosigkeit einzelner Gebiete, den Mangel an geeigneten Arbeitskräften, das Auftreten von Miriaden Stechfliegen in den Sumpfgebieten u. s. w. der Baufortschritt ungünstig beeinflußt wurde. Durch gleichzeitige Inangriffnahme der Bauarbeiten an der russisch-asiatischen Grenze bei Tscheljabinsk und im äußersten Osten bei Wladiwostok, am Japanischen Meer, sowie durch das Entgegenarbeiten von verschiedenen Baustellen aus hat man, trotz Schwierigkeiten und Hindernisse, im Zeitraum von 8½ Jahren fast 5500 km erzielen können.

Ursprünglich bestand die Absicht, die Transbaikaleisenbahn im Thal der Schilka und des Amur bis nach Chabarowsk, dem Endpunkt der Ussurieisenbahn, zu führen. Durch Voruntersuchungen auf dieser mehr als 2000 km langen Strecke wurde festgestellt, daß wegen der großen technischen Schwierigkeiten die Baukosten etwa 181 500 Mark für je 1 km Bahnlänge betragen würden. Da die chinesische Grenze längs der Flüsse Argun, Amur und Ussuri von der geraden Richtung zwischen dem Baikalsee und Wladiwostok bedeutend nach Norden abweicht, wurde schon früher, bevor noch die großen Bauschwierigkeiten und Kosten festgestellt waren, vom Admiral Kopitow der Vorschlag gemacht, die sibirische Linie durch die Mandschurei zu führen und sie dadurch erheblich zu verkürzen. Im Einverständnis mit der chinesischen Regierung veranstalteten im Herbst 1895 russische Ingenieure Vorarbeiten im nördlichen Teil der Mandschurei, aus denen hervorging, daß diese Richtung den Bahnbau nicht nur beschleunigen, sondern auch erheblich billiger gestalten würde. Inzwischen hatte Rußland wegen der Durchführung der Linie durch das Gebiet der Mandschurei mit China weiter verhandelt. Am 8. September 1896 erteilte die chinesische Regierung der russisch-chinesischen Bank, die zur Entwicklung der Handelsbeziehungen mit China gegründet war, die Bewilligung zum Bau und Betrieb einer Eisenbahn von der Westgrenze der Provinz Hei-lung-Kiang nach der Ostgrenze der Provinz Kirin. Zur Ausführung des Vertrags wurde ein Aktienunternehmen, die „Gesellschaft der chinesischen Ostbahn", ins Leben gerufen, dessen Satzungen am 16. Dezember 1896 die kaiserliche Bestätigung erhielten. Der erste Vorsitzende dieser Gesellschaft ist ein Chinese, der zweite, dem die eigentliche Bauleitung obliegt, ein Russe. Nach den Bestimmungen des Vertrags hat Rußland sich die Oberaufsicht über diese die Mandschurei durchschneidende Eisenbahn zu verschaffen gewußt und dürfte auch im Fall einer kriegerischen Verwicklung imstande sein, den freien Zugang nach seinen Häfen zu erzwingen. Die Bahn wird unter Aufsicht des russischen Finanzministeriums von russischen Ingenieuren nach der Normalspur der sibirischen Eisenbahn erbaut und erhält im Westen bei Nagadan, im Osten bei Pogranitschnaja Anschluß an die sibirischen Zweige. Nach Ueberschreitung der chinesischen Grenze schlägt die Bahn die Richtung nach der Stadt Chailar ein, durchschneidet in einer Ausdehnung von etwa 320 km die Hochebene, steigt zum großen Chingan empor, fällt von hier in die Ebene des Nonni und überschreitet diesen Fluß etwa 60 km südlich der Stadt Tsitsikar. Bei Pogranitschnaja-Nikolskoje findet die Vereinigung mit der Ussurieisenbahn statt. In dieser Richtung wird die chinesische Ostbahn eine Länge von annähernd 1536 km besitzen und als Glied in die große asiatische Verkehrsstraße eingereiht, die von der Grenze des europäischen Rußland bis zum Stillen Ozean reicht.

Die Bedeutung der chinesischen Ostbahn liegt aber nicht nur in der Verkürzung des sibirischen Ueberlandweges nach dem Gestade des Stillen Ozeans (Wladiwostok), sondern auch in dem Umstand, daß von einer Station dieser Bahn (Charbin) in Zukunft der Verkehr nach den Küstenplätzen des Gelben Meers und nach den Städten Chinas und Koreas sich abzweigen wird. Nach dem Vertrag vom 15/27. März 1898 steht Rußland gegenwärtig im Begriff, die im Süden der Halbinsel Liau-tung erworbenen Häfen Port Arthur (Lüi-schun-kau) und Da-ljan-wan (Ta-lien-wan) durch die südmandschurische Eisenbahn mit der chinesischen Ostbahn zu verbinden. Der Bau wurde der Gesellschaft der chinesischen Ostbahn übertragen und ist inzwischen im Norden und Süden der Linie fast gleichzeitig in Angriff genommen worden. Die Länge der südmandschurischen Bahn von Charbin bis Port Arthur, einschließlich einer Zweiglinie von 16 km nach dem Freihafen Dalni, wird etwa 1045 km betragen. Nach den neuesten Mitteilungen sollen die Arbeiten auf der Bahnstrecke von Port Arthur bis nach Tieling nahezu vollendet sein. Die Eröffnung des regelmäßigen Verkehrs wird voraussichtlich im nächsten Jahr stattfinden.

Von der die Mandschurei nach Süden durchschneidenden Linie sind Zweigbahnen nach dem koreanischen Grenzort Witschu am Halufluß und nach Chun-ho-so-Schanhaikwan, unweit der chinesischen Mauer, geplant. Von Witschu ist eine Eisenbahn nach Söul, der Hauptstadt Koreas, im Bau begriffen, und von Chun-ho-so führt bereits ein Schienenweg über Tientsin nach der Reichshauptstadt Peking. Die Verbindung der südmandschurischen Bahn über Niutschwang mit Chun-ho-so ist vorläufig durch die Gegensätze Rußlands und Englands vereitelt worden, dürfte aber trotzdem von der einen oder andern Macht bei China durchgesetzt und demnächst in Angriff genommen werden. Der ununterbrochene europäisch-asiatische Schienenstrang wird sich aber noch weiter nach China hineinerstrecken, sobald erst die große chinesische Zentralbahn, d. h. die Verbindung Pekings mit Han-kau Thatsache geworden ist.

Es ist behauptet worden, daß die technischen Einrichtungen der sibirischen Eisenbahn zur Bewältigung des zukünftigen Durchgangverkehrs nicht ausreichen, die Bahn daher nicht imstande sein wird, dem Welthandel neue Wege zu weisen, geschweige denn mit den zur Zeit bestehenden Dampferlinien von Europa nach Ostasien in Wettbewerb zu treten. Insbesondere wurde darauf hingewiesen, daß bei dem zur Verwendung gelangten leichten Schienenprofil, ohne Gefahr der Lockerung und Verkrümmung des Schienenstrangs, eine geringe Zuggeschwindigkeit von nur 20—25 km in der Stunde ausgeübt werden kann, bei der eingleisigen Spur wenig Züge in 24 Stunden verkehren, das rollende Material unzureichend sei und alle Stationen, Warenschuppen, Werkstätten und Niederlagen nur für einen mäßigen, mehr lokalen Verkehr eingerichtet sind. Diese Uebelstände sind auch von einer im Jahr 1898 zur Prüfung der einschlägigen Fragen nach Sibirien entsandten Regierungskommission erkannt worden. Zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit der sibirischen Eisenbahn brachte daher die Kommission verschiedene Neueinrichtungen und Erweiterungsbauten in Vorschlag, deren Ausführungen im Kostenbetrag von annähernd 178 Millionen Mark nach kaiserlicher Verfügung vom



Die sibirisch-ostchinesische Eisenbahn.

11./23. Februar 1899 beschlossen worden sind. Im Zeitraum von vier Jahren werden alle Betriebsmittel auf der ganzen Linie ergänzt, wo erforderlich, neue Weichenstellen eingeschaltet, die Stationsgebäude, Schuppen und Werkstätten ausgebaut und neue errichtet. Alle hölzernen Brücken werden im Zeitraum von acht Jahren in steinerne oder eiserne umgewandelt, die leichten Schienen ausgewechselt und durch neue, nach einem stärkeren Profil gewalzte ersetzt. Mit Rücksicht auf den zukünftigen Durchgangsverkehr wurde für Personenzüge eine mittlere Fahrgeschwindigkeit von mindestens 37 km in der Stunde und die äußerste Grenze der Fahrgeschwindigkeit zwischen den Stationen auf 55 km in der Stunde angesetzt. Nach Eröffnung des Durchgangverkehrs werden Luxuszüge eingeschaltet, die mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten für die Reisenden ausgestattet sind. Man sieht, daß Rußland mit allen Mitteln bestrebt ist, die sibirische Eisenbahn als zukünftige Weltbahn auszugestalten.

Der durchgehende Linienzug von der europäisch-asiatischen Grenze bei Tscheljabinsk bis nach Wladiwostok am Gestade des Stillen Ozeans beträgt etwa 6500 km. Diese Strecke wird in Zukunft, unter Annahme einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 40 km in der Stunde (einschl. der Aufenthalte auf den Stationen), in etwa 6¾ Tagen zurückgelegt werden können. Moskau erreicht man heute von Berlin aus über Alexandrowo, Warschau, Brest-Litewsk, Minsk und Smolensk im Schnellzug in 42 Stunden. Die Entfernung in dieser Richtung beträgt 1950 km. Von Moskau nach Tscheljabinsk nimmt die Reise über Tula, Rjäsch, Batraki, Samara, Ufa und Slatonst (2196 km) 67 Stunden in Anspruch. Man wird also in Zukunft die etwa 10 646 km lange Strecke von Berlin bis nach Wladiwostok in 11½ bis 12 Tagen zurücklegen können.

Zwischen Wladiwostok und den japanischen, koreanischen und chinesischen Häfen wird der Verkehr durch Dampfer der russischen freiwilligen Flotte, der Gesellschaft „Scheweljew u. Co." und der japanischen Gesellschaften „Nippon-Jusen-Kaisha" und „C. O'ie" vermittelt. Die japanischen Dampfer legen die Strecke von Wladiwostok nach Nagasaki (über Gensan und Fusan) in 5 Tagen, nach Kobe (über Shimonoseki) in 7 Tagen zurück, die russischen Dampfer gebrauchen für die Reise von Wladiwostok nach Shanghai (über Gensan, Fusan, Nagasaki und Tschifu) etwa 6 Tage, nach Hongkong 11 bis 12 Tage. Es wird also in Zukunft möglich sein, auf dem Wege der sibirisch-ostchinesischen Eisenbahn von Berlin aus japanische Häfen in weniger als 20 Tagen zu erreichen und nach Shanghai in 17 bis 18 Tagen, nach Hongkong in 22 bis 24 Tagen zu aelangen.

Wie viel mehr Zeit heute eine Reise nach den ostasiatischen Küstenplätzen in Anspruch nimmt, geht aus der folgenden Tabelle hervor:

Dampfer und Eisenbahn.	Bestimmungsort.	Reisedauer.
		etwa Tage
Von Marseille auf einem Dampfer der „Compagnie des Messageries maritimes" nach	Hongkong	31
	Shanghai	35
	Kobe	38
	Yokohama	40
Von Bremerhaven auf einem Dampfer des „Norddeutschen Lloyd" nach	Hongkong	41
	Shanghai	45
Von London auf einem Dampfer der „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company" nach . .	Nagasaki	46
	Hongkong	41
	Shanghai	45
Von Berlin über München, St. Gotthard, Genua, Rom nach Neapel in 2 Tagen. Von Neapel auf einem Dampfer des „Norddeutschen Lloyd" nach Hongkong 30 Tage, nach Shanghai 35 Tage.	Hongkong	32
	Shanghai	37
Von Liverpool auf einem Dampfer der „Allan-Linie" nach Quebec etwa 9 Tage. Von Quebec über Montreal mit der Eisenbahn nach Vancouver etwa 4 Tage. Von Vancouver mit dem Dampfer nach Hongkong 22 Tage, nach Shanghai 17 Tage.	Hongkong	35
	Shanghai	30

Eine weitere Verkürzung der Reisezeit nach ostasiatischen Küstenplätzen wird eintreten, sobald erst die mandschurische Eisenbahn die Häfen Da-ljan-wan und Port Arthur erreicht hat. Da-ljan-wan ist am 30. Juli 1899 durch kaiserliche Verfügung als Freihandelshafen erklärt worden; von hier beabsichtigt die Gesellschaft der chinesischen Ostbahn durch Einstellung von 6 Ozeanschnelldampfern den Verkehr zwischen chinesischen, japanischen, koreanischen Häfen zu unterhalten.

Die Fahrpreise auf den bisher eröffneten Linien werden nach dem allgemeinen russischen Zonentarif berechnet. Vergleicht man also die Reisekosten von einem west- und südeuropäischen Hafen auf dem Weg der sibirisch-ostchinesischen Eisenbahn und von Wladiwostock aus auf einem Dampfer nach Nagasaki, Kobe, Yokohama, Hongkong oder Shanghai mit den Kosten, die heute für die Ueberfahrt nach den genannten Küstenplätzen auf den Dampfern erhoben werden, so folgt aus der Gegenüberstellung, daß eine Reise von Europa nach Japan, Korea und China in Zukunft auf dem neuen Weltweg über Sibirien nur etwa die Hälfte der Kosten beanspruchen wird.

Die thörichte Jungfrau.

14. Fortsetzung. Roman von Rudolf Stratz.

Die schöne rothaarige Frau an Meister Josefus' Seite hatte die drei Höhenwanderer gleichgiltig betrachtet. „Eine Frage, Herr Professor — der alte Tourist da bringt mich darauf — Sie standen doch vorhin im Stahlbad mit zwei Damen zusammen?"

„Ei — ja." Der alte Grandseigneur lächelte fein und drohte über den Tisch hinüber mit einer graziösen Hebung des Zeigefingers. „Ich sah da etwas ganz Reizendes, Rosiges, das sich leider bei meinem Nahen schleunigst zurückzog. Ja, ja, nur nicht verlegen, mein allerbester Meister! Man kennt Sie ja — man weiß ja — hähä — man gönnt es Ihnen, mein Liebster — von Herzen — ja, wie gesagt — von Herzen!" Dabei nickte ihm der schöngeistige, hagere Kavalier wohlwollend, väterlich-vergnügt über den Tisch zu. Das gehörte für ihn, den diskreten Roué von einst, auch zu dem ästhetischen Behagen, das ihm die Persönlichkeit des löwenblonden Bildhauers bereitete: diese Folie von Schönheit und Jugend, wo jener ging und stand.

„Ich bitt' schön, Hoheit!" hub Meister Josefus gutmütig an.

Aber seine Nachbarin unterbrach ihn. „Ist das die Bergsteigerin?" fragte sie. „Ich meine, Sie haben doch eine Freundin, die eine berühmte Bergsteigerin sein soll?"

„Die Lotte?" Er lachte herzlich. „Die geht auf keinen Berg mehr! Die hat eine heilige Angst davor — grad wie ich! Der alte Herr mit dem Eispickel, der eben da mit seinen Führern vorbeigegangen ist, der weiß, warum? Der hat die Lotte und mich aus dem Abenteuer mit der Jungfrau, das ich vorhin erzählt hab, schließlich noch mit heiler Haut heimgebracht."

„Also ist es die andere — die ältere Dame in Grau — ich hielt sie für eine Gesellschafterin des Fräuleins oder so etwas."

Die ältere Dame in Grau — dieser Ausdruck mißfiel dem Bildhauer. Er verletzte ihn — vielleicht gerade, weil er von diesen jugendroten Lippen kam. „Jawohl!" erwiderte er etwas unwirsch. „Das ist die Schwester, und die macht Touren, daß jeder Bergführer den Hut abzieht!"

„Nehmen Sie mir bitte meine Neugier nicht übel!" Ihre weiße, nervige Hand spielte unruhig mit den Brotkrumen auf dem Tisch. „Ich frage nur, weil, wie es scheint, diese Dame und mein Mann in den Bergen ganz unzertrennlich sind! Darum interessiert es mich schließlich doch ein wenig. Kennen Sie sie näher?"

„Es ist meine beste Freundin!" erwiderte Meister Josefus kurz und finster.

Der alte Kavalier gegenüber schüttelte fast unmerklich den Kopf und lächelte fein und ungläubig. Natürlich, wie konnte er oder die andern hier sich das zusammenreimen? Eine ältliche Dame in Grau und er, der strahlende, blonde Meister Seppl, der Meister Frauenlob — es war wirklich ein wenig komisch für ihn, diese Freundschaft, wenigstens so, wie diese Menschen von St. Moritz sie ansahen. Es konnte ihm hier geradezu schaden! Ihn uninteressant machen und seine Stellung erschüttern!

„Und was ist sie sonst?" fragte Virginia, anscheinend zerstreut, weiter und warf mit Krumen nach den am Boden spielenden Spatzen.

Sonst? Er stutzte. Ja, was war sie eigentlich sonst?

„Sie ist Waise!" sagte er endlich.

„O — wirklich?"

„Und sie bildhauert ein bißchen. Freilich, 's ist nicht weit her damit. Immerhin verdient sie sich dadurch ein wenig Geld —"

„O, das ist erfreulich —"

„Ja, und sonst —" Es fiel ihm weiter nichts ein. Es war wirklich nicht viel von Ellinor zu sagen — so äußerlich, bei Kaffee und Kuchen, und wenn solch eine eisige Schönheit wie Virginia nach ihr fragte. Diese Herrschaften hatten schon recht, zu erstaunen, daß er, der Meister Josefus, gerade mit einem wenig hübschen, armen und späten Mädchen eine Herzensfreundschaft geschlossen hatte.

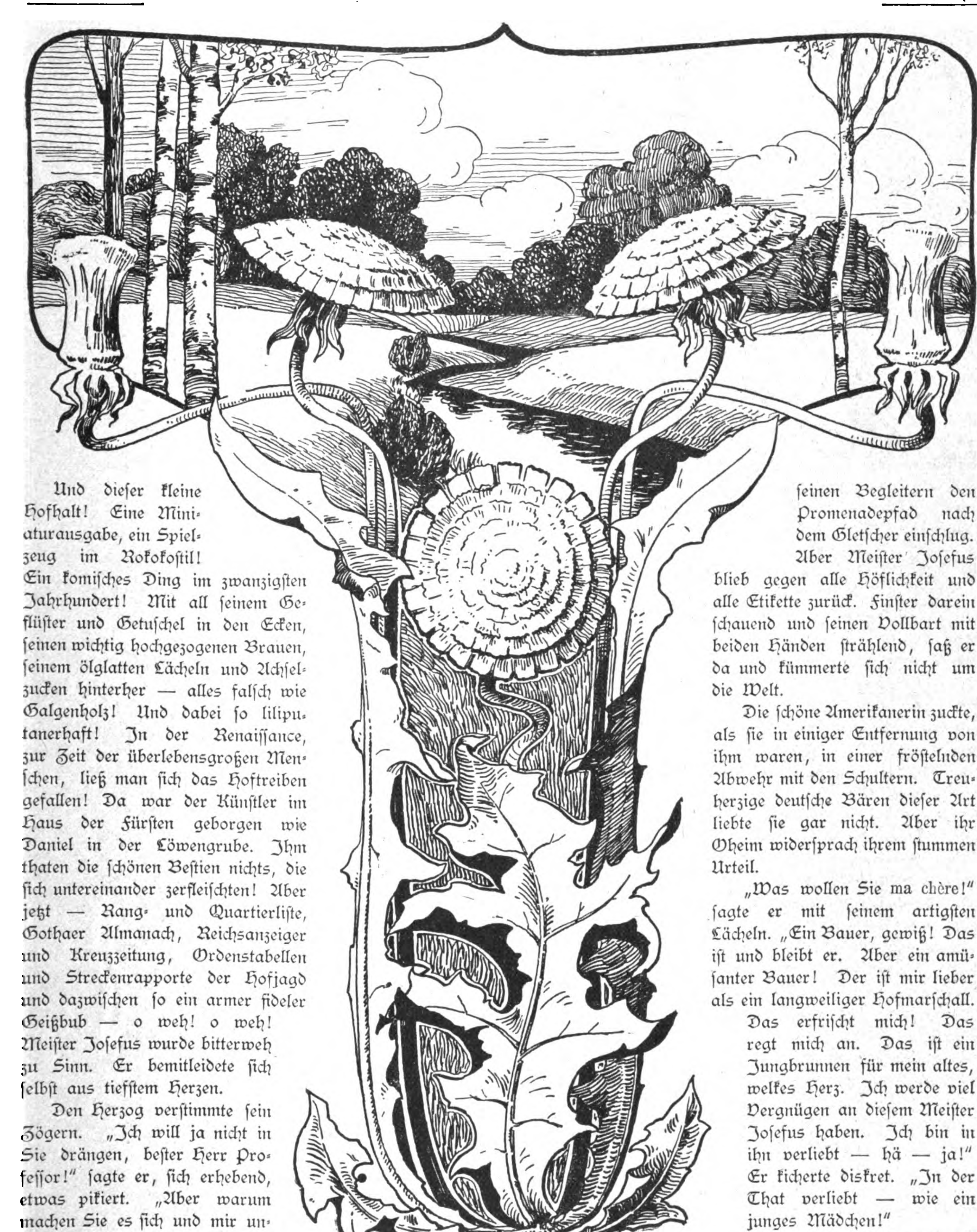
„Aber ein guter Kerl ist sie!" sagte er endlich ernst und einfach.

Niemand antwortete. In diesen Kreisen schien man „einen guten Kerl" nicht zu kennen, und es ärgerte ihn, daß er das Wort ausgesprochen. Er empfand plötzlich eine Sehnsucht nach Ellinor, wie nach der Heimat in der Fremde, nach Ruhe und Frieden. Das war sie, das gab sie ihm, in stummer Treue — sie allein auf der weiten Welt. Das war doch weit besser als das ewige Herumgekratze und Herumgeküsse mit all den langhaarigen Katzen!

Seine selige Mutter fiel ihm ein. Eine einfache Bauersfrau oben im Zillerthal, die im Lesen nicht weit über die Gesangbuchverse, im Schreiben kaum über ihren Namen hinausgekommen war. Und trotzdem war etwas in ihrer Nähe, das ihn, den hochaufgeschossenen, trotzigen, jungen Akademiker, der in den Ferien, um sich satt zu essen, wieder einmal den Weg nach Hause fand, von neuem zu dem kleinen Bauernbub von einst machte. Ein Gefühl von der Nähe einfältiger, schutzspendender Liebe. Und das war, als sie die Augen schloß, auf Ellinor übergegangen. Er hatte oft mit seiner sonnigen Sultansheiterkeit darüber gelächelt, wenn sie so mütterlich um ihn besorgt war — aber derlei zu verlieren, thut weh. Es kommt nicht wieder auf der Welt. Er wußte es wohl.

Der alte Kavalier ihm gegenüber riß ihn aus seinem Brüten. „So nachdenklich, mein lieber Herr Professor!" sagte er mit einem einschmeichelnden Sonnenschein auf den verwitterten Zügen. „Mein Teuerster, nein, es giebt kein Nachdenken mehr! C'est décidé. Wir arbeiten von nun an gemeinsam!"

Gemeinsam arbeiten mit einem schöngeistigen, krittlichen, von sich selbst überzeugten, greisen Grandseigneur, der von dem Künstler eigentlich gar keine Kunst, sondern nur einen Dienst zur Verherrlichung seiner Ahnen verlangte, der in alles hineinsprach und jeden Einwand mit einer graziösen Handbewegung, einem verführerischen Lächeln geradezu hinwegblies — ja, diese bestrickende Liebenswürdigkeit des hohen Herrn, das war es, was Meister Josefus am meisten fürchtete! Ihr konnte er nicht widerstehen! Er war nicht wie andere — querköpfig und nervös — die schließlich wütend ihrem erlauchten Auftraggeber den ganzen Krempel vor die Füße warfen! Er wurde, dank der ewigen Wandlungsfähigkeit seines Wesens, in der Hofluft zum Hofmann, wie in der Bauernhütte zum Bauer; er blieb und that schließlich gelangweilt alles, was man wollte.



Und dieser kleine Hofhalt! Eine Miniaturausgabe, ein Spielzeug im Rokokostil! Ein komisches Ding im zwanzigsten Jahrhundert! Mit all seinem Geflüster und Getuschel in den Ecken, seinen wichtig hochgezogenen Brauen, seinem ölglatten Lächeln und Achselzucken hinterher — alles falsch wie Galgenholz! Und dabei so liliputanerhaft! In der Renaissance, zur Zeit der überlebensgroßen Menschen, ließ man sich das Hoftreiben gefallen! Da war der Künstler im Haus der Fürsten geborgen wie Daniel in der Löwengrube. Ihm thaten die schönen Bestien nichts, die sich untereinander zerfleischten! Aber jetzt — Rang- und Quartierliste, Gothaer Almanach, Reichsanzeiger und Kreuzzeitung, Ordenstabellen und Streckenrapporte der Hofjagd und dazwischen so ein armer fideler Geißbub — o weh! o weh! Meister Josefus wurde bitterweh zu Sinn. Er bemitleidete sich selbst aus tiefstem Herzen.

Den Herzog verstimmte sein Zögern. „Ich will ja nicht in Sie drängen, bester Herr Professor!" sagte er, sich erhebend, etwas pikiert. „Aber warum machen Sie es sich und mir unnötig schwer? Sie werden ja doch —"

Der andere wehrte bittend mit der Hand ab. „Nur noch ein bißchen Bedenkzeit möcht ich!" murmelte er kleinlaut. „Nur eine Viertelstunde, Hoheit —"

„Aber selbstverständlich, mein bester Meister!" Die Hoheit nickte Gewährung und winkte ihm zugleich anmutig mit zwei Fingern der Linken, zu folgen, während er mit seinen Begleitern den Promenadepfad nach dem Gletscher einschlug.

Aber Meister Josefus blieb gegen alle Höflichkeit und alle Etikette zurück. Finster darein schauend und seinen Vollbart mit beiden Händen strählend, saß er da und kümmerte sich nicht um die Welt.

Die schöne Amerikanerin zuckte, als sie in einiger Entfernung von ihm waren, in einer fröstelnden Abwehr mit den Schultern. Treuherzige deutsche Bären dieser Art liebte sie gar nicht. Aber ihr Oheim widersprach ihrem stummen Urteil.

„Was wollen Sie ma chère!" sagte er mit seinem artigsten Lächeln. „Ein Bauer, gewiß! Das ist und bleibt er. Aber ein amüsanter Bauer! Der ist mir lieber als ein langweiliger Hofmarschall. Das erfrischt mich! Das regt mich an. Das ist ein Jungbrunnen für mein altes, welkes Herz. Ich werde viel Vergnügen an diesem Meister Josefus haben. Ich bin in ihn verliebt — hä — ja!" Er kicherte diskret. „In der That verliebt — wie ein junges Mädchen!"

„Wenn er nur kommt —"

Der alte Herr erschrak. „Sie meinen — ja, aber inwiefern sollte er jetzt noch im letzten Augenblick —"

„Ich meine, daß er verliebt ist bis über die Ohren. Da ist doch jeder Mann unberechenbar!"

Das amüsierte den feinen, greisen Roué. „Verliebt? Sehr gut, vortrefflich — das erquickt! Das gehört zu

ihm — ja, solche Menschen müssen verliebt sein! Es fehlte sonst etwas an ihrem Gesamtbild. Aber woran erkennt man das so rasch?"

„Das merkt man eben!" Sie lächelte etwas verächtlich.

Nun natürlich, der erlauchte alte Philosoph begriff das wohl. Eine so schöne Frau, wie diese klassische Tizianerscheinung neben ihm, war gewohnt, daß alle Männer ihrem Zauber unterlagen. Blieb einer kühl, wie der Meister Josefus heute den ganzen Nachmittag, hatte er nur den prüfenden, sachlich-ernsten Künstlerblick im Auge, wenn er diesen gebieterischen und verführerischen Napoleonskopf im Rahmen rotgoldenen Seidenhaars sah, dann war sein Herz eben schon bei einer andern!

„Ja, allerdings!" Ihr Begleiter hatte überlegt. „Ganz richtig, ich sah da, wie ich schon vorhin bemerkte, etwas ganz Reizendes, Rosiges hinter ihm und leider gleich weg — im Husch, scheu wie ein Reh — äh ja, welcher Art mag das wohl sein? Ein bißchen zweifelhaft, was? Eine sehr glückliche Gesellschaft ist der Herr Professor für junge Damen nicht! Das schwirrt immer um ihn wie die Schmetterlinge. Leichte Ware — äh ja — dieser glückliche Meister Josefus!"

„Es ist keine leichte Ware! Ich habe mich danach erkundigt. Nicht wegen dieses kleinen Schulmädchens mit den großen Augen, sondern wegen ihrer Schwester, die die Busenfreundin meines Mannes bei seinen weltschmerzlichen Bergtouren ist. Es liegt nicht das geringste gegen ihren Ruf vor."

„Also am Ende gar eine Heirat?" Das freute den müden Kavalier. „Vortrefflich, das gönn ich dem Meister! Das gönn ich jedem! Schließlich muß jeder heiraten in einem gewissen Alter — ich hab's auch gethan! Angenehm, wenn ich mir so eine scharmante kleine Frau denke und ihn daneben — als zahmen Löwen! Ein höchst, höchst amüsanter Bauer! Ich liebe ihn wirklich. Nun weiß ich auch schon, wie ich ihn kaptiviere!"

Er versank in Sinnen, und aus der Ferne sah der blonde Siegfried düster der Gruppe nach. „Affen!" sagte er halblaut vor sich hin. „Affen! Alle zusammen! Und ich mach mit! Ich laß mich freiwillig mit in den Käfig sperren und bin noch vergnügt hinter Schloß und Riegel mit all den Mandrillen und bin doch im kleinen Finger mehr wert als alle Gäste von St. Moritz zusammen."

Er verachtete sie in diesem Augenblick aufrichtig im Grunde seines Herzens aus seinem Können und seiner Künstlerschaft heraus und wußte genau, daß sie, die Hochmütigsten aller Hochmütigen, ihn innerlich ebenso verachteten. Was gesellte sie also nur zusammen, den Geißbub und diese auserlesenen Sterblichen, daß sie zu einander schön thaten und sich verstellten? Es war eben doch derselbe Drang: heraus aus der Masse, fort aus dem Gedränge, empor in die Höhe, wo die Luft rein ist und der Blick weit, wo man aus dem Vollen atmet und nach Lust die Glieder streckt. Schließlich ist eben jeder Künstler Aristokrat. Unter dem schmutzigen, lärmenden, üblen Pöbel verzweifelt er. Er ist hochgeboren und gehört zu den Hochgeborenen in die bunte, große Welt.

Und wie schön war hier ringsum die Welt! Das sanfte, hinsterbende Blau des Abendhimmels, märchenhaftes Rosenrot im Alpenglühen, die bleiche Pracht des ewigen Firns am Horizont, eine Höhenluft, rein und stärkend wie ein Quell im Wald, fröhliche Menschen überall, die langsam gingen und gemächlich plauderten, die nicht der Alltag hetzte mit seinem rüden Peitschenknall von schmutziger Not und Sorge und dem Stoßgebet der Armen: „Unser täglich Brot gieb uns heute!"

Und in diesen Alltag, in irgendeinem weltentlegenen Landhaus in Toscana, hatte er sich ja selbst hineinstürzen wollen, geflissentlich, wissentlich wie ein Selbstmörder. Ein Segen, daß die kleine Lotte ihn noch im letzten Augenblick am Arm gepackt und zurückgerissen hatte — dort unten, im Abendrot am blauen Meer von Salamis!

Er war ihr tief dankbar dafür. Die kleine, gute Lotte! So schön! So jung! So klug! Es kam wie eine Verklärung über ihn, wie er an sie dachte. Und alles umher, Himmel und Erde und Menschen, schien mit seinem unruhigen Herzschlag mitzuschwingen und mitzuklingen in dem einen und immer wieder dem einen: verliebt — verliebt — verliebt!

Verliebt wie noch nie in seinem liebereichen Leben! Ganz plötzlich wie eine Flamme über Nacht! Und es war nicht nur der Widerstand, der ihn reizte — das Kränzlein, das sie anmutig lachend bis zum Standesamt auf der weißen Kinderstirne behielt — es war ein tieferes Bangen und Sehnen da innen, das erste grauende Ahnen, das auch von einem Meister Josefus die Jugend einmal Abschied nimmt.

Er näherte sich doch bald den Vierzig. Und nach denen kamen die Fünfzig, und weiter und weiter ging das Leben seinen Lauf und gab keinen Tag zurück. Und in der Ferne winkte die Jugend, die lachende Jugend mit all dem Uebermut, der Selbstsucht, der strahlenden Daseinsfreude seiner lange verflossenen eigenen neunzehn Jahr und rief mit ihrer silberhellen Stimme: „Komm! Nimm mich! Werde mit mir wieder jung!"

Lotte — das war die Jugend! Das war die kleine Märchenprinzessin mit den schwermütigen Augen und dem tollen Lachen, die die Männer zu ihren Füßen zu Kindern macht, zu seligen, spielenden Kindern gleich ihr. Sie nahm dem Mann die Last seiner überflüssigen Jahre ab, ohne daß man die Bürde auf ihren schmalen Schultern sah, und machte ihn sich gleich, der kaum erschlossenen, schauernden und ahnenden Frauenblüte voll heiterer, knospenjunger Schönheit.

Verliebt! Verliebt! Und plötzlich fiel dem gedankenlos lächelnden Professor das Wort Virginias wieder ein: „Eine ältere Dame in Grau!"

Er sprang auf und ballte die Fäuste! Jawohl, er kannte die Frau in Grau! Das war das Alter, das auf leisen Filzsohlen auf ihn zuschlich und ihn sachte bei der Hand nahm und aus dem Kreis der Fröhlichen hinausführte, in die Ecken, wo die Verwelkten sitzen und denken, wie schön es einmal auf der Welt gewesen ist!

Ihm bangte. Ein Meister Josefus, der graue Haare hat, der das Lachen nicht mehr aus breiter Brust herausbringt, der nicht mehr sonnig mit den Weibern spielt und sie mit ihm — nein, nein, nicht alt werden! Es schrie etwas in ihm: „Nicht alt werden!" Es klammerte sich etwas in ihm ans Leben, an das liebe Leben mit seiner Lust — es bäumte sich etwas voll Trotz in ihm auf: was soll solch graue Frau? Warum geht solch graue Frau neben mir durchs Dasein und vergällt es mir, bis ich schließlich selbst überall durch rauchfarbige Brillen nur noch Spinnweb und Staub sehe? Ich brauche keine ältere Dame in Grau — ich brauche die Schönheit! Der Schön-

heit diene ich. Ich bete sie an und schaffe sie nach mein Lebenlang. Ich knie vor ihr. Ich bin ein Künstler!

Lotte, meine kleine Märchenprinzessin mit den weißen Gliedern! Ihm schauerte vor der Wonne der Wunder, die sie ihm und seinem Meißel enthüllen würde, und plötzlich wurde er ganz ruhig. „Solch ein Esel!" brummte er trotzig. „Solch ein Esel wie ich!" Und er trat mit unbefangener, treuherziger Heiterkeit dem Herzog und seiner Begleiterin entgegen, die, ihr Gefolge zurücklassend, von dem Ausflug nach dem Gletscher zurückkehrten.

Der hohe Herr war angenehm überrascht. „So fröhlich, mein Bester?" sagte er liebenswürdig. „Ein gutes Vorzeichen — ja, für mich! Nun sprechen wir aber von dem, was mir am Herzen liegt! Wenn Sie, wie man mir verraten will, verliebt sind, mein guter Meister — ich bin's auch — hähä — in Sie! Ich lasse Sie nicht ziehen! Um also zunächst von Aeußerlichkeiten zu reden, ich möchte Sie bei mir behaglich unterbringen! Ich habe da ein Jagdschloß Reihergarten, ganz nahe bei der Stadt und doch einsam im tiefsten Wald, da könnten Sie ungestört nach Herzenslust schaffen. Es steht leer, nur ein alter Förster wohnt darin. Allein würden Sie sich ja dort ein bißchen verlassen vorkommen — aber in Gesellschaft — nun, wer weiß?"

Und dann ein diskretes Lächeln, als erwarte er eine Antwort; aber es kam keine. Der Meister hatte die Augen halb geschlossen: Lottes Märchenschloß, auf das sie ihn eingeladen, um sich von der Langweile in Florenz zu erholen! Es ging alles in Erfüllung!

„Wenn Sie noch bauliche Veränderungen dort wünschen, natürlicherweise! Ganz nach Ihrem Belieben!"

„Da fehlte nur noch der Wintergarten mit den Goldfasanen!" sagte der Meister zu sich, wie aus einem Traum heraus.

Sein Gönner lächelte. Er war an Künstlerschrullen gewöhnt. „Gewiß. Auch das! Man muß sich das Leben hübsch zurecht machen. Und besonders —" Ein anmutiges Räuspern und eine entsprechende Handbewegung — „Ich setze den Fall, Sie heiraten — das muß jeder einmal! Und ich habe, wie gesagt, eine sehr angenehme Erinnerung an heute vormittag. Solch große Kinderaugen in einem rosigen Gesichtchen! Mein Kompliment, lieber Professor, Sie waren da in einer ganz reizenden Gesellschaft! Vielleicht ist das das goldene Vögelchen, dem sie vorhin ein Nest mit Palmen in dem alten Jagdschloß bauen wollten? Hab ich Sie recht verstanden? Nun, und was das letzte betrifft, den Geldpunkt — Sie wissen, ich bin reich mit Glücksgütern gesegnet. Es ist nicht nur für Sie gesorgt, sondern auch — wenn Sie einmal nicht mehr allein stehen sollten — man kann Sie sich ja auch gar nicht allein vorstellen! Sie und eine schöne, junge Frau — das sind zwei Dinge, die nun einmal zusammengehören!"

Meister Josefus streckte ihm die Hand hin. „'s ist gut, Hoheit!" sagte er treuherzig und trotzig. „Da bin ich! 's ist schon alles in Ordnung! Es geht ja nicht anders. Sie sollen mich haben, Hoheit — Sie und die thörichte Jungfrau!"

21.

Oben auf dem Balkon des kleinen Zimmers, das die beiden Schwestern in St. Moritz Dorf mit Mühe gefunden, lehnte Lotte, nagte nachdenklich mit ihren weißen Zähnen an einem Aprikosenkern und warf ihn endlich nach einer im Vorgarten tief unten herumschleichenden Katze. Dann schaute sie über die Schulter hinweg in die Stube nach Ellinor.

Die beiden hatten den ganzen Tag fast kein Wort miteinander gesprochen, und das begann Lotte tödlich zu langweilen. Lieber noch sich zanken, als das dumpfe, vielsagende Schweigen. Aber Ellinor blieb stumm und blaß, und endlich fing die andere doch zu schwätzen an. Sie mußte reden. Das war ihr Bedürfnis.

„Der Meister Josefus hat's gut!" sagte sie wie im Selbstgespräch. „Der kutschiert jetzt in der Welt herum, amüsiert sich mit Prinzen und Prinzessinnen, und wir sitzen hier und warten. Zu dumm! Ich hab's mir neulich auf dem Schiff, wie ich seekrank war, überlegt: das ganze Leben hindurch wird auf den Meister Josefus gewartet! Wie wir die Eltern verloren und ich noch ganz klein war und du mich bemuttert hast, kam es mir mit sechs Jahren schon völlig selbstverständlich vor, daß der ganze Tag sich darum drehte, ob der Meister Josefus zu Besuch kam und wann er kam und wie lange er blieb und in was für einer Laune er war. Ich bin förmlich dazu erzogen und hab's die ganze Zeit auch mitgemacht, ohne mir was dabei zu denken — aber jetzt hab ich's satt! Jetzt emanzipiere ich mich! Unsinn, einen Mann so zu verwöhnen! Sich förmlich zu seinen Sklavinnen zu machen! Dadurch wird er ja so unleidlich, weil ihr alle immer Gott weiß was in ihm seht und verzückte Augen macht und einen Götzendienst mit dem armen Seppl treibt. Aber ich nicht! Ich bin gerade soviel wie seine Prinzessin, von der er sich spazieren fahren läßt. Ich bin ein freier Mensch und warte nicht mehr und gehe jetzt einfach fort, frische Luft schöpfen, ehe es ganz dunkel wird."

Aber trotzdem blieb sie. „Weißt du, was nett wäre!" meinte sie sinnend. „Wenn die hohen Herrschaften ihn mit dem Viererzug hier vor dem Haus absetzten! Was das für ein Aufsehen gäbe! Wir würden ganz kolossal in der Achtung der ganzen Nachbarschaft steigen! Jetzt sehen uns ja alle Leute hier über die Achsel an. Hier muß man mindestens Millionärin oder Gräfin sein — Gräfin Lottchen, das klänge ganz gut!"

Sie biß energisch in eine neue Aprikose, während ihre Schwester neben sie trat und die Straße hinabschaute. Sie erwiderte immer noch nichts.

„Du bist unausstehlich!" sagte Lotte weinerlich. „Das macht mich ganz verrückt. Ich hab dir doch nichts gethan! Ich hab dem Seppl geraten, was ich für gut finde. Du kannst ihm auch ja deine Meinung sagen. Am Ende thut er ja doch, was er will. Wenn ich schließlich noch überschnappe, bist du schuld daran, mit dem ewigen Schweigen."

Um die Ecke her tönte ein dumpfes Rollen und ein langgezogener dumpfer Hornstoß. Lottes blaue Augen weiteten sich. „Er kommt!" flüsterte sie selig. „Der Viererzug — mein ich! Nicht etwa den Seppl! Da sitzt er gravitätisch ganz vorn wie ein Pascha! Jetzt halten sie und stellen die Leiter an, damit er herunterklettern kann. Wie er rechts und links die Hände schüttelt und lacht! Recht linkisch thut er sich mit den hohen Herrschaften — der Spitzbube! Ein greulicher Spitzbube ist er! Zu nett! So, Kinder, jetzt fahrt nur weiter — Adieu." Sie trat erschrocken zurück. „Du, der Herzog hat heraufgeschaut — ganz deutlich nach mir!"

Fortsetzung folgt.



Gedichte von Emil Prinz Schoenaich-Carolath.

1. Jagdgeschichten.

Der Wind vom schwarzen Waldstrom schnob
Um meine Lagerstelle,
Vom Zeltgerüst er murrend hob
Erbeutete Biberfelle.

Und morgen wird Rauhreif weiß und dicht
Eine blendende Decke schlagen,
Draus schwarz die Fährte des Wildes sticht,
Dem Jägerblick Wohlbehagen.

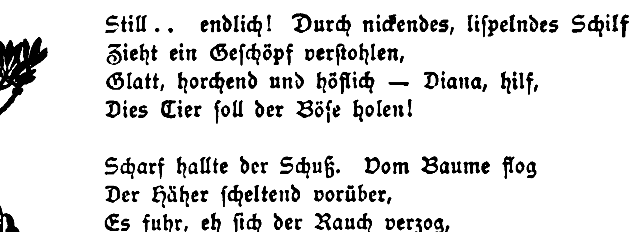
Bald springt der murrende Wind nach West;
Den Doppellauf geladen
Und die Kugel sacht in den Lauf gepreßt —
Heut schenke Diana mir Gnaden.

Heut möcht ich tilgen das schädlichste Tier,
Deß Schalen oder Pranken
Gewechselt durchs irdische Revier —
Die Jagd schafft solche Gedanken!

Kommt mir ein Rothirsch lichterloh
Ein Freiherr von sechzehn Enden,
Der sich gemästet an Nachbars Stroh
Trotz Wachruf und Saatverblenden?

Vielleicht ein Wolf im Pelzornat
Mit grünen Augenschlitzen?
Du Würger, du Winkeladvokat,
Dir sollten die Schrote spritzen!

Ich pürsche dahin durch den stiebenden Schnee,
Ein schußbereiter Späher,
Doch: Weidmannsheil, für heut ade,
Ruft hämisch im Tann der Häher.



Still.. endlich! Durch nickendes, lispelndes Schilf
Zieht ein Geschöpf verstohlen,
Glatt, horchend und höflich — Diana, hilf,
Dies Tier soll der Böse holen!

Scharf hallte der Schuß. Vom Baume flog
Der Häher scheltend vorüber,
Es fuhr, eh sich der Rauch verzog,
Mein Wild im Knall kopfüber.

Und auf dem schmalen Waldgestell
Lag eine Bisamratte.
Das war der Schmeichler — der schlimmste Gesell,
Den ich geschossen hatte.



2. Schleswig-Holstein.

Es liegt im Torfrauch blaßerhellt
Die Marsch, die stoppelgelbe,
Von fremder Dampfer Bord ergellt
Signalruf über der Elbe.

Dort ragt ein räumiges Scheunenthor,
Beschirmt von trotzigen Eschen,
Hoch türmt sich Weizenstroh davor,
Die Knaben lernen das Dreschen.

Ihr Auge blitzt, die Wange lacht
So frisch wie Milch und Rosen;
Wenn's einmal unten im Westen kracht,
Dann dreschen wir die Franzosen.



Beim Prinzen Emil von Schoenaich-Carolath.

Hierzu 3 Spezialaufnahmen für die „Woche" von Schmidt, Altona.

Nicht weit von Ottensens lindenumrauschtem Dichtergrab liegt hinein ins Holsteiner Land ein alter Herrensitz: Haseldorf, das Heim des Dichters Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Aus Buchenwipfeln heraus grüßt das helle, schrägbedachte Herrenhaus mit seiner breiten, niedrigen Front und dem dicht über dem Erdgeschoß aufsteigenden Giebel. Der schlichte, charakteristische Stil des Gebäudes weist in eine vergangene Zeit, als noch die Menschen den Raum gering achten durften und sich mit ihren Heimstätten auf der eigenen Scholle behaglich ausdehnen konnten.

Von der bekiesten Anfahrt leitet die breite Freitreppe zu der durch zwei weiße Säulen begrenzten Hausthür empor. Im Erdgeschoß ein tiefes Gemach mit Waffen, Bücherschränken und Kunstblättern stellt des prinzlichen Dichters Arbeitstätte dar. Es atmet ganz seine Persönlichkeit und die Erinnerungen seines Lebens. Zwischen Ahnenbildern und der dunkelgetönten Fläche eines Lukas Cranach sieht man Jagdtrophäen: prächtige, von des Prinzen Büchse zur Frühlingszeit aus den Wipfeln der Tiroler Berge heruntergeholte Auerhähne und einige im heißen Afrika erlegte Adler, die in der kühleren Luft des norddeutschen Herrenhauses zu frösteln scheinen. Unwillkürlich wendet sich der Blick des Besuchers dem Schreibtisch zu: kein Riesenmöbel modernster Dichter in unförmigen Dimensionen, harmonisch fügt er sich mit Form und Größe zum Ganzen.

Hier arbeitet, denkt Emil Carolath. Und Konrad Ferdinand Meyers ernste Züge schauen aus einer Photographie, der letzten, die von ihm gefertigt wurde, den jüngeren Dichter an und mahnen ihn, von den trockenen Gutsakten hin und wieder zum Parnaß den Pfad zu finden, den er leider viel zu wenig jetzt beschreitet. Den genialen, Menschensatzungen verlachenden Dichter der „Sphinx" wandelte das Leben zu einem Fanatiker der Pflicht, der, seit der Besitz und die Verwaltung des großen Güterkomplexes Haseldorf, Haselau und Hetlingen ihm durch Erbschaft zufiel, in der geliebten Kunst nicht mehr den Zweck, sondern nur den Schmuck, in ihrer Ausübung die Feierstunden seines Lebens sieht. Und doch liegt in dieser hohen, überschlanken Gestalt, den durchgeistigten Zügen und den gedankenvoll schwärmerischen, blauen Augen so gar nichts vom nüchtern wägenden Landmann, so viel vom Künstler.

Emil Prinz von Schoenaich-Carolath wurde am 8. April 1852 zu Breslau als der Sohn des Prinzen Karl und dessen Gemahlin Prinzessin Emilie geb. von Oppen-Schilden geboren. Aus der Kindheit schimmert ihm noch die Erinnerung an den greisen Holtei herüber, der viel in das prinzliche Haus kam. Dann gab seine hochbedeutende Mutter seinem jugendlichen Geist Richtung und Farbe. Sie wies den vom musikalischen und feinsinnigen Vater in die Schönheiten der Tonkunst frühzeitig eingeführten Knaben auf den

Gleichklang und Rhythmus der Worte, den Wohllaut der Sprache hin und füllte die jugendliche Seele mit Begeisterung für alles Hohe und Schöne. Noch andere Einflüsse machten sich geltend. Gesundheitliche Rücksichten zwangen das prinzliche Elternpaar, das nur wenige Jahre später schon der Tod hinwegraffte, mehrere Winter im Süden zu verbringen. Venedigs zauberhafter Reiz, umwoben von dem sagenhaften Dämmerschein einer ruhmvollen Vergangenheit, wirkte stark auf das empfängliche Gemüt des Knaben. Später besuchte er das Gymnasium in Wiesbaden, hörte in Zürich die Vorlesungen bei Scherr und Kinkel und verkehrte in den dortigen litterarischen Kreisen. Dann trat er in ein im Elsaß garnisonierendes Dragonerregiment. Doch die enge Uniform, der strenggeregelte, trockene Soldatenberuf boten auf die Dauer dem genial veranlagten jungen Prinzen nicht das, was er im Leben suchte. Er ließ sich à la suite stellen und unternahm ausgedehnte Reisen nach Aegypten, Kleinasien und Tunis, deren Wiederschein man in „Fathûme“ und andern seiner Lieder spürt.

Und als er sonnengebräunt, ein gereifter Mann, heimkehrte, da fühlte



Prinz Schoenaich-Carolath auf Jagd.
Photographische Momentaufnahme.

er, daß er nun und nimmer mit dem durch das Studium fremder Welten geweiteten Blick noch in den engen Rahmen des blinden Gehorsam fordernden Offizierstandes passe. Die Liebe zum Reisen, zur Natur und den Wundern der Fremde kam mit hinzu. Er sagte dem Soldatenberuf endgiltig Valet und lebte für Jahre im Süden. Dort lernte er auch seine Gemahlin, Prinzessin Katharina, geb. von Knorring, kennen und lieben, mit der er seit 1878 in glücklicher Ehe lebt. Sechs Kinder sind ihr entsprossen. Ihre trippelnden Füßchen füllen das alte Herrenhaus wie den weiten Park mit fröhlichem Leben.

Ein tiefes Gemach im oberen Stock hat sich Prinzessin Katharina zum Wohnraum gewählt. Wenn man diese schlanke, jugendliche Frauengestalt mit den zarten Zügen und der anmutig elastischen Haltung sieht, wagt man sie kaum für die Mutter der stattlichen Kinderschar zu halten.

Prinz Emil Carolath hat jetzt, seit etwa zwei Jahren, seinen Wohnsitz endgiltig auf dem schönen Haseldorf aufgeschlagen. Hier lebt der Dichter in ländlich idyllischer Einsamkeit, nur seiner Familie und den vielseitigen Pflichten des Gutsherrn. Oft

Emil Prinz von Schoenaich-Carolath im Kreise seiner Familie.
Photographische Momentaufnahme.

freilich unterbricht der Besuch eines Freundes oder Bekannten aus früherer Zeit die Stille. Wieviel fruchtbare Anregung nimmt jeder von dem Aufenthalt im Dichterhaus mit sich heim! Es ist erstaunlich, wie nahe Prinz Carolath in seinem weltfernen Erdenwinkel allen bedeutenden Ereignissen der Neuzeit steht. Auf jedem Gebiet, ob es künstlerischer, wissenschaftlicher, sozialer oder politischer Art ist, zeigt er sich daheim. Er weiß neben der reichen Arbeitslast, die sein Besitz auf seine Schultern häuft, sich trotzdem Zeit für das Studium der Gegenwart zu schaffen.

eigenartig geschaute, mit Kraft und Schönheit ausgestaltete, genial gelöste Probleme. Von einer Anzahl Novellen, deren einige 1896 zu einem Band vereinigt herauskamen, seien der „Heiland der Tiere“ und „Adeliger Tod“ genannt.

Eine wundervoll persönliche Note schwingt in Emil Caroliths dichterischem Schaffen, die kein künstlerisch empfindender Mensch vergessen kann, wenn er sie einmal vernahm. Aus jeder Zeile und Wendung atmet eine Persönlichkeit, die einzig und in sich festgeschlossen dasteht. Der eigene, unvergleichliche Zauber, der schon durch seine

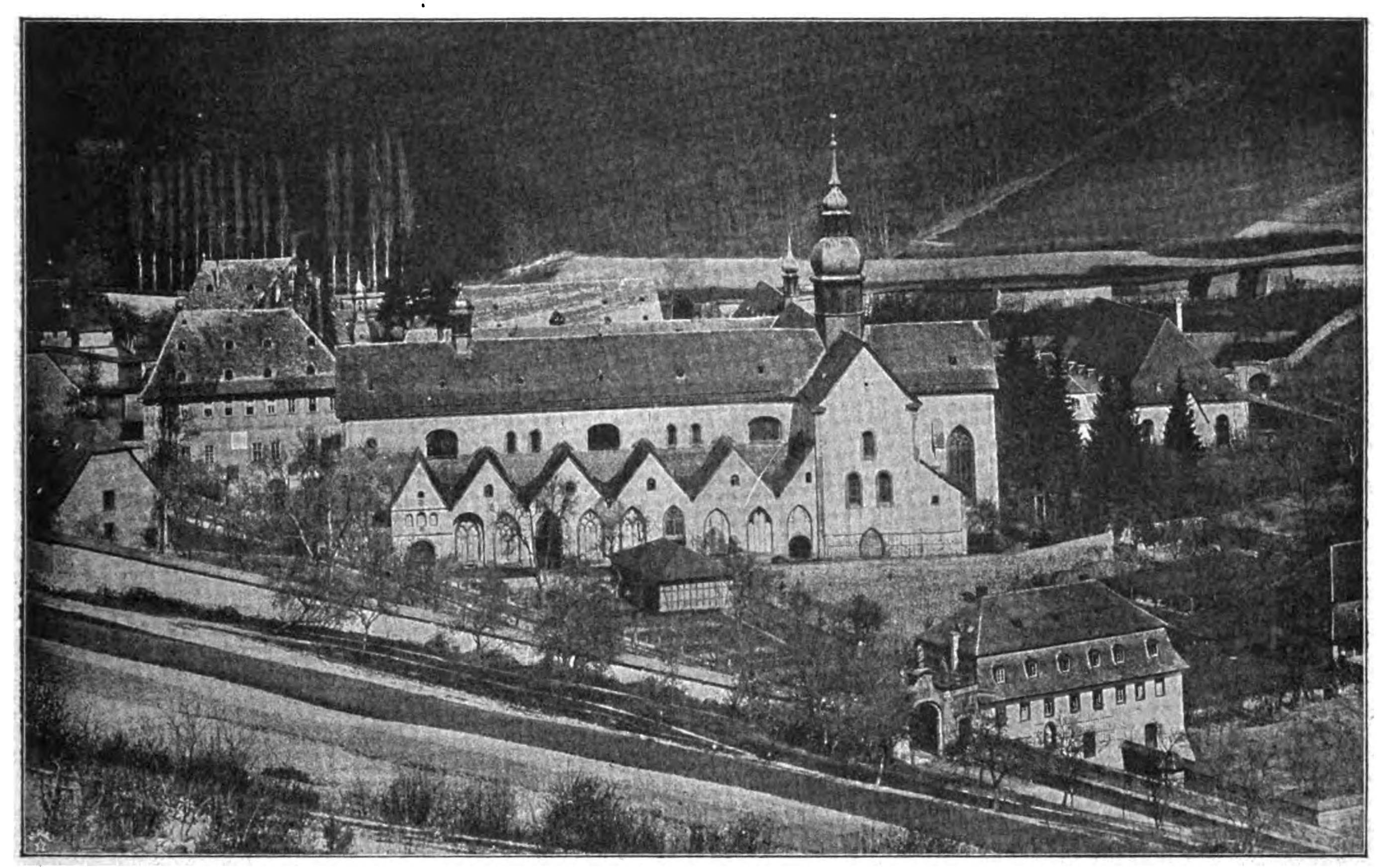
Emil Prinz von Schoenaich-Carolath in seinem Arbeitszimmer.
Spezialaufnahme für die „Woche“.

Vor mehr als zwanzig Jahren sandte Emil Carolath seine ersten Poesien „Lieder an eine Verlorene“ in die Welt. Ihnen folgte 1881 die melancholische Novelle „Tauwasser“, die den Dichter auch als meisterhaften Beherrscher formenschöner Prosa zeigt, dann 1883 die wohl weltberühmten „Dichtungen“. Nachdem der Dichter 1884 noch eine Novellensammlung: „Geschichten aus Moll“ hatte erscheinen lassen, ruhte seine Feder fast neun Jahre hindurch. Im Jahr 1893 gab er dann die vermehrte Folge seiner „Dichtungen“ heraus, die von gereiftem Können und vertiefter Kunst zeugen. Unter den neuhinzugefügten Stücken heben sich „Don Juans Tod“ und „Judas in Gethsemane“ hervor: Jugendlieder zitterte nnd die litterarischen Kreise damals sofort auf dies große Talent aufmerksam machte, gewann immer mehr an Intensität und rinnt als die Essenz seines Ichs in allen seinen Werken.

Seit 1896 dringen leider nur noch vereinzelt Lieder von dem Dichter an die Oeffentlichkeit, doch trägt er sich mit dem Gedanken, eine neue poetische Sammlung in einiger Zeit erscheinen zu lassen. Emil Carolath war nie ein Vielschreiber, und jetzt mehr als je kargt er mit den Blüten seiner einzigen Kunst.

Posch.





Weinkellereien der Königlich Preussischen Domäne Abtei Eberbach im Rheingau.
Photographische Aufnahme von R. Bieleck, Eltville.

Berühmte Rheinweinkellereien.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

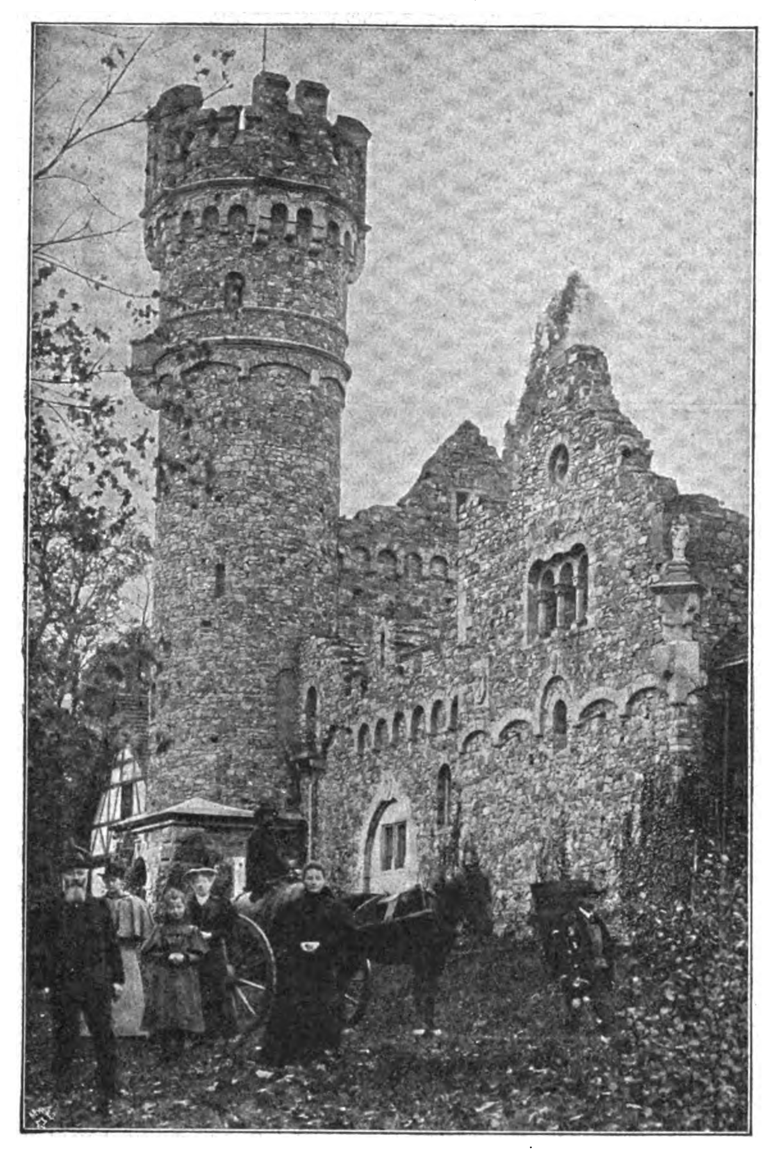
Sommerzeit — Wanderzeit. Und giebt es leicht eine fröhlichere Wanderung als in dem von Natur und Geschichte geadelten Paradies Deutschlands, dem Rheingau? Hier schauen die Jahrtausende herab auf eine Kultur, die die Römer mit dem erobernden Schwert und dann mit der prangenden Rebe ins Land trugen, bis die erwachten Deutschen erst die Römer und endlich auch die gallische Gefahr vertrieben und den sonnigen Weinsegen behielten.

Gegenüber von Mainz, noch am Main knapp vor seiner Mündung, hebt das Rheingaugebirge als Ausläufer des Taunus bei der Heimstätte des Hochheimers an und zieht sich mit seinen nach Süden abfallenden, sonnendurchglühten Gemarkungen bis nach Aßmannshausen, wo der herrliche, einzige rote Rheinwein mit dem eigenartig an süße Mandeln mahnenden Wohlgeschmack gedeiht. Mit der Bahn die Strecke in einer Stunde durcheilen oder auf dem schmucken Rheindampfer thalwärts fahren? Das giebt nur kurze Freude und geringe Wissenschaft von den Burgen und Schlössern, von den Zaubern der Landschaft, von den kühlen Wirtsstuben und schattigen Lauben, wo der leichte, offene Wein so gedeihlich zu trinken ist. Am wenigsten aber erfährt man von den mächtigen Schatzkammern der Kellereien, wo die Edelsorten in mächtigen Fässern gären und sich klären, bis das stolzeste Getränk reif ist, das die Welt der Feinschmecker kennt. Der Geschmack der Menge hat sich freilich den Moselweinen zugewendet. Aber für den erlesenen Genuß des bedächtigen Feinschmeckers, der das Bouquet im langsamen Schlucken atmet und jeden Tropfen zwischen Zunge und Gaumen langsam rieseln läßt, daß sich die Freude an Geschmack und Geruch dem letzten Nerv des also beglückten Leibes mitteilt, den Geist erhebend, das Herz erquickend, für solchen Trinker bleibt der Rheinwein der König aller Weine.



Weinprobe in der Kgl. Kellerei von Rüdesheim.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Franz Kühn, Berlin.

Die alte Kunst, den Edeltrank zu keltern und ihn reifen zu lassen, ist nach den Römern von den Mönchen des Cisterzienser- und Benediktinerklosters fortgepflanzt worden. Alle die großen Sitze des Rheinweinkultus waren früher Klöster, ehe sie in das weltliche Eigentum ihrer jetzigen Besitzer übergingen. Neben dem Juwel Schloß Johannisberg des Fürsten Metternich sind die ausgedehntesten und wertvollsten Weingüter des Rheingaus im Besitz des preußischen Staates und des Hauses A. Wilhelmj. Als im Jahr 1877 der damalige Kronprinz Friedrich den berühmten Geiger Wilhelmj in Wiesbaden besuchte, sagte er zu seinem Wirt: „Nicht wahr, lieber Professor, Ihr Herr Vater ist der erste Weingutsbesitzer im Rheingau?" — „Nein, Kaiserliche Hoheit,"



Schloßruine Reichartshausen mit dem Marienturm.
Momentaufnahme von Hofphotograph Colberg, Bad Oeynhausen.

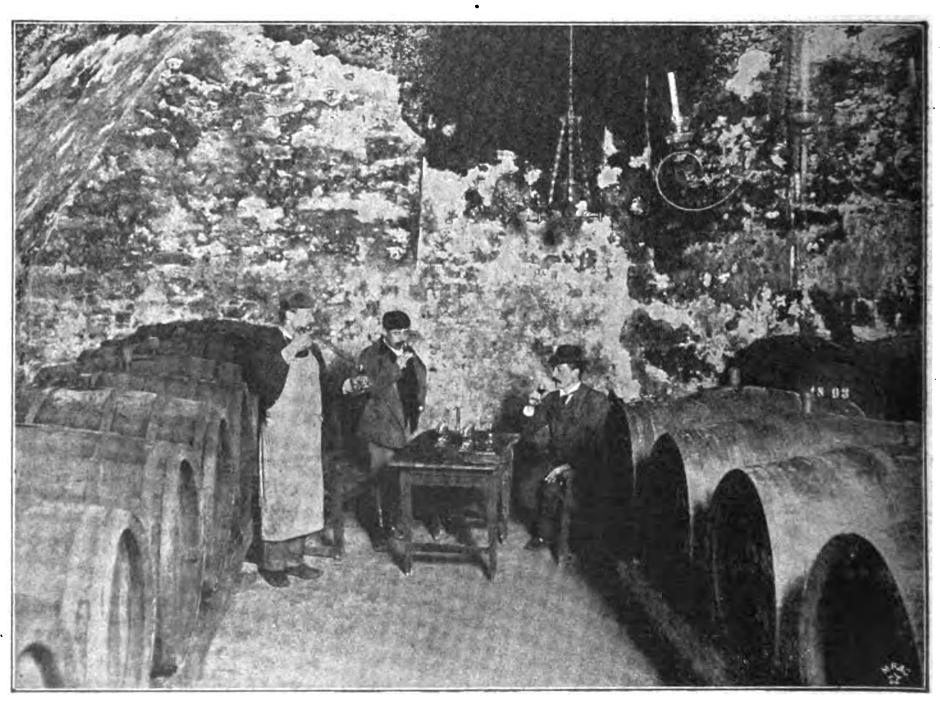
im Weinadel spielt. Um den hohen Herrn herum bilden die andern vornehmen Herren einen ehrfurchtgebietenden Hofstaat. Da ist der Markobrunner, so genannt von dem Markbrunnen, der die Gemarkungen der Gemeinden Erbach und Hattenheim scheidet, mit seinem Vollgehalt und dem wundersamen Bouquet; da ist der Rüdesheimer Fürstenwein, mit dem die Stadt Frankfurt im Jahr 1863 die deutschen Fürsten — mit Ausnahme König Wilhelms I, der nicht kam — bewirtete und der damals den ganzen Römer mit seinem lieblichen Duft erfüllte. Und alle die andern hoch- und hochwohlgeborenen Herren unter den Weinen.

Anders in der Stimmung und von einziger Intimität wirkt das untenstehende Bild, auf dem wir die Kellermeister in der Kabinettskellerei des Schlosses Johannisberg bei ihrer Arbeit sehen. Die großen Fässer enthalten alle „Johannisberger Kabinett!" Ein anderes Bild (S. 1087) veranschaulicht eine Weinprobe in der Kgl. Kellerei von Rüdesheim; hier hat einst Karl der Große den Weinbau angelegt.

Unser nebenstehendes Bild führt uns zum Hauptsitz der Weinkultur des Hauses Wilhelmj, das nach Verhandlungen, die zur Zeit gepflogen werden, auch in den Besitz des preußischen Staates übergehen soll: das Schloß Reichartshausen, das früher mit zu den reichen Besitzungen des Cisterzienserklosters Eberbach gehörte. Unser Bild zeigt die wundervolle, zwischen 1152 und 1157 im romanischen Stil erbaute Ruine des Schlosses mit dem Marienturm. Das Bild ist zur Zeit der Weinlese aufgenommen, im Augenblick, da ein Rauenthaler Fuhrmann die Trauben vom Rauenthaler Berg im „Ladfaß" zum Kelterhaus fährt. Die Bilder auf S. 1089 zeigen Leben, Arbeit und Weinfreude in den Keller- und Kelterräumen. In voller Kulturarbeit ist man auf dem unteren Bild (S. 1089), und vorn an dem Tisch sitzen die bisherigen Eigentümer der Weingüter, die beiden Brüder Wilhelmj. Aus den verschiedenen Gemarkungen des Rheins ist der Wein gebracht worden, und in Strömen ergießt sich der süße Traubensaft in die Bottiche. Das Prachtstück der Kellereien von Wilhelmj ist das im Jahr 1876

entgegnete der Künstler, „das ist vielmehr Ihr Herr Vater, Seine Majestät der Kaiser; mein Vater ist der Zweite."

Unsere Bilder zeigen einiges von den fürstlichen Sitzen des Rheinweins. Die königlich-preußische Domäne Abtei Eberbach bei Hattenheim war bis 1803 noch Cisterzienserkloster und ist heute der Hauptsitz der vom preußischen Fiskus im Rheingau betriebenen Weinkultur. Die weitgedehnten Gebäude des Klosters, die wir auf dem Bild (S. 1087) erblicken, haben eine recht verschiedene Bestimmung erhalten. Ein Teil der Hochbauten ist nämlich als Strafgefängnis eingerichtet. Das große Refektorium der Mönche dient als Kelterhaus, und in den mächtigen Kellern lagern die Stückfässer zu je 1200 Liter und die noch größeren Fässer mit ihren goldigschimmernden Schätzen, unter denen der „Steinberger Kabinett", der an Feuerkraft überlegene Rivale des „Johannisberger Schloß", die vornehmste Rolle

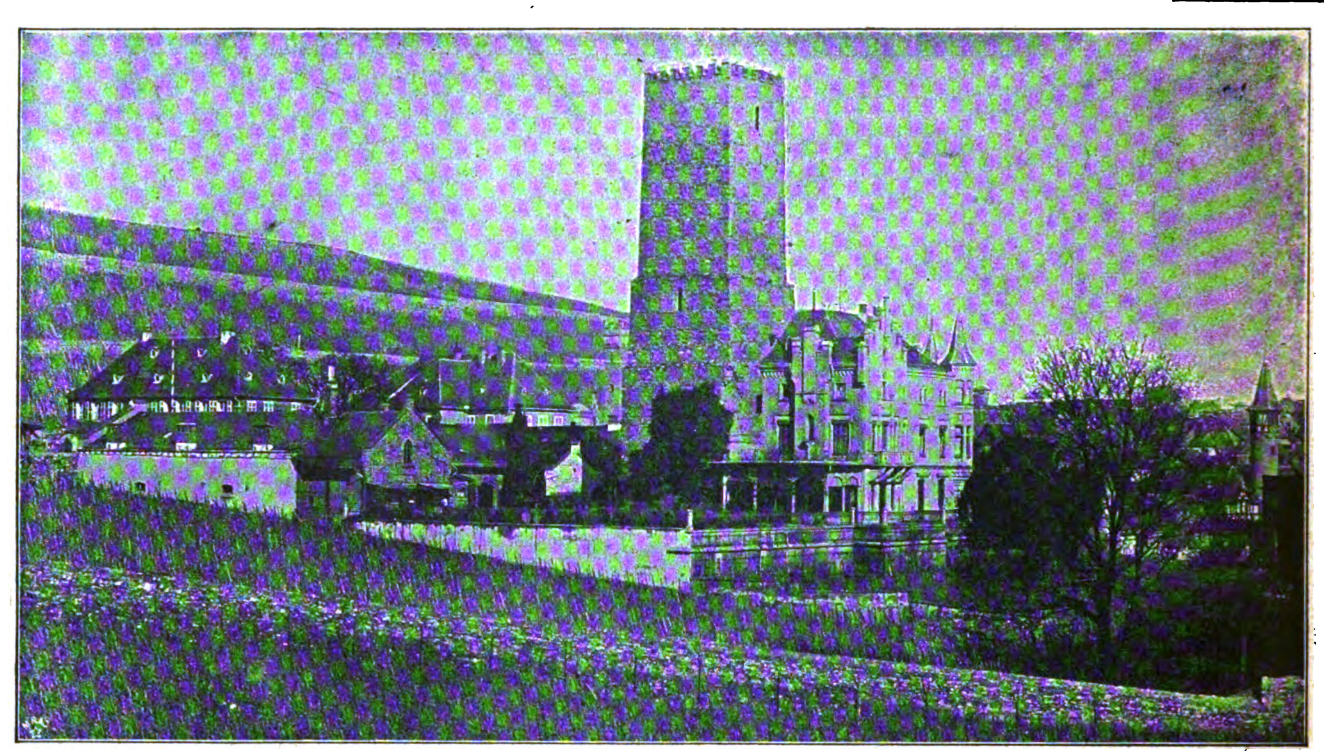


Fürstlich Metternichsche Kabinettskellerei in Johannisberg am Rhein.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Franz Kühn, Berlin.



Berühmte Rheinweinkellereien: Schlosskellerei von Reichartshausen.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Franz Kühn, Berlin.

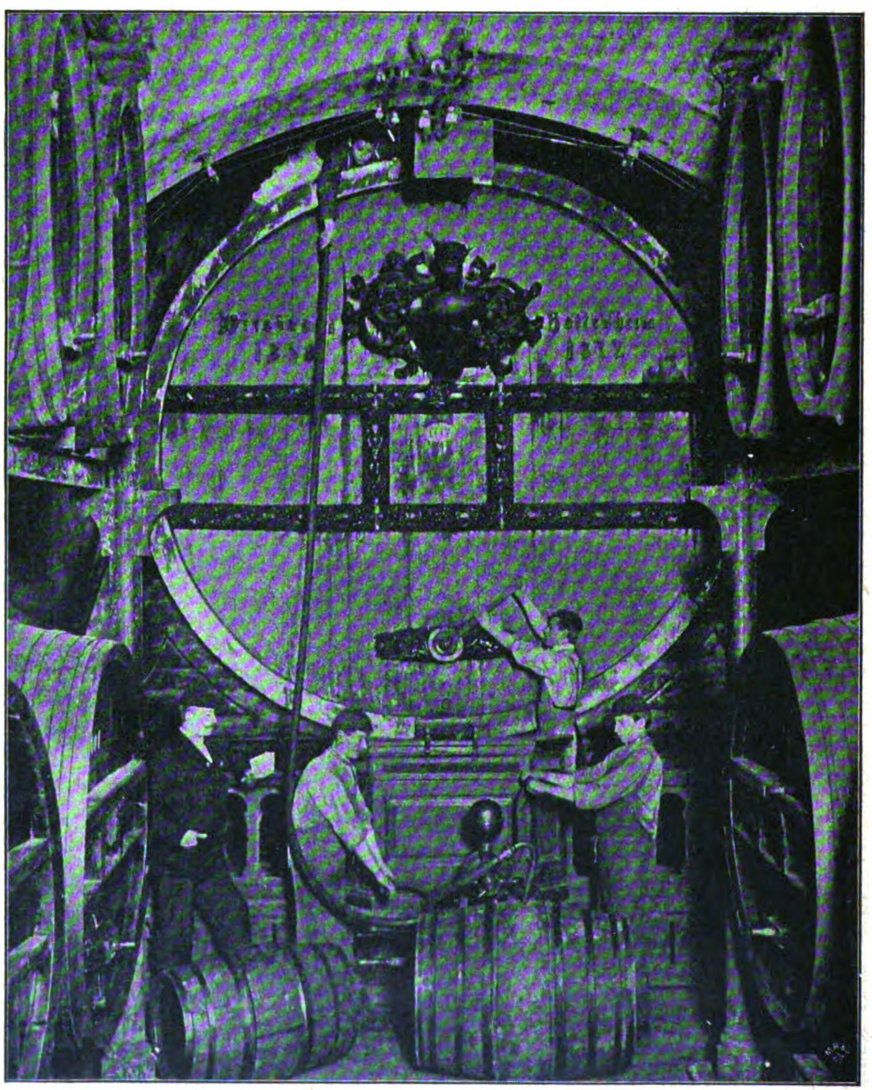
Berühmte Rheinweinkellereien: Weinpresse im Kelterhaus zu Reichartshausen.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Franz Kühn, Berlin.



Berühmte Rheinweinkellereien: Boosenburg bei Rüdesheim am Rhein.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Franz Kühn, Berlin.

von Emil Ritterhaus mit einem poetischen Trinkspruch getaufte Riesenfaß in Hattenheim (Seite 1090). Dieses Faß, eine Meisterleistung rheinischer Böttcherkunst, ist aus slavonischem Eichenholz gebaut und erhielt auf der Wiener Weltausstellung den ersten Preis. Ein alter Rheingauer Spruch sagt: „Je größer der Pfuhl, desto besser der Wein.“ Dieses stets gefüllte größte Rheinweinfaß Deutschlands birgt 64 000 Liter Wein in seinem mächtigen Bauch. Im Jahr 1500 wurde schon einmal im Kloster Eberbach solch großes Faß mit Steinberger Kabinettswein gefüllt. Aber schon 20 Jahr später wurde im Bauernkrieg das Faß von revoltierenden Bauern ausgetrunken und dann zertrümmert.

Gewiß sind die drei berühmten Hochburgen des Rheinweins nicht die einzigen, die des Rheingaus Ehren hochhalten in der Welt der Trinker. Bei Rüdesheim erheben sich noch zwei altklassische Schlösser des edlen Weinbaus die einst den Adelsherren, den Füchsen und Brömsern vom Rheingau gehörten und deren alte, stolze Türme die Rüdesheimer Landschaft beherrschen: die Brömserburg, jetzt Eigentum der Grafen Ingelheim, und die Boosenburg (S. 1090).



Berühmte Rheinweinkellereien: Riesenfass in Hattenheim.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Franz Kühn, Berlin.

Auch von diesen Weinen gilt der Patenspruch, den der Dichter dem Hattenheimer Riesenfaß widmete: „Ich sag: Gott segne dich, du alter, du edler, dunkler, goldner Saft, du bist der Schöpfer, der Erhalter der echten, rechten Lebenskraft.“

Und so schließen auch wir diese Bilderreihe mit dem alten Spruch: „Gott segne unsern Rheingau!“

E. G.

Zum Gutenberg-Jubiläum.

Hierzu 2 photographische Momentaufnahmen.

In Leipzig, der Hauptstadt des deutschen Buchhandels, hat man bereits in der Cantatewoche den fünfhundertjährigen Geburtstag Johann Gutenbergs gefeiert; in Mainz, seinem Geburtsort, begeht man die Feier am 24. Juni. Das eine hat so viel Berechtigung wie das andere; denn der Erfinder der Buchdruckerkunst teilt mit vielen andern großen Männern vergangener Zeiten das Schicksal, daß die Nachwelt das genaue Datum seiner Geburt nicht kennt. Nicht einmal das Jahr steht fest, geschweige denn der Tag. Man weiß nicht mehr, als daß Gutenberg um die Wende des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts geboren wurde.

Ueberhaupt ist von seinem Leben nicht gerade genaue Kunde auf die Nachwelt gekommen. Er hat zwar nie etwas Böses gethan, aber mißliche finanzielle Verhältnisse haben es ihm lange Zeit rätlich erscheinen lassen, die Aufmerksamkeit nicht auf seine Person zu lenken. So konnte es geschehen, daß man ihm, wie auch manchem andern großen Erfinder und Entdecker, den Ruhm seiner Erfindung streitig machen wollte. Es liegt ja auf der Hand, daß die Buchdruckerkunst nicht eines schönen Tags aus dem Nichts entstand und gleich fertig war. Die Vervielfältigung von Liedern und Schriften durch den Druck war auch vor Gutenberg schon bekannt und stand namentlich in China in einer gewissen Blüte; auch heftete man wohl schon vor ihm mehrere Blätter zusammen, so daß sie eine Art Buch bildeten.

Aber die Buchdruckerkunst im heutigen Sinn des Worts verdanken wir Gutenberg: er erfand die Schriftgießerei, er stellte die einzelnen Lettern aus Metall her, während vordem nur ganze Blätter und zwar von Holzplatten abgedruckt werden konnten. Das ist das Entscheidende; aber zur Herstellung von Druckwerken genügte es allein nicht, dazu war außerdem noch die Erfindung der Buchdruckerpresse nötig, die gleichfalls auf Gutenberg zurückzuführen ist. In ernsthaften Kreisen, die nicht glauben, einfach über die Ergebnisse geschichtlicher Forschung zur Tagesordnung übergehen zu dürfen, gilt er denn auch heute unbestritten als Erfinder der Buchdruckerkunst. Aber noch nicht allzulange ist es her, daß man selbst in seiner Vaterstadt zum mindesten neben ihm zwei andere Einwohner nannte, nämlich Johannes Fust und Peter Schöffer, und mit besonderer Hartnäckigkeit hielten die Holländer an der Legende fest, daß ein Bürger von Haarlem, Lorenz Janszoon mit dem Beinamen Coster (der Küster), der eigentliche Erfinder sei. Fust und Schöffer sind zu ihrem unverdienten Ruf ge-



Das Gutenbergdenkmal in Mainz.

Photographische Momentaufnahme von Stengel u. Co., Dresden.

kommen, weil sie an der Herstellung und dem Betrieb der ersten Gutenbergschen Druckerei beteiligt waren. Wann diese eingerichtet wurde, ist auch nicht zweifelsfrei festgestellt, ja nicht einmal darüber besteht absolute Sicherheit, ob die Erfindung in Mainz oder Straßburg i. E. gemacht wurde, wo sich Gutenberg bis zum Jahr 1444 aufgehalten hatte. Er hatte seine Wohnung nicht in der Stadt selbst, sondern in dem in der Nähe gelegenen Kloster St. Arbogast, das im Jahr 1531 abgebrochen wurde. Auf dem Platz, auf dem es gestanden, ließ der Stadtrat von Straßburg im Jahr 1894 einen Denkstein errichten mit der Inschrift: „Hier auf dem Grünenberge wurde die Buchdruckerkunst erfunden, und von hier aus wurde das Licht in die Welt verbreitet.“

Interessant ist, daß Gutenberg zur Verteidigung dieser Stätte, auf der er viele Jahre geweilt, auch einmal Kriegsdienste gethan hat. Als im Jahr 1444 die Armagnacs auf ihrem Raubzug durch das Elsaß zum zweitenmal nach Straßburg kamen und dabei auch das Kloster des heiligen Arbogast plünderten, stellte er sich dem Stadtregiment als Kämpfer zur Abwehr der Feinde zur Verfügung.

Vier Jahre später tauchte er wieder in seiner Vaterstadt auf, die sein Vater im Jahr 1420 nach einem Streit zwischen den Zünften und dem Patriziat hatte verlassen müssen. Johannes Gutenberg entstammte dem alten Mainzer Patriziergeschlecht der Gensfleisch, sein Vater heiratete Elsa von Gutenberg, die letzte Trägerin dieses Namens, den er dann, um ihn nicht aussterben zu lassen, mit dem seinigen vereinigte. Daher hieß der Sohn ursprünglich Henne Gensfleisch zum Gutenberg, führte aber später selbst nur noch den Namen der mütterlichen Familie. Im Jahr 1448 kehrte er also in die Heimat zurück; aber es gelang ihm nicht, auf einen grünen Zweig zu kommen, er war fortwährend in Geldverlegenheiten, da er gleich nach seiner Ankunft ein Darlehen von 150 Gulden zu 8½ Prozent Zinsen aufnehmen mußte. Folgenschwer aber wurde eine Geschäftsverbindung, die er zwei Jahr später mit Johann Fust abschloß. Dieser lieh ihm zur Errichtung einer Buchdruckerei 800 Gulden gegen einen jährlichen Zins von 6 Prozent und gegen Verpfändung des Handwerkszeugs, das mit dem Geld beschafft wurde; da die Summe offenbar nicht reichte, gab er später noch einmal 800 Gulden her. Als sich herausstellte, daß Gutenberg das Darlehen nicht zurückzahlen konnte, klagte es Fust nach fünf Jahren ein, und Gutenberg wurde verurteilt, an Kapital und Zinsen 2026 Gulden zu zahlen. Mangels der nötigen Barmittel mußte er nun Fust die Buchdruckerei überlassen, der sie mit seinem späteren Schwiegersohn Peter Schöffer weiter betrieb, einem ehemaligen Schreiber geistlichen Standes, den Gutenberg zum Gehilfen genommen und in alle Geheimnisse eingeweiht hatte.



Geburtshaus Gutenbergs in der Emeransstrasse zu Mainz.
Photographische Momentaufnahme von Weber, Mainz.

Zwar gelang es dem Erfinder, später eine neue Druckerei einzurichten, aber er blieb lange Zeit doch in dauernder Bedrängnis. Auf den Büchern, die aus seiner Werkstatt kamen, durfte er seinen Namen nicht nennen, da er sonst Gefahr gelaufen hätte, seinen noch unbefriedigten Gläubigern auch seine zweite Einrichtung überlassen zu müssen. Da Fust und Schöffer solche Rücksichten nicht zu nehmen brauchten, wurden zunächst ihre Namen bekannt, so daß es nicht wunderbar erscheint, wenn man im Volk zunächst sie für die Erfinder der neuen Kunst hielt. Ein Umschwung zu Gunsten Gutenbergs trat erst ein, als 1461 Graf Adolf von Nassau von Pius II zum Mainzer Erzbischof ernannt wurde, und ihm seinen besonderen Schutz angedeihen ließ. In welcher Form es geschah, darüber existiert eine Urkunde, der wir das Folgende entnehmen:

„Wir Adolf u. s. w. betonen und thun mit diesem Brief öffentlich kund, daß wir in Anbetracht der Dienste, die unser lieber, getreuer Johann Gutenberg uns und unserm Stift geleistet hat und in Zukunft noch leisten wird, aus besonderer Gnade ihn zu unserm Diener und Hofgesinde angenommen haben. Wir wollen ihm auch solchen Dienst, solange er lebt, nicht kündigen, und damit er ihn desto besser versehen möge, wollen wir ihn alljährlich gleich unsern Edlen kleiden und ihm unsere Hofkleidung geben lassen und alljährlich zwanzig Malter Korn und zwei Fuder Wein zum Gebrauch seines Hauses, doch unter dem Beding, daß er sie weder verkaufe noch ausschenke, frei ohne Un-, Lager- und Wegegeld in unsere Stadt Mainz eingehen lassen, ihm auch, solange er lebt und unser Diener ist und bleibt, von allen Wach- und Folgediensten, Schatzungen u. s. w., die wir unsern andern Bürgern und Einwohnern unserer Stadt Mainz aufgelegt haben oder nachmals auflegen werden, gnädigst erlassen.“

Neben diesen direkten Zuwendungen gewann Gutenberg aus der Stellung eines Hofdienstmanns aber noch den Vorteil, daß er seinen Gerichtsstand allein vor dem Kurfürsten hatte. Mit andern Worten: seine Gläubiger konnten ihn wegen ihrer alten Forderungen nicht mehr belangen. So erfreute sich der Mann, ohne dessen Erfindung wir uns unsere heutige Entwicklung gar nicht vorstellen können, wenigstens eines von Sorgen ungetrübten Lebensabends.

Die erste Krawatte.

Eine Berliner Geschichte von Hans Olden.

Der Leutnant Ernst von der Marwitz saß am Fenster seines „möblierten Zimmers" und preßte die Stirn gegen die Scheibe.

Er war im Haushabit: eine leichte graue Joppe über der rotgebiesten Hose. Das Haar in glatter Frisur, das rötliche Schnurrbärtchen in kleinen Spitzen aufgedreht.

Auf dem mit einer weißen gehäkelten Decke verzierten Tisch stand das Tablett mit dem „ersten Frühstück". Die Kaffeetasse war leer getrunken, die Buttersemmel nur um drei bis vier halbkreisförmige Bisse verringert.

Die Thür wurde leise geöffnet, und der Bursche trat ein.

Der Leutnant wandte sich. „Nu, Bochow?"

„Herr von Schlieben lassen schön grüßen und würden in einer halben Stunde zum Herrn Leutnant kommen."

„Schön."

Bochow verschwand geräuschlos durch die andere Thür in das „Kabinett", den kleinen, zum Zimmer gehörigen Schlafraum.

Marwitz drehte sich wieder zum Fenster, dehnte sich gähnend, zog das Gesicht in eine verdrießliche Grimasse. „Aeh, es ist erbärmlich!"

Nach einiger Zeit wurde draußen geklingelt. Gleich darauf öffnete der Bursche die Zimmerthür und ließ, strammstehend, Herrn von Schlieben eintreten. „'n Morgen, Schlieben."

Der Leutnant ging ihm mit geräkelten Schritten und verkniffenen Augen unsicher entgegen.

„Guten Morgen, lieber Marwitz —"

Schlieben — im dunklen Paletot, Zylinder und Regenschirm in der Hand, das Monocle auf der Brust — blickte mit einem wohlwollend überlegenen Lächeln auf den verkaterten Offizier.

„Nun, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Na, setzen Sie sich doch nur erst!"

„Also —?"

„Schlieben, Sie kennen mich jetzt seit den vier Jahren, die ich hier bin. Sie wissen, ich bin solide bis in die Knöppe, nie 'ne Karte angegriffen — eh bien, ich habe gestern abend gejeut und — natürlich verloren."

„Wieviel?"

„Sechstausend Mark!"

„Und das wird Ihnen schwer?"

„Schwer — ich könnte ja nach Hause depeschieren. Ich habe von meinem seligen Vater 'ne Rente — aber das steckt in Marwitzenfelde, meine Mutter verwaltet das. Ich habe mich nie darum gekümmert, ich bekomme meinen jährlichen Zuschuß von viertausend. Ich kann doch nun nicht sagen, daß ich anderthalb mal soviel an einem Abend verjuxe. Es ist ja blödsinnig, das nur auszusprechen."

Schlieben streichelte sich mit der großen feinen Hand die Augenbrauen, machte dann eine bedauernde Bewegung. „Lieber Freund, ich kann nicht!"

Marwitz sah erstaunt auf.

„Mein Zuschuß ist nicht mehr so groß wie der Ihre — und die Gage fehlt mir dabei ganz."

„Ich habe Sie für reich gehalten."

„Dafür hab ich mich auch mal gehalten." Schlieben lächelte ironisch und angenehm berührt. „Davon ist die gewisse large Form geblieben. Die täuscht."

„Ja, aber was soll ich nun thun?"

„Es kann Ihnen unmöglich schwer fallen, irgendwo —"

„Ich kann nicht rumlaufen und wildfremde Menschen anpumpen — ich kann das einfach nicht. Ihnen konnt ich es sagen —"

„Schreiben Sie an Ihre Mutter!"

„Ich würde die alte Frau in Angst und Aufregung setzen. In drei Monaten bin ich zu Hause, dann bring ich's gelegentlich an, und es ist in Ordnung. Wenn ich nur bis dahin —"

Schlieben sah ernst in des Leutnants Augen. „Das stimmt doch alles —?"

„Auf Wort."

„Na, dann möchte ich Ihnen wirklich raten — es ist zwar an sich immer ein Unsinn, aber Sie sind's dann fürs erste los und sind keinem verpflichtet —"

„Nun?"

„Setzen Sie mal 'ne Wucherseele in Nahrung. Aber sagen Sie sich dazu: ich will's nicht wieder thun, so wahr ich ein anständiger Mensch bin."

„Wie macht man das?"

„Na, es giebt doch — warten Sie mal — Röficke! Der hat sich bis jetzt immer leidlich manierlich benommen. Natürlich — bluten müssen Sie auch."

„Hm, hm —"

„Oder halt — ich werd' ihn Ihnen schicken. Es ist besser. Dann weiß er sich kontrolliert und riskiert keine Dollheiten."

Beim Abschied klopfte Schlieben freundlich die Wange des Leutnants, der sich stotternd bedankte, dabei die Mundwinkel herab und die Stirn in Falten zog, um für seine matten Augen erträgliche Oeffnungen herzustellen.

„Na, lassen Sie sich die Krawatte nicht zu eng anmessen," sagte Schlieben — „die erste Krawatte!"

Es klang ganz gerührt und elegisch.

♣

Vor dem Haus stieg Schlieben auf eine nach Süden fahrende Pferdebahn. Der Kondukteur legte, nachdem er das Fahrgeld erhalten, mit besonderer Devotion zweimal die Hand an die Mütze.

Am fernsten Ende der Bellealliancestraße trat Schlieben in ein vierstöckiges Mietshaus, passierte Thorweg und Hof, erstieg drei Treppen des Hintergebäudes und klingelte.

Eine Frau in einem grauen, fleckigen Rock und einer verschossenen, grünseidenen Taille, die Haare ungekämmt zusammengesteckt, öffnete die Thür. Aus der Wohnung drang lautes Gezank von drei bis vier Kinderstimmen, eine Flut der gerade gangbarsten Berliner Schimpfworte.

Schlieben hustete und legte sein Taschentuch an Mund und Nase. „Ist Röficke zu Haus?"

„Gewiß, Herr Baron. Darf ich bitten, in das Kontor einzutreten?"

Das Kontor war ein kleines Zimmer mit einer schmutzigen, grellgrünen Tapete. An den Wänden hingen zwei große Oelfarbendruckbilder in breiten, ordinären Goldrahmen: das eine — eine Rokokoszene — eine weißgepuderte Dame auf einer Marmorbank im Park, der ein strammbezopfter Offizier galant den Hof machte — das andere ein Bild des Kaisers in großer Gala. Am Fenster stand ein mit Briefen, Kalendern, Almanachs be-

deckter Schreibtisch, an der Wand ein eingedrückter Diwan, sonst waren im „Kontor" nur vier bis fünf meist durchgesessene Wiener Stühle verteilt. Was den Blick des Eintretenden aber zunächst anzog, war eine quer durchs Zimmer von der Fensterklinke nach einem Wandhaken gespannte Wäscheleine, an der Frauen-, Kinderstrümpfe und Socken zum Trocknen aufgehängt waren.

Schlieben klemmte sein Monocle ins Auge und besah sich den Zustand kopfschüttelnd. Er stand, den Hut auf dem Kopf, wohl fünf Minuten.

Plötzlich wurde hastig die nach der Wohnung führende Zimmerthür geöffnet. Unter der Strumpfgarnitur erschienen ein paar Beine in heruntergerutschten Hosen und gelben Pantoffeln.

„Herrjeses ne, hier hängen noch die Strimpe!" erklang eine verschleimte Stimme — die Leine wurde in die Höhe gerissen, und zwischen zwei baumelnden Frauenstrümpfen erschien der Hausherr. „Ne, ich bitte millionenmal Pardong, Herr Baron, daß ich —"

Rösicke deutete auf seine Toilette, einen alten, hellgelben Sommerüberzieher mit in die Höhe geklapptem Kragen. „Ich bin nämlich nicht janz wohl und habe noch in Morphiums Arme jelejen —"

Er strich sich mit der Hand über seine eilig, mit viel Pomade angebürsteten dünnen, blonden Haare und den strohhellen Schnurrbart, der in kräuseligen Fäden herabhing.

„Bleiben Se bedeckt, Herr Baron," fuhr Rösicke auf eine Bewegung Schliebens fort, „es ist hier ziemlich frostig, nicht mal eingeheizt. Ja, wo das Auge des Herrn fehlt — s' ist wie überall! Twh, twh — "Er blies die in den Mund geratenen Barthaare zu beiden Mundwinkeln hinaus.

Rösickes Züge waren verschwommen, blaß und nervös, aber er war ein junger Mann, nicht älter als zweiunddreißig.

„Na, womit kann ich dienen, Herr Baron?"

Schlieben räusperte und legte einen Augenblick die Hand über die Brauen. „Sie, Rösicke, ein Freund von mir ist in Verlegenheit."

„Klamm?"

Schlieben bestätigte: „Hm — nur momentan."

„Derbe?"

„Sechstausend."

Rösicke nahm einen väterlich überlegenen Ausdruck an. „Na, das machen wir doch mit Grazie. Twh! — twh! Wer is es denn?"

Schlieben zögerte einen Moment, ließ dann sein Glas aus dem Auge fallen: „Leutnant von der Marwitz, Königgrätzerstraße 85, zwei Treppen."

„Leutnant? Ist ja famos!" Rösicke notierte eilig am Schreibtisch. „Von der Marwitz, 85, zwei Treppen. Wird promptest besorgt, Herr Baron."

„Na, denn adieu."

„Empfehle mich gehorsamst! Nicht mal persönlich wieder ein Geschäft zu machen, Herr Baron?"

„Nein — Gott sei Dank."

„Sagen Sie das nicht."

Schlieben war schon an der Thür, er zögerte und trat noch mal zurück: „Sie, Rösicke, Herr von der Marwitz war bis jetzt noch nie in der Lage — ich verlasse mich darauf, daß Sie sich durchaus anständig benehmen. Wenn da etwa Sachen draus werden —" Er hob drohend den Finger. „Sie verstehen mich — ich bringe Sie in Teufels Küche."

Rösicke sah sich zu tief gekränkten Bewegungen veranlaßt. „Aber Herr Baron, daß Sie mir das sagen — twh, twh — ich bin doch wahrhaftig keiner von die Halsabschneider — im Gegenteil — ich habe die Herren alle gern, das wissen sie auch und —"

„Na, ich meinte nur. Adieu, Herr Rösicke."

*

Etwa eine Stunde später ertönte in der Wohnung des Leutnants von der Marwitz die elektrische Klingel. Der Bursche öffnete.

Ein Herr stand draußen. „Herr Leitnant zu sprechen?"

„Wen darf ich melden?"

„Bitte." Der Herr zog aus der Paletottasche eine Visitenkarte und gab sie dem Diener, der damit in das Zimmer verschwand.

Marwitz hatte schon an der Thür gehorcht. „Wer ist da?" fragte er hastig. Er ergriff die Karte und las, vor sich hinsprechend: „Arthur E. Rösicke —" Er drehte das weiße Blättchen zwischen den Fingern — es war eine einfache, lithographierte, eine durchaus korrekte Karte. „Wie sieht er denn aus, Bochow?"

„Fein."

„Wie?"

„Es ist ein feiner Herr" beteuerte der Bursche und fügte schlau abwägend hinzu: „Ich glaube, er könnte so etwa einer von die Herren Offiziere in Zivil sein."

„Blödsinn — na, ich lasse bitten."

Rösicke trat, Hut und Stock in der Hand, mit einer gemessenen Verbeugung durch die Thür, die Bochow hinter ihm schloß. Dann nahm er, einer Bewegung des Leutnants folgend, auf einem Sessel Platz.

Marwitz war in peinlicher Verlegenheit. Bochows Ansicht war gar nicht so falsch gewesen: der Herr da, mit den etwas unmodisch strammen Beinkleidern, den gutgemachten Stiefeln, den dicken, mit Raupen benähten Lederhandschuhen, dem gescheitelt und in die Schläfe gebürsteten Haar, dem aufgerichteten Schnurrbart — den Herrn hätte auch er etwa für einen Kameraden halten können.

Marwitz räusperte und wandte sich dem Fenster zu. „Also Sie wissen durch Herrn von Schlieben, worum es sich handelt?"

„Vollkommen orientiert. Der Herr Baron hatten die Jewogenheit."

Marwitz wandte sich mit schneller Bewegung um. Seine Unsicherheit war weggeblasen. Der unglaublich ordinäre Berliner Ton der wenigen Worte gab ihm seine ganze Sicherheit zurück. Er sah sich den Burschen von oben bis unten an.

„Mit mir, Herr Leitnant, können Se janz ohne Umstände reden —"

Marwitz mußte lachen, zog aber die Stirn in Falten. „Also ich brauche sechstausend Mark."

„Hm — hm — muß das bald sein?"

„Das müßte heute noch sein."

„Heute noch? Ei, ei, ei — das ist schlimm. Na, da muß man eben die Sache gleich in Angriff nehmen."

„Was heißt das: in Angriff nehmen? Ich denke doch —"

„Ja, Herr Leitnant, das is nich so einfach. Ich bin ja kein Kapitalist, ich muß mich nu erst an meine Geldleute wenden. Aber enfin —" Rösicke sprach das „angfeng" aus — „was jemacht werden kann, wird jemacht." Er zog seine Uhr. „Nu is es eins — so um Uhre sieben werde ich wieder mit vorkommen."

„Und dann bekomme ich das Geld?"

„Bekommen Sie, Herr Leitnant!"

„Und was verlangen Sie dafür?"

„Wie?"

„Ich meine, wieviel Prozent kostet das?"

„Na, wie üblich, Herr Leitnant — fünfzehn Prozent."

„Fünfzehn Prozent?"

„Das ist der Satz. Ich übervorteile Ihnen nicht, da können Sie fragen, wen Sie wollen. Ich muß das beinah selbst für jeben, der Verdienst is minimal."

Marwitz sann nach: fünfzehn Prozent, das waren offenbar Wucherzinsen. Er erinnerte sich, gelesen oder gehört zu haben, daß acht bis neun vom Hundert der höchste zulässige Zinssatz war. Fünfzehn Prozent von sechstausend — das bedeutete neunhundert Mark! Abgeschmackt, das gute Geld so für nichts und wieder nichts — Aber „angfeng" — er hatte sich eigentlich auf eine weit unverschämtere Forderung gefaßt gemacht. Sechstausend und neunhundert — also sechstausendneunhundert — wenn er sich sehr einschränkte, vielleicht war das in ein paar Jahren einfach abzubezahlen, ohne daß er zu Hause überhaupt einzugestehen brauchte. Und was er abbezahlte, brauchte ja dann nicht mehr verzinst zu werden.

„Also dann gut so," wandte er sich zu dem Wucherer.

Rösicke machte eine kleine Verbeugung und ging der Thür zu.

„Aber, worauf ich Sie aufmerksam machen möchte, die äußerste Diskretion ist doch wohl selbstverständlich?"

„Aber, Herr Leitnant, das ist ja unser Geschäft! Wenn wir quasseln wollten, mein Gott, dann könnte ja die Welt schlafen gehen. Also so jejen sieben. Erjebenster Diener, Herr Leitnant."

Rösicke stieg die Treppe hinab, bog in eine Querstraße und ging eilig dem nächsten Postamt zu.

Dort angekommen, entnahm er seiner umfangreichen Brieftasche ein gedrucktes Formular und ein mit gedruckter Adresse versehenes Couvert. Auf dem Formular füllte er mit Bleistift nur eine leere Rubrik aus mit dem Namen „Sekondleutnant Ernst von der Marwitz", der Regimentsbezeichnung und der Adresse. Das Couvert versah er mit der doppelt unterstrichenen Aufschrift: „Rohrpostbrief". Die gedruckte Adresse lautete: „An das allgemeine Auskunftsbureau von Stern & Comp., Berlin C., Königstraße 47".

❦

Es war acht Uhr am Abend. Seit anderthalb Stunden trieb sich Leutnant von der Marwitz nervös in seinem Zimmer umher; bei jedem Schritt, der sich im Hause hören ließ, horchte er auf. Da hielt unten eine Droschke, der Wagenschlag wurde geöffnet und zugeschlagen, es kam jemand eilig die Treppe herauf — es klingelte.

Marwitz öffnete selbst, er hatte den Burschen fortgeschickt.

Rösicke markierte atemlose Eile. „So, da sind wir!"

„Bitte, treten Sie näher."

Rösicke trat in das Zimmer, Marwitz folgte.

„Sie haben mich warten lassen," sagte er ärgerlich.

„Ich bitte sehr, Herr Leitnant, ich habe rumgehetzt wie so'n Jagdhund bis zu diesen Momang. So 'ne Sache in einem Nachmittag, das ist ja keine Kleinigkeit. Aber Rösicke macht die schwierigsten Nummern — erst die Auskunft, dann die Geldleute — das ist ja die ewige Not: der eine war nicht zu Hause, der andere war selber klamm, endlich kriegt ich einen zu fassen —"

„Auskunft? Auskunft? Was für eine Auskunft denn?"

„Fein — feinfein!" Rösicke holte aus seiner Brieftasche einen gefalteten Geschäftsbogen hervor und hielt ihn dem Leutnant hin.

Der Brief bestand fast gänzlich aus Vorgedrucktem, nur die Namen und das Besondere waren handschriftlich eingefügt. Marwitz las: „Herrn Arthur E. Rösicke, hier. Auf Ihre geehrte Anfrage per Rohrpost vom Heutigen wird Ihnen hiermit das Folgende erwidert: Leutnant Ernst von der Marwitz, im xten Infanterieregiment No. soundsoviel, 2. Kompagnie (Kompagniechef Hauptmann Müller), für einen Betrag von Mark sechstausend kreditwürdig. Nähere Bemerkungen: Familie im Besitz des Ritterguts Marwitzenfelde in Vorpommern, Vater verstorben. Lebensführung: nicht merklich luxuriös, etwa fünf- bis sechstausend Mark pro Anno. Zur Eruierung näherer Angaben stets erbötig. Hochachtungsvoll: Das allgemeine Auskunftsbureau von Stern & Comp."

Marwitz fuhr sich über die Stirn: „Aber woher kann man denn das alles wissen?"

Rösicke lächelte überlegen. „Ja, Herr Leitnant, die Leite wissen alles."

Marwitz sah wieder in den Brief.

Am unteren Ende befand sich dann noch der Vermerk: „Nota für Herrn Rösicke. Eine beschleunigte Auskunft Mk. 4,50. Dankend erhalten Stern & Comp."

„Ja, da sehen Sie's, Herr Leitnant, was man für Spesen hat, es ist wirklich nicht soviel bei zu holen."

Marwitz überflog den Inhalt noch einmal: seine ganzen Verhältnisse, seine Heimat, sein verstorbener Vater — auf diesem schmutzigen Wisch!

„Donnerwetter, ist das ekelhaft," murmelte er unwillkürlich.

„Ja, Herr Leitnant, ohne das is eben nichts zu wollen. Was mich anjeht, ich glaube den Herren ja so; aber die Geldleite! Die Sorte wird immer mißtrauischer. Na, man kann's ihnen nicht verdenken!"

„Also, haben Sie das Geld?" unterbrach Marwitz kurz.

„Gewiß, Herr Leitnant."

„Na, denn voran!"

Rösicke holte ein bereits ausgefülltes Wechselformular aus der Tasche, faltete es vorsichtig auseinander, breitete es auf den Tisch, strich mit dem kleinen Finger noch einmal darüber. Er behandelte das Papier, wie man mit einem äußerst difficilen kleinen Kunstwerk umzugehen pflegt.

„Darf ich bitten zu acceptieren, Herr Leitnant?"

„Wie?"

„Hier, Herr Leitnant, sehn Sie — hier quer rüber. Schreiben Sie nur."

Marwitz setzte die Feder an, Rösicke diktierte: „Angenommen — haben Sie ‚angenommen'? Nun den geehrten Namen: Ernst von der Marwitz. So. Nun ist's schon geschehn. Ist Ihnen schwer geworden, Herr Leitnant — was? Ja, kennt man. Aber das geht mit der Zeit immer leichter — späterhin merkt man's gar nicht mehr."

Marwitz vertiefte sich in den Inhalt des Wechsels. Er verstand das gar nicht, wollte aber seine Unbildung nicht merken lassen und nickte ganz geschäftsmäßig dazu. Zuerst stand da das Datum: „Berlin, den 2. März 1889" — das war heute, ganz richtig. Und dann weiter: „Gegen diesen Primawechsel zahlen Sie" — Sie? Natürlich, das war er — „zahlen Sie an die Ordre von mir selbst" — merkwürdige Ausdrucksweise! — „die Summe von sechstausendneunhundert Mark." Er wandte sich zu Rösicke: „Sechstausendneunhundert? Was heißt das?"

„Na, da sind die Zinsen gleich draufgeschlagen — der Einfachheit wegen. Is ja gleich."

„Ach so, die Zinsen.“ Er las weiter. „Also die Summe von — von — hm, hm — Wert in mir selbst“ — lauter unverständliches Zeug — „und stellen es auf Rechnung ohne Bericht — hm — hm — hm —“ Na, das schien ja alles richtig — er war jetzt eilig, er hatte genug von der Schererei.

„Und wann ist der Wechsel fällig?“

„Das steht hier, Herr Leitnant.“ Rösicke wies oben auf eine Stelle, die Marwitz übersehen hatte. „Sehen Sie — am zweiten Juni steht hier, zahlen Sie — und so weiter —“

„Am zweiten Juni — das sind — das sind — drei Monate?“

„Auf den Kopf, Herr Leitnant.“

„Ich glaubte, das wäre für ein Jahr?“

„Für'n Jahr? Ach du mein Mongdiö, wo kämen wir da hin? Sehen Sie, Herr Leitnant, das können wir gar nicht, für gar kein Geld können wir das. So was sind kurze Geschäfte — die andern machen's nur auf zwei Monat — auf sechs Wochen. Mein Gott, ob's nu so lange ist oder so lange, so viel Prozent oder so viel — wie man's nennt, das wissen wir doch alle beide. 'n schönes Wort ist es nicht — es ist auch nicht ganz ohne Risiko — nicht wahr? Uebrigens an sich bedeutet das ja nichts. Das heißt nur: in 'nem Vierteljahr wollen wir uns mal wiedersehen. Nicht wahr? Paßt's dann nicht, na, dann können wir'n ja prolongieren.“

„So —?“

„Na ja — dann machen wir wieder auf ein Vierteljahr. Da werden Sie mich immer coulant finden.“

Rösicke faltete den Wechsel zusammen, steckte ihn ein, zog dann seine Brieftasche und zählte sechstausend Mark in Scheinen auf den Tisch.

Marwitz stand mit ernstem, verwirrtem Gesicht dabei.

„Stimmt's, Herr Leitnant?“

„Hm — hm.“

„Na, dann habe ich die Ehre, mich janz jehorsamst zu empfehlen.“

„Adieu.“

Marwitz hörte die Schritte auf der Treppe und dann das Hausthor unten. Er nahm das Geld zusammen und steckte es in ein Couvert. Dann schnallte er den Säbel um, griff nach Paletot und Mütze. Ihm war der Kopf so benommen. „Fünfzehn Prozent — fünfzehn Prozent —“ Das hatte ihn heute morgen so beruhigt — „am zweiten Juni — am — für ein Vierteljahr fünfzehn Prozent — Aber zum Satan: das waren nicht fünfzehn — das waren — sechzig Prozent! Sechzig Prozent! Mehr als die Hälfte von dem, was er überhaupt bekommen hatte! Das heißt: nein, nein, nein — ob nun auf ein Jahr oder ein Vierteljahr, wenn er am zweiten Juni bezahlte, dann waren es fünfzehn Prozent — dann hatte er ein Pönale von neunhundert Mark gezahlt, und darauf war er ja gefaßt gewesen — also wozu sich weiter jetzt den Kopf zerbrechen?“

Er löschte die Lampe, fuhr ins Kasino, traf dort seinen Spielgläubiger, händigte ihm mit einer scherzenden Grimasse unter der verkehrt hingestreckten Hand das Couvert aus.

„Wie —? Ach so! Ah — sehr liebenswürdig. Na, und wie geht's sonst? War gestern 'ne lange Sitzung — äh — hol's der Teufel! Na, auf Wiedersehen, Marwitz — wir wollen heute noch ein bißchen schlemmen gehen und —“

Als Marwitz, sechs Monate nach seinem ersten Zusammentreffen mit Rösicke, in Urlaub ging, kam er gerade rechtzeitig nach Haus, um die Verlobung seiner Schwester mitfeiern zu helfen.

Und als er vier Wochen später von Marwitzenfelde nach Berlin zurückreiste, da hatte sich seine Mutter von einer schweren Brustfellentzündung eben soweit wieder erholt, daß Marwitz die alte Dame ohne unmittelbare Besorgnis verlassen konnte.

Er dachte später oft daran, wie gerade in diese Urlaubszeit so bedeutsame Ereignisse gefallen waren. Und wie sie gerade Anfang und Ende begrenzt hatten. Erst die Tage der freudigen Aufregung und dann die Wochen voll Sorge und Angst. Wie oft schon hatte er den Urlaub daheim eintönig herumgebracht — mit Jagd, mit Nachbarbesuchen, mit endlosem Familientratsch, so daß man sich schließlich kaum noch etwas zu sagen wußte. Und gerade diesmal mußte so eine Zeit sein, die keine halbe Stunde für ein ruhiges Wort übrigließ — gerade diesmal! Es war wie eine Fatalität.

Und dabei waren, wie Marwitz mit ärgerlichem Kopfkratzen zu bedenken hatte, doch auch schon sechs Monate verflossen, seitdem er das zweifelhafte Vergnügen der Bekanntschaft des Herrn Rösicke genoß. Eine Bekanntschaft, die nach dem vorgehabten Plan binnen drei Monaten ihr Ende — vermittels einer Zahlung und der Aushändigung eines gewissen Papiers — hatte finden sollen.

Schlieben hatte sich in jenen ersten kritischen Tagen bei einem zufälligen Zusammentreffen nach der Sache erkundigt — nur so en passant. „Na, wie stehn Sie denn mit unserm gemeinschaftlichen Freund?“

„Rösicke?“

„Hm!“

„Fahre ja dieser Tage nach Haus — dann kommt's in Ordnung!“ hatte Marwitz hastig hingeworfen und war gleich zu einem andern Gegenstand übergegangen.

Aber zu der beabsichtigten Urlaubsreise war es damals, vor drei Monaten, eben gar nicht gekommen.

Marwitz war zu einer Prüfung kommandiert worden, die in Anbetracht seines jungen Jahrgangs als Sekondleutnant eine Auszeichnung bedeutete — aber diese Bevorzugung hatte ihn genötigt, anstelle fröhlicher Tage in Marwitzenfelde eine Zeit ernsten Studiums in Berlin zu absolvieren. Er hatte wohl darüber gesonnen, ob er nicht trotzdem nach Hause reisen und sich dort stramm auf die Hosen setzen könne. Aber erstens: es war daheim doch immer zu viel Abziehung, zweitens: er brauchte Bücher, Karten und sonstiges Material, das nur in Berlin zu haben war, und endlich: dieses Urlaubsgesuch würde an vorgesetzter Stelle wie mangelnder Eifer ausgesehn haben.

Er hatte damals einen vierseitigen Brief an die Mutter angefertigt, mit einem ausführlichen Geständnis. Aber dieser Brief war nicht zur Abschickung gelangt. Solch eine Geschichte mußte eben in einer geeigneten Stunde gesagt werden, sie war mit Tinte und Feder nicht entsprechend zu gestalten. Es würde dann auch ein unangenehmes Hin- und Herschreiben erfolgt sein, das ihm den Kopf beschwert und ihn im Arbeiten gehindert hätte! Nein, das ging nicht — lieber noch einmal bluten!

Fortsetzung folgt.



Die diesjährigen Münchener Kunstausstellungen.

Während sich in den Berliner Kunstausstellungen die beiden Extreme modernen Kunstschaffens so schroff und unvermittelt gegenüberstehen, daß es dem Beschauer schwer wird, zu glauben, so heterogene Kunstwerke seien auf ein und demselben Boden unter annähernd den gleichen Verhältnissen gewachsen, haben sich in der Kunstmetropole an der Isar die Gegensätze längst wieder ausgeglichen. Während die modernen norddeutschen Künstler mit der ganzen Schwere und Gründlichkeit des Küstenbewohners dem Problem des flutenden Sonnenlichts nachsinnen und froh dieser Entdeckung das unerschöpfliche Thema in immer neuer Weise variieren und sich so weiter und weiter von der älteren Schule entfernen, deren Pinsel häufiger mehr patriotische als wirkliche künstlerische Empfindungen beseelten, ist diese Verbindung zwischen alter und neuer Kunst in München nie so schroff unterbrochen worden. Auch in dieser Frage kann man wieder die Beobachtung machen, daß einzelne Männer nicht nur durch ihre Werke, sondern auch durch ihre Persönlichkeit ihrer Umgebung den Stempel aufdrücken. Berlins moderne Künstlerschaft erstarkte unter der Führung des überzeugten Naturalisten Liebermann, Münchens Sezession wurde von Stuck, Uhde und Habermann ins Leben gerufen, das heißt von Künstlern, die dem Sonnenlicht nicht soviel Raum in ihren Bildern einräumten und teilweise sogar im sogenannten altmeisterlichen Ton malten. Dazu kommt noch, daß in München eine Persönlichkeit lebt und schafft, deren künstlerische Bedeutung von den Anhängern jeder Partei neidlos anerkannt wird und deren überragende Größe ausgleichend und beruhigend wirkt: Franz von Lenbach.

Die künstlerische Physiognomie Münchens ist demnach unendlich viel einheitlicher als die Berlins. Die beiden großen Kunstausstellungen haben zwar hier wie dort eine gewisse Aehnlichkeit, sie leiden an einer erdrückenden Ueberfülle. Auch in der Ausstellung der Künstlergenossenschaft im Münchener Glaspalast drängt sich in endloser Reihe Bild an Bild. Hier winken liebliche Genrescenen, dort ein derbes Bauernstück, gleich daneben lächelnde Nymphen, die selbstbewußt ihre Reize zur Schau tragen: alle Künstler wollen erzählen, und man hat den Eindruck, daß sie sich nur zufällig des Pinsels und der Farbe dazu bedienten; das Stoffliche steht im Vordergrund, und die künstlerische Durchführung ist Nebensache. Aber in München drängt sich das Militärische nicht so stark in die Erscheinung, und die gemalten Feldschlachten, die ganz nach dem Exerzierplatz schmecken, sieht man seltener. Auch die Repräsentationsporträts, das notwendige Uebel aller Ausstellungen, stehen in München auf größerer künstlerischer Höhe als in Berlin, und dort unten weht wenigstens nicht auf allen gemalten Meeresflächen die deutsche Kriegsflagge. Wenn man nun aus diesem Gewirr bunter Gestalten, von denen fast keine ein persönliches Gepräge trägt, in den feierlichen Raum tritt, wo Meister Lenbach in dämmrigem Halbdunkel seine Meisterwerke aufgestellt hat, ergreift einen ein Gefühl unendlicher Erhebung. Lenbach versteht es wie kein anderer, einen Raum künstlerisch zu gestalten. Seine Thätigkeit erstreckt sich über die Gemälde hinaus, er komponiert eine eigene ideale Welt für sie. Der alternde Meister, dessen Pinsel einst die markigen Männergestalten verewigt, die die Geschichte unserer Zeit gemacht, hat jetzt seine Aufmerksamkeit den schönen Frauengestalten zugewandt. Mit großer Feinheit weiß er das zarte Rot der Wangen, den goldenen Schimmer des seidenweichen Haars wiederzugeben. Dabei lebt jede von seinen Gestalten ihr eigenes Leben, in einem Zug giebt er uns eine ganze Persönlichkeit. Auch F. A. von Kaulbach giebt uns einen Ueberblick über sein Schaffen in einer großen Reihe von Porträts. Unwillkürlich wird man zum Vergleichen herausgefordert. Alles, was bei Lenbach weich und zart ist, wird bei Kaulbach süßlich. Aus dem träumenden Ernst wird Sentimentalität. Und nur wo das Objekt dem Künstler entgegenkommt, gelingt ihm wohl in einem schönen Mädchenkopf ein harmonisches Kunstwerk. Das große Gemälde unserer Kaiserin mit der kleinen Prinzessin läßt völlig kalt. Hier ist der Maler über das bloße Repräsentationsbild nicht hinausgekommen. Wir wollen aber auch bei einer hohen Frau, der sich ein reizendes Kind in den Arm schmiegt, nicht die Fürstin, sondern die Mutter sehen.

Im Glaspalast hat noch eine Anzahl Münchener Künstler ausgestellt, die gleichsam eine Mittelstellung einnehmen zwischen der Künstlergenossenschaft und der Sezession: die sogenannte Luitpoldgruppe. Zwei künstlerische Individualitäten von ausgesprochener Eigenart beherrschen die diesjährige Ausstellung: Raphael Schuster-Woldan und Julius Exter. Raphael Schuster-Woldan ist wohl der bedeutendste Vertreter der großen Ideenbilder in Deutschland. Er verfügt nicht nur über Kühnheit der Erfindung, sondern auch über hervorragende malerische Eigenschaften. Der Künstler und Maler sind bei ihm harmonisch vereinigt. Von mancher Seite wird ihm Süßlichkeit vorgeworfen, doch trifft dieser Vorwurf nicht zu, und jetzt verschwinden ja auch allmählich die Zeiten, wo nur das Häßliche eine Existenzberechtigung in der Kunst hatte.

Julius Exter hat in den letzten Jahren eine große Umwandlung durchgemacht. Das Unfertige, Wilde, das aus seinen früheren Gemälden sprach, ist von ihm gewichen. Er hat sich bescheiden gelernt und steht nun wieder fest auf eigenem Boden. Diese Umwandlung kann man schon an dem Format seiner Bilder erkennen. Früher riesengroße Leinwande, jetzt kleine Bilder von intimer Wirkung. Exters heimkehrende Bauern ist eins der schönsten Bilder der Ausstellungen. Klar heben sich die Silhouetten der nervigen Gestalten von dem stahlblauen Himmel ab, Sensen und Rechen starren in die Luft, und über dem Ganzen liegt der Zauber einer friedlichen, ruhigen Kraft. Auch sein altes Motiv vom Märchenwald hat er wieder variiert, und gerade seine Landschaft zeigt den Künstler auf bisher unerreichter Höhe. Aus Exters ganzer Persönlichkeit spricht eine echtdeutsche Art: Kraft und Gemüt. Von ihm können wir das Beste erwarten.

In der Sezession, die wieder in dem kleinen griechischen Haus gegenüber der Glyptothek ausgestellt hat, behaupten die Ausländer den Vorrang. Cameron hat eine Landschaft ausgestellt, die alle Vorzüge schottischer Malerei enthält. Die feuchte Luft des Insellands, die die Umrisse verschwinden läßt, das saftige Kolorit der Wiesen, die stillen, spiegelnden Wasserflächen sind hier mit vollendeter Meisterschaft gemalt. Ein interessantes Gegenstück bildet das große Gemälde des früh verstorbenen Italieners Segantini. Hier ist alles klar, jeder Umriß deutlich, und über der scharfen Form des Alpenhochlands breitet sich ein kalter Himmel, den die scheidende Sonne nur schwach verklärt. Aehnliche Wirkungen sucht der Münchener Künstler Karl Haider zu erzielen. Seine Bilder sind bescheidener, aber inniger in der Wirkung; sie verhalten sich zu den Gemälden Segantinis wie die liebliche Landschaft des bayrischen Vorlands zu der Majestät der Hochalpen.

Dagegen haben die beiden Hauptzierden der Münchener Sezession diesmal schlecht abgeschnitten. Stuck, der als Brutalisator Böcklinscher Ideen seine Laufbahn begann, um unerwartet schnell zur höchsten Höhe zu steigen, steht jetzt vielleicht unmittelbar vor dem tiefen Fall. Die Quelle seiner Ideen ist plötzlich versiegt, zum Teufel ist der Spiritus,

und geblieben ist nichts weiter als ein protziges Kraftmeiertum. Er hat wieder einmal einen Verbrecher gemalt, den die unvermeidlichen Furien nicht in Ruhe lassen. Eine Abwechslung hat er in das alte Thema gebracht, indem seine Furien diesmal nicht nur hinter dem fliehenden Mörder herrasen, eine der drei Schwestern reckt sich plötzlich vor ihm auf und tritt ihm in den Weg. Aber Stuck ist auch malerisch diesem Problem nicht gerecht geworden: seine Figuren sind zu massig, es haftet ihnen zu viel Erdschwere an, als daß es so leicht wäre, sie in die Lüfte zu erheben.

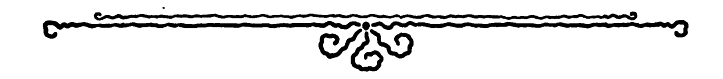
Auch die Porträts von Stuck zeigen eine gewisse Leere, aber in ihnen offenbart sich bereits die Richtung, in der die eigentliche Bedeutung des Künstlers liegt, nämlich im Dekorativen. Stucks Meisterwerk ist in keiner Ausstellung zu sehen, es steht oben auf der Höhe am andern Isarufer, nämlich seine Villa im antiken Stil.

Uhde hat diesmal seine Figuren der Heiligkeit entkleidet, sein Bild schildert eine Modellpause: die Jungfrau Maria, das Kindlein auf dem Arm, betrachtet neugierig ihr eigenes Bild auf der Leinwand, der heilige Joseph steht sinnend dabei, und die kleinen Engel wälzen sich auf den Diwans herum. Eine reizende Idee! Aber Uhde macht aus diesem Vorwurf eine Haupt- und Staatsaktion. Das Bild ist lebensgroß und sein anspruchsvolles Format kontrastiert lebhaft mit dem genrehaften Inhalt. Dazu kommt, daß das Gemälde gar keine malerischen Qualitäten aufweisen kann, die Farben sind von unerträglicher Kälte, und kein Lichtstrahl vereinigt das Ganze zu einheitlicher Wirkung.

Habermann bringt wie immer Frauenköpfe. Seit Jahren variiert er nun schon denselben Kopf, dem er immer neue Motive abzugewinnen weiß. Das Persönliche ist längst überwunden; aus diesem scharfen Profil mit den vibrierenden Nasenflügeln, den irrenden Augen, dem gierig geöffneten Mund spricht der Typus des hyperkultivierten modernen Weibes. Ein ganzes Kapitel Kulturgeschichte liegt in diesem einen Kopf.

Die Plastik ist auf beiden Ausstellungen wenig zahlreich vertreten. Hubert Netzer hat einen Brunnen ausgestellt. Das Motiv ist Orpheus, zu dessen Füßen sich die Tiere, bezwungen von dem Zauber seiner Musik, lagern. Die einzelnen Figuren sind herrlich, der ganze Aufbau von einer klassischen Linienschönheit; aber es fehlt die innige Verbindung der Figuren mit dem Element des fließenden Wassers, die den bekannten Narzißbrunnen des Künstlers, der jetzt im Bayrischen Nationalmuseum steht, vor allen andern auszeichnet. Gasteiger zeigt in einer Kollektivausstellung seine Meisterschaft in der Beherrschung der Form, die manchmal aber hart an das Barocke streift. Die Sezession bietet einige gute Sachen, aber nichts Neues. Wann kommt der Meister, der auch in der Plastik der Farbe zum Sieg verhilft?

Karl Anton Piper.



Akademischer Sport.

Von Dr. med. Robert Hessen (Mannheim).

Ich glaube keinem Widerspruch zu begegnen mit der Behauptung, daß die nicht käuflichen Freuden, die aus fröhlichem Muskelgefühl und gesunder Thätigkeit aller unserer Organe herrühren, am erquicklichsten und wohlthuendsten sind. Ein erblindeter Maler, ein tauber Komponist, ein gelähmter Kommerzienrat — welche tragischen Widersprüche in sich selbst! Man muß im Gipsverband gelegen haben, um ganz zu begreifen, welch eine unsägliche Wonne darin liegt, aus einer Straße in eine andere schreiten zu können, und nun gar vors Thor, in die freie Luft!

Wie alle, die nur das recht zu schätzen wissen, was sie verloren haben, beginnt die Kulturmenschheit plötzlich auf jene einfacheren Freuden Wert zu legen. Je tyrannischer die Schulen in der Jugend, Berufsarbeit und Erwerbszwang in reiferen Jahren uns in geschlossene Räume pferchen, um unser Muskelsystem zu verkümmern und unser Blut zu entmischen, desto nachdrücklicher regt sich die vergewaltigte Natur, um ihre Schäden wettzumachen — und diese Reaktion nennt sich Sport.

Ist es denkbar, daß irgendein Sport ungesund sei? An sich nicht. Aber es giebt Sportarten, die sich mit gewissen Konstitutionen ein für allemal nicht vertragen und deshalb schon in ihren Anfängen zu dem vielerwähnten „Uebermaß" führen. Es giebt Radfahrer, denen auch bei milder Witterung die Füße sofort kalt und selbst bei winterlichem Nordwind die Ohren heiß werden. Diese haben, an sich vielleicht völlig gesund, doch ein Gefäßsystem, das durch die Art des Tretens beim Radeln in unzweckmäßiger Weise gereizt und in der Aufgabe der Blutverteilung gestört wird. Solche Leute können unermüdliche Bergsteiger, können ausdauernde Tennisspieler sein und sich doch für längeres Radeln schlechterdings nicht eignen. Der Schluß ergiebt sich von selbst, daß es gar nicht Sportarten genug geben kann, damit jede Individualität sich die ihr bekömmliche Leibesübung an freier Luft zu schaffen vermag.

Ich habe in Nummer 18 der „Woche" (S. 783) daran zu erinnern gewagt, daß gerade der Teil unserer Studentenschaft, der vermöge seiner Ueberlieferungen dazu berufen schien, alle andern zu führen und dem Land auch in sportlicher Beziehung das beste Beispiel zu geben, sich den Forderungen der neuen Zeit nicht recht bewußt zu werden scheint. Während ein bloßer Genuß, das Trinken von vielem Bier, gewissermaßen als eine Leibesfertigkeit gepflegt wird, die Achtung und Ansehen verschafft, wird außer dem Fechten kein Sport als solcher entwickelt, dieser einzige Sport aber hört meist nach dem dritten Semester schon auf und ist ins bürgerliche Leben schlechterdings nicht übertragbar. Unsere Waffenstudenten werden also nach kurzem Aufenthalt aus ihrer Verbindung ohne den Halt einer festen Gewöhnung entlassen, die ihnen die höchst notwendige Instandhaltung ihres Muskelsystems erleichtern könnte, so daß nur die Lebhaftesten späterhin Energie genug besitzen, auf eigene Hand sich einen passenden Sport zu suchen und zu pflegen.

Ich betone nochmals mit allem Nachdruck, daß ich die gegenwärtige Generation, die diese Zeilen liest, für vollkommen schuldlos halte, da sie wie jede Jugend von der Tradition und einem gewissen Nachahmungsbedürfnis abhängig ist. Auch scheint mir die jetzige Studentenschaft durchaus weder so arm an Frische, noch so arm an wirklicher jugendlicher Liebenswürdigkeit, daß ein allgemeines Verdammungsurteil irgendwie am Platz wäre. Trotzdem wird der zeitige Zustand es sich gefallen lassen müssen, auf seine Berechtigung hin nachgeprüft zu werden, einmal aus Wohlwollen für die heutigen Studenten, die es zehnmal besser haben könnten, als der Fall ist, zweitens aus Wohlwollen für die kommenden Geschlechter, die noch auf den Schulen sitzen oder sitzen werden.

Es hat eine Zeit bei uns gegeben, da das Fechten soviel wie ein Sport, da es eine wirkliche Kunst war. Aber es ist mit ihr gegangen, wie es mit vielen Künsten geht:

sie sinken, sobald die guten Muster fehlen. In gewissen Waldrevieren des Harz können die jüngsten Finkenhähne nicht mehr ordentlich schmettern, nachdem man die alten Sänger wegfing. So hat der Krieg von 70 einen tiefen Einschnitt gemacht; so schnell und scharf wie in den 60er Jahren und im Sommer 70 ist auf deutschen Hochschulen nie wieder gefochten worden. Ich habe in Königsberg im Winter 71/72 einige der Zurückgekehrten zuweilen noch beobachten dürfen und bin niemals den Eindruck losgeworden, daß es eine andere und gediegenere Art von Kunst war, die von ihnen ausgeübt wurde. In den meisten Fällen waren es ja körperlich sehr bevorzugte Menschen, zäh und kernig in der Faser, von einfach und nüchtern lebenden Eltern geboren und erzogen. Doch keiner von uns Jüngeren kam ihnen auch nur annähernd gleich, selbst wenn der Wille gut war. Fast jeder von uns hatte ja einen „Luftspeer" zu Hause stehen mit dem rehledernen Handschuh im Bügel und ruhte nicht, bis er, oft erst nach Semestern, die Tiefquart (den „Durchzieher") ordentlich pfeifen lassen konnte und die Faust bei der dritten Terz hoch genug blieb. Es war dazumal ein bekannter Studentenwitz, gläubige Füchse nach einer bestimmten Nummer des Steindamms zu schicken, wo eine Wohnung (deren niedrige Decke sonst nur zu leicht die Spuren der Rappierspitze trug) ganz besonders geräumig und zum „Lufthiebschlagen" geeignet sein sollte. Sie kamen dann schmollend zurück mit der Auskunft, daß an der betreffenden Stelle ja die polnische Kirche stünde.

Aber noch andere, sehr bestimmte Umstände haben es veranlaßt, daß das verhängte Fechten als Kunst sich nicht auf der alten Höhe hielt. Einmal bot es von Hause aus die Anomalie gegen jeden andern Sport: daß mit voller Zielbewußtheit bei den Ausübenden ein körperliches Verhalten durchgesetzt wurde, das jeder sportlichen Bethätigung nicht etwa förderlich, sondern so ungünstig als möglich sein mußte. Wenn man sieht, wie Ruderer, die auf einer Regatta mitwirken wollen, sich „trainieren"; welchen Leistungen der Entsagung und Selbstbeherrschung sich diese jungen Leute freudig unterziehen, weil der noble Ehrgeiz, sich eines Tags auszuzeichnen, sie dazu anspornt; wie sie, ganz abgesehen von den körperlichen Strapazen, sich strengste Diät und völlige Abstinenz von Alkohol gefallen lassen, nur um sich auf der Höhe ihrer Kraft, Aug und Hand so sicher als möglich, das Herz zur höchsten Anstrengung fähig zu halten, so muß man sagen, daß dieses Element allein schon etwas Veredelndes in sich birgt, um dessentwillen wir einen rationellen Sport lieben und hochhalten sollten. Demgegenüber werden junge Akademiker, die oft und viel fechten sollen, zugleich dazu erzogen, oft und viel zu trinken. Während die Alkoholmengen, die das arme Hirn wöchentlich so und soviel mal wieder ausdünsten muß, die Leitung verlangsamen und damit die Schnelligkeit des Sehens wie des Zuschlagens mindern, lähmen die Flüssigkeitsmassen, die unaufhörlich durch die Zirkulation geschwemmt werden, allmählich die Herzkraft. Das Herz kann auf die Dauer solche Riesenaufgaben nicht bewältigen, die Faser giebt nach und setzt ein ganz überflüssiges Fett an. Der Mittelschlag mag immer noch gut bei uns sein. Aber die früheren stämmigen, hageren, langen Bursche, die wir hatten, beginnen zu fehlen, und wenn auch die Natur dem Fettpolster für die Lebenslust im allgemeinen eine wichtige hygienische Rolle zugewiesen hat, muß man doch sagen: unsere Studenten statten sich mit dieser Fülle zu früh aus. Sie schwitzen, keuchen, bluten viel zu sehr auf der Mensur, und einem harten sturmerprobten Balafré geht womöglich bei seiner zwanzigsten oder dreißigsten Affäre vor einem ganz gleichgiltigen Gegner zu seinem eigenen höchsten Erstaunen das Herz plötzlich minutenlang im Galopp, so daß er „Pause nehmen" muß: eine späte Rache des Alkohols, der jede körperliche Anstrengung als einen Eingriff in sein Machtbereich ansieht. Vor zwei Jahrzehnten lachten wir noch drüber, als ein dicker Kommilito von den Panduren bei der Musterung auf die Frage des Oberstabsarztes: „Ja, was machen Sie denn, wenn Sie laufen sollen?" die muntere Antwort gab: „Das kann ich nicht sagen. Ich bin schon seit Jahren nicht mehr gelaufen." Inzwischen hat man einzusehen begonnen, daß selbst eine körperlich so großartig ausgestattete Nation wie die deutsche sich einen Mißbrauch nicht für die Ewigkeit gestatten darf; sonst sinkt die Rasse. Die Zeit, da sich unsere Studenten beides im Verein leisten konnten, den Trunk und das Fechten, ist vorüber. Es mußte eine Wahl getroffen werden, und diese Wahl — das Rühmliche der Ausnahmen von vornherein zugestanden — scheint nach vieler ernsten Leute Ansicht leider nur zu oft in üblem Sinn zu erfolgen.

Es kommt ein Drittes hinzu, das freilich nur der ganz durchschauen wird, der mit dem Wesen der Waffenverbindungen etwas näher vertraut ist. Da die Logik doch eines Tags alles auf die Spitze treibt, so hat eine ganz natürliche Konsequenz zu dem an sich vielleicht bewundernswerten Grundsatz geführt: tadelloses Stehn ist wichtiger als noch so gutes Schlagen. Der Stoizismus, zu dem dieser Grundsatz den Einzelnen erzieht, soll nicht in Zweifel gezogen werden; der fechterischen Ausbildung hat er enormen Schaden gethan. Es ist unvereinbar mit irgendeiner künstlerischen Uebung, daß derjenige, der sie am erfolglosesten betreibt, dennoch die erste Note erhalten kann, und beim Pauken ist es nicht das Austeilen, sondern das Empfangen von Schmissen, was die gute Zensur verleiht. Immer zwar werden auch heute noch junge Leute die Hochschule beziehn, deren fechterische Veranlagung so bedeutend ist, daß sie schlechterdings nicht verhindert werden können, weit über den Durchschnitt hinauszugelangen. Aber da gutes Schlagen gegenüber gutem Stehn (Stillhalten) doch keine rechte Rolle spielt, fehlt natürlich für die meisten jede Anregung, sich zu vervollkommnen. Die Verbindungen als solche legen oft so geringen Wert darauf, daß, besonders wenn sie schwach an Zahl sind, der Einzelne, nachdem er sich mühsam die Anfangsgründe angeeignet hatte, hingestellt, zerschlagen, ausgeheilt und immer wieder hingestellt wird, bis er überhaupt nur noch auf Mensur ficht und zu seiner Ausbildung auf dem Uebungsboden während eines ganzen Semesters kaum mehr kommt.

Die Illusion, daß die Waffenverbindungen den großen Mutbehälter darstellten, ohne den die Nation an Tapferkeit und „Schneid" verarmen müßte, diese Illusion will ich hier nicht antasten. Viele von uns haben sie lange Jahre geteilt, und alles in allem ist sie nicht die schlechteste, die ein Mensch haben kann. Aber man lese nach, was Fritz Hönig in seinem vortrefflichen Buch von den „Zwei Brigaden" über den Mut sagt, und das, was ihn hebt: die Lebensweise unserer Waffenstudenten steht nicht darunter. Sie mag den passiven, duldsamen Stoizismus nicht ausschließen; der aktiven, kaltentschlossenen, entsagungsreichen, jedes Opfers wie jeder höchsten Anspannung fähigen Unternehmungslust thut sie mit Sicherheit Abbruch.

Der Charakter bildet sich, wie der nun verstorbene Professor Salkowski mit einem bei akademischen Lehrern nicht häufigen Grad von Selbstbescheidung zu äußern pflegte, „am wenigsten im Kolleg". Ein lautes Zujauchzen der Studenten pflegte diese Wendung zu belohnen; die Zeit war noch nicht reif dazu, daß jemand hätte aufstehen können und einwenden: „Wenn nicht im Kolleg, so noch zehnmal weniger am Biertisch." Nicht in den Augenblicken des Genusses formiert und kräftigt sich der Wille, nein, erst wenn man sich einen Genuß versagt. Wenn man zum erstenmal sich eine Luxusausgabe nicht gönnt, weil man der sparenden Eltern daheim gedenken mußte; wenn man zum erstenmal auf dem Weg zur Kneipe umkehrt, um lieber

für die Semestralprüfung zu arbeiten; wenn man zum erstenmal auf eine bequeme Trägheit verzichtet, um für andere zu sorgen; wenn man „Schluß macht" mit der ganzen Bummelei, weil man einsieht, daß es so nicht weitergehen könne.

Ziehen wir die Summe, so sind es drei Vorwürfe, die das heutige akademische Fechten im allgemeinen als Sport widerlegen: einmal daß von einem Trainieren keine Rede sein kann, im Gegenteil die als erforderlich betrachtete Lebensweise solchem Gedanken konträr ist; zweitens daß die erlangte Fertigkeit im Durchschnitt zu gering bleibt; drittens daß diese geringe Fertigkeit selbst nur für wenige Semester aufrechterhalten werden kann und den Akademiker ins spätere Leben nicht begleitet.

Das Turnen wird nun oft genannt, und sicher ist es ganz vortrefflich für alle, die sich dazu eignen. Aber es entbehrt gewisser Elemente, die dem Sport eigentümlich sind, z. B. des freien Antretens zum Wettspiel, und ein Blick genügt für die Ueberzeugung, daß es den Neigungen des kleinen Mittelstandes mehr entspricht als denen unserer Studenten, so daß von diesen nur die Geschicktesten in den Turnvereinen ihm auch späterhin obliegen. So sind und bleiben wir, obgleich gerade das Turnen schon seit einem Jahrhundert vorhanden und allen zugänglich ist, doch weit entfernt von dem Ziel, daß jedem Musensohn für die vielen Freistunden, die ihm erfahrungsgemäß in den ersten Semestern zu teil werden, andere Tummelplätze mit seinen Kameraden zur Verfügung stünden, als nur immer die Kneipen, in denen doch anstandshalber etwas „verzehrt" werden muß und schon am frühen Vormittag mit Bier angefangen wird.

Die eigenen Verbindungshäuser, die jetzt von vielen Verbindungen erworben werden, besonders wenn sie mit der Stiftung von inhaltreichen Lesezimmern, Billards u. s. w. verbunden sind, haben einiges hierin gebessert. Und doch was würde mancher, der in späteren Jahren mit Verwunderung im Tennis eine fast direkte Fortsetzung des verhängten Schlagens kennen lernte, darum geben, wenn ihm in der Fuchs- und Burschenzeit für all die überschüssigen Kräfte, die der Fechtboden ihm noch ließ, und all die freie Zeit im Sommer ein Tennisklub zur Verfügung gestanden hätte, im Winter irgendetwas auch nur annähernd Aehnliches wie die alten „Ballhäuser", in denen die jungen Leute früherer Jahrhunderte auch bei schlechtem Wetter sich jederzeit den Genuß einer scharfen Leibesübung verschaffen konnten, und von denen in Mannheim, in Tübingen, in Straßburg noch die Grundmauern stehen!

Damit es auch heute wieder soweit käme, müßten freilich in ganz anderer Weise wie bisher Mittel aufgewendet und Vorkehrungen getroffen werden, schon der frühen Jugend das Bedürfnis nach freien Sportsübungen mit Wettkampf, Turnier, Preisverteilung einzupflanzen. In England, dessen Politik wir nicht lieben, dessen Jugenderziehung wir aber studieren müssen, wenn wir jemals hoffen sollen, zu vernunftgemäßen Zuständen zu gelangen, weiß jeder kleine Junge in jedem „college" auf Fuß und Zoll den höchsten und weitesten Sprung vom letzten Jahr, in Minuten und Sekunden den besten „Rekord" für Dauerlauf und Schnelllauf, über 800 Meter und über 100 Meter, von Fußball und Cricket ganz zu schweigen. Bei uns verbreitet sich allenfalls auf irgendeiner Prima der staunenswerte Ruf, daß Studiosus Schulz oder Müller (×××, × bei irgendeiner — onia oder — ania) beim letzten Sommerkommers nach 1 Uhr morgens noch fünf Bierpauken zu drei „Ganzen" ausgemacht habe, und mit glühenden Wangen werden stille Gelöbnisse gefaßt, es auch einmal soweit zu bringen.

Ein Dichter, dem bei der Lektüre meines Aufsatzes in Nr. 18 der „Woche" augenscheinlich die Befürchtung gekommen sein muß, hierin könnte sich etwas ändern, begrüßte mich auf einer Postkarte mit den Versen:

„Auf dem Boden der trägen Stunden
Werden die Perlen des Daseins gefunden."

Wirklich, sehr hübsch gesagt! Aber es ist mir schlechterdings nicht in Erinnerung, daß der Eichendorffsche Taugenichts den ganzen Tag „soff". Gerade das, was er that, dieses Liegen im hohen Gras, dieses Hinaufblicken nach rauschenden Baumkronen und dem blauen Himmel darüber, dieses Träumen am Waldbach beim Gesang der Vögel und dem Brausen des Sturms, dieses innige sich Anschmiegen an die Natur in völliger Entspannung, dieses göttliche Faulenzen, das einen späteren Kraftvorrat verbürgt, das alles ist es ja, was unsere Studenten im Begriff sind, zu verlernen! Die verbrauchen sich ja auf ihren Kneipen, manche derart, als ob sie Semester lang gezwungen würden, Brom zu schlucken, mit den üblichen Folgen für Magen und Hirn.

Aber eine neue Zeit bricht an. In Königsberg hat Dr. Fritz Lange, ein alter Herr von den Goten, der Studentenschaft eine Schenkung gemacht, die, einzig in ihrer Art, vom Spender „Palästra Albertina" getauft worden ist. Das Werk ist unter Beteiligung der ganzen Provinz Ostpreußen vollendet, mit großen Feierlichkeiten eingeweiht und bezogen worden. Der Name sagt, daß es Zwecken der Leibesübung, womöglich in altgriechischem Sinn, dienen solle. Der Schreiber dieses ist in Newyork, als chirurgischer Assistent des Stifters, um die Mitte der achtziger Jahre Zeuge gewesen, durch welche mühevolle, dornenreiche Arbeit, die, wie immer ehrenvoll und gesegnet, doch eben im Exil sich vollzog, die Mittel zu jener großherzigen Schenkung gewonnen wurden. Es steht zu hoffen, daß sie ihrem beabsichtigten Zweck auch wirklich zugeführt werde. Vielleicht sind es die Goten, sie, die von allen deutschen Verbindungen in einer Palästra, einer „Ringschule" ihre Stammkneipe haben, die ersten, die das üble Wetttrinken abschaffen? Vielleicht sind es die Königsberger Studenten, die durch eine Einschränkung des Mensurwesens (ein Geringes genügt dazu) dem Einzelnen in jedem Semester eine bestimmte Anzahl von Uebungstagen und damit die Möglichkeit garantieren, seine fechterische Ausbildung zu vollenden? Vielleicht sind sie es gar, die, wenn Graf Schenckendorf zum erstenmal in Leipzig die Olympischen Spiele leitet, die ersten Sieger für Kraft und Geschwindigkeit stellen, um ihre Kränze in der Palästra Albertina niederlegen zu können?

Wir werden sehen.



Was die Richter sagen.

Das Pfandrecht des Vermieters.

Das Pfandrecht des Vermieters ist durch das Bürgerliche Gesetzbuch bekanntlich nach verschiedenen Richtungen hin eingeschränkt, insbesondere auch dadurch, daß diesem Pfandrecht nur die dem Mieter selbst gehörigen Sachen unterliegen, nicht auch die Sachen seiner Kinder, ebenso nicht die Sachen seiner Ehefrau, wenn sie mit ihm im gesetzlichen Güterstand verheiratet ist.

Aber diese neue Vorschrift findet — wie das Oberlandesgericht in Hamburg ausführt — nicht sofort vom 1. Januar 1900 auf Mietsverhältnisse Anwendung, die an diesem Tage bereits bestanden haben.

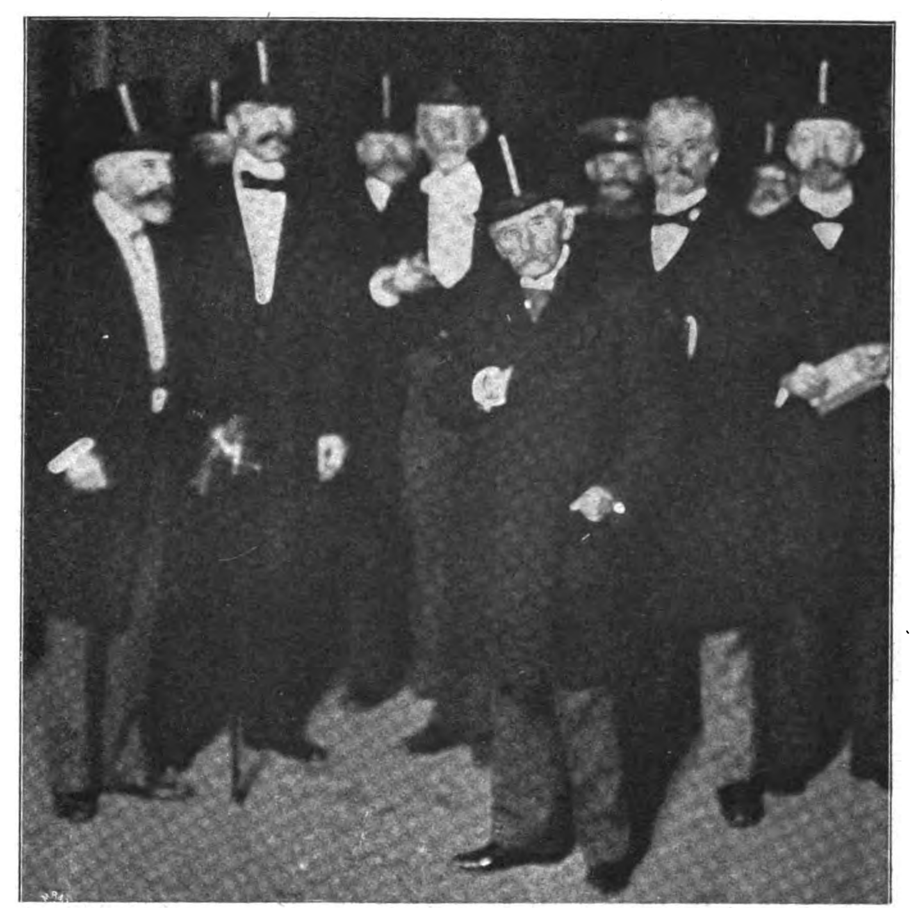
Vielmehr beginnt für diese Mietsverhältnisse die Einschränkung des Vermieterpfandrechts nicht vor demjenigen Termin, für den zuerst nach dem Inkrafttreten des bürgerlichen Gesetzbuchs eine Kündigung zulässig sein wird.



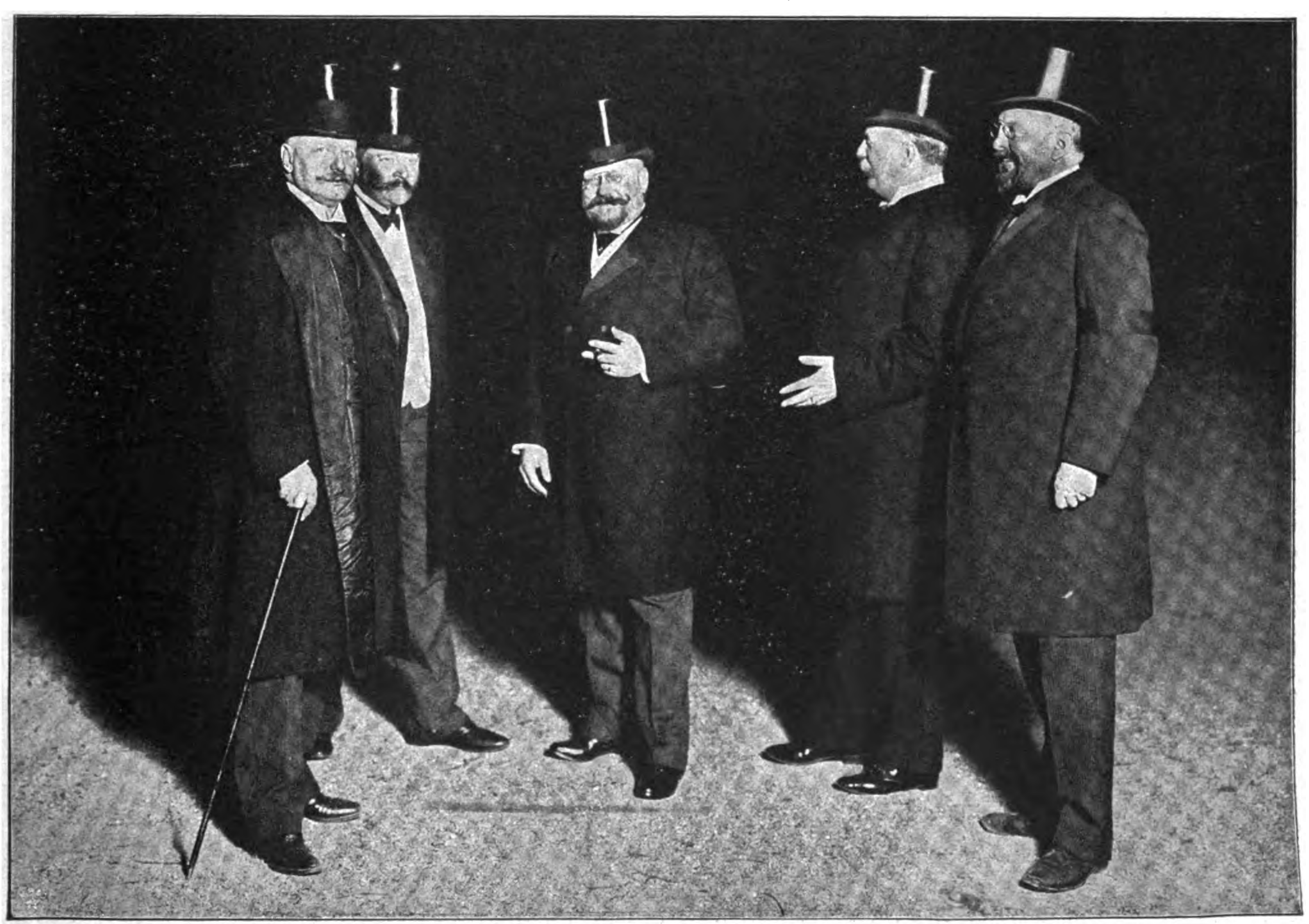
Parlamentarisches Gartenfest beim Reichskanzler.

Mit 2 Spezialaufnahmen für die „Woche" von Zander u. Labisch, Berlin.

Der Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe hatte am 11. Juni zu Gaste geladen. Es galt, den Schluß der diesjährigen Session zu feiern, und etwa 500 Teilnehmer waren erschienen, um wieder einmal jene liebenswürdige Gastfreundlichkeit des hohen Würdenträgers zu genießen, wie sie bei allen, die bei solchen Gelegenheiten um den Reichskanzler versammelt zu sein pflegen, längst sprichwörtlich geworden ist. Das herrliche Frühlingswetter gestattete dem parlamentarischen Empfangsabend, sich zum Gartenfest zu entfalten. Unter den hohen Baumkronen des Parkes zwischen der Königgrätzer- und der Wilhelmstraße waren in Zelten die „kalten Büffette" plaziert, auf dem grünen Rasen standen die Tische und Stühle, und wer genügend dafür gesorgt hatte, daß bei ihm „Herz und Seele zusammenhalten", der konnte behaglich auf den wohlgepflegten Gartenwegen lustwandeln, den Weisen einer Militärkapelle lauschen, im zwanglosen Geplauder, das an diesem gemütlichen Abend nichts weniger als einzig der strengen Politik zu gelten schien, die herrliche Nachtluft genießen. Unsere Momentbilder — das erste um Mitternacht bei Blitzlicht aufgenommen — lassen den gemütlichen Charakter der Veranstaltung wohl ahnen. Die erste Abbildung zeigt den Reichskanzler als liebenswürdigen Gastgeber im Mittelpunkt seiner erlesenen Gesellschaft.



Herzog v. Ratibor. Prinz Alexander Hohenlohe. Der Reichskanzler. Dr. Pannwitz. Abg. Bassermann. Geh. Rat v. Wilmowski.



Graf Bülow. Graf Bernstorff. Graf Hohenthal. Staatssekretär v. Podbielski. Abg. Dr. Porsch.

Gruppenbilder vom Gartenfest beim Reichskanzler.

Grundsteinlegung der Wiener Jubiläumskirche: Kaiser Franz Josef vollzieht die drei Hammerschläge.
Momentaufnahme von Hofphot. Charles Scolik, Wien.

Grundsteinlegung der Wiener Jubiläumskirche.

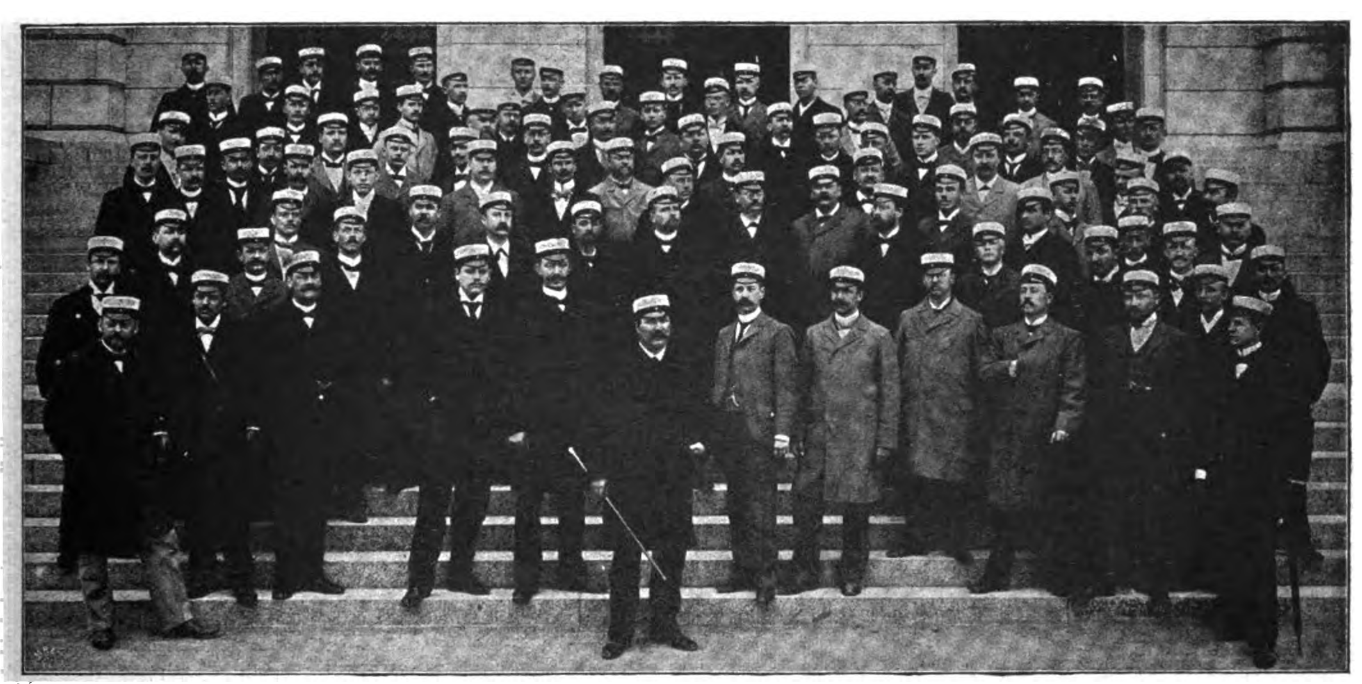
Dem Andenken an die Feier der fünfzigjährigen Regierung Kaiser Josefs von Oesterreich ist der Dom der Donaustadt gewidmet, zu dem in den Morgenstunden des 10. Juni, als eine Art Nachfeier der Festlichkeiten im vorigen Jahr also, die Grundsteinlegung stattfand. Das gab einen Festtag für ganz Wien, äußerlich auf den Straßen schon dadurch kenntlich, daß die Kinderwelt, vom Schulbesuch dispensiert, vom frühen Morgen an in festlichen Kleidern die Straßen durchwogte — hatte sie doch an diesem Tag in ihrer Gesamtheit eine Hauptrolle zu spielen, nämlich Spalier zu bilden bei der Auffahrt des Kaisers. Unser Bild zeigt den Festplatz mit seinem bunten Schmuck und spiegelt gerade den Moment wieder, wo Kaiser Franz Josef sich auf Einladung des Kardinals inmitten der Festteilnehmer zum Grundstein begeben hat und persönlich die drei Hammerschläge vollzieht.



Königin Wilhelmine von Holland in der Sommerfrische zu Schwarzburg.
Momentaufnahme für die „Woche" von Hofphot. Ed. Uhlenhuth, Koburg.

Die Königin von Holland in Schwarzburg.

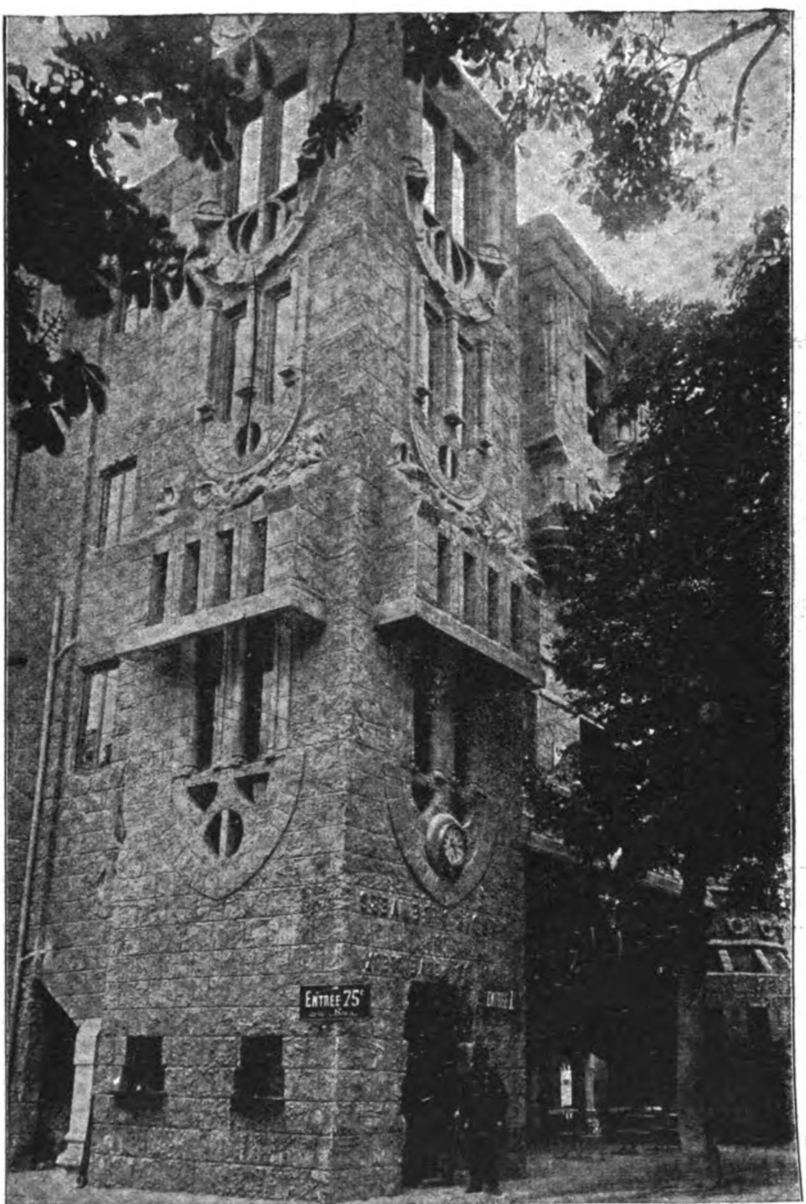
Königin Wilhelmine hat sich in jüngsten Tagen wieder einige Zeit in Deutschland aufgehalten, in Schwarzburg, wo sie in Begleitung ihrer Mutter weilte. Auch diesmal knüpften sich hieran verschiedene Gerüchte und Hoffnungen, die durch die gleichzeitige Anwesenheit mehrerer deutscher Prinzen in Schwarzburg genährt wurden. Keine von ihnen erfüllte sich indes, und die anmutige junge Herrscherin von Holland ist auch diesmal wieder in ihr Land zurückgekehrt, ohne eine Wahl bezüglich ihres künftigen Gatten getroffen zu haben.



Der Schwedische Studentenchor von Upsala vor der Universität.

Die Weltausstellung

in Paris ist auch reich an musikalischen Darbietungen. Zu dem Besten, was sich aus dem Reich der Frau Musika auf dem großen Weltmarkt zeigt, gehört jedenfalls der Schwedische Studentenchor von der Universität Upsala. Auch ihn zog es mächtig nach der Seinestadt. Vorerst aber profitierte Deutschland davon, denn die prächtigen, hier wohlbekannten schwedischen Musensöhne ließen es sich nicht nehmen, auch in Berlin ein Konzert zu veranstalten, in der Stadt, wo sie vor wenigen Jahren erst die herzlichste Aufnahme gefunden hatten. Ihre schwermütigen, doch dank ihrer charaktervollen Art niemals ermüdenden Volksgesänge werden auch das internationale Publikum der Ausstellung zu packen wissen und echte, rechte Grüße bilden, die der Norden der jubilierenden Seinestadt entsendet. Dieser Studentenchor der größten schwedischen Universität unter Führung des Herrn Ivar Hedenblad verdient die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt. Ueberdies sind seine Sängerfahrten stets idealer Natur; denn mit den Erträgen der auswärtigen Veranstaltungen pflegen die Studenten nichts als ihre Reisenunkosten zu decken — das eigentliche Vereinskapital, das u. a. der Schaffung einer eigenen großen Bibliothek und eines eigenen würdigen Heims dienen soll, erwerben sie sich mit ihren Konzerten in der Heimat. Auf unserm Bild, das die Herren in ihrer weißen Mütze mit der Kokarde in den schwedischen Farben zeigt, wird auch manch minder jugendlicher Kopf auffallen: er gehört diesem und jenem der „alten Herren", die zum Teil, wie beispielsweise Lundquist, heut schon berühmte Opernsänger sind.



Das „auf den Kopf gestellte Haus" auf der Pariser Weltausstellung.
Phot. Aufnahme von Frères Géniaux, Paris.

Das „auf den Kopf gestellte Haus", das die nebenstehende Illustration zeigt, ist einer der „Clous" der Pariser Weltausstellung. Bei der Sucht, etwas Eigenartiges zu bieten, ging man hier einmal so weit, das Oberste nach unten zu kehren, und nahm zu diesem Experiment ein hohes, stattliches Restaurationshaus. Kurios mutet es in der That an; der Dachstuhl liegt zu ebener Erde, das Fundament ragt in die Luft, während sämtliche Giebel und sämtliche Fenster verkehrt stehen. Die Möbel sind drinnen an der Decke befestigt. Die Fenstergläser sind derart geschliffen, daß auch beim Hinausschauen draußen die ganze Weltausstellung auf dem Kopf steht.

Das Francke-Festspiel in Halle a. S.

Mit zwei photographischen Momentaufnahmen von H. Steinmetz, Halle a. S.



Scene aus dem Franckefestspiel in Halle: Francke und seine Mutter in Gotha

Zum Besten der Ferienkolonien wurde dieser Tage in Halle a. S. ein Festspiel aufgeführt, das weit über den Rahmen dieser freundlichen Saalestadt hinaus allgemeines, lebhaftes Interesse erheischt: „August Hermann Francke, Lebensbild in 7 Vorgängen" von Rudolf Lorenz. Volksfestspiele sind von besonderer Bedeutung, wenn in ihnen anstelle äußeren Pompes das Einfach-Menschliche einer Person und ihrer Zeitgenossen in den Vordergrund gerückt wird. Solche Persönlichkeit fand man hier in Francke, dem Stifter des hallischen Waisenhauses. Ohne eine Welt durch gewaltige Geisteskämpfe in fiebernde Erregung zu versetzen, ohne die weltgeschichtliche Bedeutung eines Luther, eines Gustav Adolf, hat er seine Mission erfüllt, fern von dem Getriebe der Welt.

Im Hause seines frommen Mütterleins in Gotha erhält Magister Francke seine Berufung als Professor der griechischen und hebräischen Sprache und zugleich als Pfarrer nach Glaucha. Die moralisch verkommene Bevölkerung in diesem Ort zeigt ein dramatisch-bewegtes Bild von der Fastnacht im schwarzen Adler zu Glaucha, bei der sich der herkulische Schellenkönig am wüstesten hervorthut. Selbst Franckes Kantor Bude wird in das wilde Leben und Treiben mit hineingerissen. Doch bald zeigt sich der Sieg der guten Sache. Kantor Bude wird zur Reue und Buße geführt; Francke nimmt die ersten vier Waisen in sein Haus auf. Der von seinem Gewissen gepeinigte Schellenkönig kämpft, einem Titanen gleich, mit seinem besseren Ich! Endlich aber bricht der letzte Rest seines Widerstands, und er ruft aus: „Pfarrer, ich will Buße thun am Hochgericht. Segnet mich vorher!"



Rudolf Lorenz,
Verfasser des Franckefestspiels in Halle.



Scene aus dem Franckefestspiel in Halle: Francke und der Schellenkönig

Männliche Berufe.

Der Roßarzt.

Der Militärroßarzt erhält seine Ausbildung als „Militärroßarzteleve" auf einer Tierärztlichen Hochschule. Junge Leute, die sich dem Beruf zuwenden wollen, haben sich zunächst bei der Inspektion des Militärveterinärwesens zu melden und dort ein Annahmeattest nachzusuchen. Die nötige wissenschaftliche Vorbildung ist durch beigelegte Zeugnisse zu beweisen. Das Aufnahmeattest wird dem Truppenteil eingereicht. Nachdem die Einstellung erfolgt ist, hat der junge Mann je nach den eintretenden Vakanzen ein bis drei Jahr zu dienen und den Hufbeschlag soweit zu erlernen, daß er dem Unterricht auf der Lehrschmiede folgen kann. Einjährig-Freiwillige werden nicht angenommen. Von der Lehrschmiede in Berlin erfolgt nach bestandener Prüfung im Hufbeschlag der Uebertritt zur Militärroßarztschule. Hier dauert das Studium 3 1/2 Jahr. Im 4. Semester hat sich der Eleve einer naturwissenschaftlichen, im 8. Semester der tierärztlichen Fachprüfung (Staatsexamen) zu unterziehen. Solange er die Schule besucht, zählt er zu den Gemeinen des Soldatenstandes; nach bestandenem Staatsexamen erhält er den Titel Unterroßarzt, hat als solcher Wachtmeisterrang und bezieht bis 1080 Mark Löhnung. Nach etwa 4 Jahren wird er zum Roßarzt befördert und tritt damit in die Reihe der oberen Militärbeamten ein: Gehalt 12—1400 Mark, außerdem Servis- und Mietszuschuß. Im Lauf der ungefähr zehnjährigen Dienstzeit wird der Roßarzt noch einmal auf vier Monate an die Tierärztliche Hochschule kommandiert, um dort den Oberroßarztkursus durchzumachen. Nach bestandenem Examen steigt sein Gehalt auf 2000 bis 2400 Mark; dazu kommt der Zuschuß. Für die meisten schließt die Karriere hiermit ab. Vereinzelte bringen es noch zum Korpsroßarzt und beziehen als solche 2400 bis 3300 Mk. Gehalt.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW., Zimmerstr. 39/41. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, Berlin.

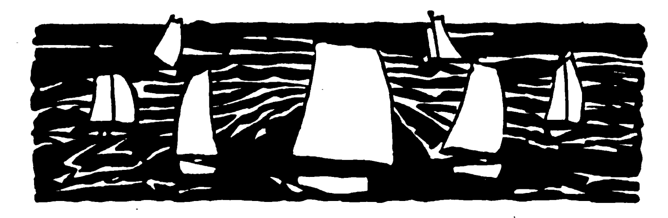
DIE·WOCHE.

Nummer 26. Berlin, den 30. Juni 1900. 2. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 26.

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und dessen Vororten bei der Geschäftsstelle Zimmerstraße 39—41, sowie bei allen Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und sämtlichen Buchhandlungen;
im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 8331);
im Ausland bei den Postanstalten folgender Staaten:
Belgien (4,04 fr.), Dänemark (2,83 Kron.), Italien (4,88 Lire), Luxemburg (4,20 fr.), Niederlande (2,10 fl.), Norwegen (3,05 Kron.), Oesterreich ([Postzeitungsliste Nr. 4239] 3,70 Kr.), Schweden (3,10 Kron.), Ungarn (4,01 Kr.).
(Der in Klammern gestellte Betrag ist der vierteljährliche Abonnementspreis.)
in der Schweiz und in Rußland nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten Abonnements entgegen;
in Frankreich nehmen alle Buchhandlungen Abonnements entgegen;
für England nimmt die Firma Emile Pelletier, 56 Charlotte Street Fitzroy Square, London W, Abonnements entgegen.



Die sieben Tage der Woche.

21. Juni.

Die vereinigten Mächte in China erlassen eine Proklamation, daß sie Waffengewalt nur gegen die Boxer und alle die anwenden wollen, die sie am Vormarsch nach Peking zur Rettung der bedrohten Europäer hindern würden.

Die republikanische Konvention der Vereinigten Staaten nominiert einstimmig Mac Kinley als Kandidaten für die Präsidentschaft und Roosevelt für den Posten des Vizepräsidenten.

Das portugiesische Ministerium Luciano de Castro nimmt seine Entlassung. Der Führer der Konservativen Huitze Ribeiro wird mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt.

In Dortmund findet der 27. Deutsche Gastwirtstag statt.

22. Juni.

In Washington trifft eine Depesche des Admirals Kempff ein, wonach in Tientsin der amerikanische Konsul, vierzig angloamerikanische Missionare und eine größere Anzahl von Privatpersonen ermordet worden sind.

Der Zar betraut den Grafen Lambsdorff mit der interimistischen Leitung des russischen Ministeriums des Aeußern.

23. Juni.

Vom Chef des deutschen Kreuzergeschwaders in China trifft der amtliche Bericht über das Gefecht bei Taku und die Verlustliste des „Iltis“ ein. Danach sind ein Offizier und 7 Mann gefallen; Kapitän Lans (Portr. S. 1116), Berichterstatter Herrings und 2 Mann schwer, weitere 10 Mann leicht verwundet.

Der preußische Landwirtschaftsminister fordert die Landwirtschaftskammern auf, je einen hervorragenden Sachverständigen nach Frankreich zum Studium der landwirtschaftlichen Verhältnisse auf der Pariser Weltausstellung und in Frankreich zu entsenden.

Die Berliner chinesische Gesandtschaft teilt dem Auswärtigen Amt den Inhalt einer Depesche des Vizekönigs von Nanking mit, wonach der Freiherr v. Ketteler wie auch die übrigen Gesandten sich am Leben und in Sicherheit befänden und Li-Hung-tschang (Portr. S. 1114) zur Vermittlung zwischen der chinesischen Regierung und den Mächten von Kanton nach Peking berufen worden sei.

24. Juni.

Der Kaiser verleiht dem Kommandeur des „Iltis“, Korvettenkapitän Lans, den Orden pour le mérite.

Dr. Joh. von Miquel (Portr. S. 1113) feiert das zehnjährige Jubiläum seiner Ernennung zum preußischen Finanzminister.

In Mainz wird der 500. Jahrestag der Geburt Johann Gutenbergs (Abb. S. 1120) festlich begangen.

Das neue italienische Kabinett konstituiert sich wie folgt: Präsidium und Inneres Saracco (Portr. S. 1116), Auswärtiges Visconti-Venosta, Justiz Gianturco, Schatzamt Giulio Rubini, Finanzen Chimirri, öffentliche Arbeiten Branca, Unterricht Gallo, Krieg Ponza di San Martino, Marine Morin, Ackerbau Carrano, Post und Telegraphen Pascolato.

25. Juni.

Aus Petersburg kommt die Nachricht, daß der Zar die Mobilisierung der Truppen des sibirischen sowie des amurschen Militärbezirks angeordnet hat.

In Paris tritt der internationale Bergarbeiterkongreß zusammen.

26. Juni.

Im Auswärtigen Amt trifft eine Depesche des deutschen Konsuls in Tschifu ein, die meldet, daß die internationale Hilfsexpedition Tientsin entsetzt und den Weitermarsch auf Peking angetreten habe. Admiral Seymour und die Gesandten sollen sich in sehr bedrängter Lage westlich von Tientsin befinden.

Dem Direktor im Handelsministerium, Geh. Ob.-Regierungsrat Hoester, wird die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienst erteilt.

27. Juni.

Die Reichsregierung beschäftigt sich mit vorbereitenden Schritten für die Entsendung weiterer Verstärkungen nach Ostasien, falls die Umstände dies erfordern sollten.



Zur Lage in China.

Die Kaiserinregentin, der Hof, die Regierung, das Heer und die Bevölkerung.

Von M. v. Brandt (Weimar).

Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, sich nach den aus China eingehenden Telegrammen ein Bild der dortigen Lage zu machen, jedenfalls kann man mit Bestimmtheit behaupten, daß die Hälfte, wenn nicht mehr dieser Nachrichten für den, der China kennt, von vornherein den Stempel der Unwahrheit an der Stirn tragen. Unter den Umständen ist es ganz besonders notwendig und eine der Tagespresse nicht dringend genug zu empfehlende Pflicht, in Bezug auf die aus diesen Nachrichten zu ziehenden Folgerungen möglichst vorsichtig und zurückhaltend zu sein. Wir sind durch die schnelle Beförderung von Mitteilungen aus den entferntesten Teilen der Erde so verwöhnt, daß, wenn diese Verbindung einmal unterbrochen wird, sich aller, selbst der unbe-

teiligtsten Zuschauer, eine hochgradige Nervosität bemächtigt, die durch die Scharen überall aufflatternder Enten noch gesteigert wird. Die Lage ist ohnedies ernst genug, um den Versuch zu machen, sie ruhig zu betrachten.

Zuerst wird vielen aufgefallen sein, daß der Aufstand der Boxer, der den Anlaß oder den Vorwand zu den jüngsten Ereignissen gegeben hat, so unerwartet und in solchem Umfang ausgebrochen ist; es ist aber eine für asiatische Länder durchaus charakteristische Erscheinung, daß solche Ereignisse stets ganz unerwartet mit elementarer Gewalt auftreten. Hinterher giebt es immer eine Menge Leute, die alles vorhergesehen haben wollen, aber meistens ist auch denen, die auf die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit solcher Ereignisse hingewiesen hatten, der Ausbruch unerwartet gekommen. Die Aufstände in Kabul 1841 und 1879 kamen den Engländern an Ort und Stelle vollständig überraschend, der Sepoy-Aufstand 1857 fand die Regierung und Beamten ganz unvorbereitet, und wenn man den chinesischen Nachrichten glauben darf, wurden bei der Erhebung der Chinesen gegen die mongolische Dynastie in der Mitte des 14. Jahrhunderts an einem Tag im ganzen Reich 300 000 Mongolen erschlagen, ohne daß die Opfer, die den Landeseingeborenen viel näher standen, als ein Fremder dies je thun kann, eine Ahnung von der sie bedrohenden Gefahr hatten.

Jedenfalls kann man bei Ereignissen, die mit solcher Plötzlichkeit hereinbrechen, immer annehmen, daß vieles vorausgegangen sein muß, was das Zusammenwirken der Massen ermöglicht hat; diese Ursachen wegzuräumen wird die Aufgabe einer späteren, verständigen Politik sein; heute handelt es sich darum, den Aufstand niederzuschlagen, und dazu wird das energischte Vorgehen zugleich das menschlichste sein, weil es ermöglichen kann, mit einem Schlag eine Bewegung auszustampfen, die sonst Jahre hindurch fortschwelen würde. Die Fremden haben mit vier Faktoren zu rechnen: der Bevölkerung, der Armee, der Regierung und dem Hof. Zwischen den beiden letzteren einen prinzipiellen Unterschied machen zu wollen, ist für China viel weniger zutreffend als z. B. für die meisten europäischen Staaten. Selbstverständlich werden die Entscheidungen des Herrschers auch in China unter gewöhnlichen Verhältnissen einen maßgebenden Einfluß auf den Gang der Verwaltung und Politik ausüben, aber er ist durch Zeremonien, Präzedenzfälle und philosophisch-religiöse Vorschriften in seinen Entschließungen vielmehr eingeschränkt und beengt als die europäischen Souveräne, während die chinesischen Minister trotz der devotesten Sprache ihrer Eingaben viel dickköpfiger und eigensinniger zu sein pflegen als ihre europäischen Kollegen.

Welche Rolle die Kaiserinregentin bei den jüngsten Vorgängen gespielt haben mag, ist schwer zu entscheiden; sie hat sich während der langen Jahre, in denen sie einen entscheidenden Einfluß auf die Geschichte Chinas ausübte, als eine verständige und energische Frau bewiesen, der die Unterdrückung der Taipingrebellion und des mohammedanischen Aufstands im Westen des Reichs gelungen ist und deren Einfluß wohl auch die Fortschritte zugeschrieben werden dürfen, die China in dieser Zeit gemacht hat. In den Beziehungen zum Ausland war sie stets liberaler als die Mehrzahl ihrer Ratgeber; ihrer Einwirkung sind der Empfang der fremden Gesandten durch den Prinzen von Chun, dem Vater des jetzt regierenden Kaisers, sowie die Audienzen der Gesandten beim Kaiser selbst und endlich wohl auch unzweifelhaft der des Prinzen Heinrich zuzuschreiben, es liegt daher gar keine Veranlassung vor, sie eines besonderen Fremdenhasses zu zeihen. Dagegen ist es nicht unmöglich, daß abgesehen von der politischen und industriellen Drangsalierung Chinas durch die fremden Mächte die Hetzereien gegen ihre Person und die Dynastie, an denen namentlich die englische Presse in und außerhalb Chinas viel geleistet hat, sie schließlich kopfscheu und den extremen Ratschlägen fremdenfeindlicher Berater zugänglicher gemacht haben mögen, als dies früher der Fall gewesen ist.

Man darf, um zu einer richtigen Beurteilung der Vorgänge in China zu gelangen, nicht übersehen und auch nicht vergessen, wie seit längerer Zeit die Aufteilung Chinas in der Presse Europas erörtert und besprochen wird. Dann wird man verstehen, daß schließlich auch ein Chinese nervös werden kann, wenn es sich um die Unabhängigkeit und Erhaltung seines Landes handelt. Der Kaiser selbst hat wohl keine Rolle bei den Vorgängen gespielt, wenn nicht die eines gefügigen Werkzeugs in den Händen energischerer Persönlichkeiten; sein Verhalten bei dem sogenannten Reformversuch hat ihn in den Augen der Chinesen und Fremden, eine kleine Clique von Phantasten ausgenommen, gründlich diskreditiert. Die Stellung der Minister oder richtiger der Präsidenten der großen und kleinen Staatsämter wird durchschnittlich eine mehr oder weniger konservative und daher den Fremden abgeneigte gewesen sein; wie weit diejenigen von ihnen, die Mitglieder des Tsungli Yamen waren (und dieses ist aus Präsidenten oder Vizepräsidenten der andern Aemter zusammengesetzt, um die Opposition der letzteren gegen Beschlüsse des Tsungli Yamen zu brechen oder zu vermindern), durch die Zugehörigkeit zu dieser Körperschaft zu liberalerer Gesinnung bestimmt worden sein mögen, muß dahingestellt bleiben. Im allgemeinen hat die Thätigkeit im Auswärtigen Amt auch auf die reaktionärsten Gemüter einen abkühlenden und ernüchternden Einfluß ausgeübt, und gerade aus diesem Grund hat die Regierung oft mit gutem Erfolg die schlimmsten Schreier zu ihren Mitgliedern ernannt. Ob die Mandschus sich als besonders fremdenfeindlich erwiesen, scheint zweifelhaft, früher waren sie es jedenfalls nicht, wie denn im allgemeinen der Mandschu ein viel weniger starrer Konservativer zu sein pflegt, als der Chinese; die thörichte Bedrohung ihrer dynastischen und persönlichen Interessen mag sie aber neuerdings in das entgegengesetzte Lager getrieben haben. Verständigen Erwägungen verschlossen sich früher die chinesischen und mandschurischen Staatsmänner, soweit die Furcht vor den Angriffen konservativer Kreise sie nicht daran verhinderte, auf die Dauer nicht; die relativ nicht unerheblichen Fortschritte Chinas in den Jahren 1860—1890 beweisen dies, und auf dieser Grundlage und auf ihr allein wird auch in Zukunft die Aufrichtung eines ursprünglichen modus vivendi möglich sein.

Was die Armee betrifft, so kommen für Nordchina nur die Bannerleute und die Freiwilligenkorps in Frage; die eigentliche chinesische Armee, die des sogenannten grünen Banners, eine wenig disziplinierte und noch weniger ausgebildete, schlecht bewaffnete Truppe, spielt dort keine Rolle. Die Bannerleute sind in und bei Peking ansässige Angestellte der verschiedenen mandschurischen, chinesischen und mongolischen Banner, die gegen Gold und Naturalverpflegung (Reis) und teilweise Grund und Boden oder Häuser zum Kriegsdienst verpflichtet sind; sie sind, wenigstens in der Theorie, die Nachkommen der Armeen, mit denen die Mandschuren einst China erobert haben. Einzeln habe ich die Leute stets freundlich, verständig und zugänglich gefunden; zum Dienst eingezogen und formiert, ließ ihre Disziplin manches zu wünschen übrig, und es kamen wohl auch Insulten gegen Fremde vor.

Die Freiwilligenkorps sind von den einzelnen Generälen in ihren Heimatprovinzen angeworbene Truppen, die zu ihren Führern in dem Verhältnis stehn wie z. B. in Deutschland bis nach dem dreißigjährigen Krieg die Regimenter zu den Obersten, deren Eigentum sie bis zu einem gewissen Grad waren. Die Freiwilligenkorps bilden den besten Teil der chinesischen Armee, haben sich aber nie durch besondere Disziplin ausgezeichnet. Die Truppen des jetzt vielgenannten Generals Tung fu Siang stammen aus Kaasuh, der an Turkestan grenzenden chinesischen Provinz, und dürften zum größten Teil aus Mohammedanern bestehn; sie waren zum Krieg mit Japan einberufen, sind aber nicht mit den Japanern zusammengestoßen, was ihren und ihrer Führer Uebermut erklären dürfte.

Was endlich die Bevölkerung, schließlich die wesentlichste und für den Ausgang wichtigste Gruppe, anbetrifft, so läßt sich ihre fremdenfeindliche Stimmung auf verschiedene Ursachen zurückführen. Einmal auf die aufdringliche Thätigkeit der christlichen, besonders protestantischen Missionare, denen letzteren die Disziplin

und Diskretion ihrer katholischen Amtsbrüder fehlt; dann auf manche augenblicklichen Verluste, die der Bau einiger Eisenbahnen für Karrenführer, Maultier- und Kameltreiber, Schiffszieher u. s. w. mit sich gebracht haben mag und die durch den Bau anderer noch zu erwarten sind; schließlich auf die Art, mit der bei der Expropriierung der Besitzer für den Bau von Eisenbahnen vorgegangen ist. Rechnet man dazu die Roheiten, die von einzelnen Fremden gegen Chinesen unzweifelhaft begangen worden sind und die Fama ins Tausendfache vergrößert haben mag, sowie Vorfälle, wie die Nichtentdeckung von fremden Mördern oder die nach chinesischen Begriffen unzureichende Bestrafung anderer — für den Chinesen gilt die Regel „Auge für Auge, Zahn für Zahn", und er führt das Prinzip bis zur äußersten Konsequenz durch — so wird man sich kaum wundern, daß die Aufhetzungen der Litteraten auf guten Boden gefallen sind und die Ergebnisse gezeitigt haben, die nun den Frieden der Welt in Gefahr bringen. Daß es so weit gekommen, ist schlimm — schlimmer aber würde es sein, wenn es wieder so kommen könnte!



Zehn Jahre Finanzminister.

Hierzu das Porträt Johannes v. Miquels S. 1113.

Am 24. Juni waren zehn Jahre verflossen, seit König Wilhelm II. Johannes Miquel an die Spitze des preußischen Finanzministeriums berief, von dem er kurz zuvor in Frankfurt a. M. gesagt hatte: „Das ist mein Mann". Es sollte sich bald zeigen, daß Miquel nicht nur der Mann des Monarchen, sondern auch der Mann der Situation war, denn ihm gelang, woran schon mehr als einer seiner Vorgänger gescheitert war: die große Reform der direkten Steuern in Preußen. Solide war die Finanzverwaltung gewiß auch vorher gewesen, aber das alte System entsprach nicht mehr der neuen Entwicklung der Verhältnisse; die Ausgaben des Staats wuchsen, während die Einnahmen sich verminderten. Die Schuldotationsgesetze vom Jahr 1888/89 allein verlangten 1891/92 bereits eine Ausgabe von rund 27 Millionen Mark. Die Gesetze über die Erhöhung der Pensionen der Volksschullehrerwitwen, die Versorgung der Hinterbliebenen von Beamten, ferner die Erhöhung der Beamtenpensionen, die Zuschüsse zu den Pensionen der Volksschullehrer von je 600 Mark, die Fürsorge für Beamte bei Betriebsunfällen und die Aufhebung der Beamten- und Lehrerbeiträge zu den Pensionen für ihre Hinterbliebenen verursachten für die Staatskasse eine Mehrausgabe oder Mindereinnahme von rund 150 Millionen Mark.

Dazu waren die Mehrüberweisungen des Reichs gegenüber den Matrikularbeiträgen, die 1889/90 die Höhe von 80 Millionen erreicht hatten, 1891/92 schon auf 42 Millionen gesunken, so daß die Staatskasse zu den Ueberweisungen aus der lex Huene an die Kreise rund 15 Millionen darauf zahlen mußte. Da sich überdies im letzten Jahrzehnt die dauernden Ausgaben der Staatsverwaltungen um rund 99 Millionen gesteigert hatten, wurde ein namhafter Fehlbetrag nur durch die unerwarteten Ueberschüsse der Staatseisenbahnen vermieden; er stellte sich aber in Höhe von 43 Millionen Mark ein, als sich 1890/91 statt der bis dahin erfolgten durchschnittlichen Steigerung der Ueberschüsse von 25 Millionen eine Mindereinnahme von 15 Millionen ergab. Einen ungünstigen Einfluß auf die Finanzlage übte außerdem die Abhängigkeit der preußischen Finanzverwaltung von den Erträgnissen des Reichs aus. Die infolgedessen von Miquel unternommenen Versuche, die finanziellen Beziehungen zwischen den Einzelstaaten und dem Reich auf feste Grundlagen zu stellen, scheiterten an dem Widerstand des Reichstags. Die Konsolidierung der Verhältnisse in Preußen selbst aber glückte, und insbesondere wurde durch die Beseitigung der lex Huene der Einfluß der schwankenden Erträgnisse des Reichs auf die preußische Staatskasse herabgemindert.

Herr v. Miquel selbst hat als maßgebend für seine Finanzpolitik folgende Leitsätze aufgestellt: 1. Angesichts der naturgemäß steigenden Bedürfnisse des Staats Festhalten und sorgsame Fortentwicklung der vorhandenen Einnahmequellen. 2. Konsequentes Erstreben von Ersparnissen im kleinen und im großen, namentlich auch durch Vereinfachung der Organisation der Verwaltung und thunlichste Verminderung der Ausgaben für die Herstellung baulicher Anlagen aller Art. 3. Pflegsame Verwendung der vorhandenen Mittel und Vorsicht bei der Uebernahme dauernder Ausgaben, namentlich solcher mit steigender Tendenz.

Natürlich konnte ein Realpolitiker wie Miquel nicht daran denken, an diesen Leitsätzen schablonenhaft festzuhalten, praktische Erwägungen fielen in dieser und jener Beziehung stärker ins Gewicht, als die allgemein aufgestellten Theorien. So könnte es auf den ersten Blick scheinen, als hätte der Finanzminister bei seiner Reform gegen den ersten Leitsatz „Festhalten an vorhandenen Einnahmequellen" verstoßen, indem er die Realsteuern den Gemeinden überwies. Allein durch die Umgestaltung der Einkommensteuer, die Heranziehung der Aktiengesellschaften u. s. w., sowie durch die Einführung der Ergänzungssteuer schuf er einen Ersatz, der wenn nicht sofort, doch innerhalb weniger Jahre den Ausfall deckte. Ueberhaupt darf nicht übersehen werden, daß Miquel neben der Sicherung des Gleichgewichts im Staatshaushalt stets auch eine gerechtere Verteilung der Lasten als Ziel vor Augen hatte, daß er neben der Konsolidierung der finanziellen Verhältnisse Preußens auch ausgleichende Gerechtigkeit erstrebte. Unter diesem Gesichtspunkt stellen sich seine Maßnahmen als durchaus folgerichtig dar.

Als er an die Reform herantrat, wurde durch Realsteuern ein größerer Teil des Gesamtbetrags der direkten Staatssteuern aufgebracht als durch die Personalsteuern. Im Jahr 1890/91 betrug das Steuersoll aus der Klassensteuer 24,681,000 Mark, aus der klassifizierten Einkommensteuer 44,364,000 Mark, während die Grundsteuer 40,032,000, die Gebäudesteuer 32,375,000 Mark erbrachte. Außerdem wurden vom stehenden Gewerbebetrieb 18,470,521 Mark und vom Gewerbebetrieb im Umherziehen 2,648,479 Mark erhoben. Diese Verteilung der Lasten war vor allem deshalb ungerecht, weil bei den Realsteuern die persönliche Leistungsfähigkeit der einzelnen Steuerzahler nicht berücksichtigt wurde.

Bei der Einkommensteuer konnten die Schulden, für die der Steuerträger Zinsen zahlen muß, berücksichtigt werden, bei der Grund- und Gebäudesteuer mußte die Verschuldung außer Betracht bleiben, weil ein vermögender Haus- oder Grundbesitzer hohe Hypotheken auf sein Grundstück eintragen lassen, dabei aber im Geldschrank reichen Zins tragende Wertpapiere liegen haben konnte. Diese Nichtberücksichtigung der Schuldenverhältnisse war eine Ungerechtigkeit, weil der Staat als solcher für die Grund- und Hausbesitzer keine besonderen Aufwendungen machte. Wohl aber haben diese, ebenso wie die Gewerbetreibenden von einzelnen Einrichtungen der Gemeinden besondere Vorteile; die Erhebung der Realsteuern für die Gemeinden entspricht daher der Billigkeit, um so mehr, da die Besitzer auf der andern Seite durch die in der Folge eintretende Herabsetzung der Kommunalzuschläge zur Einkommensteuer entlastet wurden.

Das Mittel, durch das der Finanzminister Ersatz für den aus dem Verzicht auf die Realsteuern sich ergebenden Ausfall an Staatseinnahmen schuf, war eigentlich nichts anderes als die Anwendung des Prinzips der ausgleichenden Gerechtigkeit auch bei der Erhebung der Einkommensteuer. Durch die Einführung

der Deklarationspflicht und der Progression bei den höheren Einkommen und durch die Heranziehung der juristischen Personen wurde in Wirklichkeit eine Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit erzielt, die gleich bei der ersten Veranlagung ein Mehr von 45 284 866 Mark ergab. Während von dieser Summe rund 10 Millionen auf die früher steuerfreien Aktiengesellschaften u. s. w. entfielen, zahlten die physischen Personen jetzt 35 Millionen mehr, mit andern Worten: es wurden jetzt Einkommen im Gesamtbetrag von einer Milliarde getroffen, die vorher zu Unrecht nicht besteuert worden waren.

Zu dieser Reform der Einkommensteuer kam dann die Vermögensteuer, die offiziell den zutreffenden Namen Ergänzungssteuer erhalten hat; sie ergänzt die Einnahmen aus der Einkommensteuer, und sie ergänzt die Bethätigung der ausgleichenden Gerechtigkeit, indem sie eine stärkere Belastung des fundierten Einkommens gegenüber dem unfundierten darstellt. Sie hat den vom Finanzminister gewollten Zweck allerdings nicht in vollem Umfang erfüllt, da die von ihm vorgesehene Deklarationspflicht vom Landtag abgelehnt wurde; aber auch ohne die obligatorische Vermögensanzeige ist sie von wohlthätigem Einfluß gewesen.

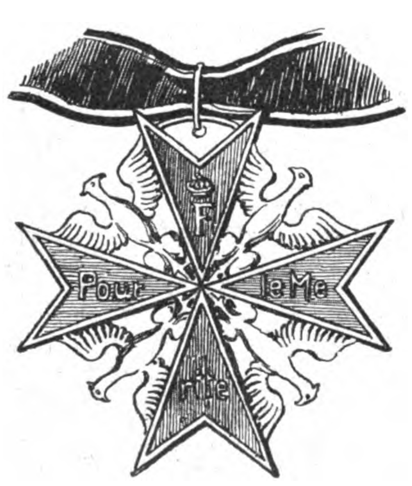
Im übrigen hat Miquel, der inzwischen in Anerkennung seiner dem Staat geleisteten Dienste durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens ausgezeichnet wurde und heute Johannes von Miquel heißt, seine Leitsätze, zumal Sparsamkeit und Vorsicht bei der Uebernahme dauernder Ausgaben, getreulich befolgt. Immer und immer wieder hat er im Abgeordnetenhaus seine Beredsamkeit aufbieten müssen, um zu verhindern, daß nicht dauernde Ausgaben auf schwankende Ueberschüsse basiert würden. Die Thatsachen haben erwiesen, daß er mit seiner vorsichtigen Beurteilung der Dinge gegenüber der hoffnungsfreudigeren Auffassung der Volksvertretung das Richtige getroffen hat. Der Betriebskoeffizient bei den Eisenbahnen, d. h. der Betrag, den die Betriebsausgaben von den Betriebseinnahmen erfordern, ist im Steigen begriffen. Die Gesamteinnahmen sind von 1895/96 um 249 Millionen, die Gesamtausgaben aber um 253 Millionen Mark gewachsen, die Rentabilität der Staatseisenbahnen ist also zur Zeit ersichtlich im Rückgang. Wenn dadurch Erschütterungen in unserm Finanzwesen nicht hervorgerufen werden, so ist dies der vorausschauenden Politik Miquels zu danken.

Johannes von Miquel hat mit der Reform der Staatssteuern in Preußen, der sich später die Kommunalsteuerreform anschloß, ein Riesenwerk vollbracht, aber seine Wirksamkeit ist damit nicht erschöpft. Es braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden, welchen weitgreifenden Einfluß er auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens seit nunmehr zehn Jahren ausübt. Natürlich stößt, wenn er gleich die Mehrheit des Landtags für sich hat, seine allgemeine Politik auch vielfach auf Gegnerschaft, allein darüber dürfte wohl Einigkeit herrschen, daß heute kein anderer Kulturstaat ein so gerechtes Steuersystem besitzt, wie Preußen nach der Miquelschen Reform.

A. v. Lengfeld.

Wovon man spricht.

Dem tapferen Kommandanten des Kanonenboots „Iltis", Korvettenkapitän Lans (Porträt S. 1116), hat der Kaiser nach der Einnahme der Takuforts den Orden pour le mérite verliehen. Kaiser Wilhelm hat diese von allen preußischen Offizieren am heißesten ersehnte Dekoration bisher nur einmal im Lauf seiner Regierungszeit verliehen und zwar dem General Freiherrn von Schele für den glücklich durchgeführten Feldzug in Ostafrika. Als Friedrich der Große den Thron bestieg, bestanden in Preußen nur zwei Verdienst-Orden: der Hausorden vom Schwarzen Adler und der Orden de la générosité; der letztere war am 8. Mai 1667 vom Kurprinzen Karl Emil gestiftet worden. Friedrich II. wandelte diesen Orden 1740 in den Orden pour le mérite um. Die Dekoration bestand aus einem Kreuz aus blauem Schmelz mit goldenen Adlern zwischen den Kreuzarmen und der Inschrift pour le mérite. Friedrich der Große hat den Orden nur für hervorragende Verdienste verliehen und zwar nicht bloß an einzelne Offiziere, sondern auch als besondere Ehrung an ganze Regimenter bei bestimmten Gelegenheiten. Nach dem Sieg bei Leuthen erhielten 15 Offiziere des Infanterieregiments von Meyerinck (Nr. 26), bei Roßbach sämtliche Stabsoffiziere und Kapitäne des Regiments Alt-Braunschweig (Nr. 5), bei Kollin 11 Offiziere von den Norman-Dragonern diese Auszeichnung. Eine vollständige Liste der Ritter aus jener Zeit existiert nicht. Die Erweiterungsurkunde vom 18. Januar 1810 bestimmte den Orden ausdrücklich für das Verdienst im Kampf mit dem Feind. In den Befreiungskriegen wurde der Orden sehr freigiebig an fremdländische Offiziere verliehen. In den Jahren 1813—1817 wurden nicht weniger als 1585 Offiziere Ritter des Ordens. Die erste größere Verleihung an preußische Offiziere erfolgte 1864, mancher junge Leutnant ist nach Düppel und Alsen mit jenem hohen Orden dekoriert, der im österreichischen Feldzug höchstens an einige Stabsoffiziere, sonst fast nur an verdiente Generäle fiel. Die Dekoration des Kronprinzen nach der Schlacht bei Königgrätz ist bekannt. Für die beiden siegreichen Generalfeldmarschälle, den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Karl, wurde 1871 ein Großkreuz, bestehend in einem Kreuz von doppelter Größe, ähnlich dem Blücherschen Ordensstern, geschaffen. Am 31. Mai 1842 errichtete König Friedrich Wilhelm IV. eine besondere Klasse des Ordens für Wissenschaften und Künste für 30 deutsche und eine unbestimmte, diese Ziffer nicht überschreitende Zahl Ausländer. Graf Moltke war einer der wenigen Ritter in beiden Klassen.



Der preußische Orden pour le mérite.

Die morganatische Ehe des österreichischen Thronfolgers, Erzherzogs Franz Ferdinand, mit der Gräfin Sophie Chotek (Porträt S. 1113) bildet als ein in dieser Form noch nicht dagewesenes Ereignis in der Geschichte der europäischen Dynastien den Gegenstand vielfacher Betrachtungen und Kommentare. Morganatische Ehen hat es schon vielfach, auch im 19. Jahrhundert gegeben. Kaiser Alexander II. von Rußland, König Viktor Emanuel und viele deutsche Fürsten waren morganatisch vermählt. Aber den Fall, daß ein bisher unvermählt gewesener Thronfolger seine Hand einer ihm nicht ebenbürtigen Dame zum Ehebund reicht, kannte die Fürstengeschichte Europas bislang noch nicht. Und in diesem neuen Umstand lagen auch die Schwierigkeiten, die sich diesem Bund der Herzen entgegenstellten. Kaiser Franz Josef konnte seine Einwilligung zur Ehe des Erzherzogs Franz Ferdinand nur dann geben, wenn Sicherheit dafür vorhanden war, daß der Erzherzog nicht dereinst als Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn das Habsburgische Hausgesetz, das die Kinder aus unebenbürtigen Ehen von der Thronfolge ausschließt, umstoße, seine Gemahlin zur Kaiserin und Königin erhebe und seinen Sohn, falls ihm ein solcher beschieden wird, zum Thronfolger mache. Im Augenblick, da Erzherzog Franz Ferdinand sich morganatisch mit der Gräfin Sophie Chotek vermählte, erwuchs seinem jüngeren Bruder Otto und dessen Sohn das Recht der Thronfolge und der Gemahlin des Erzherzogs Otto, der Erzherzogin Maria Josefa, die Stellung der ersten fürstlichen Dame am Hof der Habsburger. Der Sicherung dieser Rechte galten die Bedenklichkeiten. Am 28. Juni hat Erzherzog Franz Ferdinand in der geheimen Ratsstube der Wiener Hofburg vor dem

Kaiser Franz Josef, den Erzherzögen, den Geheimen Räten, den österreichischen und ungarischen Ministern und den obersten Hofwürdenträgern den Eid abgelegt, daß er auch als Kaiser die Standes- und Thronfolgerechte nach dem jetzt bestehenden Hausgesetz unverändert lassen werde. In Oesterreich-Ungarn wird die Liebesheirat des Erzherzogs von der Bevölkerung sympathisch aufgenommen und hat dem Thronfolger eine

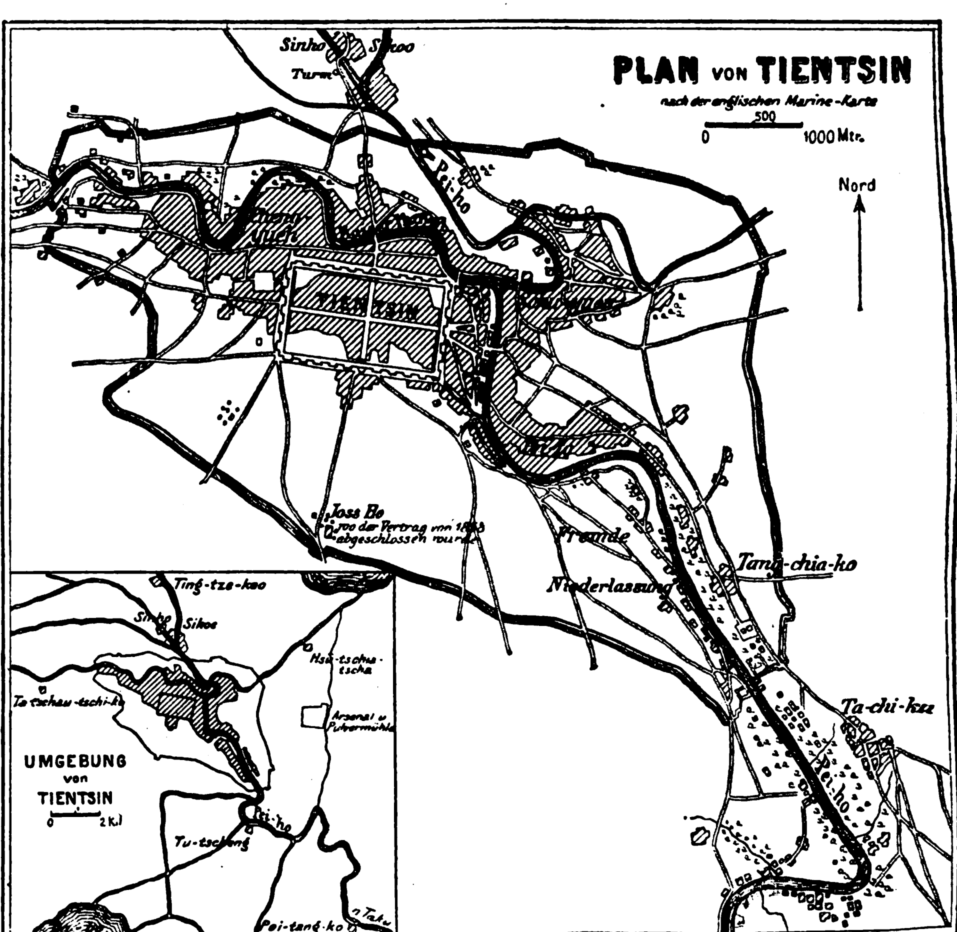


Kriegskorrespondent Herrings, verwundet auf dem Kanonenboot „Iltis" bei Taku. Nach einer Photographie für die „Woche" gezeichnet von Paul Brockmüller.

Popularität gebracht, deren er sich während der Zeit seiner Kränklichkeit nicht erfreuen konnte. Es ist ein tragisches Verhängnis, wie das Liebesverhältnis des Kronprinzen Rudolf zu Maria Vetsera mit dem gewaltsamen Tod der Liebenden enden mußte, während jetzt dessen Witwe als Gräfin Lonyay und dessen Nachfolger in der Thronerbschaft als Gatte der Gräfin Chotek ihr Lebens- und Liebesglück finden.

Die aus China vorliegenden Meldungen mahnen zwar bei ihrer unklaren Form und Quelle zu allergrößter Vorsicht in der Beurteilung der Lage. Der Entsatz von Tientsin scheint inzwischen Thatsache geworden zu sein, und die Nachrichten, daß sich die wiederholt totgesagten Gesandten bei den Truppen unter Admiral Seymour zwar noch immer in Gefahr aber doch noch am Leben befinden, mehren sich. Sollte es sich bewahrheiten, daß die chinesische Regierung den Gesandten freies Geleit gewährt und sie unter Bedeckung chinesischer Truppen unversehrt aus Peking geschafft habe, so wäre dies nicht nur vom rein menschlichen, sondern auch vom politischen Standpunkt aus ein hocherfreuliches Ereignis. Denn damit würde ein Faktor aus der Diskussion ausscheiden, der ganz besonders geeignet war, die Krise zu verschärfen. Die von den Mächten mit besonderer Zähigkeit festgehaltene Fiktion, daß sie sich nicht im Kriegszustand gegen das offizielle China befänden, erhielte durch diese Haltung der chinesischen Machthaber eine etwas weniger schwankende Unterlage — ein Umstand, der sämtlichen Kabinetten sehr gelegen käme. Das von der Regierung in Petersburg erlassene Communiqué beweist deutlich genug, daß Rußland nur auf den günstigen Augenblick wartet, um die von ihm mit so großem Erfolg gespielte Rolle des guten Freundes und Beschützers Chinas wieder aufzunehmen. Daß unter solchen Umständen die übrigen Mächte im Interesse der Aufrechterhaltung ihrer vielgerühmten Einigkeit die gleiche Taktik befolgen, kann der Sache des Friedens nur dienlich sein.

Bei dem siegreichen Gefecht der Kanonenboote gegen die Forts von Taku ist auch der Kriegskorrespondent des Ostasiatischen Lloyd, Josef Herrings, schwer verwundet worden. Herrings ist in Westfalen geboren und schon seit Jahren in dem gefährlichen Beruf als Kriegskorrespondent thätig, er hat lange an großen Blättern in Newyork gearbeitet und mit den Truppen der Amerikaner den Feldzug auf Kuba mitgemacht. Die Kriegsberichterstattung ist in der That auch ein Feldzug für den Journalisten, der aus eigener Wahrnehmung über die Ereignisse berichten will, sie bedingt vielfach, daß er in vorderster Linie an den Kämpfen teilnimmt und alle Strapazen und Gefahren des Krieges teilt. In England stellen sich die Söhne der ersten Häuser in diesen Dienst, und in Südafrika hat erst kürzlich Mr. Winston-Churchill aus dem Haus der Herzöge von Marlborough als Kriegskorrespondent der Morning Post reichen Ruhm geerntet. Die englischen Zeitungen stellen aber auch ihren Korrespondenten außerordentliche Mittel zur Verfügung, und der bekannte Berichterstatter der Times, Sir William Russel, zog 1870 ins Feld mit einem Stab wie ein General. Hoffentlich wird auch unser Landsmann Josef Herrings bald von seinen Wunden genesen und Zeuge sein von der endlichen Wiederherstellung der Ordnung im Reich der Mitte.



Plan von Tientsin, dem Mittelpunkt des chinesischen Aufstandgebiets. Nach der englischen Marinekarte für die „Woche" gezeichnet von H. Umend, Berlin.

Die Börsenwoche.

Es war in diesen Tagen, als ob der ganze Inhalt der Büchse Pandoras über die Börse ausgeschüttet worden sei. Eine Unglücksbotschaft trat der andern auf die Fersen. Da waren zunächst die beiden Hauptbeängstigungen, die Ereignisse in China und Nordamerika, die dem gehetzten Markt den Atem benahmen. Was gewisse Londoner Sensationsstellen alles an Schauermären aus dem Reich der Mitte zu berichten wußten, spottet einfach jeder Beschreibung. Der sorgenerfüllte Börsenmensch kam aus dem Zittern gar nicht mehr heraus. Gleichzeitig heizten die Yankeecliquen den europäischen Märkten ein, wie seit lange nicht. Sie gingen dabei nach drei verschiedenen Richtungen mit einer verblüffend geschickten Strategie vor. Trostlose Berichte über die dortige Ernte wurden durch eine wilde Preistreiberei des Weizenpreises in Newyork und Chicago glaubhaft zu machen gesucht. Daneben liefen ganz nach der seitherigen Schablone die pessimistischen Eisenberichte, und diese beiden „Motive" wurden im schönen Verein dazu benutzt, der erneuten Preisherabsetzung der amerikanischen Eisenbahnaktien eine glaubhafte Begründung zu geben.

Man wußte in Newyork sehr gut, daß die starken Hausseverpflichtungen, die hier und in London in gewissen amerikanischen Bahnaktien bestanden haben, einen trefflichen Angriffspunkt für die Faiseure jenseits des großen Wassers abgaben. Diese suchten, praktisch wie sie nun einmal sind, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: den Europäern die genannten Papiere zu einem niedrigen Kurs abzunehmen und gleichzeitig den dortigen Weizen möglichst hoch hierher zu verkaufen. Gewiß ein genialer Gedanke! Es steht aber zu hoffen, daß er graue Theorie bleibt, oder daß er wenigstens nicht nach jeder Richtung verwirklicht wird.

Des Weiteren trug der vor der Thür stehende Ultimo in starkem Maß dazu bei, die Beängstigung der Börse zu steigern. Die enormen Schwankungen und ruinösen Preisabschläge des Monats Juni haben einen großen Teil der Börsenbesucher und der außenstehenden Kreise derartig finanziell geschwächt, daß man sich auf viele Ausfälle bei der Begleichung der Verpflichtungen gefaßt machte. Die Zwangsverkäufe dauerten bis zur Wochenmitte an, und die Scheu, neue Geschäfte einzugehn, erreichte einen selten dagewesenen Grad. Die Börse bot einen überaus trüben Anblick. Was den Mut unserer Geschäftswelt mehr herabdrückt als die eben berührten Anlässe, das ist die von der Rechtsprechung gutgeheißene Zahlungsverweigerung unreeller Spekulanten, die sich auf den sogenannten Differenzeinwand stützt. Der Kommissionär ist vogelfrei geworden, denn seine Kunden haben wohl das Recht, erzielte Gewinne in die Tasche zu stecken, aber sie brauchen erlittene Verluste nicht zu zahlen, wenn sie den erwähnten Einwand geltend machen. Eine gerichtliche Instanz hat kürzlich diesen Einwand sogar bezüglich eines Kassageschäfts als berechtigt erklärt, und es bleibt abzuwarten, was das Reichsgericht dazu sagen wird. Das sind Zustände, die die allzeit so hoch gehaltene Geschäftsmoral untergraben und mehr als alle sonstigen schlimmen Einwirkungen das Börsengeschäft zu Grunde richten.

Um die Wochenmitte machte sich eine etwas zuversichtlichere Börsenstimmung geltend, da die politischen Nachrichten befriedigender lauteten und Newyork auf dem bisher beschrittenen Weg inne zuhalten schien. Für den hiesigen Markt kam zudem die wesentlich freundlichere Gestaltung der Geldverhältnisse in Betracht, die eine über Erwarten leichte Ueberwindung des gefürchteten Semesterwechsels ermöglicht. Die Goldzuflüsse bei der Reichsbank, die jetzt allerdings stocken, haben beträchtliche Beträge vom Ausland hierhergebracht, und das ansehnliche Nachlassen des Privatdiskonts wird voraussichtlich demnächst einer Herabsetzung des hohen offiziellen Banksatzes die Wege ebnen. Es eröffnet sich hierdurch und durch die eingetretene außerordentlich gründliche Reinigung in den Engagements von Börse und Privatpublikum eine bessere Aussicht für den Herbstgeldmarkt. Immerhin sollte man der nächsten Zeit nicht mit allzuhochgespannten Erwartungen entgegensehen, sondern im Publikum nach wie vor Vorsicht und kühle Zurückhaltung bewahren. Denn die Börse wird sobald nicht imstande sein, die schweren Folgen der großen Erschütterungen zu überwinden, und man kann froh sein, wenn ihr eine ungestörte Rekonvaleszenz beschieden ist.

Junius.



Staatsminister Jules Bara, hervorragender belgischer Staatsmann, † am 26. Juni in Brüssel im Alter von 65 Jahren.

Professor a. D. Michael Bausenwein, Vorsteher des Sanatoriumvereins für Lungenkranke in München, † am 23. Juni in München.

Jaroslaw Branda, Professor am Wiener k. k. Taubstummeninstitut, † am 20. Juni in Wien im Alter von 46 Jahren.

Armand Colin, Verlagsbuchhändler, † in Paris im Alter von 58 Jahren.

Moritz Ernst, einer der ältesten Theaterleiter Deutschlands, langjähriger Direktor an der Berliner Kgl. Oper, † am 19. Juni in Frankfurt a. M.

Jacques de Haen, bekannter belgischer Bildhauer, † am 19. Juni in Brüssel im Alter von 69 Jahren.

H. Hellmann, Oberleutnant zur See, † auf dem Kanonenboot „Iltis" beim Bombardement der Takuforts (Portr. S. 1116).

Belgischer Generalleutnant a. D. Ritter von Hontheim, † am 19. Juni im Seebad Heyst im Alter von 82 Jahren.

Frau Sieglinde Kiepert, Witwe des Geographen Kiepert, † am 21. Juni in Berlin im Alter von 82 Jahren.

Emilie Krall, Schauspielerin am Wiener Raimundtheater, † durch Selbstmord am 21. Juni in Wien.

Generalmajor z. D. v. Küster, früherer Direktor der Spandauer Pulverfabrik, † am 19. Juni in Berlin im Alter von 68 Jahren.

Johann Thomas Kutta, Pastor primarius an der St. Barbarakirche in Breslau, Senior der evangelischen Geistlichkeit Preußens, † am 22. Juni in Bad Kudowa im Alter von 90 Jahren (Portr. S. 1116).

Lord Loch, ehemaliger Gouverneur der Kapkolonie, † am 20. Juni in London.

Admiral Maxse, bekannter englischer Militärschriftsteller, † am 26. Juni in London.

Graf Michael Murawiew, russischer Minister des Aeußern, † am 21. Juni in Petersburg im Alter von 55 Jahren. (Portr. S. 1113.)

Louis Ockert, Direktor des Essener Stadttheaters und des Lortzingtheaters in Münster i. W., † am 26. Juni in Essen.

Freifrau Philippine von Podewils, † am 20. Juni in Landshut im Alter von 78 Jahren.



Karl Sontag †

Eugenio Rubichi (Richel), italienischer humoristischer Schriftsteller, ehemaliger Rechtsanwalt, † im Irrenhaus zu Lecce.

Baron Imbert de Saint-Amand, französischer Diplomat und Historiker, † in Paris im Alter von 65 Jahren.

Theodor Schütz, bekannter Landschafts- und Genremaler, † am 18. Juni in Düsseldorf im Alter von 70 Jahren.

Musikalienhändler Barthold Wilhelm Senff, † in Badenweiler im Alter von 85 Jahren.

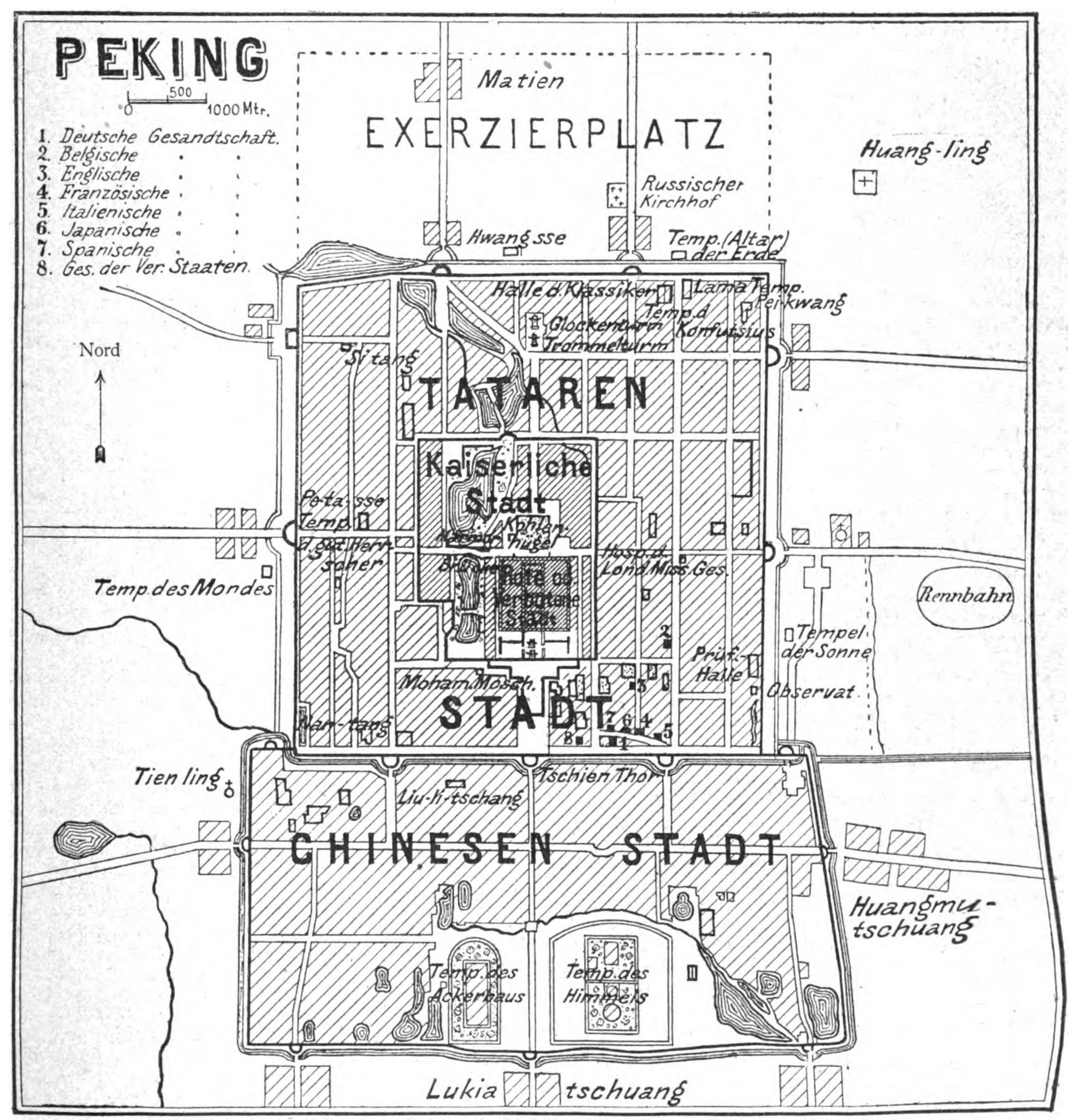
Karl Sontag, einer der beliebtesten deutschen Schauspieler, Bruder der berühmten Henriette Sontag, † am 23. Juni in Dresden im Alter von 72 Jahren.

Bilder vom Tage.

Skizzen und Glossen.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 1113—1120.

Der Krieg in China, der, ohne förmlich angekündigt zu sein, mit der Eroberung der Forts von Taku begonnen hat, nimmt seinen Fortgang. Die Staaten mit moderner Kultur haben bei dem Kampf, den sie jetzt durchfechten, gerade deshalb einen schwereren Stand, weil sie den Chinesen im Frieden immerhin einiges von den Errungenschaften der modernen Entwicklung beigebracht haben. So war bei der Verteidigung der Takuforts Küstenartillerie beteiligt, die europäische Instrukteure gebildet hatten (Abb. S. 1114). Für Deutschland einzutreten, war bei dem ersten Vorstoß das Kanonenboot „Iltis" berufen, das vor Ausbruch des Krieges ruhig in der Bucht von Tsintau (Abb. S. 1114) gelegen hatte und dessen Besatzung nun die Gelegenheit wahrnahm, vor dem Feind den Mut und die Disziplin in glänzender Weise zu bekunden, die ihr im strammen Dienst in Friedenszeit anerzogen waren. Oberleutnant Hellmann (Porträt S. 1116) starb den Heldentod, und der Kommandant des Schiffs, Korvettenkapitän Lans (Porträt S. 1116), wurde schwer verwundet; der Kaiser belohnte seine Tapferkeit sofort durch Verleihung des Ordens pour le mérite. Die eigentliche Operationsbasis für die fremden Geschwader ist der Hafen von Tschifu (Abb. 1114), aber der Krieg hat sich zur Zeit um Tientsin konzentriert, einen der wichtigsten Punkte für die gesamte chinesische Handelspolitik. Die Boxer haben unter den Ausländern in Tientsin bereits ein furchtbares Blutbad angerichtet. Die Ueberlebenden hatten sich, da ein Entkommen aus der Stadt nicht möglich war, in das im englischen Teil gelegene Stadthaus, die sogenannte Gordon Hall (Abb. S. 1116), geflüchtet. In der Hauptstadt Peking, deren eigenartige Anlage der untenstehende Plan veranschaulicht, werden die Gesandten ebenfalls von den Chinesen in der sogenannten Gesandtschaftstraße blockiert, während aus der eigentlichen Mandschustadt, dem Sitz der Dynastie, nur dunkle Gerüchte von den Entschließungen der Kaiserin in die



Ueberſichtsplan der chineſiſchen Hauptſtadt Peking mit Angabe der Lage der fremden Geſandtſchaften.
Für die „Woche" gezeichnet von H. Amend, Berlin.

Oeffentlichkeit dringen. Man muß also mit der Fortdauer des Kriegs mit allen seinen Schrecken rechnen, wenn gleich Li Hung-tschang (Porträt S. 1114), der als fremdenfreundlich gilt, nach Peking berufen wurde, um eine Vermittlung zu Wege zu bringen. Die deutsche Streitmacht in China wird daher demnächst durch die beiden ersten auf Kriegsstärke gebrachten Seebataillone unter Führung des Generalmajors v. Hoepfner (Portr. S. 1116) vermehrt werden. Mit hinaus zieht Major v. Kronhelm (Portr. S. 1116), der Kommandeur des zweiten Bataillons, während Major v. Madai (Portr. S. 1116), der Kommandeur des ersten, möglicherweise in der Heimat bleibt, um den General v. Hoepfner in seiner Eigenschaft als Inspekteur der Marine-Infanterie zu vertreten. Das dritte Seebataillon, dessen Kommandant seit März dieses Jahres Major Christ (Portr. S. 1116) ist, steht bekanntlich in Tsintau. Zu den Schiffen, die nach dem Kriegsschauplatz entsandt werden, gehört auch das Kanonenboot „Luchs", das der Kaiser kürzlich bei seinem Aufenthalt in Kiel besuchte (Abb. S. 1116).

Graf Michael Murawiew (Porträt S. 1113), der in der vergangenen Woche plötzlich verstorbene russische Minister des Aeußern, hat sein hohes Amt nur vier und ein halbes Jahr verwaltet. Im Jahr 1893 war er zum Gesandten in Kopenhagen ernannt worden, bekleidete also keineswegs einen der hervorragendsten diplomatischen Posten, die Rußland zu besetzen hat. Allein, da der Zar mit seiner Familie häufig in der dänischen Hauptstadt Aufenthalt nimmt, hatte wohl Murawiew gerade in dieser Stellung öfter Gelegenheit, seinem Kaiser persönlich seine Ansichten zu entwickeln. In der inneren Politik huldigte er altrussischen Anschauungen, in der äußeren bewährte er sich als Friedensfreund, er hielt also dieselben Ziele für erstrebenswert, wie Zar Nikolaus II. Daß sich der junge Zar in Murawiew nicht getäuscht, beweist die dominierende Stellung, die Rußland heute im Rat der Völker einnimmt.

Die amerikanischen Präsidentenwahlen, die Ende dieses Jahres stattfinden, werfen bereits ihre Schatten voraus, die beiden großen Parteien haben ihre Kandidaten ernannt und diese ihre Agitation begonnen. Es stehen einander nach Admiral Deweys Rücktritt dieselben Personen wie vor vier Jahren gegenüber, der Demokrat Bryan und der Republikaner Mac Kinley (Porträts S. 1113), aber der Kampf wird sich vermutlich um ganz andere Dinge drehen. Die Silberfrage, die damals im Vordergrund stand, spielt zur Zeit keine Rolle, und als neues Element ist der Imperialismus in die amerikanische Politik gekommen.

Die Enthüllung der Kreuzigungsgruppe in Kiel (Abbildungen S. 1113), die in Gegenwart des Kaisers am 20. Juni stattfand, gestaltete sich, besonders durch die warmempfundenen Worte, die der Monarch, nachdem die Hülle von dem Eberleinschen Werk gefallen war, an die Mannschaft richtete, zu einer erhebenden Feier. Das Denkmal, das den gekreuzigten Christus darstellt, zu dessen Füßen eine Mutter mit ihrem Kind verzweiflungsvoll trostreiche Hilfe sucht, soll, wie der Kaiser ausführte, die Frauen und Kinder der auf fernem Weltmeer weilenden Seeleute symbolisch verkörpern, die im Aufblick und im Vertrauen zum Allmächtigen stärkenden Mut finden, um die Zeit qualvollen Bangens um das Schicksal der ihrigen zu überwinden.

Die Fronleichnamsprozession in Wien (Abb. S. 1117) gestaltet sich alljährlich zu einer großen und erhebenden Feier. Dieses glänzendste unter den geistlichen Festen bietet besondere Gelegenheit zur Entfaltung des ehrwürdigen Prunks der katholischen Kirche. Seit seinem Regierungsantritt hat Kaiser Franz Josef, wenn nicht außerordentliche Umstände ihn daran verhinderten, alljährlich an dem großen Fronleichnamsumzug teilgenommen. Unser Bild zeigt den greisen Monarchen, wie er, gefolgt von den Erzherzögen, an ihrer Spitze der präsumtive Thronfolger Franz Ferdinand, und unter Vorantritt der hohen Geistlichkeit, durch die teppichbelegten, blumenbestreuten und geschmückten Straßen barhäuptig den Weg nach dem ehrwürdigen Stephansdom zurücklegt.

Zwei Brautpaare im Haus Wittelsbach. Zwei liebliche Mädchenerscheinungen sind es, die die Doppelporträts auf S. 1117 wiedergeben und die die beiden anmutigen Bräute des bayrischen Herzogshauses an der Seite ihrer Verlobten zeigen. An einem Tag, dem 10. Juli, sollte die Vermählung der zwei Töchter des berühmten Augenarztes Herzogs Karl Theodor in Bayern stattfinden, doch hat der Tod der Fürstinnutter von Hohenzollern, der Großmutter des Prinzen Albert von Belgien, eine Verschiebung der Vermählungsfeierlichkeiten zur Folge gehabt. Die Hochzeit des zweiten Brautpaars, der zweiundzwanzigjährigen Herzogin Marie Gabriele, der jüngsten der Töchter des herzoglichen Paars, mit Prinz Rupprecht, dem künftigen Erben des bayrischen Throns, findet nach den ursprünglichen Dispositionen am 10. Juli statt, worauf die Neuvermählten ihren Wohnsitz in der schön gelegenen alten Bischofsstadt Bamberg nehmen werden.

Die „Kieler Woche" (Abbildungen S. 1118 u. 1119). Auf den blauen Fluten der von grünen Buchenhügeln umrahmten Kieler Föhrde herrschte in der vergangenen Woche reges Leben. Von allen Seiten, von England, aus dem deutschen Binnenland waren die schmucken Jachten gekommen und durchfurchten nun mit ihren weißen Segeln wie Schwäne die Bucht, um sich auf ein gegebenes Zeichen in windesschneller Wettfahrt zu messen. Galt es doch, wertvolle Preise zu erringen, denn der Kaiser, selbst ein eifriger Liebhaber des Jachtsports, hat in liberalster Weise die einzelnen Rennen mit wertvollen Ehrenpreisen ausgestattet. Die Jacht des Kaisers „Meteor", dem in der englischen Jacht „Sybarita" ein gefährlicher Konkurrent erstand, die Jachten der Kaiserin und des Prinzen Heinrich, „Iduna" und „L'Espérance", beteiligten sich lebhaft an den Wettfahrten.

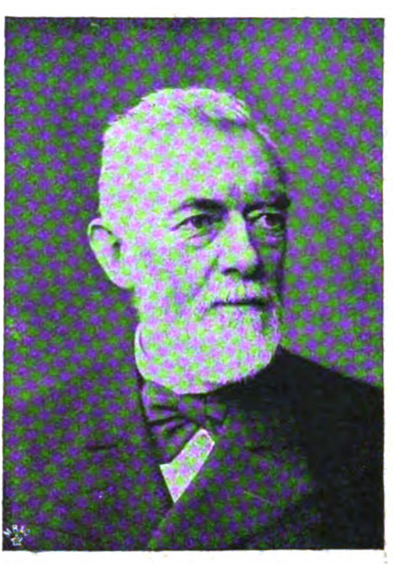
Das vierzehnte Schlesische Musikfest (Porträts S. 1120) ist vorüber, und alle, die daran teilgenommen haben, sind mit seinem Verlauf zufrieden. Oberbürgermeister Büchtemann, der Vorsitzende des Komitees, konnte die für die Fortführung der Feste in Görlitz erfreuliche Mitteilung machen, daß zum Bau einer Musikhalle bereits 300 000 Mark aufgebracht seien, die der Protektor, Generalintendant Graf Hochberg, der Stadt zur Verfügung gestellt habe. Die Aufführungen, unter Leitung des Königlichen Kapellmeisters Dr. Muck, waren durchweg vorzüglich und wurden von dem überaus zahlreichen Publikum mit rauschendem Beifall aufgenommen. Neben dem Festdirigenten wurden auch die Solisten in wahrhaft begeisterter Weise ausgezeichnet. Es waren aus Berlin: die treffliche Sopranistin Frl. Emmy Destinn, die zum erstenmal zur Mitwirkung bei einer solch großen Veranstaltung herangezogen wurde, der Tenorist Kurt Sommer und der Geigenkünstler Professor Halir, denen sich die Dresdener Altistin Frl. Charlotte Huhn erfolgreich an die Seite stellte.

Gutenbergfeste (Abb. 1120) wurden dieser Tage an vielen Orten Deutschlands gefeiert, nirgends aber in so glänzender Weise wie in Mainz, der Vaterstadt des Erfinders der Buchdruckerkunst. Auch der hessische Hof nahm an der Feier in einer gegenüber dem Gutenbergdenkmal errichteten Hofloge teil. Die mit einer Ausstellung alter Druck- und Druckwerkzeuge verbundenen Feste gipfelten in einem prachtvollen Festzug, dem größten, den Deutschland wohl je gesehn. Der künstlerisch durchgeführte Gedanke war, daß Vergangenheit und Gegenwart dem Erfinder der Buchdruckerkunst huldigen sollten.

Personalien (Porträts S. 1116). Mit der Neubildung des italienischen Ministeriums hat nach dem Austritt des Kabinetts Pelloux König Humbert den mehr als achtzigjährigen Senator Saracco betraut, dem seine Aufgabe verhältnismäßig leicht gelungen ist. Saracco, der neben dem Präsidium selbst das Ministerium des Innern übernimmt, hat die Regierung aus Mitgliedern der bisherigen Mehrheit zusammengesetzt. — In Düsseldorf vollendete der Genremaler Emil Schuback sein achtzigstes Lebensjahr. Der hochangesehene Künstler genießt wegen seines liebenswürdigen und bescheidenen Wesens in allen Kreisen die größte Beliebtheit, er hat sich um die Künstlerunterstützungs- und Witwenkasse, sowie um den Bildungsverein besondere Verdienste erworben. — In Krakow in Mecklenburg-Schwerin feierte der wohlverdiente Arzt Medizinalrat Dr. Wiedow sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Wie ideal er seine Aufgabe auffaßte, seinen leidenden Mitmenschen zu helfen, beweist zur Genüge die Thatsache, daß er während seiner zweiundzwanzigjährigen Praxis die Armen seines Wohnorts stets unentgeltlich und mit unermüdlicher Opferwilligkeit behandelte.

Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.



Graf Murawiew,
russischer Minister des Aeußern,
gestorben am 21. Juni in Petersburg
im Alter von 55 Jahren.



Dr. Johannes von Miquel,
preußischer Finanzminister,
feierte sein zehnjähriges Ministerjubiläum.
(Vergl. den Artikel auf S. 1107.)



Präsident Mac Kinley,
abermals Kandidat der republikanischen
Partei in Nordamerika.

Gräfin Sophie Chotek,
vermählt sich mit dem österreichischen Thronfolger
Photographische Aufnahme vom Hofatelier Adèle, Wien.



William Bryan,
Kandidat der demokrat. Partei für die amerikanische
Präsidentschaft.



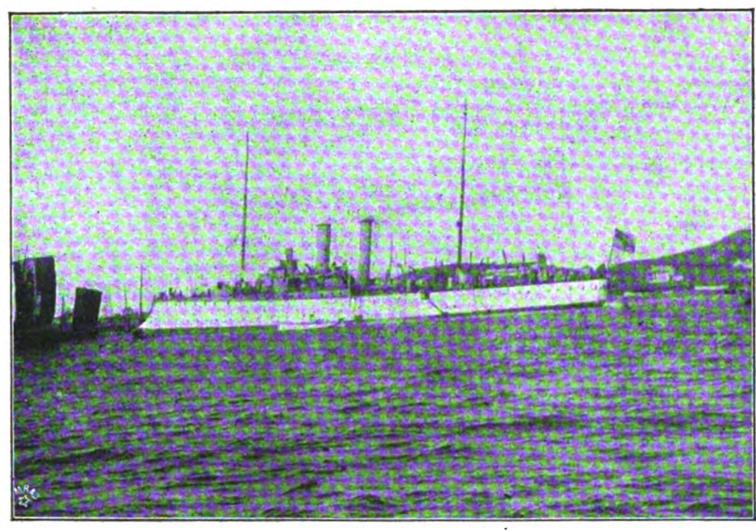
v. Tirpitz. Graf Waldersee. Prof. Eberlein. Der Kaiser. Admiral Köster.



Gesamtansicht der Kreuzigungsgruppe.

Bilder von der feierlichen Enthüllung der von Professor Eberlein modellierten Kreuzigungsgruppe vor der Kieler Garnisonkirche.

Photographische Momentaufnahmen von Karl Speck, Kiel



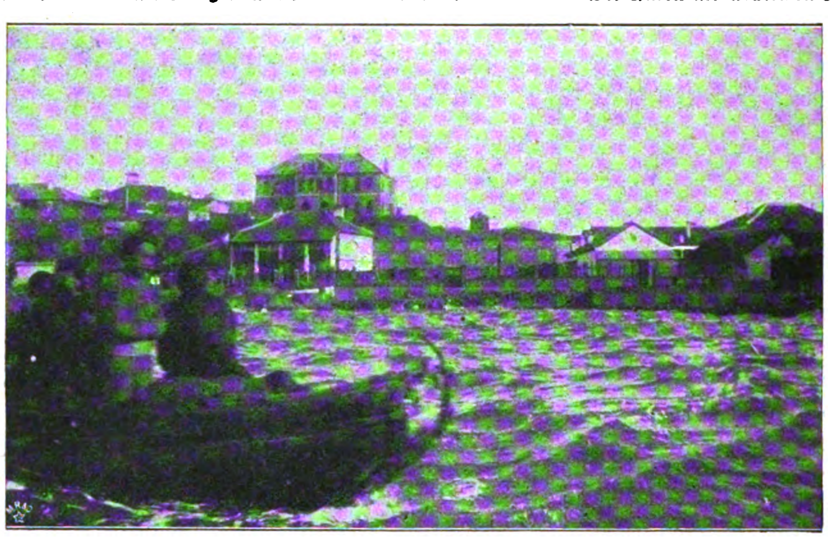
Das Kanonenboot „Iltis“ vor Ausbruch des Krieges in der Kiautschaubucht.



Der Hafen der deutschen Kolonie Tsingtau.



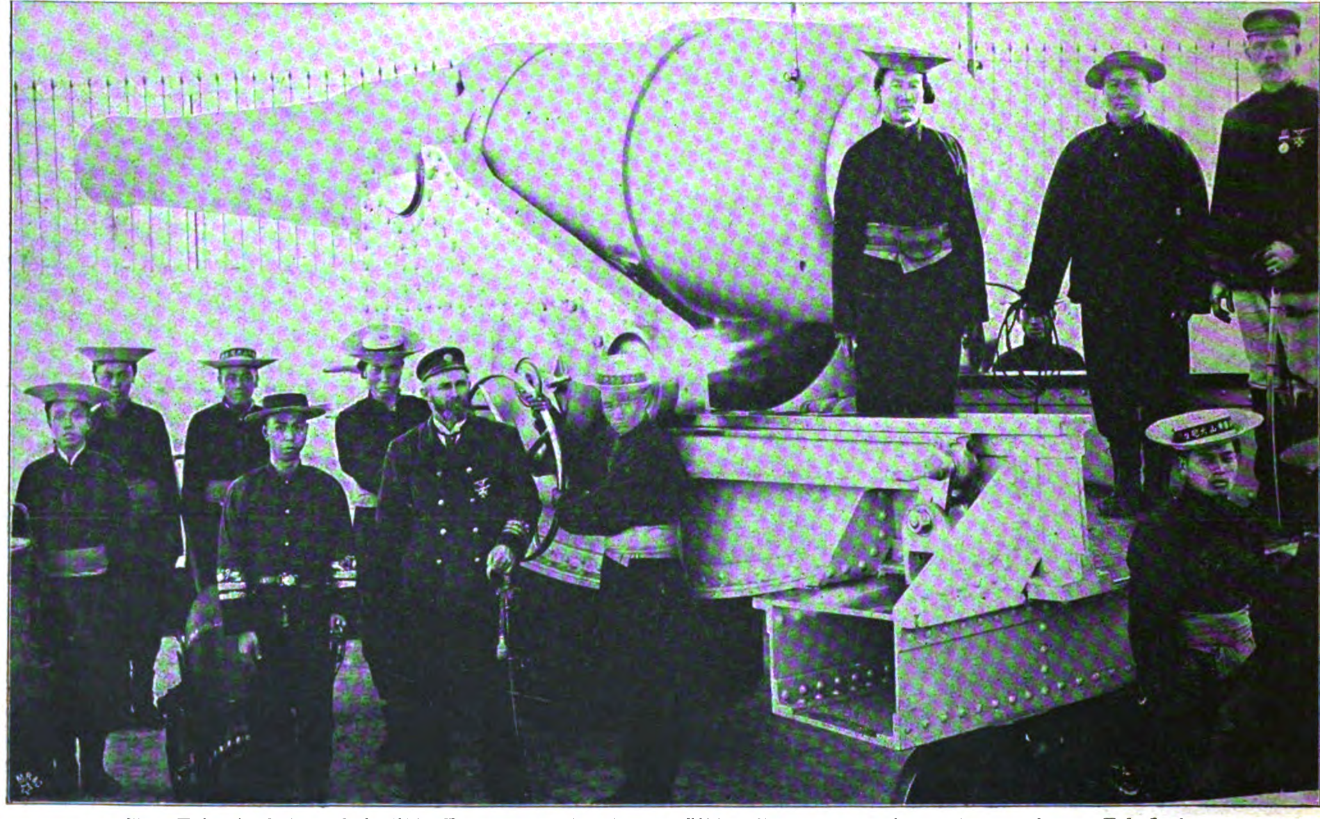
Chang-chih-tung, fremdenfreundlicher Generalgouverneur der chinesischen Provinzen Hunan und Hupeh.



Hafen von Tschifu, die Operationsbasis der europäischen Geschwader.



Li Hung-tschang, wurde zur Verhandlung mit den Großmächten nach Peking berufen.



Vom Krieg in China: Chinesische Küstenartillerie mit europäischen Instrukteuren in den jetzt eroberten Takuforts.
Photographische Momentaufnahmen.



Bilder aus der chinesischen Hafenstadt Tientsin am Peiho, dem Mittelpunkt des Aufstandgebiets in der Provinz Petschili.

1. Das chinesische Arsenal am Peihofluß. 2. Eine Kompagnie regulärer chinesischer Infanterie. 3. Eine Bande bewaffneter Boxer.

Photographische Momentaufnahmen.



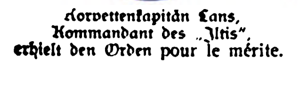
Generalmajor von Hoepfner, Führer der deutschen Seesoldaten nach China.



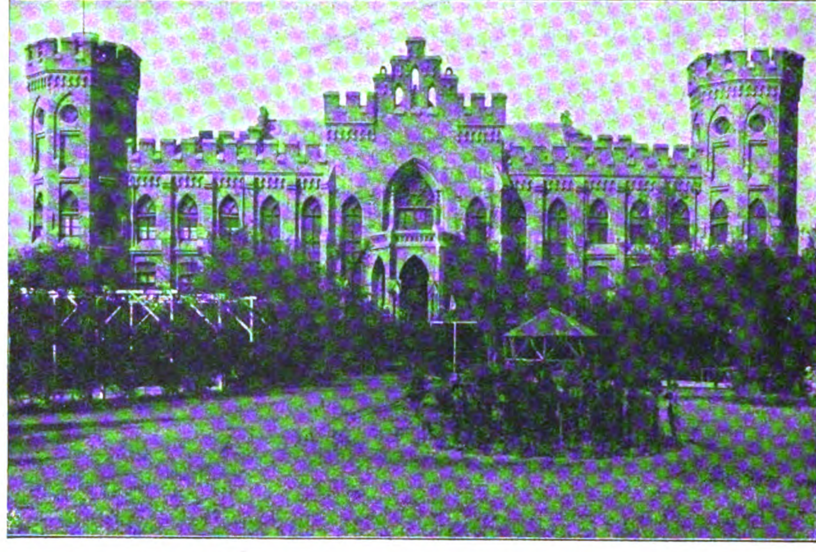
Major von Madai, Kommandeur des I. Seebataillons.

Major von Kronhelm, Kommandeur des II. Seebataillons.

Major Christ, Kommandeur des III. Seebataillons.

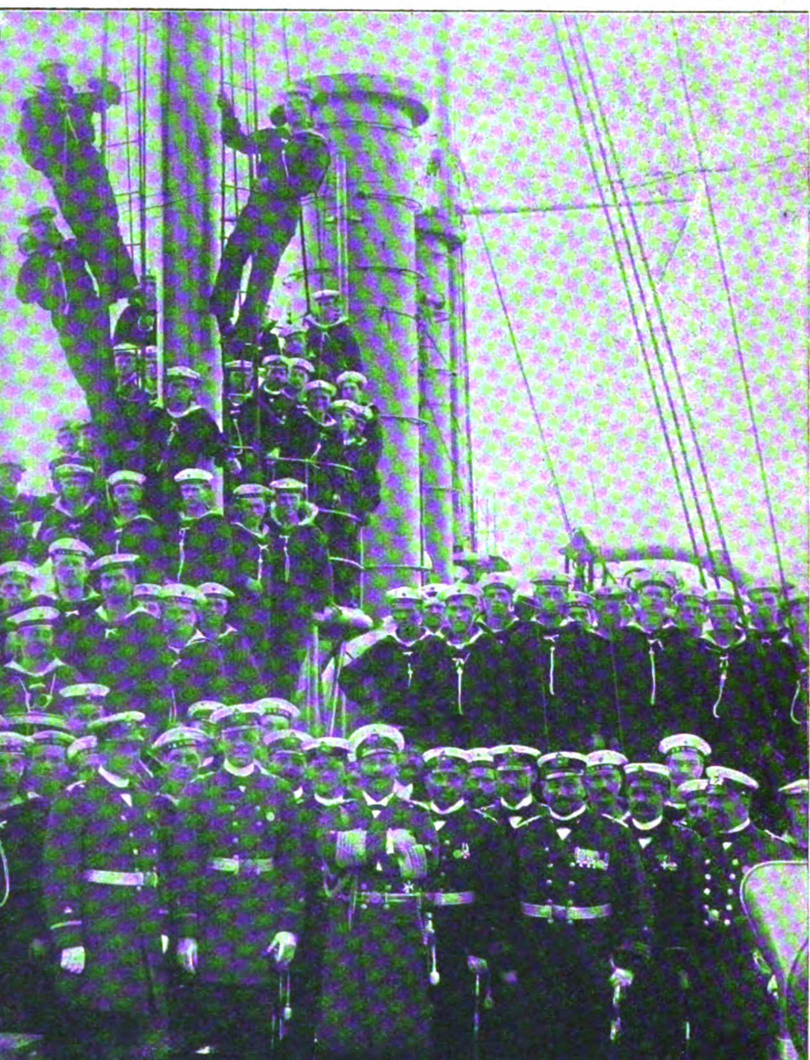


Korvettenkapitän Lans, Kommandant des „Iltis", erhielt den Orden pour le mérite.



Das Stadthaus in der englischen Niederlassung von Tientsin (Gordon Hall), wo die Europäer von den Chinesen jetzt eingeschlossen sind.

Photographische Momentaufnahme.



Der Kaiser mit der Besatzung des nach China bestimmten Kanonenboots „Luchs".

Photographische Aufnahme von A. Renard, Kiel.

Guiseppe Saracco, der neue italienische Ministerpräsident.



Genremaler E. Schuback (Düsseldorf), feierte seinen 80. Geburtstag.



Medizinalrat Dr. Wiedow (Krakow), feierte sein 50jähr. Doktorjubiläum.



Pastor Kutta (Breslau) †, Senior der preuß. Geistlichkeit.



Oberleut. zur See H. Hellmann, gefallen auf dem Kanonenboot „Iltis" beim Bombardement der Takuforts.

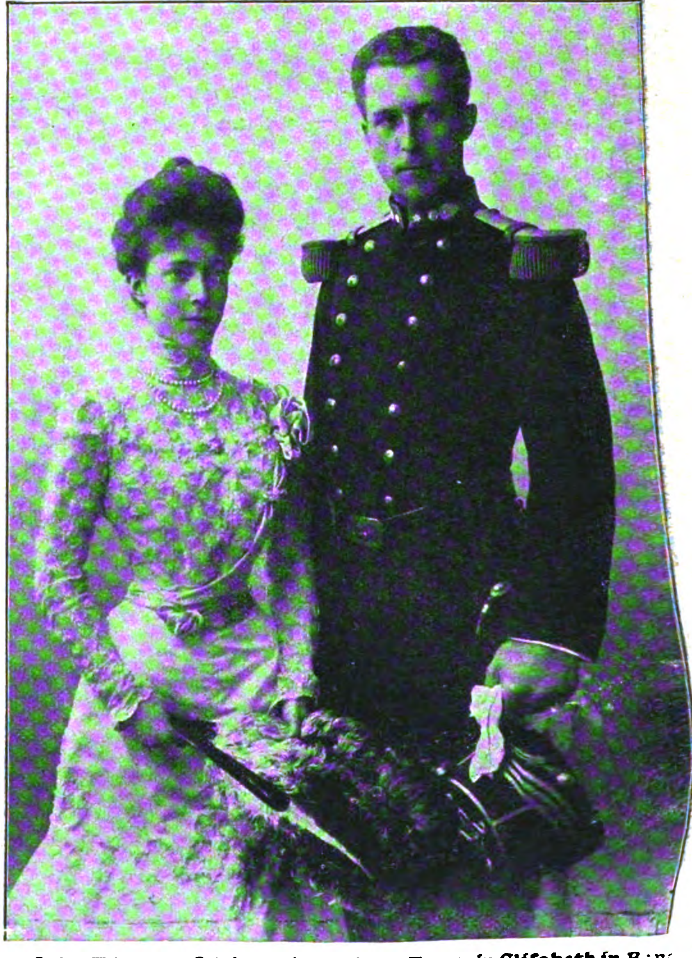


Der Erzbischof. Kaiser Franz Josef. Erzherzog Franz Ferdinand.

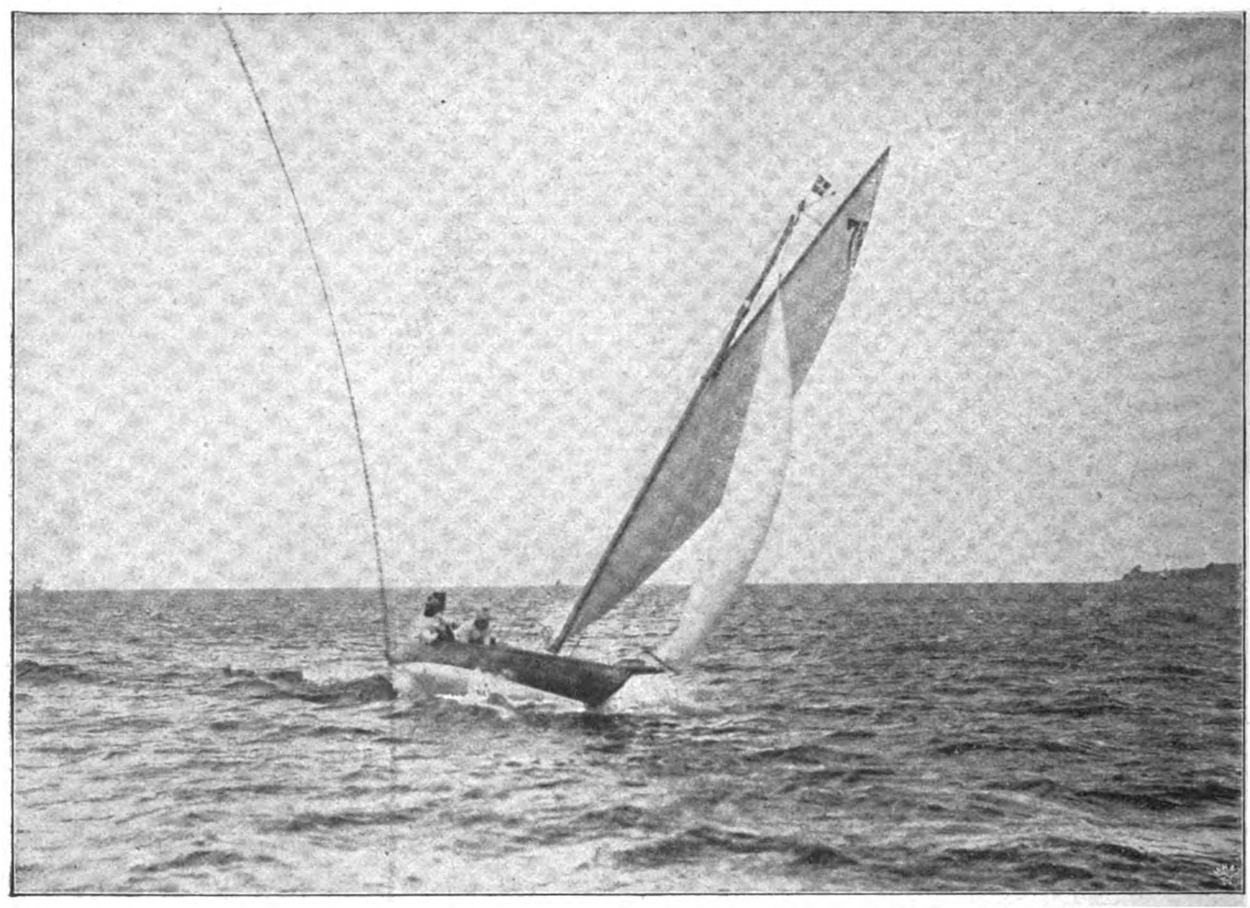
Der Kaiser von Oesterreich und die Erzherzöge im Zug der grossen Fronleichnamsprozession in Wien am 14. Juni.
Momentaufnahme von Hofphot. R. Lechner, Wien.



Prinz Rupprecht von Bayern und seine Braut Herzogin Marie Gabriele in Bayern.
Originalaufnahme vom Hofatelier Elvira, München.



Prinz Albert von Belgien und seine Braut Herzogin Elisabeth in Bayern.
Originalaufnahme vom Hofphot. Bernhard Dittmar, München.



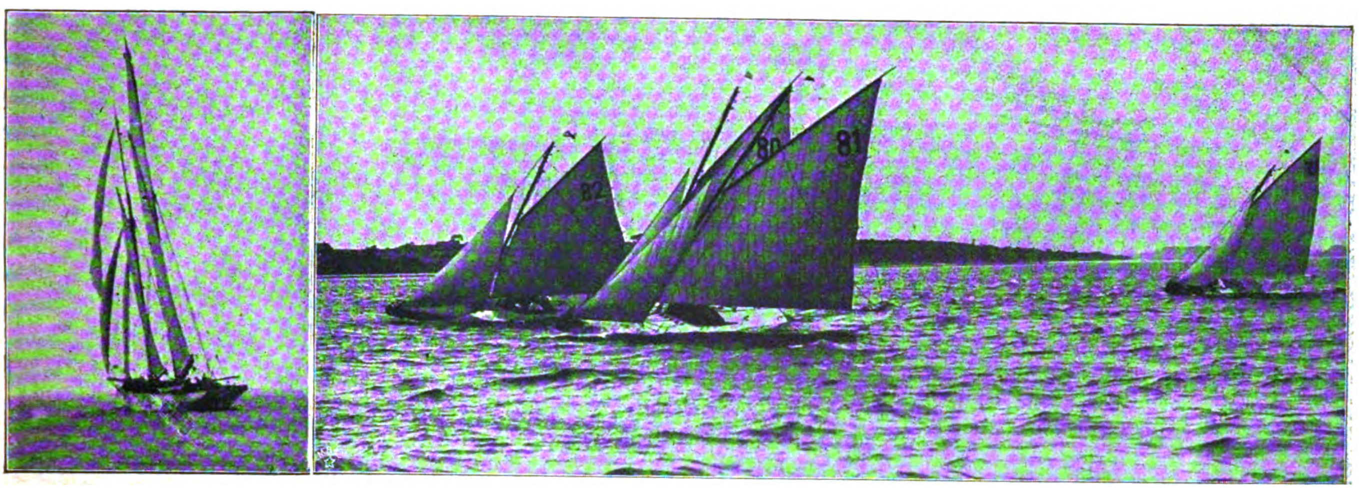
Auf der Kieler Föhrde: Die Berliner Rennjacht „Wannsee“ mit vollen Segeln.



Geheimrat Prof. Busley. Kapitän zur See v. Sarnow. Kontreadmiral v. Arnim.

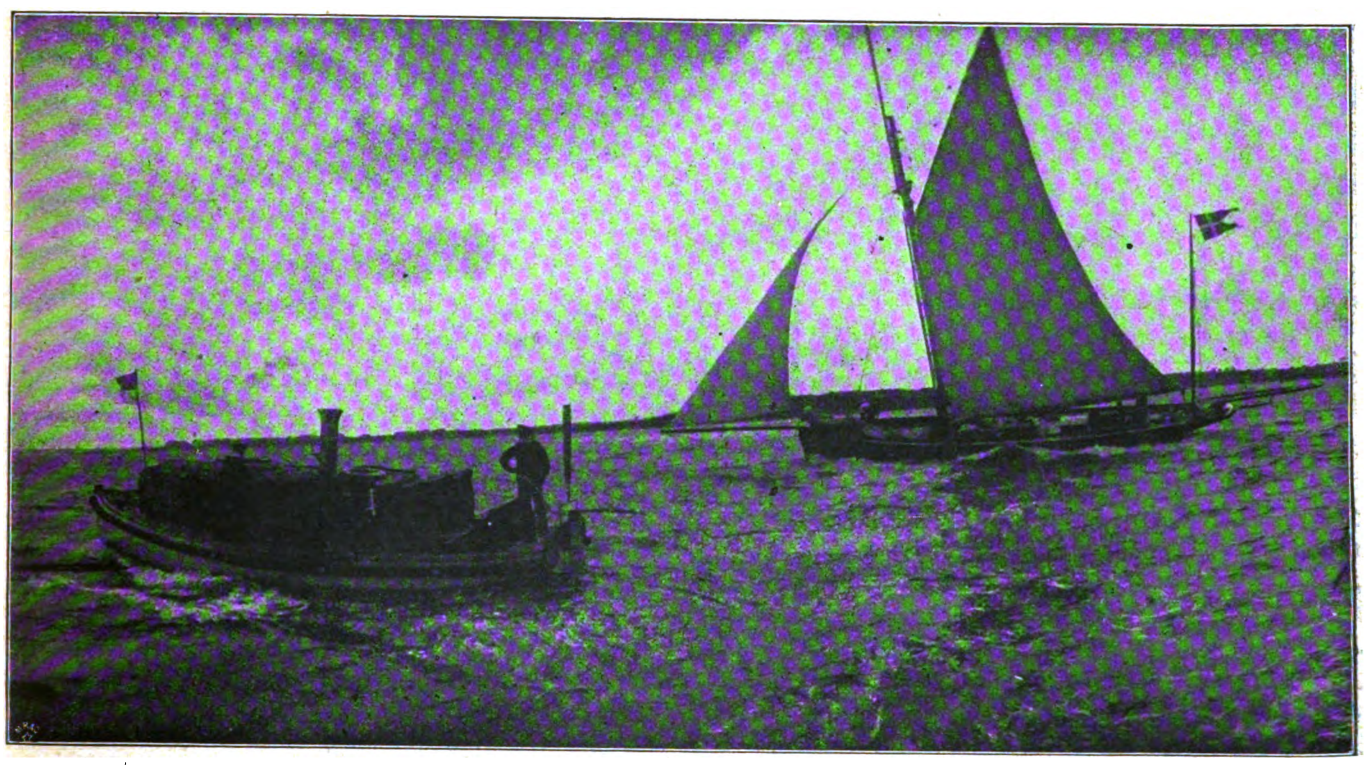
Bilder von den Segel-Wettfahrten auf der Kieler Föhrde vom 21. Juni bis 1. Juli: Die Schiedsrichter in Thätigkeit.

Momentaufnahmen unseres zur Kieler Woche entsandten Spezialphotographen Franz Kühn, Berlin.

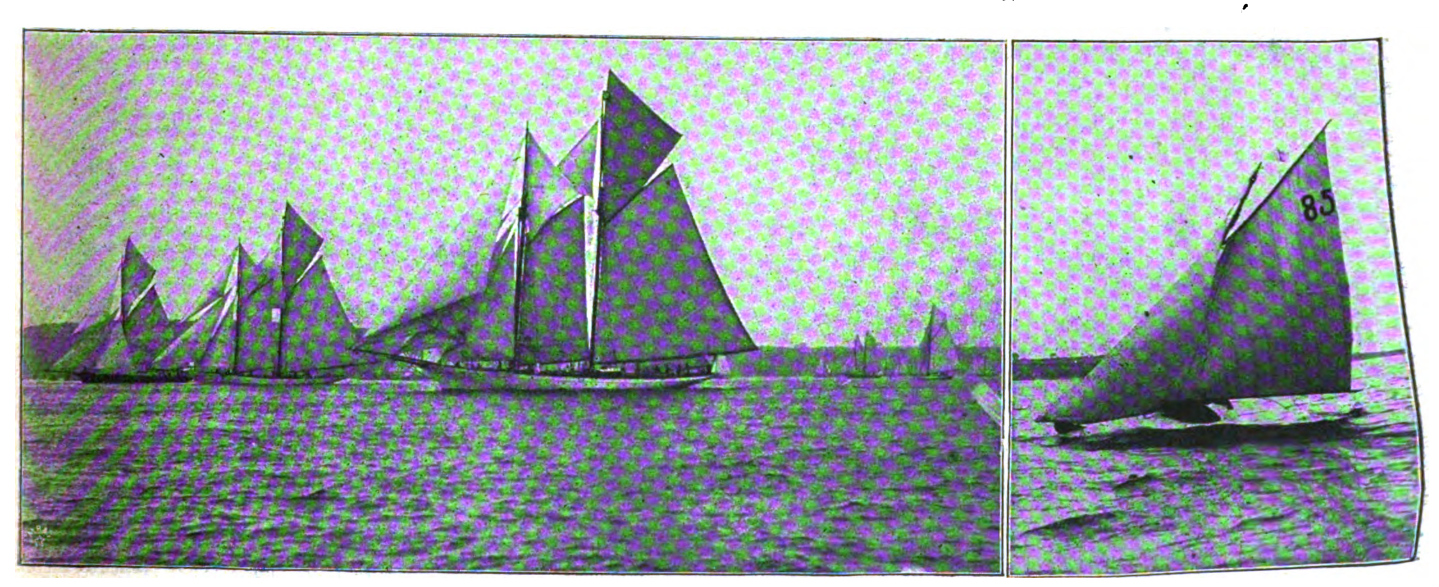


Die englische Rennjacht „Sybarita“.

Segel-Wettfahrt der Jachten aus der Sonderklasse.



Segel-Wettfahrt auf der Kieler Föhrde: Die entscheidende Wendung am Markdampfer.



„L'Espérance“, Kreuzerjacht des Prinzen Heinrich, in der Regatta der Kreuzerjachten erster Klasse.

Ein Nachzügler.

Bilder von den Segel-Wettfahrten auf der Kieler Föhrde vom 21. Juni bis 1. Juli: Vom Start zum Ziel.

Momentaufnahmen unseres zur Kieler Woche entsandten Spezialphotographen Franz Kühn, Berlin.

Porträts vom 14. Schlesischen Musikfest in Görlitz.

(17. bis 19. Juni.)



Generalintendant Graf Hochberg, Leiter der Schles. Musikfeste.



Kapellmeister Dr. Muck, Musikdirigent des diesjähr. Festes.



Geigenvirtuose Prof. Halir, spielte auf dem Schlesischen Musikfest.



Kgl. Opernsängerin Emmy Destinn (Berlin), Sopranistin.
Photographische Aufnahme von K. Mader, Görlitz.

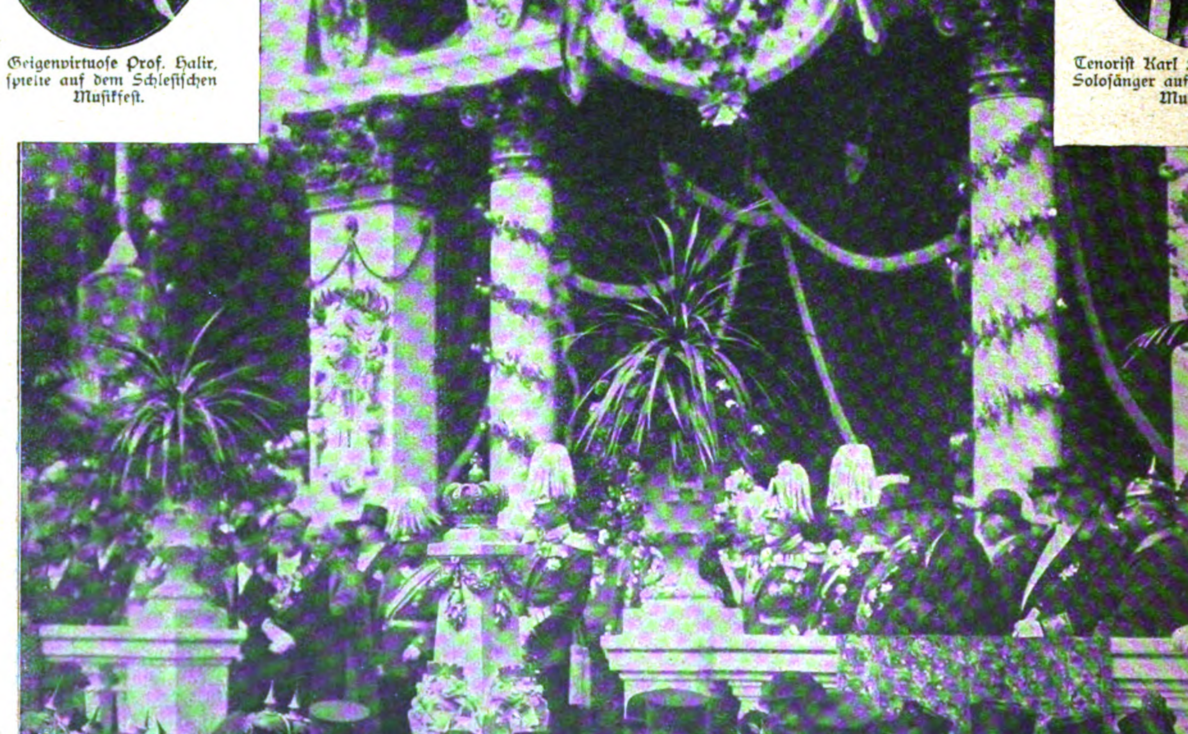


Altistin Charlotte Huhn (Dresden).

Oberbürgermeister Büchtemann (Görlitz).



Tenorist Karl Sommer (Berlin), Solosänger auf dem Schlesischen Musikfest.



Großherzog Ernst Ludwig.

Die Gutenbergfeier in Mainz: Der Grossherzog von Hessen auf der Hoftribüne gegenüber dem Gutenbergdenkmal am 24. Juni.
Photographische Momentaufnahme von P. Weber, Mainz.

Missionsthätigkeit in China.

Von Professor Dr. Otto Pfleiderer.

Vor drei Jahren hat das Deutsche Reich durch freundschaftlich-friedliche Vereinbarung mit der chinesischen Regierung in Kiautschau eine Kolonie gewonnen, die ein fester Stützpunkt für unsere Handelsbeziehungen und industriellen Unternehmungen in China werden soll, von deren mächtigem Aufschwung die segensreichsten Früchte für beide Völker erwartet werden dürfen. Aus dieser politischen Errungenschaft erwächst auch der deutschen Mission eine mächtige Förderung sowohl wie eine gesteigerte Verpflichtung. Nicht mehr sind unsere Missionare hilflos der heidnischen Roheit und Willkür preisgegeben, haben auch nicht mehr bei fremden Mächten um kümmerlichen Schutz zu betteln, sondern sie stehen unter dem kräftigen Schutz von Kaiser und Reich, dessen Gewicht auch die chinesischen Behörden anzuerkennen gezwungen sind. Und wir können so auch hoffen, daß die deutsche Mission die schweren Zeiten, die jetzt anläßlich des Boxeraufstandes hereingebrochen sind, siegreich überwinden wird.

Freilich darf man zweifeln, ob wirklich eine allzu energische Geltendmachung des weltlichen Arms im wahren Interesse der christlichen Mission stehe, die nicht durchs Schwert, sondern durchs Wort die Menschen bekehren will. Die Geschichte der ostasiatischen Mission enthält manche warnenden Beispiele davon, daß unter den Rückschlägen einer gewaltsamen Politik die Mission schweren Schaden erlitt; der jetzige Boxeraufstand dürfte auch darauf zurückzuführen sein. Wir wollen aber diese heikle Frage, die mehr die Staatsmänner als uns angeht, hier nicht weiter verfolgen, sondern uns der andern und wichtigeren Seite der Sache zuwenden: der heiligen Verpflichtung, die das deutsche Volk durch seine neue Kolonialpolitik auch hinsichtlich der Mission übernimmt. Seit wir Deutschen als Volk mit China in eine solche nahe Beziehung getreten sind, von der wir mannigfache Vorteile für unser politisches, merkantiles und industrielles Leben zu erwarten haben, ist es für uns zur nationalen Ehrensache geworden, den Chinesen dafür das Beste zu bringen, was wir haben: unsere christliche Religion und Kultur.

Wir treten damit endlich an die Erfüllung einer Aufgabe heran, die gerade vor zweihundert Jahren kein Geringerer als der große Philosoph Leibniz dem damaligen Kurfürsten von Brandenburg, nachmals ersten König von Preußen, ans Herz gelegt hat. In seiner Denkschrift über die Stiftung der Berliner Akademie der Wissenschaften vom Mai 1700 schrieb Leibniz: „Es scheint, als ob Gott sich kurfürstliche Durchlaucht zu einem großen Instrument auch hierin auserwählt und vorher ausgerüstet habe. Maßen ja bei Protestanten nirgends ein solcher Grund als zu Berlin zu der chinesischen Litteratur und Glaubenspropaganda gelegt ist. Wozu nunmehr vermittels sonderbarer Schickung der Providenz das so ungemein gute persönliche Vernehmen mit dem Zar in die große Tatarei und das herrliche China ein weites Thor öffnet. Dadurch ein Kommerzium nicht nur von Waren und Manufakturen, sondern auch von Licht und Weisheit mit dieser gleichsam andern zivilisierten Welt und Antieuropa einen Eingang finden dürfte." Das waren damals freilich noch gar sehr vorzeitige Hoffnungen; ehe an ihre Erfüllung zu denken war, mußte erst aus dem Kurfürstentum Brandenburg das unter hohenzollernschem Kaisertum geeinigte Deutsche Reich werden. Und die schwere Arbeit dieser geschichtlichen Wandlung kann es einigermaßen entschuldigen, daß wir in der Zwischenzeit nicht daran dachten, die Missionsthätigkeit überhaupt und die in China insbesondere unter unsere volkstümlichen Aufgaben zu rechnen, sondern dies einzelnen christlichen Gesellschaften überließen, deren Leistungen, so verdienstlich sie an sich waren, doch hinter denen der Franzosen und besonders der Engländer weit zurückstanden. Jetzt aber sollte das anders werden. Seit wir zu einer staatlichen Macht geworden sind, die den alten Großmächten ebenbürtig zur Seite steht und sich anschickt, Weltpolitik und Kolonialpolitik zu treiben, jetzt dürfen wir den Vorwurf nicht mehr länger auf uns sitzen lassen, daß wir das einzige christliche Kulturvolk seien, das gegen die Mission gleichgiltig sei. Zumal wir deutschen Protestanten sollten uns der Worte erinnern, die Leibniz schon seinen Zeitgenossen ans Herz legte: „Der Monarch von China sucht, eifrig tüchtige Europäer an sich zu ziehen; warum denn sollten wir Protestanten davon nicht ebenso gut profitieren, wie bisher nur die Jesuiten?" Aber auch darin hat Leibniz vollkommen recht, daß die Mission in China mit der Religion zugleich die christliche Zivilisation verbreiten sollte.

Denn China ist ein altes Kulturland und ist auf seine Kultur und Litteratur so stolz, daß es mit unglaublichem Dünkel auf alle Fremden als auf Barbaren herabsieht. Und zu diesem nationalen Hochmut der Chinesen kommt noch hinzu ihr tiefgewurzeltes Mißtrauen gegen die Fremden, das freilich, wie wir leider bekennen müssen, durch manches von christlichen Völkern (Franzosen und Engländern) an China begangene Unrecht nur zu sehr erklärlich wird. Beides nun, Bildungsdünkel und Mißtrauen, verschließt dem ohnedies nicht hervorragend religiös veranlagten Chinesen meistens Sinn und Herz für die Glaubenspredigt der Missionare. Wie ist dieses schwere Hemmnis der chinesischen Mission zu überwinden? Wie ist dem Evangelium ein Zugang zu öffnen zu den spröde verschlossenen Herzen dieser Heiden? Es giebt hierzu nach aller bisherigen Erfahrung nur das eine Mittel: wir müssen den überlegenen Wert unseres christlichen Glaubens den Chinesen beweisen durch die Thaten christlicher Liebe, die wir an ihnen üben. Wie unser Heiland selbst nicht bloß das Wort des Heils gepredigt, sondern auch Heilungsthaten an den kranken Leibern vollbracht und dadurch auch für die blödesten Herzen sich als den gottgesandten Heiland erwiesen hat, so muß in China der Missionar entweder selbst auch Arzt sein oder doch den Arzt zur Seite haben; neben der Kirche und Schule muß das christliche Krankenhaus stehen, in dem die Chinesen Hilfe und Heilung ihrer leiblichen Schäden finden.

Ein solches in unserer Missionsstation zu Tsingtau zu stiften, hatten wir von Anfang ins Auge gefaßt; es fehlten leider nur die recht beträchtlichen Mittel dazu. Jetzt ist nun wenigstens ein Grundstock zu dem erforderlichen Kapital vorhanden durch die Stiftung unseres verstorbenen Missionars Dr. Faber, der sein ganzes Barvermögen für die Zwecke unserer chinesischen Mission hinterlassen hat. Wir können diese Gabe nicht besser im Sinne des edlen Stifters verwenden, als indem wir damit das Krankenhaus bauen, das den Namen des Stifters tragen soll. Das wird das würdigste Denkmal sein, das wir diesem edlen Mann und frommen Christen und gelehrten Missionar Chinas an der Stätte gründen wollen, wo er sein reichgesegnetes Leben im Dienst der deutschen chinesischen Mission beschlossen hat. Faber selbst hatte in früheren Jahren mit seiner praktischen Missionsthätigkeit auch die ärztliche Praxis verbunden; er erzählt, daß er großen Zulauf von Patienten gehabt und im Durchschnitt jährlich 4—6000 Fälle behandelt habe. Freilich um diese Heilthätigkeit für die eigentlichen Zwecke der Mission erfolgreich auszunutzen, dazu wären, wie er ebenfalls bemerkt, noch zwei bis drei weitere Mis-

sionare nötig gewesen, die die Patienten in ihren Wohnungen aufzusuchen und die gegebenen christlichen Anregungen durchs Evangelium zu vertiefen und auch dahin zu wirken hätten, daß die Ursachen der körperlichen Leiden, wie Unreinlichkeit der Wohnung und Umgebung, mangelhafte Nahrung, schlechte Gewohnheit u. dgl. entfernt würden. Damit ist indirekt gesagt, daß die Verbindung von missionarischer und ärztlicher Thätigkeit in einer Person den Zwecken der Mission weniger entspreche als ihre Verteilung auf Missionsprediger und Missionsarzt.

Ueber die segensreiche Frucht einer solchen Einrichtung für die Zwecke der Mission ist nur eine Stimme unter allen, die aus Erfahrungen — und deren giebt's in der englischen und amerikanischen Mission schon zahlreiche — davon reden können. „Der indirekte Einfluß der ärztlichen Mission in einem Land wie China kann gar nicht überschätzt werden. Sie entwaffnet das Vorurteil, entfernt den Argwohn, gewinnt das Vertrauen des Volks. Sie zeigt in praktischer Weise des Christentums höchstes und bestes Prinzip, das Wohlwollen. Oft hörten wir die Bemerkung: es muß eine gute Lehre sein, die so viel für die leidende Menschheit thut!"

Und zugleich läßt sich auf diesem Weg die intellektuelle und technische Ueberlegenheit der abendländischen Kultur über die chinesische am augenfälligsten den bildungsstolzen Chinesen beweisen. Denn bei allem ihren Hochmut auf ihre antiquarische Bücherweisheit ist doch das reelle Wissen und Können der Chinesen in den Gebieten der Naturerkenntnis, Technik und Medizin noch auf unglaublich niederer Stufe. Ihre Heilkunst hat sich noch kaum über die primitive Stufe der animistischen Vorstellungen (des Glaubens an die Verursachung außerordentlicher Zustände durch Geisterwesen) und Zauberkünste erhoben; von Anatomie und Physiologie haben sie noch keine Ahnung. Ist in einem Haus ein Kranker, so sucht man zunächst durch einen ohrenbetäubenden Spektakel den bösen Geist, der die Krankheit verursacht hat, aus dem Haus zu verscheuchen. Hilft das nicht, so ruft man einen chinesischen Gelehrten, der zwar die philosophischen Bücher seiner vor 2000 Jahren lebenden Klassiker mit Fleiß und heißem Bemühen studiert, in der Natur selbst aber sich nie umgesehen hat. Der stellt nun seine Diagnose nur mittels Pulsfühlens an, wobei er den Patienten nicht weiter untersucht; ist die Patientin gar eine Dame aus den oberen Klassen, so darf der Arzt sie gar nicht einmal sehen, sondern sie streckt ihm nur hinter dem Vorhang die Hand zum Pulsfühlen hinaus. Auf Grund des Pulsschlags, wobei nach chinesischer Meinung zwischen rechter und linker Hand wohl zu unterscheiden ist, wird dann konstatiert, ob die Krankheitsursache ein schwarzer oder weißer Dämon sei, ob er in Herz, Leber, Nieren oder Lunge und Milz sitze. Dementsprechend werden dann die Rezepte verschrieben, die zwar sonst nichts, aber wenigstens die Herkunft aus respektablem, mehrtausendjährigem Altertum für sich haben. Zum Beispiel lautet eines der häufigsten Medikamente folgendermaßen: „2 Teile gepulverte Schlangen, 1 Teil Wespen samt ihren Nestern, 6 Teile Tausendfüßler, 4 Teile Skorpionen, 20 Teile Kröten, alles wohl zerrieben, mit Honig gemischt und zu Pillen verarbeitet." Bei Schwächezuständen werden mit Vorliebe gepulverte Tigerknochen in Pillen gegeben, weil man damit die Stärke des Tigers dem Kranken einzuflößen meint. Hilft alles nichts, so räuchert man in einem Tempel eines der großen Aerzte der Vergangenheit, dessen himmlische Hilfe natürlich ebenso problematisch ist, wie die Weisheit seiner jetzt lebenden Nachfolger. Vor chirurgischen Eingriffen vollends hat der chinesische Arzt eine heilige Scheu; daher laufen dort so unendlich viele Krüppel und Blinde umher, denen durch rechtzeitige Hilfe eines abendländischen Arztes leicht hätte Gesundheit und Augenlicht erhalten werden können.

Bedenkt man, daß das tägliche Leben der 400 Millionen Menschen Chinas in den Fesseln solchen jämmerlichen Aberglaubens und Stumpfsinns gebunden liegt, so muß jeder, wie er auch sonst über den Wert der Mission denken mag, zugeben, daß es eine Pflicht der Humanität ist, diesen Unglücklichen Hilfe zu bringen durch die befreiende Macht unserer Kultur, unserer Welterkenntnis und Menschenliebe. Vor dem Licht der Wahrheit unserer monotheistischen Weltanschauung, die uns in dem Kosmos ein vernünftiges, gesetzmäßig geordnetes System von natürlichen Kräften erkennen läßt, wird der Spuk der Dämonen verschwinden, und vor der Wärme der christlichen Bruderliebe, die uns im leidenden Mitmenschen ein göttliches Ebenbild, ein Glied des einen allumfassenden Gottesreichs sehen läßt, werden die spröden, scheuen Herzen sich aufthun. So wird die zunächst noch erst politisch-kommerzielle Verbindung Deutschlands mit China mit der Zeit zu einem regen Wechselverkehr der Geister und Herzen werden oder, wie Leibniz hoffte, zu einem „Kommerzium von Licht und Weisheit". Aus dem unscheinbaren Keim der Missionsschule und des Krankenhauses in Tsingtau wird vielleicht dereinst eine medizinisch-technische und theologisch-philosophisch-historische Universität erblühen, in deren Hörsälen echte Wissenschaft im Bund mit gesunder, praktisch fruchtbarer Frömmigkeit gepflegt wird, ein Mittelpunkt deutscher Kultur im fernen Osten, von wo aus die Pioniere deutschen Geistes in das ganze chinesische Land ausziehen und in neuen Zungen verkünden werden von der Herrlichkeit der geistlichen Güter, die Gott uns geschenkt hat und durch uns auch der Heidenwelt schenken will. „Und so wird am deutschen Wesen einst auch China noch genesen!"

Gewiß, das sind Zukunftsträume, deren Erfüllung noch in weiter Ferne liegt. Aber es ist schon etwas Großes, an der Saat mitarbeiten zu dürfen, die dereinst zu solcher Ernte erwachsen kann. Möchte mit dem Verständnis für die Größe der Aufgabe auch die Freudigkeit des Mitarbeitens an ihr unter den Deutschen allerorten, nicht am wenigsten unter den deutschen Frauen immer lebendiger erwachen, immer schönere Frucht bringen!



Kinderfüße.

Noch können die kleinen Füße nicht schreiten,
Mit beiden Händen noch nicht geleiten
Kann ich mein Kind, das hinaus in die Weiten
Mit beiden Füßen zur Erde strebt,
Bittend und sehnend die Händchen hebt:
„Laß mich hinunter vom Schoß doch gleiten,
Ich möchte dir stolz zu Seiten schreiten."
Ach, mein Geliebtes, wie bald doch erlebt
Alles die kleine, drängende Seele!
Lernest das Gehen, das Laufen, das Schreiten,
Läufst mir vorüber gar bald in die Weiten —
Wanderst den langen, den endlosen Weg,
Ueber der Jugend lenzknospenden Steg,
Durch eines Lebens Dornengeheg —
Wanderst in Wonnen, wanderst in Schmerzen
Weiter und weiter von meinem Herzen. . .

Hermione von Preuschen.



Die thörichte Jungfrau.

15. Fortsetzung. Roman von Rudolf Stratz.

Gleich darauf trat Meister Josefus ins Zimmer, trotzig, mit unstetem Blick und etwas gerötetem Gesicht. Lotte empfing ihn sehr unterwürfig. „Darf ich Hoheit den Mantel abnehmen?“ flüsterte sie. „Oder befehlen Hoheit —“

„Ach — geh weg, Lotte!“ sagte der Siegfried ungnädig. „Schwätz nicht! Ich kann dein dummes Gesichtchen jetzt nicht sehen! Es thut mir weh!“

Sie blickte ihn forschend an. „Du, Seppl, ich glaub, ihr habt gehörig gepichelt! Lüge nicht! Du schaust mir gerade danach aus. Ganz erhitzt und aufgeregt!“

„Wir haben in Pontresina zu Mittag gegessen und eine Flasche Wein getrunken oder auch ein paar — die andern und ich — oder eigentlich ich allein — darf ich das vielleicht auch nicht mehr? Wird mir das auch schon verboten? Ich hab es satt!“

Er ging mit großen Schritten durch das Zimmer. Dann blieb er grimmig vor Lotte stehen und herrschte sie an. „Hab ich dir nicht gesagt, daß du uns allein lassen sollst!“

Sie schmollte. „Es wird immer schöner! Jetzt wird man schon aus seinem eigenen Zimmer hinausgeworfen! Dahin habt ihr alle ihn glücklich gebracht! Er kennt sich schon nicht mehr aus vor Uebermut, der Herr Hofrat!“

Als er den Verdruß in dem großäugigen zarten Kindergesicht sah, wurde er sofort wieder weich. „Lieber Schatz! Schau! Ich bitt dich ja, geh! Nur auf eine halbe Stunde!“

Lotte zuckte die Achseln. „Meinetwegen, ich setze mich drunten auf eine Bank und seh mir das Feuerwerk überm See an. Drüben im Bad, dort wär's überhaupt viel schöner wie hier! Aber mit euch ist ja nichts los!“

Es dämmerte schon stark, als sie das Zimmer verließ. Bald brach der Abend ganz herein. Die blaue Seefläche vor dem Haus verschwamm im Dunkel, und gleich darauf stiegen aus den buntfarbigen Lichtpünktchen der italienischen Nacht am andern Ufer die ersten Raketen zu dem Sternenhimmel empor. Eine gedämpfte Musik erklang aus der Ferne in das halbdunkle Zimmer.

In ihm war es lange still zwischen den beiden sich schattenhaft abzeichnenden Gestalten.

„Glaube nicht, daß ich dich um etwas bitte!“ sagte Ellinor endlich in ruhigem Ton. „Dazu bin ich viel zu stolz, und das Betteln würde ja auch nichts helfen! Wie wir zu einander stehen, muß alles frei gegeben und genommen werden! Sonst hat es keinen Wert. Ich hab dir das bißchen gegeben, was ich hatte. Du hast mir viel dafür gegeben, eigentlich den ganzen Inhalt für mein Leben. Soll das nun alles umsonst gewesen sein?“

„Ach, umsonst!“ brummte der Meister Josefus. „Bloß weil ich mich entschlossen hab, zu dem Herzog zu gehen? Ja, das hab ich gethan! Ich thu, was ich will, und —“

„Sei wenigstens nicht klein in diesem Augenblick. Der ist doch entscheidend für uns beide. Du weißt, daß ich nicht das meine! Ich könnte mehr tragen, als das — alles — ich ändere mich nicht. Wenn du nur nicht anders wirst!“

„Ach, ich bin alle Augenblicke anders! Das ist eine alte Geschichte, das heißt gar nichts! Das hab ich so im Blut!“

„Ich meine, wenn du mir nicht ganz fremd wirst. Es ist etwas Fremdes zwischen uns und wächst immer mehr. Du willst es mir nicht verraten, und ich sehe es doch!“

„Was soll ich denn verraten? Ueberhaupt, bin ich denn ein Schulbub?“ Seine Stimme wurde heftiger. „Ein für allemal! Ich hab das Gegängel satt. Ich bin ein alter Mann! Ich mag das nicht, daß mich da ewig was am Rockärmel zupft und mir jemand ins Ohr tuschelt: thu das nicht und jenes nicht, und das schickt sich nicht für einen Meister. Es hat niemand ein Recht, mich ewig verdrießlich zu machen.“

„Ich habe schon ein Recht!“ Sie stand auf und trat vor ihn hin. „Nach allem, was zwischen uns war und was noch werden sollte. Dreizehn Jahre sind doch eine lange Zeit! Die hab ich dir geschenkt — meine ganze Jugend hab ich deiner Kunst geschenkt. Ich hab ja nicht dich zuerst kennen gelernt, sondern zuerst dein Werk! Deinen ersten großen Erfolg damals in München, den ‚Adam und Lilith‘, der jetzt in Amerika ist! Ich meine, die Bewunderung und Ehrfurcht vor deiner Kunst hat mich zu dir geführt. Deiner Kunst hab ich gedient all die langen Jahre. Wenn du deine Unglückstage gehabt hast und bist im Atelier herumgelaufen und wolltest alles zerschlagen und Steinklopfer werden — hab ich dich da nicht ausgelacht und dir neuen Mut gegeben? Und wenn der Größenwahn mit dem Erfolg über dich gekommen ist, hab ich dich nicht sachte wieder auf den Erdboden gestellt und dir gezeigt, daß du noch viel, viel mehr leisten kannst? Und wenn du im Uebermut angefangen hast, mit deinem Können zu spielen, statt zu schaffen — hab ich dich da nicht vor deine halbfertigen Werke geführt und das nasse Tuch vom Thon genommen und hab nur gelacht, wenn du zu schimpfen anfingst, um schließlich doch mit Feuereifer zu arbeiten? Mit einem Wort — was wärst du ohne mich?“

„Das will ich dir sagen!“ sprach Meister Josefus. „Ein Millionär und ein Lump von Künstler!“

„Nun also — habe ich es nicht ehrlich mit dir gemeint?“

„Ja, du warst mein guter Geist!“ Er ging trotzig herum. „Aber die guten Geister sind langweilig! Ich will dahin, wo's amüsant ist. Wenn ich sterb, will ich von selber in die Hölle. Da fühl ich mich viel wohler unter dem Teufelszeug!“

Sie überhörte sein letztes Gemurmel. „Und wenn dann noch ein bißchen mehr dabei war als bloß deine Kunst — sieh, ich sprech das ganz offen aus, und du weißt es ja — ich möchte dir ja nur sagen: es giebt nicht so arg viel Liebe in der Welt! Man muß froh sein, wenn man sie hat! Man soll sie nicht zertreten, es kann einem selber nachher reuen! Ich hab dir meine Seele, ich möchte sagen, mit beiden Händen hingebracht und gesagt: nimm sie! Ich hab dir gelebt, alles mit dir durchgelitten und durchgestritten wie ein Stück von dir selbst und hab weiß Gott nie Dank verlangt. Mir war das genug, in deiner Nähe zu sein! Aber eins bist du mir jetzt wenigstens schuldig! Daß du wahr gegen mich bist!“

Er hatte sich in das Dunkel der Sofaecke geworfen. Es war, als ob er schluchzte.

Ihre Stimme bebte. „Ich halte es nicht mehr aus. Ich sehe, daß neben mir etwas geschieht, ich merke es ganz deutlich und wage es doch nicht, zu Ende zu denken, der Zweifel, die Angst bringen mich um! Sage mir die

Wahrheit! Schonungslos! Es ist immer noch besser, als was ich die letzte Woche gelitten habe!"

„Schonungslos." Er hob wehmütig sein ganz vergrämtes, im Schein des aufgehenden Mondes bleich aussehendes Löwenhaupt. „Ach, Liebste, das wäre ein schöner letzter Dank. Ich schonungslos gegen dich — das brächte ich nicht übers Herz! Was ich Treues und Gutes im Leben erfahren habe, seit meine Eltern hinüber sind, das dank ich doch dir. Aber es giebt einen Kerl, gegen den will ich schonungslos sein — den will ich dir einmal zeigen, wie er ist! Der Kerl heißt Josef Ranggetiner und ist seines Zeichens Akademieprofessor und knetet in Thon allerhand dummes Zeug. Meine Liebe, ob das ein Genie ist oder ein Lump, darüber sind die Gelehrten noch uneinig. Soweit ich den Lümmel kenne, mein ich: 's ist ein genialer Lump! Er hat etwas von 'nem Meister in sich! Das siehst du! Ich meine den Funken von oben! Das Heilige! Aber ein großer Meister ist rein! Der ist einfältig. Der ist fromm. Mag er Weiber küssen, soviel er will. Aber vor seiner Kunst faltet er die Hände. Da bleibt alles andere hinter ihm. Da steht er wie in einem weißen Kleid und hat einen Riegel zwischen sich und der Welt und betet wie in der Kirche! Ich aber — ich will, daß die Kunst mir dient, mir, einem armseligen Kerl, ich bin ein Liederjahn — ich habe allerhand Götter neben ihr — ich habe nicht den Ernst. Drum bin und bleibe ich einer von den Krüppeln, von den ewig Vergnügten, von den Bezahlten. Und so sieht mich die Lotte! Die hat mir die Augen aufgemacht und mir gezeigt, daß bei einem Kerl wie mir alles umsonst ist —"

Jetzt lief zum erstenmal ein Aufleuchten von Grimm über ihre Züge. „Und du läßt dich von ihr herunterziehen? Du giebst einem halben Kind die Macht über dich?"

„Eben, weil sie ein Kind ist! Sie ist so jung. Ich will auch jung bleiben!"

„Und wenn ich, dein bester Freund auf der Welt, dir den andern Weg weise —"

Er trat heftig vor sie hin. Seine Augen funkelten. Seine breite Brust atmete heftig unter den blonden Wellen des Siegfriedbarts. „Dann sag ich dir: meine Liebe — der Weg ist mir zu steil. Da wird man alt auf halber Höhe. Man wird alt, wenn man immer dasselbe ist. Ich will gern einmal ein aufrichtiger einfältiger Meister sein — am Sonntagnachmittag. Aber am Abend muß ich radschlagen und Grimassen schneiden und mit der ganzen Welt raufen wie auf dem Tanzboden. Sonst wird's mir zu langweilig. Ewig derselbe Kerl zu sein, ist fad. Du siehst an mir immer dasselbe — immer nur eine Seite — die weiße, fromme. Aber so still dasitzen die ganze Zeit, als ob man photographiert werden sollte, das kann ich nicht. Ich bin nicht nur der Mensch, für den du mich hältst. In mir stecken zehn Menschen. Von denen will jeder einmal an die Reihe kommen — nicht bloß der eine. Da kann sich jeder was raussuchen bei mir, und es bleibt noch ein Rest! Wer kennt mich denn? Ich kenn mich selber nicht! Nicht bis zu Ende, Gott sei Dank. Zehn Seiten hab ich — zwanzig — in allen Farben und viel Giftzeug darunter — das glaub mir — und das will auch sein Recht! Das ist sogar stärker als alles andere! So, jetzt kennst du mich!"

„Nein! Denn dann hättest du mich ja betrogen die ganze Zeit!"

„Dann hab ich eben gelogen und betrogen. Da kann ich nichts dafür. Ich hab mich nicht selber gemacht. Ich bin der Meister Josefus. Ich bin ein Gott, und ich bin ein Tier! Wer vor mir den Hut nicht abnehmen will, mag's bleiben lassen. Aber sie nehmen ihn ab, die Esel — alle — alle — das macht, sie wissen: ich bin ehrlich. Ganz ehrlich in jedem Augenblick. Daß ich im nächsten Augenblick anders bin, da kann ich nichts dafür. Da muß man sich darein finden oder mich in Ruhe lassen!"

Er wurde grimmig. „Jawohl — in Ruhe lassen! Und wenn du das nicht kannst, dann müssen wir eben auseinander. Ich vertrag das nicht mehr! Ewig so ein mahnendes Gewissen an meiner Seite — so was Kränkliches, Graues! Ich bin ein ganzer Kerl! Lasse du mich meinen Weg zum Teufel gehen! Aber mach mich nicht alt, mach mich nicht krank, mach mich nicht müde vor der Zeit! Gieb mich frei! 's ist besser für uns beide. Wir passen nicht mehr zusammen! Du willst alt werden, und ich will jung bleiben! Da muß der eine rechts, der andere links. Hab Dank für deine Lieb und Treue! Denk, ich sei tot oder ich hätt dir eine Komödie vorgespielt die ganze Zeit von einem guten Meister Josefus, und du siehst mich heute zum erstenmal in meiner wahren Gestalt — mit Hörnern und Klauen! Die Lotte, die hat den Pferdefuß schon lange gemerkt, den du nie gesehen hast. Denk von mir, was du willst — aber jetzt lasse mich hinaus — es kocht alles in mir! Ich hab eine Wut gegen mich. Ohrfeigen möcht ich mich! Ich muß frische Luft schöpfen! Sonst erstick ich!"

Sie trat vor die Thür. „Erst sage mir noch das Letzte. Das, was ich eigentlich von dir wissen wollte. Ich hab zwei Menschen auf der Welt, die ich lieb hab — dich und die Lotte! Habt ihr beide, meine einzigen Menschen auf der Welt — alles, was mein ist — habt ihr beide mich belogen und betrogen? Du, der mir versprochen hat, mich — und die Lotte, für die ich alles gethan hab —?"

In seinen Augen glitzerte ganz hinten ein grünliches Gefunkel. Sein Gesicht war grimmig böse, schlecht durch und durch. Sie machte einen Schritt zur Seite, entsetzt von der erwachenden Brutalität der blonden Bestie. Wie ein großer blauäugiger Teufel stand er fremd im Mondschatten vor ihr. Aber er kämpfte sich nieder. Stumm, mit einem trotzigen Faustgriff riß er die Thür auf und lief hinaus. Sie hörte, wie die Treppe unter seinen schweren Schritten krachte.

Er hatte nicht geantwortet. Ein letzter lächerlicher Rest von Hoffnung flackerte in ihr. Sie eilte auf den Balkon. Vielleicht stand er da unten. Vielleicht kehrte er doch zurück.

Da trat er hinaus in den Mondschein. Langsam, mit gesenktem Haupt. Ihr Herzschlag stockte.

„Seppl!" klang aus dem Dunkel unten eine sanfte Mädchenstimme. „Lieber Seppl, warum schreist du denn so schrecklich? Man hört's bis hier herunter. Ein Glück, daß kein Mensch in der Nähe ist — alles beim Feuerwerk!"

Er blieb stehen. „Wo bist du denn, Lotte?"

„Hier!" Sie ging langsam auf ihn zu wie ein müdes Kind. Im Mondschein lag ein ängstliches Lächeln auf ihren reizenden Zügen. „Ich hab geweint. Ich bin so traurig, weil du vorhin so häßlich gegen mich warst."

„Ich häßlich gegen dich?" Er faßte ihre Hände und flüsterte heiß, fiebernd auf sie ein. „Du — du, mein Süßes, mein Liebes — du!" Und plötzlich bedeckte er ihr Gesicht mit wütenden Küssen. „Meine kleine Prinzessin — mein Märchen — mein Traum — ich bring dir alles: dein



Schloß im Wald, die goldnen Vögel — auf den Händen trag ich dich hin — ich küsse dir die Füße — ich —"

Sie rang, sich loszumachen. „Um Gottes willen — Ellinor!" hauchte sie unter seinen Küssen.

„Ach, Ellinor! Das war gestern! Ich schau mich nach keinem um im Leben. Ich brauche keinen im Leben! Nur dich will ich haben — dich!"

„Ellinor!" flüsterte sie wieder, sich ihm entringend, mit erstickter Stimme, und jetzt merkte er, wohin ihr angstvoller Blick wies — nach dem Schatten droben auf dem Balkon. Er blieb eine Sekunde wie betäubt stehen, während Lotte mit drei langen, scheuen Sprüngen vor ihm in das Haus flüchtete. Dann warf er trotzig das blondmähnige Haupt in den Nacken, zuckte die Schultern und ging mit festem Schritt die Straße hinab.

Die oben sah dem Meister Josefus nicht nach. Ihre Augen waren in der Weite, dort, wo über dem Firn der Höhen ein ferner rosiger Abendschein sich langsam scheidend in der Nacht verlor. Eine letzte Sehnsucht zog sie dort hinauf: die Liebe ist tot! Nun geh du mit ihr sterben . . .

22.

Der Viererzug, der Meister Josefus bis vor das Haus gebracht, war inzwischen weiter gerollt und hielt vor einem der Prunkhotels von St. Moritz-Bad, die, jetzt zur Hochsaison der gewöhnlichen Menschheit völlig unzugänglich, nur von den Modeopfern der oberen Zehntausend Europas und massenhafter Dienerschaft bevölkert waren. Hier trennte man sich. Es war hohe Zeit, sich in Frack und weiße Binde und in die ausgeschnittene Robe zu werfen.

Prinz Wilfried, der einen zerknitterten Brief in der Hand am Kamin gesessen, stand langsam auf, als seine schöne Frau eintrat. Ein Odem von Lebenskraft und Lebenslust wehte mit ihr in das Zimmer, wie sie es mit ihrem gewohnten elastischen Gang durchmaß, hoch aufgerichtet, mit geröteten Wangen und einem gesunden, stählernen Schimmer in den Augen. Jetzt sah sie ihn. „O, da bist du!" sagte sie gleichmütig, Hut und Mantel der Kammerfrau übergebend. „Das war ein herrlicher Tag! Sonne, frische Luft, ganz nette Menschen — bloß ein bäuerlicher Künstler darunter, ich liebe diese Leute nicht. Sie kopieren uns so ungeschickt und haben dabei immer allerhand auf der Zunge, was sie nicht sagen. Uebrigens —" Sie sah ganz harmlos darein. „Es ist der Freund deiner Freundin, deiner Gefährtin auf euren melancholischen Bergklettereien. Oder vielmehr ihr Freund gewesen; denn mir scheint, er heiratet nächstens ihre Schwester."

Der kleine Prinz sah betroffen empor.

„Warum denn nicht?" fuhr sie leichthin fort. „Ich habe heute auch ein bißchen daran mitgearbeitet, so gut ich konnte. Es macht mir Spaß —"

„Einen Menschen unglücklich zu machen? Darauf kommt es doch hinaus!"

„Du bist naiv!" sagte sie achselzuckend. „Glaubst du, ich hätte mich noch nie über deine Freundin geärgert, wenn du mit ihr in Schnee und Eis herumabenteuertest und ich das abgeschmackteste Zeug ausdenken mußte, um dein Ausbleiben zu entschuldigen, und doch genau wußte, wie hinter meinem Rücken — gut, das ist die Revanche! Wer mich ärgert, den ärgere ich wieder. Nun ist die Reihe an sie gekommen!"

„Ich glaube, du weißt gar nicht, was das für sie bedeutet!"

„Das ist mir auch sehr gleichgiltig!" Die schöne Frau öffnete die Thür zum Nebengemach. „Man soll nie so dumm sein, seinen Verdruß zu zeigen. Aber wenn die Zeit da ist, präsentiert man die Quittung! In aller Seelenruhe. Und nun entschuldige mich. Es wird hohe Zeit, daß ich mich umkleide."

Sie blickte in den anstoßenden Raum und stieß einen halblauten Ruf der Ueberraschung aus. Es stand alles darin drunter und drüber, große Koffer rings am Boden und auf Stühlen, die ganze Dienerschaft mit Packen beschäftigt.

Aeußerlich brachte sie nichts in der Welt aus ihrem gesunden Phlegma, und sie fragte daher ihren Mann ohne Erregung, nur mit leise hochgezogenen Brauen: „Willst du mir nicht erklären, was das bedeutet?"

„Wir müssen reisen, heute abend noch. Und da du den ganzen Nachmittag fort warst, habe ich alles Nötige angeordnet."

„Reisen? Bei Jesus! Ja, wohin denn?"

„Nach Thieregg!" Er zeigte ihr den Brief, den er in der Hand hielt. „Ich wollte dir nichts sagen, ehe nicht die Zeit drängte, weil ich weiß, wie übel du es aufnimmst, wenn man dich in deinem Vergnügen stört. Aber jetzt muß ich es thun!"

„Was ist denn geschehen? Ist die Kleine —"

Er nickte. „Nach dem Brief, der heute mittag kam, gleich nachdem ihr weggefahren waret, geht es entschieden schlechter. Es will niemand mehr dort die Verantwortung tragen. Es scheint fast, daß es noch schlimmer steht, als man schreibt. Ich war die ganzen Tage hier schon wie auf Kohlen. Aber jetzt giebt es kein Besinnen mehr. Jetzt ist dort unser Platz!"

Sie schwieg verstört.

„Wie wir beide zu einander stehen, ist etwas anderes!" fuhr er fort. „Aber darin sind wir doch eins. Ich weiß ja, daß dir die Kleine auch ans Herz gewachsen ist, und hab mich eigentlich gewundert, daß du dich auf die paar Wochen hast von ihr trennen können. Sonst fehlte dir ja etwas, wenn du sie nicht den ganzen Tag mit dir hattest und alle Welt das Baby bewundern konnte —"

„Ja. Aber wie sie davon blasser und schwächlicher wurde — es bekam ihr wirklich nicht!"

„Gewiß nicht. Ich hätte dir das gern schon früher gesagt, daß das Zigeunerleben im Hotel nichts für solch ein zartes Geschöpf ist. Aber andrerseits, man kann keiner Mutter zumuten, sich von ihrem Kind zu trennen. Und eben darum müssen du und ich jetzt so rasch wie möglich hin!"

Sie schwieg.

Er konnte keinen Schrecken, keine Angst auf ihren Zügen lesen, eher eine Art verdrießlichen Erstaunens, das dumpf auf dem jugendlichen Römergesicht lag und es noch finsterer und schöner machte als sonst.

„Am Ende ist es nicht so schlimm!" sagte sie nach einer Weile. „Die Aerzte übertreiben ja immer!"

„Im Gegenteil! Sie verschweigen, solange sie können und dürfen! Da nimm den Brief und lies! Du wirst sehen, was zwischen den Zeilen steht — was der Arzt verraten läßt — und wir wissen es ja auch ohne diesen Brief!"

Sie überflog stirnrunzelnd das Schreiben und legte es dann mit einem tiefen beklommenen Aufatmen auf den Tisch.

Die beiden Gatten dachten dasselbe, ohne es sich zu sagen, ohne sich anzusehen: das kleine Wesen dort fern in dem Waldschloß würde sein erstes Lebensjahr nicht vollenden.

Es schwand hin, wie ein winziges Flämmchen sich in sich selbst verzehrt, und unsicher war nur der Zeitpunkt, wann es erlosch.

„Also, bist du bereit, zu reisen?"

Sie zuckte mißmutig die Achseln und seufzte wieder, leise, als habe sie Mitleid mit sich selbst. „Gewiß! Ich bin zwar überzeugt, daß der Arzt uns unnötig Angst eingejagt, aber —"

„Aber du fährst heute abend mit mir?"

„Heute abend! Das kannst du nicht verlangen, wo ich den ganzen Tag unterwegs war — ich bin wirklich todmüde!"

Sie und müde! Er lächelte bitter.

„Aber morgen früh!" fuhr sie fort. „Ich muß ausgeschlafen haben vor der weiten Reise. Ich habe doch auch Rücksichten gegen mich selbst! Es kommt ja auf den halben Tag nicht an!"

„Es kommt vielleicht sehr viel darauf an, wenn ich den Brief da richtig verstehe. Aber gut, wie du willst. Also morgen früh."

Von unten rief mit klingendem Schall der Gong zur Table d'hote.

Sie fuhr bestürzt zusammen. „Herr Gott, und ich bin noch gar nicht umgezogen. Und alles ein Durcheinander!"

Seine melancholischen Augen wurden noch größer als sonst, seine Stimme zitterte. „Du gehst zur Table d'hote? Heute?"

„Wenn du durchaus willst, können wir ja auch auf dem Zimmer essen!"

„Das ist gleich? Ich meine, du kannst jetzt an dich denken und an derlei wie die Table d'hote — nach diesem Brief?"

Sie begriff ihn gar nicht recht. „In dem Brief steht doch eigentlich nichts Neues! Leider! Glaubst du denn, daß es um ein Haar besser wird, wenn ich infolgedessen drei Tage faste und mich kasteie? Im Gegenteil, man muß doch selber gesund und kräftig sein, um andern zu helfen. Ich will ja alles thun, was ich kann. Aber unnötige Opfer haben doch gar keinen Wert. Das mußt du doch einsehn!"

Sie schlüpfte schnell in das Nebenzimmer und begann dort angelegentlich in halblautem Englisch mit der Kammerfrau wegen der wieder auszupackenden Abendtoilette zu verhandeln.

Fortsetzung folgt.



Japans Heer und Flotte.

Die Unruhen in China haben, nicht zum wenigsten infolge der Uneinigkeit der Mächte, so große Dimensionen angenommen, daß ein rechtzeitiges Eindämmen durch die verhältnismäßig schwachen Truppenabteilungen der europäischen Mächte kaum möglich erscheint. In dieser prekären Lage, da das Leben und Eigentum so vieler Europäer in höchster Gefahr schwebt, richten sich die Augen der zivilisierten Welt auf Japan, dessen nach europäischem Muster organisierten Streitkräfte allein geeignet erscheinen, zunächst wieder Ruhe und Ordnung herzustellen, und die nun wohl bald als entscheidende Faktoren auf dem Schauplatz auftreten werden.

Die ersten Versuche zur Bildung einer modernen Armee in Japan gehen auf das Jahr 1850 zurück. In jenem Jahr wurden fremde Offiziere als Instrukteure ins Land gerufen und außerdem gleichzeitig japanische Offiziere zu ihrer Ausbildung europäischen Armeen zugeteilt. Gehörten diese Lehrer und Reorganisatoren der japanischen Armee, die erstmalig im Jahr 1866 in Yokohama eintrafen, dem französischen Heer an, so wurde das im Jahr 1885 anders, als eine deutsche Mission, an ihrer Spitze Major Meckel, die Ausbildung der japanischen Soldaten übernahm. Unter der Leitung dieser deutschen Offiziere wurden im Jahr 1887 die militärischen Erziehungsanstalten nach deutschem Muster umgeformt und in den Jahren 1888 und 89 neue Gesetze über das Ersatzwesen nach deutschem Muster verfaßt. Außerdem wurde allmählich auch das Heer verstärkt und neue Grundsätze für die Ausbildung der Truppen eingeführt.

Nach dem Krieg mit China haben die Japaner der ausgezeichneten Anleitung deutscher Offiziere nicht mehr bedurft und sind seitdem bemüht, in Unabhängigkeit vom Ausland immer mehr eine Vervollkommnung ihrer Armee herbeizuführen. Die gegenwärtige Heerordnung Japans gründet sich auf eine kaiserliche Verordnung vom 16. März 1896, nach der die neugeplante Entwicklung der Armee bis zum Jahr 1903 abgeschlossen sein sollte. Der rastlose Eifer und die unermüdliche Thätigkeit der Japaner wird es aber dahin bringen, daß die Armee schon vor dem obengenannten Termin in voller Stärke dasteht. Die japanische Armee wird dann bestehen aus: 4 Armeekommandos, 13 Infanteriedivisionen (davon 1 Gardedivision), 26 Infanteriebrigaden, 52 Infanterieregimentern zu 3 Bataillonen, 13 Kavallerieregimentern zu 5 Eskadrons, 13 Artillerieregimentern mit 117 Batterien, 6 Festungsartillerieregimentern zu 4 Abteilungen und den Trainformationen.

An der Spitze der Armee steht der Kaiser. Er unterzeichnet alle Ernennungen und Veränderungen, die das Offizierkorps betreffen, er genehmigt die bei den Truppen eingeführten Reglements und besitzt seit Einführung der gegenwärtig in Japan geltenden Verfassung dieselben Rechte und Pflichten wie die Oberhäupter anderer Militärstaaten. Ihm zur Seite steht der im Jahr 1898 errichtete Marschallsrat, der gegenwärtig von 4 Offizieren, dem Fürsten Kommazu Akigito, dem Marschall Yamagatta, dem Marchese Oyama und Admiral Marchese Saigo gebildet wird.

Der Kriegsminister, augenblicklich Generalleutnant Katsura, hat seine Aufmerksamkeit in erster Linie der Rekrutierung und den Verwaltungsangelegenheiten zuzuwenden. Der Generalstab ergänzt sich wie in Deutschland und zerfällt in einen Armee- und einen Truppengeneralstab. Die mit der Landesaufnahme betrauten Offiziere leisten sehr Tüchtiges und haben nicht nur eine ausgezeichnete topographische Karte von ganz Japan hergestellt, sondern auch eine Karte von Korea angefertigt, die während des Krieges 1894/95 die größten Dienste leistete. Chef des Generalstabs ist gegenwärtig der Marschall Oyama. Die Militärschulen sind nach dem Muster deutscher Schulen eingerichtet. Die Kriegsakademie in Tokio, die 150—160 Leutnants aller Waffengattungen aufnimmt, hat gleiche Ziele und Zwecke wie unsere Kriegsakademie. Die japanischen Offiziere, die nach ihrem Abgang von der Kriegsakademie in Tokio einen Ausbildungskursus im deutschen Heer durchgemacht haben, sollen nach ihrer Rückkehr in die Heimat durch große praktische Kenntnis, Gewandtheit und Findigkeit im Terrain vorteilhaft aufgefallen sein.

Die Ergänzung der Offiziere des aktiven Heeres geschieht beinahe so wie in Deutschland, entweder durch Ersatz aus dem Kadettenkorps, wo sie zur Einstellung in die Armee einer Prüfung vor der Militär-Examinationskommission unterworfen sind, oder aus Einjährig-Freiwilligen im Alter von 18—23 Jahren. Unteroffiziere werden nicht mehr zu Offizieren befördert.

Schwierig ist die Ergänzung der Unteroffiziere. Obgleich der erste Unterricht in ganz Japan gesetzlich obligatorisch ist und auch erreicht wird, daß fast jeder Mann lesen und schreiben lernt, so steht die Gesamtbildung der gewöhnlichen Leute doch auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Das hat darin seinen Grund, daß die Erlernung des Lesens und Schreibens der sehr schwierigen japanischen Sprache so viel Zeit in Anspruch nimmt, daß für andere Lehrgegenstände, wie z. B. Rechnen, Religion und Geographie in der verhältnismäßig kurz bemessenen Zeit des Unterrichts die erforderlichen Stunden fehlen. Um nun dem Unteroffizierkorps eine gewisse geistige Bildung zu geben, hat man bereits angefangen, die Unteroffiziere aus der Unteroffizierschule zu ergänzen. Diese Schule, deren Kursus zwei Jahr dauert, nimmt Schüler aller Waffen auf.

Was den Mannschaftsersatz der japanischen Armee anlangt, so ist der Militärdienst nach dem Rekrutierungsgesetz obligatorisch, und jeder diensttaugliche Japaner ist vom 17. bis zum 40. Lebensjahr militärpflichtig. Die Dienstpflicht dauert 3 Jahre bei der Fahne, 4 Jahre in der Reserve und 5 Jahre in der Landwehr. Eine eigentümliche Bestimmung ist die, daß diejenigen Leute, die sich durch Fleiß und großen Eifer ausgezeichnet haben, vor beendeter Dienstzeit zur Reserve entlassen werden können. Während der Dauer ihrer Dienstzeit werden die Reservisten in Friedenszeiten zu Kontrollversammlungen und zu 60tägigen Uebungen einberufen. Nur ist es ein Nachteil, daß an letzterer Bestimmung in den wenigsten Fällen festgehalten wird und die Reservisten nur im dritten Jahr zu einer vierwöchentlichen, im letzten Jahr zu einer 14tägigen Uebung eingezogen werden. Die Landwehr wurde bisher in Friedenszeiten zu Uebungen nicht herangezogen, doch ist in Aussicht genommen, für sie wie auch für die Reserve bald andere und zweckmäßigere Bestimmungen zu treffen.

Die Ausbildung der japanischen Armee geschieht nach Reglements, die den deutschen sehr ähnlich sind und die französischen Bestimmungen fast gänzlich verdrängt haben. Insbesondere lehnen sich die Vorschriften über den Marsch und Sicherheitsdienst der drei Waffen, sowie über den Schießdienst der Infanterie eng an die bezüglichen deutschen Reglements an. Auch für den inneren Dienst der verschiedenen Truppenteile, für das Leben in den Kasernen, für den Kammer-, Stall- und Wachtdienst hat man sich an das deutsche Vorbild gehalten.

Die Disziplin ist im japanischen Heer vorzüglich, und der gewöhnliche Soldat zeichnet sich durch Eifer und Gelehrigkeit, durch Tapferkeit und gewandtes Benehmen im Gelände aus. Infolge der verhältnismäßig guten Ernährung auch der ärmeren Klassen unter dem japanischen Volk, die fast ausschließlich von Reis, Fisch und Gemüse

oder auch von den dort so billigen Hühnern und Eiern leben, sind die physischen Kräfte der Rekruten im allgemeinen außerordentlich gut entwickelt.

Die taktische Verwendung der Truppen war nicht immer auf der Stufe hoher Anforderungen. Seitdem aber die im Jahr 1880 zum erstenmal eingeführten Brigade- und Divisionsmanöver von Jahr zu Jahr an praktischen Verbesserungen zugenommen und dahin geführt haben, daß auch Armeemanöver angeordnet werden konnten, sind die Fortschritte in dieser Beziehung sehr erheblich und von großer Bedeutung für die Entwicklung der Armee.

Wie das japanische Heer, so ist auch die Flotte in aufstrebender Entwicklung begriffen. Aus dem siegreichen Kampf am Yalufluß haben die Japaner mit Verständnis so viel taktische Lehren und technische Erfahrungen gesammelt, daß sie sich nach kaum fünf Jahren eine Kriegsmarine geschaffen haben, die, wenn auch noch nicht an Zahl, so doch in jeder andern Beziehung ersten Ranges ist. Die beiden wertvollsten Lehren, die Japan dem Krieg mit China entnommen, waren die Erkenntnis von dem hohen Wert der Schnellfeuergeschütze und der Widerstandsfähigkeit moderner Panzer. Am Yalufluß hatte Japan nicht ein einziges Panzerschiff; nur über Kreuzer verfügte es. Die Hauptarmierung seiner Schiffe aber bestand in Schnellfeuergeschützen, mit denen es trotz seiner schwachgepanzerten Schiffe der chinesischen Flotte zu Leibe ging. Die beiden Schlachtschiffe der letzteren wurden dabei in nicht geschützten Teilen von den japanischen Schnellfeuergeschützen in kurzer Zeit durchschlagen, so daß sie bei der Entscheidung der Schlacht kaum mehr mitsprechen konnten, obgleich ihre Panzer und die Barbettetürme unversehrt geblieben waren. Auch hatten ihre 30 cm-Geschütze auf den japanischen Schiffen großen Schaden angerichtet. So wurden z. B. auf dem Flaggschiff des Admirals Ito durch ein einziges Geschoß eines solchen Geschützes, das das Zwischendeck durchschlug, 90 Offiziere und Matrosen getötet oder verwundet.

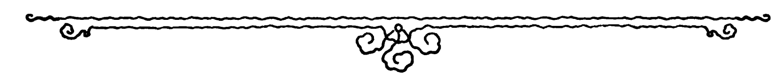
Die neu geschaffene japanische Flotte besteht in erster Linie aus sechs Panzerschiffen 1. Klasse, die in ihren neusten Typen eine Wasserverdrängung von über 15 000 t und mehr als 18 Knoten Geschwindigkeit haben. Fünf dieser Schiffe sind seit dem Jahr 1896 vom Stapel gelassen, haben nur moderne Geschütze schweren Kalibers und sind schon teilweise mit Krupppanzer versehn.

Der Größe und dem Gefechtswert nach folgen den Panzerschiffen 7 Kreuzer 1. Klasse, die auf englischen, französischen und deutschen Werften gebaut sind. Dann kommen 9 Kreuzer 2. Klasse von 3700 bis 4900 t Wasserverdrängung und einer Schnelligkeit von 16 bis 23 Knoten.

Rechnet man zu den vorgenannten Schiffen noch die Kreuzer 3. Klasse, die Küstenverteidigungsschiffe, ferner die Kanonenbote 1. und 2. Klasse und schließlich noch die Torpedoboote 1. bis 3. Klasse, dann kommt man zu dem Resultat, daß Japan nach Abschluß seines 10jährigen Marinebauprogramms 208 Kriegsschiffe zur Verfügung haben wird.

Bei der spanischen Flotte hatte es sich im Krieg mit den Vereinigten Staaten gezeigt, daß auch ganz gute Schiffe wertlos sind, wenn taktische und strategische Prinzipien fehlen und die Mannschaft unausgebildet ist. In diese Fehler scheint man in Japan nicht zu verfallen, sondern im Gegenteil danach zu streben, Offiziere und Mannschaften auf der Höhe maritimer Anforderungen zu halten.

v. W.



Berliner Ateliers.

III.

Hierzu 2 Spezialaufnahmen für die „Woche" von Johannes Lüpke, Berlin.

Eckmann und Leistikow — zwei Berliner Meister, die mit ihren Werken mächtig in das moderne Kunstgewerbe eingreifen! Bei Walter Leistikow ist es mehr Beigabe und Ergänzung seines künstlerischen Wirkens als Landschaftsmaler, bei Prof. Eckmann, der im Königlichen Kunstgewerbemuseum als Lehrer ausschließlich auf kunstgewerblichem Gebiet thätig ist, ist es das Wahrzeichen seiner Bedeutung in der modernen Kunst geworden. Die Zurücklenkung gewerblicher Arbeit unter den bestimmenden Einfluß der Kunst ist an sich eine moderne Errungenschaft, wenn auch die Ansätze und ersten Versuche durch private Unternehmer und staatliche Anstalten um mehrere Jahrzehnte älter sind, als das, was wir heute unter modernem Kunstgewerbe verstehn. Damit greift die Arbeit unserer Tage zurück auf die Blütezeiten der Antike und der mittelalterlichen Renaissance.

Unser Kunstgewerbe entwickelte sich, indem es zunächst antike und mittelalterliche Formen auf die Schmuck- und Einrichtungsstücke des Hausrats übertrug, indem es die Schöpfungen früherer Stilperioden, der gotischen, der Renaissance und des Barock, nachmachte, bis endlich die führenden Geister moderner Kunst darauf kamen, neue Formen zu schaffen. Der neue Stil! Einer der Meister des neuen Stils, Oberbaurat Otto Wagner in Wien, sagt in seinem grundlegenden Werk „Moderne Architektur" darüber: „Alle modernen Formen müssen dem neuen Material, den neuen Anforderungen der Zeit entsprechen, wenn sie zur modernen Menschheit passen sollen, sie müssen unser eigenes, besseres, demokratisches, selbstbewußtes ideales Wesen veranschaulichen und den kolossalen technischen und wissenschaftlichen Erfolgen sowie dem durchgehends praktischen Zug der Menschheit Rechnung tragen." Diese von einer ersten Autorität moderner Kunst ausgesprochenen Grundsätze geben uns denn auch den Leitfaden zur Würdigung der kunstgewerblichen Thätigkeit jener beiden Meister, von denen wir heute in Wort und Bild einiges mitteilen.

Unser erstes Bild führt uns in das Speisezimmer Otto Eckmanns, das ganz nach den eigenen Entwürfen des Künstlers eingerichtet ist. Alle Möbel zeigen neue, eigenartige Formen, und alle diese Formen haben neben dem originalen Liebreiz etwas Anheimelndes, Behagliches. Man hat das Gefühl, auf diesen Stühlen möchte sich's bequem sitzen, dieses bürgerliche Büffett beherberge gute Sachen für Gaumen, Kehle und Magen, an diesem Tisch müsse sich's angenehm tafeln lassen. Und diesem Eindruck strebt auch mit vollem Zweckbewußtsein die Kunstarbeit Eckmanns entgegen, die er in seinem großen Atelier im ersten Stockwerk des Kunstgewerbemuseums für sich und als Lehrer seiner Schüler leistet. Ist Eckmanns Wohnung ein reizender Schmuck- und Schaukasten seines Wirkens, so macht der hohe, helle Arbeitsraum des Ateliers den ernsten und imponierenden Eindruck der Vielseitigkeit einer Arbeit, die alle kunstgewerblichen Gebiete beherrscht und sich den großen Weltmarkt erobert hat. Auf dem mit Papieren und Zeichnungen überladenen Schreibtisch stehen in Flaschen und Vasen ge-



Professor Otto Eckmann mit Frau in seinem von ihm entworfenen Speisezimmer.

Spezialaufnahme für die „Woche".

trocknete Zweige mit Blumen, Blättern, Knospen, aus denen Motive für Ornamente gewonnen werden. An den Wänden Skizzen zu Landschaftsbildern, dann begonnene und vollendete Tapetenmuster in ruhigen, vornehmen und durchaus originalen Farben und Formen. Auf Gestellen modellierte Thonarbeiten für Geräte aus Glas, Porzellan, Terracotta, Silber und Bronze, auf Zeichentischen Konstruktionszeichnungen für Möbel — ein Museum des Werdenden.

So ist Eckmann in seiner kunstgewerblichen Thätigkeit zugleich Maler, Bildhauer und Architekt. „Etwas Unpraktisches kann nie schön sein," ist einer der wichtigsten und führenden Grundsätze des Künstlers. Das Material wählen nach den Zwecken, denen es dienen soll, und es diesen Zwecken dienstbar machen, die Ornamentik nicht etwa willkürlich aufkleben, sondern organisch den Formen des Ganzen anpassen und einfügen, hierin liegt das stets erneute Suchen und Streben Eckmanns, der von der Natur die Motive, von der Zweckbestimmung des einzelnen Werkes die Methode ihrer Verwendung abnimmt. Gegenwärtig befinden sich auf der Pariser Ausstellung die Musikmöbel, Konzertflügel, Pulte und Notenständer, die Eckmann für die Hochschule für Musik im Auftrag der Regierung entworfen hat. In den Schlössern der Vornehmen und in den Salons der Reichen prunken die silbernen Schmuckgeräte, die er geformt hat, und alle Großindustrien des Kunstgewerbes fahnden nach seinen Arbeiten und Entwürfen.

Wie schon früher bemerkt, hat der Künstlername Walter Leistikows seine erste und vornehmste Geltung als Landschafter. Dem entspricht auch die Lebensführung Leistikows. Während der rauhen Jahreszeit haust er in seiner schönen Wohnung im Hansaviertel, wo der Tiergarten gleichsam den letzten Ausläufer des von ihm so sehr geliebten Grunewalds darstellt, und nimmt mit emsiger Arbeit und regem persönlichen Verkehr teil an dem großen künstlerischen Getriebe der Reichshauptstadt. Selbst einer der liebenswürdigsten und geistvollsten unter den Berliner Künstlern, hat er an seiner geistig hochstehenden Frau die passende Gefährtin für Schaffen und Geselligkeit in seinem reichgeschmückten Heim gefunden. Wenn aber die Tage anfangen, lang und warm zu werden, dann flüchtet er aus dem großstädtischen Getriebe hinaus ins Herz des Grunewalds nach Halensee und durchwandert mit der Skizzenmappe den Wald, weilt an den Ufern der kleinen und großen Seebecken und dichtet mit zeichnender und malender Hand nach, was die Natur in des Deutschen Reiches vielverrufener Sandbüchse aus den kahlen Sandhügeln, Wasser und Wald zu schaffen vermochte. Es liegt ein männlicher Ernst und eine leichte Melancholie über seinen Grunewaldbildern, die fast alle der „grauliche Tag des Nordens" umfängt. Es ist nicht viel Reichtum an Farben und Formen aus diesen Motiven zu holen: schwärzliche Wasser, denen nur die Sonne und das Spiegelbild der Landschaft einigen Glanz giebt. Buchen oder das rotstämmige Nadelholz mit seinen buschigen Wipfeln, Wiesenhänge, zwischen denen der weißgelbe Sand hervorlugt, weichliche, träge Formen der Hügel und darüber der leichte, aufsteigende Dunst.

Maler Walter Leistikow beim Entwurf einer kunstgewerblichen Arbeit.
Spezialaufnahme für die „Woche".

Der Zug nach dem Ornamentalen, der durch unsere ganze Zeit geht, ist auch an Leistikow nicht spurlos vorübergegangen. Unter seinem Pinsel entstehn Bilder, die halb Gemälde, halb Dekorationsstücke sind. Der Stimmungsgehalt einer Landschaft ist in ihnen gleichsam zum Typischen verdichtet: die Bäume haben ornamentale Formen, die Welle die charakteristische Linie. Dieselbe hochentwickelte Kunst zeigt sich in Leistikows kunstgewerblichen Entwürfen und in seinen Tapeten. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust, aber jeder Seite seiner schöpferischen Kraft verdanken wir eigenartige und tiefe Kunstwerke.

Emil Granichstaedten.



Alter Tempel in Tachiaosze bei Peking,
langjährige Sommerresidenz des deutschen Gesandten.
Photographische Aufnahme.

Speisesaal der deutschen Gesandtschaft
in der Sommerresidenz zu Tachiaosze bei Peking.
Photographische Aufnahme.

Bilder aus dem Aufstandsgebiet in China.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Jahrhundertelang lag über dem ungeheuren, völkerwimmelnden Gebiet der Riesenströme Jangtsekiang und Hoangho, die nach alter chinesischer Sage von den Quellen des Himmels gespeist werden, die Ruhe eines Kirchhofs. Nur der Eingeweihte, dem es vergönnt war, den Schleier zu lüften, den eine starre Abgeschlossenheit über dies eigenartigste Staatengebilde unseres Planeten gebreitet, sah, wie dies zahllose Volk, das eine verknöcherte Kultur mit ehernen Banden an die tote Vergangenheit fesselte, von Leidenschaften zerfressen, von Revolutionen aufgewühlt war. Nach außen hin störte nur zuweilen das krampfhafte Zucken des in langsamer Agonie verendenden Staatskörpers den Frieden. Generationen auf Generationen erstanden und bedeckten das Land in beängstigender Fülle. Dazu kam, daß die Religion die Toten nicht schlafen ließ. Ein bis ins Wahnwitzige gesteigerter Geisterkult erfüllte die Herzen, und die Städte der Toten stritten um den kostbaren Boden mit den Städten der Lebenden. So standen die Dinge, als dieselbe Uebervölkerung, die die Chinesen zwang, in Armut und Elend zu tausenden auf der alten Muttererde zusammenzuhausen, die frischeren Völker des Westens über das Meer hinaustrieb, um für ihren Unternehmungsgeist neue Gebiete zu erobern. An das bunte Drachenthor des chinesischen Reichs klopfte mahnend eine neue Zeit.

Klemens Freiherr von Ketteler, deutscher Gesandter in China.
Letzte photogr. Aufnahme von C. M. Hayes u. Co., Detroit, Mich.

Der Europäer, der in unsern Tagen dies alte Kulturland betritt, wird von einem Gefühl bangen Staunens gepackt. Wenn er die fruchtbare Ebene durchreitet, die sich um die Hauptstadt der Mandschudynastie, Peking, ausbreitet, starren ihm von allen Seiten die Zeugen einer Kultur entgegen, die weder Schönheit noch Größe jemals gekannt hat. Er findet die Grabdenkmäler von ganzen Dynastien, deren Regierung weiter zurückliegt, als seine Phantasie auszudenken vermag. Der Jahrhundertbegriff ist für die chinesische Zeitrechnung eine zu niedrig gegriffene Einheit, und was für den Europäer die Grenze der Geschichte, ist für den Chinesen nur ein Abschnitt in der unendlichen Kette. Und auf den Denkmälern dieser vergangenen Epochen breitet sich nun das fremdartige Treiben der Europäer aus. In der heiligen Hauptstadt hausen die fremden Gesandten, und in die vielverzweigten Institutionen des Riesenreichs greifen sie mit herrischer Hand ein. Den

Boden, in dem die Seelen der Gestorbenen wohnen, durchwühlt der Spaten, und den Frieden der Totenstädte stört der schrille Pfiff der Lokomotive.

Aber eine so festgewurzelte Kultur ist nicht in einem Ansturm über den Haufen zu werfen. Starr hält der Chinese an seinen alten Göttern fest, und sie sind es, die ihm das Veraltete heilig erhalten. Doch unter dem eisernen Druck der Not lösen sich die alten sozialen Verbände. Wenn ein dampfendes Eisenungeheuer mit einem Schlag tausende von Menschen, die bisher als Träger und Fuhrleute ihr Leben gefristet, brotlos macht, dann verzweifelt auch der stumpfe Chinese, und sein Gleichmut verwandelt sich in Groll. Kann man es diesen Menschen verübeln, wenn sie einmal mit der ganzen Wildheit des Barbaren gegen die andern Rassen losbrechen, wenn sie die Drachenfahnen erheben und mit ersterbender Kraft kämpfen für das Alte, Urheilige,



Eingang zur Sommerresidenz der deutschen Gesandtschaft in Tachiaosze.
Photographische Momentaufnahme.

Strassenbild aus China: Boxer als Theeträger.
Photographische Momentaufnahme.



Die Ebene von Peking, von der Sommerresidenz Tachiaosze aus aufgenommen.
Photographische Aufnahme.

über das hinaus es für sie nichts Gutes, nichts Anbetungswürdiges mehr giebt? Es ist ein furchtbarer Gedanke, den auszudenken die zahme Phantasie des europäischen Kulturmenschen sich sträubt, daß einmal diese ungeheure Völkerflutwelle entfesselt werden und mit vernichtender Gewalt über uns herbrausen könnte. Aber dazu ist keine Gefahr. Noch grüßen die Zinnen der alten chinesischen Mauer von den Bergen. Vor Jahrhunderten hat sie die Chinesen, die niemals an Angriff gedacht, gegen die Tataren verteidigt — heute schützt sie nicht mehr gegen die Kosaken.

Karl von Dahlen.

Chinesische Mauer in Petschili: Letztes Dorf vor dem Nankangpass.
Photographische Momentaufnahme.

Was die Mode bringt.

Juli.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen von Reutlinger, Paris.

Der große Tag von Auteuil ist vorüber, der Tag des Grand-Prix, der für Paris diesmal mehr als je den Höhepunkt der Saison bedeutete. Für das große Publikum ist er ein Gesellschaftsbild, wie es in seiner Reichhaltigkeit und Eleganz seinesgleichen auf der ganzen Welt nicht findet, für den Fremden eine willkommene Gelegenheit, vor und in den Logen und Tribünen alles zu erblicken, was die französische Hauptstadt an Berühmtheiten beiderlei Geschlechts aufzuweisen hat. Die letzteren sind es nicht zum geringsten, die den Hauptanziehungspunkt für die kritischen Augen Einheimischer und Fremder bilden; ist doch der Tag des Grand-Prix mit seiner Fülle an eleganten Gestalten und dem außerordentlichen Reichtum raffiniert kombinierter Toiletten eine Art Paroleausgabe für die Mode des Sommers. Was da mit vollendetem Geschmack, in anscheinend anspruchsloser Einfachheit durch die malerische Abtönung der Farben und die an Extravaganz streifende Kühnheit geboten wurde, wird, nach dem persönlichen Empfinden der Einzelnen und ihres Schneiders modifiziert, in diesem Sommer in deutschen, englischen und böhmischen Kurorten getragen werden.

Vor allem bedeutet der diesjährige Sommer eine Apotheose der Spitzen in so origineller Anordnung und in so kleidsamen Kombinationen, daß man wünschen möchte, diesen luftigen Geweben würde in diesen und den kommenden Tagen eine längere Lebensdauer beschieden sein, als es nach den trüben Voraussagungen Falbs zu erwarten ist. Toiletten aus venetianischer und irländischer Guipüre, Lureuilroben, Entredeur aus Duchesse, Alençonspitzen und Points d'Angleterre über Seide, Batist und Musselin, schwarze Grenadineroben mit Pastellmalerei und von Gazerüschen in den Tönen der Farben garniert, veilchenbestickte Popelinekleider, Sezessionshüte und darüber Schirme, die in ihrer duftigen Pracht alles in den Schatten stellen — das war die Signatur des Tages von Auteuil.

Die Phantasie, die man in reichstem Maß in der Zusammenstellung der Stoffe, der Farben und der Ausführung der modernen Toilette walten läßt, hat sich auch auf die Sonnenschirme übertragen, luftige Gebilde, die mehr geschaffen sind, der Sonne freien Durchblick zu gewähren, als sie abzuhalten. Bemalte Musseline, mit Einsätzen durchquert, Krepp-de-Chine mit mehreren Arten von Spitze, hellen Cluny-, zarten schwarzen Chantilly- und Applikationspitzen verarbeitet, bilden ein in seiner Zusammenstellung bizarres und dennoch überaus reizvolles Ensemble. Mattmauvefarbener Taffet, den winzige, gleichfarbige, gezogene Seidenbändchen in Form von Blumenguirlanden bedecken, deren Blüten weißer Seidenmarabu bildet, ist ebenso wirkungsvoll wie der völlig aus Chantillyspitzen gebildete Schirm, auf den zartlila Flieder in einer Weise garniert wird, daß der geschlossene Schirm einem riesigen Blumenstrauß gleicht, dessen Stiele sich im Blättertuff, der am Griff des Schirms befestigt ist, verlieren. Dieser Schirm, den eine in Paris außerordentlich beliebte Großfürstin am Tage des Grand-Prix trug und dessen langer Stock aus Perlmutter, mit Achat- und Opalcabochons besetzt, in einem Schlangenkopf endigte, kostete die Summe von 18 000 Franken! Bei dieser Gelegenheit sei der Kuriosität wegen erwähnt, daß die Königinwitwe Maria Pia von Portugal, die Schwester des Königs von Italien, den kostbarsten Schirm der Welt besitzt, da sich auf dessen Stock Juwelen im Wert von 100 000 Franken befinden!



1. Straßentoilette aus weißem Tuch mit Casaque und Schleppe aus bleu-roi-Seide.

Die Hüte sind duftiger und zarter als je. Tüll und Seidenmusselin werden nicht nur zu Garnituren verwendet, zu Blumen verarbeitet, die in zarten Pastellfarben originell und künstlerisch bemalt werden, ja selbst die Form der Hüte wird aus Tüll hergestellt, der aber in diesem Fall in Fältchen gelegt oder gezogen werden muß. Mit Vorliebe verschleiert man die Tuffs mattlila, mattrosa oder mit blauer Hortensie, Schneeballen und Mohn, und all dieser Reichtum von Tüll, Blumen, Blättern, Federn legt sich um den

umfangreichen Hutrand und wird mit Ausnahme einiger Federposen weniger hoch als breit garniert. Die Blusen, die dank ihrer außerordentlichen Verwendbarkeit nicht so bald entthront werden dürften, fahren fort, eine dominierende Stellung einzunehmen, und werden besonders in Badeorten, wo sie die Illusion einer zweiten Toilette gewähren, sich weiterer Beliebtheit erfreuen. Sehr hübsch war ein solches Modell aus mattblauem Taffet, der völlig mit Einsätzen aus Valenciennes, die mit cremefarbenen Gazebändchen (Größe Nr. 5) verbunden wurden, bedeckt war. Diese Bändchen wirkten durch gemalte winzige Rosensträußchen besonders elegant, doch sind andere Zusammenstellungen wie Entredeux aus Luxeuil oder Guipüre mit schwarzem Atlas oder Sammetbändern auf weißem, mattblauem oder gelblich-rosa Taffet nicht minder schön und weniger kostspielig.

Einen besonderen Triumph feiert das Genre „lingerie": Blusen und Toiletten aus Batist mit Fichus aus Linon, die ein Plisseevolant umgiebt, und vor allem die Wiedererstehung der Louis XV.-Casaquen und Aermel, aus denen ein bauschiger Unterärmel von Batist, Seidenmusselin oder Tüll fällt, der in Verbindung mit dem Jabot und den Spitzenapplikationen auf den umgelegten Kragen



2. Brunnenkleid aus écrufarbenem Seidentüll mit Westeneinsatz aus gelblicher Clunyspitze.



3. Paletot aus helltabakfarbenem, seidenglänzendem Tuch mit Steppereien von elfenbeinfarbener Seide.

und den Aermelklappen von frischester Wirkung ist. Unsere Abbildung 1 veranschaulicht dieses Genre, in Verbindung mit einer originellen Modelaune, in folgender Kombination: über einem weißen feinen Tuchrock, der in weichen Falten herabfließt, fällt eine oben in festen Falten befestigte Schleppe aus weicher Seide in bleu roi, einem Blau, das zwischen dem matten Blau des bleu pastell und dem scharfen bleu electric die Mitte hält. Aus dem herzförmigen Ausschnitt der durch einen Pierre-de-strass-Knopf geschlossenen Taille, die ein Gurt aus weißer Seide lose umwindet, fällt ein plissiertes Spitzenjabot, das unterhalb des Knopfes von einem leichten Tüllbausch, der über den Gürtel fällt, abgelöst wird. Den Kragen, den weiße Linonstickerei bedeckt, umrandet ein doppelter Plisseevolant aus Seidengaze in dem gleichen und einem helleren Farbenton des Ueberkleides. Der originelle weiße Hut, dessen einer Seitenrand aufgeschlagen ist und dessen Kante ein Streifen Sammet in der Farbe bleu roi umrandet, trägt als einzigen kleidsamen Aufputz eine gleichfarbige lange Straußfeder, die den Hutkopf völlig umgiebt. Diese für Kurorte bestimmte Straßentoilette wirkt, besonders für große Gestalten, außerordentlich elegant und kleidsam.

Das praktischere Genre veranschaulicht die Brunnentoilette (Abb. 2), die, aus écrufarbenem Seidentüll hergestellt, Ton auf Ton ein leichtes Karomuster aufweist, eine Fülle von Stoff in dem „Ausstellungsrock" birgt, der bis



4. Dinerrobe aus schwarzem perlmutterpaillettiertem Tüll mit weißseidenen Applikationen.

zu den Knien in feste Steppnähte gelegt, von da ab lose fällt, während auf dem rückwärtigen Teil des Rocks eine breite Quetschfalte die Figur lang erscheinen läßt. Eigenartig ist das doppelte Kragenarrangement, unter dem ein breites Stoffbiais, das auf der einen Seite unter dem Kragen befestigt wird, der Taille Schlankheit verleiht. Den Westeneinsatz aus maisgelber Seide deckt gelbliche Clunyspitze. Vollaufgeblühte Marschall-Niel-Rosen mit ihrem Laub bilden den hochgarnierten Schmuck des runden Hutes aus mattgelbem Stroh.

Zu den für eine Badereise notwendigen Toiletten gesellt sich der Mantel, der im Gegensatz zu den diskreten Farbentönen, die man zum Gebrauch in der Stadt wählt, in Farbe und Ausführung am Strand und im Kurort etwas auffallender gewählt werden kann. Der halblange Paletot aus helltabakfarbenem, seidenglänzendem Tuch, dessen untere Nähte sich in Kniehöhe öffnen, um den weitausfallenden Röcken freien Spielraum zu gewähren, ist an seinem unteren Vorderrand, den Ober- und Unterärmeln und boleroförmig an seinen Vorderteilen mit Steppereien aus elfenbeinfarbener Seide bedeckt. Aufschlag und Kragen ziert helltabakfarbener, goldigschimmernder Spiegelsammet, auf dem in weißer Seide, von zarten Goldfäden durchzogen, sich je ein Edelweiß von der linken Kragen- und Klappenseite abhebt.

Originell wirkt der Hut, dessen Stroh völlig unter einer reichen Rosette von Sammetband in mehreren abschattierten Tönen von Helltabakfarbe verschwindet, während ein Arrangement dunklerer Straußfedern dem Gesicht eine vorteilhafte Folie verleiht.

Den Anforderungen der Eleganz tragen unsere Abbildungen 4 und 5, Diner- und Abendtoilette, vollauf Rechnung. Die erstere, eine schwarze Tüllrobe, die fichuartig über einem mit Tüllplissees und Tüllrüschen reichbesetzten Unterkleid aus schwarzem Taffet ruht, weist weißseidene Applikationen auf, die sich in Blumenform aus einem Gewirr von Ranken aus schwarzen und Perlmutterpailletten abheben und deren Motiv sich an der linken Seite der Taille wiederholt. Auf den in lose Falten arrangierten Aermeln und dem Brust- und Rückeneinsatz folgen Perlmutterpailletten, von winzigen weißen Tüllrüschchen umgeben.

Außerordentlich reich präsentiert sich die Abendtoilette, Abbildung 5, durch deren schleierdünnes schwarzes Tüllgewebe der weiße Stoff des seidenen Unterkleides schimmert. Entsprechend der neusten Modelaune, die die Verwendung von Goldgurten, Goldspitzen und Goldborden selbst auf Foulard, auf Stroh und Spitze gestattet, bedecken diesen Tüll riesige Chrysanthemen aus gesticktem Gold, die durch breite, mit mattgoldenen Schuppen besetzte schwarze Sammetstreifen getrennt werden. Das gleiche Arrangement wiederholt sich an dem unteren Teil der, wie die ganze Taille, mit schwarzem Taffet gefütterten Aermel, während der auf Brust und Rücken in halber Höhe ungefütterte Tüll die Haut durchschimmern läßt.

Dies alles ist der Schick. Der Rest — ist Check.

Pompon.



5. Abendtoilette mit goldgestickten Chrysanthemen auf schwarzem Tüll über einem Unterkleid von weißer Seide.

Die erste Krawatte.

1. Fortsetzung. Eine Berliner Geschichte von Hans Olden.

Marwitz hatte also damals einen andern Brief abgesandt, einen ungleich kürzeren — und zwar an Herrn Rösicke. Einen Tag vor dem Fälligkeitstermin. Und Rösicke, als prompter Charakter, hatte noch am selben Abend seinen Besuch abgestattet.

„'n Abend, Herr Leitnant! Da haben wir das Dings. Wirklich schon Sehnsucht danach? Woll'n Sie 'n wirklich schon zurückhaben? Wozu denn so 'ne dolle Eile? Von mir aus könnt er ruhig noch'n Vierteljährchen lagern."

„Hm — ja, wenn es Ihnen egal ist. Ich bin allerdings nicht gerade besonders —"

„Aber mit dem jrößten Frachtwagen, Herr Leitnant! Bei Herren wie Ihnen kommt ja darauf nichts an. Da schlaf ich janz ruhig vor mein Jeld."

Rösicke hatte aus der dicken Brieftasche ein neues Wechselformular entwickelt, das im wesentlichen schon ausgefüllt war. Es wurden dann noch eine kleine Multiplikation und Addition gemeinschaftlich vorgenommen — das Resultat erwies Herrn Rösicke als einen sicheren Rechner — er hatte in das neue Wechselformular die Summe schon richtig eingetragen. Marwitz hatte die linke Schmalseite darauf wieder mit seinem Autograph versehen, und die Prolongation war damit elegant vollzogen.

„Na, Herr Leitnant, was hab ich gesagt? Beim zweitenmal jeht's schon ville leichter. Es ist wie mit allem. Na, empfehle mich jehorsamst."

Marwitz hatte die Rechnerei noch einmal durchgesehen. Fünfzehn Prozent, die diesmal von den ganzen sechstausendneunhundert in Ansatz kamen. Das machte eintausendundfünfunddreißig. Richtig — der Betrag des neuen Wechsels lautete auf siebentausendneunhundertfünfunddreißig Mark.

Verflucht!

Aber er hatte doch nun wieder auf ein Vierteljahr Ruhe, konnte arbeiten. Und wenn er die Prüfung mit gutem Erfolg bestand, das gab ihm zu Hause Relief; dann konnte man leichter eine begangene Thorheit eingestehen. Schließlich — warum sich damit schon heute den Kopf beschweren!

Und nun war auch dieses Vierteljahr vergangen.

Er war zu Hause gewesen.

Unter normalen Umständen wäre die Sache ja selbstredend als reine Bagatelle verlaufen. Ein trauliches Stündchen mit Muttern, ein bißchen Zerknirschung, ein bißchen Wangengepätschel, ein paar zärtliche Küsse — und die eklige Geschichte wäre aus der Welt gewesen. Aber da waren erst die Verlobungstage, deren feierliche Stimmung man doch nicht durch so prosaischen Kram stören konnte — undenkbar! Noch dazu, da Charlottens Verlobter keine reiche Partie war, die jungen Leute vielmehr nur aus alter Herzensneigung heirateten, nachdem sie lange, bange Jahre umeinander gekämpft hatten. Frau von der Marwitz hatte die finanziellen Möglichkeiten aufs peinlichste erwogen und erst nach ängstlichem Widerstreben endlich, endlich die Einwilligung gegeben. Und dann zum Schluß die schwere Erkrankung der Mutter. Na, da war jedes aufregende Gespräch völlig ausgeschlossen.

Schon vor Marwitz' Urlaubsantritt — am Tage seiner Abreise — war der Wechsel zum zweitenmal prolongiert worden. Rösicke hatte in freundschaftlicher Coulanz erklärt: daß die Zinsen thatsächlich nur bis zum Moment der Begleichung gerechnet werden sollten.

„Das sind ja alles bloß Formsachen, von wegen Leben und Sterben, nicht wahr?"

Marwitz war jetzt wieder in Berlin, und in Rösickes Händen befand sich ein von ihm acceptierter Wechsel im Betrage von — neuntausendeinhundertundzwanzig Mark. Sechstausend hatte er damals erhalten — der Rest, das waren die Zinsen für dreiviertel Jahr.

Also das war aufgelegter Irrsinn! Das war das Leben eines Verrückten, das er da führte.

Aber was thun? Sich jetzt schnell und rückhaltlos seiner Mutter entdecken? Und wenn die leidende Frau dann einen Rückfall bekam — was dann? Nein, das durfte nicht sein. Die Sinnlosigkeit mußte also noch eine Zeitlang fortgeführt werden. Schließlich — auch andere Kameraden hatten gelegentlich so eine tolle Periode durchgemacht, und endlich waren die Schwulitäten durch irgendeinen Glücksschlag wieder verflogen. Nur kopfoben bleiben, nur durchhalten, forsch im Dienst, arbeiten — im übrigen geordnet und sparsam!

Marwitz war bisher gewöhnt, sich auch bei kleinen Ausgaben Rechenschaft abzulegen und seinen gesamten Verbrauch in vernünftigem Einklang mit seinem Einkommen zu halten. Jetzt erschien es ihm manchmal als ein Mißverhältnis: so ein Nachdenken darüber, ob er sich zu einem Weg eine Droschke leisten solle oder noch fünf Minuten lang auf dem schmutzigen Asphalt die Pferdebahn erwarten. Ein Unterschied von elf oder zwölf Groschen — während der Rösickesche Wechsel täglich mehr als das Zehnfache nutzlos wegfraß.

Dieser Gedankengang stellte sich bald häufiger bei ihm ein — häufiger, als er sich dessen bewußt war. Bei einem guten Mittagsappetit schwankte er zwischen seinem gewohnten soliden Restaurant und einer besseren Weinstube, und er ging dann mit einem „Was kommt schon darauf an!" zu Uhl oder Hiller.

Wenn er früher die Aufforderung reicher Kameraden zu irgendwelchen luxuriösen Unternehmungen ohne viel Ueberwindung abgelehnt hatte, da das zu erwartende Vergnügen kaum die erforderlichen Geldopfer verlohnte, so besaß er jetzt weniger Widerstandskraft. „Mitnehmen, das bissel Pläsier — es geht ja in einem hin!"

Und so wurde unmerklich sein Freundeskreis vornehmer — und dementsprechend auch seine Schneider und Schuhmacher.

Er lebte nach überraschend kurzer Zeit in völlig veränderten Verhältnissen, hielt tausend Dinge für notwendig, die er früher nie entbehrt hatte. Mit kleinen Schritten war er aus dem alten Geleis herausgeraten — nun wurden die Schritte allmählich größer. Hinein in den Trubel! In lustiger Gesellschaft, bei Sekt und Frauenzimmern vergaß man die Sorgen!

Marwitz' veränderte Lebensweise fiel sogar in seinem Regiment auf. Sein Hauptman sagte gelegentlich zu ihm: „Na, lieber Marwitz, scheinen ja eine große Erbschaft gemacht zu haben? Oder in der Lotterie gewonnen?"

„Ach nee," erwiderte Marwitz mit erzwungenem Lachen; aber es umwehte ihn schwül, daß ihm fast das Herz stehen blieb.

Und die Zeiten zwischen den Fälligkeitsterminen schienen immer schneller zu vergehen. Unbegreiflich, wie rasch so ein Vierteljahr vorüber war! Wie viele waren es denn eigentlich schon? Der Prolongationsakt wiederholte sich immer in der bereits längst gewohnten Weise. Es war ja stets eine widerwärtige halbe Stunde, wenn der Patron aufs Zimmer kam und seine langwierigen Rechnereien vollführte. Na, aber nachher war ja wieder Ruhe — bis zum nächstenmal.

„Wie eine Operation an einem Krebskranken!" dachte sich Marwitz, in einem Anflug von verzweifeltem Galgenhumor. „Immer wieder ein erleichtender Schnitt — bis der Krankheitsherd endlich zu groß ist und der ganze Kerl zu Grunde geht."

Der Betrag des Wechsels war nun schon viel zu bedeutend, um sich zu Hause überhaupt noch angeben zu lassen — es würde eine Katastrophe veranlaßt haben.

Marwitz war sich gar nicht einmal mehr klar darüber, wieviel der Blutsauger eigentlich von ihm zu fordern hatte. Die Rechnung war so furchtbar kompliziert. Es waren nämlich — ja, das war das Dümmste von allem — auch noch neue Barbeträge hinzugekommen. Dann und wann, in momentanem Geldmangel, und da die Sache so einfach war und der stete Verkehr mit Rösicke ja doch bestand — nur kleine Summen. Mal fünfhundert — mal tausend — mal wieder — notiert war das übrigens. Jeder einzelne Posten, den er bar erhalten hatte.

Marwitz spielte jetzt thatsächlich in der Lotterie — die scherzende Bemerkung seines Hauptmanns hatte ihn darauf gebracht — sogar in mehreren, und in jeder einzelnen verschiedene Loose. Es mußte doch um Gottes willen irgendetwas geschehen, man mußte doch wenigstens einer Möglichkeit die Thür öffnen!

Er hatte eines Tags auch an Abzahlen gedacht, an ein allmähliches Tilgen seiner Schuld. Siebenhundertfünfzig Mark, die zufällig gerade vorhanden waren, hatte er Rösicke gelegentlich eines Termins übergeben, und dieser hatte mit ironischem Schmunzeln die Totalsumme entsprechend verringert. Aber was für ein Tropfen war das gewesen auf dem heißen Stein! Das Geld war eigentlich rein hinausgeworfen. Dieses Ratensystem wurde nach dem einmaligen Versuch wieder aufgegeben.

Und so kam es denn auch einmal zu einem verzweifelten Rettungsversuch. Nachdem Marwitz wieder einmal einen Nachmittag in aschgrauer moralischer Verkaterung hingebracht hatte, steckte er am späten Abend die gerade vorhandene Barschaft ein und fuhr in den Klub, in denselben, wo er damals — wie lange war das jetzt schon her! — den Spielverlust erlitten, der ihn Rösicke in die Hände geliefert hatte.

Eine glückliche Stunde, nur ein paar große Schläge — und die ganze schwere Wolke war zerteilt, verweht! Er war dann wieder ein solider, vernünftiger Mensch wie früher. Er bezahlte Rösicke und warf ihn hinaus, begann wieder ein geordnetes Leben, sparsam und mit ruhigem Gewissen. Er konnte dann wieder froh an die Seinen daheim denken!

Marwitz verlor in der ersten halben Stunde alles, was er bei sich hatte, und in der zweiten noch ein Respektables dazu.

Er stand haltungslos und mit verglasten Augen auf. Schlieben, der bei dem Spiel als unbeteiligter Kiebitz zugegen war, hatte ihm schon vorher auf die Schulter geklopft und ihm zugeflüstert: „Machen Sie keine Dummheiten, Marwitz. Denken Sie an die alte Geschichte — wie unangenehm Ihnen das damals war."

„Jawohl," hatte Marwitz abwesend erwidert.

Zu Hause, am Schreibtisch vor der Petroleumlampe, sann Marwitz wohl eine Stunde lang. Aber es gestalteten sich ihm keine klaren Gedanken. Auch zu schreiben begann er einmal. Als es vor den Fenstern lichter Tag wurde, warf er sich aufs Bett.

Rösicke mußte am nächsten Tag wieder für den Riß einstehen. Es war übrigens nicht so bedeutend gewesen: etwa zweitausend. Aber die Aera der Versuche war damit geschlossen. Marwitz machte keine weiteren. Auch die „blödsinnigen Lotterielose" gab er auf. Wie man nur auf solchen Unsinn kommen konnte! Er überließ sich jetzt dumpf seinem Schicksal. Nur gar nicht mehr dran denken — an das Gewitter, das sich in der Ferne zusammenballte und endlich, endlich doch einmal heraufziehen und über seinem Scheitel in Blitz und Donnerschlag herunterprasseln mußte. Wie das dann alles wohl sein würde? Er konnte eine Art Neugier dabei empfinden — Ach, nicht dran denken!

❦

Es waren nun genau zweiunddreiviertel Jahr vergangen seit jenem Abend, an dem Marwitz den ersten Besuch Rösickes empfangen und die ersten sechstausend Mark erhalten hatte.

An einem Sonnabend, drei Uhr nachmittags, ging Marwitz unruhig wartend in seinem Zimmer auf und nieder. Um diese Zeit pflegte sich Rösicke einzustellen — zu der Prolongationszeremonie.

Das war nun schon so eine altgewohnte Angelegenheit.

Auch das letzte Mal war gerechnet und unterschrieben worden — wie immer. Rösicke hatte sich mit unverschämt vertraulicher Teilnahme nach dem Befinden des Herrn Leitnant erkundigt, einigen Gesellschaftsklatsch und die neueste zotige Anekdote zum besten gegeben — im Lauf der langen Zeit und des häufigen Verkehrs war natürlich ein gemütlicherer Umgangston zwischen den beiden Männern entstanden — und nach einer halben Stunde war Marwitz, wie stets, froh gewesen, sein Zimmer von dem Subjekt gesäubert zu sehen.

Und das mußte eben heute wieder stattfinden.

Aber wo er nur so lange blieb? Es war schon vier Uhr — der Bursche, ein Nachfolger des getreuen Bochow, mit Namen Mäusel — brachte die Lampe.

„Unverschämtheit — einen auch noch warten zu lassen!"

Draußen klingelte es — da war er endlich.

„Na, hören Sie mal, Rösicke," rief Marwitz dem Eintretenden mißmutig entgegen, „noch eine Viertelstunde länger, und Sie hätten mich nicht mehr zu Hause getroffen."

Rösicke blieb, Zylinder und Stock in der Hand, in förmlicher Haltung stehn. „Das wäre sehr bedauerlich gewesen, Herr Leitnant, das hätte Weiterungen zur Folge gehabt. So'n Wechselprotest ist gleich 'ne eklige Sache."

„Na nu —?" Marwitz biß sich auf die Lippen und wies auf einen Stuhl. „Nehmen Sie doch Platz, Herr Rösicke."

Rösicke bog die Lehne des Stuhles zu sich, begann aber zugleich zu sprechen. „Nämlich, was ich sagen wollte, Herr Leitnant — hm — die Zeiten sind jetzt elend schlecht, allgemeiner Mangel an Bargeld — wo man hinhört, nischt wie Klemme. Meine Geldleite —"

Marwitz hatte sich eine Zigarette angezündet und bot dem Besuch sein Etui an: „Nehmen Sie?"

„Danke verbindlichst — na ja, und —" Rösicke betrachtete aufmerksam das großkarierte Muster seiner

Hose — „und da sehe ich mir eben heute in die peinliche Notwendigkeit versetzt — weil so 'ne Sache doch schließlich auch mal wieder ihre Ordnung finden muß. Nicht wahr, Herr Leitnant, bis in die aschgraue Ewigkeit kann so was ja nicht weiter gehn? Wo kämen wir'n da hin?"

Marwitz bewegte sich unbehaglich. „Nun reden Sie doch schon klar, ich — ich verstehe gar nicht."

Rösicke setzte sich grade und würdevoll. „Also rund und nett: meine Geldgeber verlangen, daß der Wechsel nunmehr eingelöst wird. Die Herren sind nicht mehr in die Lage, weiterhin zu prolongieren."

„Was — soll — das — heißen?"

„Was das heißen soll?"

„Sie meinen, ich soll — die ganze Summe — heute bezahlen?"

„Na, doch selbstredend, Herr Leitnant. Ist ja heute Verfalltag."

„Verfalltag?" Er rieb mit dem Zeigefinger nervös die rechte Schläfe. Was waren denn das für Komplikationen? Diese ganze phantastische Summe bezahlen? Heute? Ha! Er mußte unwillkürlich auflachen. Sie wohl so einfach auf den Tisch da hinzählen? Stöße von Scheinen und Geldhaufen. Er sah diese Märchenscene ordentlich vor sich.

Rösicke hatte währenddem seine große Brieftasche hervorgenommen und das Wechselformular darauf ausgebreitet. „Na, wie is, Herr Leitnant?"

Marwitz schlug krachend auf den Tisch und sprang auf. Mit zornfunkelnden Augen blickte er sein Gegenüber an. „Das — das — ha —!" Er brachte es über einzelne Ansätze nicht hinaus.

„Na, na, na, was is denn?" begütigte Rösicke mit der Miene eines sorgenden Arztes.

Der Leutnant durchkreuzte jetzt das Zimmer mit langen Schritten. Rösicke blieb als ein ergebungsvoll Wartender ruhig auf seinem Stuhl. „Na ja, das is nu immer so. Kennen wir ja. Aber das haben Sie sich doch sagen müssen, Herr Leitnant."

Bei Marwitz hatte sich der erste heiße Ansturm des Blutes jetzt verzogen. Er trat an den Tisch, blaß bis in die Lippen, und sagte gezwungen leicht: „Wieviel bin ich Ihnen schuldig?"

Rösicke setzte geschäftig den Kneifer auf die Nasenspitze und hielt das Papier vor sich. „Der Wechsel lautet auf — auf —" Eine Anwandlung zarter Scheu verhinderte ihn, die Summe auszusprechen. „Darf ich's vielleicht aufnotieren?" Er hatte schon ein Blättchen zur Hand und schrieb während des Sprechens eine Reihe Zahlen darauf. „So, bitte sehr. Herr Leitnant können ja mit Ihren Büchern vergleichen, daß auch alles stimmt."

„Hm, hm —" brummte Marwitz gedankenlos. Bücher. Seine Bücher! Er drehte den Zettel in der Hand, brachte ihn dann in den Schein der Lampe und las mechanisch: „Neununddreißigtausendachthundert —" Und dann kamen auch noch Zehner und Einer — und schließlich noch ein Pfennigbetrag.

„Is richtig, Herr Leitnant, nich wahr?"

Marwitz war ans Fenster getreten und trommelte an die Scheiben. Nach einigen Minuten wandte er sich um. „Ich kann das nicht bezahlen, Herr Rösicke."

„Ei, ei — is aber faul. Ja, dann muß er eben in Protest gehn. Präsentiert war er zur rechten Zeit. Nich wahr, Herr Leitnant, das müssen Sie bestätigen?"

Rösicke hatte den Wechsel in die Brieftasche zurückgelegt, diese eingesteckt und sich erhoben.

„In — in Protest gehn —" wiederholte Marwitz unsicher.

„Na, Sie wissen doch, Herr Leitnant."

„Und was wird dann?"

„Ja, danach folgt eben Pfändung. In Wechselsachen jeht das ja gleich so scharf. Dann kommt der Exekutor zunächst hierher zum Herrn Leitnant —" Rösicke überflog die Gegenstände des Zimmers und zuckte die Achseln. „Na, und denn jeht's nach Hause — nach Marwitzenfelde — wejen Beschlaglegung — oder sie jehn auch gleich ans Regiment — na, wie sie das eben so machen. Thut mir aufrichtig leid, Herr Leitnant, meine Schuld is gewiß nich." Rösicke hatte bereits die Thürklinke in der Hand. „Na, dann das Weitere auf morgen. Empfehle mich gehorsamst."

Marwitz stand fassungslos. Die Thränen zitterten ihm in der Kehle. „Rösicke — Herr Rösicke — ich — ich flehe Sie an —"

Rösicke zuckte die Achseln. „Es ist nichts zu machen. Wenn es von mir allein abhinge. Aber so —"

„Nichts — zu — machen?"

„Ich kann Ihnen die zwei Respektstage geben — das ist alles, was ich vor meine Auftraggeber verantworten kann."

„Wie?"

„Respektstage. Das heißt, Sie haben noch zwei Tage Zeit, das Geld zu beschaffen. Heute ist Sonnabend, morgen Sonntag — der zählt nicht — also Montag und Dienstag. Wenn wir länger warten, vergeben wir uns selber unser Recht. Also sagen wir bis Dienstag um drei. Doch anständig, was? Müssen Sie selber sagen, Herr Leitnant."

Marwitz nickte vor sich hin.

„Na, denn adieu für heute, bis Dienstag."

Rösicke war fort, und Marwitz verblieb wohl eine Stunde lang in gedankenlosem Starren.

Wie war denn das alles? Was mußte denn jetzt geschehen? Was hatte man als Mann und Offizier in solcher Lage zu thun? Er hatte es ja schon erlebt, daß da oder dort ein Kamerad in solcher Affäre gezappelt hatte und — und — und dann eben um die Ecke gegangen war. Gott, o Gott! Seine Karriere, seine geliebte Uniform, seine ganze Zukunft — und seine Mutter.

Er nahm den von Rösicke geschriebenen Zettel wieder zur Hand. Neununddreißigtausend und — also etwa vierzigtausend Mark! Das kleine Marwitzenfelde, das so schon überlastet war, ihm grade den geringen Zuschuß gewähren konnte — und seiner so glücklich verheirateten Schwester mit ihrem hübschen kleinen Jungen kaum die nötigen Subsidien — und die alte Frau, die trotz ihrer schwächlichen Gesundheit so emsig sorgte und rechnete, um jedem ihrer Lieben sein Scherflein pünktlich zustellen zu können. Herr Gott im Himmel! Und keinen Menschen haben, dem man auch nur — ja, wem konnte man denn so etwas Ungeheuerliches mitteilen! Daß man, als armer Leutnant mit einem Jahreszuschuß von viertausend Mark, eine solche Schuldenlast konsumiert hatte! Und sie nun unmittelbar tilgen sollte — bis Dienstag um drei — oder in die Luft fliegen!

Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf: Schlieben! Wenn er auch nicht helfen konnte — von helfen war ja nicht die Rede — aber das war doch wenigstens ein Mensch, mit dem man reden konnte. Sich nur endlich, endlich einmal aussprechen!

Er ließ sich vom Burschen Säbel, Mantel und Mütze geben, hastete die Treppe hinunter und warf sich in eine Droschke.

❦

Er traf Schlieben zu Hause. Welch ein Glück! Er hatte sich schon vorgestellt, daß er vielleicht auch noch Stunden hätte warten müssen. Oder daß Schlieben vielleicht verreist gewesen wäre! Was hätte er dann gethan? Er war keines selbständigen Gedankens mehr fähig.

Nun saßen sie beide in Schliebens kleinem, geschmackvoll eingerichtetem Wohnzimmer. Marwitz hatte nach vielen Vorreden stockend und stotternd alle die Irrsale der letzten Jahre wahrheitsgetreu berichtet — und endlich den Schrecken des heutigen Nachmittags und die Ratlosigkeit seiner jetzigen Lage.

Der lange, elegante Schlieben blies kopfschüttelnd den Rauch seiner Zigarre vor sich hin. „Heiliger Bimbam! Die uralte Geschichte — die existiert überhaupt noch? Ich erinnere mich ja nur noch dunkel, wie ich Ihnen den Rösicke damals geschickt habe. Habe natürlich gedacht, die Sache sei längst tot und begraben. Sehen Sie, ich hab's Ihnen doch gleich gesagt: man soll so was nicht thun, soll's nie thun — nie! Na, wieviel hat sich denn da aufgesummt?"

Marwitz zog aus der Hosentasche den Zettel mit dem Wechselbetrag.

„Sapristi! Ja, wie ist denn das zusammengekommen?"

Marwitz blickte beschämt nieder und zuckte die Achseln.

„Na, damals hat sich's doch nur um sechstausend Mark gehandelt, wenn ich mich recht erinnere?"

Marwitz nickte bestätigend.

„Und wie lange ist das jetzt her?"

„Genau zweiunddreiviertel Jahr. Es wurde immer auf ein Vierteljahr neu gemacht."

Schlieben sah kopfschüttelnd auf.

„Ja, ich habe allerdings auch noch weitere Beträge genommen," brachte Marwitz gequält hervor.

„So, so. Na, nun machen Sie glatten Tisch: wieviel denn? Aber genau."

Marwitz nahm ein Kärtchen mit Bleistiftnotizen aus seinem Portemonnaie. „Ich habe zum Schluß des ersten Jahres noch fünfhundert Mark bekommen. Und im Lauf des zweiten Jahres: zweitausendfünfhundert."

„Aha! Na, und im dritten bis jetzt?"

„Bis jetzt wieder zweitausend."

„Hm."

„Und dann war da vor etwa einem halben Jahr ein Spielverlust von zweitausenddreihundert Mark. Sie erinnern sich, im Sportklub. Das hat Rösicke ebenfalls beglichen."

„Doll — doll."

„Aber ich habe einmal vor fünfviertel Jahren siebenhundertfünfzig Mark zurückgezahlt."

Schlieben mußte unwillkürlich auflachen. „Ganze siebenhundertundfünfzig! In moralischer Anwandlung? Doch einer wie der andere. Verläuft immer wieder alles typisch." Er hatte währenddem auf einem Block die Angaben des Leutnants notiert.

„Na, wieviel haben Sie denn also thatsächlich bar von Rösicke erhalten — ich meine netto, im ganzen?"

„Ich habe im ganzen vierzehntausend Mark erhalten. Und davon gehen die siebenhundertfünfzig ab."

„Also dreizehntausendzweihundertundfünfzig. Und daraus sind jetzt — wieviel geworden?" Er nahm den Zettel vor: „Neununddreißigtausend und —"

Schlieben rechnete kopfschüttelnd hin und her. „Ist ja nicht möglich! Marwitz, sind Sie auch ganz sicher, daß Sie nicht doch im Lauf der Zeit mehr bekommen haben?"

„Keinen Groschen! Das kann ich in jedem Augenblick beschwören. Was ich bekommen habe, hab ich genau notiert. Er hat sich auch noch stets eine Quittung ausstellen lassen — na, und mehr Quittungen kann er nicht vorweisen."

„Aber was ist denn das für 'ne Zinsberechnung?"

Marwitz klopfte nervös das Knie. „Ich weiß, daß er vor einiger Zeit einmal sagte, daß er nun höhere Prozente nehmen müßte. Ich bin aus der Rechnerei nicht mehr klug geworden."

„Haben nur immer ruhig querrüber geschrieben — über den Wisch — was?"

Marwitz senkte stumm den Kopf.

„Und so sind aus etwa dreizehntausend — etwa vierzig?" Schlieben erhob sich. „Nein, da hört denn doch der Spaß auf! Ich habe schon dolle Dinge in der Beziehung erlebt, aber das ist denn doch eine der dicksten Unverschämtheiten, die mir je vorgekommen sind."

Marwitz blickte mit einem ängstlichen Hoffnungsschimmer auf. „Meinen Sie, daß noch irgendetwas zu machen ist?"

„Man muß zusehen. Jedenfalls die ganze Phantasiesumme, die der sich da zusammenkomponiert hat, berappen — das werden wir nicht thun. Darauf rechnet er übrigens auch gar nicht."

„Meinen Sie?"

„Er wird mit sich reden lassen. Aber, liebster Freund, wie kann man so die Contenance verlieren?"

Marwitz wehrte ab. „Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir jetzt nur, was ich thun soll."

Schlieben ging eine Zeitlang nachdenkend auf und ab. Dann lehnte er sich Marwitz gegenüber an den Schreibtisch. „Also wir wollen Herrn Rösicke zu einer Konferenz bitten, und zwar zu morgen. Hier ist Papier und Tinte, schreiben Sie an ihn."

Marwitz nahm am Schreibtisch Platz und ergriff die Feder. „Soll ich ihm sagen, daß ich mit Ihnen gesprochen habe?"

„Um Gottes willen nicht! Dann wär's aus und vorbei. Schreiben Sie ganz ruhig und sachlich: Sehr geehrter Herr — ‚Elender Halsabschneider' ist ja einstweilen noch keine konventionelle Anredeform — na also, Sie erbäten zu morgen abend um sechs Uhr seinen werten Besuch in der bewußten Angelegenheit."

„Und Sie meinen, er kommt?"

„Warum sollt er nicht?"

Marwitz beendete und couvertierte den Brief.

„Na, und ich werde schon eine Viertelstunde vorher da sein — worauf er nicht vorbereitet ist," fuhr Schlieben nachsinnend fort, „und dann wollen wir sehen, wie weit sich der verehrte Herr ins Bockshorn jagen läßt."

Marwitz erhob sich. „Ich werde den Brief gleich besorgen."

„Schön. Und zwar per Rohrpost, daß er ihn noch heute erhält."

„Ich bin Ihnen so dankbar."

„Keine Ursache einstweilen."

Fortsetzung folgt.



Die Dauer des Lebens.

Statistische Plauderei von Alfred Moeglich.

Ewig leben können — als Kinder träumten wir davon, rund um uns her nur Sonnenschein und Blumenwiesen! Wer möchte in solchem seligen Kindheitstaumel, wo das Leben so unsagbar schön und lebenswert erscheint, daran denken, daß es einmal ein Ende hat? Aber wir wurden älter und lernten erkennen, wie Krankheit, Alter und Tod bei den Erdenkindern einkehren und stumm ihre schmerzliche Mission erfüllen. Wir wurden auch vernünftiger und kühler und fanden mit den Jahren den Tod gar nicht so schrecklich. Ganz im Gegenteil erschien er den philosophischen Naturforschern unter uns als eine überaus weise Einrichtung der Mutter Natur, der das Einzelwesen nichts, die Gattung aber alles ist und die emsig dafür sorgt, den Arten und Gattungen freie Bahn zu schaffen, indem sie die abgenutzten und morschen Individuen als überflüssig in den Staub sinken läßt.

Welche Verschiedenheit aber weisen die Lebewesen in ihrer Daseinsdauer auf! Hier die Eintagsfliege, die, eben geworden, schon dem blassen Nichts anheimfällt — dort die riesenhaften Adansonien, diese Baumgewaltigen auf den Kapverdischen Inseln, deren Alter man auf 6000 Jahre schätzt.

Ist es die körperliche Größe, die auf die Lebensdauer so bestimmend einwirkt? Wohl nicht. Den Walfischen sagt man ein Alter von einigen Jahrhunderten nach, aber auch den Schwänen. Die zweihundert Lebensjahre des Elefanten werden vom Hecht und Karpfen gleichfalls erreicht. Raben, Eidergänse, Falken, Geier und Adler sollen weit über hundert Jahre alt werden, selbst der Kuckuck über dreißig, Amsel, Nachtigall und Flußkrebs bis zwanzig Jahre.

Auch die Dauer des Wachstums bis zur vollständigen Entwicklung bietet keinen allgemeinen Maßstab. Flourens und Buffon behaupteten zwar, die Lebensdauer der meisten Tiere betrage das Fünf- bis Siebenfache der Wachstumsperiode.

Aber der Elefant wird bis 200 Jahre alt und wächst in vierundzwanzig Jahren heran; das Pferd erreicht ein Alter von 40—50 Jahren und ist in vier Jahren ausgewachsen. Und umgekehrt, ein Maikäfer lebt kaum vier Wochen und braucht doch zu seiner vollkommenen Entwicklung vier volle Jahre.

Weder die körperliche Größe, noch die Wachstumsdauer bestimmen die Lebenszeit eines Wesens; einzig sein innerer Organismus und die äußeren Daseinsverhältnisse normieren die Lebensdauer, indem sie sie verlängern oder verkürzen.

Das Idealalter des Menschen ist hundert Jahre. Nur wenige, aber immerhin einige, bringen es darüber hinaus. Die ehrfurchterweckenden Alter des Methusalem und Genossen sind Phantasien poetischer und sehnsüchtiger Seelen, die es vergessen, daß jede Art an eine bestimmte Lebensdauer gefesselt ist und durch nichts Natürliches oder Uebernatürliches davon gelöst werden kann. Es ist unmöglich, daß eine Stubenfliege dreißig Jahre alt wird; es ist unmöglich, daß ein Esel ein Elefantenalter erreicht; es ist unmöglich, daß ein Mensch mehrere Jahrhunderte alt werden könnte: die Erfahrungen der Kulturvölker und die Wissenschaft der Anthropologen sprechen unbedingt dagegen.

Zweimal im Laufe einer Generation tritt ein „großes Sterben" an die Menschen heran: das erste Mal im Säuglingsalter. Vom zweiten Lebensjahr an bis zum vierzehnten und fünfzehnten sinkt die Sterblichkeitsziffer allmählich, um vom fünfzehnten Lebensjahr wieder anzuwachsen, bis sie noch einmal im Greisenalter ihr Maximum erreicht. Bis zu diesem Zeitpunkt reicht die sogenannte „normale" Lebensdauer. Sie beträgt für:

Preußen	70½	Jahre
Deutsch-Oesterreich	70	„
Italien	72	„
England	72½	„
Frankreich	73	„
Norwegen	76½	„

Während also in Preußen durchschnittlich im Alter von 70½ Jahren das zweite „große Sterben" kommt, wird dieses in Norwegen, das sich von alters her in jeder Beziehung durch große Langlebigkeit und gute Gesundheitsverhältnisse hervorhebt, um volle sechs Jahre hinausgeschoben.

Nach den Erfahrungen der Sterblichkeitsstatistik darf man im allgemeinen sagen, daß die durchschnittliche wirkliche Lebensdauer des Menschen mit der fortschreitenden Kultur zunimmt, daß also die Sterblichkeitsgefahr fortgesetzt geringer wird, besonders, soweit die letzten Jahrzehnte in Betracht kommen. Die gewaltigen Fortschritte, deren sich die Menschheit in jeder Beziehung zu erfreuen hatte, sind nicht zuletzt auch auf die Sterblichkeitsfaktoren von günstigem Einfluß gewesen. Die gesamte Lebenshaltung, besonders die Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse, haben sich gehoben; in sanitärer Beziehung ist Vorzügliches geleistet, und Seuchen- und Berufsgefahren sind stark eingedämmt worden. Vor allem zeigt die Kindersterblichkeit eine ganz bedeutende Abnahme. In den letzten zwanzig Jahren ist die Lebenshoffnung der neugeborenen Knaben in Preußen um 16 Prozent, bei den Mädchen sogar um 18,5 Prozent gestiegen. Aehnliche günstige Fortschritte weisen französische und englische Statistiken auf.

Besonderen Anteil an dieser guten Entwicklung haben die Städte, insonderheit die größeren. Aber auch die allgemeine Sterblichkeit in den Städten, die früher die ländliche bedeutend überragte, hat außergewöhnlich abgenommen. Während sich die Sterblichkeitsziffern von Stadt und Land noch 1875 wie 100:94 verhielten, sanken sie im Jahr 1896 auf 75:78. Seit 1875 hat also das Sterblichkeitsverhältnis zu Gunsten der städtischen Bevölkerungen einen auffälligen Umschwung genommen.

Merkwürdig ist die große Lebensfähigkeit und -zähigkeit des weiblichen Geschlechts gegenüber dem männlichen. In Preußen stellte sich in dem Zeitraum 1894—1897 die mittlere wirkliche Lebensdauer auf 41,53 Jahre für männliche, dagegen auf 44,99 Jahre für weibliche Personen, also für letztere um 8 Prozent höher. Diese Differenz zu Gunsten des „schwachen und zarteren Geschlechts" erscheint in allen Lebensaltern wieder. Für 1871—1881 z. B. betrug die ferner noch zu erwartende mittlere Lebensdauer männlicher und weiblicher Personen verschiedenen Alters in Jahren:

Alter	Männliche	Weibliche
0	35,58	38,45
1	46,52	48,06
5	49,39	51,01
20	38,45	40,19
30	31,41	33,07
40	24,46	26,32
50	17,98	19,29
60	12,11	12,71
70	7,34	7,60
80	4,10	4,22
90	2,34	2,37

Die niedrigen Ziffern des Alters 0 (also unter einem Jahr) erklären sich aus der enormen Säuglingssterblichkeit: etwa 23 Prozent aller Unterjährigen gehen zu Grunde.

Vom folgenden Jahr an findet eine Steigung bis zum Maximum des fünften Jahres statt. Ein fünfjähriger Knabe hat im Durchschnitt noch 49,39 Lebensjahre zu erhoffen, ein Mädchen 51,01 Jahre; ein dreißigjähriger Mann noch 31,41, eine Frau im gleichen Alter aber 33,07 Jahre.

Von entscheidendstem Einfluß auf die menschliche Lebensdauer sind die wirtschaftlichen und beruflichen Verhältnisse.

Auf die Einwirkung der ökonomischen Lage, wie weit also Wohlhabenheit und Armut lebenverlängernd oder lebenverkürzend mitsprechen, untersuchte eine deutsche Lebensversicherung die Sterblichkeit ihrer Mitglieder in den Altern bis zu 50 Jahren. Danach kamen auf je 100 Verstorbene, die ein nur bescheidenes Kapital — bis 3000 Mark — versichert hatten, 89 mit einem Versicherungskapital bis 6000 Mark und nur 83 mit über 6000 Mark. Die Versicherten stellten durchweg nicht gerade arme Bevölkerungsschichten dar. Wenn schon bei ihnen die größere oder geringere Wohlhabenheit solche Unterschiede erzeugt, wie ungünstig müssen sich dann die Vergleichsziffern für die unteren Volkskreise stellen!

Bekanntlich ist gerade in den weniger günstig situierten Bevölkerungsschichten der heftigste Feind einer längeren Lebensdauer die Lungenschwindsucht. Auch nach dieser Richtung hin ergaben die Untersuchungen der Versicherungsbank ganz ähnliche Resultate.

Vereinigt sich die mißliche ökonomische Lage mit einem ungünstigen Beruf, so steigt die Sterblichkeitsziffer erheblich und drückt damit die allgemeine Lebenserwartung beträchtlich herab. Zu den gesündesten Berufen darf man unter andern die Universitätsdozenten, protestantischen Geistlichen, Gymnasial- und Volksschullehrer, Forstleute und selbständigen Landwirte rechnen. Dagegen dürfen Aerzte, Berufsmusiker, Industriearbeiter, Gastwirte, Hotelbedienstete, Buchdrucker, Glasbläser auf ein verhältnismäßig kürzeres Leben rechnen. Mißt man an der Sterblichkeitsgefahr, der die protestantischen Geistlichen unterliegen, die Sterblichkeit anderer Berufe, so ergeben sich ungefähr folgende Ziffern:

Geistliche	=	100
Landwirte	=	113
Lehrer	=	129
Tischler	=	147
Schneider	=	189
Aerzte	=	202
Bergleute	=	331
Kellner	=	400

Die durchschnittliche Lebenserwartung der Aerzte ist also nicht halb so groß, als die der Pfarrer, die der Bergarbeiter noch nicht ein Drittel, und der Kellner gar nur ein Viertel so groß.

Aehnliche Resultate lassen sich aus einer englischen Statistik für die Jahre 1890 bis 1892 ableiten. In dem kräftigen Mannesalter von 25 bis 45 Jahren starben von je 1000 Lebenden der einzelnen Berufe:

Protestantische Geistliche	=	4,72
Selbständige Farmer . .	=	5,64
Kleinkaufleute	=	6,70
Künstler und Architekten	=	6,87
Zimmerleute	=	7,44
Aerzte	=	10,25
Musiker	=	12,68
Glasarbeiter	=	14,11
Gastwirte	=	19,81

Wie lebenverkürzend die moderne Industriearbeit in die Gesellschaft eingreift, lehrt eine Betrachtung der Sterblichkeit unter den Arbeitern in Landwirtschafts- und Industriebezirken. Von je 1000 Lebenden sterben

im Alter:	20—25	25—35	35—45	45—55	55—65
Landarbeiter . .	4,67	6,00	8,96	13,82	26,11
Industriearbeiter	5,53	8,65	15,91	27,82	50,15

So schwer es erscheint, die durchschnittliche Lebensdauer verschiedener Berufe glaubwürdig festzustellen, weil Dutzende von Faktoren eine mehr oder weniger bedeutende Rolle spielen, so ist dies doch für einzelne Beamtenkategorien gelungen. Danach beträgt die noch weiterhin zu erwartende mittlere Lebensdauer eines dreißigjährigen

protestantischen Geistlichen	=	36,94	Jahre
Gymnasiallehrers	=	36,56	"
Volksschullehrers	=	36,05	"
Arztes	=	32,60	"

Mit dem zunehmenden Alter nimmt der durchschnittlich noch zu erhoffende Lebensrest, die „fernere mittlere Lebensdauer", naturgemäß ab. Eine dahingehende Untersuchung Ballods für Preußen, die Jahre 1894—1897 umfassend, giebt bei den verschiedenen Altern, getrennt nach Geschlechtern, diesen zukünftigen Lebensrest an.

Die fernere mittlere Lebensdauer beträgt in Jahren:

Alter	Männer	Frauen
20	41,60	44,00
30	33,87	36,17
40	26,30	28,67
50	19,47	21,08
60	13,30	14,00
70	8,22	8,69

Ein zwanzigjähriger Mann darf demnach durchschnittlich hoffen, ein Alter von 61,60 Jahren zu erreichen. Die älteren Jahrgänge stellen ein immer zäheres Material dar, weil die weniger sattelfesten Individuen schon vorher abgerufen wurden. So winkt den Männergruppen ein Höchstalter von

63,87	Jahren	im	Alter	30
66,30	"	"	"	40
69,47	"	"	"	50
73,30	"	"	"	60
78,22	"	"	"	70

Das Leben eines Menschen stellt ein unersetzliches Kapital dar, nicht nur für ihn selbst, auch für seine Angehörigen. Ist darum nicht, auch bei dem lebenverachtenden Pessimisten, der heiße Wunsch erklärlich, den Lebensschluß möglichst weit hinauszurücken, bis die „normale" Lebensdauer des Psalmisten — „Unser Leben währet siebenzig Jahre" — erreicht ist? Nicht ohne Recht mißt man das relative Glück und Wohlbefinden einer Bevölkerung nach den Ergebnissen der Sterblichkeit und nach der allgemeinen Lebensdauer. Es ist darum erfreulich, konstatieren zu dürfen, daß die „gute alte Zeit", die uns soviel von kernigen, alten Männern erzählte und in Wahrheit eine große Gesamtsterblichkeit aufwies, von den modernen Ergebnissen weit überholt wird. Besonders die sanitären und wirtschaftlichen Aufbesserungen seit den sechziger Jahren lassen überraschende Resultate erkennen. In allen Altern ist die fernere mittlere Lebensdauer um 1 bis 3 Jahre gestiegen. Während noch in den sechziger Jahren ein dreißigjähriger Mann 31,18 und eine Frau 32,58 weitere Lebensjahre im Durchschnitt zu erhoffen hatten, stiegen diese Ziffern 1892 für den Mann auf 33,87, für die Frau auf 36,17 Jahre, also um 8,6 Prozent bezw. 11,0 Prozent.

Jede weitere Steigerung der ökonomischen Verhältnisse, der öffentlichen und häuslichen sanitären Einrichtungen, des gewerblichen Arbeiter- und Kinderschutzes, der allgemeinen Bildung, des zweckmäßigen Genießens, der hygienischen Einsicht, der naturgemäßen Lebensweise, der alkoholischen Enthaltsamkeit schiebt das Lebensende wesentlich hinaus. Wenn es auch nie dahin kommen kann, daß einst die „normale" Lebensdauer zur wirklichen Durchschnittsdauer wird, so bedeutet doch jede, auch die unbedeutendste Erhöhung der gesamten Lebensdauer eine wichtige Zunahme am Nationalvermögen und am Völkerglück.



Das Malfräulein.

Skizze von Marie von Bunsen.

Es war wieder ein gemütliches Frühstück bei den Astorps gewesen, oder vielmehr „sonntagshalber“ ein frühes Mittagessen. Einige Leutnants hatten sich, wie so oft, bei der Jutta Astorp angemeldet; paßte es nicht, so telephonierte sie ab, paßte es jedoch, so war man außerordentlich willkommen. So hatten die jungen Leute es dort hübscher als irgendwo anders. Infolgedessen war Jutta die beliebteste Dame des Regiments.

Als der junge Lankenow fortging, blieb nur noch der kleine Graf Biebra zurück.

„Bleiben Sie doch noch,“ bat Frau von Astorp, „ich möchte Sie gern ausfragen. Was hat denn Ihr Vetter Lankenow nur mit sich angestellt? Ich habe ihn seit dem Juni nicht gesehen, er ist um zehn Jahr gealtert, ist schweigsam und gedrückt.“

Graf Biebra sah sich um, Herr von Astorp war mit den beiden Gymnasiastensöhnen fortgeradelt, so war er mit Frau Jutta allein.

„Ich würde es Ihnen sehr gern erzählen,“ begann er, „vielleicht sprechen Sie sich dann einmal mit Kurt Lankenow darüber aus, und das wäre ihm so gut. Also, er hat doch zwei Schwestern zu Hause, und für die verschrieb man sich im Sommer ein Malfräulein aus Berlin. Als Kurt und ich, Mitte Juli, in Fichtenfelde ankamen, war sie schon eingelebt und in ergiebigster Thätigkeit. Die gute Tante versteht ja das Anspannen der Leute! Vormittags gab Fräulein Lemmerich ihre Malstunden, nachmittags brannte sie an einem Fries um den neugetäfelten Gartensaal, abends wurde das Fremdenbuch und die Familienbibel illustriert. Im übrigen zog man sie ganz zur Familie, päppelte sie mit Milch und Trinkeiern auf, mochte sie auch recht gern, trotzdem sie uns braven Altmärkern ja etwas überspannt und sonderbar vorkam. Sie war achtunddreißig Jahr alt, sah jedoch bei günstiger Beleuchtung wie achtundzwanzig aus, hatte blasse Farben, braune Augen, braunes Haar, eine endlos lange und überaus magere Gestalt. Wie sie einmal verriet, galt sie bei ihren Freundinnen für eine ‚lilienhafte Erscheinung‘. Darauf wären wir, glaube ich, niemals gekommen, Lilien wirken doch nicht unfreiwillig komisch, und das that sie hin und wieder. Sie war eben zu sentimental für unsereins, schwärmte jeden Abend, den Gott werden ließ, für jeden Sonnenuntergang, sprach stundenlang vom Sternenschein über den Ulmen, erwähnte gar zu oft seelische Enttäuschungen und verrauschte Träume.

Es war noch eine junge Cousine dort, eine von den Jagstower Massows — richtig, die profitierte ebenfalls am billigen Malunterricht ‚gegen Reise und freie Station‘. So waren wir eine überaus vergnügliche junge Welt, spielten Tennis, radelten und ruderten am Tage, tanzten des Abends im Gartensaal mit großartigen improvisierten Kotillonscherzen. Kurt war die Seele von allem, Sie wissen ja, wie urvergnügt er sein konnte!

Eines Abends kommen die kleine Massow und Betty Lankenow auf den unseligen Gedanken: ‚Kurt muß Fräulein Lemmerich den Hof machen, Kurt muß ihr den Kopf verdrehn.‘ Jetzt klingt es überaus brutal und roh, aber ich versichere Ihnen, gnädige Frau, wir haben uns gar nichts weiter darunter gedacht, uns kam der Scherz so überaus harmlos vor.

Und wie er einschlug! Kurt war unübertrefflich. Gleich beim Abendbrot begann er, sah sie ausdrucksvoll an; als wir bei den Himbeeren angelangt waren, herrschte bereits die lebhafteste Unterhaltung, Fräulein Lemmerichs Wangen hatten sich gerötet, ihre Augen glänzten, und sie warf ihm die zärtlichsten Blicke zu. Was er sagte, konnten wir nicht verstehen, aber er redete auf sie ein, sie rückte näher und näher und strahlte verklärt. Wir Jugend, unten am Tisch, konnten uns vor Freude nicht halten; oben waren die Eltern mit dem eben angekommenen Onkel Lankenow-Mielitz beschäftigt, in der Mitte saßen, weltentrückt, Fräulein Lemmerich und Kurt. Wie gesagt, jetzt erscheint mir die Scene gräßlich, aber in dem Augenblick wirkte das Paar unwiderstehlich!

Als wir aufstanden, sah Kurt ihr in die Augen. ‚Jetzt muß der Mondschein bei der Eibenhecke auf die Lilien scheinen. Den Anblick möchte ich mit Ihnen genießen.‘

So zogen sie nach dem Garten.

Wie er nachher erzählte, hatte er fortgefahren, idealistisches Süßholz zu raspeln, sie beichteten sich ihre ersten Lieben und erklärten Seelenharmonie für das größte Erdenglück. Mit einem innigen Händedruck hatte er sie am Schloßflügel verlassen.

Unterdessen zogen die jungen Mädchen, der Primaner Lankenow und ich, in hellster Heiterkeit im Mondschein umher. Als wir zurückkamen, begegneten wir Kurt am rechten Seitenflügel und begrüßten ihn mit schallendem Gelächter. ‚Kam es zur Verlobung? Ist sie gänzlich weg?‘

In dem Augenblick wurde über uns im zweiten Stock rasch und heftig ein Fenster geschlossen. Ich höre es noch! Betroffen sahen wir uns an; dort oben wohnte ja Fräulein Lemmerich. ‚Ist sie denn nicht bei den Eltern im Blauen Zimmer?‘ fragte Betty verstört.

‚Ich weiß nicht,‘ stammelte Kurt und warf seine Zigarette in die Büsche, ‚doch, jetzt erinnere ich mich, sie ging hier unten zur Seitenthür herein.‘

Wir eilten nach dem Blauen Zimmer, dort saßen friedlich die alten Herrschaften mit ihren Brillen um die Lampe; die beiden Herren lasen die Kreuzzeitung, die Tante legte Patiencen, von Fräulein Lemmerich war gar nichts zu sehn. Beschämt gestanden wir unsern albernen Streich, unsere Befürchtung wegen des verdächtigen Schließens des Fensters. Von Vater und Mutter erhielten wir einen gehörigen Verweis und Auslassungen über Kindereien, Rücksichtslosigkeit gegen Gäste des Hauses, mangelnde Ritterlichkeit gegen Damen, Notwendigkeit, die Sache mit möglichstem Takt wieder gutzumachen und dergleichen.

Gedrückt und bußfertig, von den besten Absichten erfüllt, gingen wir die Treppe herauf. ‚Was ist denn eigentlich die möglichst taktvolle Form?‘ fragte Betty. ‚Darüber haben sich die Eltern wohlweislich nicht geäußert.‘

Lottka hatte einen glänzenden Einfall. ‚Wir wollen ihr vorschlagen, die Versunkene Glocke mit verteilten Rollen zu lesen, sie als Rautendelein! Schon dreimal legte sie es uns nah, aber wir wollten nie recht heran.‘

Freudig gingen wir hierauf ein; die jungen Mädchen klopften an die Thür. Da nicht geantwortet wurde, traten sie näher. Ich sehe das Zimmer noch vor mir: so ein ländlich

heller Raum, das weiße, bereits zur Nacht aufgeschlagene Bett, die Lampe auf der weißen Häkelei des runden Tisches, Photographien, Blumensträuße in Wassergläsern ringsherum. Aber Fräulein Lemmerich war nirgends zu sehen.

Lottka trat an den altfränkischen Lehnstuhl am Fenster, nahm etwas auf und sagte dann bestürzt: ‚Ach — sie war wirklich hier oben, hier liegt ein ganz thränenfeuchtes Taschentuch noch umher.‘

‚Sie ist wohl wieder in den Park gegangen, vielleicht ihre Lieblings-Ulmenallee herunter,‘ schlug ich vor.

Lottka lehnte sich heraus.

Dann schrie sie auf, ganz gellend und verstört, stürzte auf uns und umschlang, wie sinnlos, ihre Schwester.

Kalt durchrieselt, erstarrt, blieben wir, wie vom Schlag getroffen, stehen. Dann traten Kurt und ich leise an das offene Fenster und sahen herab.

Unten auf dem hellbeschienenen Hof lag eine dunkle, regungslose Masse . . .“

Graf Biebra wischte sich die Stirn; atemlos und schweigend hatte Jutta Astorp ihm zugehört, sprach auch jetzt keine Silbe. Nichts rührte sich im Raum, das Nachmittagslicht fiel gedämpft durch halb durchsichtige, rötliche Vorhänge herein, von der Straße vernahm man fernes Wagengerassel, das Lachen spielender Kinder.

„Es war eine furchtbare Zeit,“ fuhr Graf Biebra fort. „Wir schlichen wie die Gespenster umher, wohl ein jeder von uns hatte all die Tage über das Gefühl, es könne und könne nicht wahr sein, es würde noch alles gut. Bis unser Urlaub verlief, schickten die Eltern mich mit Kurt an die See. Es war eine schwere Aufgabe, denn immer wieder und wieder kam er auf die Sache zurück. Auch jetzt, nach fünf Monaten. Noch vorgestern, als wir von der Hubertusjagd zurückritten, begann er von neuem: ‚Sie wußte doch, daß ich nur zweiundzwanzig Jahr alt war; wie sollte ich ahnen, daß sie es so auffassen würde! Aber es läßt mir keine Ruh. Niemals bin ich grausam zu einer Fliege gewesen und nun diese Schuld. Immer wieder durchlebe ich den Abend, nie wird er aus meinem Dasein verschwinden. Sie hat den Frieden des Grabes — und ich habe die Reue. Ihr Los ist unverdient tragisch, ist es aber auch mir nicht unverdient tragisch gegangen?‘

Was soll man darauf sagen!

Gnädige Frau, niemand im Regiment weiß davon, aber ich habe es Ihnen nun ausführlich erzählt. Vielleicht finden Sie eine Gelegenheit, um freundlich mit ihm zu reden.“



Was die Richter sagen.

Interessante Entscheidungen.

Pfändung in der Wohnung der Ehefrau wegen Schulden des Ehemannes. Nach einem neueren Urteil des Reichsgerichts darf der Gerichtsvollzieher in den von der Ehefrau allein gemieteten, aber von dem Ehemann mitbewohnten Räumen Pfändung des vorhandenen Mobiliars für eine Schuld des Mannes vornehmen. Aus der Stellung des Mannes als Haushaltungsvorstand ergiebt sich eine thatsächliche Vermutung dafür, daß er alle innerhalb der häuslichen Gemeinschaft vorhandenen Gegenstände mit Ausnahme der zum persönlichen Gebrauch der Frau bestimmten Sachen in seinem ausschließlichen Gewahrsam hat. Hieran wird auch dadurch nichts geändert, daß die Ehefrau die Wohnung allein gemietet hat, es sei denn, daß sie sie auch allein bewohnt. Hieraus ergiebt sich, daß auf Grund eines gegen den Ehemann allein ergangenen vollstreckbaren Urteils das gesamte, in der Ehewohnung vorhandene Vermögen gepfändet werden kann, soweit es nicht zum ausschließlichen Gebrauch der Frau dient oder aus besonderen Gründen — vornehmlich bei auf den Namen der Frau lautenden Schuldurkunden — als in ihrem alleinigen Gewahrsam befindlich oder ihr gehörig anzusehen ist.



Kostenvorschuß im Scheidungsprozeß. Die Streitfrage, ob unter der Herrschaft des neuen bürgerlichen Rechts, ebenso wie es bisher der Fall war, der Ehemann für den Scheidungsprozeß auf Antrag der Frau durch einstweilige Verfügung angehalten werden kann, ihr einen Kostenvorschuß zur Bestreitung der Prozeßkosten, insbesondere der Anwaltsgebühren, zu zahlen, ist vom Reichsgericht kürzlich für den Fall bejaht worden (im Gegensatz zu der Vorinstanz), daß die in Scheidung befindlichen Ehegatten in Gütergemeinschaft verheiratet waren. Man kann bei der praktischen Bedeutung der Frage darauf gespannt sein, welche Entscheidung der höchste Gerichtshof treffen wird, wenn es sich um eine Ehe im gesetzlichen Güterstand der Verwaltung und Nutznießung handelt. Anscheinend geht bisher die überwiegende Meinung der Juristen dahin, daß bei einer Ehe des gesetzlichen Güterstands der Mann an die Frau einen Kostenvorschuß für den Scheidungsprozeß nicht zu leisten hat.

Was die Aerzte sagen.

Hitzschlag und Sonnenstich.

Wenn der Sommer mit seiner ganzen sengenden Glut über der Erde brütet, dann pflegt es nicht an jenen traurigen, meist lebensgefährlichen Unfällen zu fehlen, die man kurzweg als Hitzschlag bezeichnet. Die andauernd hohe Lufttemperatur führt zu einer Art Wärmestauung im Körper, besonders bei angestrengter Arbeit, bei hastiger Bewegung, bei unzweckmäßig gewählter Kleidung, wenn dem Organismus zu viel feste und zu wenig flüssige Nahrung zugeführt wird. Wer an heißen Tagen zu viel ißt, heizt seinen Körper über Gebühr, und wird die stark erhöhte Temperatur durch körperliche Anstrengungen noch weiter gesteigert, so kommt es — wenn nicht zur rechten Zeit für eine Entwärmung des Körpers gesorgt wird — zu einer gefährlichen Wärmestauung.

Gewöhnlich gehen dem eigentlichen Unfall gewisse Erscheinungen wie strake Rötung des Gesichts, Kopfschmerz, Augenflimmern, Ohrensausen, Herzklopfen, Beklemmung voraus und weisen auf die drohende Gefahr hin. Wird nicht rasch die geeignete Hilfe gebracht, so bricht der Aermste plötzlich, wie vom Schlag getroffen, bewußtlos zusammen.

Fast die gleichen Symptome macht der Sonnenstich. Während aber der Hitzschlag durch eine Wärmestauung im Körper, durch eine Hemmung der Wärmeabgabe entsteht, handelt es sich beim Sonnenstich um eine direkte Erhitzung durch Sonnenstrahlen. Manche Leute haben die Gewohnheit, an heißen Tagen oft und lange den Kopf zu entblößen, und das ist um so gefährlicher, je senkrechter die Sonnenstrahlen auffallen und je weniger behaart die Kopfhaut ist. Es kann bei längerer intensiver Einwirkung eine entzündliche Reizung der Hirnhäute eintreten, die fast immer tödlich endet.

Deshalb sollte man den Kopf stets durch eine passende Bedeckung, einen leichten, möglichst hellen Hut schützen, solange man den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. Auch der Sonnenschirm, der ja recht eigentlich als das Attribut der weiblichen Kleidung gilt, sollte mehr als bisher von den Herren der Schöpfung benutzt werden.

Noch stiefmütterlicher wird der Fächer behandelt — auch von dem schöneren Geschlecht. Ein Mann gar würde nach den bei uns herrschenden Anschauungen fürchten müssen, sich lächerlich zu machen, wenn er zum Fächer greifen wollte. In südlichen Ländern ist man in dieser Hinsicht weniger pedantisch. Die Kleidung im ganzen muß luftig, leicht, möglichst hellfarbig sein, um wenig Wärme einzusaugen, und endlich ist für häufige Abkühlung des Körpers — äußerlich durch kalte Waschungen, Duschen, Bäder und innerlich durch kühle Getränke — Sorge zu tragen.



Bilder aus Bädern und Kurorten.

I.

Wir haben während der Winterzeit unsern Lesern vielfach Bilder aus der Gesellschaft gebracht, wie sich diese in großen Festsälen, in intimen Salons gesellig oder zu Beratungen in Sachen der Wissenschaft, der Kunst und des Wohlthuns zusammenfand. Die Sommerzeit treibt aber die Gesellschaft in alle Himmelsrichtungen auseinander, und neu gruppiert findet sie sich wieder in der schönen Natur zusammen. Hat doch fast jeder irgendein, wenn auch noch so kleines Leiden zu heilen, und die Aerzte verteilen unsere Damen und Herren über die verschiedenen Badeorte. Von unsern Bädern und dem sommerlichen Kurleben, das sich dort entwickelt, wollen wir im nachstehenden einiges erzählen und im Bild vorführen.

Das bayrische Bad Kissingen im reizenden Wiesenthal der fränkischen Saale, wiewohl schon seit 400 Jahren als Kurort benutzt, ist eigentlich im großen Stil erst zur Entwicklung während der letzten dreißig Jahre gelangt. Vorher war der Name Kissingen durch das einzige blutige Gefecht zwischen Preußen und Bayern vom 10. Juli 1866 zur Berühmtheit gekommen. Der Altreichskanzler hat diesen traurigen Ruf des Orts wettgemacht, als er durch eine Reihe von Jahren regelmäßig während einiger Sommerwochen dort als Kurgast erschien und damit die Heilkraft des Rákóczysprudels und der andern Salzquellen allen seinen Leidensgenossen der großen Gesellschaft empfahl. Seine Statue prangt deshalb mit besonderem Grund in den Anlagen bei der Saline, in der er regelmäßig Wohnung nahm. Die wundervollen Waldpromenaden um Kissingen und die mustergiltigen Badeeinrichtungen haben dem Ort auch seither die vornehme Kundschaft erhalten, die sich meist schon in der ersten Hälfte des Sommers dort zusammenfindet, um dann noch Zeit für eine Nachkur an der See oder im Gebirge zu gewinnen. Auch Adolf v. Menzel ist ständiger Kurgast,

Königin Marie von Hannover mit ihrer Tochter, Prinzessin Marie, auf der Kurpromenade von Kissingen. Oben das Kurhaus.

Photographische Aufnahmen von Hofphot. Fritz Schumann, Kissingen.

und mit Ehrfurcht sieht das Publikum diesen kleinen großen Mann durch die Kurpromenaden pilgern, allein oder mit ernsthaften Männern — nie mit Frauen. Unser Bild S. 1145 zeigt unter den Kurgästen die greise Königinwitwe von Hannover in Begleitung ihrer Tochter, Prinzessin Marie. In allen schweren Bitternissen ihres Schicksals ist die Königin ihren deutschen Bädern treugeblieben.

Während Kissingen mehr das wirklich erholungsbedürftige Publikum anzieht, ist Homburg der Ort des Luxus und der schönen Feste. Die herrliche Stadt vor der Höhe am Taunus, die mit ihren eisenhaltig-salinischen Säuerlingen für gleiche Leiden wie Kissingen sich empfiehlt, hat sich schon seit einer Reihe von Jahrzehnten zum Rendezvousplatz der vornehmen europäischen Gesellschaft entwickelt. Der Prinz von Wales weilt fast alljährlich in diesem mit allen Luxuseinrichtungen für Sport und Vergnügen — auch mit einem Cercle des étrangers — ausgestatteten Badeort, dem der Taunus den reichen Waldzauber und die durch Kaiser Wilhelm zur Wiedererstehung bestimmte römische Saalburg die historische Weihe geben. Unser Bild (S. 1147) zeigt den Elisabethbrunnen, an dem eine aristokratische Gesellschaft gerade ihre Trinkkur nimmt.



Auf der Morgenpromenade in Bad Harzburg.
Links auf dem Bild Dr. Julius Stinde.
Photographische Momentaufnahme von Karl Simon, Harzburg.

Enger in der Landschaft als die beiden vorgenannten Bäder, in das gegen Norden geöffnete Thal des vom Brocken abfließenden spiegelklaren Radaubachs eingeschlossen, ist das „Reiche-Leute-Bad" Harzburg. Man giebt hier für die Heilkraft der Salzquelle, für die in reizenden Villen mit allem Komfort eingerichteten Wohnungen, in den eleganten Restaurants für quellfrische Forellen aus dem oberen Radaubach und für das Atmen der herrlichen, waldgewürzten Luft gleichsam im intimen Kreis das viele Geld aus, das sonst die Bäder großen Stils beanspruchen. Aber es ist schön in Harzburg, und oben auf dem großen Burgberg, dem letzten nördlichen Ausläufer des Brockens, grüßen den Besucher die geweihten Reste der von Kaiser Heinrich IV. gebauten Harzburg und neben ihnen die dem Andenken Bismarcks gewidmete Kanossasäule mit der Inschrift: „Nach Kanossa gehen wir nicht." Die Brockentenfelinnen, die am jenseitigen Abhang des Bergs ihren Hexentanzplatz haben, wagen sich





Prinz Nikolaus von Nassau.



Blumenverkäuferinnen aus der Gesellschaft.

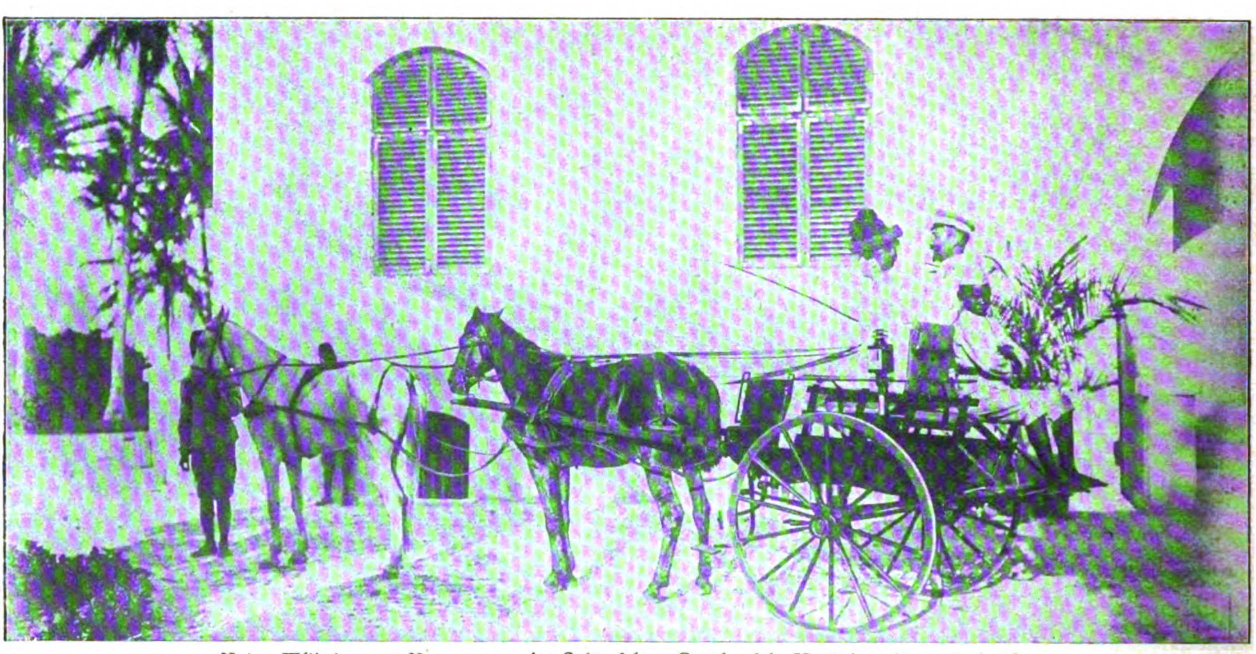
Bilder vom Rosenfest in Wiesbaden am 17. Juni.
Photographische Momentaufnahmen von Arthur Frank, Schierstein a. Rh.

freilich in dieses tugendhafte Bad niemals hinein. Darum thut's auch den Kindern so gut, die man „mit Fräulein" unbesorgt in den Bergwald wandern läßt, zur Sennhütte, zur Rabenklippe, zum romantischen Radaufall. Hier weilt auch der Dichter der „Familie Buchholz" gern, unser trefflicher, gut bürgerlicher Julius Stinde.

Von Wiesbaden selbst noch nach seinen Festspielen und Festwochen erzählen wollen, hieße für den unbelesensten Leser Eulen nach Athen tragen. Seine wunderbare Lage zwischen dem Südwestabhang des Taunus und den bewaldeten Nordostgehängen des Rheingaugebirges verleiht dem von allen Seiten geschützten Thalboden des Rambaches ein stetig mildes Klima, und so gedeiht auch die Villenstadt in Wiesbaden zu einem der schönsten und üppigsten Blumengärten in Deutschland. Die schon den Römern bekannten warmen Salzquellen, die Plinius die Fontes Mattiaci nannte, haben sich gegen rheumatische und gichtische Leiden als Heilmittel ersten Ranges bewährt, und das giebt auch der äußeren gesellschaftlichen Erscheinung der Badestadt die eigentliche Charakteristik. Homburg und Harzburg bergen wenig ernste Patienten, und auch die meisten Besucher Kissingens haben nur leichtere Leiden wegzukurieren. Wiesbaden dagegen ist die Hoffnung der Aerzte für schwere Gichtkranke, die, vielfach des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt, auf Wagen in den entzückenden Promenaden des Kurgartens zwischen ihren Wohnungen und Bädern herumgeführt werden und so mit dem oft schmerzdurchfurchten Ausdruck ihrer Gesichter in Wahrheit das Bild der leidenden Menschheit darstellen, die hier Genesung sucht. Alle diese eigentlichen Patienten Wiesbadens und ihre Leidensgenossen, die zu den großartigen Sonderkliniken pilgern, fehlen im Publikum der Festspiele und Festwochen. Ihre Angehörigen und die große Menge der leichteren Patienten, die der schöne Ort mit seinen reichen Veranstaltungen anzieht, machen das gesellschaftlich sichtbare Publikum aus, und dieses findet sich hier zusammen aus allen Ständen und Berufsklassen. Wiesbaden ist mit allem Reiz und Luxus kein Luxusbad, es ist ein Heilbad für Leidende. Darin liegt sein wahrer Charakter. In diesem großen Weltbad mit seinen berühmten Thermen hört das Badeleben und das Gesellschaftsleben zu keiner Jahreszeit auf. Wir bringen aus den letzten gesellschaftlichen Ereignissen in Wiesbaden Bilder vom Rosenfest, das der dortige Regierungspräsident Dr. v. Wentzel kürzlich veranstaltete. Unser erstes Bild zeigt einen fürstlichen Badegast, den Prinzen Nikolaus von Nassau, das andere eine anmutige Gruppe jugendlicher Blumenmädchen aus der Gesellschaft im Alter von 10 bis 20 Jahren — höchstens natürlich!



Junimorgen am Elisabethbrunnen in Homburg.
In der Mitte des Vordergrunds der bekannte sächsische Herrenreiter Oberleutnant Panse.
Photographische Momentaufnahme von F. H. Voigt, Homburg v. d. Höhe.



Major Wilhelm von Natzmer an der Seite seiner Gattin, sein Maultiergespann lenkend.

Bilder aus aller Welt.

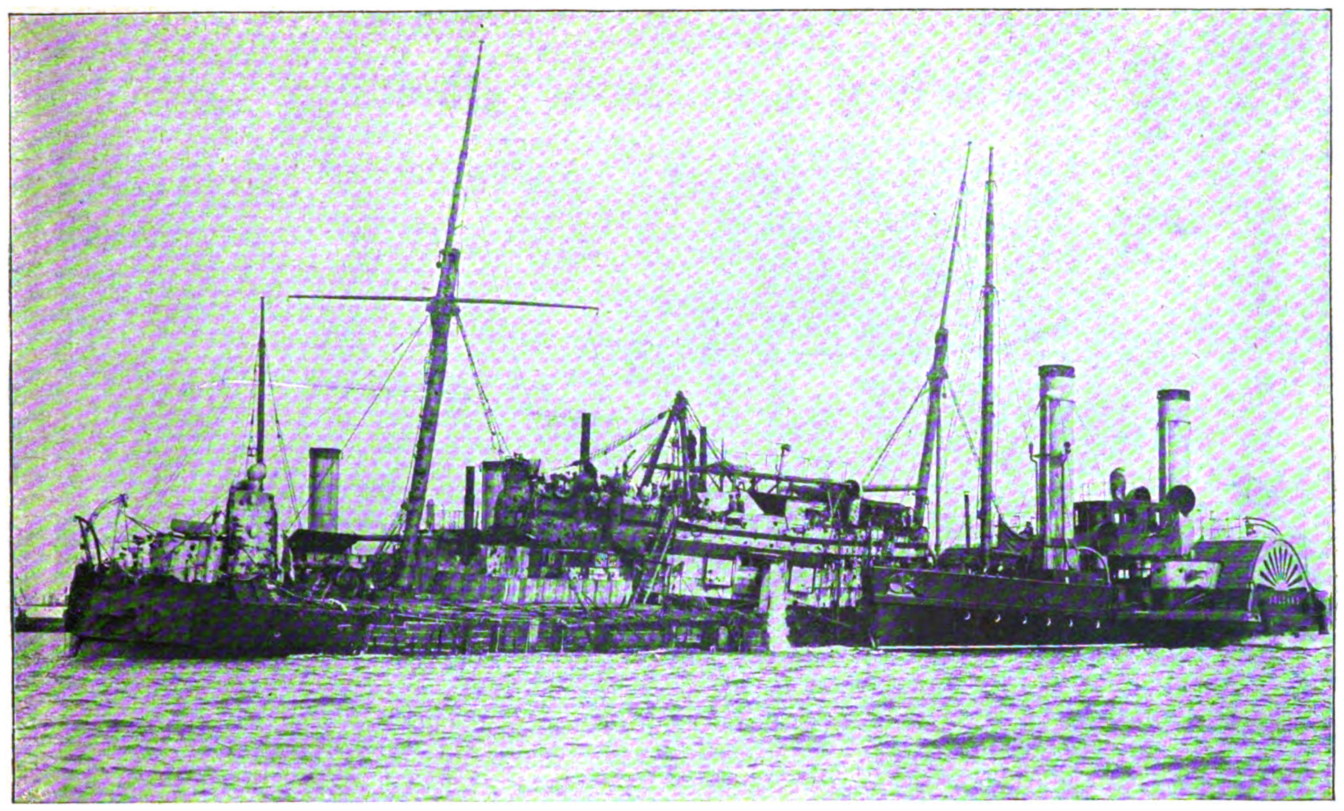
Von Major Wilhelm von Natzmer, Vizegouverneur in Dar-es-Salaam, der am 3. d. M. beim Einfahren von Maultieren tödlich verunglückte, bringen wir die letzte photographische Aufnahme. Der Bedauernswerte, dem sicher noch eine glänzende Karriere im kolonialen Dienst winkte, hat nur ein Alter von 42 Jahren erreicht. — In Samoa ist im Mai d. J. die neue Regierungsform eingeführt. An der Spitze der Regierung steht ein Gouverneur, unter ihm regiert nun Mataafa mit Hilfe vom Volk gewählter Häuptlinge über die

Tolo, Privatsekretär Mataafas. Oberlt. Frhr. v. d. Goltz. Tuaefaiva, Dolmetscher Mataafas. Der Truchseß Mataafas.

Kapitänlt. Engel, 1. Offizier des „Cormoran". Mataafa. Korvettenkapt. Emsmann, Kommand. des „Cormoran". Stabsarzt Dr. Gelfam.

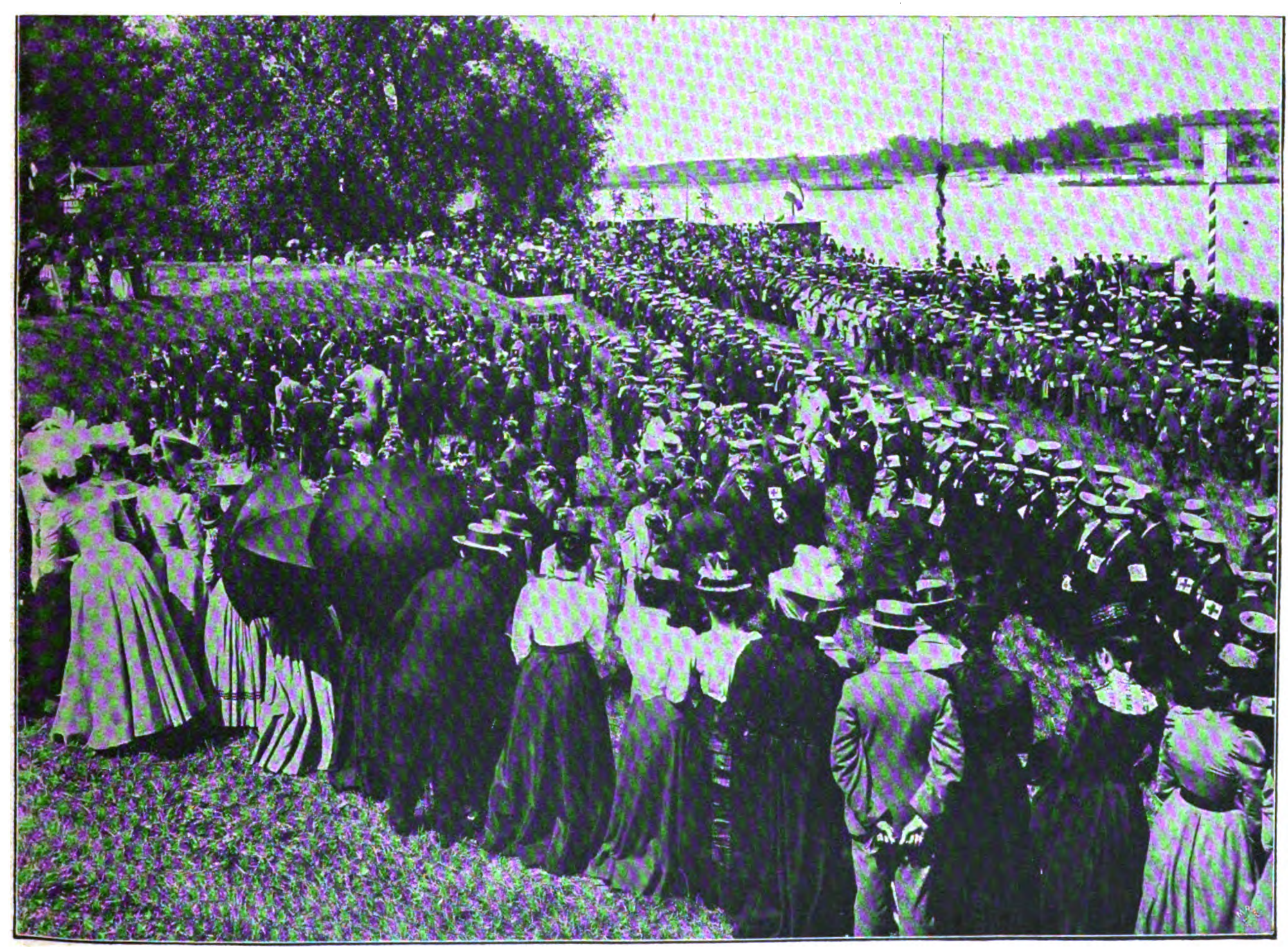
Mataafa von Samoa als Gast an Bord des deutschen Kreuzers „Cormoran".

Photographische Momentaufnahme.

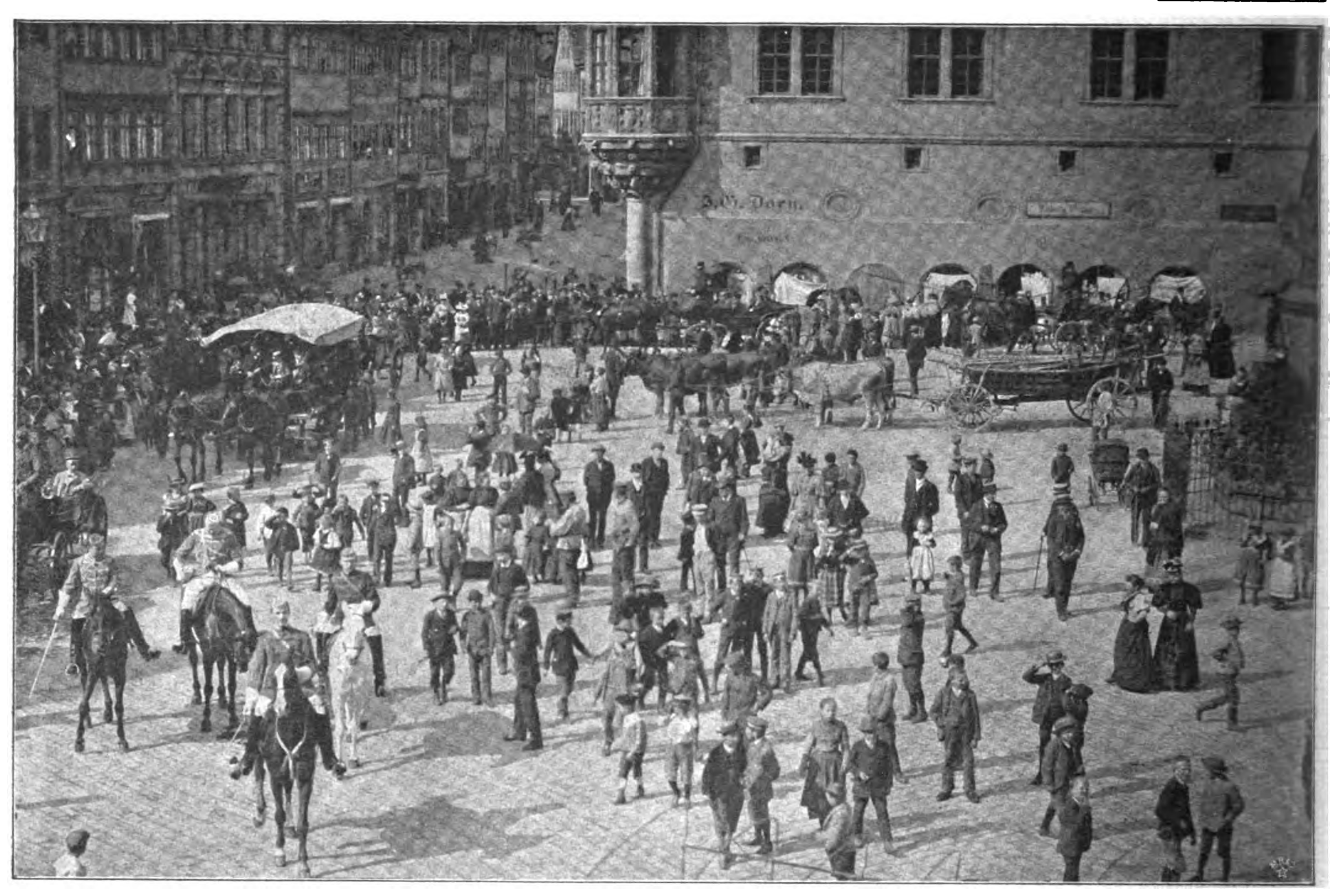


Wrack des englischen Panzerschiffs „Belleisle“ nach der Beschiessung mit Lydditgranaten bei Portsmouth.
Photographische Momentaufnahme.

Samoaner. Unsere Abbildung zeigt Mataafa an Bord des deutschen Kreuzers „Cormoran“. Obwohl Mataafa im Jahr 1888 gegen die Deutschen gekämpft hat, so ist er doch anderweitig gerade für das Deutschtum eingetreten, und stets hat er den Wunsch geäußert, sich unter deutsche Schutzherrschaft zu stellen. — Um die Sprengkraft des Lyddit praktisch zu erproben, hat man in England zu



Uebungen des Allgemeinen Sanitätskolonnenverbands in Thorn.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von Photogr. Karl Bonat, Thorn.



Kongress des „Koburger L. C.“: Burenfestzug der Studenten durch Koburg.
Photographische Momentaufnahme von Prof. E. Uhlenhuth, Koburg.

einem interessanten Manöver gegriffen. Das 1876 erbaute und schon veraltete Panzerschiff „Belleisle“ — die glücklichen Engländer haben für so etwas noch Schiffe übrig — wurde als zwar noch immer wertvolles Objekt hierfür zum Opfer erkoren und, nachdem es in den Zustand der Kampfbereitschaft versetzt war, von dem ganz neuen Panzerschiff Majestic auf 1800 Meter Entfernung bis zum Sinken beschossen. Die Wirkung des Feuers war, wie unsere Abbildung zeigt, fürchterlich: in acht Minuten war das Schiff gesunken, und von den furchtbaren Wirkungen, die eine Seeschlacht mit dem neuen Sprengstoff haben würde, hat man jetzt den greifbarsten Beweis. — Ein friedlicheres Bild spiegelt unsere Photographie einer Sanitätskolonnenübung in Thorn wieder, wo um die Mitte des vorigen Monats der Allgemeine Sanitätskolonnenverband, dessen Vorsitzender Oberstabsarzt Hering ist, tagte. Es waren Festtage für die alte Hansa- und feste Stadt, und die gesamte Bevölkerung nahm in freudigster Stimmung an den Veranstaltungen teil. — Und noch ein zweites Kongreßbild zeigen wir dem Leser. Es führt uns nach Koburg und veranschaulicht den wohlgelungenen Burenfestzug der Studenten gelegentlich des diesjährigen Sommerkongresses deutscher Landsmannschaften, des sogenannten Koburger L. C. — Auf technisches Gebiet führt uns die letzte Abbildung: Schafschur auf der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Posen; wir sehen hier, wie auch die Landwirtschaft bereits eifrig dabei ist, die Kraft des elektrischen Stroms in ihrem Reich praktisch und allgemein zu verwerten.



Elektrische Schafschur auf der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Posen.
Photographische Momentaufnahme von A. & F. Zeuschner, Posen.

Männliche Berufe.

Schriftzeichner.

Die technische Ausbildung sucht man am besten in einem einschlägigen Atelier nach; die Kosten richten sich nach persönlicher Uebereinkunft. Die Dauer der Lehrzeit (in der Regel ein halbes Jahr) hängt von der Vorbildung und Geschicklichkeit des Schülers ab. Die Zeichenklassen der verschiedenen städtischen und staatlichen Gewerbeschulen können gleichfalls zur Ausbildung benutzt werden. Dank den Launen der Mode, die für Diplome, Einladungen, Widmungen, Ehrenbriefe, Etikette, Briefpapier, Wäsche, Stickereien u. s. w. vielfach künstlerisch entworfener Schrift bedarf, ist die Nachfrage nach Arbeitskräften hier zur Zeit groß. Hauptsache für den Schriftzeichner ist das Beherrschen der verschiedensten Alphabete; die gotische, lateinische, romanische, Renaissance- und manche andere Schrift muß ihm geläufig sein. In der Abendschule des Kunstgewerbemuseums in Berlin kostet der Kursus achtzehn Mark. Für Damen hat die Fortbildungsschule Berlin O., Gubenerstr., einen Kursus eingerichtet.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW., Zimmerstr. 39/41. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, Berlin.

Heft 26

DIE·WOCHE



MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

-Alle sieben Tage ein Heft-

BERLIN 1900
Zimmerstrasse 39/41.

Preis: 25 Pf.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H.

